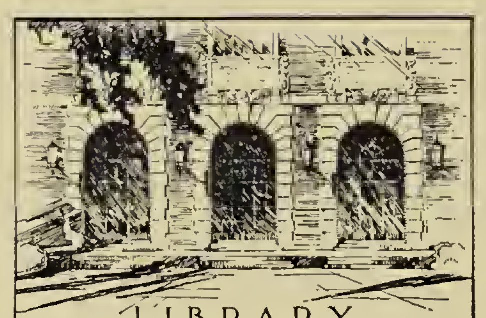


Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1890.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1890.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1890.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 3. Juli 1890.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Zur Schiller-Literatur.

1. Schiller. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von J. Minor. Erster Band. Berlin, Weidmann. 1890. Gr. 8. 8 M.

Man kann es gewiß kaum einen Zufall nennen, daß fast zu gleicher Zeit drei Werke erscheinen oder vielmehr in ihren Anfängen vorliegen, die es sich zur Aufgabe machen, in grundlegender und umfassendster Weise das Bild unsers großen Schiller zu zeichnen: es sind das die ersten Bände der Schiller-Biographien von Weltrich, Brahm und Minor. Ich sage, das Erscheinen dieser Werke fast zu gleicher Zeit kann kein bloßer Zufall sein. Denn wenn auch gewiß noch manche andere Ursachen dabei mitgewirkt haben mögen, vornehmlich der Drang nach historischer Forschung, der unserer Zeit so eigenthümlich ist, so ist es doch bemerkenswerth, daß jene drei Biographen von ganz verschiedenen Standpunkten aus an ihre Aufgabe herantreten. Wenn auch alle drei gleichmäßig mit dem literarischen Rüstzeuge wohl vertraut sind, so ist doch Minor unter ihnen der Literarhistoriker im engern Sinne, während Weltrich sich mehr als Philosoph und philosophischer Aesthetiker, Brahm mehr als journalistischer Kritiker und Essayist zeigt, der in die Kämpfe der Tagesliteratur verwickelt ist und hervorragenden Antheil an ihnen nimmt. Dieser Umstand scheint wol darauf hinzudeuten, daß hier auch ein inneres Bedürfniß dazu geführt hat, der Gegenwart den Lieblingsdichter des deutschen Volks wieder nahe zu bringen. Und ein solches Bedürfniß liegt in der That auch vor. Die ästhetische Begriffsverwirrung, welche in unsern Tagen, durch den naturalistischen Taumel besonders befördert, immer mehr hervortrat und immer bedenklichere Erscheinungen im Gefolge hatte, macht es ganz besonders erforderlich, daß man endlich einmal wieder einen Schritt vorwärts thut, indem man — das ist der einzige Weg dazu — wieder zurückschreitet in die Vergangenheit, die großen Vorbilder, welche diese uns geliefert hat, auch der Gegenwart wieder als solche vor Augen stellt und in ihrem Geiste die ästhetischen Probleme wieder aufnimmt und weiter führt. Bedenkt man, daß gerade das Drama heute im Mittelpunkte der literarischen Kämpfe steht, so leuchtet ein, daß und warum gerade Schiller ein solches Vorbild sein kann und muß, Schiller, den diejenigen am wenigsten überwunden haben, die heute glauben, mit Geringschätzung über ihn zur Tagesordnung übergehen zu müssen. Dazu kommt, daß kein Dichter — selbst Goethe nicht ausgenommen — auch in Bezug auf die ethischen Probleme, die in der Gegenwart so lebhaft erörtert werden, in gleicher Weise als Vorbild und Wegweiser dienen kann als gerade Schiller. Die Zeit wird hoffentlich bald und für immer vorbei sein, in der man gerade in dieser Rücksicht vornehm auf Schiller herabsah und sein hohes, von sittlicher Begeisterung getragenes Pathos, das bei ihm immer wieder zum Durchbruche kommt, gern geringschätzend der stoischen Ruhe und dem Gleichmaße des Goethe'schen Geistes gegenüberstellte. Daß es geschehen konnte, beweist nichts gegen Schiller, sondern ist nur ein Symptom mehr für unsere greise gewordene Zeit und namentlich ihrer vielfach blasirten Jugend, die sich der jugendlichen Begeisterung Schiller's für das sittlich Große und Edle nicht selten schämt. „Es gibt", bemerkt Kuno Fischer treffend in seinem Vortrage „Die Selbstbekenntnisse Schiller's", „es gibt eine glückliche Zeit der aufbrechenden Jugend, wo der Mensch nicht anders kann als bewundern. Diesem Lebensalter ist Schiller der einzige Dichter, der unwillkürlich sym-

pathische, und die angehenden Jünglinge verlieren viel, wenn sie in dieser Zeit diesen Dichter entbehren. Sie können freilich den großen und tiefsinnigen Dichter nicht verstehen, aber für den hinreißenden können sie erglühen, und keine Schwärmerei hat einen bessern Inhalt und größere Aussichten. Es kommt eine weniger günstige Zeit unreifer Bildung, wo sich ein schiefes Selbstgefühl schämt, etwas zu bewundern, und wo es nicht selten Ton wird, gleichgültiger oder vornehmer von Schiller zu reden. Hoffentlich folgt darauf eine Zeit reifgewordener Bildung, wo das bedürftige Selbstgefühl sich wieder sehnt nach Gegenständen der Bewunderung, und hier kehrt man zu Schiller zurück, nicht als dem einzigen Dichter, wol aber als demjenigen, der uns eine ewige Form der Menschennatur, die ideale und erhebende, wie keiner durch seine Dichtungen offenbart hat."

Minor, dessen Schiller-Biographie wir hier zunächst zu besprechen haben, zeigt sich am wenigsten von der Absicht getrieben, durch seine Darstellung innigere Beziehungen zwischen Schiller und dem Geiste der Gegenwart zu vermitteln. Er erfaßt seine Aufgabe rein historisch und tritt fast mit Nüchternheit und Kälte an dieselbe heran. Das begründet zugleich einen Vorzug und einen Mangel. Einen Vorzug: denn es befähigt ihn vor allem, objectiv und unparteiisch das Bild des Dichters zu zeichnen und aus der Masse des empirischen Materials den klaren Thatbestand mit Ruhe herauszuheben. Einen Mangel, weil die Gelassenheit des Historikers auch da zuweilen zu Tage tritt, wo begeisterte und begeisternde Darstellung durch die Natur der Sache erfordert und vom Leser deshalb auch mit Recht erwartet wird. Denn Schiller ist kein todtes Inventarstück literarischer Grabkammern, sondern er lebt unter uns und wirkt auf die Gegenwart. Und deshalb ist es für den Historiker wenn auch nicht unbedingt nothwendig, so doch in hohem Grade wünschenswerth, daß die Verbindungslinien mit unserer Zeit klar hervortreten, daß er von dem Standpunkte ihrer Betrachtungs- und Empfindungsweise den Gegenstand zu bemeistern und historisch-objectiv zu durchdringen sucht. Es wäre in dieser Rücksicht am rathsamsten gewesen, in einer ausführlichen Einleitung das Bild des Dichters in großen Umrissen mit besonderer Berücksichtigung namentlich seines Verhältnisses zur Gegenwart bereits zu entwerfen, sodaß es leicht war, sich im einzelnen wieder darauf zurückzubeziehen. Freilich war es zu diesem Ende nöthig, daß der Verfasser eine bestimmte Stellung bereits einnahm zu der Persönlichkeit Schiller's im allgemeinen und seinen Beziehungen zur Gegenwart und namentlich ihren ästhetischen Fragen im besondern. Ich weiß nicht, ob Minor sich einen solchen bestimmten Standpunkt zu eigen gemacht hat. Im vorliegenden Werke jedenfalls tritt er nicht hervor und zwar aus einem sehr einleuchtenden Grunde: die Mikrologie des Historikers trägt überall den Sieg davon über die philosophische Betrachtungsweise, welche das Material unter großen und umfassendsten Gesichtspunkten zu ordnen sucht. Minor versteht es in ausgezeichneter Weise, die kleinen Züge und Geschehnisse da, wo es sich um speciell Biographisches handelt, zu kleinen farbenprächtigen Genrebildern zu gestalten, oder da, wo von den Geistesproducten Schiller's die Rede ist, geistreiche Analysen zu geben, Schlaglichter von den verschiedensten Seiten her darauf fallen zu lassen und namentlich durch historische Parallelen oft überraschende Beziehungen in den Einzelheiten herzustellen. Das Substantielle aber, das den Charakter Schiller's und sodann seine geistige Entwickelung, endlich die Zeit, der er angehört, durchdringt, dieses Substantielle tritt nirgends deutlich hervor oder wird doch wenigstens nur gelegentlich in kurzen Bemerkungen schwach angedeutet. Wenn auch dieser Mangel in den ersten Abschnitten des Werks, wo es sich blos um die Jugendgeschichte handelt, naturgemäß kaum bemerkbar wird, so tritt er dagegen besonders fühlbar bei der Darstellung der Entstehung der „Räuber" hervor.

In der Aufweisung von Einzelbeziehungen, von dem Ursprunge und der Veranlassung zahlreicher Züge, die den „Räubern" ein so eigenartiges Gepräge geben, bewährt sich der Verfasser wieder als ein Literarhistoriker von umfassendstem Wissen und zugleich geschmackvoller, abgerundeter Darstellung. So weist er, um nur Einiges herauszuheben, auf die Entstehung und Verbreitung der Räuberromantik im damaligen Deutschland hin, spürt den Anregungen nach, die Schiller aus seinen persönlichen Erlebnissen auf der Karlsschule empfangen haben mochte, sucht die Vorbilder herbei, welche für die Aufnahme und Umbildung der Fabel des Stücks, sowie für die Composition von entscheidendem Einflusse gewesen sind u. dgl. m. Von dem Wichtigsten aber, dem geistigen Kennzeichen der Zeit, dem Wesen der Sturm- und Drangperiode ist nicht die Rede. Die „Räuber" werden dieser zwar zugerechnet und mit andern Dramen von Stürmern und Drängern verglichen: aber der Name Sturm und Drang selbst tritt als ein fertiger Terminus auf, dessen Inhalt dem Leser nicht erklärt wird. Hier wäre es die nothwendige, aber auf der andern Seite auch äußerst dankbare Aufgabe des Biographen gewesen, in kurzen Zügen wenigstens die Entstehung jener merkwürdigen Geistesrichtung, die wir als Sturm und Drang bezeichnen, zu schildern, von der die Leisewitz und Lenz, Klinger und Schubart, von denen Minor so häufig redet, zwar bemerkenswerthe Vertreter sind, die aber auf Rousseau, Hamann und Herder als ihre Ahnherren zurückgeführt werden muß. Es ist in dieser Beziehung charakteristisch für den Verfasser, daß er Schiller's Gedicht „Rousseau", so wenig dasselbe auch einen hohen poetischen Werth hat, in gleicher Linie mit dem Ehrendenkmale auf Rieger behandelt und des Dichters Begeisterung für den genfer Philosophen nur daraus herzuleiten weiß, daß dieser noch vor dem Dichter des „Nathan" den Menschen über den Christen stellte und sodann die Berechtigung der sinnlichen Natur des Menschen hervorhob, so wie Schiller es in der Anthologie gethan hatte. Dieselbe übermäßige Hervorhebung von Einzelzügen gegenüber

dem Allgemeinen und Substantiellen, das in ihnen zur Erscheinung und Entfaltung kommt, zeigt sich besonders auch in der Entwickelung der philosophischen Anfänge Schiller's. Dieser hat zwar in seiner Jugend noch keine in sich geschlossene, systematische Weltanschauung, die er als fertiges Instrument handhabt — das konnte unmöglich erwartet werden —; aber seine philosophischen Ueberzeugungen, wie sie namentlich unter dem Einflusse Abel's herangebildet worden waren, haben doch eine subjective, individuelle Einheit und ein durchaus charakteristisches Gepräge, während Minor dieselben als willkürliche, da und dort aufgeraffte Meinungen darstellt und zu einem bunten, aller innern Festigkeit entbehrenden Gemenge auseinanderwirft. Was in der Schilderung äußerer Lebensumstände ein Vorzug ist, ist hier ein Fehler, wo es darauf ankommt, die ins Besondere gehenden, aus den Quellen geschöpften Aeußerungen mehr durch geistesverwandte innere Anschauung als durch vergleichende Einzelbetrachtungen, wie sie der Quellenforscher im engern Sinne nöthig hat, zu einer festen Einheit zu verknüpfen.

Im übrigen kann von dem vorliegenden Werke indessen nur das Rühmlichste gesagt werden. Es ist nicht nur ein Erzeugniß deutschen Gelehrtenfleißes — in der vollständigen Beherrschung des Materials dürfte dem Verfasser wol nur noch Weltrich gleichkommen —, sondern auch der Kunst historischer Darstellung. Schon der eine Umstand verdient besondere Anerkennung, daß der Verfasser die Spuren seiner mühsamen und ausgedehnten Einzelstudien überall getilgt hat und, im Gegensatze zu so vielen heutigen Literarhistorikern und Gelehrten überhaupt, es verschmäht, durch ein Gestrüpp von Notizen, Anmerkungen, Verweisungen mit polemischen Zuthaten u. dgl. hindurch den Leser die Beschwerden seines eigenen Wegs ebenfalls kosten zu lassen, statt ihm die Ergebnisse einfach und klar vor Augen zu stellen. Nur im Anhange sind einzelne Nachweise gegeben, und die Quellen — das ist sehr dankenswerth — aufgezählt und der Eintheilung des Buchs selbst entsprechend geordnet. Indessen ist die Arbeit Minor's nicht blos nach dieser negativen Seite hin bemerkenswerth, sie verdient auch alles Lob in Bezug auf die Art der Darstellung selbst. Vortrefflich sind namentlich die erzählenden Schilderungen äußerer Lebensumstände, der einzelnen Erlebnisse des Dichters, die Charakteristik der Freunde und Zeitgenossen, mit denen er in Berührung kam, die Zeichnung des historischen Hintergrundes zu dem engern Boden, auf dem die Entwickelung Schiller's sich vollzieht. Namentlich von dem Leben und Treiben auf der Karlsschule hat uns Minor ein so lebendiges, anschauliches und farbenreiches Bild entworfen, wie es selbst von keinem der Zeitgenossen geschehen ist. Aber auch in der Analyse und Beurtheilung der Werke unsers Dichters zeigt sich Minor als Literarhistoriker von feinem Geschmacke und scharfer Beobachtungsgabe. Es wäre in einzelnen Punkten freilich sehr mit dem Verfasser zu rechten, wenn der hier zur Verfügung stehende Raum es gestattete. Hervorheben will ich nur, daß mir die Einwirkung des religiösen Elements auf den Dichter in seiner Jugendperiode zu stark betont wird. Auf der andern Seite möchte ich aber doch namentlich noch aufmerksam machen auf die Besprechung von Schiller's Leichenphantasie auf Hoven (S. 183 fg.), ein Muster für die Zergliederung eines poetischen Kunstwerks.

Das ganze Werk ist, einer Ankündigung der Verlagsbuchhandlung zufolge, auf vier Bände berechnet und der zweite soll bereits in allernächster Zeit erscheinen. Der vorliegende erste Band — er reicht bis zur Flucht Schiller's aus Stuttgart — erweckt auch für den Fortgang des Werks die besten Hoffnungen, und ich bin sicher, daß es den besten Erzeugnissen der modernen biographischen Literatur sich anreihen und dauernden Werth behaupten wird.

Eine bemerkenswerthe Ergänzung zu seiner Schiller-Biographie hat der Verfasser in einem Büchlein geliefert, das den Titel führt:

2. Aus dem Schiller-Archiv. Ungedrucktes und Unbekanntes zu Schiller's Leben und Schriften. Herausgegeben von J. Minor. Weimar, Böhlau. 1890. Gr. 8. 2 M.

Es ist bekannt, daß die Erbin des Schiller'schen Nachlasses, die Familie des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, in hochherziger Entschließung, für welche das deutsche Volk ihr aufrichtigen Dank schuldet, das gesammte Archiv im vorigen Jahre der Großherzogin von Sachsen-Weimar zum Geschenk machte; es ist seitdem mit dem Goethe-Archiv in Weimar vereinigt und derselben Leitung unterstellt worden wie dieses. Ehe indessen diese Vereinigung vollzogen wurde — vielleicht war sie damals auch noch nicht in nahe Aussicht genommen —, wurde im Sommer 1888 Minor vom Freiherrn von Gleichen-Rußwurm aufgefordert, das Schiller-Archiv in Greiffenstein ob Bonnland zu ordnen. Minor ist diesem Auftrage nachgekommen und hat damit den jetzigen Leitern des Archivs wie künftigen Benutzern desselben in wirksamer Weise vorgearbeitet, wofür ihm der Dank, namentlich der letztern, doch hoffentlich nicht nach der in der Vorrede ausgedrückten Befürchtung im bloßen Tadel dargebracht werden wird, „wie es die Sitte der Zeit und der gelehrten Welt ist“. Anhangsweise gibt der Verfasser eine Uebersicht des Inhalts des Schiller-Archivs nach den Rubriken, welche er dafür aufgestellt und nach denen er das Ganze geordnet hat. Die Sachen, welche Minor hier zum ersten male in dem vorliegenden Werke veröffentlicht hat, entbehren alle nicht eines gewissen Interesses, sind aber doch für die Schiller-Studien von sehr verschiedenem Werthe. So waren die unter Nr. 6 gegebenen unbeholfenen Verse oder vielmehr Reimversuche — etwas anderes sind sie kaum — entschieden nicht werth, mit abgedruckt zu werden, selbst wenn man den Umstand berücksichtigt, daß sie das erste Zeugniß für die nähere Berührung des Dichters mit Charlotte von Kalb abgeben. Von hohem Interesse dagegen nicht nur für den gelehrten Forscher, sondern auch für die Laien unter den Schiller-

kennern sind namentlich die Briefe von Schiller's Vater an seinen Sohn, ferner das Fragment aus „Don Carlos", die Scene aus „Demetrius", endlich auch der Brief Schwan's an Körner und schließlich die dem Verfasser von Professor Philipp Strauch in Tübingen auszugsweise übersandte „Conduite und Unterrichts Liste Von der Ersten Abtheilung Herzoglicher Militär Akademie". Aus dieser erfahren wir unter anderm, daß Schiller's „Conduite" als recht gut, sein „Genie" dagegen als gut bezeichnet wurde, während Freund Petersen „recht gut" erhielt. Bemerkenswerth ist auch, daß er im Latein, Griechisch und Italienisch „mittelmäßig", im Französisch „ziemlich gut", im Englisch dagegen — es war die Zeit, wo er Shakespeare im Original kennen lernte — „sehr gut" erhielt. Körperlich scheint er schon damals, wie auch später noch theilweise, sehr unbeholfen gewesen zu sein, denn das Zeugniß verzeichnet für „Reuten, Fechten und Danzen" das Prädicat „schlecht", während seine Collegen in diesen drei Fächern durchweg weit bessere Noten aufzuweisen haben.

3. Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger und einige ihrer Freunde. Mit Knesebeck's Briefen an Gleim als Seitenstück zu Goethe's Campagne in Frankreich. Von Heinrich Pröhle. Potsdam, Stein. 1889. Gr. 8. 3 M.

Von dem Charakter dieser Schrift vermag wol am besten eine Aeußerung des Verfassers in der Vorrede Zeugniß abzulegen. Er erwähnt dort, daß er einen Aufsatz über Goethe's „Satyros" nicht mit in die vorliegende Sammlung aufgenommen habe, weil derselbe nur zu dem Anfange einer literarischen Untersuchung gehörte, an deren weiterm Verlaufe er sich nicht mehr betheiligt habe; dieselbe sei vielmehr zwischen Scherer und Julian Schmidt weiter geführt worden. Er berichtet dann kurz über den Verlauf des Streits und bemerkt zu demselben:

> Der ganze Streit zwischen Scherer und Julian Schmidt war sehr charakteristisch. Der letztere hielt es für zwecklos, den eigentlich persönlichen Anregungen nachzugehen, denen der Epiker und Dramatiker etwa gefolgt sei. Scherer dagegen hatte schon früh behauptet, daß man in solchen Nachforschungen nicht leicht zu kühn vorgehen könne. Ich lasse dies dahingestellt sein, darf aber wol erwähnen, daß ich schon noch viel früher in meinem Leben Bürger's in der entsprechenden Art verfahren war und namentlich das Entstehen der Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim" nach den mündlichen Mittheilungen einer Predigerwitwe zergliedert hatte. Sie hatte Bürger einst mit dem Gerichtsamtmann Pfeil über den Schloßhof zu Rammelburg gehen sehen u. s. w.

Ob der Verfasser in dem starken Betonen persönlicher Beziehungen bei literarischen Untersuchungen die Priorität Scherer gegenüber beanspruchen darf, wage ich nicht zu entscheiden. Indessen ist das auch belanglos, da die Erörterung derartiger persönlicher Momente häufig bei literarischen Fragen sehr werthvoll, oft geradezu unentbehrlich ist und deshalb auch von jeher von Düntzer bis Pröhle nicht außer Acht gelassen werden konnte und nicht außer Acht gelassen wurde. Aber alles kommt hier auf das Wie an. Es kommt darauf an, ob man das Aufspüren mannichfaltiger persönlicher Beziehungen als Mittel zum Zwecke oder als Selbstzweck betrachtet, ob man diese Bemühungen in den Dienst wissenschaftlicher Forschung stellt oder sie um ihrer selbst willen anstellt, gleichgültig, was dabei zu Tage gefördert wird. Das letztere aber ist bei dem Verfasser des vorliegenden Werks der Fall. Dasselbe enthält eine Reihe von Aufsätzen, die schon vor längerer Zeit an verschiedenen Stellen, hauptsächlich aber in der Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung" an die Oeffentlichkeit traten. Man kann es allenfalls verstehen, daß sie hier Aufnahme fanden, um zugleich dem Bedürfnisse des Lesers nach Belehrung wie dem nach Unterhaltung entgegenzukommen. Keineswegs aber hatte der Verfasser damit das Recht erworben, diese Aufsätze oder doch den größten Theil derselben zu einem Buche zu vereinigen, welches den Anspruch auf längere Dauer und auf die Beachtung weiterer Kreise erhebt. Der größte Theil der vorliegenden Aufsätze enthält weiter nichts als eine Zusammenhäufung von persönlichen Erlebnissen, Beziehungen u. dgl., die unter irgendeinem passenden oder auch wol unpassenden Titel als „Aufsätze" erscheinen. Anzuerkennen ist der große Fleiß, der unverkennbar überall zu Tage tritt, aber auf was für Gegenstände ist derselbe verschwendet worden! Charakteristisch ist insbesondere der Aufsatz „Goethe und der Harz". Hier heißt es z. B. auf S. 39:

> Goethe ist nach seinen in etwa vier Worten bestehenden Andeutungen am Mittwoch, den 10. December, von Altenau aus zunächst im Schulthale hinauf nach dem Lilienkopfe gegangen. Man sieht auf diesen schönen grünen Weg hinab von der Bank am schwarzen Berge, der die vielen Digitalis hat. Der Lilienkopf bietet wenig Aussicht. Das von Goethe erwähnte „Altenauer Glück" war eine Grube oben am Bruchberge. Dorthin konnte er an diesem Tage nicht gut gekommen sein, auch wenn er nicht schon um 10¼ Uhr früh vom Torfhause aus weiter gegangen wäre. Er will aber blos sagen, daß er über den Altenau-Glückerstollen oder -Graben weggeschritten ist, der die Wässer von dem Altenauer Glück in den Dammgraben führt u. s. w.

In dieser Weise wird auf 40 Seiten Goethe's Harzreise im Winter geschildert und nicht das Kleinste wird uns erlassen. Difficile est satiram non scribere. Interessant ist auch besonders eine Bemerkung auf S. 43, wo es heißt:

> Auch die gewaltige Masse des Harzes mit dem Brocken hätte Goethe hier bei hellerm Wetter noch einmal vor sich sehen, nicht minder den hellglänzenden Wasserspiegel des Seeburger Sees und die beiden Gleichen bei Göttingen erkennen können. Doch sah Goethe schon darum von alledem nichts, weil ihm (wahrscheinlich auf der Königshütte) etwas ins Auge geflogen war, sodaß er sich im Gasthause zu Duderstadt nur das Auge verband und schlafen ging.

Wer denkt da nicht unwillkürlich an das Goethe'sche Wort von dem Manne, der im Boden wühlt und „sich freut, wenn er Regenwürmer findet"?

Man könnte sich zur Noth mit dem Inhalte der Aufsätze, welche der Verfasser uns hier bietet, aussöhnen, wenn wenigstens die Form ansprechend wäre. Aber weder ist eine feste Composition vorhanden — oft wird der Verfasser sogar verworren —, noch ist der Stil irgendwie gefällig, am allerwenigsten da, wo der Verfasser metaphorisch

reden will. Hier kommen sogar an verschiedenen Stellen ungeheuerliche Stilblüten zum Vorscheine, wie auf S. 15:

Um das gebrochene Zwing-Uri herum gruppirt sich in reizenden Gemälden das Hirtenleben und aus den Ruinen blüht zuletzt Tell's Herd wie eine Alpenblume hervor (!). ... Die Hörner von Schwyz und Uri erschallen hier als die Musikalien (!) des republikanischen Hirten- und Hüttenlebens.

Daß es dem Verfasser mit diesen Hörnern, die als Musikalien figuriren, bitterer Ernst ist, beweist eine andere ähnlich schöne Stelle zwei Seiten weiter:

Nicht nur die Hörner von Schwyz und Uri sind die Musikalien eines glücklichen politischen Hirten- und Hüttenlebens. - An den Musikalien aber, wie sie Gleim 1797 etwa von Parey her vernahm, hängt die Zukunft der Monarchie (!).

In weitere Kreise zu dringen verdient auch der Ausspruch auf S. 29:

Goethe's „Faust" hat mich von der Bühne herab jedesmal lebhaft wie kräftiger Fichtenduft an das Harzgebirge erinnert.

Am meisten scheint der Verfasser selbst von dem ersten Aufsatze über Goethe's „Hermann und Dorothea" eingenommen zu sein, der mehr einen ästhetisch-kritischen Charakter haben soll. Ich kann dieser Ansicht so wenig beistimmen, daß ich eher geneigt bin, den Aufsatz überhaupt nicht ernst zu nehmen. Am ehesten würde noch der Aufsatz über Wilhelmine Herzlieb oder der über Karl Philipp Moritz als ansprechend gelten können. Werthvoll sind die Briefe Knesebeck's an Gleim aus der Zeit von 1792 bis 1798, die der Verfasser aus dem Gleim'schen Familienarchiv in Halberstadt hervorgezogen hat und hier zum ersten male veröffentlicht. Auch sonst findet sich im einzelnen viel literarisches Material in den Aufsätzen zerstreut. Trotzdem hat der Verfasser sich mit der vorliegenden Publication derselben keinen guten Dienst erwiesen.

Max Groeben.

Erzählungen.

1. Moderne Typen. Novellistische Studien von Gustav Schwarzkopf. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. 8. 4 M.

Gustav Schwarzkopf ist ein Schriftsteller, dessen Schöpfungen in der deutschen Literatur ganz vereinzelt dastehen; sie sind ebenso weit von der schablonenhaften Unwahrheit der Sensations- und Familienromantik entfernt wie von der formlosen, brutalen Verworrenheit, die vom „jüngsten Deutschland" als Realismus ausgegeben wird. Aber nicht nur diesen zwei Gegensätzen steht er fern, auch denjenigen Schriftstellern, die sich zwischen denselben bewegen. Schwarzkopf ist Realist, echt und durchaus. Kein Schriftsteller bringt den Realismus so klar zum Ausdrucke, keiner führt ihn so folgerichtig aus wie er; niemals nimmt er den Zufall, diesen „Entoutcas" der Schriftsteller, zu Hülfe, niemals hat er schönfärbend-„idealistische" Anwandlungen, nie geräth er in den naturalistischen Schmuz. Er nimmt seine Stoffe aus dem modernen Leben und stellt sie in ihrer ganzen Nüchternheit und Blöße hin. Da liegt denn der Vorwurf nahe, der von „Idealisten" so gern erhoben wird, daß nämlich der Schriftsteller nicht die Aufgabe habe, die Wirklichkeit abzuschreiben, sondern ein farbiges poetisch verklärtes Bild von ihr zu geben. Nun, Schwarzkopf's Arbeiten sind freilich durchaus nicht poetisch verklärt, aber sie sind auch nicht dunkle leblose Photographien der Wirklichkeit, wenn sie auch photographisch genaue Naturtreue haben; im klaren, scharfen Lichte seines durchdringenden Verstandes werden die Stoffe so deutlich, ja durchsichtig, daß man bis in ihre verborgensten Fältchen hineinsieht und allerlei wahrnimmt, was einem im Leben, wo man sie sonst trifft, ganz verborgen bleibt; er wendet sie nach allen Seiten, und immer ergeben sie neue anziehende Ansichten. Und diese ungewöhnliche Lebenswahrheit erreicht Schwarzkopf, ohne je in die schreibselige Umständlichkeit zu fallen, die, von Walter Scott ausgehend, durch Zola in Mode gebracht, sich in seitenlangen langweiligen Beschreibungen unwichtiger Dinge und Aeußerlichkeiten ergeht und in der manche Schriftsteller ihren Realismus zu bethätigen glauben.

Schwarzkopf vermeidet jede schmückende Zuthat, die die scharfen Umrisse seiner Stoffe verwischen könnte. Seine Arbeiten sind keineswegs das, was man gewöhnlich unter Roman und Novelle versteht; er nennt sie auch nicht so. Er hat sein umfangreichstes Werk „Lebenskünstler" als Sittenbild bezeichnet, seine Skizzen „Durch scharfe Gläser" als Satiren, sein zweitheiliges Buch „Die Bilanz der Ehe" als novellistische Studien. Als das bezeichnet er auch sein neuestes Buch „Moderne Typen". Die darin enthaltenen Skizzen sind auch nur insofern novellistisch, als die Personen bestimmte Namen haben wie in Novellen, aber die eigentlichen Merkmale derselben fehlen ihnen fast durchweg: das ungewöhnliche Ereigniß, die fortlaufende und meist zu einer Heirath führende Handlung, die Spannung, die unvermeidliche Katastrophe und die sonstigen belletristischen Kniffe. Auch der Titel hätte nicht besser gewählt werden können; es sind durchaus moderne Gedanken, Empfindungen und Bestrebungen, die er hier durch seine Personen zum Ausdrucke bringt, moderne Typen, und nicht die Stereotypen der Schablonenliteratur. Die Menschenkenntniß, die der Verfasser in diesen Studien bethätigt, ist geradezu großartig, ja auf den, der Schwarzkopf's übrige Werke nicht kennt, muß sie verblüffend wirken. Eine solche Kenntniß der menschlichen Seele setzt nicht blos eine scharfe Beobachtung anderer, findige Vergleichung und Logik voraus, sondern eine noch viel seltenere Eigenschaft: peinliche, zersetzende Selbstbeobachtung. Nur wer das Secirmesser rücksichtslos an seine eigenen Gedanken und Empfindungen zu legen vermag, wird die anderer ganz erkennen und verstehen; Selbstbeobachtung ist der

Schlüssel, der zu den verborgensten Tiefen fremder Seelen führt; denn in jede Menschenseele sind dieselben Keime gelegt, nur verkümmern sie hier und dort gedeihen sie.

Dem Inhalte des Buchs angemessen ist die Sprache klar, nüchtern, ohne Bilderschmuck, mit sarkastischen Wendungen; in dem Bestreben, die Begriffe möglichst anschaulich zu machen, reiht der Verfasser oft zu viele Merkmale aneinander, die er in Nebensätzen ausdrückt, und erweitert dadurch das Satzgefüge über Gebühr, ohne indeß verworren oder athemlos zu werden.

Unter den 21 Studien, von denen nur die Minderzahl je 20 Seiten erreicht und die alle vorzüglich sind, verdienen folgende besonders hervorgehoben zu werden: „Wahn", eine ergreifende psychologisch meisterhafte Schilderung des keimenden Wahnsinns; ferner „Eine Ausnahme", wo die Selbstsucht drastisch zum Ausdrucke kommt; dann „Provisorisch", eine Studie voll gedankentiefer Lebensweisheit. Die ausgezeichnete Studie „Vergeltung" paßte dem Stoffe nach in die „Bilanz der Ehe".

Dieses Buch ist keine Lektüre für das große Lesepublikum, das ja leider zumeist aus Frauen besteht; denn dieses macht es so, wie jene Leute, die keine Speise essen wollen, die sie nicht schon kennen: es will nur jenes tausendmal ausgepreßte und aufgewärmte Zeug, das zwar unter verschiedenen Namen und mit allerlei Zuthaten geboten wird, aber im Grunde doch immer dasselbe ist; Schwarzkopf's Buch aber ist etwas ganz Ungewöhnliches, ist wider jedes literarische Herkommen. Man könnte es eine Beispielsammlung, einen Commentar zu den „Maximes" des Herzogs von Larochefoucauld nennen. Schade, daß der alte Skeptiker nicht mehr am Leben ist! Er hätte seine Freude dran!

2. Aus der Tragikomödie des Lebens. Deutsche und rumänische Geschichten von Marco Broeiner. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. 8. 4 M.

Marco Broeiner, der Mitverfasser des Sensationsstücks „Die Hochzeit von Valeni" hat 32 kleinen Skizzen unter dem passenden Titel „Aus der Tragikomödie des Lebens" zu einem Bande vereinigt. Es sind traurige und lustige Geschichten und Stimmungsbilder, sozusagen Momentphotographien aus dem Leben. Aber gerade so wie die wirkliche Momentaufnahme ein ganz besonderes Geschick erfordert, so auch die literarische: es gehört künstlerischer Geschmack dazu, den passenden Stoff zu wählen, scharfer Blick, den richtigen Augenblick zu erfassen und belebende Plastik, jenen wirkungsvoll zu gestalten. Solche kleine Lebensbilder können Meisterwerke an Wahrheit und Schönheit sein, eben weil oft ein ganzes Menschenleben in einen Rahmen hineingedrängt ist und so einen Ueberblick bietet, wie ihn eine lange Erzählung nie so wirksam geben kann. Gerade in Oesterreich hat diese Art literarischen Schaffens zwei glänzende Vertreter: Schwarzkopf und Chiavacci; auch Frau von Kapff-Essenther hat in ihrem Buche „Mein Wien" manches Gute gebracht. Broeiner steht allen dreien nach, die beiden Erstgenannten erreicht er auch nicht annähernd. Was für köstliche Satiren hätte Schwarzkopf aus Stoffen gemacht, wie sie den Skizzen „Die todte Frau" und „Alles für den Beruf" zu Grunde liegen! Zu was für erschütternden Bildern die Ideen der Skizzen „Er oder ich" und „Ein Traum"! Broeiner weiß die Stoffe zwar meist recht gut zu wählen, aber er kann sie nicht zur Geltung bringen. Sein Humor ist kraftlos, seine Tragik nicht minder, wiewol er die Farben ziemlich stark aufträgt. Seine Arbeiten machen einen verschwommenen Eindruck, denn ihren Umrissen fehlt jene herbe Schärfe, die das wirkliche Leben kennzeichnet; der träumerischen Stimmung aber, in die er sie zu tauchen liebt, geht jener zarte poetische Duft ab, der allein im Stande ist, wenigstens einigermaßen für die mangelnde Lebenswahrheit zu entschädigen.

Störend ist, daß der Verfasser in der Skizze „Latein ... ganz ungenügend" einem Kinde, das sich ertränkt, ganz denselben Vor- und Zunamen gibt, den er einige Seiten vorher in der Skizze „Die Sünden der Kinder" einem Erwachsenen gegeben; das Kind kann aber — ganz abgesehen von der sinnwidrigen Zeitfolge dieser zwei Arbeiten — gar nicht zum Manne geworden sein, weil es noch als Kind gestorben ist; wenn die beiden Gestalten aber nicht dieselben sind, warum hat er ihnen denselben Namen gegeben? Und Fritz Kronau ist doch kein so alltäglicher Name! Recht unwahrscheinlich ist es, daß sich jemand auf der Stiege eine Flasche Tokayer öffnet wie in der Skizze „Wieder allein!"; solche Flaschen pflegen doch Kapsel und Siegel zu haben; oder hat er einen Korkzieher in seinem Messer gehabt? Selbst dann ist's unwahrscheinlich, daß er sich so viel Mühe gemacht.

Eine andere Vergeßlichkeit widerfährt dem Verfasser in der Geschichte „Der Gatte aus dem Jenseits"; sie wird freilich nur dem auffallen, der über militärische Verhältnisse unterrichtet ist: diese Geschichte spielt nämlich in Rumänien, und es ist von Ulanen die Rede; in Rumänien gibt es aber gar keine, das sollte Broeiner als Sohn dieses Landes doch wissen!

In der Sprache fällt die absichtliche, fast unmittelbar aufeinanderfolgende Wiederholung derselben Wörter auf; noch mehr aber der ausschließliche Gebrauch des Demonstrativadverbs statt des Relativpronomens; Broeiner schreibt stets: „darauf", „darin", „darein", „darunter" statt: „auf dem", „in dem", „in das", „unter dem".

Alles in allem zeigt dieses Buch zwar wenig Kraft, aber guten Willen und keine Schablone; und das ist auch etwas!

3. Hoplah! Zwei Geschichten aus dem Circusleben von Signor Saltarino. Weimar, Weißbach. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Titel dieses Buchs ist ein Ausruf, den man im Circus oft zu hören bekommt. Er ist gut gewählt, denn das Buch enthält zwei Erzählungen aus dem bunten internationalen Treiben der Circuswelt. Der Verfasser scheint

diese genau zu kennen, wol selbst in ihr gelebt zu haben; neu ist der Einblick, den er in dieselbe bietet, indeß keineswegs. Es kommt einem das Meiste so bekannt vor, wenn man auch bestimmt weiß, dieses Buch früher nicht gelesen zu haben. Es sind eben die herkömmlichen belletristischen Phrasen, nur behandeln sie diesmal einen etwas interessanteren Stoff. Von psychologischer Vertiefung ist keine Spur da und die aufgetragenen Farben sind grell wie das Feuerroth des Buchumschlags.

4. Tausendlust. Erzählungen von Königsbrunn-Schaup. Dresden, Pierson. 1890. 12. 2 M.

Nippessachen sind zwar stets überflüssig, aber wenn sie sinnig und zierlich gemacht sind, so kann man sich sie noch gefallen lassen: im Zimmer; nicht aber in der Literatur. In dieser ist alles Ueberflüssige auch tadelnswerth, zumal wenn es so dilettantenhaft gemacht ist wie die drei Novellen, das Märchen und die Legende, die dieses Buch enthält. Jene drei sind seicht und unwahrscheinlich, die beiden letztern, namentlich die Legende, geradezu kindisch-albern. Es ist wahrhaft schade um die Zeit, die an dieses Buch verschwendet worden ist und wird: vom Verfasser mit dem Schreiben, vom Publikum mit dem Lesen; beide Theile könnten ihre Zeit besser verwerthen!

5. Unter dem Purpur. Roman von Alexander Römer. Dresden, Pierson. 1890. 8. 3 M.

Man wäre fast versucht, im Interesse der Literatur zu wünschen, es gäbe keine kleinen deutschen Fürstenhöfe mehr; da müßten sich die Erzähler doch um einen andern Schauplatz für ihre Romane umsehen. Gewiß bieten sie ihnen Stoff in reicher Fülle; aber sie haben das Treiben um diese kleinen Throne schon so gründlich ausgebeutet, daß ein ganz ungewöhnliches Talent dazu gehörte, ihm neue anziehende Seiten abzugewinnen. Alexander Römer zeigt sich in seinem Romane „Unter dem Purpur" keineswegs als solches. Wer noch nicht viel gelesen und keine hohen Ansprüche stellt, dem mag dieses Buch gefallen; jedem andern aber werden dessen Personen und Scenen bekannt vorkommen, wenn er auch nicht weiß woher. Es ist eben der nach der Schablone gemachte Familienroman mit dem ganzen abgenutzten Vorrath von Puppen und Decorationen. Einige Gestalten erinnern übrigens an ein ganz bestimmtes Vorbild; wer Natalie von Eschstruth's „Gänseliesel" kennt, der wird nur schwer glauben können, daß Prinzessin Sidonie und Baron Hohenau nicht diesem Romane entnommen sind, sondern einer Ideengleichheit ihr Dasein verdanken. Römer's Roman erreicht den Fräulein von Eschstruth's nicht, um wie viel weniger erst die köstlichen Erzählungen des Meisters der Hofgeschichten, des alten Hackländer!

6. Vor fünf Generationen. Ein Zeitbild von Armin Camer. Berlin, Janke. 1890. 8. 1 M.

Wollte man Voltaire's ästhetischen Grundsatz: „Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux" auf dieses Buch anwenden, so müßte man ihm das böse Beiwort „schlecht" geben, denn es ist sehr langweilig; das ist aber für ein Buch, das keinen höhern Anspruch machen kann, als zur Unterhaltungslektüre gezählt zu werden, eine äußerst misliche Eigenschaft. Es leidet zwar im allgemeinen nicht an den sonstigen Fehlern der Belletristik, an schreienden Unwahrscheinlichkeiten und Uebertreibungen, aber das ist doch nur ein schwacher Trost; denn keine großen Fehler und keine Vorzüge haben zusammen doch nur ein negatives Ergebniß.

Eine in dem Buche einem Arzte in den Mund gelegte Aeußerung dürfte für die medicinische Wissenschaft von großem Werthe sein: es heißt da, Schreck und Aerger könnten die Gesichtsrose verursachen. Mag ja sein, daß die Aerzte damals — die Geschichte spielt zu Ende des vorigen Jahrhunderts — dieser Ansicht gewesen, aber es scheint keineswegs, als ob der Verfasser diese Behauptung blos dem damaligen Stande der Wissenschaft angepaßt hätte.

Die Sprache des Buchs läßt einiges zu wünschen übrig; eine Anakoluthie wie die folgende ist sehr zu tadeln:

> Stolz und zufrieden schritt Dorothea am Arme des sie anbetenden Gatten durch das Haus bis zu einem mit zierlichen und kostbaren Geräthschaften ausgestatteten Gemach, welches er ihrem alleinigen Gebrauch bestimmt hatte und sie ersuchte, es sich bequem zu machen.

Wollte man ein bischen boshaft sein, so könnte man auf diese trotz ihrer Rococohülle alltägliche Geschichte Heine's Worte, nur entsprechend geändert, anwenden und sagen:

> Es ist eine alte Geschichte,
> Doch ist der Titel neu,
> Und wer sie just muß lesen,
> Dem kommt der Schlaf dabei.

7. Marina. Eine Erzählung aus der Gegenwart von B. M. Markewitsch. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Paul Graff. Berlin, Wilhelmi. 1889. 8. 3 M.

Dieses Buch bekämpft Rußlands „neue Generation", also jene Richtung, die alles, was dem vorigen Geschlechte lieb und werth gewesen, als kindisch und veraltet verspottet und verdammt, die das Volk um jeden Preis aufklären will, selbst wenn dieses dabei unglücklich werden und seelisch verkommen muß; jene Richtung, die Turgenjew in Basarow, der Hauptgestalt aus „Väter und Söhne", verkörpert hat. Dieses Buch bekämpft, kurz gesagt, den Nihilismus; denn dieser ist ja das letzte, unausbleibliche Ergebniß dieses alles verneinenden Strebens. Markewitsch's Buch zeigt die Merkmale, die den meisten russischen Büchern eigen sind: es beschäftigt sich ausschließlich und eingehend mit den heimatlichen Zuständen und stellt sie mit schonungsloser Offenheit hin; es enthält durchaus eigenartige Menschen, an denen Rußland reich zu sein scheint; wol darum, weil sich in diesem von der Cultur noch wenig beleckten Lande die Individualitäten noch ursprünglicher entwickeln können als im gebildeten Westen, der unter dem aus-

gleichenden Banne der internationalen Förmlichkeit steht. Leider zeigt das Buch aber noch ein drittes der russischen Literatur eigenes Merkmal: es ist nämlich wahrhaft quälend breitspurig. Es ist eine harte Aufgabe, die Goldkörner aus der trüben unendlichen Flut umständlicher Schwatzhaftigkeit herauszusuchen, in der jene dahinströmt; zumal, wenn ihre Anzahl nicht allzu reichlich ist wie in diesem Buche.

Theodor von Sosnosky.

Prosadramen.

1. Das Recht der Natur. Schauspiel in vier Aufzügen von Alfons Langer. Dresden, Pierson. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Wenn ein Titel etwas werth ist und wenigstens von der Wahl eines Titels viel abhängt, so konnte Alfons Langer nicht leicht eine bessere Wahl treffen. Denn vielversprechend ist dieser Titel in der That. Schade nur, daß der schönste Titel allein es eben nicht thut. In unserm Falle leider nun gar nicht; denn so verlockend des Schauspiels Titel, so klein sind die dem Verfasser zur Verfügung stehenden Mittel. Der anscheinend recht junge Verfasser hat uns in seinem „Recht der Natur" ein Werk geboten, das sich ungefähr ebenso lieblich liest wie ein dramatisirter Criminalroman und dem armen Leser — denn ein Buchdrama wird das Werk hoffentlich bleiben — wieder und wieder die Haare zu Berge stehen läßt, so haarsträubend ist die entsetzliche Geschichte, deren Fäden mitleidslos vor uns bloßgelegt werden. Weshalb das Werk sich gerade „Das Recht der Natur" und weshalb es sich außerdem ein „Schauspiel" nennt, ist mir gleich unklar geblieben. Der Begriff „Das Recht der Natur" ist ja allerdings ein ziemlich dehnbarer, und man mag mit einem solchen Titel schließlich so manches bezeichnen, wovon sich die kritische Schulweisheit nichts träumen läßt. Aber weshalb ist das bluttriefende Drama gerade ein „Schauspiel" benamst. Fürchtete der Verfasser vielleicht den strengen Kunstrichter, der an der Bezeichnung des Werks als „Trauerspiel" um deswillen Anstoß genommen hätte, weil der Autor in der Wahl seiner Mittel gar zu wenig ängstlich war und uns alles andere eher als eine wirkliche Tragödie vor Augen geführt hat? Weil er uns ein echtes und rechtes Schauerdrama voll grobkörniger Motivirung geliefert hat, das sich dem ersten besten pariser Boulevarddrama ebenbürtig an die Seite stellt? Doch vielleicht bin ich zu hart in meinem Urtheile. Mag der Dichter selber für sich sprechen!

Die beiden Helden des Stücks — Spieler und Gegenspieler — entpuppen sich schon im ersten Acte als Diebe, sofern man berechtigt ist, einen Menschen so zu nennen, der die beste Absicht hat, zu stehlen, und diese Absicht nur deshalb nicht ausführen kann, weil wider seinen Willen ihn die Umstände daran verhindern. Thatsache bleibt, daß der gutmüthige Herr von Hohenburg sowol durch seinen Schützling Georg Walter wie durch den ihm von seiner hochnäsigen, lieblosen Frau Gemahlin aufgezwungenen Schwiegersohn, den erbärmlichen Baron von Wolfenheim, einen Spieler und Wollüstling bedenklichster Sorte, bestohlen worden wäre, wenn angesichts des Hohenberg'schen Geldschrankes die beiden Diebe nicht einander bei ihrem saubern Handwerk abgefaßt hätten. Einer muß freilich immer der erste sein, und das ist diesmal, weil es dem Dichter so beliebt, der Herr von Wolfenheim. Dieser Biedermann vergiftet kalt lächelnd im zweiten Acte seinen Herrn Schwiegerpapa in spe, und zwar am Verlobungstage durch ein Glas Wein, läßt dann in recht plumper Weise ein Taschentuch seines Rivalen Walter eine große Rolle spielen, um Walter „hereinzulegen", der das Taschentuch — mit einem tödlichen Gift getränkt haben soll. Frau von Hohenburg, deren Gemahl vor der Ehe ein armer Schlucker gewesen, ist froh, so rasch zur Witwe geworden zu sein und trägt sich, kaum daß ihren Gemahl die Erde deckt, schon wieder mit Heirathsgedanken, „weil dies" (wie sie sich und uns vorlügt) „die Verhältnisse so erfordern". Obwol sie durch ein verführtes Bürgermädchen Anna erfährt, welch sauberer Bruder ihr erwählter Schwiegersohn ist, bleibt die wackere Dame doch dabei, daß Ehrenbold von Wolfenheim trotz dieser von ihm selber nothgedrungen eingestandenen „jugendlichen Verirrung" der rechte Mann für ihre Tochter Gretchen ist. Diesem Gretchen nun geschieht es ganz recht so, denn sie ist ein albernes Gänschen, das selber nicht recht weiß, was es will. Als Gretchen endlich ihrem eigentlichen Liebsten ihr Herz wirklich entdeckt, da ist es leider schon zu spät, denn es geschieht das erst, nachdem ihr Geliebter Walter auf Grund falscher Zeugnisse als Mörder im Gefängnisse sitzt. Zufällig ist der Schließer des Gefängnisses der Vater des von Wolfenheim bethörten Bürgermädchens und fühlt aus Rache mit Walter ein menschliches Rühren und läßt den vermeintlichen Mörder entkommen. Walter soll mit dem Liebchen entfliehen, als aber alles nach Wunsch zu gehen scheint und Gretchen ihm erklärt, sie liebe nur ihn allein, da ruft er ihr zu: „So bist du mein! mein Himmel, meine Hölle!" und ersticht sie. Weshalb im höchsten Liebesrausche das arme Gretchen Herrn Walter zur Hölle geworden, verschweigt uns der Dichter, ebenso wie den Grund, weshalb Walter sein Gretchen ermordet; denn Herr Langer wird es mir wol kaum verübeln können, wenn ich ihm entgegenhalte, daß die gute Grete doch wahrhaftig nichts dafür kann, daß ihr heißgeliebter Walter Spielschulden gemacht hat und, um diese zu begleichen, den Geldschrank ihres Herrn Papas hat um das nöthige Sümmchen erleichtern wollen. Weshalb er nachher, nachdem er infolge eines Zufalls den Diebstahl nicht hat aus-

führen können, gerade seinem Mädchen das Leben nimmt, das begreife, wer will. Daß er sich selber zur Sühne nachher erdolcht, das herbeigeführt zu haben, ist eben kein besonderes Verdienst des Dichters; denn den Kopf oder mindestens für diesen thatsächlichen Mord Zuchthausstrafe verwirkt hätte Walter unter allen Umständen. Damit aber das „Schauspiel" als echtes Trauerspiel ende, läßt Langer dann auch noch den gewissenlosen Diener Anselm, der als Wolfenheim's Mitschuldiger hat den alten von Hohenburg aus dem Leben räumen helfen, hinter der Scene durch Wolfenheim — und wie wir annehmen wollen (denn es fallen zwei Pistolenschüsse) à tempo Wolfenheim durch Anselm erschießen, worauf zum Schlusse Frau von Hohenburg noch erbebend (?!) die Worte verbricht: „Allein?!" (gefaßt) „Es ist besser — so!" Und vorzeitig fällt nach diesen Worten der Vorhang, sonst hätte das gefühllose Weib sich zu guter letzt noch, was sie ja doch hat werden wollen, dem verehrungswürdigen Publikum als — Verlobte vorgestellt. Der Dialog ist vielfach geschraubt, aber im ganzen doch weit besser, als es das rohe Stück erwarten ließe. Die Charakteristik der einzelnen Personen steht auf gleicher Höhe mit der fadenscheinigen Motivirung der ganzen Handlung. Ein Glück noch, daß der Dichter es bei vier Aufzügen bewenden läßt, sonst hätten, nachdem er so erfolgreich in diesen vier Acten von den sieben Hauptdarstellern fünf ins Jenseits befördert, im fünften Acte am Ende gar auch noch die vom Dichter gütigst am Leben gelassenen beiden letzten Personen, Frau von Hohenburg und Anna, einander gleichzeitig umgebracht.

2. Seeluft! Schauspiel in einem Aufzuge von Stanislaus Art'l. Dresden, Pierson. 1890. Gr. 8. 75 Pf.

Das Art'l'sche Stück zählt gerade 21 Seiten und dürfte sich in etwa 20—30 Minuten bequem abspielen, setzt aber, den Chor von Curgästen, Fischern, Fischerfrauen und Kindern, die glücklicherweise nichts mit zu reden haben, aber immerhin auf der Bühne erscheinen, ein Personal von insgesammt nicht weniger als zwanzig redenden Männlein und Fräulein voraus. Darstellbar ist das Stückchen ja trotzdem, ob aber viele Leiter selbst großer Bühnen, die über das nöthige Personal verfügen, sich mit dieser „Seeluft" befreunden werden, scheint mir einigermaßen zweifelhaft, für gewiß aber glaube ich annehmen zu können, daß sämmtliche mittlern und kleinern Theater diesem Stückchen verschlossen bleiben; denn woher sollen die zu einer solchen dramatischen Kleinigkeit das vom Dichter verlangte Personal hernehmen? Wenn unsere neuern Dramatiker nach wie vor zumeist es für überflüssig halten, mit ihren Werken auf die Bühne, wie sie nun einmal beschaffen ist, auch nur die geringste Rücksicht zu nehmen, so ist es kein Wunder, daß die Directoren von vornherein derartigen Werken gegenüber sich kühl ablehnend verhalten. Wenn ein Feldherr eine Schlacht gewinnen will, so muß er nothwendigerweise erst das Terrain und die gegebenen Verhältnisse studiren, sonst hat er eben keine Gewähr des Sieges und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß er die Schlacht verliert oder die Festung, deren er sich bemächtigen möchte, nicht einnimmt. Ganz so ist es aber doch auch mit dem Dramatiker der Fall. Wie kann ein Bühnendichter hoffen, mit seinem Werke die Bühne erobern zu können, wenn er auf die Verhältnisse eben dieser Bühne nicht die geringsten Rücksichten nimmt, sondern an die Bühne Anforderungen stellt, welchen diese schlechterdings nicht entsprechen kann noch wird? Und daß Art'l es versäumt hat, diese unerläßlichen Rücksichten zu nehmen, bedauere ich immerhin. Einen großen Erfolg wird sein Stückchen auch da, wo es aufgeführt werden sollte, nicht haben. Und dennoch verräth es deutlich, daß der Dichter dramatisches Talent hat und als Seelenmaler besonders Tüchtiges zu leisten wol im Stande ist, auch seine Charaktere geschickt voneinander sich abheben zu lassen versteht. Die Handlung des Schauspiels ist freilich ziemlich ärmlich. Das Ganze ist eigentlich als ein Stimmungsbild zu bezeichnen, als solches aber verdient das Stückchen alle Anerkennung, und es ist wirklich zu bedauern, daß er zu Anfang des Stücks, wo er die verschiedensten Badegäste redend einführt, diese Personen eine so gar gewöhnliche Sprache reden läßt (Herr: „Ick sitze natürlich bei meiner Ollen." Dame: „Nee, nee, bleib ok drüben, det kippt sonst" u. s. w.) und dadurch uns um die Stimmung von vornherein bringt, in der wir dem Fortgange seines Stückchens folgen sollen. Das an den Abgang all dieser Alltagsmenschen sich anschließende Gespräch zwischen Hedwig von Marten und Erna von Sorbitten ist von großer psychologischer Wahrheit und dichterischer Zartheit und unsere ganze Theilnahme wird herausgefordert, wenn wir sehen, wie Erna ihrer Freundin Hedwig das Geständniß entlockt, daß sie verheirathet, aber von ihrem Gatten Edwin von Rankenfels verlassen worden ist, weil sie als verzärteltes unerfahrenes Mutterkindchen dem von ihr doch so heißgeliebten Manne thöricht die Ausübung seiner eheherrlichen heiligsten Rechte verwehrt hatte, und wie schließlich durch Erna die beiden Liebenden wieder zusammengeführt werden. Möchte dieses (Erstlings?-)Werkchen des begabten Verfassers, das auf alle Fälle wenigstens als Buchdrama weitern Kreisen bekannt zu werden verdient, nicht zugleich sein letztes sein!

3. Ein echter Rembrandt. Lustspiel in einem Aufzuge von August von Friedlor. Leipzig, Mutze. 1890. 8. 60 Pf.

Flott geschrieben und gut angelegt, entspricht das lustige Stückchen in der Ausführung allerdings nicht ganz den Erwartungen, die es eröffnet. Der Maler Karl Werner ist von einem reichen Kunstfreunde, dem Gutsbesitzer Ernst von Bergheim, schwer in seiner künstlerischen Ehre gekränkt worden und hat, um sich an diesem zu rächen, wie er seinen jovialen Collegen Müller und Lamm, mit denen er ein Atelier theilt, erzählt, seine eigene Schwester Marie gemalt, in der Absicht, dem Gutsbesitzer das Bild als einen echten Rembrandt aufzuschwatzen und erst drei Tage

später sich als den Schöpfer des Werks zu erkennen zu geben. Mit Hülfe seiner beiden jovialen Collegen, die leider nachher spurlos von der Bildfläche verschwinden, gelingt die List, der im übrigen hochherzige Kunstmäcen kauft das Bild und schenkt außerdem dem vermeintlichen Zwischenhändler Werner ein ansehnliches Sümmchen für die Ueberlassung des Bildes, entzückt über die schöne Mädchengestalt, welche dasselbe darstellt. Er schickt Werner mit einer Anweisung zu seinem Bankier, um das Geld in Empfang zu nehmen. Während Werner aber fort ist, erscheint Marie, die Täuschung kommt an den Tag, Bergheim aber verliebt sich in Marie, bietet ihr seine Hand und belohnt auch Mariens Bruder reichlich, als dieser, ohne das Geld erhoben zu haben, zurückkehrt und ihm erklärt, daß er mit der Ausführung seiner List schon genügend für die erfahrene Unbill gerächt sei. So löst sich alles in Wohlgefallen auf, das Stück würde aber noch belustigender schließen, wenn nun auch noch die beiden andern Maler wieder erschienen und auch ihr aus Liebe zu dem Collegen angesponnenes Lügengewebe als solches bloßgelegt würde. Die Handlung ist so, wie das Stück vorliegt, etwas zu sprunghaft und läßt eine tiefere Motivirung vermissen, trotzdem wäre das heitere Stückchen auch in seiner jetzigen Gestalt wol einer Aufführung werth; besser als so manches kleine Lustspiel, das mir seit Jahren zu Gesicht gekommen, ist es jedenfalls.

Karl Siegen.

Aus der skandinavischen Belletristik.

G-Dur. Eine Kammermusik-Novelle von Karl Gjellerup. Aus dem Dänischen von Wilhelm Wolters. Einzige autorisirte und vom Verfasser selbst durchgesehene Ausgabe. Dresden, Pierson. 1890. 12. 3 M.

Eine sehr gut geschriebene, fesselnde kleine Liebesgeschichte, die durchaus nicht in Dur, weit eher in Moll ausklingt, eigentlich in einer Dissonanz, sodaß man fragt: wo bleibt der Nachweis, daß die Geschichte für beendigt gelten darf? Wilhelm Herz, ein kopenhagener Lehrer, hat sich früher einmal von Harriet, der schönen Tochter eines pensionirten dänischen Rittmeisters, einen Korb geholt und sich seitdem mit Marie, der Tochter einer dürftigen Pastorenwitwe, verlobt. In einer kleinen Stadt soll eine Lehrerstelle besetzt werden. Er reist dorthin, verliebt sich bei dieser Gelegenheit in die jüngere Schwester seiner ersten Liebe, wird bei seiner Rückkehr nach der Hauptstadt im Hause des Rittmeisters wieder heimisch, findet bei Antonie, jener jüngern Schwester, leidenschaftlich kindlich-unerfahrene Gegenliebe und löst seine Verlobung mit der Pastorentochter auf. Wir hören aus der Unterredung, die sie — die Entlobte — im letzten Kapitel mit ihrer Mutter hat, noch den guten Willen, aber auch die Unfähigkeit heraus, sich in den Verlust, der den Rest ihres Lebens verdüstern wird, zu finden. Andererseits klingt uns aus der Aussprache zwischen Wilhelm und Harriet — seiner künftigen Schwägerin — in den Ohren nach, daß sie seine Liebe zu der jugendlichen Schwester und die der Schwester zu ihm für Selbsttäuschungen zu halten viele Gründe hat und daß sie nur wünschen kann, mit dieser ihrer Auffassung keine Kassandra zu sein. Wie man sieht, haben wir hier, was man auf der Bühne eine Exposition nennt. Nicht mehr. Zu zeigen, wie aus diesem Bunde Unheil oder Heil entspringt — die Schule des Lebens kann ja auch den haltlosesten Charakter zu einem Helden umwandeln —, das hat sich der Verfasser geschenkt. Es fragt sich, ob ein Kunstwerk ist, was sich geflissentlich in solcher Weise als Torso gibt. Molière's „Misanthrop", der uns mit einer Dissonanz entläßt, ist eine Ausnahme von der Regel geblieben, und nur die tiefverdüsterte Stimmung des großen Dichters hat diese Ausnahme zu erklären, wenn auch nicht zu rechtfertigen vermocht. Robert Schumann hat hin und wieder mit einer Dissonanz zu schließen gewagt, aber immer nur einen Theil; völlig schuldig geblieben ist er uns den consonanten Schluß nie. In der Malerei, wo man sich alles erlauben zu dürfen glaubt, weil in der That bloße Studien schon wie Kunstwerke ansprechen können, in der Malerei also Vorbilder für die Regellosigkeit zu suchen, sollte der Novellen- und Romanschriftsteller vermeiden. Was dort bis zu einem gewissen Punkte zulässig sein kann, ist es hier durchaus nicht. In der „Freien Bühne" wurde neulich kurzweg docirt: „Die Kunst ist Nachahmung der Natur". Fragt man sich, wie diese flotte Erklärung des Begriffes Kunst auf die Musik, auf die Bildhauerei, auf die Baukunst anzuwenden ist — doch wol alles auch Künste —, so steht man wie vor einer Mauer. Wenn die vorliegende Novelle bloße Nachahmung der Natur wäre, so hätte eine so weitausgreifende Erörterung ihr nicht gewidmet werden können. Sie ist weit mehr. Immer steht der Dichter über seinem Stoffe. Eine ungewöhnliche Begabung befähigt ihn, uns mit den einfachsten Mitteln lebhaft zu interessiren. Da er noch jung ist, haben wir hoffentlich noch Abgerundeteres und in solchem Sinne Vollendeteres von ihm zu erwarten.

Robert Waldmüller.

Neuere philosophische Literatur.

1. Geschichte der Philosophie nach Ideengehalt und Beweisen. Von Baumann. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 7 M.

Es ist dieses Buch ein neuer Grundriß der Geschichte der Philosophie, der sich durch fließende und leicht verständliche Darstellung empfiehlt. Daß der Stoff im allgemeinen nur kurz behandelt oder zusammengefaßt ist, kann deshalb hier eher als ein Vorzug wie als ein Mangel erscheinen. Die Geschichte der Philosophie ist ja an sich oder in ihrer ganzen Breite betrachtet eigentlich ein unendlich ausgedehnter und weitschichtiger Stoff. Alles Wasser, was in diesem Strome fließt, zu erschöpfen, ist unmöglich und hat für den Lernenden insbesondere keinen Zweck und kein Interesse. Man darf sich sogar streng genommen dem Geständnisse nicht entziehen, daß die Geschichte der Philosophie für den, der nicht specieller Fachmann ist, immer ein nicht blos schwieriger, sondern auch trockener und eigentlich abstoßender oder reizloser Gegenstand des Studiums ist. Daher auch das Streben, das Wichtigste davon in möglichst kurze Darstellungen und Grundrisse zusammenzuziehen. Was haben alle diese verschiedenen, ihrem Wortlaute nach oft kaum verständlichen Lehrformeln zuletzt für einen Werth oder eine Bedeutung gehabt? Es ist manches oft nur eine tönende Schelle ohne einen echten und innern Goldwerth gewesen. Jenes ganze Streben nach Popularisirung aber verfehlt doch nur zu häufig seinen wahren und wesentlichen Zweck. Für einen bloßen Memorirstoff ist alles dieses doch wiederum zu innerlich werthvoll und gut. Die Geschichte der Philosophie kann ihrer Wahrheit nach nur mit Geist oder in selbständig denkender Weise darzustellen und zu begreifen versucht werden. Es bedarf überall eines Commentars oder einer Erklärung, worin der wahrhafte Werth und das bedeutungsvolle Eingreifen jeder Erscheinung in den allgemeinen Fortschritt des Denkens oder der Bildung des menschlichen Geistes in der Geschichte bestanden hat. Wir möchten aber auch hierfür das ganze, sich in der Art einer einfachen harmlosen Erzählung fortsetzende Verfahren des Verfassers doch keineswegs als ausreichend betrachten. Die Geschichte der Philosophie in ihrer ganzen innern Einheit und Ordnung und in ihrem nothwendigen Zusammenhange mit aller sonstigen Geschichte zu begreifen, dieses möchten wir jetzt selbst als das wichtigste Ziel oder als die wesentliche Aufgabe alles eigenen philosophischen Denkens bezeichnen. Alles, was hinter uns liegt, ist die Grundlage, auf der wir selbst gegenwärtig stehen und die uns mit unserm ganzen eigenen weitern Forschen und Streben naturgemäß aus sich bedingt. Die Philosophie thut nach unserer Ansicht gut, den Blick jetzt zuerst nach rückwärts zu wenden und den ganzen Proceß ihrer Vergangenheit nach seinen Gesetzen, Bedingungen und wahrhaften Zielen zu erkennen zu versuchen, ehe sie es mit wirklichem Erfolge unternehmen darf, das begonnene Werk noch um einen Schritt weiter zu führen. Geschichte der Philosophie ist bis auf weiteres eigentlich identisch mit allem, was es überhaupt und auch in der Gegenwart von Philosophie gibt, und nur aus der denkenden Vertiefung in ihre eigene Vergangenheit wird die jetzige Philosophie auch die Stärke und die Mittel zur fernern Verfolgung der ihr durch die Ordnung der Geschichte gesteckten Ziele und Aufgaben schöpfen oder ableiten können.

2. Repetitorium der Geschichte der Philosophie von Rafael Koeber. Stuttgart, Conradi. 1890. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Auch dieses ist ein solcher Grundriß, der aber von andern allgemeinen Anschauungen ausgeht als der vorherige. Die Geschichte der Philosophie ist als eine eigentlich philosophische Wissenschaft oder als ein unablösbarer Theil des Systems der Philosophie selbst angesehen und bearbeitet worden durch Hegel. Das heißt hier so viel, daß von Hegel diejenige Methode oder allgemein wissenschaftliche Auffassung des Stoffs, die ihm auf Grund seines Systems als die allein wahrhafte galt, auch auf das Gebiet oder den Inhalt der Geschichte der Philosophie übertragen worden ist. Man muß also selbst eigentlich Hegelianer sein, um diese Auffassung theilen oder anerkennen zu können. Nach Hegel aber ist die Geschichte der Philosophie ebenso wie die Geschichte überhaupt ein einheitlich nothwendiger Entwickelungsproceß der absoluten Idee oder des Geistes an und für sich, welcher sich nach dem von ihm einmal festgehaltenen rhythmischen Schema einer sich aus sich selbst fortsetzenden dreigliederigen Wellenbewegung vollzieht. Das Resultat oder der Abschluß dieses Processes ist das eigene System Hegel's selbst, in welchem der Geist sich oder die Welt vollkommen begriffen und das höchste ihm gesteckte Ziel erreicht hat. Alles Reden also ist nur eine nothwendige Reihe von Vorstufen für diese höchste und letzte Wahrheit der Philosophie gewesen. Man kann lächeln über diese ganze hierin liegende kindliche Naivetät, wenn nicht zugleich ein ganz bestimmter strenger und tiefer wissenschaftlicher Ernst dahinter gestanden hätte. Es ist offenbar, daß sich das ganze Verhältniß der Philosophie und der Geschichte der Philosophie bei Hegel gleichsam in einem logischen Cirkel bewegt, indem einmal aus der letztern der Beweis oder die Begründung der Wahrheit seines eigenen Systems abgeleitet wird und andererseits die speciellen Anschauungen des Systems selbst die Voraussetzungen für die Bearbeitung oder die Auffassung des ganzen Processes von jener gebildet haben. Alles dieses aber ist der jüngern Zeit so ungeheuerlich und exorbitant erschienen, daß jetzt an der Stelle der speculativen Behandlungsweise der Geschichte der Philosophie bei Hegel und seiner Schule im allgemeinen nur der nackteste und blindeste, am einzelnen als solchen haftende Empirismus hierin zur Herrschaft gelangt ist. Auch der von dem Ver-

fasser des Gegenwärtigen in der vierzehnten Auflage bearbeitete Schwegler'sche Grundriß, der hier in verkürzter Form vorliegt, schließt sich im ganzen und großen wenigstens an die Hegel'sche Auffassung und Anordnung an. War denn aber Hegel mit seiner ganzen Lehre einfach und schlechthin ein Narr oder soll denn aus derselben überhaupt gar nichts Nutzbares und Befruchtendes für die höhere denkende Auffassung des Entwickelungsprocesses der Philosophie in der Geschichte hervorgegangen sein? Jener brutale und geistlose Empirismus allein kann noch nicht die wahre wissenschaftliche Form für die ganze Behandlung dieses Gebiets von historischen Erscheinungen sein. Das Ungenügende hiervon ist bereits wol von einigen Denkern, wie von Windelband und Falckenberg, empfunden worden. Der Unterzeichnete kann sich rücksichtlich seiner eigenen Stellung zu der Frage der Geschichte und zu Hegel hier nur auf seine bei F. Fleischer erschienenen Werke: „Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung" (1867) und „Philosophie der Geschichte" (1870), sowie auf „Hegel und die logische Frage der Philosophie in der Gegenwart" (M. Schäfer, 1878) beziehen. Man kann alles, was zu Hegel gehört, verwerfen und braucht deswegen doch nicht darauf zu verzichten, die Einheit und Ordnung in allem Historischen durch unbefangene Untersuchung aller seiner Ursachen und Bedingungen denkend zu begreifen. Die Geschichte der Philosophie aber erwächst zunächst in ihren einzelnen Abschnitten und Gruppen auf dem Boden des besondern Geisteslebens bestimmter Völker in der Geschichte. Sie hat außerdem aber auch immer bestimmte allgemeine und nothwendige oder an und für sich gegebene Ziele der Wahrheit des Wissens vor Augen und steht insofern insbesondere mit dem allgemeinen Fortgange der Wissenschaft überhaupt im Zusammenhange. Wir möchten es hier noch einmal wiederholen, daß uns eigentlich im denkenden Begreifen der Geschichte überhaupt die wahre und entscheidende Hauptaufgabe der Philosophie in der Gegenwart zu liegen scheint. Alles Wissen von der Natur und ihren allgemeinen Principien hat für uns seine bestimmten Grenzen, während der Mensch und seine Geschichte für uns ein näher liegender und faßbarer Gegenstand des Begreifens ist. Wir haben deswegen auch schon die Philosophie der Geschichte als die gegenwärtige philosophische Haupt- und Grundwissenschaft an Stelle der frühern Naturphilosophie oder Metaphysik bezeichnet. Alle höhern geistigen und wissenschaftlichen Ziele der Philosophie aber sind seit Hegel fast vollständig in Vergessenheit gerathen. Auch diese jetzigen Grundrisse haben immer nur ein ganz naheliegendes praktisches Ziel oder Bedürfniß im Auge, welches nicht sowol auf innerm Durste nach Wahrheit als vielmehr nur auf gewissen äußerlich conventionellen oder satzungsmäßigen Motiven beruhen dürfte. Man muß sich aber doch immer fragen, wozu das alles denn eigentlich da sei und ob es sich nicht auch um eine bestimmte erste und bleibende Wahrheit in der Philosophie handeln könne.

3. Die Elemente der Metaphysik. Als Leitfaden zum Gebrauche bei Vorlesungen sowie zum Selbststudium zusammengestellt von Paul Deussen. Zweite, durch einige Zusätze vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 4 M.

In der Reihe der namhaftern und von der weitern Oeffentlichkeit beachteten neuern Philosophen ist auf Hegel zunächst Schopenhauer gefolgt. Jeder dieser Philosophen hat im allgemeinen eine Zeit lang die öffentliche Meinung beherrscht und ist der Ausdruck einer bestimmten Welle oder Epoche in der Strömung des Zeitgeistes gewesen. Etwa bis zum Jahre 1848 hallte noch alles wider von Hegel und seiner Schule, während dann das bis dahin unbeachtete Gestirn Schopenhauer's und seiner Philosophie emporzutauchen anfing. Im ganzen stehen wir auch jetzt noch unter dem Zeichen dieses Gestirns, wenn man nicht in dem zum Theile auf Hegel zurückgreifenden Eklekticismus E. von Hartmann's bereits eine neue weitere Wendung erblicken will. Auch das gegenwärtige Buch schließt sich an Schopenhauer an und unterscheidet sich durch seinen mehr streng wissenschaftlich gehaltenen Typus und Charakter von der sonstigen mehr popularisirenden Flut der Schriften dieser Richtung. Die Lehre Schopenhauer's hat überhaupt mehr nur im großen Publikum und nicht sowol in der strengen Wissenschaft oder auf dem akademischen Katheder Anklang und Vertretung gefunden. Sie darf ihrem Gesammtcharakter nach mehr als eine subjectiv menschliche und gemüthliche Stimmungs- oder richtiger wol auch Verstimmungsphilosophie bezeichnet werden, wie ja auch Schopenhauer selbst ein vollkommen verstimmter und mit der Welt zerfallener Geist war. Seine Lehre empfahl sich zunächst durch das Schelten auf Hegel und den ganzen übrigen gelehrten und zunftmäßigen Zopf der Facultäten. Dann war die Stimmung der Nation von jener Zeit an überhaupt eine gedrückte infolge des Niedergangs aller frühern sowol philosophisch-wissenschaftlichen als praktisch-politischen Ideale. Die Theorie der jüngern Hegel'schen Schule insbesondere hatte in jener Bewegung vollständigen Schiffbruch gelitten. Statt des Hegel'schen Idealismus und Optimismus gelangte jetzt in Schopenhauer ein trüber realistischer Pessimismus zur Herrschaft auf der Oberfläche des Lebens der Nation. Der Bombast aber, mit dem Schopenhauer jetzt gepriesen wurde, war ganz der gleiche wie früher bei Hegel. Hierauf ist an sich nichts zu geben, da alles dieses auf einer einseitigen und vorübergehenden Verblendung der Zeit beruht. Es wird auch dem Verfasser schwerlich gelingen, mit der kunstreichen Architektur seines Systems der Lehre Schopenhauer's eine bleibende Stätte in der Wissenschaft und auf den Universitäten zu bereiten. Er streift allerdings vieles und namentlich das rein pessimistische Element von sich ab. Immer aber ist es doch ein halb buddhaisirendes Gebäude, welches er auf der sonstigen schwankenden Grundlage der Schopenhauer'schen Metaphysik zu errichten versucht. Auch sein System steht noch unter dem Einflusse einer Zeitströmung, deren ganze Bedingungen und Voraussetzungen

vielleicht bald hinter uns liegen dürften. Seit der Entstehung des neuen Reichs hat mindestens der politische Pessimismus unter uns seine Berechtigung verloren. Es setzt sich aber auch hier immer noch manches fort, was eigentlich überwunden ist und in seinen Wurzeln einer frühern Vergangenheit angehört. Aller bloße hohle Idealismus von Vorstellungen hinkt jetzt hinter der Zeit her und es wird in der Philosophie ebenso wie in der nationalen Politik mit manchen liebgewordenen Vorurtheilen und Theorien gebrochen werden müssen, wenn die ersten und wahrhaften Ziele von beiden wirklich erreicht werden sollen. Es gilt zunächst überall, den Verhältnissen und Bedingungen des Realen klar in das Auge zu sehen, wenn es sich um die Auffindung der wahren und erreichbaren Ideale des Lebens handelt.

4. Κόσμος. Die Weltentwickelung nach monistisch-psychologischen Principien auf Grundlage der exacten Naturforschung dargestellt von Hermann Wolff. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1890. Gr. 8. 15 M.

Das ganze Verhältniß der Philosophie zur Wissenschaft liegt jetzt in der That, wie es scheint, in einer bestimmten entscheidenden Krisis. In früherer Zeit oder am Anfang der Geschichte war Philosophie gleichbedeutend mit Wissenschaft überhaupt. Man kannte aber noch nicht die ganzen Methoden und Bedingungen einer Erkenntniß des Wirklichen auf dem Wege der objectiven Beobachtung oder Erfahrung. Gegenwärtig aber ist aus den ganzen Bestrebungen der Philosophie in der Geschichte allmählich dasjenige erwachsen, was wir Wissenschaft im eigentlichen oder strengen Sinne des Wortes zu nennen gewohnt sind. Die Ansicht, daß alle bloße in der Luft schwebende Begriffsspeculation oder Philosophie jetzt bereits eigentlich etwas Falsches oder Ueberwundenes sei, findet immer weitere Verbreitung und wird auch von dem Verfasser dieses Werks unter Anschluß an Wundt und andere vertreten. Nichtsdestoweniger glauben doch alle Denker dieser Kategorie unter Wissenschaft immer noch etwas anderes als den gewöhnlichen und einfachen naturwissenschaftlichen oder sonstigen Empirismus verstehen zu sollen. Irgendeine Stelle für das höhere denkende Erkenntnißstreben muß es doch also überall auch noch in der jetzigen Wissenschaft geben. Von Wundt ist namentlich die allgemeine und auch specielle wissenschaftliche Methodenlehre philosophisch untersucht und bearbeitet worden. Auch das Streben Wolff's aber ist hier wie in seinen frühern Schriften auf eine innigere Verbindung der Philosophie mit der Erfahrungswissenschaft gerichtet. Er bezeichnet das von ihm hier aufgestellte System mit dem Namen eines empirisch-psychischen Realismus, in dem sich Naturforschung und Philosophie zu dem ungetrennten Ganzen einer einheitlichen Wissenschaft verbinden sollen. Der bisher festgehaltene Begriff der Philosophie als einer besondern Lehre von den höchsten allgemeinen Principien des Wissens scheint sich daher hier in den eines bloßen Elements in aller übrigen Wissenschaft aufheben zu wollen. Wir möchten auch diese Auffassung wol als eine in gewisser Weise berechtigte zuzugeben geneigt sein, ohne doch jenen andern Begriff der Philosophie als eines besondern Erkenntnißgebiets für sich oder näher als eines Inbegriffs specieller einzelner Theile oder Disciplinen vollständig fallen lassen zu wollen. Es ist jedenfalls so viel gewiß, daß auch das Denkprincip als solches neben der Erfahrung mit zum Wesen der Wissenschaft gehört und daß dasselbe doch wol hauptsächlich und seiner feinern Ausprägung nach in den Wissensgebieten des menschlichen Geistes seine Vertretung finden dürfte. Ob die Verbindung jener beiden Elemente nach der Ansicht und in der Weltauffassung Wolff's eine wirklich echte, innere oder organische sein möchte oder ob dieselben nicht doch zum Theil als zwei getrennte und selbständige Strömungen nebeneinander herzufließen scheinen dürften, dieses Bedenkens können wir uns doch bei aller Anerkennung des ausgedehnten Wissens und des nachdrücklichen Strebens des Verfassers nicht ganz erwehren. Jedenfalls ist die ganze Frage nach der weitern Zukunft der Philosophie und ihrer Stellung zur Wissenschaft eine solche, welche gegenwärtig in der Schwebe liegt und bei den sonstigen Verzweigungen der Philosophie im Leben wol erst allmählich einer endgültigen Entscheidung zugeführt werden möchte.

Konrad Hermann.

Märchenbücher.

1. Märchen aus Kamerun, erzählt von Njo Dibone, gesammelt und aufgeschrieben von Elli Meinhof. Mit 5 Bildern von F. Bergen. Zweite Auflage. Straßburg, Heitz. 1889. 8. 3 M.

Obgleich wir es in dem vorliegenden Bande mit einer nur für die Jugend bestimmten Schrift zu thun haben, so verdienen diese Thiermärchen doch auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, insbesondere solcher, welche der vergleichenden Märchen- und Thierfabeluntersuchung ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Uebrigens ist schon das Herkommen dieser Stücke, von welchem Elli Meinhof in dem Vorworte berichtet, interessant genug. Njo Dibone, der junge Negerknabe, kam wirklich aus Kamerun nach Deutschland, indem er die Seereise auf dem Schiffe „Bismarck“ mitmachte; er wurde im Hause der Herausgeberin dieser Märchen unterrichtet, lernte rasch Deutsch und seiner eigenen Erzählung, ja selbst Aufzeichnung entstammen die von der Verfasserin bearbeiteten sechs Stücke, bei deren Bearbeitung die Herausgeberin, wie gesagt, insbesondere die Bestimmung für die Jugend im Auge hatte. Infolge dessen und zum bessern Verständnisse hat sie deshalb auch

die afrikanischen Thiernamen durch andere dem Begriffsvermögen der kleinen Leser näherliegende ersetzt. Unter den sechs Thiermärchen: „Die Nußdiebe“, „Kang und Munga“, „Warum die Raubvögel mit den Hühnern in Feindschaft leben“, „Die Edelsteinschlange“, „Wie der Hase mit dem Tiger Freundschaft schloß“ und „Die Wette“ erregt das letztere durch die Aehnlichkeit mit dem bekannten deutschen Märchen vom Wettlaufe zwischen dem Hasen und dem Swinegel besondere Aufmerksamkeit, indem es den merkwürdigen Zusammenhang darlegt zwischen volksthümlichen Erzählungen bei Völkern, die oft räumlich weit voneinander entfernt wohnen. Auch in einigen Stellen der übrigen Märchen können wir den Zusammenhang mit ähnlichen Märchenmotiven aus Deutschland und andern europäischen Gebieten bemerken. — Die Darstellung selbst entspricht dem Zwecke, für den sie bestimmt ist, vollkommen, sie ist einfach klar und verständlich. Einige gute Illustrationen zieren das originelle Märchenbuch.

2. Mythologische Erzählungen und Märchen zur Unterhaltung und Belehrung für die reifere Jugend von Adolf Lampel. Münster, Regensberg. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Es sind drei Erzählungen oder besser gesagt Märchen, welche der Verfasser in dieser kleinen Sammlung vereinigt hat und die dazu bestimmt erscheinen, „der Jugend etwas Anregendes zu bieten, welches sich freundlich an den sonst so ernsten Kreis ihrer Studien anschließt“. Der Hauptzweck dieser Geschichten ist eigentlich ein pädagogischer; zwei derselben: „Zeus und die Bienen“, sowie „Die Aepfel der Hesperiden“, enthalten viele Stellen, in denen Götter und Helden der griechischen Mythologie auftreten und in den Gang der einfachen Erzählung eingreifen. Der Verfasser nimmt ferner die Gelegenheit wahr, seine jugendlichen Leser mit dem Leben und den Eigenthümlichkeiten der Bienen vertraut zu machen und sie über die verschiedenen Gattungen der „Hesperidenäpfel“, nämlich der Citronen, Orangen u. s. w. zu belehren. Die märchenhafte Erzählung, welche die belehrenden Stellen einkleidet, enthält manche phantasievolle Schilderung und manche hübsche Beschreibung. Dasselbe kann von der kurzen Geschichte „Das Wunderland“ gelten, welche dieses Bändchen abschließt. Damit möge das Büchlein der anspruchslosen Jugend empfohlen sein.

3. Aus fremder Welt. Japanische Erzählungen von Martha Doenitz. Berlin, Schorß. 1890. 8. 2 M.

Nachdem der jugendliche Leser bekanntlich für fremde Länder und Völker besonderes Interesse an den Tag legt, liegt der Gedanke nahe, die Fabel der Jugenderzählungen und Märchen in derartige ferne Länder zu verlegen und ist, wie in so manchen andern ähnlichen Werkchen, auch in diesen japanischen Erzählungen durchgeführt. Selbstverständlich könnten die Geschichtchen auch irgendwo in Europa spielen. Immerhin zeigen sie von Erfindungsgabe und bieten eine klare Darstellung, die auf offenbarer Kenntniß japanischer Verhältnisse und Anschauungen beruht. Um den japanischen Charakter recht hervorzukehren, sind Illustrationen nach Art der japanesischen Zeichnungen beigefügt. Wer Geschmack an dergleichen exotischen Geschichtchen und Bildchen hat, der wird in dem Buche Ansprechendes finden.

Anton Schlossar.

Zur Uebersetzungsliteratur.

Horaz in deutscher Uebertragung von Ludwig Behrendt. Mit beigefügtem Originaltext. Erster Theil: Oden und Epoden. Zweite Auflage. Berlin, C. W. L. Behrendt. 1890. 8. 2 M. 40 Pf.

Es ist ein gemischtes Gefühl, mit welchem die Lektüre dieses mal sich abzufinden hat; schließlich wird freilich das angenehme die Oberhand behalten. Schade ist es aber, daß es sich erst durch eine lästige Schicht hindurchringen muß, während es in der Macht des Uebersetzers gelegen hätte, uns nur das reine Gefühl der Freude zu gönnen. Und es wäre ihm ja so viel leichter angekommen, er hat sich seine Aufgabe thatsächlich, wenn auch nicht absichtlich, nur schwer gemacht, um dem Leser den Beifall zu erschweren! Er nimmt als Uebersetzer, ohne allen Zweifel, einen vordersten Rang ein, er versteht seine Kunst wie nur einer, hat Geschmack und Sprachsinn, ist streng gegen sich selber und versucht, das Unmögliche leisten, d. h. das Unvereinbare verbinden zu wollen, er verkuppelt den Reim mit der lateinischen Strophenbildung. Diese Kunst ist zwar nichts weniger als neu, aber darum nicht weniger ein Zwitterding trotz berühmten Mustern. Der Dichter mag, wenn er an diesem Dualismus besondern Geschmack findet, ihm huldigen — der Uebersetzer darf es nicht, er darf nicht ein ganz fremdes Element in die Uebersetzung hineintragen; wählt er den Reim, so muß er wenigstens folgerichtig auch moderne Rhythmen wählen. Aber nicht blos das Kunstgesetz verbietet dem Uebersetzer jenen Mischmasch, sondern er widerstrebt auch dem allgemeinen Schönheitsgefühl und es ist uns geradezu unbegreiflich, wie ein Sprachkünstler von dem Range eines Behrendt von dem Einfachen, Natürlichen und Gesunden so hat abirren können. Wir wollen nicht so weit gehen zu behaupten, daß der Reim für die ästhetische Empfindung sich mit keiner antiken Sprachengattung vertrage, es finden sich auch in der vorliegenden Uebertragung sapphische und alcäische Strophen in einem recht kleidsamen Reimgewande, andere Strophen dagegen sträuben sich mit Händen und Füßen gegen diese Zuthat und man thut ihnen (und der Empfindung des Lesers) geradezu Gewalt an, wenn man sie in diese Jacke zwängt. Man lese z. B. das vierte Lied, oder das fünfte, siebente, achte. Der Reim macht

sie förmlich ungenießbar und man wird unwillkürlich an den bekannten Vers des Horaz erinnert: „Siehe, der Körper des herrlichen Weibes wird unten zum Fische!“ Ich wenigstens habe für diese Manier keinen andern Namen als den einer entstellenden Verkünstelung und es dauert recht lange, bis diese unangenehme Empfindung durch den Eindruck, den die wirkliche Kunst des Verfassers auf uns macht, verdrängt wird. Es schauert uns aber jetzt schon vor dem Gedanken, daß es diesem gewandten Verskünstler beifallen könnte, den zweiten Theil seines Werks, die Horazischen Satiren und Episteln — er nennt sie „Plaudereien“ und „Ansprachen“ — gleichfalls in Reimen erscheinen zu lassen. Hexameter in Reimen! Es ist zwar auch schon dagewesen, wie so manches Unschöne.

J. Mähly.

Feuilleton.

Aus Cambridge in Massachusetts geht uns als Nr. IV der „Cumulative indexes“ zu das von W. M. Griswold verfaßte „Autoren- und Sachregister zu den bedeutendsten deutschen Zeitschriften 1886—1889 und zu verschiedenen Sammlungen in deutscher Sprache“ (Cambridge 1890. 4.). Der Verfasser hat sich der Mühe unterzogen, den Inhalt folgender Zeitschriften in ihren letzten vier Jahrgängen genau und übersichtlich zusammenzustellen: „Deutsche Revue“, „Deutsche Rundschau“, „Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung“, „Nord und Süd“, „Preußische Jahrbücher“, „Ueber Land und Meer“, „Unsere Zeit“, „Vom Fels zum Meer“, „Westermann's Monatshefte“, „Gesellschaft“ (nur für 1886), „Russische Revue“, „Schorer's Familienblatt“ (nur für 1886), „Oeffentliche Vorträge in der Schweiz“ (1872—1888), „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ (1866—1888), „Deutsche Zeit- und Streitfragen“ (1872—1888). In der zweckmäßigen Anwendung eines abgekürzten Verfahrens bei seiner Systematik streitet der Verfasser mit Kürschner um die Palme. Jedes Heft jeder Zeitschrift hat seine besondere Nummer, die auf den ersten Blick erkennen läßt, welcher Zeitschrift es angehört; die Nummern der „Deutschen Revue“ z. B. bewegen sich in den 100, die der „Deutschen Rundschau“ in den 200, die „Unserer Zeit“ in den 700 u. s. w. Desgleichen erhält jeder Schriftsteller nach alphabetischer Ordnung seine Nummer; deren sind 1760. Endlich sind die Themen numerirt von 2001—5190. Im Autorenverzeichnisse finden sich nun die Nummern der vom Einzelnen behandelten Themen mit der bezüglichen fettgedruckten Heftziffer; im Sachverzeichnisse die Heftziffern mit den Autorennummern. So unverständlich für den ersten Augenblick das Zifferngewirr einem entgegentritt, so bedarf es doch nur einer kurzen Uebung, um klare Uebersicht über den Bestand der durchgesehenen Aufsatzliteratur zu gewinnen, zu deren Verzeichnung es nicht mehr als 48 dreispaltiger Seiten bedurfte. Zweckmäßigkeit und Werth der Arbeit ist nicht zu verkennen, wenn die Auswahl der ihr zu Grunde gelegten Zeitschriften und Sammelwerke auch in einzelnen Stücken zu beanstanden ist.

— Die „Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert, unter Mitwirkung von A. Sauer, F. Muncker, W. Scherer, J. Bächtold, E. Schmidt, E. Martin, J. Minor, L. Geiger, L. von Urlichs u. s. w.“ sind aus dem Verlage von Henninger in Heilbronn in den der Göschen'schen Verlagshandlung in Stuttgart übergangen. Die stattliche Sammlung von jetzt 32 Bänden wird fortgesetzt und soll als nächste Nummer eine erste vollständige Ausgabe von „Uz, sämmtliche poetische Werke“ bringen.

— Dr. Karl Siegen's Bearbeitung von Kleist's „Käthchen von Heilbronn“, die allein im leipziger Stadttheater in fünf Monaten sechs Aufführungen erlebt hat, erscheint in den nächsten Wochen im Verlage von Paul Beyer zu Leipzig auch in Buchform.

— Ueber den erfurter Maler und Kunstgelehrten Manasse Unger hat Dr. Albert Pick in Erfurt einen Vortrag gehalten, welcher bei Fr. Bartholomäus 1890 daselbst erschienen ist. Der als Bilderrestaurator, als Kritiker, nebenbei auch als Dichter bekannt gewordene M. Unger verdient Beachtung wegen seines 1851 erschienenen Werks: „Das Wesen der Malerei“, sowie wegen des 1865 veröffentlichten: „Kritische Forschungen im Gebiete der Malerei alter und neuer Zeit“. Der von Dr. Pick über seinen Landsmann gehaltene Vortrag ist den Erfurtern zu empfehlen.

Bibliographie.

Antagonismus der englischen und russischen Interessen in Asien. Eine militärisch-politische Studie von einem Reichsrathsabgeordneten. Wien, Frick. Gr. 8. 4 M.

Kaiserin Augusta, ein Charakterbild. Nebst Beilagen und dem Porträt der verewigten Kaiserin. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 1 M.

Böhnke, H., Kaiserlieder zur Gedächtnisfeier an Kaiser Wilhelm I. Oldenburg, Hintzen. 8. 80 Pf.

Dr. Beda Dudík, der mährische Landeshistoriograph, O. S. B., Ehrenabt von Trebitsch, kaiserl. Rath und Reg.-Rath, gestorben am 18. Jänner 1890. Eine Lebensskizze von M. K. Brünn, Winiker. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Eckart, T., Burg Scharzfeld in Geschichte und Sage. Nörten (Hannover). Gr. 8. 50 Pf.

Der Fluch der Sünde oder das Geheimniß des Grafenschlosses. München, Schuh u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Die sociale Gefahr und die freie Kirche. Ein offenes Wort an das christliche deutsche Volk und seine Vertreter von einem Universitäts-Professor. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 60 Pf.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. XXIII. Der historische Sinn. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Hähnel, F., Einer für Alle. Ein Lehrerfestspiel. Der deutschen Lehrerschaft zum Diesterweg-Jubiläum gewidmet. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 75 Pf.

Jüngst's Haus- und Reise-Bibliothek. Nr. 16: Der Ring des Yogi. Novelle von F. Koch-Breuberg. Weimar, Jüngst u. Comp. 8. 50 Pf.

Krükl, F., Der Vertrag zwischen Direktor und Mitglied der deutschen Bühne. Frankfurt a. M. 1889. Gr. 8. 3 M.

Leo, A., Im Banne des Bösen. Ein Volksroman. München, Schuh u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Leonore, die Erbin von Marchmontshall. Romanbeilage zum „Neuen Münchener Tagblatt“. München, Schuh u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Menzel, V., Die Entstehung des Lehnswesens. Berlin, Wiegandt u. Schotte. Gr. 8. 2 M.

Paulig, F. R., Geschichte der Befreiungskriege. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte der Jahre 1805 bis 1816. Frankfurt a. O., Paulig. 8. 3 M.

Rogge, C., Aberglaube, Volksglaube und Volksbrauch der Gegenwart nach ihrer Entstehung aus altgermanischem Heidentum. Ein Beitrag zur Pflege des Volkstums. Leipzig, Fock. Gr. 8. 80 Pf.

Roscher, W., Umrisse zur Naturlehre der Demokratie. Leipzig, Hirzel. Lex.-8. 6 M.

Schmidt, H., „Das Haus des Schreckens“ oder Dichtung und Wahrheit. Ein populärer Beitrag zum heutigen Irrenwesen. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 1 M.

Stanley, H. M., Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Pascha's, Gouverneurs der Aequatorialprovinz. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Zwei Bände. Mit 150 Abbildungen und 3 großen Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 M.

Stieda, W., Das Gewerbegericht. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Streibel, K., Balladen und Briefe. Dresden, Pierson. 1889. 12. 2 M.

Tzschoppe, W. v., Geschichte des deutschen Reichstags-Wahlrechts. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wald-Zedtwitz, E. v., Erlöst. Militärische Erzählungen. Berlin, Janke. 8. 1 M.

— — Drei Menschen. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Weißenborn, W., Sechs Jahre deutscher Colonialpolitik. Eine Ergänzung zu Dr. Fabri's Buch: Fünf Jahre deutscher Colonialpolitik. Berlin, Deubner. Gr. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 10. Juli 1890.

Kuno Fischer über Goethe's „Tasso".

Goethe's Tasso. Von Kuno Fischer. (Goethe-Schriften, Nr. 3.) Heidelberg, Winter. 1890. 8. 6 M.

Ein neues Buch von Kuno Fischer ist immer ein köstlicher Fund; es soll uns um so mehr willkommen sein, weil es über „Tasso" handelt, welcher bis dahin von der Goethe-Forschung weniger beachtet worden ist, als er es verdient. Treten wir dem Inhalte des vorliegenden stattlichen Bandes näher.

Zunächst entwickelt Fischer in einer Reihenfolge von Darstellungen die Entstehung des Gedichts, welches wie so manche andere Dichtung des Meisters zur Vollendung eine Reihe von Jahren forderte, einer Dichtung, über welche er noch nach langen Jahren zu Eckermann äußerte: „Sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch." Die früheste Andeutung einer Beschäftigung mit „Tasso" finden wir in Goethe's Tagebuch vom 30. März 1780: „Hatt' ich den erfindenden Tag. Gute Erfindung Tasso". Erst am 14. October heißt es dann: „Tasso angefangen zu schreiben"; im November wird der erste Act vollendet, der zweite begonnen. Dann geräth die Dichtung ins Stocken; am letzten December schreibt Goethe an Frau von Stein: „Mein Tasso dauert mich selbst, er liegt auf dem Pult und sieht mich freundlich an, aber wie will ich zureichen, ich muß auch all meinen Weizen unter das Commißbrot backen", was wol heißen soll, daß Goethe bei der auch im Tagebuche ersichtlichen Fülle von Geschäften nicht dazu kommt, seinen Weizen, d. h. seine poetischen Gedanken, künstlerisch auszugestalten. Erst Ende März und im April 1781 kehrt er zum «Tasso» zurück; der Anfang des zweiten Actes wird vorgenommen, ein rechtes Spiegelbild der beglückenden Herzensneigung zu Frau von Stein. Am 19. April schreibt er der Freundin: „Da mich gute Geister in meinem Hause besucht haben, bin ich nicht auswärts gegangen, sie aufzufinden. Am Tasso ist geschrieben und wenn Sie sich alles zueignen wollen, was Tasso sagt, so habe ich heute schon so viel an Sie geschrieben, daß ich nicht weiter und nicht drüber kann." Näheres über Umfang und Inhalt der im Mai 1781 vorliegenden beiden ersten Acte ist aus den Briefen nicht zu entnehmen; Tagebücher aus dieser Zeit liegen nicht vor.

Fischer nimmt an, daß Tasso's Dichterkrönung wie jetzt den Stoff des ersten Actes bildete, jedoch ohne den durch Antonio's Erscheinen veranlaßten Schlußauftritt, den zweiten Tasso's Gespräch mit der Prinzessin Leonore und sein Selbstgespräch. In welcher Weise dann die Herausforderung zum Zweikampfe und Tasso's Verhaftung sich anschloß, ob diese Auftritte überhaupt bereits in der ersten Gestalt des Gedichts vorhanden waren, ist zweifelhaft. Allem Anscheine nach hatte die Dichtung, deren bisher vollendete Auftritte, vor allem Tasso's Verhältniß zur Prinzessin, d. h. Goethe's zu Frau Charlotte von Stein, in dichterischer Verklärung darstellen, für Goethe ihre Zugkraft verloren; er brach nach seiner Weise ab, und erst als er fünf Jahre später nach Italien aufbrach, nahm er die noch nicht einmal vollendeten, in poetischer Prosa geschriebenen beiden ersten Acte auf die Reise mit, die einzige Dichtung, die ihn im Frühling 1787 nach Sicilien begleitete. Aber hier kam ihm die „Nausikaa" und „Die Metamorphose der Pflanzen" in die Quere, und beim zweiten römischen Aufenthalte, während er seine römischen Elegien lebte, fand sich weder eine Faust- noch eine Tassostimmung, und so wird der arme Dichter des „Befreiten Jerusalem" stets aufs neue vom Schreibtische verbannt. „Wenn es", schreibt er am 10. Januar 1788, „mit der Fertigung meiner Schriften unter gleichen Constellationen fortgeht, so muß ich mich im Laufe dieses Jahres in eine Prinzessin verlieben, um den Tasso, ich muß mich dem Teufel ergeben, um den Faust schreiben zu können, ob ich nun

gleich zu beiden wenig Lust fühle." Und am 1. Februar 1788: „Jetzt geht eine neue Noth an, worin mir niemand rathen und helfen kann. Tasso muß umgearbeitet werden; was da steht, ist nicht zu brauchen; ich kann weder so endigen, noch alles wegwerfen. Solche Noth hat Gott den Menschen gegeben!" Auf der Heimreise wurden, vornehmlich zu Florenz, einige Stellen ausgeführt, welche Goethe's Schmerz, von Italien scheiden zu müssen, aussprachen. Nach der Heimkehr Sommer 1788 wird die Dichtung im Herbste mit größerm Eifer aufgenommen, bis sie endlich im Sommer 1789 während eines erquicklichen Aufenthalts auf Schloß Belvedere abgeschlossen ward.

Als Goethe seine Arbeit 1780 begann, kannte er über das Leben des Dichters nur das 1634 erschienene, ziemlich oberflächliche Büchlein des Marchese Manso, welcher selbst in jungen Jahren mit dem alternden Tasso befreundet gewesen, und Muratori's später erwähnten Bericht; kurz, ehe Goethe nach Rom kam, 1785, war ein zweites, bei weitem gediegeneres Buch über das Leben des unglücklichen Dichters von einem Abbate Serassi herausgekommen, und wir ersehen aus Goethe's Briefen, daß er im Frühjahre 1788 eifrig mit dem Studium des Buchs beschäftigt war. Der Dichter gewann aus dieser Arbeit nicht blos reichern Einblick in die Lebensgeschichte seines Helden, sondern, wie K. Fischer überzeugend nachweist, eine neue Gestalt für sein Drama, nämlich den Antonio Montecatino, dessen Manso gar nicht Erwähnung thut, während er bei Serassi als einer der hauptsächlichsten Gegner Tasso's erscheint. Die Hauptschwierigkeit, weshalb Goethe jahrelang über die Dichterkrönungsscene und den zweiten Act nicht hinauskam, scheint darin gelegen zu haben, daß er für den anekdotenhaften Bericht über einen Leidenschaftsausbruch Tasso's, wobei derselbe in seinem Verfolgungswahne mit dem Dolche auf einen Diener des Herzogs eindrang, nicht die geeignete Persönlichkeit fand; in Serassi's Buche war dieselbe in dem Professor der Philosophie und nachmaligen Staatssecretär Antonio Montecatino klar hingestellt, und so erklärt es sich, wenn von nun an die mühevolle Arbeit wächst, wenn auch nach Goethe's Wort vom 19. Februar 1789 „wie ein Orangenbaum sehr langsam". Es ist ja bekannt, wie Goethe überhaupt an seinen Dramen arbeitete; er fing nicht vornan an und hörte hinten auf, sondern er nahm zunächst diejenigen Auftritte in Angriff, die ihm gemüthlich am meisten zusagten; das Weitere ward dann der Schlußfeststellung überlassen, welche eben darum, weil sie weniger Anziehungskraft oder besondere Schwierigkeit darbot, nicht selten von Jahr zu Jahr verschoben ward. Auch beim „Tasso" ward der Abschluß dem Dichter besonders schwer. Am 6. April 1789 schreibt er dem Herzog: „Ich habe noch drei Scenen zu schreiben, die mich wie lose Nymphen zum besten haben, mich bald anlächeln und sich nahe zeigen, dann wieder spröde thun und sich entfernen. Wenn ich vor den Feiertagen die letzte Scene des ersten Actes, wo Antonio zu den vier Personen, die wir nun kennen, hinzutritt, fertigen könnte, wäre ich sehr glücklich." Also war der Schlußauftritt des ersten Actes, Antonio's Erscheinen und schroffer Gegensatz zu Tasso, eine der größten Schwierigkeiten der Arbeit; es liegt die Vermuthung nahe, daß der dritte Auftritt des zweiten Actes, Tasso's scharfes Zusammentreffen mit Antonio, sowie der versöhnende Schlußauftritt des ganzen Dramas, in welchem Antonio den gänzlich niedergeschmetterten Tasso wieder aufrichtet, die drei Scenen waren, welche, obwol ohne Zweifel längst entworfen, am meisten der künstlerischen Gestaltung widerstrebten und so die Vollendung des Werks aufhielten. Dies ein ab und zu mit eigenen Vermuthungen untermischter Auszug aus den fünf ersten Abschnitten des Buchs, welche die Entstehung des Dramas mit vollendeter Klarheit darlegen. Nur eins ist mir bei dieser Darlegung aufgefallen, daß nämlich Fischer die brieflichen Mittheilungen von Karoline Herder an ihren in Italien weilenden Gatten, in welchen wiederholte, sehr bedeutsame Hindeutungen auf die Entstehung des „Tasso" und auf die demselben zu Grunde liegende Idee sich finden, nicht herangezogen hat.

Die zweite Hauptabtheilung des Buchs, vom sechsten bis neunten Abschnitte, beschäftigt sich mit dem geschichtlich festgestellten Leben des Tasso und mit der Tasso-Legende, die sich schon bald nach seinem Tode an des Dichters siebenjährige Haft im Irrenhause knüpfte. Geboren 1544 zu Sorrento, war Tasso der einzige Sohn des als Gelehrter und Dichter hochgefeierten Bernardo Tasso, des Geheimschreibers des Fürsten Sanseverino zu Salerno. Derselbe bemühte sich gerade damals, Karl V. zur Wiederaufhebung der in Neapel zu großem Misvergnügen des Volks eingeführten Inquisition zu bewegen; als dies mislang, ging Fürst Sanseverino so weit, sich in staatsverrätherische Verhandlungen einzulassen, um die Eroberung Neapels durch französische Waffen herbeizuführen. Der Fürst ward als Hochverräther geächtet und zum Tode verurtheilt; die Strafe der Verbannung wie der Beschlagnahme des Vermögens traf auch des Fürsten ersten Diener Bernardo Tasso, welcher von da an genöthigt war, als Verbannter heimatlos hie und da in Italien zu leben, während seine beiden Kinder Torquato und Cornelia mit der Mutter zu Neapel das Los bitterer Armuth trugen. In Neapel genießt der hochbegabte Knabe den Unterricht der Jesuiten; zehnjährig verläßt er die unglückliche Mutter, die ihren Gatten und ihren Sohn niemals wiedersah; sie starb zwei Jahre danach. Torquato geht zum Vater nach Rom, wird dann Spiel- und Lerngenosse des dereinstigen Herzogs von Urbino; er folgt eine Weile den Irrfahrten des Vaters nach Venedig, beginnt sechzehnjährig seine Studien in Padua, gewinnt durch seine erste größere Dichtung „Rinaldo" 1562 schon als Jüngling einen hochgefeierten Namen. Er beginnt etwa 1563 ein großes geschichtlich-romantisches Epos „Gotifredo", die nachmals so hochgefeierte Dichtung „Das befreite Jerusalem". Aber er war arm und der vermögenslose Dichter bedurfte, wie im Mittelalter, der „Milde", d. h. Freigebigkeit eines

Fürsten; von den Fürstengeschlechtern Italiens waren aber damals die Medici in Florenz und die Este in Ferrara die kunstfreudigsten, die erstern auf dem Felde der bildenden Kunst, die letztern als Freunde der Dichtung, wie denn Ariosto funfzig Jahre früher zu Ferrara eine Heimstätte gefunden hatte. Tasso erfuhr das günstige Geschick, 1565, also einundzwanzig Jahre alt, in die Dienste des Cardinals Ludwig von Este, des Bruders des Herzogs Alfons II. von Ferrara, einzutreten, 1572 in die Dienste des Herzogs selbst. So finden wir denn Tasso als jungen Mann an dem dichterfreundlichen Hofe von Ferrara, wo des Herzogs beide hochgebildete Schwestern, Lucrezia und Leonore, dem gefeierten Dichter des „Rinaldo“ und bald auch des „Aminta“ freundlich entgegenkamen. Es war eine glückliche Zeit für den jungen Mann. Zwar hatte er auch Gegner, die ihm die Gunst des Hofs nicht gönnten, den Staatssecretär Pigna und dessen spätern Nachfolger Antonio Montecatino, endlich den am Hofe von Ferrara weilenden Guarini, den Dichter des „Pastor fido“; aber es durfte ihm gleichgültig sein, waren ihm doch Herzog Alfons und dessen geistvolle Schwestern wohlgesinnt. Endlich nach zwölfjähriger Arbeit war im Jahre 1575 Tasso's „Befreites Jerusalem“ vollendet; es ward dem Herzog gewidmet, welcher das Werk so rasch wie möglich gedruckt zu sehen wünschte. Aber Tasso zauderte; er wollte zuvor seine Dichtung durch einen Gerichtshof von Gelehrten, die in Rom versammelt waren, auf seine Vollendung prüfen lassen. Wir finden ihre Namen in Goethe's Gedicht verzeichnet; es ist keiner darunter, der uns Nachlebenden noch auf irgend andere Weise bekannt wäre als eben durch diese Theilnahme an dem Ketzergerichte über Tasso's „Gerusalemme liberata“, Krähen, die über einen Adler zu Gericht sitzen. Und dieses Urtheil war scharf genug. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts war die Zeit einer krankhaften Anstrengung des römischen Katholicismus, das aus dem Norden eingedrungene Gift der reformatorischen Ketzerei wieder auszusondern. Tasso hatte sein aus ritterlichem Sinne und echt christlicher Frömmigkeit geborenes Gedicht mit allerlei romantischen Zuthaten, Zauber- und Liebesgeschichten, heidnischen Amazonen und Zauberinnen geziert, dem Rinaldo und Tancredi eine verführerische Armida und heldenhafte Clorinda gegenübergestellt; das aber war nicht nach dem Sinne jener weltfeindlichen Frömmigkeit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in welcher die Inquisition wieder auflebte und jede freie Regung im Sinne der vormaligen weltfreudigen Renaissance der Dichtung und bildenden Kunst ertödtete. Das gelehrte Ketzergericht in Rom verurtheilte die jugendfrische Dichtung Tasso's als sündhaft, und Tasso selbst begann an seiner Rechtgläubigkeit zu zweifeln. Er besuchte Ausgang 1575 Rom und konnte sich dabei nicht genugthun in Werken der Rechtgläubigkeit; er stellte sich dem geistlichen Glaubensgerichte, bat um Untersuchung, ob er rechtgläubig sei oder nicht; die Herren prüften die Sache und schickten den Selbstankläger lächelnd fort, ohne daß Tasso darum sich in seinem Gewissen erleichtert fühlte. Dazu kam ein anderer Umstand. Allezeit unruhigen Geistes, wiederholt erkrankt an der Fieberluft von Ferrara und Mantua, knüpfte er Unterhandlungen an, welche eine Uebersiedelung nach Florenz an den Hof der Medici zum Zwecke hatten. Alfons II. vernahm davon und nahm die beabsichtigte Abtrünnigkeit des Dichters, welcher seit zehn Jahren der vertraute Hausgenosse des Hofs von Ferrara gewesen, ernstlich übel; er ermunterte einerseits den selbstquälerischen Dichter zu Erholung und frohem Lebensgenusse, gab ihm auch sonst Beweise seines Wohlmeinens; andererseits trug er kein Bedenken, Tasso's briefliche Beziehungen zu dem Hause Medici überwachen zu lassen und zwar, wenn es nicht anders ging, mit Anwendung von Gewaltmitteln der Polizei, Haussuchungen u. s. w. So ist es kein Wunder, daß sich des Dichters, welcher ohnehin von Zweifeln an seiner Rechtgläubigkeit gequält war, ein wirklicher Verfolgungswahn bemächtigte; überall sah er sich von Feinden und Spionen umgeben, und so kam es, daß er am 17. Juni 1577 in den Zimmern der Herzogin Lucrezia von Urbino, welche damals wieder am Hofe von Ferrara lebte, gegen einen ihrer Diener, welchen er für einen Spion der Inquisition hielt, mit gezücktem Dolche anging. Er erhielt für dieses allerdings nach der Hoffitte einer Zeit, in welcher jeder Angehörige eines Hofs den Degen trug, ungeheuerliche Vergehen eine sehr milde Strafe, nämlich eine alsbald aufgehobene Stubenhaft; nach wenig Wochen kam er wieder frei und der Herzog nahm ihn sogar mit sich nach seinem Lustschlosse Belriguardo, um dort Erheiterung zu suchen. Indeß auch hier litt es ihn nur wenige Tage; Tasso zog sich in das Franciscanerkloster zu Ferrara zurück und hing dem Gedanken nach, Mönch zu werden; alsbald aber, Ende Juli 1577, entfloh er heimlich aus Ferrara und wanderte als Bettler im Hirtenkleide durch die Abruzzen nach dem Lande seiner Jugend, wo in Sorrent die einzige Schwester, die er seit dreiundzwanzig Jahren nicht gesehen, die bereits verwitwete Cornelia Sersale lebte. Bei ihr verweilte Tasso einige glückliche Monate, dann kehrte er, der Verzeihung des Herzogs sicher, im Frühjahre 1578 nach Ferrara zurück, nur um einige Monate später in armseligster Gestalt, bettelarm, abermals als Flüchtling in Mantua zu erscheinen. Ruhelos besuchte er Padua, Venedig, Pesaro, Urbino, Turin; dann zog ihn das Herz wieder nach Ferrara zurück. Er kam dahin im Februar 1579, zu ungünstigster Zeit, zwei Tage vor dem Einzuge der dritten Gemahlin des Herzogs Alfons; niemand empfing ihn, der Herzog und seine Schwestern hatten keine Zeit für den armen Dichter; da verließ den Unglücklichen der letzte Rest von Selbstbeherrschung, er brach in Schmähungen aus wider den Herzog und sein Haus, er widerrief alles Lob und verwünschte alle Dienste, die er diesem undankbaren und ruchlosen Geschlechte je gewidmet habe.

Herzog Alfons aber war seinerseits der wechselnden Launen seines Hofdichters müde; er befahl Tasso's Ein-

sperrung in das St.-Annenspital, ein Krankenhaus für Irrsinnige; mehr als sieben Jahre, bis zum Sommer 1586, verweilte Tasso an der Schreckensstätte, bis ihn die Fürsprache des Papstes Sixtus V. befreite. Nach anfangs strenger Haft hatte er übrigens ein leidliches Dasein, durfte Besuche empfangen und erwidern, Spaziergänge unternehmen, wenn auch unter Begleitung eines Aufsehers; er schrieb Briefe, Gedichte, Abhandlungen, Streitschriften, aber er war und blieb ein Gefangener; ein Venetianer, der ihn 1582 besuchte, fand seinen Zustand erbarmungswürdig: „Er war völlig bei Sinnen, aber er litt Hunger und war nackt."

War Tasso wirklich krank? Ohne Zweifel. Schon die nicht rastenden Gewissensbedenken über seine Rechtgläubigkeit, über die sündhafte Ketzerei seiner Dichtung ist der Beweis für eine große Ueberreizung, für einen Verfolgungswahn und ein Gemüthsleiden, für eine hochgradige Melancholie, welche, genährt durch eine unvernünftige Lebensweise, den gemeiniglich milden und liebenswürdigen Mann zeitweise in unbändigen Jähzorn, in eine so gut wie unzurechnungsfähige Leidenschaftlichkeit versetzte. Er litt an Gesichts- und Gedächtnißschwäche, an Sinnesdelirien und Hallucinationen; er hörte Geräusche, als ob in seinem Ohre ein Uhrwerk wäre; er sah in seinem Zimmer Katzen und Gespenster, Dämonen und Heilige; er hatte Geistererscheinungen aller Art. Er glaubte sich von einem Teufelskobold geplagt, der ihm auflauerte und was er noch eben in Händen hielt, wegnahm; er sah auch einen guten Geist, der ihm in leuchtender Jünglingsgestalt erschien und tiefsinnige Unterredungen mit ihm pflegte. Eines Abends, zwei Jahre nach der Entlassung, als Tasso mit seinem Freunde Marchese Manso plaudernd am Kamine saß, verstummte der Dichter plötzlich und blickte nach dem Fenster, das von der scheidenden Sonne erleuchtet war. „Siehe da!" rief er, „mein Freund, der Geist, ist gekommen und will sich mit mir unterreden." Manso sah Sonnenstrahlen, wo Tasso den Geist erblickte, und er hörte nur den Dichter reden und antworten. Tasso sprach mit sich selbst.

Im Sommer 1586 also entließ Alfons II. den Dichter seiner Haft; aber er verbannte ihn für immer aus seinen Landen und überließ ihn dem Herzog Wilhelm von Mantua, welcher für Tasso's fernere Aufsicht und Aufbewahrung zu sorgen versprach. Nach des Herzogs Wilhelm Tode beginnt Herbst 1587 Tasso's erneutes Wanderleben durch Italien; er verweilte in Florenz, Mantua, wiederholt in Neapel, fünf Jahre lang, aber in sechs verschiedene Aufenthalte vertheilt, in Rom; er benutzte diese Jahre krankhaften Hin- und Herwanderns zu einer Umarbeitung seines „Befreiten Jerusalem" im Sinne der überspannten Kirchlichkeit, wie solche damals in der Zeit der eifrigsten Umkehr von den reformatorischen und künstlerischen Regungen des Zeitalters der Renaissance im Schwange war. Nicht blos alle früher dem Hause Este gespendeten Huldigungen, auch alle Offenbarungen der Weltfreude in Schilderung schöner Frauen, in anmuthigen Liebesbildern merzte er aus, dergestalt, daß die neue „Gerusalemme conquistata" nur ein farbloser Schatten ist neben der lebensfreudigen „Gerusalemme liberata". Das Buch erschien 1593, aber es blieb unbeachtet neben der zwei Jahre früher, sehr gegen des Dichters Willen erschienenen ältern Gestalt der Dichtung. So irrte Tasso in der Welt umher, abwechselnd bei Freunden und in Klöstern Herberge nehmend, ein Greis vor der Zeit, kahlköpfig, abgezehrt, bleich, fieberkrank, ein Bettler. Gegen Ende 1594 erhielt er die Einladung des Papstes Clemens VIII., nach Rom zu kommen und dort die höchste Ehre Italiens, die Dichterkrönung, zu empfangen. Er kam, aber die Festlichkeit ward auf das Frühjahr verschoben; Tasso sollte sie nicht mehr erleben. Eingang April 1595 erbat er sich Herberge in dem Kloster San-Onofrio auf der Höhe des rechten Tiberufers; „ich komme, um hier zu sterben", sprach er zu den versammelten Mönchen. Dort in dem stillen Klostergarten, unter der jetzt altersmüden Tasso-Eiche, wo sich ein wunderbarer Blick auf das zu Füßen liegende ewige Rom und auf die Albanerberge aufthut, saß der weltmüde sterbende Mann und sah seinen letzten Frühling. Am 25. April 1595 nahm der Tod den eben einundfunfzigjährigen Dichter hinweg; die letzte Bitte, die er seinem Gönner, dem Cardinal Aldobrandini, ans Herz legte, war diejenige, man möge alle seine in der Welt zerstreuten Werke sammeln und verbrennen, vor allem das Werk, welches seinen Namen unsterblich gemacht hatte, sein „Befreites Jerusalem".

Dies das Leben des unglücklichen Dichters in kurzem Auszuge nach der vortrefflichen, auf eingehenden Studien ruhenden Darstellung K. Fischer's. So tief traurig dieses Leben ist, so begnügten sich doch die Zeitgenossen nicht mit den zu Tage liegenden Gründen von Tasso's Haft, sondern es bildete sich schon frühzeitig die Mär, der Dichter sei um eines Liebeshandels mit der Prinzessin Leonore willen von dem ergrimmten Herzog durch die Einsperrung in ein Irrenhaus unschädlich gemacht worden. Fischer bespricht diese Tasso-Legende, welche seit bald dreihundert Jahren ein Gegenstand des Streits ist, in eingehender Weise. Urkundliche und vollgültige Beweise für diese Legende gibt es nicht, denn die wenigen Schreiben, welche sich vom Briefwechsel Tasso's mit der Prinzessin erhalten haben, oder die paar Sonette des Dichters, welche uns an die Prinzessin gerichtet überliefert werden, können in ihrer allerdings etwas überschwenglichen Fassung als Ausgeburten höfischer Dankbarkeit oder dichterischen Ergusses nicht wol als beweiskräftige Zeugnisse betrachtet werden. Die Prinzessin Leonore von Este war eine hochgebildete, zugleich durch ihre Kränklichkeit und eine streng klösterliche Erziehung — die Mutter Renata von Este, eine französische Prinzessin, war Anhängerin der calvinischen Ketzerei und infolge der wachsenden Unduldsamkeit von dem eigenen Sohne nach der Heimat zurückgeschickt worden — durchaus ernst gestimmte Dame, die wie eine geweihte Jungfrau lebte, selten in der Oeffentlichkeit erschien, fast von der Welt abgeschieden, ohne doch ihren Lieblingsneigungen für

Tonkunst und Dichtung zu entsagen. Die Erscheinung des jungen Tasso am Hofe von Ferrara mußte ihr um so willkommener sein, als sie gerade damals von langer Krankheit erstand; der Verkehr mit dem liebenswürdigen, in jener ersten Zeit noch nicht gemüthlich verdüsterten Dichter durfte um so mehr die Gestalt einer harmlosen Freundschaft annehmen, als sowol der Rang der Prinzessin wie ihr um mehrere Jahre höheres Alter jede Misdeutung des platonischen Verhältnisses eigentlich unmöglich machte. Daß andererseits Tasso ihr eine Anzahl Canzonen und Sonette widmete, sie in der Sofronia seines großen Gedichts verherrlichte, ist wieder nicht zu verwundern; nach einem neuerlich gefundenen schriftlichen Zeugnisse mag Donna Leonora wol auch den jungen heißköpfigen Dichter mit einer Freundlichkeit behandelt haben, welche sie später bereute, die er selbst aber als den Beweis wärmerer Zuneigung deuten konnte. Jedenfalls hatte sich bereits etwa 30 Jahre nach Tasso's Tode die Ueberlieferung gebildet, wie dieselbe weitere 110 Jahre später, 1735, von dem berühmten Geschichtschreiber Muratori als ihm glaubwürdig überliefert berichtet wird: „Eines Tages vor versammeltem Hofe habe Madama Leonora eine Frage an Tasso gerichtet, worauf dieser in der Anwandlung einer mehr als poetischen Ekstase ihr um den Hals gefallen sei und sie geküßt habe. Der Herzog habe sich bei diesem Anblicke zu seinen Cavalieren gewendet und gesagt: Seht, welch ein schreckliches Misgeschick diesen großen Mann betroffen hat, er ist verrückt geworden! Infolge davon sei Tasso in das Annenspital gekommen.“ An ein Liebesverhältniß von seiten der Prinzessin ist sicherlich nicht zu denken; wol aber erscheint ein leidenschaftlicher Ausbruch von seiten des nervös aufgeregten, in Liebe und Zorn gleich überschäumenden Tasso gar nicht undenkbar. Nur kurz sei bemerkt, wie treffend und geistvoll Fischer nachweist, in welcher Weise Goethe die verschiedenen ihm bekannten Berichte über Tasso's Leben bis in viele Einzelheiten dichterisch benutzt hat, zugleich aber immer seine schöpferische Kraft umgestaltend walten ließ.

Das letzte starke Drittel des Buchs bringt die Charakteristik der im Gedichte auftretenden Personen, Seelenschilderungen von vorzüglicher Feinheit der Beobachtung; nur ab und zu eine Hindeutung, welchen Persönlichkeiten seiner Bekanntschaft Goethe diesen oder jenen Zug entliehen habe. Wir können diesen ganzen Abschnitt nur als die feinsinnigste Erläuterung des schönen Gedichts preisen. Nur in einer Beziehung scheint es uns, als ob Fischer nicht ganz das Rechte getroffen habe in der Charakterentwickelung des Antonio. Allerdings ist es fein beobachtet, daß einige Stellen der Dichtung den Glauben erwecken könnten, als treffe am Schlusse des ersten Acts Tasso zum ersten male mit Antonio zusammen, während eine erheblich größere Anzahl von Stellen der spätern Acte unzweifelhaft beweisen, daß Goethe die Bekanntschaft der beiden Männer als eine schon längere Zeit dauernde betrachtet. Was mich betrifft, der seit vielen Jahren den „Tasso“ alljährlich einmal liest, so bin ich nie darüber in Zweifel gewesen, daß die beiden alte, wenn auch kühl einander gegenüberstehende Bekannte sind, deren Verhältniß durch die längere Abwesenheit Antonio's in Rom noch um ein Erhebliches kühler geworden ist. Aber auch angenommen, daß Goethe hier einen Widerspruch nicht bemerkt habe, so läßt sich dies erklären aus dem Umstande, daß in der ersten Tasso-Dichtung Antonio gar nicht vorhanden war und daß nach einer Zwischenzeit von sieben bis acht Jahren bei der Neubearbeitung wol ein Versehen mit unterschlüpfen konnte, wie das ja auch beim „Faust“ und in Schiller's „Wallenstein“ erkennbar ist. Man darf, scheint mir, solch kleine Versehen eines Dichters, wenn es überhaupt Versehen sind, nicht streng beurtheilen; man sollte bei Betrachtung eines Kunstwerks immer das geistvolle und schöne Wort beachten, welches Goethe am 15. September 1804 an Eichstädt schrieb: „Man kann in Rafael'schen Frescogemälden zeigen, wie sie theilweise ausgeführt worden, wie die Arbeit dem Künstler einen Tag besser gelang als den andern; dazu muß man aber das Bild ganz nah untersuchen und jedes Bild will doch aus einiger Ferne genossen sein. Wenn gewisse mechanische Behandlungsweisen, wie Kupferstich und Mosaik, in der Nähe vor dem Auge sich in ihre technischen Atome zerlegen, so fallen die höchsten Kunstwerke, Odyssee und Ilias, vor dem Scharfblicke eines trennenden Kritikers auseinander. Ja, wer wird es leugnen, daß selbst Sophokles manchmal seine Purpurgewänder mit weißem Zwirn zusammengenäht habe?“

Ernster möchte ich mit K. Fischer rechten in Bezug auf die Art, wie er den Antonio in der Zweikampfsscene des zweiten Acts beurtheilt. Er spricht von dem alternden Staatsmanne, welcher die überquellenden Freundschaftsanerbietungen des jungen Dichters kühl zurückweist, mit einer deutlich ausgesprochenen Entrüstung über Antonio's Neid, der ja nicht in Abrede gestellt werden soll; wenn es aber weiter heißt: „Jedes seiner Worte ist eine Beleidigung ohne einleuchtenden Grund, eine Schmähung, die Tasso außer sich bringen muß“; wenn er spricht von einer „Flut von Beleidigungen“, die Antonio über Tasso ergieße; wenn er meint, daß Antonio den Tasso „schwer beleidigt, ja beschimpft hat“ und zum Beweise dafür die spätern Worte Antonio's gegen Alfons anruft, so muß ich mich entschieden zu anderer Ansicht bekennen. Es ist ja wahr, Antonio erscheint am Schlusse des ersten und am Anfange des zweiten Acts nicht als ein liebenswürdiger Mann. Er kommt von langer schwerer diplomatischer Arbeit aus Rom zurück und findet, daß der junge Hofcavalier, der Poet, sich mittlerweile in der Gunst des Herzogs und der Frauen festgesetzt hat; eine erklärliche Regung herben Neides kommt über ihn und er ergießt sich in ein tönendes Lob des Ariost, den er dem jungen Manne, dessen Werk er noch gar nicht kennt, als unerreichbaren Meister gegenüberstellt. Eine Stunde danach tritt der junge Dichter an den greisen Staatsmann heran und bietet, angefeuert durch den Wunsch der Prinzessin, dem-

selben seine Freundschaft an. Antonio lehnt das Ansinnen mit kühlen Worten ab, wird bei wiederholtem Ansturme nur immer kälter und spitziger, aber als erfahrener Diplomat wägt er auch hier noch seine Worte sorgsam; wenn er dabei das Wort „unsittlich“ gebraucht, so kann ich das nur fassen als „ungesittet, guter Sitte unkundig“. Die erste und einzige Beleidigung spricht meines Erachtens nicht Antonio aus, sondern Tasso, indem er seinem Gegner Feigheit vorwirft, ihm Haß und Verachtung ins Angesicht schleudert. Es ist demnach meines Erachtens ganz richtig, wenn Antonio gegen Alfons sich dahin äußert, er habe Tasso wol gekränkt, d. h. ihm unangenehme Wahrheiten gesagt, aber ihn nicht beleidigt; es ist ein Beweis seines Rechtsgefühls, wenn er auf die Rede des Fürsten hin einsieht: mit etwas diplomatischer Vorsicht hätte ich diesen Zusammenstoß vermeiden können; wenn er schließlich in dieser Erkenntniß der Unklugheit, deren er als der Aeltere gegenüber dem Jüngern sich schuldig gemacht, gegenüber dem Herzog so gutmüthig ist, die nicht ganz wahrhafte Erklärung beizufügen, dem Tasso sei kein ungesittetes Wort entflohen, und sich selbst als schuldig bekennt. Antonio hat in der Form vollkommen recht und erkennt doch bereitwillig an, daß er mit seiner überlegenen Weltklugheit diesen Zusammenstoß hätte vermeiden können und sollen, und daß er deshalb Unrecht habe. Wenn man dem Antonio gerecht werden will, muß man meines Erachtens diesen Widerstreit zwischen formellem Rechte und sittlichem Unrechte weit mehr betonen, als das K. Fischer thut, muß dem Antonio nicht auch formelles Unrecht zur Last legen.

Aus diesen Auszügen und Mittheilungen ersehen wir jedenfalls, daß das Werk von K. Fischer über „Tasso“ die bedeutendste Arbeit ist, welche wir überhaupt über die edle Dichtung besitzen, eine Arbeit, aufgebaut auf gründlicher Kenntniß von Tasso's wie Goethe's Lebensgang, voll feinsinniger Bemerkungen und von stets fortreißendem Gedankenflusse. Fischer's Buch ist eine treffliche Bereicherung der Goethe-Literatur.

Wilhelm Buchner.

Romane, Novellen und Erzählungen.

1. Anno Domini. Roman aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von G. org Hartwig. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1890. 8. 5 M.

Die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs bietet dem Romandichter im allgemeinen einen recht verwendbaren Hintergrund; erstens hat heutzutage auch der mindergebildete Leser eine gewisse Vorstellung von jener Zeit, man braucht ihn also nicht erst „einzuführen“, und zweitens kann man in diese Zeit allerlei Packendes und Gruseliges verlegen, und sicher sein, daß man dasselbe glaubhaft findet. Es ist daher in der Romanliteratur kein Mangel an Werken, welche ihre Handlung in jene Zeit verlegen; freilich solche, die dem Kenner des Culturzustandes jener Periode vollauf befriedigen würden, sind immerhin sehr selten. Die „gewisse Vorstellung“, von der oben die Rede war, ist nämlich auch eine ganz „bestimmte“; sie gründet sich mehr auf die äußerlichen Erscheinungen der Periode, auf die grellen und aufregenden Vorgänge, und sagen wir auch auf Anschauungen der alten Schule der Geschichtschreiber, die heutzutage von der neuern Forschung vielfach richtig gestellt wurden. In diesem Sinne ist auch der vorliegende Roman gehalten; wir begegnen der üblichen Auffassung der ganzen Zeit und die Fabel verwendet die bekannten Motive. Der Ort der Handlung ist Neisse, das im Jahre 1632 von Sachsen und Dänen bedroht wird. Der kaiserliche Offizier Lothar von Schaffenberg liebt die Tochter des Bürgermeisters Scholz, der von dem Freier nichts wissen will und seine Tochter einem Freunde bestimmt hat. Die Verdienste des Helden um die Stadt bewegen schließlich den Bräutigam zum Rücktritte und den Vater zur Einwilligung. Daneben spielen noch die Ränke eines schurkischen Verräthers hinein und die Geschichte einer Schwester Lothar's, die von Zigeunern geraubt worden war und in Neisse lebte, wo sie als Hexe zum Feuertode verurtheilt, im letzten Augenblicke aber noch gerettet wird. Der Verfasser hat einen Anlauf genommen, den Stoff dadurch zu vertiefen, daß er den Gegensatz zwischen Bürgerthum und Soldatenthum zum Ausdruck bringen will; leider verfolgt er diese glückliche Idee nicht weiter, und macht sie nicht zum Leitmotiv, sondern begnügt sich mehr mit Aeußerlichkeiten, sodaß schließlich der Eindruck des Schablonenmäßigen überwiegt. Der Darstellung mangelt auch etwas an Feuer und Kraft, die verschiedenen Scenen sind manchmal zu nüchtern, man möchte sagen, sie sind mit Wasserfarben gemalt, und man kann sich auch für die einzelnen Personen nicht recht erwärmen. Der Held Lothar ist für einen Reitersmann von anno domini 1632 doch etwas zu „sentimental“; der Syndicus Mertens ist der Bösewicht, „wie er im Buche steht“, und auch die übrigen Figuren sind etwas schattenhaft und einseitig gezeichnet. Die Sprache ist geziert; den Charakter der Zeit gibt sie nicht wieder. Freilich die seltene Kunst, die Form bei einem historischen Romane mit dem Zeitcharakter in Einklang zu bringen, ist nur wenigen Meistern eigen.

2. Eine große Dame. Roman von Johannes van Dewall. Zwei Bände. Mit 155 Illustrationen von Blumenau. Dritte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 5 M.

Der Stoff des Romans ist im Grunde ein sehr einfacher: ein Ehrenmann wird das Opfer einer leichtfertigen Frau. Rittmeister Baron Mengden, Adjutant des russischen Generals P. zur Zeit des letzten polnischen Auf-

standes, wird der Geliebte der jungen Frau seines Vorgesetzten, deren Verführungskünsten er nicht widerstehen kann. Das Verhältniß wird entdeckt, indem man bei dem Rittmeister eine Uhr bemerkt, welche die Generalin ihm als Andenken schenkte. Mengden wird vor die Wahl gestellt, entweder die Geliebte zu verrathen, oder sich als — Dieb der Uhr zu bekennen. Er wählt letzteres und die Frau ist feige genug, dieses Opfer anzunehmen. Mengden sucht und findet den Tod in einem Kampfe mit den polnischen Insurgenten. Diese verhältnißmäßig schlichte Fabel ist jedoch so dramatisch ausgestaltet, die handelnden Personen sind so vorzüglich charakterisirt und die eingeflochtenen Episoden so anmuthig geschildert, daß der Leser in steter Spannung erhalten wird. Es zeigt sich hier die Kunst, mit einfachen Mitteln eine starke Wirkung zu erzielen. Das tragische Schicksal des Helden ist wohl begründet, er büßt seine sittliche Schuld, indem er an dem Begriffe der Ehre festhält. Die Generalin ist nicht werth, daß ein Mann wie Mengden sich für sie opfert — überdies nutzlos, da der General ja die Wahrheit erkennt —, aber sich selbst ist Mengden das Opfer schuldig. Er wird nicht als ein „idealer" Mann hingestellt, als ein Engel ohne Fleisch und Blut, sondern ganz richtig und lebenswahr als ein Mensch, der innerlich tüchtig und ehrenhaft ist, aber doch auch menschliche Schwächen besitzt. Gerade dadurch gewinnt er die Sympathien und das Mitleid des Lesers. Die Generalin ist auch keineswegs ganz schwarz in schwarz gezeichnet, als ein moralisches Scheusal, das der Hölle entsprang; auch bei dieser Gestalt ist jenes Maß eingehalten, welches der Künstler wie der Dichter beachten muß. Diese Frau ist schlecht, nicht so sehr aus Bosheit, als vielmehr aus Schwäche; eine schlecht erzogene, moralisch haltlose Natur. Als einen Hauptvorzug des Romans müssen wir noch rühmen die liebevolle Sorgfalt, mit welcher auch die Nebenpersonen gestaltet wurden, wodurch sie interessant gemacht werden. Es sind lebenswahre, glaubhafte Menschen, die uns entgegentreten, und man erfreut sich auch an der Fülle feiner Züge in der Charakteristik derselben. Kurz, alles in allem genommen, ist dieser Roman eine treffliche Gabe, und nicht nur anregend zu lesen, sondern auch literarisch werthvoll. Die Beigabe von Bildern erscheint zwar nicht ganz nothwendig, für manchen dürften dieselben sogar störend wirken; die Ausführung derselben, wie überhaupt die ganze Ausstattung, verdient jedoch alle Anerkennung.

3. Frau und Braut. Novelle von Emil Taubert. Leipzig, Georg Meyer. 1890. 8. 1 M.

Ein junger Landwirth, der für seine geisteskranke Mutter und zwei Schwestern zu sorgen hat, heirathet, obwol mit einem geliebten Mädchen verlobt, die Witwe eines Bauern, bei der er als Meier bedienstet ist. Er thut dies im Einverständnisse mit seiner Braut, weil die verwitwete Bäuerin kränklich ist und beide ihren baldigen Tod erwarten. Kaum ist aber die Ehe vollzogen, so wird die Bäuerin von Tag zu Tag gesünder, dazu kommt, daß sie ihren jungen Mann leidenschaftlich liebt und — eifersüchtig ist. Das Leben wird unter solchen Umständen für den unglücklichen Speculanten — denn das und nichts anderes ist er — zur Qual; er muß mit der Frau, die ihn liebt, zusammenleben und dabei täglich das Mädchen sehen, das er liebt. Die irrsinnige Mutter, die er zu sich genommen hatte, durchschaut das Verhältniß und will ihren Sohn befreien, indem sie das Gehöft anzündet, damit die Bäuerin dabei zu Grunde gehe. Diese wird jedoch von dem Manne gerettet, bald darauf aber findet man sie erdolcht. Natürlich wird der Mann des Mordes beschuldigt, bis sich herausstellt, daß die Bäuerin sich selbst getödtet habe, um dem geliebten Manne wieder die Freiheit zu geben, eine neue Ehe einzugehen. Man ersieht aus dieser kurzen Angabe des Inhalts, welch peinlichen Eindruck diese Novelle hervorrufen muß. Daß der Mann die Bäuerin heirathet, weil er ihren baldigen Tod voraussetzt und er das Gut zu erhalten gedenkt, ist allerdings etwas, was im Leben öfter vorkommt; solche Speculationen sind in bäuerlichen Kreisen nichts Außerordentliches und werden von diesen auch nicht leicht verdammt. Unsittlich im höhern Sinne des Wortes ist ein solches Vorgehen doch, und peinlich berührt den Leser die Zustimmung des Mädchens. Versöhnt könnte man damit werden, wenn diese Versündigung an der sittlichen Wahrheit von den Schuldigen gebüßt würde, was aber nicht der Fall ist. Nach der ganzen Anlage müßte eine tragische Entwickelung folgen, statt dessen zeigt die Bäuerin eine etwas unglaubhafte „Seelengröße", die vielleicht schwärmerischen, empfindsamen Gemüthern zuzumuthen wäre, nicht aber einer verliebten Witwe. Der Selbstmord der Bäuerin befremdet daher; die damit verknüpfte Verwickelung, daß der Mann des Mordes verdächtig wird, erscheint überdies ganz überflüssig. Das Ganze macht den Eindruck des Unglaubhaften und Unwahren; es fehlt an der überzeugenden psychologischen Begründung und auch die Sprache der handelnden Personen ist zu „hoch" für den Stand, dem sie angehören.

4. Ein Liebesarchiv und manches andere. Heitere und ernste Geschichten. Uebersetzt und frei bearbeitet aus dem Ungarischen von Adolf Kohut. Leipzig, Georg Meyer. 1890. Gr. 8. 2 M.

Das Buch enthält elf aus dem Ungarischen übersetzte Stücke, denen noch ein englisches beigegeben ist. Es sind literarische Nippsachen, feuilletonistische und novellistische Skizzen, ohne besonders hohen Werth, wenn auch manche anmuthige Einzelheit sich findet. Das eigentliche Vaterland dieser Gattung ist Frankreich, wo man zuerst diese Art erweiterter Anekdoten pflegte, da zu denselben vor allem Witz und eine gewisse Leichtigkeit und Anmuth des Stils gehört. Seit der größern Entwickelung des Zeitungswesens wurde auch von deutschen Schriftstellern dieses Gebiet lebhaft bearbeitet und wir zählen eine ziemliche Anzahl Meister auf demselben. Jedenfalls ist von Deut-

schen weitaus Besseres geleistet worden, als uns in diesem Buche geboten wird, und es lag nach keiner Richtung hin ein Bedürfniß vor, die deutsche Lesewelt mit diesen ungarischen Feuilletons bekannt zu machen, die nicht einmal specifisch magyarische Eigenart bekunden, welche wenigstens eine Art Begründung für die Uebertragung sein würde.

5. Als Hofmeister. Novelle von Robert Wild-Queisner. Leipzig, Georg Meyer. 1890. 8. 75 Pf.

Ein leichtfertiger, etwas verbummelter Student geräth als Hofmeister in eine gräfliche Familie und soll dem Sohne des Hauses die letzte „religiöse" Erziehung angedeihen lassen. Graf und Gräfin sind nämlich ungemein fromm, während der halbwüchsige Junge und dessen Schwester die „Duckmäuserei" gründlich satt haben. Der Hofmeister, als „fideles Haus", gewinnt natürlich rasch die Sympathien der Jugend, während er die Aeltern durch scheinheiliges Gebaren täuscht. Man vertraut ihm sogar so weit, daß er den Sohn nach Berlin führen darf, wo der junge Graf natürlich nicht in die Kirche, sondern in die „Welt" eingeführt wird. Das Ende vom Liede ist, daß der Hofmeister der Schwager seines Zöglings wird, nachdem der alte Graf plötzlich gestorben ist. Auch diese Geschichte läßt keinen befriedigenden Eindruck aufkommen. Die Heuchelei des Hofmeisters berührt unangenehm, die ganze Entwickelung erscheint nicht recht begründet; überhaupt ist die Geschichte zu wenig ausgearbeitet, der humoristische Ton zu Beginn verflacht immer mehr bis zum Schlusse.

6. Brillanten. Aus dem Künstlerleben. Von Robert Wild-Queisner. Leipzig, Georg Meyer. 1890. 8. 2 M.

Ein junges Mädchen — Waise — geht zum Theater, macht die durch die vielen Theaternovellen und -Romane sattsam bekannten Erfahrungen und heirathet schließlich einen Doctor der Medicin, während auch die erste Sängerin, deren Brillanten in der Anfängerin den Wunsch nach gleicher Laufbahn rege gemacht hatten, ebenfalls von einem Gutsbesitzer heimgeführt wird. Daneben spielen noch ein verlumpter Komödiant, der schließlich zum Diebe wird, und ein ordenssüchtiger Bäckermeister eine Rolle. — Die Geschichte entbehrt eigentlich einer Handlung, sie enthält nur ein paar Vorgänge allergewöhnlichster Art; von irgendeinem seelischen Problem ist nicht eine Spur vorhanden. Dagegen sind einzelne Schilderungen und Scenen recht ansprechend, namentlich wenn der Humor zur Geltung gelangt. Diese wie die vorstehend besprochene Novelle bekunden zwar das humoristische Talent und die stilistische Gewandtheit des Verfassers, aber auch eine gewisse Unbeholfenheit im Entwurfe und Flüchtigkeit in der Ausführung, namentlich was eine eingehendere Charakteristik betrifft.

7. Preußische Hofgeschichten von Fedor von Köppen. Leipzig, Reißner. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Buch enthält acht Aufsätze über Vorkommnisse an dem preußischen Königshofe und Persönlichkeiten, die an demselben eine Rolle spielten, welche zum großen Theile schon besser behandelt wurden, wie z. B. „Die weiße Frau" oder die Geschichte des Lieutenants Katte. Nummer 6: „Zwei Hoffeste zur Zeit König Friedrich Wilhelm's III." macht den Eindruck, als ob es einfach aus einer damaligen officiellen Zeitung abgeschrieben wäre; überhaupt ist das Meiste so skizzenhaft und oberflächlich, daß man nur enttäuscht das Buch aus der Hand legt, zumal auch die Schreibweise ziemlich nüchtern ist. Man muß bei einzelnen Stücken bedauern, daß der dankbare Stoff nicht besser verarbeitet wurde; welch hübsches Zeitbild hätte z. B. „Die Damenverschwörung" werden können.

Johannes Emmer.

Aus der Uebersetzungsliteratur.

1. Lenau, Fausto. Traduzione di Fabio Nannarelli. Mailand, Hoepli. 1890. 16. 2 M. 40 Pf.

Die „Collezionica diamante Hoepli" hat sich um Italien bereits hohe literarische Verdienste erworben, indem sie in vorzüglicher Ausstattung eine vornehme Reihe gediegener Uebersetzungen ausländischer Geisteswerke der italienischen Gesellschaft nah und näher führte. Ich selbst habe unlängst in d. Bl. die Pizzi'sche Nibelungenübersetzung in Versi sciolti angezeigt. Von frühern Uebersetzungen aus der deutschen Literatur seien diejenigen von „Hermann und Dorothea" und „Iphigenie in Tauris", sowie die Elegien, Idyllen und „Canti d' amore" Goethe's erwähnt; seinem „Faust" indessen schickt die Buchhandlung den Lenau'schen voraus. Vielleicht mit feiner Ueberlegung. Denn beim Genießen der Lenau'schen Dichtung ist es dienlich, Vergleiche mit der Goethe'schen fernzuhalten, der die Lösung des Daseinsräthsels in so andersartiger Weise fand als in jener selbstmörderischen Verneinung des Menschenthums und seiner Ideale, in welcher, wenn auch folgestreng genug, nach dem Vorbilde des Lord Byron'schen „Manfred", der Lenau'sche „Faust" den letzten Ausweg aus dem Labyrinth der sittlichen und geistigen Probleme sich erzwang. Aber in einer Nation, welche den schwermüthigen Leopardi als den ersten Lyriker ihrer jüngsten literarischen Vergangenheit feiert, wird die elegische Skepsis Nikolaus Lenau's, die in all der düsterprächtigen Farbenglut seiner Poesie gerade in seiner Faustdichtung zum eigenthümlichsten und machtvollsten Ausdrucke gelangt, sicherlich volles Verständniß und Mitgefühl finden, und wir selbst gedenken des einzigartigen Werks des so frühe tragischem

Untergange verfallenen Genius in zu pietätvoller Verehrung, als daß wir ihm jenseit der Alpen nicht einen reichen Zoll von Theilnahme und Bewunderung wünschen und verheißen sollten. Und abgesehen von seiner eigenen Gewalt, von seiner ergreifenden Melancholie und dem florverhüllten Glanze seiner Schilderungen, von der unentrinnbaren Magie seiner Lyrik, die bald in dithyrambischen Jubelliedern die Freuden der Welt besingt mit Stimmen gleich dem Sange der Sirenen, und bald wieder kopfüber sich hinabstürzt in die Schlünde der Verzagung und Verzweiflung, aus denen es keine Rückkehr gibt in die Sphären des Lichts: abgesehen von diesen dämonischen Kräften des deutschen Dichters selbst scheint auch die Kunst seines italienischen Nachdichters derartige Erfolge zu verbürgen. Die für jede Lenau-Uebersetzung unerläßliche Reimfülle steht ihm zu Gebote und seine Sprache geht dem Dichter in allen ihren metrischen Wandlungen gelehrig nach, wenn er auch nicht immer die gleiche Reimfolge wahrt und mehrfach das vorgezeichnete Metrum nicht unbeträchtlich erweitert. Man vergleiche: „Der Tanz", „Dorfschenke", „Hochzeit", „Musik und Tanz":

— — — — — — — — — —

Du mit den schwarzen Augen dort
Reißst mir die ganze Seele fort.
Ihr Aug' mit lockender Gewalt
Ein Abgrund tiefer Wonne strahlt.
Wie diese rothen Wangen glühn,
Ein volles, frisches Leben sprühn!
's muß unermeßlich süße Lust sein,
An diese Lippen sich zu schließen,
Die schmachtend schwellen, dem Bewußtsein
Zwei wollustweiche Sterbekissen.

Fabio Nannarelli: „La danza", „Osteria di villaggio", „Nozze", „Musica e dansa":

— — — — — — — — — —

Colei là che co' neri occhi m' ha fisso,
L' anima mia da lei rapir si sente;
A me raggia e m' attrae l' occhio possente,
Qual di profonda voluttate abisso.
Come la calda guancia colorita
Larga effonde d' intorno onda di vita!
Smisurata dalcezza avrà cui tocca
Su quei be labbri premere la bocca,
Turgidi labbri ardenti, due letali
A coscienza soffici guanciali.

Bedenklicher freilich entfernt sich z. B. seine Wiedergabe in der vorletzten Scene von der Vorlage, wo sie deren Form völlig sprengt und sogar den Reim preisgibt. So erscheint denn Görg's weltfrohes Glaubensbekenntniß mit seiner gedrungenen schlagfertigen Reimfolge seiner ursprünglichen Wirkung entkleidet:

Ich glaube Kameradenwort,
Bei gutem Wind weht an den Port
— — — — — — — — — —
Ich glaub' an diesen süßen Kuß;
Ich glaube, daß ich sterben muß.

Nannarelli:

Io credo
Del camerata alla parola, al porto
Quando secondo il vento spira . . .
— — — — — — — — — —
Io credo a questo dolce bacio, e credo
Ch' io morir deggio.

Das ist nachtheilig. Der Hauptgrund für diesen verderblichen Eingriff in das Gefüge der Vorlage ist nicht weit zu suchen: er beruht in dem vocal- und silbenreichern Wesen und der jugendfrischern Formenfülle der italienischen Sprache, zu welcher sich in dieser Beziehung die deutsche wie die englische zu ihrer germanischen Halbschwester verhält. Mögen dem verdienstvollen Uebersetzer neue Auflagen Gelegenheit geben, hier erfolgreich nachzuhelfen und nachzubessern. Gerade im letztgenannten Falle leidet mit der aufgegebenen Vortragsart das Ganze, Ton, Stil, Inhalt. Im sonstigen aber erscheint dieser italienische „Faust" Nikolaus Lenau's seinem Urbilde ungleich ähnlicher als die meisten deutschen Dante- und Petrarca-Uebersetzungen den ihrigen. Möge die Verlagshandlung Hoepli auf dem so rühmlich eingeschlagenen Wege fortfahren und mit immer wirkungsvollern Vermittelungen deutscher Geistesschätze zwischen den beiden edeln verbündeten Nationen immer innigere Bande gegenseitigen Verständnisses und gegenseitiger Sympathien und Hochschätzung knüpfen.

2. Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Uebersetzungen und Studien von Paul Heyse. Vierter Band: Lyriker und Volksgesang. Zweite Auflage. Berlin, Hertz. 1889. 8. 5 M.

Der Reichthum des von Paul Heyse in diesem Schlußbande seiner Uebersetzungen aus dem Italienischen Gebotenen ist zu groß, als daß seinem Inhalte und seinem bunten Wechsel eine kurze Anzeige gerecht zu werden vermöchte. Ueber die Sorgfalt und die Berufung des Uebersetzers mich zu verbreiten, habe ich ja in meinen Besprechungen der drei vorangehenden Bände hinlänglich und umfänglich Gelegenheit gefunden. So genüge, daß auch der vorliegende eine Menge von fein abgestimmten und classisch geklärten Glanzstücken deutscher Uebersetzungskunst enthält, und wenn der Hoepli'schen Verlagsbuchhandlung in Mailand oben ein so wohlverdientes Lob zu zollen war, so sei ein gleiches nicht minder aufrichtig der Wilhelm Hertz'schen in Berlin gespendet: wir wünschen beiden reiche Erträge ihrer idealen Bestrebungen und umsichtigen Veranstaltungen. Jedenfalls umfaßt dieser Schlußtheil der vierbändigen Sammlung eine ganze grenzenlose dichterische Welt von unerschöpflichem Zauber. Er bildet eine der gehaltreichsten Blütenlesen aus ausländischen Dichtern, welche Deutschland sein eigen nennt. Und es gehörte allerdings die ausgereifte, allseitig bewährte Dichtkunst eines Paul Heyse dazu, um den wandelreichen Rhythmen und der Mannichfaltigkeit der Gedanken und Gefühle, der herzzerreißenden Klagen und jubilirenden Liebesgrüße, diesen schwermuthsvollen Aves und Barcarolen, diesen innigen Wiegenliedern und muthwilligen Ritornellen, all diesen umbrischen, ligurischen, piemontesischen, latinischen und vor allem dieser reizenden Fülle toscanischer Rispetti

gerecht und dieser spröden Balladen derart Herr zu werden, daß der Unkundige des fremden Ursprungs völlig vergißt, soweit die Feinheit seines Gefühls denselben in dem romanischen Grundtone selbst nicht verspürt. Die Paul Heyse'schen Nachdichtungen italienischer Poesie werden für alle Zeit Höhepunkte der deutschen Uebersetzungskunst bedeuten.

Gleich dankenswerth, wenn auch nicht in gleicher Abrundung der Form, gesellt sich den vorangegangenen Verdeutschungen moderner italienischer Dichter eine so reiche wie anmuthige Auslese aus spanischen Lyrikern unsers Jahrhunderts unter dem Titel:

3. Catalanische Troubadoure der Gegenwart. Verdeutscht und mit einer Uebersicht der catalanischen Literatur eingeleitet von Johannes Fastenrath. Leipzig, Reißner. 1890. Gr. 8. 8 M.

Ein ähnliches Verdienst, wie es sich Paul Heyse um die Verbreitung italienischer Literatur in Deutschland erworben hat, ist den Bestrebungen Johannes Fastenrath's bezüglich der spanischen nachzurühmen. Ganz wie Paul Heyse ebenso sehr daheim ist im Lande der Leopardi und Giusti, der Zappi und Praga, der Zendrini und Carducci, als in ihren Poesien, so vertraut sind Johannes Fastenrath seit Jahren die Berge Cataloniens und die Auen Castiliens wie ihre Gesänge, und er beherrscht ihre Sprache und Dialekte wie die seines Heimatlandes und die Mundart seiner Vaterstadt Köln. In zahlreichen eigenen Liedern hat er „fern im Süd das schöne Spanien" besungen, und seine „Granadinischen Elegien" wissen die Wunder der sagenverklärten alten Maurenresidenz so stimmungsvoll zu feiern, wie nur immer die Lyrik Heyse's die „schimmernde Blüte der Wellen", ihr vielgeliebtes Sorrent. Goethe wie Lord Byron bezeichnen als eine Hauptvoraussetzung eindringenden Verständnisses der Poesie einer fremden Nation nahes persönliches Vertrautsein mit dem Lande und seinen Bewohnern. Bei Paul Heyse und Johannes Fastenrath ist diese Voraussetzung erfüllt. Sie sind in ihrer „Dichter Land" so sehr daheim als in ihren Werken. Auch bei Fastenrath nun erschwert die Fülle der vermittelten Erscheinungen eine nähere Charakteristik. Ungleich tiefer und gedankenvoller erscheinen doch die Italiener. Auch ihre Formen sind viel kunstreicher, ausgebildeter und mannichfaltiger. Eine eingehende Vergleichung beider Sammlungen müßte eine umfangreichere Specialuntersuchung mit schönen Ergebnissen lohnen, in welchen sich die Parallelströmungen der italienischen und spanischen Lyrik des 19. Jahrhunderts reizvoll widerspiegeln würden. Die Liebe pulsirt hier wie dort in gleicher Glut. Die heilige Jungfrau und ihr Gnadenbild schwebt hier wie dort in mildem Glanze über des Sängers Leid und Lust. „Neapels Strand voll Wonne" und der „Zaubergarten Florenz", der Dogenpalast Venedigs und seine blutige scala dei giganti erstehen drüben in aller ihrer dichterischen Glorie, und hier erhebt immer aufs neue der Montserrat sein geheiligtes Haupt und bleibt ein hochragendes Wahrzeichen der catalanischen Poesie; Miramar und Mallorca, Valencia und Barcelona werden bald in stolzestem Odenstile und bald in schmeichlerischen Romanzen besungen, indessen sich die Blicke des Dichters immer wieder zurücklenken nach den duftigen Thälern der Durance und dem veilchenumblühten Ufer, wo seinem Liede süße Klänge die Rhône gerauscht. Und dies sein Lied, es schwebt daher, Schnüre von Perlen und goldene Ringe im lockigen Haar, in einem Gewande von Rosen und einem Diadem aus Sonnenstrahlen, umgaukelt von einem Schwarme von Amoretten zieht es hin über laubversteckte Dörfer und gethürmte Städte, und in der Hand hält es die dreisaitige heilige Harfe der Troubadoure mit dem Wappenspruche: „Vaterland — Treue — Liebe", und es singt und klingt in das Herz des rosigen Mädchens:

Ich bin das Lied der Provence,
Ich bin der Liebe Gesang.
Oeffne mir, Kind, die Pforte,
Oeffne mir Herz und Haus.
Oeffne die Pforte mir, Schöne,
Schöne vom goldenen Thal!

Und wie Carducci dem hochgewachsenen blauäugigen Mädchen der Maremmen, der blonden Maria, als dem „Liebesfrühroth" seines Lebenslenzes sehnsuchtsvolle Terzinen weiht, so spendet Gabriel Maure der Aehrenleserin der Balearen einen gemüthsinnigen Liedercyklus, und der beiden Ländern gemeinsame Typus des Savoyarden findet in Spanien in der Dichtung Guillem Forteza's wie in Italien in einem Liede Giovanni Prati's eine so hochpoetische Gestaltung, daß sich interessante literarische Gegenstücke zu Geibel's „Fern im Süd das schöne Spanien" bilden.

Ohne Vater, ohne Mutter,
Ohne Brüder in der Welt,
Nur ein Murmelthier besitz' ich,
Welches hungert wie ich selbst.
Eine kleine Gabe,
O um Gott mir gebt! —

beginnt die schwermüthige Weise bei Forteza, einem Dichter von Mallorca, und sie endet bei Giovanni Prati:

Wohl oftmals neig' ich das Haupt in Schweigen
Und sorg', es möchte das Brot mir fehlen;
Dann klingt ein Trost mir in Waldeszweigen
Aus Vogelkehlen:
O Brüder, leer sind und kahl die Fluren,
Was aber bangt dir das Herz um morgen?
Getrost! der Vater der Creaturen
Wird für uns sorgen!

Auf den Ruinen Cataloniens träumt sich Adolf Blanch zurück in die Zeiten, wo die Troubadours, „deren Lieder noch durchs Gebirge fliegen", Mallorca und Sicilien überwanden und das catalonische Banner zum Gebieter des Meeres machten; nun ruhen ihre Harfen beim Maurendolche und ein glühender Westhauch hat alles verdorren gemacht. Aber eine frische Brise wird vom Meere sich erheben und Cataloniens Himmel in alter Pracht erstrahlen. Drum solle der Montseny nicht seine hohe stolze

Stirne senken und keine Zacke solle der Montserrat verlieren; wie die catalanische Sprache, „die Könige, Dichter und Heilige gesprochen", fortlebe mit dem alten Zauber ihrer Töne, so werde auch des Landes einstige Größe wiederkehren. Und so legen diese modernen Troubadours Cataloniens an dem Altar ihres Vaterlandes jeder immer farbenreichere Liederspenden nieder, und selbst aus den zerstäubenden Ruinen der Vergangenheit steigen rosige Gesichter der Zukunft vor ihnen auf, während drüben Carducci vor den Thermen des Caracalla der Gegenwart grollt:

Hör' mich, Fieber! Die Menschen all von heute
Tilg von hinnen mit ihrem nichtigen Kleinkram!
Hier ziemt heiliges Graun: die Göttin Roma
Ruht hier im Schlummer —

und auf der Piazza di San Petronio in „schwermuthsvollem Verlangen" der Jahrhunderte gedenkt, wo über den jubelumrauschten Platz triumphirenden Consuln gefangene Könige das Gefolge gaben. Und so bietet der so naheliegende Vergleich dieser beiden Blütenlesen neuester romanischer Lyrik eine Reihe genußreicher Gedankenharmonien oder interessanter Merkmale der Unterscheidung; indessen auch der einzelne Dichter und das besondere Stück erscheint in so anziehender Beleuchtung, daß man den Uebersetzern zu immer neuem Dank verbunden wird, der durch die Erwägung an Bedeutung gewinnt, daß sich die Muse des Nachdichters in den vorliegenden Fällen Größen widmete, die in Deutschland mehr oder minder unbekannte waren. Das künstlerische Vermögen der beiden Uebersetzer steht allerdings nicht auf derselben Höhe, aber der ideale Zug, der ihre Nachbildungen beseelt, ist völlig der gleiche. Wir möchten nicht die eine neben der andern missen, und begrüßen es als ein schönes literarisches Ereigniß, daß an den Preisen, welche die italienischen Dichter in Paul Heyse's edelm Deutsch errangen, Johannes Fastenrath's Catalonier Theil gewinnen dürften:

Horch, aus dunklen Grabesbanden
Ist der Sang der Catalanen,
Ist die Sprache großer Ahnen
Neu erstanden, neu erstanden!

4. Firdosi's Königsbuch (Schahname), übersetzt von Friedrich Rückert. Aus dem Nachlaß herausgegeben von E. A. Bayer. Sage I—XIII. Berlin, G. Reimer. 1890. Gr. 8. 8 M.

Es ist eine Veröffentlichung aus dem Rückert'schen Nachlasse, die hier geboten wird. Ihr geistiger Urheber ist Robert Boxberger, und Edmund Bayer hat, wie er sagt, die Entzifferung der Rückert'schen Schriftzüge auf sich genommen, da eingezogenen Erkundigungen zufolge keine Herausgabe von berufenerer Hand zu erwarten stand. Ob man sich in dieser Beziehung allseitig gründlich umgethan hat, liegt mir nicht ob zu beurtheilen, genug, daß sich der Herausgeber redliche Mühe gegeben hat, uns in umfänglicher Einleitung über sein Manuscript und dessen Vorlage zu orientiren und eine getreue Abschrift der fragmentarischen Uebersetzung zu leisten. Freilich hat er nur zu recht, wenn er meint (S. LI): „Vielleicht hätte Rückert, wenn er selbst die Drucklegung seiner Uebersetzung besorgt hätte, noch einzelne Umarbeitungen und Aenderungen vorgenommen; so scheint manches noch erster Entwurf." Und ganz gewiß ist es das auch! Hätte Rückert nicht das Ganze vor der Herausgabe einer tiefgehenden Ueberarbeitung und Umgestaltung unterzogen, so hätte er kein Recht besessen, es herauszugeben. Denn es wäre eine sonderbare Schwärmerei, wollte man mit Edmund Bayer behaupten, daß eine jede Zeile, die von einem Rückert geschrieben sei, schon an sich der liebevollen Beachtung der Nachwelt werth sei. Nun ist es einmal geschehen und man hat die Blätter abdrucken lassen. Ich will die Handlung nicht verwerfen, muß aber ihr Verdienst auf den sehr geringen Umkreis beschränken, an den es gebunden bleibt. Abgesehen davon, daß sie das Concept einer metrischen Schahname-Uebersetzung bilden, welches der Specialwissenschaft gewisse Dienste leisten und einer kommenden Uebertragung fleißig vorgearbeitet haben mag, besitzt das hier gegebene Buch keinen andern literarischen Werth, als daß es höchstens dem Biographen neue Einblicke in das Rückert'sche Schaffen erschließt. Denn die Sprache dieser Uebersetzung verharrt in einem so überaus unfertigen Zustande und das Versmaß ist so wenig streng und regelmäßig gerichtet, daß sich die Poesie der Vorlage in zu getrübtem Lichte gibt, als daß man um Rückert's Andenken willen das hier Gebotene als Werk nehmen dürfe, da es nicht mehr als die Grundlinien zu einem solchen gibt. Es ist ein bänkelsängerischer Ton in die ehrwürdige Dichtung eingedrungen, den zu bannen ein dichterisch begabter Orientalist sich beeilen möge.

5. Gudrun, in metrischer Uebersetzung von H. Kamp. Berlin, Mayer u. Müller. 1890. Gr. 8. 65 Pf.

Als ich in Nr. 28 d. Bl. f. 1886 die Engelmann'sche und Weitbrecht'sche Bearbeitung des Gudrunliedes anzeigte, da sprach ich tiefbekümmert die Befürchtung aus: „Höchst wahrscheinlich aber wird über kurz oder lang ein neuer Prophet erscheinen, der resolut tabula rasa macht, das heißt in seiner kritischen Retorte nun auch die letzten armen 414 Gudrunstrophen (Müllenhoff'scher Währung) als «unecht» ins Nichts verdampfen läßt, sodaß das deutsche Gudrunlied dereinst nur ein schöner textkritischer Traum gewesen sein und höchstens in einer pietätvollen Literaturgeschichte als eine nicht nur halb, sondern ganz verklungene Sage weiterleben wird. Das würde denn freilich für unsere übersetzungslustigen Versemänner ein schwerer Schlag sein." Zu meiner Freude habe ich mich vorläufig umsonst geängstigt, denn der neueste Uebersetzer hat dem Müllenhoff'schen Skelett ein Glied von ungefähr einem Dutzend Strophen wieder angeleimt. Das ist freilich das einzig Gute, das sich von seiner Arbeit sagen läßt. Sie bedeutet unbedingt die poesieloseste Verneudeutschung des Gudrunliedes, die wir besitzen. Es ist kaum zu glauben, bis zu welchem Grade dem Bearbeiter es gelungen ist, das alte schöne Epos des letzten sprach-

lichen und rhythmischen Schimmers zu entkleiden, all seiner Würde zu berauben und seinen letzten dichterischen Odem zu ersticken: die gehobensten und inhaltreichsten Strophen werden in ihrer ursprünglichen Wirkung von dem poesieblinden Neuerer vernichtet oder textkritisch von seiner nihilistischen Philologie verschluckt. Man vergleiche Original (Martin) Strophe 389:

diu tier in dem walde ir weide liezen stên.
die würme die dâ solten in dem grase gên,
die vische die dâ solten in dem wâge vliezen,
die liezen ir geverte. jâ kunde er sîner vuoge wol geniezen.

Der Neuerer:

Das Wild (?) im Walde horchte, der Weide es vergaß.
Der Kerf (?), der so behende (?) sonst kroch im grünen Gras,
Der Fisch, der durch die Wogen zu schießen sonst gewohnt —
Sie standen festgebannet. So ward ihm seine Kunst gelohnt.

Die folgende Strophe, die nun den Eindruck des Harandischen Liedes auf die Menschen schildert, wird kritisch ausgemerzt. Die ganze kleine Fertigkeit des Uebertragenden besteht in der Fähigkeit, in einer so ärmlichen wie gelenklosen Sprache den dichterischen Gehalt der Vorlage prosaisch abgeflacht wiederzugeben und die einzelnen Bestandtheile mit alltäglichen Reimen zusammenzuschnüren: vor allem gebricht es ihm an poetischem Empfinden und leider auch an ästhetischem Geschmacke. Es ist schade, daß unser Gudrunlied ein solches Ende nehmen sollte. Stehen auch die Arbeiten Weitbrecht's und Engelmann's unermeßlich höher als dieser gereimte Auszug, der in seinem literarischen Werthe den eines schülerhaften Versuchs nicht übersteigt, so sind doch auch sie weit vom Urbilde abgeblieben. Nur eine selbständige freie Umdichtung wird zum Ziele führen, eine Dichtung, die von der mittelalterlichen Erscheinungsform völlig absieht, sich allein an die Handlung und ihre Träger hält und aus dem Untergrunde der alten Sage ein jugendliches Werk erstehen heißt. Das Kamp'sche Unternehmen aber ermangelte von vornherein jeder Lebensberechtigung, da sich der Verfasser nach den vorliegenden Leistungen umzuschauen hatte und bei deren Prüfung zu dem Schlusse gelangen mußte, daß er außer Stande sei, dieselben zu übertreffen oder auch nur Ebenmäßiges denselben zur Seite zu stellen. Es ist mir kaum eine Bethätigung des deutschen Uebersetzertriebes bekannt, jedenfalls keine gegenwärtig, die mit einem so unbehülflichen Deutsch so geringes Formtalent verbände. Man vergleiche S. 23:

Vor Freude und vor Wonne aller Herzen schlugen,
Daß heim sie wieder kämen zu Kindern und zu Frauen,
Von denen sie schon wähnten, sie würden nie sie wiederschauen.

Und wenn nur wenigstens die äußerliche Treue gewahrt bliebe; wenn wenigstens der vorgebildete Inhalt wenn auch in so kümmerlicher Form sorgfältig erschöpft und ohne Abzug wiedergegeben würde! Auch hier aber klafft eine weite Lücke zwischen Original und Copie. Wo Gudrun zu dem heimkehrenden Hartmut sagt:

dâ muose ich dienen, daz ir sîn habet sünde unde ich schande!

da wird ihre Rede von H. Kamp — eine Folge seiner eigenmächtigen Verkürzung des Metrums — bösartig verschnitten zu den Worten:

Man hieß mich dienen, daß wahrlich Sünd' es ist und Schande.

Und noch übler wird dem Urbilde in Strophe 1509 mitgespielt, wo die Verse lauten:

ich bat iuch nie zer werlde des ir mir woltet volgen.
ir wâret mir ungnaedic: des muoz ich iu von herzen sîn erbolgen! —

und Kamp seiner Vorlage den Rücken kehrt mit der so unerbaulichen wie selbstwilligen Wendung:

Ihr habt mir nie gewähret, um was ich je euch bat.
Ihr kanntet niemals Gnade. Das büßt ihr nun: des ist nicht Rath.

Und so bezeichnet die vorliegende Gudrun-Erneuerung nicht nur innerhalb der Geschichte des Gudrunliedes, sondern auch in den Lehrbüchern der deutschen Uebersetzungskunst einen niedersten Rang, sowol was die Treue der Textauslegung, als die Abrundung der neuen Form angeht und Schritt für Schritt folgt den mühselig dahinkeuchenden Langzeilen der trübe Schatten geistiger Leere und technischer Unzulänglichkeit. Adalbert Schroeter.

Bücher über Rußland.

1. Naturalismus — Nihilismus — Idealismus in der russischen Dichtung. Literarhistorische und kritische Streifzüge von Erwin Bauer. Mit 9 Porträts. Berlin, Lüstenöder. 1890. 8. 4 M. 50 Pf.

Das Hauptverdienst des neuen Buchs ist darin zu sehen, daß es in reicher Einzeldarstellung das Gesammtbild der innern Entwickelung Rußlands und seines derzeitigen Geisteszustandes zurechtlegt, Ueberschätzungen und Unterschätzungen der russischen Dichtung und der geistigen und sittlichen Cultur in Rußland beseitigt und die schaffenden und zerstörenden Aeußerungen des russischen Volksgeistes in ihrem ursächlichen Zusammenhange mit der allgemeinen Geschichte Rußlands in neuester Zeit erkennen läßt. Das Buch ist eine eindringliche und lebhafte Warnung an die deutsche Literatur, sich von dem Naturalismus ja nicht ins Schlepptau nehmen zu lassen, in ihm beileibe keinen Wegweiser zur eigenen Vervollkommnung und Vertiefung zu erblicken. Es reißt die Krone der Dichtung von dem Haupte des Naturalismus herab und weist beredt nach, daß er durchaus nicht etwa im Dienste des Allgemein-Menschlichen stehe, durchaus nicht etwa sich der weltumfassenden Idee geweiht habe, sondern eine des duftigen

Blütenstaubes entkleidete Tendenzdichtung ist. Der wahre Dichter verräth sich in der Beschäftigung mit dem Dauernden und Bleibenden in der ewigen Flucht der Erscheinungen und in der realistischen Ausgestaltung desselben zu leibhaftiger Wirklichkeit; der Naturalismus gibt sich in der Zersetzung, Zerstörung und Verneinung zu erkennen, er ist sich Selbstzweck. Zweifel, Widerspruch und Kampf haben zwischen ihm und den classischen Dichtungen eines Puschkin und Lermontow, welche sich die nationale Ausgleichung der zwischen den Aneignungen aus dem Geistesleben des Westens und der nationalen Eigenart bestehenden Gegensätze zur Aufgabe gestellt hatten, eine unüberbrückbare Kluft errichtet. Auch mit dem Charakterisiren treibt er es recht seltsam. Er geht wie ein Chirurg vor; er charakterisirt nicht, sondern er secirt. Das ist ein ewiges Grübeln und Reflectiren, ein Herumbohren in Stimmungen und Gefühlen; was uns aufgetischt wird, sind nicht Charaktere, sondern anatomische Präparate, in denen jeder Nerv, jede Faser fein zergliedert und bloßgelegt ist. Solche Präparate sind freilich sehr interessant, aber — sie riechen oft sehr abschenlich. Bauer sagt nicht übel:

Wenn ein feinsinniger Dichter und ein Denker von so eminenter sittlicher und religiöser Tiefe, wie Graf Leo Tolstoi, nach einem Leben voll ernsten Strebens und rastloser Arbeit für sein Vaterland und sein Volk auf einer Stufe anlangen mußte, wie seine letzten Werke, das Volksdrama „Die Macht der Finsterniß“ und die Erzählung „Die Kreutzer-Sonate“, in abschreckender Weise kennzeichnen —, was soll man von den minder begabten jüngern Schriftstellern erwarten, deren Erstlinge bereits voll und ganz auf jenem Boden des Nihilismus fußen, auf dem Tolstoi am Ende seines Schaffens angelangt ist? Der Gott und die Welt verneinende Pessimismus und der jede Sittlichkeit untergrabende Nihilismus beherrscht, aus der Entwickelungsgeschichte Rußlands geboren und bald mit dem Schleier der Empfindsamkeit und Rührseligkeit verhüllt, bald in nacktem Cynismus einherschreitend, die jungrussische Literatur mit sehr wenigen Ausnahmen — ist es da nicht eine sittliche und nationale Gefahr für die deutsche Cultur, wenn ihre Vertreter in diesen Erzeugnissen der russischen Zwittercultur die Offenbarungen höchster Poesie erblicken und durch Wort und Schrift, durch Anpreisungen und Uebersetzungen für die Verbreitung derselben in Deutschland wirken?

Der Naturalismus ist der literarische Zwillingsbruder des politischen Nihilismus. Sie haben denselben Ursprung und werden zu gleicher Zeit an ihrem Ende angelangt sein. Sie sind tief entartete, ungestüme Kinder, welche die slawophile Idee unter gewaltigen, das ganze heilige Rußland erschütternden Wehen gezeugt hat, und von dem geschichtlichen Standpunkte aus naturnothwendige Ergebnisse des wilden, leidenschaftlichen Ansturms der Volkskräfte gegen eine Cultur, welche den in asiatischer Lethargie dahindämmernden Massen des Volks innerlich fremd geblieben war, ob sie sich auch ihr unterwerfen mußten. Wie in der politischen und socialen Entwickelung des russischen Kolosses die nationalistische Gärung zur Opposition und diese letztere zum politischen und socialen Nihilismus geführt hat, so hat die panslawistische Bewegung in der Dichtung zunächst den tendenziösen Realismus geschaffen und alsdann diesen zum alles verneinenden, alles bekämpfenden und alles beschmuzenden Naturalismus ausgebildet. In der Geschichte der Völker geht es genau so folgerichtig zu wie in der Natur. Die Zustände und Verhältnisse im Zarenreiche waren in Gemäßheit der tiefen Kluft, welche der gesonderte Lauf der Culturentwickelung zwischen Gesellschaft und Volk gerissen hatte, unhaltbare geworden. Ein friedlicher Ausgleich zwischen Gesellschaft und Volk, welche durch anderthalb Jahrhunderte auf entgegengesetzten Wegen gewandelt waren, erschien nicht mehr möglich. Der Kampf mußte entbrennen und zu den Ergebnissen führen, welche wir vor uns sehen:

So stellen sich, um ein Bild zu gebrauchen, Naturalismus und Nihilismus als der Feuerbrand dar, der das russische Erdreich ergriffen hat, um die in seinem Schose ruhenden verschiedenen Erze von den sie umgebenden Schlacken zu reinigen, sie zu schmelzen und zu einem einzigen glänzenden Edelmetalle zu vereinigen: der Brand muß schließlich, wenn er keine Nahrung mehr findet, zum Flackern zusammensinken und endlich verlöschen; von ihm wird keine Spur nachbleiben, weil er sich selbst am Ende verzehren muß, aber sein Aufflammen und seine zerstörende Thätigkeit sind doch nicht umsonst gewesen, weil aus der Asche der Schlacken das gereinigte Metall hervorglänzt. Welches Endergebniß in der Zukunft der nihilistische Feuerbrand in seinem politischen und socialen Kampfe wider die herrschenden Gewalten in Rußland führen wird, nachdem er sich selbst mit seinen Widersachern zerstört haben wird, das zu untersuchen, ist nicht unsere Aufgabe.

Der Naturalismus, schließt Bauer, hat sich bereits gleich dem Nihilismus zum Theile selbst gerichtet, er geht bereits seinem Niedergange und Erlöschen entgegen, wie ein Blick auf die zum nacktesten und derbsten Naturalismus verflachten Schriften der im ärgsten und dichtesten Kothe watenden Garschin und Tschechow verbürgt. Und so wird der russischen Dichtung, wenn anders sie sich nicht ihres Bestandes wird vollkommen begeben wollen, nichts übrig bleiben, als mit der allgemeinen Weltliteratur in Fühlung zu treten, in der allgemeinen Weltcultur ihre Zuflucht zu suchen.

Bernhard Münz.

2. Sibirien von George Kennan. Deutsch von E. Kirchner. Neue Folge. Dritte Auflage. Berlin, Cronbach. 1890. 8. 3 M.

Wer die Mittheilungen des Amerikaners Kennan über Sibirien gelesen und durch sie in den Zustand des dortigen Gefängnißwesens hineingeschaut hat, mag sich freuen, nicht zu jenen Abgeordneten der Culturstaaten zu gehören, die sich am 16. Juni in St.-Petersburg zum internationalen Congresse für das Gefängnißwesen haben versammeln müssen. Der Convenienz zu Liebe waren sie gehalten, am Sitze einer Regierung und unter der Leitung eines Mannes zu tagen, deren Lippen überfließen von Phrasen der Menschlichkeit und des Fortschritts, die es an Vorschlägen und Entwürfen nicht fehlen lassen, welche auf der Höhe der Wissenschaft und weitherziger Empfindung stehen und nur dem Zwecke dienen, der Welt Sand in die Augen zu streuen, um dann beiseite gelegt zu werden und dem Schlendrian, unbekümmert um das vorhandene entsetzliche Elend, nach wie vor freie Bahn zu lassen. Den Pflichten der Höflichkeit gegen den Gastgeber wäre es schwerlich

entsprechend erschienen, ein rückhaltloses Wort über die Wirthschaft in den Gefängnissen Sibiriens, wie Kennan sie enthüllt hat, zu äußern, oder gar die Frage aufzuwerfen, ob Rußland nach seinem praktischen Verhalten überhaupt ein Anrecht habe, zum ernsten Meinungsaustausche mit Culturstaaten zugelassen zu sein. Vielleicht kam den in der Theorie ihres Fachs lebenden Verwaltungsbeamten, die sich um Herrn Geheimrath Galkin-Wrasski gesammelt, ein solcher Gedanke auch gar nicht, oder, falls er in einem oder dem andern aufgestiegen, ward er rasch durch die Erwägung unterdrückt, daß Rußland nicht gereizt werden dürfe und es übrigens anerkannte Lehre sei, die innern Verhältnisse eines jeden Staats demselben völlig zu überlassen. Irgendeinen andern Erfolg können sich die Kennan'schen Bücher demnach nicht versprechen als den freilich sehr werthvollen, immer wieder mehr den Schleier über Rußland zu heben und die Zustände dieses Reichs nach einer neu hervorgehobenen Richtung hin in ihrer nackten Trostlosigkeit zu verallgemeinerter Anschauung zu bringen.

Wie sehr das erste Buch des unermüdlichen Amerikaners diesem Ziele entgegenkommt, ist an dieser Stelle hervorgehoben worden. Auch von der Neuen Folge gilt das Gleiche hinsichtlich all des von dem kühnen und wahrheitsliebenden Reisenden, man darf wol sagen Forscher, selbst Wahrgenommenen. Aber der Werth, den wir seinen Veröffentlichungen beilegen, zwingt uns zum Ausdrucke des Bedauerns, daß Kennan in diesem Bande, der vorzugsweise von den in die Karáminen Verschickten handelt, dem Leser den Unterschied zwischen den administrativ Verbannten und den nihilistischen Kaisermördern und werkthätigen Terroristen völlig verwischt. Seine sympathisirende und Mitgefühl erregende, bis zur Verherrlichung der Verbrecher sich steigernde Darstellung läßt den unbewanderten Leser kaum darauf verfallen, daß er von den Mitwissern und Theilnehmern der unzähligen Mordversuche und ausgeführten Mordthaten spricht, die Rußland auf seine abschüssige Bahn weiter gestoßen und das Entsetzen der Mitwelt erregt haben. Wer bei den Schilderungen des Verfassers und bei seiner Wiedergabe der Erzählungen der Verbannten sich des Mitgefühls nicht hat erwehren können, muß, so er irgendein unverdorbenes sittliches Bewußtsein besitzt, empört sein, wenn er erfährt, daß jene Parteinahme Unwürdigen gilt, und unwillkürlich taucht in ihm Mistrauen gegen die Erzählung im ganzen auf, auch wo sie solches ganz und gar nicht verdient. G. Kennan hat sich im persönlichen Umgange mit jenen Verbrechern, durch ihre oft liebenswürdige und gewandte Art verführt, durch die Schauerbilder, die er zu sehen bekommen, seelisch vorbereitet, von ihnen täuschen lassen und sein sittliches Urtheil über ihre Thaten und Bestrebungen, wie seinen kritischen Blick für die Vernunftwidrigkeit und Unzweckmäßigkeit ihres Beginnens ihnen gegenüber völlig eingebüßt. Dieser allerdings schwer ins Gewicht fallende Flecken seines neuesten Buchs muß offen hervorgehoben werden, um das helle Licht seiner Schilderung des Elends des sibirischen Gefängnißwesens und des Jammers und schreienden Frevels der administrativen Verbannung des russischen Regierungssystems zu retten. Mit diesem Wegweiser für den Leser wünschen wir auch der Neuen Folge weiteste Verbreitung.

3. Reiseschilderungen aus dem Flußgebiete des Dnjepr von O. A. G. T. Hannover, Helwing. 1890. 8. 1 M.

Im knappen Umfange von 100 kleinen Seiten wird hier offenbar von einem Oesterreicher eine sehr anziehende Darstellung eines höchst eigenthümlichen, in der geographischen und Reiseliteratur kaum je berührten Gebiets gegeben: der ungeheuern Sumpfniederung Litauens, wie sie sich von Brest-Litowsk den Pripetj mit seinen zahllosen Nebenflüssen entlang zum Dnjepr zieht. Der Verfasser weiß die landschaftliche Scenerie, wie die Bewohner und Verhältnisse dieser traurigen Gegend mit wenigen Strichen aufs anschaulichste vorzuführen und zwar so, wie sie sich ihm auf seiner Reise — es scheint im Jahre 1882 — darstellten: noch vor der Erbauung der heute die Niederung durchschneidenden Bahnen durch Generalmajor Annenkow, der hier seine Vorstudien zur transkaspischen Bahn machte, also im landesüblichen Postkarren bis Pinsk und dann auf dem Dampfboote bis Kiew, um nun von hier auf dem majestätischen Strome sich bis zu seiner Mündung tragen zu lassen: die Strecke von Jekaterinoslaw bis Alexandrowsk ausgenommen, wo die Stromschnellen des Dnjepr die Unterbrechung der Flußfahrt durch die Eisenbahnbeförderung erforderlich machen.

Das anspruchslose Büchlein ist sehr empfehlenswerth. In der im ganzen recht guten Wiedergabe der russischen Namen ist nur die der Bezeichnung des Waldgebiets des Poljésje nicht gut zu heißen; bei des Verfassers Schreibweise Polesie ist zu fürchten, daß der Unkundige das Wort gleich Phantasie lesen und betonen wird.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Vom Consistorialrath C. Balan ist ein treffliches Schriftchen bei Walther u. Apolant in Berlin erschienen: „Duell und Ehre. Ein Beitrag zur praktischen Lösung der Duellfrage unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse des deutschen Offiziercorps." Zu Eingang desselben haben wir zu unserm Staunen erfahren, daß es auch Leute gibt, die aus oder gegenüber dem göttlichen Worte mit unglaublichem Sophismus oder in entsprechendem Gedankenwirrwarr den Zweikampf vertheidigen zu können meinen. Gegen sie wendet sich der Verfasser mit schlagender Widerlegung. Wir haben das Duell immer nur als ein Zugeständniß menschlicher Schwäche, von der wir uns selbst nicht frei wissen, an die unvollkommene gesellschaftliche Ordnung angesehen, welche in ge-

wissen Fällen thatsächlich nicht im Stande ist, gekränkter Ehre vollgültige Sühne zu verschaffen. Am besten steht es hiermit im deutschen Offiziercorps kraft seiner strammen Organisation und seines hoch entwickelten Standesgefühls. In seinem Ehrenrathe besitzt es eine Einrichtung desjenigen Ansehens, daß ihr Wahrspruch von Sühne schaffender und Kränkung tilgender Kraft ist. Die Mahnung des Verfassers gilt der Erkenntniß der Pflicht, dieses Mittel zur völligen Beseitigung des Zweikampfes innerhalb der militärischen Kreise auszunutzen, ein Rath, dem wir den vollständigsten Erfolg wünschen.

— Zur fünfundsiebzigjährigen Jubelfeier der deutschen Burschenschaft kommt ein echtes rechtes jenaer Studentenbuch gelegen: „O quae mutatio rerum! Reminiscenzen eines alten Jenensers von Theobald Raßmus. Mit 12 Illustrationen" (Leipzig, Lorentz, 1890; Preis 3 M.). Der pseudonyme Verfasser berichtet nach seinem Vorgeben nicht von seinem eigenen Jugendleben, er läßt seinen Freund, den Amtsgerichtsrath Börner, einen alten Arminen auf dem Burgkeller aus den Jahren 1858—60, erzählen, wie er am Stammtische seines kleinen Orts den Freunden aus den goldenen Jahren des Burschenlebens vorzuplaudern pflegte. Der Ton ist sehr gut getroffen und die Auswahl der Geschichten bietet ein gutes Stück des frischen fröhlichen Treibens, das auf dem scharf gezeichneten örtlichen Hintergrunde in der Erinnerung vieler Hunderte lebt, in leichtem Wechsel der Umrisse und anders gefärbter Schattirung aber in der Seele Tausender gleich liebe Bilder zu wecken vermag. Ganz vorzüglich sind die humoristischen Wandillustrationen des Carcers von Jena: „Hektors Abschied" und „Der Raub der Sabinerinnen"; daneben unzählige Namenszüge und Verbindungswappen und gute Bilder aus der classischen Burschenstadt.

— Graf Leo Tolstoi's „Kreutzer-Sonate", die in der deutschen Uebersetzung des Behr'schen Verlags in Berlin erst jüngst in Nr. 25 d. Bl. eingehend besprochen worden, liegt gegenwärtig auch in einer Uebertragung durch L. A. Hauff (Berlin, Janke) zum Preise von 1 M. vor.

— Der Privatdocent an der Universität zu Bonn, Dr. Arnold E. Berger, hat seine akademische Antrittsrede über das Thema „Friedrich der Große und die deutsche Literatur" in den Druck gegeben (Bonn, Strauß, 1890). Die von eingehender Sachkenntniß und besonnenem Urtheil zeugende kleine Schrift verdient Anerkennung in weitern Kreisen. Sie gipfelt in folgenden Sätzen: „Friedrich verschmähte es, eine deutsche Literatur machen zu wollen. Die unschätzbare Bedeutung des Friedericianischen Zeitalters besteht darin, daß die Dichtung einen würdigen Schauplatz gewann, daß sie das fremde Gewand voll Selbstgefühl abstreifte und vom Geiste einer großen Gegenwart emporgetragen es verschmähte, ihre Stoffe aus der Ferne zu holen. Zugleich gewann das Nationalgefühl den kräftigsten Anstoß." Obwol nun Berger zu dem Ergebnisse gelangt, daß der Feldzug gegen Voltaire die geharnischte Antwort war auf Friedrich's Haltung der deutschen Poesie gegenüber, so lobt er doch den großen Preußenkönig, weil dieser die deutsche Literatur lehrte, auf eigenen Füßen zu stehen. Mag sein! Wir unsererseits würden nie der Beweisführung beipflichten, daß ein negatives Verdienst ebenso segensreiche Wirkung haben könne wie ein positives.

— Der bekannte gemäßigt freisinnige Theolog Prof. Dr. Willibald Beyschlag in Halle hat eine interessante Studie geschrieben: „Die evangelische Kirche als Bundesgenossin wider die Socialdemokratie" (Berlin, Walther u. Apolant, 1890), worin er folgende Hauptgedanken in eindringlich klarer Weise entwickelt. Er macht dem Fürsten Bismarck einen schweren Vorwurf daraus, daß dieser die evangelische Kirche zurückgesetzt habe. (Leugnen wir. D. R.) Deren Einfluß sei äußerlich so gut wie ganz gebrochen; der evangelische Geistliche habe keine Macht, gegen die socialdemokratische Noth in unmittelbarer Weise Hülfe zu leisten. Das allgemeine Wahlrecht habe den Uebermuth der Socialdemokratie mit herbeigeführt und die „innere Mission" der evangelischen Kirche sei nicht gefördert. Uebrigens dürfe die Religion nicht zum Mittel für irgendwelchen irdischen Zweck herabgesetzt werden. Dagegen befürwortet Beyschlag die Gründung von evangelischen Arbeitervereinen. Die römische Kirche werde dem Staate gegen die Socialdemokratie nur so weit Hülfe leisten, als ihr selber Gefahr drohe. Positive Hülfe könne die evangelische Kirche nur leisten durch Bekämpfung der naturalistischen Weltanschauung.

Bibliographie.

Bothe, H., und C. v. Klatte, Geschichte des Thüringischen Ulanen-Regiments Nr. 6. Auf Befehl des Regiments bearbeitet. Mit 5 Portraits, 1 Farbendruck-Tafel und 2 Marschkarten. 2 Thle. in 1 Bd. Berlin, Peters. Lex.-8. 13 M. 50 Pf.

Breitinger, H., Studien und Wandertage. Mit Porträt und Lebensabriss. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 3 M.

Buchner, A., Die Nachtwandlerin. Roman aus der Gegenwart. Roman-Beilage des „Neuen Münchener Tagblatt". München, Schuh u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Ettel, K., Die Frau und die Gesellschaft. Ein Wort zur Frauenfrage. Wien, Szelinski. 8. 50 Pf.

Franz Michael Felder, „Einer der bedeutendsten Männer unseres Heimathlandes"; zugleich ein Andenken an den 1. September 1889. Zur Aufklärung für das Volk entnommen aus F. M. F.'s Leben und Schriften. Herausgegeben vom Volks- und Wahrheitsfreunde Homobon. Bregenz, Teutsch. Gr. 8. 24 Pf.

Fries, A. de, Die Gefühlsbildung und der Volksschulunterricht. Eine zeitgemäße pädagogische Betrachtung. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 75 Pf.

Gloatz, P., Sic et non. Die Probleme der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Wissenschaftlich erörtert in drei Gesprächen. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 2 M.

Göler von Ravensburg, H. Freih., Lützow's wilde Jagd. Festspiel zur Feier des 75jährigen Stiftungs-Jubiläums des Infanterie-Regiments von Lützow (1. Rheinisches) Nr. 25. Rastatt, Hanemann. Gr. 8. 40 Pf.

Gopčević, S., Die Wahrheit über Makedonien. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 50 Pf.

Hase, K. v., Gesammelte Werke. 1ster bis 3ter Halbbd. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. à 5 M.

Herzog, E., Die Reform des höheren Schulwesens, von der administrativen Seite aus betrachtet. Rede. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 80 Pf.

Hesse-Wartegg, E. v., Mexico, Land und Leute. Reisen auf neuen Wegen durch das Aztekenland. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Generalkarte Mexicos. Wien, Hölzel. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Heuse, E., Ueber die Erscheinung des „Geistes" im Hamlet. Elberfeld, Baedeker. Gr. 8. 1 M.

Hilty, Der ewige Friede, seine Wünschbarkeit und Möglichkeit. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 60 Pf.

Dem Humor eine Gasse. Nr. 1—4. Wien, H. Winkler. 12. à 20 Pf.

Karpeles, G., Allgemeine Geschichte der Litteratur von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart. Mit Illustrationen und Porträts. 1ste Abtlg. Berlin, Grote. 1891. Lex.-8. 2 M.

König, E. A., Nach uns die Sündfluth. Roman aus der Gegenwart. 3 Bde. Dresden, Pierson. 8. 7 M.

Kükenthal, W., Forschungsreise in das europäische Eismeer 1889. Bericht an die geographische Gesellschaft in Bremen. Nebst einer tiergeographischen Skizze von A. Walter: „Die Quellen als Stromweiser". Bremen, v. Halem. Gr. 8. 3 M.

Ludwig, W., Spaziergänge eines Wahrheitsuchers ins Reich der Mystik. Leipzig, Rauert u. Rocco. Gr. 8. 4 M.

Lüttge, E., Adolf Diesterweg in seiner Bedeutung für die Hebung des Volksschullehrerstandes. Ein Beitrag zur Geschichte der Volksschule des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 2 M.

Mantegazza, P., Die Hygiene des Kopfes. Königsberg i. Pr., Matz. 8. 1 M.

Meurer, C., Völkerrechtliche Schiedsgerichte. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag. Würzburg, Hertz. Gr. 8. 1 M.

Ruith, M., Kurfürst Max Emanuel von Bayern in Augsburg. Vortrag. Mit dem Bildniss des Kurfürsten Max Emanuel. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 80 Pf.

Schmidt, R., Ein Kalvinist als kaiserlicher Feldmarschall im 30jährigen Kriege. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Sömer, P., Altar und Tabernakel. Ein Lehrgedicht. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 16. 50 Pf.

Bonner Studien. Aufsätze aus der Altertumswissenschaft. Reinhard Kekulé zur Erinnerung an seine Lehrthätigkeit in Bonn gewidmet von seinen Schülern. Berlin, Spemann. Lex.-8. 20 M.

Tettau, W. Freih. v., Ueber des Grafen Don Frances von Viamonte handschriftliche Chronik von 1516 bis 1528. Vortrag. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 60 Pf.

Warnecke, A., Leben und Wirken des Lazarus von Schwendi. 1ster Tl.: Jugendzeit und diplomatische Thätigkeit im Dienste Karls V. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 M. 40 M.

Zimmer, H., Ein Ahasver der Liebe. Die Geständnisse eines Idealisten an den Mond. Novelle. Weimar, Jüngst u. Comp. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kunstkritische Studien über italienische Malerei.

Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom.

Von

IVAN LERMOLIEFF.

Mit 62 Abbildungen. 8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Dieses geistvolle, durch zahlreiche treffliche Abbildungen erläuterte neue Werk des bekannten Kunstschriftstellers behandelt nach einer ausführlichen Einleitung über die kunstkritischen Grundsätze des Verfassers zwei berühmte Gemäldegalerien Roms. Demselben sollen sich später zwei Werke über die Galerien von München, Dresden und Berlin anschliessen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber den Polarkreis.

Von

Th. von Bayer*.

8. Mit 5 Abbildungen und 1 Karte. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses neue Werk der den allerhöchsten Kreisen angehörenden Verfasserin schildert eine Reise nach dem nördlichen Norwegen und verbindet damit eine auf sorgfältigen Beobachtungen und Forschungen beruhende Darstellung von Land und Leuten. Es hat deshalb ganz besonderes Interesse für alle, welche Schweden und Norwegen besuchen wollen oder besucht haben, darf aber auch andern Kreisen als anziehende Lectüre empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von Sansibar zum Tanganjika.

Briefe aus Ostafrika

von

Dr. Richard Böhm.

Nach dem Tode des Reisenden nebst einer biographischen Skizze des Verstorbenen herausgegeben von Hermann Schalow.

Mit einem Porträt und einer Karte. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Wer die Landschaft in Deutsch-Ostafrika aus prächtigen, packenden Schilderungen kennen lernen will, der nehme diese Briefe zur Hand; hier wird er finden, was ihm die zahlreichen Berichte über die deutschen Gebiete in Ostafrika nicht bieten: lebenswahre Gemälde von Land und Leuten in meisterhafter Darstellung, welche gerade jetzt anläßlich des deutsch-englischen Uebereinkommens besonderes Interesse bieten.

Ein kühner Forschergeist, ein echt deutsches, warmes Gemüth spricht aus diesen Briefen, deren Verfasser, ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Naturforscher, leider durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft wurde; Paul Reichardt begleitete den Reisenden vier Jahre lang.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 9. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in neunter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

In O. Hendel's „Bibliothek der Gesammtlitteratur“ (Halle) erschien in **vierter** Auflage das von der Augsburger Schillerstiftung **preisgekrönte:**

Neue Buch der Lieder von Paul Baehr.

Mit d. Porträt d. Verfassers u. biogr. Einleitung. Geh. 50 Pf. — Geb. 75 Pf. — In Prachtband mit Goldschnitt 1 M. 30 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Willenswelt und Weltwille.

Studien und Ideen zu einer Weltanschauung.

Von

Dr. Karl Peters.

8. Geh. 8 M.



Verlag v. F. A. Brockhaus, Leipzig.

EMIN-PASCHA.

Eine Sammlung von Reisebriefen Dr. Emin-Pascha's.

Herausgegeben von Dr. G. Schweinfurth u. Dr. F. Ratzel.

Mit Porträt und Lebensskizze.
Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

„Ein classisches Werk.“ Colonial-Jahrb.

„Von packendem Interesse.“ Illustr. Ztg.

„Der rechte Gouverneur für Deutsch-Ostafrika.“ Kreuz-Ztg.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 17. Juli 1890.

Karl Frenzel.

Karl Frenzel's gesammelte Werke. Erster Band: Erinnerungen und Strömungen. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 4 M. 50 Pf.

Seit einem Menschenalter besitzt die „National-Zeitung" in Berlin an Karl Frenzel einen Kritiker, welcher die Vorgänge auf den vornehmsten Schaubühnen der jungen Kaiserstadt prüft und beurtheilt und über wichtige Erscheinungen der Kunst und Literatur seine berufene Stimme abgibt: fein in der Beobachtung, gerecht und sachlich in der Werthschätzung, geistreich in der Darstellung. Diese Leistung ist an sich achtunggebietend, doch erschöpft sie seine Thätigkeit nicht. Er findet noch Zeit, das Feuilleton der „National-Zeitung" mit mustergültiger Sorgfalt zu redigiren, Bücher von wissenschaftlichem Werthe und Gehalte, zahlreiche Novellen und Romane zu schreiben, immer und überall als ein Schriftsteller von Takt und Maß, von Gründlichkeit und Tiefe, von Humor und Gemüth sich bewährend. Nun hat er den glücklichen Entschluß gefaßt, seine „Gesammelten Werke" erscheinen zu lassen. Der erste Band liegt vor und gibt Gelegenheit, den Essayisten in seiner Eigenart kennen zu lernen.

Er beginnt mit „Erinnerungen"; eine reizende Skizze: „Wie ich in die Literatur kam", bildet den Eingang. Ein Stück Lebensgeschichte, behaglichen und anmuthigen Tons geschrieben, doch nicht ohne leisen Anflug von Bitterkeit, erzählt sie, wie ein junger Mann, von unbestimmtem Sehnen und Drängen hin und wieder geworfen, edler Ideale voll, von dem heiligen Geiste der Poesie beseelt, in einen Beruf gedrängt wird, der nicht sein Beruf ist, und nur allmählich seine Kraft und Bestimmung erkennt, die ihm einen Platz in der Literatur anweist. Mit den überzeugenden Worten schließt der Aufsatz:

> Der deutsche Schriftsteller nimmt im Leben der Nation keine höhere Stellung ein und kann im Durchschnitte keinen höhern Ehrensold beanspruchen als der Gymnasiallehrer; aber er hat ein unschätzbares Gut vor demselben voraus: die Freiheit. Lange bevor ich dieses Wort aus Adolf Stahr's Munde hörte, hatte ich es erlebt.

Vielleicht hätte Frenzel noch hinzufügen dürfen: die Freiheit, vorausgesetzt, daß der Schriftsteller stark und stolz genug ist, sie allen Anfeindungen, Entbehrungen und Kränkungen zum Trotze zu bewahren, und sie und mit ihr sich selbst nicht dem Meistbietenden verkauft. — Es folgen Erinnerungen an Menschen, die Frenzel gekannt hat, mit denen er befreundet war, glückliche, wie Auerbach, unglückliche, wie Meißner und Gutzkow. Die Charakteristiken über diese beiden nehmen unsere besondere Theilnahme in Anspruch. Wahr und warm geschrieben, sagen sie in kernhafter Kürze mehr als ganze Bücher. Alfred Meißner, über dessen Grab die Jahre her Gras gewachsen war, ist erst neuerlich wieder durch die drohenden und gehässigen Enthüllungen Franz Hedrich's, des „großen Unbekannten", zu trauriger Berühmtheit gelangt. Frenzel's Aufsatz, lange vor dieser Jammergeschichte verfaßt, ist dennoch ein wuchtender Beitrag zu ihr, ein entlastendes Zeugniß für den furchtbar Angeklagten. Wie lieb und freundlich klingt es, wenn Frenzel, der Kenner von Büchern und Menschen, der weit und breit geachtete und geehrte Mann, über Meißner und sein Werk „Geschichte meines Lebens" das Urtheil fällt:

> Es ist kein Geist ersten Ranges, der zu ihnen (den Lesern) redet, aber ein Herz, das man liebt, sowie man es in seiner Tiefe und seinem idealen Aufschwunge kennen gelernt hat, ein Herz der Herzen, wie Byron von Shelley sagte.

Und in welch häßlichem und falschem Lichte erscheinen dagegen Hedrich's Aeußerungen, der nicht müde wird, Gesinnung und Talent des einst bewunderten Freundes zu verkleinern, zu verdächtigen, mit Schmach und Schande zu besudeln. Wenn Frenzel schreibt:

> In den letzten Jahren hatte das steigende Alter und die Schwächen, die es mit sich bringt, der Schmerz um die ihm so früh entrissene jugendliche, zärtlich geliebte Gattin, die Einsamkeit, in die er sich in seinem auf der Burghöhe von Bregenz gelegenen Hause vergrub, ihm etwas von seiner Spannkraft, von seiner frühern lebhaften Theilnahme an den Dingen der Welt geraubt und nicht nur seinem Gesichte, sondern auch seinem Wesen die eine und die andere Runzel eingegraben . . .

möchte man da nicht hinzufügen: und die durch Hedrich und eigene Willensschwäche in sein Leben gekommene Tragödie, welche ihn allmählich und grausam aus der Welt hinausgedrängt hat!

Wenn Frenzel sachkundig weiter schildert:

> Er war ein Bild voll Kraft und Gesundheit, ein Charakterkopf, in dem sich der sinnige Zug des Dichters mit einem gewissen kriegerisch ritterlichen Ausdrucke verschmolz. Ich sehe ihn noch in dem großen Bibliotheksaale des alten Clementinums (Prag) neben den Freunden Joseph Bayer und Zeidler, von Bücherregal zu Bücherregal schreitend, fest auftretend, im muntern Gespräche, wenn sich ihm die schwere Zunge beflügelte und er unter dem raschen Zuströmen der Gedanken den leichten Ansatz zum Stottern, der ihm anhaftete, überwand, eine kräftige Gestalt, mittelgroß, von eindrucksvoller Geberde . . .

ruft man sich da nicht erleichtert zu: so war er, so hat er ausgesehen, und weil er so war, kann er kein Betrüger, kein jahrelanger, ausschließlicher, talentloser Betrüger gewesen sein!

Und nun vollends Frenzel's literarische Beurtheilung:

> Auf diesem prager Hintergrunde, in der Jesuitenschule, dem Baumgarten Kaiser Rudolf's II., zwischen den aufrechtstehenden Steinen des israelitischen Friedhofs in einer Mondnacht, im leichten Kahne die Moldau entlang fahrend, von Podol nach Prag, im Abendsonnenscheine, in den einsamen, von unsern Schritten widerhallenden Höfen des Hradschin, erschien der Dichter des „Ziska" und des Romans „Neuer Adel" in seiner ganzen Originalität. Mit dieser so prächtigen und so verfallenen, so blinkenden und so rußigen, an Vergangenheit so reichen und an Gegenwart so armen Stadt war er in seinen feinsten Gefühls- und Denkfäden verwachsen. Dies Czechenthum, dessen unmittelbare Berührung ihm so peinlich war, hatte als geschichtlicher Factor in seinen großen Offenbarungen der hussitischen Bewegung und der böhmisch-protestantischen Entwickelung in den beiden ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts, die den Dreißigjährigen Krieg heraufbeschwor, für ihn eine außerordentliche Anziehungskraft. Der böhmische Cavalier wie der böhmische Jude waren die Typen, denen er am liebsten nachging, die er am eifrigsten studirte. In der eigenen, aus dumpfem Aberglauben und revolutionärer Leidenschaft, aus wundersamer Phantastik und dem Schmuz und Dunst der Verkommenheit gemischten Atmosphäre, die über Prag lag, lebte die Dichtung Meißner's. Nicht nur „Ziska" und „Neuer Adel", auch „Die Sansara" und „Die Kinder Roms" sind böhmische Dichtungen. Der Boden, auf dem sie spielen, die Menschen, die sie vorführen, die historischen Thatsachen, die gesellschaftlichen Bildungen, an die sie anknüpfen, der ganze Luft- und Beleuchtungston, in dem sie sich bewegen — alles gehört in strenger Ausschließlichkeit dieser Landschaft an.

Ein neues prachtvolles Entlastungszeugniß, um so wichtiger, weil es vorgreifend abgegeben wurde, noch ehe Hedrich mit der Anklage auftrat, er sei der einzige und alleinige Verfasser der Romane Meißner's. Denn wie hätte er, der in jungen Jahren Böhmen verlassen mußte, jene Menschen und Zustände kennen sollen, von denen Frenzel mit so beredsamen Worten spricht? Doch mit und ohne Hedrich — die Charakteristik ist eben so bündig als erschöpfend, meisterhaft in ihrer Art.

Nicht minder ist es diejenige über Karl Gutzkow. Er war Frenzel's Freund; er war der erste, welcher dem Anfänger die hülfreiche Hand darreichte auf dem dornenreichen Pfade, welcher durch die Zeitungen hindurch zur bleibenden Stelle in der Literaturgeschichte führt. In herzlicher Dankbarkeit errichtete ihm Frenzel ein ernstes und edles literarisches Denkmal: wie er war als Mensch und Schriftsteller, so steht er deutlich vor uns mit seinen Schatten- und seinen Sonnenseiten, mit seinen abstoßenden und anziehenden Eigenschaften, mit all den Widersprüchen, die ihn beherrschten, zermarterten und seine unglückselige Natur endlich zerrieben. Mit hohen Fähigkeiten des Geistes begabt, von weitfassender, überlegener Bildung, streitbar, zum Kampfe geneigt und bestimmt, von dialektischer Schlagkraft, den Pulsschlag der Zeit mit Verständniß befühlend, das leiseste Flüstern des Zeitgeistes hörend und verstehend, müßte Gutzkow als eine gesegnete Persönlichkeit erklärt werden, wenn nicht andere unheimlich sich vordrängende Eigenschaften den Segen in einen Fluch verwandelt hätten. Ihm fehlte die innere Anmuth, ohne welche alles Wesen hart und rauh bleibt, und sein Herz konnte sich nicht freuen. Die Freude, die erfrischendste Trösterin im Leben, war ihm immerdar versagt. Aerger, Aengstlichkeit, Bitterkeit waren an die Stelle seiner Seele getreten. Oft ungerecht angeklagt und verfolgt, wurde er immer galliger und immer einsamer. Keine Poesie konnte bei ihm gedeihen, keine Liebe, keinen Freund konnte er sich erhalten. Für seinen Ruhm krankhaft besorgt, überall Feinde witternd, befragte, ja belauerte er jeden, der sich ihm näherte. Er wußte nicht, daß es zum Lebensglücke gehört, allenthalben in der Welt das Gute zu sehen, sogar in dem Gebaren des Feindes. Schwer und schwermuthvoll von Natur, sah er nur das Schlimme, auch dort, wo es nicht vorhanden war. In beständigem Kampfe mit kleinlichen Alltagssorgen, brach er zusammen. Sein Gemüth wurde verdunkelt, sein Gehirn excentrisch, trauriger und fröstelnder sein Dasein. Nachdem er früher einmal einen Selbstmordversuch unternommen hatte, erlöste ihn ein seltsam tragischer Tod von allen irdischen Qualen. Frenzel verhehlt das Düstere nicht, aber wo er kann und darf, steckt er gern ein freundliches Licht auf. Zusammenfassend schließt er:

> Weder in der Religion, noch in der Politik liebte er die äußersten Standpunkte. Hier stand er im Banne der süddeutschen Anschauungen vor einem monarchisch-verfassungsmäßigen Regimente, dort knüpfte er an die Aufklärung des vergangenen Jahrhunderts, an Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts" an. In diesem Sinne nahm er als Jüngling die Feder auf und führte sie als Mann; nicht er ließ sie fallen, der Tod entriß sie ihm. Dieser heldenhafte Zug, die Ueberzeugungstreue und die Unerschrockenheit werden dereinst dem Bilde Gutzkow's in unserer Literatur das besondere Gepräge, den auszeichnenden Charakter geben. Mit all seinen Schwächen war er in seinem Kampfe mit einem harten Schicksal, in seinem Leben wie in seiner Schriftstellerei ein Mann.

So steht er geläutert und verklärt vor mir: markig, gedrungen, in Ausdruck und Haltung Wagmuth und Plebejertrotz, das Auge unter dichten Brauen kühn ausschauend, die Hand leicht geballt, wie einer, der „scheiternd oder lachend seinen Göttern vertraut“.

Auf die „Erinnerungen“ läßt Frenzel „Strömungen“, literarische und religiöse, folgen. Der Eingangsartikel „Das Moderne in der Kunst“ darf als sein Glaubensbekenntniß gelten, als eine Art von Programm, für sich selbst und seine Mitstrebenden aufgestellt. Erschöpft er den reichen und bedeutsamen Gegenstand auch nicht, so enthält er doch vortreffliche Gedanken, er regt an, er ist von weitschauendem Standpunkte aus geschrieben, er trifft in allen wesentlichen Stücken den Nagel auf den Kopf. Frenzel ist kein Gegner des „Modernen“; er fordert im Gegentheil, was jeder Vernünftige und Verständige muß: der Künstler habe seiner Zeit anzugehören, von ihres Geistes Wehen soll er erfüllt sein, ihres Wesens Tiefe zur Erscheinung bringen. „Eine Kunst, die sich nicht mit dem Inhalte ihrer Zeit erfüllt, fällt ins Bodenlose.“ Das ist ein unanfechtbares Axiom. Durch die Lungen seiner Zeit athme der Künstler. Man kann noch weiter gehen und sagen: es gibt keine wahre Größe, die nicht die Wurzeln im Herzen ihrer Zeit hat. Was aber ist das „Moderne“? Unser Verfasser läßt sich auf seine Erklärung nicht ein, auch ist es nicht leicht zu sagen. Was ist insbesondere in Kunst und Literatur modern? Die spiritualistisch-sinnlichen Musikdramen Richard Wagner's sind modern; die herrlich schönen idealen Landschaften Böcklin's, des Meisters, bevölkert von Land- und Wassergeistern, von phantastischen und fratzenhaften Dämonen, sind modern; die genialen Bildnisse Lenbach's, des einzigen Porträtisten der Gegenwart, welcher mit seinem geheimnißvollen Helldunkel Rembrandt, dem niederländischen Zauberer, nahekommt, sind modern. Modern oder doch in Mode sind aber auch die realistischen, derben und tüchtigen Bauernbilder Defregger's, in Mode sind oder waren vor kurzem die exotischen Romane Ebers', die Romane der Marlitt mit ihren „schönen“, die Romane und Novellen Heyse's mit ihren „vornehmen“ Helden. Modern ist ein bis zur Gemeinheit und zum Verbrechen gehender Materialismus und ein überspannter Spiritualismus, welcher sich allerdings dadurch selbst vermaterialisirt, daß er auf grobsinnliche Weise die Geister zu Körpern machen will. In Kunst und Literatur ist das Widersprechende, das Gegensätzliche, das einander Aufhebende und Ausschließende modern: das Erhabene wie das Niedrige, das Phantastische wie das Nüchterne, das Elementare und Dämonische wie das künstlich und peinlich Ausgeklügelte, das Wahre und das Verlogene, das Transscendentale wie das Hausbackene, das Edle wie das Banale, Robert Hamerling und Oskar Blumenthal. Daraus geht logisch hervor, daß unsere Zeit in ihrer Bildung und ihrem Geschmacke keine einheitliche Gesinnung und Stimmung besitzt, daß ihrem Geistesleben der Charakter fehlt, daß sie gesichtslos, individualitätslos ist. Ein schlagender Beweis ist die Architektur, diejenige Kunst, welche am deutlichsten und sichtbarsten die Denkart und Anschauung einer Epoche zum Ausdrucke bringt; man denke an die griechischen Tempel mit ihrer heitern, schönheitstrunkenen Ruhe, an die gothischen Dome des Mittelalters mit ihrer düstern, überschwenglichen, himmelstürmenden Mystik. Unsere Zeit hat keinen Baustil, keinen monumentalen Baustil geschaffen, es wäre denn, man würde die Zinskasernen unserer Großstädte mit ihrer Geschmacklosigkeit als solchen gelten lassen. Im Baustile wird die Seele der Zeit lebendig. Wir verhalten uns ausschließlich nachahmend; wir bauen griechisch, romanisch, byzantinisch, gothisch; wir bauen Renaissance in allen ihren landschaftlichen und zeitlichen Abstufungen, von der classischen Frührenaissance Italiens bis zum übermüthigen Barockstile Frankreichs; wir sind archaisirend, anachronistisch, eklektisirend. Eine bunte Musterkarte der Moden aller möglichen Zeiten und Völker stellen unsere Bauten dar, wunderlich die Formen mengend, Ungehöriges zusammenfügend, Unorganisches aneinandermörtelnd. Ihr Charakter ist Charakterlosigkeit; so ist es mit der gesammten Gegenwart, mit dem „Modernen“. Unsere Zeit hat keine Einheit, sie stürzt um, sie löst auf, sie ist aus den Fugen. In dem allgemeinen Tumult greifen die einen, die Conservativen, mit ängstlicher Begierde nach dem Alten, Sichern, Festen; andere, Weltscheue und Feinfühlige, flüchten in eine schöne Welt der Wunder, reiten auf den Flügeln ihrer Phantasie traumselig in Wolkenkukuksheim dahin; andere wieder stellen sich keck und kühn mit gezogenem Schwerte auf den offenen Markt, eine neue Heilsbotschaft verkündend; ein vierter steht in der Ecke und spielt den objectiv betrachtenden Zuschauer; ein fünfter zieht die Schellenkappe über die Ohren, lacht und grinst hanswurstisch und schreit: es wird nichts besser! Die Vergangenheit ringt mit der Zukunft, die Gegenwart hängt zitternd in der Luft. In furchtbarem und ruchlosem Optimismus fährt die Maschine und das Großkapital fort, das arme Volk auszubeuten. Die Blasirten gefallen sich in der scheinbar interessanten Rolle der Lasterhaften. Die Juden rufen Wehe! und sehen mit Furcht der Zukunft entgegen. Die „misera plebs contribuens“ will Brot — „panem et circenses“, drei Worte, in welchen die ganze Weltgeschichte enthalten ist. Die Arbeiter striken in aller Welt. Ehrliche Reformatoren und aufhetzende Schwindler predigen ein socialistisches Evangelium der Zukunft. Die Besitzenden glauben schon das Dröhnen der Erde zu vernehmen unter dem ehernen Schritte der heranziehenden Arbeiterscharen; die Besitzlosen erklären der Gesellschaft den Krieg bis zum Tode, bis zur Auflösung des Gesetzes, der Ordnung, des Eigenthums. Die einen glauben geistreich und recht modern zu sein, wenn sie Gott leugnen und die Religion verachten, andere werfen sich auf die Knie und flehen gläubig nach einem Erlöser. An einen „Krach“ auf allen Gebieten glauben alle, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend. Die Völker stöhnen unter den unerträglichen Lasten des Militarismus. Als jüngst der Kriegsminister in Oester-

reich einen Credit von 120 Millionen Gulden forderte und offen bekannte, auch diese Summe werde zur Erhaltung der Armee und zu der neuerlich in Aussicht stehenden Erhöhung des Präsenzstandes nicht genügen, ging ein Klageschrei durch die Monarchie. Man zittert vor einem Kriege, dessen Grausamkeit sich die erhitzte Phantasie in den blutigsten Farben vormalt, und man findet hinwiederum unerträglich den ungesunden Frieden, der nur erhalten werden kann, wenn die Städte im „kleinen" oder „großen" Belagerungszustande sich befinden und eine Welt ringsum in Waffen starrt. Man sagt, die Zeit ist am Ziele, ein Umsturz der Dinge und mit ihm ein Ausgleich muß kommen, ein Krieg aller gegen alle stehe bevor; jetzt ist alles faul, unruhig, unnatürlich, ein wirbeliger und schwindeliger Hexensabbat. Unsere Zeit gleicht einem Walde, zum größten Theile dunkel, zum kleinsten Theile hell; dort wohnen höllische, hier himmlische Geister. Sie werden kämpfen mit den schlimmsten Waffen, ein Dämonenkampf wird sein, eine Götterdämmerung — und der Sieger? Nun, in der Menschheit schlummert ein Genius, der, wenn ein Chaos kommt, erwacht und zur Ordnung, Sicherheit, Gesundheit und Ruhe zurückführt. Das Angedeutete aber ist das Moderne.

Frenzel verlangt mit Fug, daß das Moderne sich widerspiegele in der Dichtung. Im Augenblicke also die Zersetzung und Neubildung. Das Vollendetste in dieser Hinsicht hat bisher Hamerling geschaffen, der, ohne die erste an den Poeten gestellte Forderung: poetisch zu sein, zu vernachlässigen, der Gegenwart ihr Bild vorhielt, indem er große Weltgeschichtsbilder aus vergangenen Jahrhunderten entrollte: er zeigte das kranke und todreife, das blasirte Laster, verworrene und irrlichtelirende Ideale, verfallende Welten, zerbröckelnde Herzen. Denn wenn Frenzel und mit ihm, wie gesagt, alle Urtheilsfähigen von der Kunst erheischt, daß sie zeitgemäße Stoffe bearbeite und Stimmungen veranschauliche, die in ihrer Epoche herrschen, so meint er damit nicht, daß, wie übel berathene Naturalisten jetzt wollen, diese Stoffe auch in der Gegenwart spielen müssen. Er meint nur, daß wir aufhören sollen, Tragödien mit griechischen Chören zu dichten, und mit Recht weist er darauf hin, daß „Götz" und „Die Räuber", obwol sich die Handlung dieser Stücke nicht zu Goethe's und Schiller's Zeiten zuträgt, doch durchaus in dem Boden ihrer Zeit wurzeln. Man kann auch „Fiesco", „Don Carlos", „Wilhelm Tell" nennen, Dramen, in welchen man den Wirbelwind des 18. Jahrhunderts spürt. Das sind lehrreiche Beispiele. Sie sagen uns, daß der Dichter, ein Souverän immerdar, sich seine Helden, wie es ihm gefällt, aus Zeiten und Ländern holen kann, aber auf Analogien sei er bedacht, er bringe die Vergangenheit zur Gegenwart in eine innere Beziehung, in eine symbolische Vorbedeutung; mit alten Thorheiten verlache er neue, an alten Lastern offenbare er neue und zugleich die Gefahr, in welche sie die Menschen stürzen. Wäre es nicht ein modernes und zeitgemäßes Drama, wenn einer an einem geeigneten Helden der Geschichte den Fall Bismarck's behandelte? Und mit ihm, neben manchem andern, die Bestandlosigkeit alles Irdischen enthüllte? Und mit der Tragödie gleich das Satyrspiel, welches darin sich äußerte, daß, wie in der Fabel, der Esel zu dem alten Löwen trat und ihm Fußtritte versetzte, weil er todt war oder todt schien? Bleibt aber der Dichter auch mit seinen Stoffen und Menschen bei der vollen, ihm aus unmittelbarer Anschauung bekannten Gegenwart, so möge er jede gegenwärtige Aeußerung des Lebens im Spiegel der Ewigkeit betrachten, nicht aber banal den vorübergehenden Launen des Tags, der augenblicklichen Mode der Modetollen huldigen. Auch das ist Kunst und eine bessere als die Kunst der stolzen Plateniden, welche völlig aus den Bahnen ihrer Zeit hinausschleichen und vergrämt ein einsames Dasein fristen.

Diese Erörterungen führen zum Naturalismus, wie er seit Zola Mode geworden. Thatsächlich hat ihm Frenzel mehrere Abhandlungen gewidmet, fein erwägend, mit Geist und Gerechtigkeit, klar und bewegt urtheilend. Seine Treffsicherheit läßt sich kaum überbieten. Der Naturalismus ist uralt. Er muß uns willkommen sein, wenn er künstlerisch und wahr ist, ja noch mehr, er ist die idealste Kunstform. Naturalismus: das heißt doch wol, sich die Natur zum Muster nehmen; zu schaffen, wie sie schafft: streng, folgerichtig, ohne Sprünge; auf dem Boden der Natur stehen, sie in allen Höhen und Tiefen umfassen; Natur und Leben zeigen mit allen Schönheiten und Häßlichkeiten, mit aller Gesundheit und Krankheit, allen Freuden und Leiden, Tugenden und Sünden. Wir danken aber für die Entartung des Naturalismus, wir wollen ihn nicht haben, wenn er im Kleinlichen und Aeußerlichen aufgeht, wenn er beschränkt und engherzig ist, wenn er nur die Pfütze schätzt, nichts anderes aufdeckt als Schmuz und Gestank, nichts kennt als die gemeinen Ohs und Ehs der letzten thierischen Verrichtungen; wir wollen den Naturalismus, kurz gesagt, nicht, wenn er Lüge ist. Aehnliches begehrt auch Frenzel. Seine Gesinnung liegt in der Mahnung:

> Fördere durch deine Arbeit das Allgemeine, diene deiner Zeit in allem Guten, Schönen und Edeln, sei, wenn du kannst, ihr Bannerträger, bereite sie vor für die Zukunft: dies ist der Ruf, der an die Künstler ergeht.

Arbeiten über Geschichtschreibung, über Lessing, Strauß, das Christenthum enthält noch der erste Band der Schriften Frenzel's, auf die wir, sind sie weiter erschienen, wieder zurückkommen werden. Ausgestattet mit dem tönenden Rüstzeuge des Wissens, ist er gründlich und gediegen im Inhalte, reizvoll in der Form, alles in allem eine Persönlichkeit.

Fritz Lemmermayer.

Erzählungsliteratur.

1. Das Höfe-Recht. Ein Erzählung von J. J. David. Dresden, Minden. 1890. 8. 2 M.

Der Verfasser nimmt sich laut Vorrede das Recht zur Veröffentlichung dieser Erzählung mit der meines Wissens von Karl Bleibtreu gefundenen Redensart: „Er nahm das Wort, weil er etwas zu sagen hatte". Wir meinen, darin liege noch lange nicht die Berechtigung zu einem Werke der dichterischen Phantasie. Denn hier kommt es nicht blos auf das Was, sondern mindestens ebenso sehr auf das Wie an. Es hat mancher etwas zu sagen, oft sehr viel mehr als ein Dutzenderzähler, aber es mangelt ihm die Gabe der Darstellung, und andererseits kann das „etwas" einer künstlerischen Schöpfung sehr unbedeutend sein und doch macht die Kunst des Dichters etwas sehr Bedeutendes daraus. Die Erzählung David's nun ist eine sehr gute Dorfgeschichte, obwol der Verfasser uns eigentlich nicht viel anderes zu sagen hat, als wie es auf dem Dorfe zuzugehen pflegt, wenn zwei Brüder, die einzigen Kinder eines reichen Bauern, sich in dasselbe Mädchen verlieben, welches obendrein noch ein Judenkind ist. Und die Erzählung wäre noch besser, wenn der Verfasser die Einheit des Schauplatzes gewahrt und uns nicht nach Wien geführt hätte, so scharf und realistisch auch diese wiener Kaffeehaus- und Studentenbilder gezeichnet sind. Was er uns über die wiener Episode des einen Bauernsohnes zu sagen hatte, hätte sich leicht kurz zusammengedrängt nachholen lassen: es wäre der künstlerischen Abrundung der ganzen Erzählung zugute gekommen, und zudem wird so die reine, wenn auch leidenschaftgeschwängerte Luft des Dorfes mit dem fauligen Geruch verdorbenen Stadtlebens vergiftet. Die Darstellung ist von der für Dorfgeschichten sich ziemenden ungekünstelten Einfachheit und kernigen Knappheit, sowol in Erzählung als in der Ausdrucksweise der Redenden. Die Charaktere entwickeln sich folgerichtig, bitter folgerichtig vor unsern Augen, und wol kein einziger falscher Zug befindet sich in dem bäuerlichen Bilde; dafür viel feine, echt volkspsychologische Züge. Wie der Verfasser laut Vorrede fürchten konnte, daß seine Erzählung nach Tendenz durchforscht und danach beurtheilt werden könne, verstehen wir nicht. Sie ist so tendenzlos, wie nur eine Dorfgeschichte sein kann; wäre sie tendenziös, so wäre sie minder gut.

Schon etwas mehr Tendenz findet sich in folgendem Romane:

2. Rübezahl. Roman von J. Riemann. Zwei Bände. Leipzig, Elischer Nachfolger. 1890. Gr. 8. 7 M.

Die Verfasserin zeigt uns in der Form des Romans, wie ein einziger Fehltritt auch den Besten zu einem Paria der „Gesellschaft" machen kann — „die Menschen haben manchmal ein zu gutes Gedächtniß für Flecken, die einem nur angespritzt sind, und von andern sehen sie nichts — die scheuert das Geld weg". Der Held, an dem dies gezeigt wird, ist der Arzt Lüneburg, von einer Untersuchung über Zuckerrüben Rübezahl genannt; auch einige andere episodische Figuren aus dem Volke erleiden in ihrer Art Aehnliches, wie er von seiten der Gesellschaft. Eine welterfahrene Frau läßt sich darüber vernehmen:

Du siehst, wie und wen die Menge verwirft, wer der allgemeinen Verdammniß verfällt. Laß dich das nicht anfechten. Für sie handelt es sich um die einzelne sündhafte That, oft ohne Erwägung der ursächlichen Factoren und des klaffenden Widerspruchs zwischen dieser einzelnen, einmaligen That und dem sonstigen Thun ihres Urhebers. Die Gerechtigkeit ist menschliche, blöde Gerechtigkeit. Sie hat eine Mauer von Bestimmungen und Normen zur Wahrung des allgemeinen Zusammenhalts errichtet; was sich jenseit dieser Mauer zuträgt, nennt sie Verbrechen, und denjenigen, welcher sie, und wäre es nur einmal, überkletterte, einen Verbrecher. Innerhalb der Mauer vollziehen sich Greuel über Greuel, für welche die Welt blind und kein Strafgesetz vorhanden ist. Innerhalb der Mauer wandeln Männer und Frauen, deren ganzes Leben schändlich, lasterhaft, deren Gesinnung und Denkart unsittlich, verlogen und verworfen in jeder Faser ist und welche der kleine Umstand vor der Hölle auf Erden sichert: sie übersteigen die Mauer nicht. Jenseit der Mauer steht und leidet Lüneburg, der trotz allem ein Heiliger vor vielen sein kann und es vielleicht ist; innerhalb der Mauer lebte und sündigte einer, den sie mit Ehren überhäuften.

Der eine, ein hochangesehener, berühmter, von aller Welt anerkannter Professor, ist der Gatte dieser Frau, welche in ihrer Ehe Unsägliches erduldete. Die Gegenüberstellung dieser beiden ist einer der feinsten Züge des Romans, der an solchen namentlich auch in den Episoden reich ist. Er zeichnet sich zudem vor vielen andern dadurch aus, daß fast keine der zahlreichen Personen dem stehenden Romanrepertoire entnommen ist: es sind lauter eigenartige, aber darum nicht minder lebenswahre Charaktere, und ihre Schicksale entwickeln sich, ebenfalls nicht im gewöhnlichen Romanfahrwasser, aus ihren Charakteren, aber stets auch aus dem Verhalten der „Gesellschaft". Nicht einmal die Liebespaare sind gewöhnlich; man wird die Heldin Leonore Wolff eher etwas zu ungewöhnlich finden können. Der Roman ist reich an scharfen Bildern aus der „Gesellschaft": Rittergutsbesitzer, Pfarrer, Militärs und, fast zu breit gesponnen, die Verhältnisse einer Universität mit ihren Professorencliquen. Es ist eine interessante, fesselnde Lektüre, und das um so mehr, als ihm die üblichen Mängel der Frauenschriftstellerei nur in sehr geringem Grade anhaften.

Einer richtigen Frauenhand, wenn nicht alles täuscht, oder einem Anfänger verdankt sein Dasein:

3. Das Versprechen. Novelle von H. Sturm. Weimar, Weißbach. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Lord Burns stellt an seinen Freund Graf Harald Hartenburg vor seinem plötzlich erfolgenden Tode das plötzliche merkwürdige Ansinnen, seine Tochter aus erster, verheimlichter Ehe, Esther, die der Graf gar nicht kennt, zu heirathen. Harald, der eben im Begriff ist sich mit einer

Prinzessin zu verloben, gibt merkwürdigerweise das Versprechen ohne weiteres, und Esther besinnt sich merkwürdigerweise keinen Augenblick, sich mit dem Grafen zu verloben und ihn zu heirathen. Am Tage der Hochzeit vernimmt sie — nicht mehr ganz ungewöhnlich — aus einem belauschten Gespräche, daß er sie keineswegs aus Liebe genommen hat, was sie vernünftigerweise auch nicht verlangen konnte, daß er vielmehr sehr gering von ihr denkt und daß ihm diese Ehe „unsagbar zuwider" ist. Diese Entdeckung macht aus dem Kinde plötzlich ein Weib, aus der ländlichen Unschuld eine Dame der Welt mit aller Energie und allem Geiste einer solchen, und sie weiß den ausgesuchten Bosheiten ihrer Frau Schwiegermutter, die gleich roh fühlt wie spricht, mit derselben Würde zu begegnen, wie ihrem hochgeborenen Gemahl. Natürlich geht's in aller Bälde, wie es bei allen derartigen Ehen in Romanen zu gehen pflegt:

Sie liebten sich beide, doch keines
Wollt' es dem andern gestehn.
Sie sahen sich an so feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Auch die übliche Eifersucht stellt sich ein, ein Sturz vom Pferde, Krankenpflege u. s. w., und die sich schon haben, kriegen sich zuletzt. Das alles ist so im landläufigen Romanstile und in mäßig gutem Deutsch hererzählt — vielleicht für Backfische fesselnd, für Frauen und Männer aber, die doch mehr in einem Romane suchen als die alten dutzendmal dagewesenen Ehestandskomödien, herzlich langweilig.

Derselben Hand könnte der Roman entstammen:

4. Erlöst. Roman von B. von der Lancken. Weimar, Weißbach. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Er steht allerdings auf einer etwas höhern Stufe, ist auch gewandter geschrieben, aber er genügt doch allenfalls nur als Füllung irgendeiner Familienzeitung. Wie Wolfgang Wolfenstein nach langen Jahren der Witwerschaft, die er in innigem Gedenken an die Geschiedene zubringt, dem Leben und der Welt wiedergegeben wird durch Fräulein Clemence von Fünfkirchen, das ist der Inhalt dieses Romans. Daß es so weit kommt, wissen wir von den ersten paar Seiten an und es interessirt uns nicht übermäßig, die wirklichen oder eingebildeten Hindernisse eingehend zu erfahren, die dieser ehelichen Verbindung entgegenstehen, zumal da die psychologische Wandlung der beiden, die allein dem verbrauchten Stoffe eigenartigen Reiz verliehen hätte, sehr ungenügend dargestellt ist. Auch hier die unentbehrliche Eifersucht, Sturz vom Pferde, Krankenpflege u. s. w. Es ist in der That nicht schwer, bei einiger Phantasie und Belesenheit nebst einiger Erfahrung in adeligen Kreisen oder an Höfen einen derartigen Roman zu schreiben, der gar nicht einmal schlecht genannt werden kann. Als Unterhaltung, wir sagen nicht für müßige Stunden, denn in diesen seltenen Stunden greift der Mann doch nach einer andern Labung, aber für Menschen mit bescheidenen Ansprüchen ist Derartiges immerhin gut genug, und manche Leute sind ja zufrieden, wenn ein Roman an Herz und Phantasie des Lesers wenigstens nichts verdirbt.

5. Ludwig Aurbacher's gesammelte größere Erzählungen. Aus dem Nachlaß und den Schriften des Autors mit einem Vorwort herausgegeben von Joseph Sarreiter. Zweite neue durchgesehene Ausgabe. Mit dem Bildniß Aurbacher's. Freiburg i. Br., Herder. 1890. Gr. 8. 1 M.

Der Name Aurbacher's (1784—1847) ist in den letzten Jahren unserm Geschlechte wieder bekannt geworden, nachdem sein „Volksbüchlein" in der Reclam'schen „Universal-Bibliothek" erschienen war. Und sein Name scheint auch dieser Sammlung zu einer zweiten Auflage verholfen zu haben, obwol sie nichts besonders Werthvolles enthält. Vieles darin muthet uns doch recht vorsintflutlich an, will sagen, athmet etwas von Tieck-Hoffmann-Brentano'schem Geiste, über den die Zeit längst weggeschritten ist. Die Erzählungskunst ist eine sehr mäßige und ich kann keineswegs mit dem Herausgeber „die anmuthige Natürlichkeit und Frische der Darstellung" loben, wol aber „das Maßvolle, Humane und Tüchtige des Inhalts". Am besten trifft der Verfasser des „Volksbüchleins" den Ton der „Rittergeschichten und Märchen". Sie sind mit der vollen Naivetät und kindlichen Einfachheit erzählt, die ein Märchenerzähler haben muß. Ganz reizend ist die Rittergeschichte von den drei Schloßfräulein vorgetragen.

Richard Weitbrecht.

Eine wiener Theaterflugschrift.

Das Wiener Theaterleben. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Dritte Auflage. Leipzig, Spamer. 1890. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Deutschland besitzt nur zwei Städte, deren Theaterchroniken mehr bedeuten als ein kahles Verzeichniß von Spielern und Stücken, von schwankenden Directionen und immer erneuten Versuchen, zwischen den Forderungen der Kunst und der Kasse zu vermitteln. Wien und Berlin sind allein mit dem dramatischen Schriftthume unsers Volks dauernd verknüpft, mochten auch andere Bühnen sich bisweilen williger und für die Spanne kurzer Jahre rascher auf den Wellen der Zeit fortbewegen; denn alle unsere großen Theater wissen in ihren Geschichten Zeiträume zu nennen, in denen sie mit Stolz den Bühnen in den Residenzen der Großmächte sich ebenbürtig fühlen durften. Weimar, weil es die Genien bewirthete, glänzt auch hier voran; Dresden, München, Karlsruhe, Stuttgart haben alle Zeiten des Glanzes erlebt; Hamburg, Düsseldorf und Leipzig strebten unter den städtischen Theatern Deutsch-

lands bald mehr im dichterischen, bald mehr im schauspielerischen Sinne empor. Gerade das vorzeitliche Wesen der Kleinstaaterei hat unsere Bühnen groß und gedeihlich entwickelt; in den zahlreichen Hauptstädten der deutschen Fürsten stellten sich ebenso viel Sammelplätze künstlerischen Lebens dar; die Fülle und der breite ebenmäßige Strom des deutschen Geistes entstammt nicht zum geringsten Theile den dicht nebeneinanderliegenden Quellpunkten. Auch Wien und Berlin sind niemals gleichmäßig Träger der dramatischen Kunst gewesen. Wien bedeutet die Vergangenheit, Berlin die Gegenwart des deutschen Dramas. Kein anderes Theater ist so historisch wie das wiener Burgtheater, keins steht bereits heute völliger im Sehwinkel geschichtlicher Betrachtung als dieses. Womit das Burgtheater allein diese historische Ferne, diese Möglichkeit leidenschaftsloser Besprechung erkaufen konnte, das liegt auf der Hand: es ist dem modernen stark bewegten Leben um so ferner gerückt, je stärker und gebietender Berlin in seinen Mauern alles versammelt, was an dramatischer Dichtung und Darstellung in Deutschland jung und bedeutend ist.

Vor uns liegt ein Buch, das dem Besten beizuzählen ist, was über die wiener Theater geschrieben worden ist. Wunderbar genug, daß wir gerade in Wien das Schauspiel erleben, das historische Urtheil über ein bedeutendes Theilstück des geistigen Lebens so abschließend, so unanfechtbar gefällt zu sehen: denn Wien und mit ihm Oesterreich war eigentlich nie die Pflegstätte des geschichtlichen Geistes, der sich vielmehr in Berlin seit Hegel's Zeit wissenschaftlich verwurzelt hat. In Bezug jedoch auf die Geschichte seines vielseitigen Theaterlebens hat Wien die norddeutsche Kaiserstadt bei weitem in Schatten gestellt: wir haben kein so umfassendes, so sachliches und treues Gemälde des berliner Theaterlebens, als es Müller-Guttenbrunn von der Stadt an der Donau entwirft. Hoch aus der Masse der gewöhnlichen Flugschriften erhebt sich das Guttenbrunn'sche Buch. Beinahe jede Spielzeit wirft theatralische Streitschriften auf den Markt, der Wind zerstreut sie, und außerhalb des Bannkreises der betreffenden Stadt vermögen sie überhaupt nicht zu wirken. Vorliegendes Buch unterscheidet sich darum so wesentlich von der vergänglichen Waare des Tages, weil der Verfasser es nicht für den Ort, sondern für die Literatur geschrieben hat und an der Hand der historischen Darstellung schwerwiegende dramatische Fragen erörtert, die durch ihre Fassung wie ihre Beantwortung die Aufmerksamkeit der weitesten geistigen Kreise erregen müssen. Die anmuthigen Formen der Sprache, in die der Verfasser seine Erörterungen kleidet, und die steten lebhaften Beziehungen auf thatsächlich vorliegende Verhältnisse machen auch für Fernerstehende die Lektüre zu einem Genusse. Endlich steht hinter einer Theaterflugschrift auch ein Mann, dessen Charakter Bürgschaft ist für seine Kritik und der für sein Richteramt die seltenste Gabe mitbringt: Liebe zu den Künstlern und den Kunstanstalten, über die er urtheilt; denn „nur wer diese liebt, hat das Recht, ein strenges Wort über sie zu sprechen, nur wer ihre Bedeutung für die deutsche Kunst ganz erfaßt hat, darf sie loben".

Es ist ein völlig neuer Weg, kritische Anschauungen zu gewinnen, wenn Müller-Guttenbrunn die Statistik in den Dienst der Theatergeschichte zieht. Die junge Wissenschaft, welche auf den Gebieten des wirthschaftlichen und socialen Lebens festbegründetes Ansehen genießt, wird vielleicht zur eigenen Ueberraschung ihrer Vertreter berufen sein, in künftigen Neuformungen der Literaturgeschichte, insbesondere bei Untersuchungen über das moderne Theater, einen weithin beherrschenden Standpunkt einzunehmen. Aus folgenden Zahlen läßt Müller-Guttenbrunn den allgemeinen Niedergang des wiener Theaterlebens reden:

Im Jahre 1876 hatte die wiener Censurbehörde 478 Stücke zu erledigen, im Jahre 1886 keine 50; im Jahre 1880 gab es noch 2811 Theatervorstellungen in Wien, im Jahre 1884 nur noch 1800. Aber die Volkssängergesellschaften, deren es im Jahre 1876 blos 30 gab, sind auf mehr als 70 gediehen, und der Polizeibericht von 1885 weist 19000 Volkssängerproductionen auf.

Unser Interesse geht in erster Linie auf das Burgtheater, als auf die älteste literarische Bühne Deutschlands, die durch den Reichthum ihrer Mittel und den Glanz ihrer Talente die Aufgabe zu haben scheint, eine Sammelstätte dramatischen und modernen Lebens zu sein: Zahlen aber können uns belehren, daß es keinen einzigen deutschen Dichter gibt, der in den letzten zwanzig Jahren als unbekannter Neuling die Handschrift seines Stücks im Burgtheater eingereicht hätte und dieses wäre aufgeführt worden. Müller-Guttenbrunn wendet die Aufmerksamkeit von den Zahlen, die für Wien so traurige Ergebnisse in sich schließen, auch auf die Ursachen und auf die Verbesserung der Verhältnisse. Indem scheinbar nur örtliche Uebelstände zur Gesundung vorbereitet werden, wächst ebenfalls in schöpferischer Weise für die Allgemeinheit eine gültige Norm heraus. Die historische Entwickelung weist besonders in Wien als wichtigste künstlerische Forderung auf eine literarische oberste Leitung hin. An der Spitze unserer großen Bühnen sollen nicht Schauspieler, sondern Dramatiker stehen, die aber auf der Bühne daheim sind und als tüchtige theatralische Handwerker auch Blößen und Schwächen der Dichtungen glänzend zu verdecken im Stande sind. Diese Bedingung erfüllte Schreyvogel, Laube und Dingelstedt; bei Wilbrandt traf sie nicht zu, denn er blieb ein Poet und schwankend in seiner Theaterleitung. Heinrich Laube erscheint dem Verfasser als derjenige, in dessen Händen die Regierung des Burgtheaters am sichersten geruht hat, weil er von allen der tüchtigste literarische Handwerker war. Unliterarische Darsteller sind so wenig als weltentfremdete Dichter die dramatischen Musageten. Noch niemals ist in der Geschichte des deutschen Theaters ein Beispiel bekannt geworden, daß ein Mann, der kein Dramatiker gewesen, ein guter, ein hervorragender Dramaturg war. Sehr treffend weist Guttenbrunn darauf hin, daß ein von der Schauspielkunst kommender

Director die Summe der Bühnenerfahrung, welche ein Regiecollegium unserer großen Bühnen besitzt, unmöglich wesentlich vermehren kann, indem er als neuer Schauspieler dirigirend hinzutritt. Warum aber die Forderung eines literarischen Leiters bei uns eine so unaufhörlich dringende geworden ist, das liegt in den eigenthümlichen Verhältnissen, in denen die deutschen dramatischen Dichter zu den Bühnen stehen:

Der deutsche Dramatiker führt fast ausnahmslos ein weltfremdes Dasein, er empfängt und vollendet sein Werk am Schreibtische und übergibt es dann fremden, oft barbarischen Händen. An ihn denkt niemand mehr bis zur ersten Aufführung, zu der er meistens — aber auch nicht immer und überall — eingeladen wird. Oft darf er sogar der letzten Probe beiwohnen. Er wird sich aber bei derselben schweigend verhalten müssen, wenn er kein Unheil stiften will, und hätte er tausendmal die Empfindung, daß sein Stück in Grund und Boden verdorben wurde durch eine verkehrte Besetzung, durch schlechte Inscenirung, unverständige Darstellung oder gewaltthätige Streichungen. Das Stück, das er aus den Händen gegeben, gehört nicht mehr ihm; und wenn es ein noch so fein gegliedertes Kunstwerk wäre, es ist jetzt zum Stoff geworden, aus dem eine andere Kunst ihr Gebilde formt, und wehe dem deutschen Dichter, der wehleidig ist. Sein einziger Trost bleibt ein guter Dramaturg, der seine Sache zu führen befähigt ist, und den findet er nur an wenigen großen Bühnen.

Französische Theater von Bedeutung entbehren sehr leicht eines Dramaturgen, denn in Frankreich ist jeder dramatische Dichter befähigt, sein Werk gewandt in Scene zu setzen. Diese Fähigkeit jedoch schreibt sich nicht aus einer technischen oder geistigen Ueberlegenheit der französischen Schriftsteller her, sondern aus dem guten Rechte, das sie an den Bühnen genießen, wo sie ihre Stücke eingereicht haben: sie stehen von der ersten Probe an auf dem Theater, sie schaffen mit jedem einzelnen Schauspieler die Rollen, sie stimmen die Farben des Bühnenbildes nach dem Gesammtgemälde, das sie als Schöpfer in der Seele tragen. Und welcher Fleiß auf die Proben an französischen Bühnen gewendet wird, braucht gar nicht erörtert zu werden. Erst wenn die deutschen Dramatiker die deutschen Bühnen zurückerobern, ist die Frage einer künstlerischen Oberleitung gelöst. Es gab eine Zeit, in der das unnatürliche Verhältniß zwischen den Dramatikern und den Directionen zu schwinden begann und ein geistiges Einvernehmen, hüben wie drüben belebend, die deutsche Kunst gefördert hat. Aus jenem kurzen Zeitraume, da Dichter und Theaterdirectoren zum ersten male von dem Irrwahne zurückkamen, sich gegenseitig entbehren zu können, stammt Heinrich Laube. Er inscenirte nur nach kurzer Bühnenerfahrung sofort an dem ersten deutschen Theater, an der Burg, „Monaldeschi" und die „Karlsschüler". Auch andere Glieder der damaligen Jungdeutschen, soweit sie Dramatiker waren, hatten im Sturmlaufe, den sie gegen alles Bestehende in Staat und Schriftthum unternahmen, die Bühne erobert und dem deutschen Dramatiker sein gutes Recht auf der Stätte seines Wirkens erkämpft. Heute aber steht der Dramatiker wieder rechtlos der Bühne gegenüber. Nicht das größte, aber das äußerlich wuchtigste Talent seit den siebziger Jahren, Ernst von Wildenbruch, hätte die Erbschaft jener Dichterdirectoren antreten können, die einst aus der jungdeutschen Schule hervorwuchsen. Wildenbruch's Beispiel kann auch den Ungläubigen zeigen, daß es in der theatralischen Technik, im Beherrschen der Massen auf der Bühne ebenso wenig als im eigentlich Dramatischen etwas Erlernbares gibt: der Dichter des „Harold", des „Mennoniten", des „Marlow" hat seine Effecte und die glühende Belebung des Bühnenbildes nicht aus anhaltender theatralischer Erfahrung, sondern aus dem Borne seines vollen angeborenen Talents geschöpft. Wenn in unsern Tagen sich neue und originelle Dramatiker aus den Reihen des jüngern Geschlechts erheben sollten, so werden sie nicht dem Beispiele Wildenbruch's, sondern dem Laube's und Gutzkow's folgen. Die deutschen Theater haben sich allzu lange gegen die moderne Dichtung und ihre Vertreter verschlossen; schon tauchen hie und da, vor allem in Berlin, dem theatralischen Hauptsitze Deutschlands, reformatorische Bühnen auf und geben allen Talenten Gelegenheit, Rechenschaft von ihrem Können abzulegen. So will die jüngst gegründete „Deutsche Bühne" nur heimische Dichter pflegen und ihre Thore dem einzigen Zauberworte öffnen, das schließlich das siegende bleiben muß, dem dramatischen selbständigen Talente. In Wien jedoch, wie Müller-Guttenbrunn uns so classisch erzählt, ist es still und nur in alten Gleisen lebendig. Das stolze Burgtheater hat auch jüngst keinen literarischen Leiter erhalten, denn man hat nicht den Muth gehabt, wie früher die Beziehungen zu den schaffenden Dramatikern anzuspinnen, obschon von jeher der unvergänglichste Ruhm der Wiener wie der Bühnen überhaupt nur zur mindern Hälfte schauspielerischen oder technischen Kräften gebührt, zum größern Theile aber der Literatur und den dichterischen Schöpfern zugehörig ist.

Friedrich Kummer.

Lyrisches und Episches.

1. Salzburger Spaziergänge. Von Rudolf Heinrich Greinz. Dresden, Pierson. 1890. 8. 1 M.

Wer je in den Mauern Salzburgs geweilt und die einzig schöne Umgegend dieser Stadt durchwandert hat, wird leicht begreifen, daß ein Mann, der seine Jugendjahre unter angenehmen Verhältnissen in der „altersgrauen Bischofsstadt" verbracht hat, ihr auch in seinem spätern Leben eine besonders liebevolle Erinnerung bewahrt. Für den aber, der poetischer Empfindung fähig und zu dichterischem Hervorbringen veranlagt ist, wandelt sich solches

Erinnern unversehens in ein Gedicht. So ist es Greinz ergangen, welcher uns in seinen „Salzburger Spaziergängen" die Eindrücke schildert, die er empfangen hat, als er in seinen Jünglingsjahren die Schule zu Salzburg besuchte. Er thut dies nicht ohne Geschick im einzelnen; doch wird man seiner Sammlung im ganzen nicht nachrühmen können, daß sie als der Ausfluß einer reichern und ursprünglichen poetischen Begabung erscheine. Vieles in ihr ist mehr anempfunden und nach bekannten Mustern nachgebildet, als selbständig empfunden und hervorgebracht. Zwei- oder dreimal versucht Greinz witzig zu sein, wir können aber nicht behaupten, daß er damit Glück gehabt hat. Nicht selten ist die Form hart und der Wohllaut der Verse infolge einer gewissen Ungewandtheit in der Handhabung der Sprache getrübt. Auch gestattet sich der Dichter Freiheiten, deren Berechtigung ihm nicht zugestanden werden kann. Er spricht z. B. davon, daß „der Knaster schmauchte", während er doch, wie jedermann weiß, nur „geschmaucht" werden kann; daß Theophrastus Paracelsus seine Zauberbude „schlüge" statt aufschlüge, und bildet neue Wörter („neunenzeitliche" Unruhe), die man kaum als gelungene Schöpfungen ansehen wird. Immerhin aber liest sich sein Büchlein angenehm, und wir glauben dem Dichter gern, wenn er von Salzburg rühmt:

Du hast mich dereinst bezaubert ja,
Der Zauber ist jung geblieben
Und bildet noch heute ein gutes Stück
Von meinem herzlichen Lieben.

2. Lieder und Gedichte von Conimor. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Grieben. 1890. 8. 3 M.

Wie es möglich war, daß diese Gedichtsammlung Conimor's, unter welchem Pseudonym sich nach Kürschner's Literaturkalender der Schriftsteller Moritz Cohn aus Kreuzburg in Schlesien verbirgt, zwei Auflagen erleben konnte, ist uns unbegreiflich. Wir haben so gewöhnliche nichtssagende Reimereien seit langem nicht zu Gesicht bekommen und können an dem Buche nur ein Gutes finden: seine gediegene Ausstattung. Möglicherweise aber fehlt uns das Verständniß für die Eigenart des Dichters, weshalb wir unsern Lesern zu eigener Prüfung folgende zwei Proben vorlegen wollen:

Unverstand.

Zwischen Klee und Gras
Manch ein Blümlein stand,
Das ein Ochse fraß,
Nichts d'ran fand.

Oft es auch geschieht,
Daß ein Ochs ergreift
Ein gar zartes Lied,
Das er — pfeift.

Ironie der Weltgeschichte.

Ein Glück erhält man niemals voll,
Ein jedes Gut zahlt seinen Zoll,
Die reine Freude bleibt Gefunker —
So gab der deutschen Nation
Ein Mönch die Reformation,
Die Einheit gar — ein Junker.

Wer nach diesen Proben noch Verlangen trägt, mehr von dem Witze unsers Dichters kennen zu lernen, den verweisen wir besonders auf Perlen wie „David und Bathseba" (S. 107—115), „Verschiedene Folgen" (S. 116—117) und „Unsere Siegesfrüchte" (S. 168—171). Wir vermuthen, man wird dann genug haben von den lyrischen Ergüssen eines Mannes, der sich untersteht, in gemeinster Weise die Verdienste des Fürsten Bismarck um das deutsche Volk in den Koth zu ziehen und es sich herausnimmt, das schöne Losungswort vom praktischen Christenthume, wie er sich geschmackvoll auszudrücken beliebt, zu „beniesen".

3. Der Novize von Kremsmünster. Erzählungen in Versen von Hans Falke. Wien, Gerold's Sohn. 1890. 12. 2 M.

Seitdem Weber in seinem epischen Liedercyklus „Dreizehnlinden" das Leben und Treiben im Kloster in helles poetisches Licht gestellt und seit langer Zeit zum ersten male wieder die Aufmerksamkeit protestantischer Kreise auf die katholische Dichtung gelenkt hat, fehlt es nicht an Versuchen anderer katholischer Dichter, in diesem Stücke mit ihm zu wetteifern. Wir fassen auch die vorliegende Erzählung in Versen als einen solchen und, wie wir gleich vorausschicken wollen, nicht übel gerathenen Versuch auf, den wir um so höher anschlagen, als sich die katholisirende Richtung nicht in unangenehmer Weise hervordrängt, sondern sich wie von selbst aus der schlichten Erzählung ergibt. Ihr Inhalt ist kurz folgender: Kurt Maneder, Student der Medicin in Innsbruck, hat das Unglück, seine Mutter am Fieber erkranken und durch den Leichtsinn der Aerzte dahin sterben zu sehen. Als daher seine Schwester von derselben Krankheit befallen wird, beschließt er seiner eigenen Kraft zu vertrauen und den Fall selbst ohne Herbeiziehung eines Arztes zu behandeln. Nach drei Tagen wird auch die Schwester dahingerafft, und der junge Student muß sich sagen, daß er die Schuld an ihrem Ende trägt.

Deiner eignen Schwester Leben
Hast in frevelhaftem Trotze
Du vernichtet; Hülfe, Rettung
Hast du grausam ihr versagt.

In seiner an Wahnsinn grenzenden Verzweiflung verläßt Kurt Maneder sein väterliches Haus und irrt, ohne zu wissen wohin er seine Schritte lenkt, im Lande umher, bis er eines Tages die Thürme des Klosters Kremsmünster erblickt. Bei ihrem Anblick kommt ihm plötzlich der Gedanke, in den Mauern des Klosters Ruhe vor seinen Gewissensqualen zu suchen. Noch zu später Abendstunde läßt er sich dem würdigen Abte melden, erzählt ihm seine Lebensgeschichte und bricht am Ende seiner Beichte bewußtlos zusammen. Sein Wunsch wird erfüllt: als Bruder Robert tritt er in den Orden ein, wobei er seiner verstorbenen Schwester gelobt:

Keine andre neue Liebe
Soll dein unvergeßlich Bildniß
Aus dem Herzen mir verdrängen.

Indessen währt es nicht lange, bis er die Uebereiltheit seines Schrittes erkennt. Bei seinen einsamen Streifereien durch den Wald findet er Gelegenheit, einem anmuthigen Fräulein, der Tochter des in der Nähe hausenden Freiherrn von Kremseck, gute Dienste zu leisten, indem er ihr den durch einen Fehltritt ausgerenkten Fuß wieder einrichtet und sie, da sie vor Schmerzen nicht gehen kann, auf seinen Armen in das väterliche Schloß trägt. Diese Berührung mit der lieblichen Jungfrau wird jedoch seiner Seelenruhe verderblich. Bald vergißt er die Schwester, deren Andenken er sich verlobt hat, und läßt das Bild des Freifräuleins dafür in seinem Innern an ihre Stelle treten. Häufige Begegnungen mit der Ahnungslosen, die in dem Novizen keine weltliche Zuneigung vermuthet, steigern seine Leidenschaft. Als eines Tages der alte Freiherr von einem Schwindelanfalle betroffen wird, kommt Robert gerade zur rechten Zeit, um das unnöthig erregte Mädchen zu beruhigen und empfängt für seine zweite rettende That den wärmsten Dank. Als ihm das Fräulein die Hand zum Abschiede reicht, verwirren sich seine Sinne; er faßt die ihm dargebotene Rechte,

Und mit willenloser Stärke
Zieht das ahnungslose Mädchen
Blitzschnell er an seine Brust.
Und in heißem Kusse preßt er
Seine Lippen an die ihren.
Eines Augenblickes Länge
Schlägt ihr Herz an seinem Herzen,
Eines Augenblickes Länge
Hängt ihr Mund an seinem Munde,
Und es zieht durch seine Seele
Wie ein Blitz von Seligkeit.

Kaum aber ist sich Kurt Maneder seiner That bewußt geworden, als er auch ins Freie hinausstürzt und in den Wald eilt, wo er in schwerem Seelenkampfe sich zum Entschlusse durchringt, wieder aus dem Kloster auszuscheiden, sein medicinisches Studium von neuem aufzunehmen und nach bestandener Prüfung bei dem Freiherrn um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Da er die Gelübde noch nicht abgelegt hat, geht der Abt bereitwillig auf seinen Wunsch ein und entläßt ihn mit seinem Segen. Zwei Jahre gehen nun ins Land; Kurt Maneder ist verschwunden und auf dem Schlosse zu Kremseck fast wieder vergessen. Man rüstet sich dort, um das Geburtsfest des Fräuleins zu begehen, das inzwischen achtzehn Jahre alt geworden ist. Unter den Gästen befindet sich auch Fritz, der Sohn des alten Arztes, der den Freiherrn seit Jahren behandelt hat. Er hat sich nach dem Willen seines Vaters gleichfalls dem Studium der Medicin gewidmet und, vor kurzem erst von der Universität heimgekehrt, hat er es verstanden, sich gleichzeitig die Gunst des alten Freiherrn und die Zuneigung seiner Tochter zu erwerben. Während die Gesellschaft den Freuden der Tafel huldigt, entfernen sich Fritz und Martha heimlich und gestehen sich gegenseitig ihre Liebe.

Am Tage nach dem Feste findet sich auch Kurt Maneder wieder auf dem Schlosse ein. Er trifft den infolge der ungewohnten Aufregung mismuthig gestimmten Freiherrn allein, klärt ihn über den Grund seiner plötzlichen Entfernung auf und erbittet von ihm die Hand seiner Tochter, welche ihm nach längerm Zögern zugesichert wird, nachdem er sich als Arzt des Stiftes Kremsmünster ausgewiesen hat. Froh bewegt über die glückverheißende Aussicht, sucht Kurt im Parke die Geliebte auf. Doch als er sie findet, kommt er dazu, wie Fritz ihr mittheilt, daß der Vater seine Werbung abgewiesen habe, da er soeben ihre Hand einem andern versprochen. Martha, die nicht weiß, wer jener andere ist, zittert bei dieser Nachricht heftig, und Thränen verkünden, wie sehr sie an dem Geliebten, den sie nun lassen soll, hängt. Dies genügt Maneder, um für immer von seiner Werbung abzusehen: er eilt zurück ins Kloster, entsagt mit schwerem Herzen seiner liebsten Hoffnung und wird von dem alten Bruder Rupert, der einst Aehnliches erlebt hat, für diesen seinen Verzicht mit warmen Worten belobt:

Hast den schönsten Sieg errungen,
Hast um deiner Liebe willen
Deine Leidenschaft bezwungen.
Das ist nur die wahre Liebe,
Die nach dem Besitz nicht trachtet
Nur allein, die auch entsagt,
Wenn es sich um Glück und Wohlsein
Des geliebten Wesens handelt. —
Und das Herz, das tief verwundet
Dir im Innern heute blutet,
Wird genesen; — eine süße,
Heil'ge Ruhe wird dir einziehn
Und das Bildniß der Geliebten,
Wie du sie zuletzt gesehen,
Wird drin wohnen, lieb und freundlich,
Bis in deine späten Tage.

Man sieht, die Schlußwendung von Falke's Erzählung steuert bis zu einem gewissen Grade der Lehre von der Trefflichkeit mönchischer Askese zu; da sich diese Tendenz aber nicht breit macht und, wie die gewählten Proben hoffentlich erkennen lassen, die Form nicht ungewandt ist, erscheint der schließliche Gesammteindruck des Werkchens nicht unbefriedigend. Wir können das Buch empfehlen.

4. Die Geister vom Körnberg. Ein Sang von einst und jetzt. Von E. Mießner. Berlin, A. Senff. 1890. 8. 2 M.

Wenn ein künftiger Literaturhistoriker sich die Frage vorlegen wird, welche Dichter unserer Zeit wol am meisten Nachahmer gefunden haben, so wird er sicherlich finden, daß auf dem Gebiete der poetischen Erzählung in dieser Hinsicht Scheffel und Baumbach oben anstehen. Aber er wird auch finden, daß die meisten dieser Nachahmer ihren Vorbildern nicht das Wasser reichen und daß der geistige Gehalt dieser Schöpfungen sich oft zu einem solch kleinen Reste verflüchtigt hat, daß sie trotz der schönsten Verse und der romantischen Gefühlsergüsse recht langweilige werden. Zu diesen wenig originellen und bei aller Ge-

wandtheit der Form ermüdenden Nachtretern Scheffel's und Baumbach's rechnen wir auch E. Mießner. Er führt uns in seinen „Geistern vom Körnberg" in das Waldesdunkel des thüringer Berglandes, auf dessen Hintergrunde sich die Liebesgeschichte eines berliner Schriftstellers oder sagen wir eines Dichters und eines adeligen schlesischen Fräuleins abspielt. Sie nimmt natürlich einen glücklichen Ausgang, während das Verhältniß Günther's, des Bruders der Heldin, zu Rose, der schönen Schäferstochter, die in Berlin eine gefeierte Sängerin geworden ist, zu keinem Ehebunde führt, da der ritterliche Jüngling im Duell für die Ehre der Geliebten zum Tode verwundet wird. In diese höchst romantische Geschichte aus der Gegenwart ist eine Reihe alter, noch romantischerer thüringer Bergsagen verflochten, die der Dichter den Geistern vom Körnberg abgelauscht und in wechselnden, zum Theile recht kunstvollen Versmaßen vorträgt oder von den Helden seiner Erzählungen vortragen läßt. Das alles ist gewiß recht sinnig, manches sogar recht poetisch und wird zarte Mädchenherzen gewiß sehr rühren, aber unsere Literatur hat bereits genug solcher episch-lyrischer Gefühlsüberschwenglichkeiten, sodaß wir es nicht nöthig haben, uns hier mit derjenigen Mießner's länger zu befassen.

5. Das Fest des Prometheus. Epische Dichtung von Franz Emil Brandstäter. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. 1890. 8. 4 M.

Es ist eine seltene Erscheinung, daß ein Mann, der seine Lebensaufgabe in der wissenschaftlichen Thätigkeit, namentlich in historischen Studien gefunden hat, sich befähigt zeigt, auch als Dichter wahrhaft schöpferisch thätig zu sein. Meistens wird man den poetischen Versuchen eines solchen Gelehrten die Mühsamkeit der Arbeit nachfühlen und den Eindruck haben, daß die dichterische Form nur ein zufälliges, der Abwechselung halber gewähltes Kleid, nicht aber die durch innere Nothwendigkeit bedingte, einzig mögliche Gestalt ist, in der die Gedanken des Verfassers zur Aeußerung gelangen. Diesen Eindruck des Mühsamen und Zusammengequälten empfangen wir auch beim Lesen von Brandstäter's eben angeführter Dichtung. Er bietet, wie die Vorrede so schön sagt, mit ihr „seinen Volksgenossen die Arbeit mancher Jahre, in welchen der Gewinn wissenschaftlicher Betrachtung des griechischen Mythus sich zu dichterischen Bildern gestaltete". Zum Beweise der Gründlichkeit seiner Studien fügt er seiner Dichtung nicht weniger als 57 enggedruckte Seiten mit Anmerkungen an, aus der wir die von ihm herbeigezogenen Quellenwerke und Hülfsmittel ersehen und uns, was in unsern Augen weit bedenklicher ist, über alle die Anspielungen unterrichten können, die wir im Texte nicht verstehen. Wir können also Brandstäter's „Fest des Prometheus" mit den Schöpfungen von Ebers vergleichen, nur mit dem Unterschiede, daß die poetische Gestaltungskraft von Ebers weit über derjenigen Brandstäter's steht.

Da letzterer nicht mit Unrecht „von dem Publikum der Gegenwart voraussetzte, daß es den Erzählungen des Prometheus-Mythus keine naive Auffassung unmittelbar entgegenzubringen vermöchte", gerieth er auf den Gedanken, ihm das Verständniß dadurch zu vermitteln, „daß das Ganze in die Anschauung gebildeter Geister der antiken Welt zurückversetzt wurde". Zu diesem Zwecke erfand er die Schilderung eines Prometheus-Festes in Athen zur Diadochenzeit, an dem er einen aus Syrakus herbeigereisten athenischen Gastfreund theilnehmen läßt. Am Schlusse des zu Ehren dieses Mannes veranstalteten Festmahls wird die „erste Hälfte" des Mythus von Prometheus in längern Vorträgen von den einzelnen Freunden abgehandelt, während die „zweite Hälfte" am folgenden Tage, der mit der Beschreibung des Fackellaufs an den Prometheen abschließt, in gleicher Weise zur Erledigung gelangt:

> Nur so erschien es möglich, die natursymbolische und cultursymbolische Bedeutung der einzelnen Mythen in Verbindung mit ihrer äußern Märchengestalt als etwas organisch Ganzes zur Darstellung zu bringen.

In unsern Augen ist ihm dieser Versuch nicht gelungen. Die Rahmenerzählung, in die auch einzelne Geschichtsbilder aus der Diadochenzeit und Schilderungen des Lebens und Treibens in Athen verflochten werden, ist ganz äußerlich mit dem eigentlichen Thema verbunden und in jeder Weise dürftig gerathen. Den Stoff schöpfte Brandstäter in erster Linie aus den Quellen des Alterthums „mit absichtlicher Beibehaltung des Wesentlichen in der Darstellungsweise und selbst im Ausdrucke, soweit der Plan des Ganzen und die veränderte Form es gestatteten". So lehnt sich z. B. die Erzählung von dem Urzustande der Erde an die Theogonie des Hesiod, der Abschnitt von Prometheus und den Okeaniden an die Tragödie des Aeschylos an. Daneben wurden „zahlreiche dichterische und mythographische Darstellungen aus dem Alterthume und der Neuzeit" zu Rathe gezogen, z. B. so bei der Darlegung des Wesens des Mythus eine Schrift von Steinthal, sodaß die Anschauungen eines modernen Sagenforschers einem Griechen des 4. Jahrhunderts in den Mund gelegt werden: ein Verfahren, das wir nicht billigen können. Auf diese Weise ist ein eigenthümliches Mixtum compositum entstanden, das der Verfasser in der Vorrede seltsam genug mit der Sophienkirche in Konstantinopel vergleicht, in der christliche und antike Bautheile zu einem selbständigen Neuen verbunden seien, wie in einem Werke Quellenangaben aus dem Alterthume und Ergebnisse neuerer Forschung. Wir müssen jedoch bekennen, daß wir ein solches Gemengsel kaum als Dichtung ansehen können und überlassen es fachmännischer Beurtheilung, zu prüfen, inwieweit es dem Verfasser gelungen ist, auf diese Weise die wahre Gestalt der Prometheus-Sage herauszuschälen. Die von Brandstäter gewählte Form leidet auch Mangel an Gewandtheit in der Handhabung des Verses und große Härten in der Sprachbehandlung. Die Verse, namentlich die der Rahmenerzählung, lesen sich meist recht mühsam, man muß sie oft sehr genau ansehen,

um ihren eigenthümlichen Bau zu verstehen. Dabei fehlt es nicht an offenbaren Sprachfehlern. Auch bei weitgehendster Rücksichtnahme auf das Recht dichterischer Freiheit kann es nicht gestattet werden, von einem „seidigen Duftgewand" zu reden und zu sagen: ich sehe jemanden „hinzuschmachten" statt dahinschmachten. A. Hermann.

Stanley's jüngstes Reisewerk.

Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Pascha's, Gouverneurs der Aequatorialprovinz. Von Henry M. Stanley. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Mit 150 Abbildungen und 3 Karten. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1890. Gr. 8. 20 M.

Das Reisewerk Stanley's ist nicht weniger als seine dritte große Forschungsreise selbst ein staunenerregendes Zeugniß der außerordentlichen Willens- und Thatkraft dieses Mannes. In funfzig Tagen sind die beiden starken Bände geschrieben, schon rein physisch eine gewaltige Leistung; und wenn auch Tagebücher, Briefe und Berichte als Grundlage vorhanden waren und reichlich in die Darstellung aufgenommen sind, wenn auch dem Verfasser die ganze Fülle der Ereignisse und Erfahrungen von drei Jahren aufs lebendigste vor der Seele stand und Entwurf und Plan des Buchs sich in stillen Stunden lange vor dem Ergreifen der Feder gebildet haben mögen — es blieb immer die Ausführung im einzelnen, die Zusammenfassung der Eindrücke, die Formung der Schilderungen zu überwinden. Und da läßt sich unbefangen nur das Urtheil fällen: Stanley bewährt sich als ein ebenso hervorragender Schriftsteller, wie er als Forscher sich den unvergänglichen Namen erworben hat. Als literarische Leistung ist sein Werk nicht nur in kühler Erwägung hoher Anerkennung werth, indem es den bedeutenden und ergreifenden Inhalt klar und verständnißvoll zur Anschauung bringt, sondern es muß dem Leser, der nicht dieses und jenes herausgreift, sondern das Buch vom Anfang bis zum Ende liest, so packen, daß jede Unterbrechung ihm zur unwillkommenen Störung gereicht, weil er in den Empfindungs- und Gedankenkreis des Verfassers hineingezogen wird. Das aber ist denn doch die höchste Wirkung, die sich von einem Buche erwarten läßt.

Dabei kann ein guter Deutscher sein nationales Bewußtsein immer noch völlig wahren. Er braucht keineswegs mit Stanley zu urtheilen, er wird im Gegentheile vielfach genöthigt sein, dessen Meinung zu verwerfen, aber er braucht Stanley deshalb nicht zu grollen — und er kann seinen Standpunkt verstehen und sich freuen, daß es solch einen Mann gibt, um so mehr, als wir Deutsche gerade auch keinen unbedingten Mangel an ähnlichen haben. Unser Karl Peters hält ihm sicher die Wage, unser Wissmann kommt ihm gleich. Hätte Bismarck nicht das Deutsche Reich gegründet, sondern wäre etwa unter die Afrikaforscher gegangen, so hätte er auch unter ihnen einen Namen gleich Stanley; aber er hat das bessere Theil erwählt. Denn was er als Kanzler an Land und Leuten in unserm Erdtheile dem Reiche zugebracht hat, das wird es sicher halten; was er als Afrikaforscher dem Reiche erworben hätte, wäre heute vielleicht bereits ebenso verloren, wie ein beträchtlicher Theil dessen, was unter seiner Aegide in den Schutz und die Interessensphäre des Reichs gezogen worden, geopfert ist — pro nihilo! Wir haben uns, finde ich, nicht über Stanley zu ärgern, nicht uns etwa zu betrüben, daß er kein Deutscher ist und also auch nicht in deutschem Interesse gehandelt hat, sondern in englischem — wir haben Ersatzmänner: nur darüber haben wir zu klagen, daß unser Volk seine Männer im Stiche läßt, daß fortgeworfen wird, was sie errungen haben, und daß es geschehen kann, weil die Nation als ganze auf diese Errungenschaften nichts gibt, weil nationale Ehre zurücktritt, sobald das Friedensbedürfniß ins Spiel kommt. Von denen, die nicht so stehen, ist ja hier nicht die Rede; daß sie aber keinen Einfluß auf die Entscheidung haben, lehren die Thatsachen.

Unser Buch wird in der ganzen Welt und namentlich in Deutschland — die Besprechungen in der Tagespresse bezeugen es und der Nebentitel fordert gleichsam dazu auf — wesentlich auf das Verhältniß Stanley's zu Emin-Pascha durchgesehen werden. Es ist das zweifellos von Interesse, aber doch nur von etwas anhaltendem Tagesinteresse. Die beiden tüchtigen Männer sind so durchaus verschieden, daß ein Verständniß zwischen ihnen ausgeschlossen scheint. Eine Natur, wie die Stanley's, kann gar nicht anders urtheilen, als er gethan; dieses Urtheil nimmt Emin nichts von seinem ihm eigenthümlichen Werthe, aber es stellt andererseits Stanley auch nicht bloß. Um gerecht zu sein, darf man nicht vergessen, daß Emin's Temperament und Verhalten — nach Stanley's Erzählung — eine Natur wie die des letztern in der That in Wallung bringen könnte, daß Emin noch immer nicht ein Wort über seine Lage und das Zerwürfniß veröffentlicht hat und ein solches Wort billigerweise zu erwarten wäre. Zur Stunde ist noch unerklärt, warum Emin nicht im December 1887, sondern erst im April 1888 den südlichen Theil des Albert Njansa besucht hat, und wie er Stanley's Brief vom 18. Januar 1889 (II, 118 fg., daselbst das Datum 17. Januar 1887 ist unrichtig!) so misverstehen konnte, wie er es in seiner Antwort vom 27. Januar (II, 129) gethan. Auf diese Dinge soll hier nicht eingegangen werden. Daß Stanley ihnen viel zu weiten Raum in seinem Buche zugewiesen, ist dessen großer Fehler. Er erklärt sich aus dem Umstande, der dem Werke seine quellende Frische gibt, aus der unmittelbar nach der Rückkehr und unter

dem Eindrucke der aus Sansibar ihm zugehenden Nachrichten erfolgten Niederschrift. In kurzer Frist werden sie dem Buche ein Ballast sein.

Was aber unvergänglich bleibt, ist die Schilderung des heldenmüthigen und schließlich von ungeahnten Erfolgen für die Erdkunde gekrönten Zuges Stanley's den Aruwimi oder Ituri entlang durch den centralafrikanischen Urwald, durch die Wohnsitze der Zwerge zum Quellgebiete des Nil im mächtigen Ruwenzorigebirge. In der That ist es ein höchster Triumph für den kühnen und unermüdlichen Forscher, die uralte Frage nach dem Ursprung des Nil endgültig gelöst, das Mondgebirge gesehen und umgangen und die Bestätigung der alten Ueberlieferung von den drei Quellseen, dem Mondgebirge und den Pygmäen an seinem Fuße erbracht zu haben. Der ganze Hergang dieser Entdeckung und die Erklärung, warum sie andern Besuchern des Albert Njansa versagt geblieben, folge hier mit Stanley's Worten:

Als wir im December 1887 (nach dem Austritte aus dem Urwalde) uns dem Albertsee näherten, erhielten wir vom Pisgah einen Blick auf eine lange Bergkette, welche bis zu den Gipfeln hinauf bewaldet war, nach unserer Schätzung eine Höhe von 2100 bis 2450 Meter hatte und sich von Südost nach Süd ausdehnte. Bei der Rückkehr vom See in demselben Monate traten plötzlich zwei ungeheuere abgestumpfte Kegel in Sicht, welche 3050—3650 Meter hoch sein mochten. Wir nannten sie die Zwillingskegel und hielten sie für bemerkenswerthe Wahrzeichen, da ihr Anblick uns auf den Gedanken brachte, daß in ihrer Nachbarschaft oder zwischen ihnen und dem (im Januar 1876 entdeckten) Gordon-Bennett-Berg ein interessantes Land zu finden sein müsse.

Als wir im April 1888 nach dem Njansa zurückkehrten, waren die Zwillingskegel nicht sichtbar, aber siehe da! am 25. Mai, als wir kaum einen zweistündigen Marsch von dem Strande des Sees entfernt waren, zeigte sich uns ein ungeheuerer Schneeberg, der in der Mitte wie eine fast viereckig aufsteigende, vollständig mit Schnee bedeckte Masse von gegen 50 Kilometer Länge aussah und zwischen zwei über 1500 Meter niedrigern großen Ketten lag, die sich auf beiden Seiten etwa 50 Kilometer weit ausdehnten. An diesem Tag war der Berg stundenlang sichtbar, dagegen blieb er, nachdem wir an den nächsten Tagen das Hochland überschritten hatten, den Blicken entschwunden und es war keine Spur von den Zwillingskegeln oder den schneebedeckten Gipfeln mehr zu sehen.

Bei unserer dritten Rückkehr nach dem Njansa im Januar 1889 und während unsers zweiundeinhalbmonatlichen Aufenthalts in Kavalli war das Gebirge nicht zu entdecken, bis die Kette plötzlich, als wir wie gewöhnlich die Augen nach der Richtung, wo sie hätte zu sehen sein sollen, schweifen ließen, in ihrer ganzen Länge aus den dunkeln Wolken hervortrat und über tausend Paar aufmerksamer Augen erfreute, die den Blick auf das seltsam großartige Schauspiel gerichtet hatten.

Der obere Theil der Kette, die jetzt deutlich in zahlreiche Pics mit viereckigen Kuppen getheilt war, schien in eine Leere von wunderbarer Klarheit, in den dunkelblauen, hellen und reinen Himmel wie in ein Krystall aufzusteigen, und ein breiter Gürtel aus milch-weißem Nebel, welcher die Mitte verhüllte, gab ihm Aehnlichkeit mit einem in der Luft schwebenden Inselberge, eine Verwirklichung des Traums von der Insel der Seligen. Als die Sonne im Westen herabsank, trieb der Nebel fort, die schwimmende Erscheinung vereinigte sich mit den niedrigern Bergregionen und die scharf hervortretenden Umrisse und gröbern Einzelheiten waren mit den Feldstechern leicht zu erkennen. Obwol wir uns über 120 Kilometer entfernt befanden, konnten wir sogar hochgelegene Waldsäume und die buschartigen Baumgruppen sehen, welche die breiten Rücken, die schlanken Spitzen und die über jähen Tiefen hangenden thurmartigen Felsen bedeckten; ja wir waren sogar der einstimmigen Ansicht, daß die Farbe der in den Sonnenstrahlen erglänzenden kahlen Felskuppen, die sich scharf vom dahinterliegenden Blau abhoben, rothbraun war. Wir bemerkten, daß die uns zugewendete Seite merkwürdig steil und unzugänglich war und daß, wenngleich die Schneefelder nur kleine Flecken zu sein schienen, viele federartige Strecken bis tief unter den Scheitel eines kahlen Gebirgsrückens hinabreichten, welcher zwischen der mittlern Kette und den 18 Kilometer von uns entfernten Baleggahügeln lag, über deren Gipfeln noch gegen 100 Kilometer weiter entfernt der Ruwenzori hoch und großartig aufstieg.

Man wird daher begreifen, daß eine durchsichtige Luft in dieser Gegend sehr selten ist und der Ruwenzori, wenn wir uns ebenso kurze Zeit aufgehalten hätten wie andere Reisende, noch länger unbekannt geblieben sein würde.

Als wir während des Monats Mai 1889 südwärts vordrangen, war die große Schneekette fast täglich in Sicht, nicht in ihrer Gesammtheit, sondern in Stücken und Theilen, hier ein Pic, dort ein Felsengrat; zuweilen war ein unbestimmtes Bild der Spitzen zu sehen, manchmal traten nur die untern Partien hervor. Entweder glänzte der Schnee weiß aus einem dunkeln Wolkenrahmen hervor oder die Abhänge des Gebirges tauchten düster wie die Nacht gleich Regen und Sturm verkündenden Gewitterwolken auf. In seltenen Augenblicken trat das Ganze mit scharf geschnittenen klaren Umrissen . . . vor das Auge. Und dennoch verstanden wir während der ganzen Zeit kaum den Charakter des Gebirges, vielmehr erhielten wir ein Verständniß und einen Begriff von demselben erst, als wir den Semliki überschritten und einen großen Theil des in der Treibhausluft des Semlikithals gedeihenden dichten hohen Waldes passirt hatten. . . . Das Semlikithal zeichnet sich durch diese Atmosphäre nur auf einer Strecke von etwa 60 Kilometer aus. . . . In diesen Theil des Thals vermochte wegen der Ausdehnung und großen Höhe des Ruwenzori aus keiner Richtung des Kompasses der Wind einzudringen, um die Hitze zu kühlen, die Dünste fortzutreiben und die Luft aufzuklären. Der große Berg fing jede Brise von Ost bis herum nach Süd auf und verhinderte, daß die ewigen Ausdünstungen des Thals in der genannten Richtung fortgeführt wurden, verdichtete sie aber, wenn sie die höhern kalten Luftschichten erreichten und vertheilte sie wieder in reichlichen Regenschauern. Von Nord nach West verhinderte die nördliche Gebirgskette den freien Durchzug der Winde und trug dazu bei, die für das Wachsthum der wunderbaren Vegetation erforderliche gleichmäßige Hitze im Thale zu erhalten. In jedem Lager in dieser Gegend hing der Rauch wie ein Mantel über unsern Köpfen, sodaß wir halb erstickten. . . . Wo der Humus tief liegt, findet man hohen stattlichen Wald mit undurchdringlichem Unterholze von jungen Bäumen, die durch unzählige Schlinggewächse und kräftige Schmarotzerpflanzen miteinander verbunden und oft vollständig von ihnen bedeckt sind; wo die Humusschicht, wie am Fuße der Gebirgskette, dünner ist, gedeiht üppiges dichtes, undurchdringliches Rispengras von 3—4½ Meter Höhe. Jeder Baumstamm ist mit reichem grünen Moose bekleidet, von dem der Thau herabtropft, und jeder Baumfarrn und horizontale Ast hat seine Orchideen oder Pflanzen mit breiten elefantenohrförmigen Blättern. Jeder Felsen ist mit Baumflechten bedeckt und selbst die kleinste Vertiefung in demselben ist mit einer Menge tropischer Pflanzen gefüllt, die jeden Zoll des Bodens einnehmen und überall wachsen. Kurz, mit Ausnahme der senkrecht aufsteigenden Seiten erst kürzlich abwärts gewanderter Felsstücke gedeiht das Pflanzenthum in jeder Art des Grüns, der Form und des Charakters.

Die große Entdeckung ist nicht gesucht, nicht planmäßig angelegt worden, wie einst die Verfolgung des Congolaufs, sie ist als wohlverdientes Glückslos dem energischen Aufheller der Karte Afrikas in den Schos gefallen. Sie hätte sich ihm schon anfangs 1876 bieten können, als Stanley den Gordon-Bennett-Berg sah, den Albert Edward Njansa berührte, ohne seine Bedeutung zu ahnen — aber der Wolkenkönig blieb ihm gerade so von Südosten verhüllt, wie er seinen Vorgängern und Nachfolgern von Norden her verborgen geblieben war. Es ist auffällig, daß Stanley dieses Umstandes nicht mit einem Worte gedenkt. Erst als er mehr vom dunkeln Erdtheile erschlossen, als irgendein anderer vor ihm und irgendeiner nach ihm erschließen kann, erntete er die Lösung des ehrwürdigsten geographischen Problems als Ehrenlohn.

Es ist doch bewunderungswürdig, daß Stanley während der funfzigtägigen Abfassung seines Buchs, des auch in dieser Zeit ausgebreiteten Briefwechsels und drängender Geschäfte noch die Muße zu seinem neunundzwanzigsten Kapitel gefunden hat, in welchem er eine, vielleicht unvollständige, Uebersicht der alten Vorstellungen und Berichte von den Nilquellen gegeben hat. Wie die Erkenntniß, daß zu den Alten die richtige Kunde gedrungen ist, uns einen neuen Beweis der ausgedehnten Verkehrsbeziehungen der Völker der antiken Welt und der Araber liefert, so könnte man auch fragen, ob nicht der Name des Erdtheils aus diesem seinem Kernpunkte, dem Mondgebirge, stammt, da in Butama am 19. Mai 1889 ein alter Mann als den Namen des Schneebergs unter andern ähnlich klingenden Bezeichnungen auch „Avrika" angab. Die dem Ruwenzori gewidmeten Abschnitte, das Ende des achtundzwanzigsten Kapitels, das neunundzwanzigste bis einunddreißigste, gehören überhaupt zu den werthvollsten des Werks.

Wir müssen hier abbrechen, aber nicht ohne der wahrheitsgemäßen Bemerkung des Verfassers (s. Kapitel 31) Rechnung zu tragen, daß „die Recensenten fast immer unterlassen, die den Reisebeschreibungen beigegebenen Karten zu erwähnen. Wenn Bücher dieser Art nicht von Karten begleitet wären, würde man kaum im Stande sein, die Beschreibung zu verstehen und die Schilderung würde eine unerträglich trockene werden". . . . Stanley berechnet seine Vorarbeiten zu den Karten auf 780 Stunden ehrlicher Arbeit. Das geht auf die vortreffliche Routenkarte im Maßstabe von 1 : 1.267.200, auf die Profilskizze des Ruwenzori und des Semlikithals und auf die Profilkarte des Ruwenzori und des Seensystems (S. 292). Ferner sind beigegeben eine Uebersichtskarte des Gesammtzugs der Expedition und eine Karte der Aequatorialprovinz. Im Anhange verdient die tabellarische Uebersicht der in den drei Jahren ausgeführten Märsche und endlich das genaue Inhaltsregister besondere Anerkennung.

Sicherlich reiht sich Stanley's neuestes Werk den bedeutendsten Erscheinungen der geographischen Literatur ebenbürtig an.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Zehn neue Hefte der trefflichen „Europäischen Wanderbilder" (Zürich, Orell Füßli u. Comp.) liegen vor, die Nrn. 164—179, zunächst: „Nach und durch Ungarn", erstes bis fünftes und siebentes bis neuntes Bändchen. Das erste, von A. Imendörffer, W. Gerlai und J. Sziklay bearbeitet, gibt die Doppelwege von Wien nach Budapest auf dem linken und rechten Donauufer nebst einem kurzen Ueberblicke über die ungarische Hauptstadt, die ihre besondere Behandlung bereits in den Nrn. 84—86 dieses schönen illustrirten Reisewerks gefunden hat. Das zweite, aus der Feder Karl Siegmeth's, führt von Oderberg an der österreichisch-schlesischen Grenze entweder durch das Waagthal oder durch die ungarischen Bergstädte Kremnitz, Schemnitz, Neusohl nach Budapest. Derselbe Verfasser geleitet im dritten Bändchen den Wanderer von den genannten Ausgangsorten und von Budapest aus in die großartige Gebirgswelt der Hohen Tátra, die in den reichen und künstlerisch aufgefaßten Abbildungen, durch welche das Orell Füßli'sche Unternehmen sich von Anbeginn auszeichnet, wirkungsvoll und zum Besuche lockend hervortritt. Das vierte Bändchen von F. Kraus und J. Sziklay schildert den Eintritt in Ungarn sowol von Graz aus als von Wien über das Leithagebirge nach Raab, und das fünfte von G. Kenedy und W. Gerlai bringt den Reisenden von Pest über Agram nach Fiume an den Golf von Quarnero. Im siebenten durchschreiten wir an der Hand J. Sziklay's das Alföld, die ungarische Tiefebene mit ihren breit gelagerten Städten, um von Großwardein aus im achten Bändchen das siebenbürgische Hochland zu betreten, wo im Vereine mit andern C. Weingärtner als Führer sich erbietet. Das neunte, „Durch Südungarn", von Adolf Sternberg, P. Dragalina, C. Diakonovich, J. Sziklay und A. Plavšić, hält die Nachlese, indem es von Budapest sowol nach Belgrad und abseits nach Slawonien, als auch abermals durch das Alföld nach Orsowa und Turnseverin und somit zu dem romantischen Donauufer des Eisernen Thores bringt. Damit wäre, nachdem zuvor im sechsten Bändchen das karpatische Waldgebirge geschildert worden, Ungarn wol abgeschlossen. Der Text trägt in gefälliger Sprache den landschaftlichen, ethnographischen und geschichtlichen, wie den Culturverhältnissen alle gebührende Rücksicht. Das Heftchen „Territet" ist der Specialbeschreibung dieses jüngsten der klimatischen Curorte am Genfersee gewidmet. „Gmunden" hat in Heinrich Noë seinen bewährten Darsteller erhalten.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Athenaeum" vom 14. Juni bringt eine eingehende Anzeige einer von David Eaton gefertigten Uebersetzung von Franz Delitzsch' „Biblischem Commentar über die Psalmen", die sich an die 1883 erschienene (vierte) Ausgabe letzter Hand anschließt. Einzelbemerkungen zur hebraistischen Exegese übergehend, heben wir die die Werthschätzung des vor wenigen Monden heimgegangenen großen Theologen betreffenden Aeußerungen heraus: „Der verstorbene Professor Delitzsch widmete viele Jahre dem Studium des Psalters. Die erste Ausgabe dieses Commentars erschien 1859

auf 1860. . . . Jeder wird sogleich bemerken, daß der Eintheilung und Accentuirung des Textes große Sorgfalt gewidmet, die jedesmalige Ansicht der ersten jüdischen Ausleger beachtet und der Talmud nicht vernachlässigt ist." Der gediegenen etymologischen und lexikalischen Angaben wird gedacht. „Wer Studien halber einige Seiten durchnimmt und die Eigenthümlichkeit der Texterklärung sieht, wird von vornherein Zutrauen zu einem Gelehrten empfinden, dessen reife Kenntniß des Hebräischen und der Heiligen Schrift bei jedem Schritte zum Vorscheine kommt. Lange Bekanntschaft mit dem hebräischen Urtexte gab Delitzsch ein Anrecht, als Autorität zu reden, obwol er nicht tyrannisch angelegt war. Es ist überflüssig zu sagen, daß er die wichtigste einschlägige Literatur beherrschte und sogar eine bedeutende, selbstredend nicht erschöpfende Kenntniß der englischen Facharbeiten besaß. . . . Der Verfasser war ebenso geistreich wie gelehrt und sein Scharfsinn gab ihm oft etwas künstliche Erläuterungen an die Hand. . . . Auch war er nicht frei von seltsamen Grillen. . . . Bei allen Unvollkommenheiten hat der Commentar großen innern Werth, als das Werk eines bedeutenden Gelehrten und ausgezeichneten Hebraisten. In einigen Hinsichten ergänzt und verbessert er Hupfeld's bewundernswürdige Ergebnisse, indem er dessen Aufstellungen über Verfasserschaft und Entstehungszeit tadelt und widerlegt." — Dieselbe Nummer kündigt an, daß der Ausschuß der oxforder „Clarendon Press" für die nächste Zeit den Druck einer von Professor Buchheim besorgten Ausgabe von Schiller's „Jungfrau von Orleans" bestimmt hat, die nach einer Skizze des wahren geschichtlichen Sachverhalts aus dem Aufbau des Stücks den Beweis für des Dichters Festhalten an der Ueberlieferung erbringt, endlich daß binnen kurzem „Fides Implicita", ein nachgelassenes Werk des vortrefflichen Theologen A. Ritschl (Göttingen), das sich über den Glauben und sein Verhältniß zu Wissen und Kirche verbreitet, auf den Markt kommt. — In der gleichen Nummer wird über Franz von Schönthan's „Der Bumerangschleuderer", „ein ungewöhnliches Lustspiel in vier Aufzügen", das in einer Bearbeitung von A. Daly am londoner Lyceumtheater zur Aufführung gelangte, folgendes Urtheil gefällt: „Es ist ein alltägliches, nicht besonders fesselndes Stück. Es ist natürlich ein moralischer Bumerang (bekanntlich ein Wurfwerkzeug der Australier), der geschleudert wird. Eine Handvoll Sandhafer, unverständig am Ausgange des Lebens gesäet, bringt dem Säemann eine traurige Ernte." — „The Athenaeum" vom 28. Juni befaßt sich unter anderm mit J. S. Banks' Uebertragung von C. von Orelli's Auslegung des Jeremias. Der Haupttheil des Referats läuft auf Ausstellungen der gelehrten Exegese hinaus. Das allgemeine Urtheil besagt: „Orelli schreibt klar, und hat sichtlich seinen Stoff sehr sorgfältig studirt. Er ist mit den wichtigsten ältern Erläuterungen gut bekannt und vermag deren Verdienste abzuschätzen. Die Einleitung ist eine brauchbare Zusammenstellung der Ergebnisse und wird den Bedürfnissen von Durchschnittslesern genügen. . . . Wir bedauern, daß der Verfasser sich durch einige hervorragende Gelehrte, die ihm in der Erklärung des Jeremias vorangingen, mehr hat beeinflussen lassen, als es sein Gegenstand vertrug. Doch besitzt er eine genügende Gabe Selbständigkeit, um einen werthvollen Commentar hervorzubringen."

— Die in Boston erscheinende Zeitschrift „The Transatlantic", „ein Spiegel von Europas Leben und Literatur", weist in Nr. 16 vom 1. Juni auf Dr. Victor Meyer's, Professors in Heidelberg, neues Buch: „Chemische Probleme der Gegenwart" und namentlich auf dessen Behauptung hin, die zellenhaltige Holzfaser sei bestimmt, einen wichtigen Bestandtheil der menschlichen Nahrung zu bilden.

— In der Juninummer der „Review of reviews" wird unter der Ueberschrift „Deutsche Hochachtung vor der englischen Frau" ein längerer Abschnitt aus Professor F. X. Kraus' kürzlich in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichtem Aufsatze über Luise Twining's archäologische Schriften anerkennend übersetzt. Darauf wird ein Auszug aus Plummer's im „Expositor" gegebener Charakteristik von J. von Döllinger's wissenschaftlichem Wirken abgedruckt, aus dem hier nur Folgendes mitgetheilt sei: „Außer Deutschland hatte England die nächste Stelle in seiner Neigung und Bewunderung." Engländer zählten zu seinen besten Freunden und Schülern, besucht habe er England mehr als einmal und regelmäßig Englisch gelesen und gesprochen. Besonders müsse man in England noch betonen, wie nachdrücklich Döllinger sich mit Englands Kirche und Politik, sowie mit Oxford insbesondere, auch literarisch beschäftigt habe.

Bibliographie.

Abel, C., Chinesen in Deutschland? Eine zeitgemäße Betrachtung. Berlin, Conrad. Gr. 8. 60 Pf.

Abt, A., Eva's Roman. Berlin, A. Goldschmidt. 12. 1 M.

Kurze Antworten auf brennende Zeitfragen. Von Nir Fennden Michanor. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M. 50 Pf.

Baltz, Johanna, Rosen am Zollernstamm. Skizzen aus den Lebenstagen der Zollernfürstinnen. 1ste Reihe. Düsseldorf, F. Bagel. Gr. 8. 3 M.

Barth, P., Die Geschichtsphilosophie Hegel's und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann. Ein kritischer Versuch. Leipzig, Reisland. Gr. 8. 3 M.

Bessel als Bremer Handlungslehrling. Aus den Jugendjahren eines großen Gelehrten. Herausgegeben von der Gesellschaft „Union" (Kaufmännischer Verein) zu Bremen. Bremen, Kühtmann. 8. 1 M.

Henne am Rhyn, O., Antwort auf die Kritik des „Bund" über die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von O. H. a. R. Danzig, Hinstorff. 8. 25 Pf.

Hirsch, M., Arbeiterschutz, insbesondere Maximalarbeitstag, vom Standpunkte der deutschen Gewerkvereine. Im Namen des Centralraths. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 50 Pf.

Hof und Gesellschaft in deutschen Residenzen. Von Baron St. . . . r. Berlin, Steinitz. 8. 5 M.

Hülsen, Helene v., Erinnerungen an einen Heimgegangenen (Prof. A. Schottmüller). Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M.

Karrotom, A., Traumnacht. Phantasien und Märchen. Leipzig, Danz. 8. 2 M.

Kierkegaard, S., Leben und Walten der Liebe. Aus dem Dänischen übersetzt von A. Dorner. 2 Tle. in 1 Bd. Leipzig, Fr. Richter. Gr. 8. 5 M.

Kirchner, F., Katechismus der Pädagogik. Leipzig, J. J. Weber. 8. 2 M.

Knabe, K. A. F., Ueber den directen Beweis. Kassel, Klaunig. Gr. 4. 80 Pf.

Koch, G., Bolingbroke's politische Ansichten und die Squirarchie. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Koszick, F., Ut mienem Unkel siene Lischke. Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in samländischer und ostpreußischer Mundart. Königsberg i. Pr., Hartung. 12. 1 M.

Kunz, H., Die Feldzüge des Feldmarschalls Radetzky in Oberitalien 1848 und 1849. Mit 7 Schlachten-Skizzen. Berlin, Wilhelmi. Lex.-8. 3 M.

Levita, M., Seelenfrühling. Gedichte. Dülmen, Laumann. 8. 1 M. 50 Pf.

Lill, J., Kaiserin Augusta, die Schloßherrin von Coblenz. Düsseldorf, Kraus. Gr. 8. 2 M.

Louvier, F. A., Die neue Methode der Faust-Forschung und der alte und der neue Mephisto. Zwei Vorträge. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 80 Pf.

Mengden, Freih. A. v., Gedichte. Riga, Stieda. 16. 5 M.

Meyer, G., Die soziale Entwickelung des Menschengeschlechtes. Vortrag. Straßburg, Heitz. Gr. 8. 30 Pf.

Mirbach, Margarethe, Aus stiller Welt. Ein Trostbüchlein. Dülmen, Laumann. 8. 1 M. 50 Pf.

Parow, W., Die Seeschlacht bei Trafalgar. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini), Lukrezia und Euryalus. Eine Liebesgeschichte. Aus dem Lateinischen übertragen von K. v. Hutten. Leipzig, Laudien. 8. 1 M.

Priebatsch, F., Die grosse Braunschweiger Stadtfehde (1492—1495). Breslau, Priebatsch. Gr. 8. 3 M.

Pulszky, F. v., Die Goldfunde von Szilágy-Somlyó, Denkmäler der Völkerwanderung. Budapest, Kilián. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Röhricht, R., Kleine Studien zur Geschichte der Kreuzzüge. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Schmidt, M., Gesammelte Werke. 11ter Bd.: Der Schutzgeist von Oberammergau. Cultur- und Lebensbild. Leipzig, Liebeskind. Gr. 8. 4 M.

Stiborius, Die Kategorien der sinnlichen Perception. Eine philosophische Skizze. Leipzig, Fock. Gr. 8. 2 M.

Wertheimer, E., Geschichte Oesterreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Nach ungedruckten Quellen. 2ter Bd.: Von Preßburg bis Schönbrunn. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 10 M.

Das geistige Wien. Künstler- und Schriftsteller-Lexikon. Herausgegeben von L. Eisenberg und R. Groner. Jahrgang 1890. Wien, Brockhausen. Gr. 8. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Zum 75jährigen Burschenschafts-Jubiläum
ist in meinem Verlage erschienen:

Theobald Raßmus

„O quae mutatio rerum!“

Reminiscenzen eines alten Jenensers.

Mit 12 Abbildungen der Stadt Jena und des Universitätskarzers.

(Ladenpreis elegant geb. M. 4, brochirt M. 3.)

Das Buch zeichnet sich durch Originalität und frische lebendige Darstellung aus und wird Jedem, der so glücklich war, das Jenenser Studentenleben kennen zu lernen, eine bleibende angenehme Erinnerung sein.

In der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom 26. Juni ist das Werk auf das Günstigste besprochen worden.

Leipzig, im Juli 1890. **Alfred Lorentz.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Stanley:
Im dunkelsten Afrika.

Aufsuchung, Rettung und Rückzug

Emin Pascha's,

Gouverneurs der Aequatorialprovinz.

2 Bände mit 150 Abbildungen und 3 großen Karten.

Geh. 20 M. Geb. 22 M. Velinausgabe geb. 40 M.

Auch in 40 Lieferungen zu 50 Pf. zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Fünf Bände.

8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

1. Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Sechste Auflage.
2. Band: **Lateinische Sommer.** Sechste Auflage.
3. Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage.
4. Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Vierte Auflage.
5. Band: **Apulische Landschaften.** Dritte Auflage.

Gregorovius' „Wanderjahre“ enthalten das Tagebuch seines langen Lebens und Wanderns und seiner Studien in dem classischen Lande, wo er die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb. Die vielseitigen, anziehenden Schilderungen sind Landschaftsgemälde von bleibendem historischen Werth wie von künstlerischem Stil. Gregorovius hat sie als ein neues Genre in der Literatur geschaffen, die vor ihm nichts Aehnliches besaß. Die schnelle Verbreitung dieser Bände zeigt, daß sie in der literarischen Welt ihren dauernden Rang gefunden haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji
in vier Gesängen
von

Ferdinand Gregorovius.

Illustrirte Prachtausgabe
mit Original-Compositionen von Theodor Grosse.

Zweite Auflage.

4. Elegant cartonnirt 7 M.

Die Prachtausgabe von Gregorovius' bekannter und beliebter Dichtung „Euphorion“, durch den Maler Theodor Grosse mit stilvoll componirten Illustrationen geschmückt, ein harmonisches Kunstwerk im edelsten Geschmack, das in sorgfältig hergestellter zweiter Auflage erschienen ist, darf namentlich auf jedem wohlgewählten Büchertisch einen dauernden Platz beanspruchen.

Die Octavausgabe des Gedichts (cart. 3 M.) liegt bereits in fünfter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Nilfahrt

bis zu den zweiten Katarakten.

Führer durch Aegypten und Nubien
von

Anton Grafen Prokesch-Osten, Sohn.

Mit Karten, Plänen und Abbildungen.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Ein Reisehandbuch für Aegypten und Nubien, welches die an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen des kundigen Verfassers mit allem Wissenswerthen, was die einschlägige Literatur darbietet, vereinigt.

Ober-Ingelheim

Selbstgekelterten, reingehaltenen
Rothwein, i. Faß v. 80 Pf. an p. L., p. Fl. v. M. 1.— an
Weißwein, i. Faß v. 50 Pf. an p. L., p. Fl. v. 80 Pf. an
in allen Preislagen u. jedem Quantum offerirt
Friedrich Emil Ludwig, Weinproduzent.

CHOCOLADE
**Hartwig & Vogel
Dresden**
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 24. Juli 1890.

Die Jungfrau von Orléans und die Geschichtsforschung der Gegenwart.

Jeanne Darc *) in Geschichte, Legende, Dichtung, auf Grund neuerer Forschungen dargestellt von Richard Mahrenholtz. Leipzig, Renger. 1890. Gr. 8. 4 M.

Die Gestalt der Jungfrau von Orléans steht beinahe schon an der Pforte der neuern Geschichte, und doch gibt es kaum eine historische Persönlichkeit, auf die das Schiller'sche Wort von dem durch der Parteien Haß und Gunst verwirrten und schwankenden Bilde in gleichem Maße Anwendung fände. Schon die beiden Processe, von denen der erste unter der Leitung nationaler, politischer und kirchlicher Feinde Jeanne Darc 1531 als cruelle, dissolue, apostate, scismatique und hérétique dem Feuertode überlieferte, der zweite ein Vierteljahrhundert später durch den Mund von entgegengesetzten Gesinnungen erfüllter Richter das erste Urtheil für null und nichtig erklärte, sie von allem freisprach, was ihr zur Last gelegt war, liefern natürlich völlig widerstreitende Bilder ihres Wesens wie ihres Handelns. Und wie sie schon unter ihren Zeitgenossen den einen als Hexe und Zauberin, den andern als ein hochbegnadetes Werkzeug der Vorsehung, den einen als eingebildete beschränkte Bauerndirne (wie noch dem Herzog Karl August von Weimar), den andern als ein mit übermenschlichen Kräften des Geistes und Körpers ausgerüstetes Wesen; diesen als ein blindes Werkzeug politischer Parteien und militärischer Führer, jenen als die alleinige Retterin ihres Vaterlandes erschien: so haben im Laufe der folgenden Jahrhunderte diese Gegensätze zwar vielfach andere Gestalt angenommen, sind aber keineswegs verschwunden. Finden wir bei keinem Chronisten des 15. Jahrhunderts eine völlig objective und besonders eine psychologisch vertiefte Auffassung der Jungfrau, weil der schroffe Dualismus der mittelalterlichen Weltanschauung einerseits, der Nationalhaß andererseits, Johanna in den Augen derselben entweder als Heilige oder als Hexe erscheinen ließ, so kommen doch auch die auf sorgfältiger Quellenforschung beruhenden objectiven Darstellungen, die sich in den letztvergangenen 50 Jahren bemüht haben, den Nebel zu zerstreuen, in den Sage, Dichtung und kritiklose tendenziöse Geschichtschreibung die Gestalt des Mädchens von Orléans gehüllt hatten, zu so vielfach abweichenden Ergebnissen, daß immer erneute Versuche endlich zu einem befriedigenden Abschlusse zu gelangen, nicht ungerechtfertigt erscheinen.

Unser Verfasser begründet die Zweckmäßigkeit seiner Schrift hauptsächlich darauf, daß die Forschungen französischer Gelehrten in den letzten Jahrzehnten eine neue Bearbeitung des Stoffs auch in Deutschland wünschenswerth erscheinen ließen. Nun besitzen wir in dem Werke G. Fr. Eysell's („Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orléans", Regensburg 1864) ein Buch, das Mahrenholtz selbst eine Zierde deutscher Wissenschaft nennt; auch möchten wir, da Jules Quicherat's großes grundlegendes Quellenwerk (Paris 1841—49) darin schon ausgiebig benutzt ist und seither unsers Wissens keine neuen Entdeckungen von Bedeutung hinzugekommen sind, dasselbe kaum als veraltet gelten lassen. Berechtigter ist der Grund, daß das Buch durch seinen großen Umfang den nicht fachmännischen Leser zurückschreckt. Allerdings fehlt es uns auch nicht an kurzen übersichtlichen Darstellungen. Erscheint das Bild, welches uns Joh. Scherr in seinem Sammelwerke „Menschliche Tragikomödie" von Johanna entwirft, durch die aus der bekannten Eigenart des Verfassers hervorgehende leidenschaftlich-einseitige Darstellung bedenklich verzerrt, während

*) Mahrenholtz verwirft die gewöhnliche, noch von Quicherat festgehaltene Orthographie d'Arc, da ihn die Gründe Vallet de Viriville's von der Richtigkeit der obigen überzeugt haben.

Sickel's tüchtige Arbeit (im vierten Bande von Sybel's „Historischer Zeitschrift") als Bestandtheil einer Fachzeitschrift dem großen Publikum wenig bekannt geworden ist, so bietet Karl Hase's Monographie (in „Neue Propheten", Leipzig 1861) eines jener prächtigen kleinen Cabinetsstücke, wie uns der große, vor kurzem verstorbene Kirchenhistoriker deren so manche hinterlassen hat. In jener ganz eigenartigen Darstellungsweise, die einst ein Recensent seiner Kirchengeschichte, allerdings nur halbwahr, als eine „änigmatische" bezeichnete, und welche, ohne doch für den Laien unverständlich zu werden, für den Eingeweihten so vieles zwischen den Zeilen lesen läßt, ist Hase's Schilderung, auf gründlichen Studien beruhend, tief durchdacht, aus einem Gusse, voll farbigen Lebens, maßvoll im Urtheile, edel in der Sprache. Wir möchten deshalb diese Arbeit nicht, wie unser Verfasser im Vorworte thut, nur als eine „gelegentliche" bezeichnen.

Die Schwierigkeit, die Geschichte Jeanne Darc's zum endlichen Abschlusse zu bringen, liegt nicht an dem Mangel an Quellen, sondern an deren Unzuverlässigkeit. Von den Acten der beiden Processe an sind sie alle mehr oder weniger parteiisch gefärbt; alle gehen von einer in den Gemüthern der Verfasser bereits feststehenden Auffassung der Jungfrau aus, möge dieselbe nun von religiösem Aberglauben, von kirchlichen und politischen Rücksichten, oder von blinder nationaler Begeisterung eingegeben sein. In diesem Labyrinthe der widersprechendsten Angaben und Urtheile den sichern Ariadnefaden zu finden, um das Wahre und Richtige überall von dem Falschen und Schiefen zu sondern, wird vielleicht nie gelingen.

Diese geringe Aussicht auf ein vollkommen befriedigendes Ergebniß hat unsern Verfasser nicht abgehalten, die Quellen selbst sowol wie die meisten Bearbeitungen derselben nochmals der sorgfältigsten und gewissenhaftesten Untersuchung zu unterziehen und deren Ergebniß dem Publikum vorzulegen. Mahrenholtz hat durch seine bisherigen Arbeiten auf dem Gebiete der französischen Cultur- und Literaturgeschichte, zumal durch seine verschiedenen Schriften über Voltaire, sich als gründlicher Kenner und vorurtheilsloser Beurtheiler erwiesen. Seine Schrift würde auch ohne seine ausdrückliche Versicherung den Beweis liefern, daß er die eingehendsten, zuletzt noch durch das Studium der einschlägigen Literatur auf der pariser Nationalbibliothek vervollständigten Studien über seinen Gegenstand gemacht hat. Er hat sich dabei redlich bemüht, religiöse und politische Voreingenommenheit fern zu halten, Legende und Ueberlieferung von der sicher beglaubigten Geschichte zu scheiden und, wie der Jungfrau selbst, so auch ihren Gegnern gerecht zu werden, endlich die persönlichen Thaten und Schicksale Johanna's immer im Zusammenhange der allgemeinen Verhältnisse aufzufassen. Daß bei einer solchen nüchternen Behandlungsweise das Idealbild der Jungfrau, wie es uns Legende und Dichtung vorgezaubert, stark verblassen mußte, dürfen wir dem gewissenhaften Historiker nicht zum Vorwurfe machen. „Denen, die Johanna nur im Lichte der nationalen und kirchlichen Legende zu schauen vermögen, wird unsere Darstellung kaum zusagen; vielleicht aber wird sie von andern mit derselben Unbefangenheit aufgenommen, aus der sie hervorgegangen ist." (S. IV.) Die Erwartung ist eine wohlberechtigte, wenn es uns auch zuweilen scheinen will, als ob der Verfasser aus übertriebener Besorgniß, der Legende und dem Vorurtheile irgendein Zugeständniß zu machen, die Thaten und den Einfluß Johanna's auf die Erfolge Karl's VII. und seiner Heere allzu skeptisch aufgefaßt und im Zusammenhange damit sie selbst etwas zu tief, den König und seine Rathgeber und Heerführer zu hoch gestellt habe. Wir geben ihm vollkommen recht, wenn er sagt, daß Johanna sich auf ihrem Dorfe keine militärische Sachkenntniß, kein strategisches Urtheil erworben haben konnte; es ist auch möglich, wenn auch nicht bewiesen, daß Karl VII. selbst nicht an ihre göttliche Sendung glaubte und das begeisterte Mädchen nur benutzte, um den Muth der Soldaten zu entflammen und die Zuversicht des Volks zu beleben und sie deshalb seinen Heerführern neben- oder unter-, nicht überordnete; gewiß ist doch, daß der Entsatz von Orléans zum großen Theile ihr Verdienst war. Und wenn ein allzu großes Vertrauen auf ihre Mission sie zum Angriffe auf Paris unter ungünstigen Umständen und mit ungenügenden Kräften trieb, so ist doch wol eine Hauptursache des Scheiterns der Unternehmung in dem unbegreiflichen Zaudern und zwecklosen Umherziehen der französischen Befehlshaber vom Juli bis September 1429 zu suchen, welches, den gesunkenen Muth der Engländer wieder belebend, die Kampflust und das Vertrauen der französischen Soldaten tief erschütterte.

Wenn wir übrigens auch durch das vorliegende Buch kein vollkommen klares und einheitliches Bild von dem Wesen und Charakter wie von dem Thun und Wirken Johanna's erhalten, wenn in dem erstern mancher unaufgelöste Widerspruch, in dem letztern viel Unklares und Zweifelhaftes zurückbleibt, so ist das nach dem, was wir oben über die Quellen ihrer Geschichte gesagt haben, nur zum kleinern Theile die Schuld des Verfassers. Wenn wir ihn nicht ganz von einer solchen freisprechen können, so liegt das nicht zum geringsten Theile an dem übergroßen Bestreben nach straffer Kürze der Darstellung, wodurch dieselbe zuweilen eine klare logische Entwickelung vermissen läßt und hie und da nicht frei von einem sprungweisen Vorgehen ist. Die ganze Lebensgeschichte der Jungfrau ist auf 86 Seiten zusammengefaßt; vieles ist nur angedeutet ohne genügende Ausführung und überzeugenden Nachweis; im wesentlichen derselbe Vorwurf, den ein Beurtheiler in d. Bl. vor kurzem dem „Rousseau" des Verfassers mit gleichem Rechte machte. Er will diese knappe Form besonders in Rücksicht auf Nichtfachleute gewählt haben; aber gerade diesen wird es dadurch erschwert, sich selbst eine Ueberzeugung zu bilden und ein klares Gesammtbild zu gewinnen. Außerdem erscheint auch des Verfassers eigene Auffassung nicht ganz frei von Wider-

sprüchen. Johanna ist voll schwärmerischer Frömmigkeit und doch nicht kirchlich fromm, voll kindlicher Demuth und doch hochfahrenden Sinnes, ja voll selbstvergötternden Hochmuths, bald von unerschütterlichem Muthe und selbst im Anblicke des schrecklichsten Todes ihrem patriotisch-religiösen Ideale treu, bald verzagend und kleinmüthig, bald stolz aufrichtig, bald ein schlaues Bauernmädchen, das durch allerhand Querzüge den Kopf aus der Schlinge zu ziehen sucht; bald überzeugt, daß ihr alles durch Inspiration von oben komme, bald mit dreister Lüge das, was sie gegen deren Absicht von den Plänen der Feldherren erfahren, als eigene göttliche Eingebung verkündend.

Wir wollen keineswegs in Abrede stellen, daß diese Widersprüche größtentheils im Wesen der Heldin selbst begründet und in ihrem Benehmen thatsächlich hervorgetreten seien. Aber indem sie hier unvermittelt nebeneinandertreten, gestatten sie dem Leser nicht, sich ein klares, einheitliches Bild von der Heldin zu machen. Mahrenholtz selbst hat keinen Versuch zu einer Lösung dieser Widersprüche und zu einer Gesammtcharakteristik Johanna's gemacht. Hier stoßen wir auf den unserer Ansicht nach bedenklichsten Mangel des Buchs. Es bringt die durch gewissenhaftes Studium als sicher festgestellten Thatsachen; es erörtert die auch jetzt noch zweifelhaft bleibenden kaltblütig nach Gründen und Gegengründen; es gibt uns aber keine fließende, wohlverarbeitete Erzählung in lebensvoller Darstellung; es riecht überall gar zu stark nach dem Oele der Lampe und vermag daher den Leser nicht zu fesseln und zu erwärmen, so sehr er die verdienstvolle Forschung, die Gelehrsamkeit, die Vorurtheilslosigkeit des Verfassers anerkennen mag.

Daß Mahrenholtz in einer Einleitung (S. 1—20) einen Ueberblick über die Lage Frankreichs im Jahre 1429 zur Orientirung des Lesers gibt, ist gewiß nur zu loben. Dagegen hätte er uns Kapitel 9 (S. 117—138): „Die Geschichtschreiber Johanna's", eine Aufzählung und Kritik der Chronisten des 15. Jahrhunderts, die sich mit ihr beschäftigen, füglich ersparen können; die Ausstellung dieses Handwerkzeugs gehörte nicht in eine so knapp gehaltene Biographie. Der zehnte und letzte Abschnitt: „Jeanne Darc im Laufe der Jahrhunderte", obzwar genau betrachtet, nur eine Fortsetzung des vorigen, bietet doch ein weit größeres Interesse, indem er uns zeigt, wie sich das Bild der Jungfrau von Orléans in den Augen der folgenden Generationen in wechselnden Farben, im ganzen aber mit immer größerer Abweichung von der Wirklichkeit gespiegelt habe, bis es endlich von der alle historischen Mythen zerstörenden Kritik unserer Zeit nach Möglichkeit in seiner ursprünglichen Wahrheit wieder hergestellt wurde.

Nach einer übermäßig weitläufigen Beurtheilung des im Jahre 1630 erschienenen, jetzt längst vergessenen Chapelain'schen Epos: „Jeanne Darc ou la France délivrée" geht der Verfasser zu den drei großen Dichtern über, die denselben Stoff so wunderbar verschiedenartig bearbeitet haben: Shakespeare, der sie in einer Nebenrolle des ersten Theils „Heinrich's VI." (für die seine Autorschaft freilich streitig ist) vom national-englischen Gesichtspunkte und aus der Anschauung seiner Zeit heraus als zuchtlose Dirne und gottlose Hexe zugleich schildert; Voltaire, in dessen „Pucelle" man über dem unser Gefühl tief verletzenden Obscönen und Frivolen gewöhnlich übersieht, daß es dem Dichter dabei gar nicht um die Person Jeanne Darc's zu thun ist, sondern daß ihm ihre Gestalt und Geschichte nur eine treffliche Handhabe zu einer mitleidlos giftigen Satire auf die Priesterkirche bietet; und Schiller, „der sie allein als wahrer Dichter auffaßt" (S. 148). Wenn Mahrenholtz sagt, daß Schiller mit Bewußtsein (wie der englische Dichter Southey in seinem Epos „Joan of Arc") ein ideales Lichtbild Johanna's und gleichsam eine Ehrenrettung ihrer Person im Gegensatze zu der Voltaire'schen Verunglimpfung habe geben wollen, so mögen wir das zugeben, wenn auch bei Schiller bekanntlich noch ganz andere Gesichtspunkte für die Wahl des Gegenstandes maßgebend waren; die Behauptung aber, daß die „Jungfrau von Orléans" ein Tendenzdrama in dem Sinne sei, daß Schiller den Stoff zur Wiederbelebung des deutschen Nationalsinnes habe benutzen wollen, stimmt weder mit dem, was wir über die Entstehung der Tragödie wissen, noch mit Schiller's Auffassung der dramatischen Dichtkunst überhaupt überein.

In der Napoleonischen Aera und mehr noch zur Zeit der bourbonischen Restauration wurde die während der Revolutionsepoche in Vergessenheit gerathene Heldin von neuem auf den Schild gehoben und verherrlicht. Die Wirkung dieser für patriotisch geltenden Auffassung, die noch ein Déroulède und sogar Jules Favre in chauvinistischem Sinne gegen Deutschland ausgebeutet haben, erstreckte sich auch auf viele Historiker des modernen Frankreich. Wir begreifen, daß deshalb Mahrenholtz das langathmige Werk Le Brun de Charmette's nicht nur, sondern auch Barante, Martin und Michelet nur im Vorübergehen erwähnt. Dagegen hätte Wallon („Jeanne d'Arc", 2. Aufl., Paris 1867) unserer Ansicht nach wol eine eingehendere Würdigung beanspruchen dürfen, und das Werk von O'Reilly („Les deux procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc", Paris 1865) wenigstens eine Erwähnung verdient.

Eine Reihe von Anmerkungen am Schlusse enthält größtentheils Quellennachweise, hie und da jedoch auch Ausführungen, welche, wie das über die äußere Erscheinung Johanna's Mitgetheilte, wol besser eine Stelle im Texte gefunden hätten.

Otto Speyer.

Vergehendes und Werdendes.

1. Sinkende Zeiten. Erzählung aus dem letzten Hansakriege. Von Ernst Jungmann. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1890. Gr. 8. 5 M.
2. Herrn Schellbogen's Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin von Julius Rodenberg. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 8. 4 M.
3. Parias. Fatalistische Geschichten von Ola Hansson. Berlin, Zoberbier. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Stine. Von Theodor Fontane. Berlin, Fontane. 1890. 8. 3 M.

Trotz der sehr geringen Anzahl der hier zur Besprechung vorliegenden Arbeiten spiegelt sich in den wenigen Büchern das Auseinandergehen der literarischen Strebungen. Theils noch Ausläufer von Vergangenem, Absterbendem, theils Suchen nach neuen Pfaden und endlich auch glückliches Finden.

„Sinkende Zeiten" (Nr. 1) von Ernst Jungmann verdient kaum Erwähnung. Als geschichtliche Darstellung bietet die Erzählung zu wenig an historischer Begründung, als künstlerische Anschauung einer Episode aus der Geschichte ist sie durchaus verfehlt: eine breite Menge von Thatsächlichem, das sich naturgemäß an die Personen knüpft, von denen es ausgeht; aber keine Vertiefung, keine Charakterentwickelung der Träger und folglich kein Erwecken wahren Antheils an ihnen. Ein einzelner Zwischenfall (S. 243—254), Erzählung eines Hexenprocesses, bietet an sich allein Stoff zu dem ergreifendsten Kunstwerke, falls ein Dichter, wie etwa Hans Hofmann im „Hexendoctor", sie behandelt; doch so, wie sie hier in trockenster Nüchternheit geboten wird, genügt sie kaum der Anforderung an den einfachsten thatsächlichen Bericht über ein Geschehniß.

Für Lübecker, die sich mit der Geschichte ihrer Vaterstadt beschäftigen, mögen „Sinkende Zeiten" mit ihrer eingehenden Schilderung bedeutender Ereignisse und Zustände, trotz der Aeußerlichkeit dieser Schilderung, ein Interesse haben, doch nur sehr sinkende Zeiten, denen der Begriff künstlerischer Behandlung durchaus abhanden gekommen, könnten eine derartige Breite ohne jede Tiefe als epische Leistung betrachten.

So verfehlt das erste, so veraltet ist das zweite. „Herrn Schellbogen's Abenteuer" (Nr. 2) von Julius Rodenberg ist ein Echo aus einer fernen Welt, die weit hinter uns liegt und aus der kaum Fäden in die Gegenwart hinüberreichen, und das nicht allein, weil in der That nicht eine einzige der Ideen, die unsere Zeit bewegen, darin wiederklingt — das wäre zulässig, da die Erzählung um ein ganzes Menschenalter zurückgreift — sondern hauptsächlich, weil die Gestalten gemacht sind, kein wahres Leben besitzen. Sie sind zusammenconstruirt, und da ihre verschiedenen Bestandtheile nicht miteinander verschmolzen, sondern nur aneinandergeheftet sind, so fallen sie wieder auseinander, statt sich zu einem Ganzen zu runden. Herr Schellbogen soll eine halb humoristische Figur sein, wirkt aber lächerlich, statt humoristisch. Es erscheint in dieser Schilderung entschieden unwahr, daß ein Mann, der seit einem Menschenalter ein „Weißwaaren- und Leinengeschäft" besitzt und daran reich geworden ist, sich so einschüchtern läßt in einem Laden, daß er aus lauter Verlegenheit unter anderm „einige neunzig Bogen Fliegenpapier" (S. 56) ersteht. So unwahr wie der Held ist auch die Heldin: eine Mutter, die ihr einziges Kind, ein Töchterchen von sechs Jahren, verläßt, „um dem heranwachsenden Kinde den Anblick einer mishandelten Mutter zu ersparen" (S. 183). Sie ist überzeugt: „daß ich kein Recht hatte, das Kind wider den Willen seines Vaters mir anzueignen." Dieser Mann, vor dem sie flieht, weil sie seine Schlechtigkeit kennt, weiß sein Recht an das Kind, das sie ihm freilich durch Unterbringung in eine Kinderbewahranstalt zu entziehen versucht, aber durch ihre Flucht doch thatsächlich allein überlassen hat, zur Geltung zu bringen und zu misbrauchen. Das mußte sich die Mutter klar machen — und doch verläßt sie es, ohne einen Versuch, sich ihm wieder zu nähern.

Julius Rodenberg hat eine schöne Begabung, aber sie ist in enge Grenzen gebannt: mit feinstem Verständnisse weiß er bestimmte Situationen in Menschen wie Natur in Stimmung umzusetzen. So sind auch einzelne solcher hier wirkungsvoll und anheimelnd gezeichnet, Schilderungen, über denen es wie die friedliche Ruhe warmen herbstlichen Sonnenuntergangs liegt. Aber zur Schöpfung ganzer Charaktere bedarf es dichterischer Gestaltungskraft. Jean Paul's humoristische Figuren sind trotz aller Sonderlichkeiten ganze Menschen; sie sind aus einem Gusse; ebenso die ihnen entfernt verwandten Schöpfungen des feinfühligen italienischen Humoristen der Gegenwart, Salvatore Farina. Der Dichter sieht seine Menschen lebendig vor sich und schildert das Leben, das wirklich in ihnen ist. Wie lässig der moderne Schriftsteller sein erstes Handwerkszeug behandelt, aus dem unsere Großen so Großes gemacht haben, kommt zu schmerzlichem Bewußtsein, wenn man bemerkt, wie der Herausgeber der verbreitetsten deutschen Zeitschrift mit der Sprache umgeht. Auf derselben Seite (168) heißt es zweimal „die Stiefeln"; ohne die Wiederholung wäre dieser Berlinismus selbstverständlich für einen Druckfehler gehalten; S. 208 wird „gehofft" statt erwartet gebraucht; S. 240 wird von „erlöstem Gelde" statt einfach von gelöstem gesprochen.

Nur in Zeiten, wo der Sinn für Kunst kein unmittelbar lebendiger mehr ist, kann er sich so weit verirren, daß er sich aus seinem eigenen Gebiete in weit entlegenes fremdes verliert, wie es der Fall ist in „Parias" von Ola Hansson (Nr. 3). Leider wiederholt sich diese Erscheinung in der Gegenwart nicht selten: unsere „Dichter" (?) versuchen „mit den Werkzeugen der Wissenschaft und an

Stoffen, welche Ergebnisse der Wissenschaft sind, Kunstwerke herzustellen, weil ihnen die Werkzeuge der Kunst abhanden gekommen und sie den Maßstab für Beurtheilung der Stoffe verloren haben" (Karl Hillebrand). Auch „Parias" ist ein solcher durchaus verfehlter Versuch. Diese „Fatalistischen Geschichten" behandeln nach der Vorrede des Verfassers

das innerste Verknüpftsein des Individuums mit der streng naturbedingten Außenwelt, wodurch es, ganz ohne eigene Selbstbestimmung, von angeerbten Dispositionen, von Zufälligkeiten, von geheimnißvollen Mächten und unerklärlichen Neigungen abhängig ist, sodaß bedeutungslose Kleinigkeiten und die Launen des Zufalls und die flüchtigsten, losesten Eingebungen des Augenblicks wie halb närrische Alleinherrscher über sein Leben und Glück entscheiden.

Sobald die „eigene Selbstbestimmung" des Menschen aufhört, hört er aber auch zugleich auf, ein Gegenstand der künstlerisch-dichterischen Darstellung zu sein. Das Ringen des Guten und Bösen in der Brust, der bewußte Kampf des Wollens gegen hindernde Gewalten macht das Individuum zum Gegenstande künstlerischer Darstellung, künstlerischen Interesses. Sobald die Selbstbestimmung aufhört, treten pathologische Zustände ein, die vor das Forum der Klinik, nicht aber in das Gebiet der Poesie gehören. Unkünstlerisch wie der Inhalt ist auch die Form. Eine Darstellung wie „Geschlechtlose Venus" gehört in ihrer nüchternen Widerlichkeit allenfalls in eine Gerichtszeitung, nimmer aber in eine Novellensammlung. Daß diese und noch zwei andere der hier erzählten Geschichten „einfache Referate nach dem Leben", also factisch wahr sind, gibt ihnen noch nicht die geringste künstlerische Wahrheit. Dem Bilde, das der Impressionist in einen künstlich geschnitzten Rahmen einschließt, weil er es nicht vermag, dem Stückchen Wirklichkeit, das er ohne Sinn für Linie, Stimmung und Inhalt der unendlichen Natur nachgebildet hat, einen künstlerischen Rahmen zu geben, gleicht solches Bruchstück Leben, das der Darsteller dem großen All entwendet und formlos, wie er es vorgefunden, schwarz auf weiß wiedergibt. Die Kunst fordert unbedingt ein Ganzes. Ein solches Bruchstück, an dem die Fäden, durch die es mit dem großen All zusammenhängt, nicht sichtbar, ja unauffindbar sind, berührt im höchsten Grade peinlich. Die Harmonie, die das unzureichende Auge des Menschen in dem Bruchstücke des Unendlichen, das es erfaßt, vergebens ersehnt, soll das Werk des Dichters sein, dem es obliegt, „die zarten Spinnweben einer That, die durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen" (Schiller) zu sehen.

Daß bei solchem Misgriffe im ganzen es auch an Misgriffen im einzelnen nicht fehlt, mögen einige der geschmacklosen Bilder beweisen (S. 86):

Seine Gedanken krümmten sich wie ein Wurm, den man mitten durchgerissen, um ihn an den Angelhaken zu stecken.

S. 77:

Die Erde glich hier einem ungeheuern ausgehöhlten Kugelsegment und der Himmel wölbte sich darüber wie der obere Abschnitt der Kugel.

S. 83:

In seinen Adern floß jenes Blut, das in seelische Krebsrosen ausschlägt, in seinem Wesen sproß der giftige Keim, welcher der Spaltpilz des Gefühlslebens ist, in ihm lag der Eiercomplex schon befruchtet, aus welchem die Brut krankhafter Missethaten kriecht. . . .

Dann geht es noch etliche Zeilen so fort, aber für hier dürfte dies genug, ja schon zu viel sein.

Trotz all dieser Fehlgriffe ist Ola Hansson nicht ohne Begabung. Scharfes Beobachten kleiner Züge und anschauliche Schilderung des Erfaßten sind ihm eigen; daß ihm auch künstlerische Darstellung erreichbar ist, beweist die längere Schlußerzählung „Heimlos", welche freilich mit den übrigen den Grundfehler theilt, daß sie die That eines Unzurechnungsfähigen schildert.

Während die „Parias" ein verfehltes Suchen nach neuen Pfaden bezeichnen, beschreitet Theodor Fontane in „Stine" (Nr. 4) mit sicherm Können die neugefundene Bahn. Er hat ein Gebiet gewählt, auf dem die realistische Forderung, welche unsere Zeit an die Schöpfungen der Kunst stellt, zu voller Berechtigung gelangt, ohne die Idealität zu opfern. Die berechtigte Freude an der Wahrheit des Seienden läßt ihn in der Wiedergabe dieses Seienden zu jener Vertiefung gelangen, die das Innerste der Dinge und dadurch selbst im Unpoetischen das Poetische, weil Tiefwahre erfaßt. Seine Darstellung des Lebens hat etwas gemein mit der Malerei der alten Niederländer in dem Erfassen des Charakteristischen wie in der Feinheit der Ausführung all der lebensvollen Einzelheiten, welche die Rundung der Wahrheit hervorbringen. So wahr der Inhalt, so schlicht ist die Darstellung. Mit großer Lebendigkeit treten die Gestalten hervor, die sich in echt künstlerischer und folglich sehr seltener Weise stets streng charakteristisch aussprechen. Selbst die unbedeutendsten Nebenfiguren sind in knappen Strichen scharf gezeichnet, oder vielmehr auch sie charakterisiren sich selbst durch Wort und That; auch die nothwendige Fülle der Einzelheiten enthält nichts Ueberflüssiges, sondern stets entschieden bezeichnende Züge, sodaß in aller Gedrängtheit ein ungemein lebensvolles Bild eines interessanten Stückchens Dasein aus unserer vielbewegten Gegenwart erzielt wird. Stine, eine zu idealer Darstellung berechtigtere Schwester der Lene aus „Irrungen, Wirrungen", ist das „liebenswürdige Geschöpf, das nichts ist als Wahrhaftigkeit, Natürlichkeit und Güte". Das unverbildete Mädchen aus dem Volke wird in ihrem Gegensatze zu der Convention, Unnatur und Herzenskälte, unter der er in der eigenen Sphäre gelitten, dem jungen kränklichen Grafen Waldemar Haldern zur Nothwendigkeit: „ein Leben ohne sie hat keinen Werth mehr" für ihn, ist ihm „undenkbar geworden". Da er sie zu seinem Weibe machen will, prallen die gesellschaftlichen Gegensätze im harten Zusammenstoße aufeinander. Aeußerst fesselnd wirkt die Darstellung durch ihre ruhige Wahrheit, welche die Schwierigkeit der Verhältnisse, die Vielseitigkeit der Charaktere unparteiisch hervortreten läßt. Doch gerade, weil die Leistung eine so gelungene ist, darf

auch eine geringe Rüge nicht unterdrückt werden. So berechtigt, ja geboten es ist, ungebildete Leute in charakteristisch berliner Volksweise sprechen zu lassen, so darf doch der Erzähler, wo er im eigenen Namen redet, sich nicht verleiten lassen, in ihren Ton zu fallen und im berliner Provinzialismus von der Thür, die „aufstand" (S. 31), und ebenso von den Fenstern (S. 11 „die Fenster standen auf") zu sprechen. Theodor Fontane gehört zu den wenigen unter den modernen Schriftstellern, die dichterisches Können und Empfinden mit künstlerischem Maße einen.

M. Benfey.

Aus der Entwickelungsgeschichte des deutschen Dramas.

1. Studien zu Hans Sachs. Von Karl Drescher. I. Hans Sachs und die Heldensage. Berlin, Mayer u. Müller. 1890. 8.
2. Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Von C. Reuling. Stuttgart, Göschen. 1890. 8. 4 M.
3. Johann Elias Schlegel als Trauerspieldichter mit besonderer Berücksichtigung seines Verhältnisses zu Gottsched. Von Johannes Rentsch. Leipzig, P. Beyer. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Zu Schiller's Jungfrau von Orleans. Von Hubert Beckhaus. Leipzig, Fock. 1890. 4. 1 M.

Groß und herrlich steht der Baum des deutschen Dramas da, weithin breitet er seine dichtbelaubten Aeste, die allen aufrichtigen Freunden edler Kunst freundlichen Schatten, Erquickung und Ergötzen spenden. Wer sich herzlich weidet an den Gaben echter Poesie, die der deutschen Schaubühne seit nun vierthalb Jahrhunderten beschert worden sind, weiß er auch all die Wirren und Stürme der Entwickelungszeit nach Gebühr zu veranschlagen, wenn er nur die Endergebnisse selbst im Vergleiche mit den Literaturen anderer neuerer Völkerschaften ins Auge faßt? Wie schwer haben die ersten Vertreter unsers modernen Theaters um Beachtung, geschweige denn um Anerkennung ringen müssen, wie harter Pfühl bettete ihre Kunstübung in dem wildbewegten Jahrhunderte der Reformation! Und doch hat das deutsche Drama gerade damals sich selbst erkannt und die Wege betreten, auf denen es zum rühmlichsten Ziele, zur Vollkommenheit auf vaterländischem Boden gelangen sollte.

Mehr denn um Haupteslänge ragt aus jenen Anfängen Hans Sachs hervor, der lange genug über die Achsel angesehene nürnberger Schuster. „Handwerk hat goldenen Boden" war der Leitspruch jener bürgerlichen Dichtung des Meistergesangs, der auch er angehört. In Leben und literarischem Schaffen ein Muster von Gediegenheit, von Ehrlichkeit, von bestem Willen, beendet er das mittelalterliche, eröffnet er das neuzeitliche Drama der Deutschen; nach Inhalt und Form sind seine Stücke die Verbindungsbrücke zwischen beiden. Die letzten Jahre haben eine ganze Reihe von Beiträgen zur Biographie und Würdigung des Hans Sachs gebracht. Heute ist der Anfang eines neuen umfassenden Unternehmens von Karl Drescher anzuzeigen, das den Dichter nach verschiedenen Seiten betrachten und in einer Folge von Abhandlungen unter dem Gesammttitel „Studien zu Hans Sachs" (Nr. 1) zu erscheinen begonnen hat. Bisjetzt liegt erst ein Theil vor, der sich über Hans Sachs' Verhältniß zur vaterländischen Heldensage verbreitet. Der erste Abschnitt bezieht sich auf die „Tragedia vom hürnen Seufried" und weist in gewandter und völlig überzeugender Ausführung nach, wie der nürnberger Dichter für sein mit bühnengerechtem Verständnisse angelegtes Trauerspiel den uralt volksthümlichen Stoff zum weit größern Theile dem spätmittelhochdeutschen sogenannten Siegfriedsliede, zum kleinern einer jüngern Fassung des Ortnitepos, beide mal aber eine bedeutende Selbständigkeit bethätigend, entlehnte. Der zweite Abschnitt enthält eine kurze Darlegung des Quellenverhältnisses der zwei Sachsischen Gedichte, die von der schönen Langobardenkönigin Theodolinde erzählen. Meister Boccaccio's „Decamerone" ist hier mittelbar mit im Spiele. Darüber mehr ein andermal, wenn der kundige Verfasser das ganze Werk dargeboten haben wird.

Obwol der allgemeine Gang im Fortschritte des deutschen Dramas vom 16. Jahrhunderte abwärts durch zahlreiche mit Lust und Liebe vorgenommene Einzeluntersuchungen festgestellt worden ist, bestand über die Geschichte der innern Entwickelung in manchen Dingen eine empfindliche Unklarheit. Man wußte ja, daß wir in Fragen des Geschmacks erst spät unser wahres Selbst entdeckt und uns Jahrhunderte hindurch mit Modeln und Zustutzen fremder Motive und Typen geplagt hatten, ohne sie ganz aneignen zu können. Ein neues Buch, Zeugniß tüchtigster Umsicht, unterrichtet in trefflicher Weise über ein wichtiges Requisit dieses deutschen Renaissancedramas: „Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts" (Nr. 2). Der Verfasser, Carlot Reuling, hatte bisher zwei Dramen modernen Stils veröffentlicht. Es ist danach höchst anziehend, hier einer Darstellung zu folgen, die sich auf dem Boden literarhistorischer Dramaturgie bewegt. Die ganze Lebensgeschichte des theatralischen Harlekins wird auf der Grundlage eines äußerst weitschichtigen Materials entrollt, das zwar bewältigt, aber doch nicht nach allen Richtungen verwerthet ist. Trefflich ist die Geburt der komischen Person der deutschen Volksbühne festgestellt und im Anschlusse daran ihre Kindheit, ihr Herauswachsen aus dem rohen Marktschreierburschen, dem Knecht Rubin, dargelegt. Im Beginne trägt dieser fast alle Züge, mit denen die Satire und das Lehrgedicht des 15. und des anhebenden 16. Jahrhunderts den tölpenhaften Bauerndümmling ausstatten. Dazu treten

die hervorstechendsten Eigenschaften des sogenannten armen, d. h. des durch Menschenwitz um sein Eigenthum betrogenen Teufels. Dieser fast bemitleidete Geprellte hat nichts von dem schwarzzottigen Satan, dem in furchtbarer Majestät waltenden Höllenfürsten an sich, ebenso wenig wie kaum zwei Gestalten innerlich verschiedener sein können als jener unfreiwillige Spaßvogel vom Dorfe, der dem Dünkel der Städter als Zielscheibe des schärfsten Spottes dienen muß, und der nachdrucksvoll auf sein gleiches Menschenrecht pochende Landmann der Bauernaufstände in Luther's Zeit. Aus jener Abart des Bauern und der gekennzeichneten Caricatur des Teufels fließt die lustige Person des deutschen Dramas zusammen. Es ist dabei jedoch zu bemerken, daß die genauere Ausbildung dieser Bauernfigur selbst jünger ist als das erste Auftreten der komischen Einzelfigur, obwol wiederum der eigentliche Narr erst allmählich als Vertreter des ganzen Charakters alle die betreffenden Eigenschaften in sich vereinigt, um so zum Typus zu werden. Vor Hans Sachs hat niemand versucht, den Hanswurst nebst den ihm nach und nach in den Mund gelegten sittlichen Lehren und Nutzanwendungen in die Handlung des Dramas zu verflechten, sondern halb wie ein Chor war die Gestalt im ältern Fastnachtsspiele zwischen Zuschauern und Schauspielern stehen geblieben. Einen erheblichen Aufschwung nimmt die Bedeutung der lustigen Figur in den Stücken der englischen Komödianten (die wir kürzlich in Nr. 24 d. Bl. charakterisirten). Jakob Ayrer, Hans Sachs' landsmännischer Nachfolger, hat mehr von ihnen gelernt als die wenig gelenkige Technik des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig. Christian Weise, der treffliche zittauer Rector, verlieh sodann dem aus der englischen Periode überkommenen Clown eine ernstere Färbung, indem er die Satire wieder in den Vordergrund stellte. Hieran schloß sich eine neue und herrliche Nachblüte der Hanswurstiade an; es war die komische Figur, die unter dem genialen Stranitzky und seinen Genossen um 1700 von Wien aus ihren Rundgang über die süd- und mitteldeutsche Volksbühne hielt. Gottsched's Kampf gegen die Ausartung dieses aufgefrischten Wesens ist allgemein bekannt, ebenso Lessing's kräftige Widerlegung dieses Vorgehens, Justus Möser's beredte „Vertheidigung des Grotesk-Komischen oder Harlekin", Goethe's Wiedererweckung des alten Rampenwitzbolds im Vorspiele zum „Faust". Reuling geleitet uns durch die Geschichte des ewig aufgeräumten Gesellen von seinem ersten Erscheinen in den geistlichen Spielen durch die Fastnachtsaufführungen, das Schweizerdrama, Hans Sachs, die englischen Komödianten und ihre Schüler bis an den Ausgang des 17. Jahrhunderts, um dann noch rasch in den anbrechenden Morgen des 18. hineinzuschauen, wo der begrabene Hanswurst den Sargdeckel sprengt und der deutsche Volkshumor wieder auflebt. Und ihrem Ursprunge getreu, tritt die lustige Person auch jetzt im Bauernwams vor das angeheimelte Publikum, das hier endlich nach der langen Nacht des steifen Rococoungeschmacks, wo Convention und Affectation herrschten, Fleisch von seinem Fleische, Bein von seinem Beine wiederfindet. Daher birgt die sachlich ungemein gediegene Darstellung Reuling's in sich auch einen hohen culturgeschichtlichen Gehalt, indem sie uns die bedeutsame Entwickelung des deutschen Volksgemüths von einem eigenartigen Gesichtspunkte überschauen läßt.

Als Lessing mit herbem Sarkasmus Gottsched's pedantische dramaturgische Anschauungen angriff und der urdeutsch volksthümlichen Gestalt des Harlekins mit warmem Eifer das Wort redete, beabsichtigte er überhaupt der echt dramatischen Kunst ihr gutes Recht zu wahren. Denn er stand mitten in der Bewegung drin, die eine Reform der arg zerfahrenen Bühnenverhältnisse anstrebte. Das ganze deutsche Leben, politisch damals noch völlig verrottet, mußte vorerst auf dem Gebiete der nationalen Cultur gesunden, bevor ein neuer Geist in den Gang unserer Geschichte einziehen konnte. Lessing's scharfes Auge erkannte dies. Aber auch andere denkende Köpfe neben ihm haben die hier liegende Aufgabe der mit raschem Fahrwasser fortschreitenden neuen Poesie begriffen. Natürlich bot keine Gattung eine solche Fülle von Anknüpfungspunkten wie das Drama, und derjenige, der allein vor Lessing diese Wichtigkeit richtig erfaßte und sogleich selbstthätig auf die Schanze stieg, ist nun Johann Elias Schlegel, der Oheim des bekannten Brüderpaares, das ein halbes Jahrhundert später uns durch Uebersetzung und Kritik die dramatischen Blüten der Weltliteratur gewann. Johannes Rentsch behandelt in dem uns vorliegenden Buche „Johann Elias Schlegel als Trauerspieldichter mit besonderer Berücksichtigung seines Verhältnisses zu Gottsched" (Nr. 3) den in vielversprechender jugendlicher Schaffenskraft (1749) geschiedenen Dichter nach der bezeichnendsten Richtung, als Trauerspieldichter, und zwar hat er hier dessen Stellung zu dem während der kurzen Wirksamkeit des Frühverklärten allmächtigen Dictators am Pleißenufer besondere Aufmerksamkeit eingeräumt. Der Verfasser hat sein Thema absichtlich beschränkt, obwol er vor der Ausarbeitung umfängliche Vorstudien zu einer Gesammtcharakteristik Schlegel's betrieben hatte. Nachdem aber der Finländer Werner Söderhjelm 1884 die Lustspiele und der Pole Joh. von Antoniewicz 1887 die ästhetischen und dramaturgischen Prosaschriften des Dichters gründlich besprochen hatten, trat Rentsch von jenem allgemeinern Plane zurück. Nun hatte allerdings Eugen Wolff, ein junger fleißiger Literarhistoriker moderner Richtung, 1889 ein vollständiges Lebens- und Charakterbild zu geben gesucht. Aber eben gegen diese Arbeit zieht Rentsch mit scharfer Waffe zu Felde, gewillt, ihr wissenschaftlich den Garaus zu machen. Im „Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Literatur", 15, 347 fg. begann er das Gefecht, nicht gerade nach einer Methode, die den unbefangenen Dritten für eine auch noch so gerechte Sache einnehmen könnte. Es folgten eine Entgegnung Wolff's und eine Duplik von Rentsch, die wie jede derartige Polemik auf Haarspalterei in kleinlichen Nebendingen hinausliefen. Alle Streitereien dieses Schlags hinterlassen

einen unerquicklichen Eindruck, und sogar der Außenstehende vermag sich dann oft nicht mehr zur wahren Unparteilichkeit des Urtheils aufzuraffen. Deshalb tritt man auch an Rentsch's Buch gleichsam mit gemischten Gefühlen heran; denn es ist nicht möglich, sich des Gedankens, der Verfasser habe um jeden Preis seinen Vorgänger von der Bahn wegdrängen wollen, gänzlich zu entschlagen. Wir mengen uns nicht in den Austrag dieses Kampfes, dessen Thatsachen wir hier jedoch als Beleg einer leider noch nicht überwundenen Schattenseite der deutschen Fachgelehrsamkeit nicht überspringen durften. Höchst angenehm berührt nun der erfreuliche Umstand, daß Rentsch sich wirklich anstrengt, als würdiger Mitbewerber in den Plan zu treten. Erst beleuchtet er Schlegel's persönliches (und literarisches, war dem Inhalte gemäß hinzuzusetzen) Verhältniß zu Gottsched, dann nimmt er sämmtliche überlieferte Tragödien und Bruchstücke eingehend vor, endlich verbreitet er sich mit Aufwand der nöthigen Belesenheit über Sprache und metrische Form in jenen, den gewaltigen Fortschritt ahnen lassend, den die Thätigkeit des genial begabten Mannes umschließt. Die Abhandlung bezeugt aufs trefflichste die Richtigkeit von Nicolai's 1755 geschriebener Kritik: „Schlegel war am geschicktesten, dem deutschen Theater eine andere Form zu geben, wann er nicht für die schönen Wissenschaften viel zu früh gestorben wäre."

Gähnt zwischen Schlegel und Schiller eine unüberbrückbare Kluft? Auch Schiller ist von den höchsten Zielen des deutschen Dramas durchdrungen, auch ihn beseelt ein an altclassische Vorbilder angelehntes Ideal der theatralischen Muse, auch ihn berührt der beginnende Einfluß des großen Briten, wie Schlegel. Wie dieser ein Drama „Hermann" schuf, so schwebte ihm diese älteste germanische Heroenfigur als epischer Held vor; wie Schlegel „Dido" tragisch auf die Bühne führte, so wählte Schiller, als er Vergil's „Aeneide" übersetzen wollte, gerade das Schicksal der liebenden Karthagerfürstin zum Sondervorwurf. In der „Braut von Messina" erneuert er den Chor, in der „Jungfrau" den Prolog der Griechen. Vor uns liegt eine kleine verständnißinnige Studie von Gymnasialdirector Hubert Beckhaus (Nr. 4), die in Rücksicht auf neun neueste Aeußerungen über die Schuld der Jungfrau von Orléans diese ästhetisch-dramaturgische Frage fein und geschickt im verneinenden Sinne zum Austrage zu bringen sucht. Man sieht hier deutlich, wie Schiller ein in seiner Selbständigkeit ebenbürtiger „Lehrling der Griechen", ein rechter Erbe antiken Geistes war. Ludwig Fränkel.

Philosophische Schriften.

1. Ueber die gegenwärtige Lage der deutschen Philosophie. Akademische Antrittsrede, gehalten von Richard Falckenberg. Leipzig, Veit u. Comp. 1890. Gr. 8. 60 Pf.

Eine vortreffliche kleine Schrift, deren Werth weit über den gewöhnlicher Akademiereden hinausragt. Sie zeichnet nicht nur in klaren und scharfen Umrissen das Bild der gegenwärtigen Lage der Philosophie in Deutschland, sondern hat auch eine programmatische Bedeutung für den Verfasser selbst und die Stellung, welche er inmitten der verschiedenartigen Strömungen, die sich augenblicklich in der Philosophie geltend machen, einnimmt. Freilich ist diese Stellung nach der positiven Seite hin nur wenig zum Ausdrucke gelangt, um so mehr aber verdient die Unbefangenheit, die Schärfe und vor allem auch die Weite des Blicks uneingeschränkte Anerkennung, welche der Verfasser bei der Beurtheilung der Gesammtlage der gegenwärtigen Philosophie wie ihrer Erscheinungen im einzelnen überall hervortreten läßt. Der Verfasser beginnt, wie das für niemand, der einigermaßen philosophisch gebildet ist, zweifelhaft sein konnte, mit dem rückhaltlosen Geständnisse, daß die gegenwärtige Lage der deutschen Philosophie zu dem Gefühle befriedigten Stolzes wenig Anlaß gebe. „Dem rückblickenden Auge des künftigen Historikers wird sie schwerlich im Lichte einer Glanzperiode erscheinen. Die Gründe sind mannichfach. Es fehlt weder an hervorragenden Köpfen, die sich in den Dienst der philosophischen Forschung stellen, noch an schätzbaren Früchten eindringenden Scharfsinns und ausdauernden Fleißes; aber es fehlt an wahrhaft schöpferischen Geistern und an weithin wirkenden Leistungen. Wir vermissen ferner jene Höhe der Ziele, welche, wie das Beispiel der Hegel'schen Schule lehrt, auch mindere Talente zu erfreulichem Aufschwunge zu beflügeln vermag. Es mangelt endlich nicht an gemeinsamen Arbeitsfeldern, aber an Einheit der grundlegenden Ueberzeugungen." Allerdings stehen diesen Schattenseiten auch einzelne Lichtseiten gegenüber, wie namentlich der überall sich geltend machende historische Sinn, die Heraushebung einzelner Thatsachengruppen, überhaupt die Beschränkung auf Einzelprobleme und ihre umfassende, gründliche und gelehrte Behandlung. Im ganzen aber hat diese Decentralisation der Philosophie — so könnte man ihren gegenwärtigen Zustand im Gegensatze zu der strengen Centralisation am Anfange unsers Jahrhunderts vielleicht am besten bezeichnen — weit mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Nach der positiven Seite hin findet Falckenberg das charakteristische Merkmal der Philosophie der Gegenwart in der feindlichen Richtung gegenüber der Metaphysik und in dem Bestreben, die Philosophie wissenschaftlich zu gestalten — unter dieser Losung sind freilich von Plato bis Hegel die meisten Systeme geschaffen worden —, dadurch daß man sie auf erkenntnißtheoretischer Grundlage neu aufbaut. Die Vertreter dieser Richtung, unter denen Falckenberg nur den verstorbenen Laas in Straßburg als den weitestgehenden und A. Riehl in Freiburg als den

gemäßigtsten namhaft macht, suchen Anlehnung theils an Kant, theils an den Positivismus Comte's, endlich auch an den Empirismus der Engländer, insbesondere Stuart Mill's und Herbert Spencer's. Man kann das Vorwalten dieser Richtung verstehen und historisch rechtfertigen als einen Rückschlag auf den allzu kühnen Hochflug, den die Speculation am Anfange unsers Jahrhunderts genommen. Eine relative Berechtigung darf ihr also keinesfalls abgesprochen werden. Aber auf der andern Seite sind ihre übeln Wirkungen klar zu Tage liegend, und Falckenberg charakterisirt dieselben vollkommen zutreffend:

Das Zusammenwirken nun des heimischen Neukriticismus und des fremdländischen Positivismus hat eine Metaphysikfeindlichkeit, hat einen Nüchternheitsfanatismus entfacht, der, so wenig er dem deutschen Geiste entspricht, über die Grenzen der auf ihn verpflichteten Parteien hinaus die Köpfe ergreift und namentlich auch einen großen Theil der jüngern Forscher in seine Kreise zu ziehen droht. Jener Enthusiasmus der Kälte hat den Frohmuth des versuchenden Gedankens erstickt, er läßt für keine Tapferkeit Raum als für die des Verzichtens.

Falckenberg bezeichnet die Vertreter der kritisch-positivistischen Denkweise als die Linke, der er in den Anhängern und Vertheidigern der Metaphysik alten Schlages die Rechte gegenüberstellt. Conservative Denker in diesem strengern Sinne sind aber nur der vor einem Jahrzehnt verstorbene Harms, ferner von den noch Lebenden Michelet, Gustav Biedermann und der Aesthetiker Schasler, alle drei Hegelianer, während gerade die bedeutendsten der noch lebenden Schüler Hegel's, nämlich Zeller und Kuno Fischer, sich mit der vorherrschenden Tendenz der Gegenwart wenigstens insoweit eins wissen, daß auch sie, und zwar mit in erster Linie, ein Zurückgehen auf Kant forderten und, wenigstens was Zeller anbetrifft, auch eine veränderte Methode verlangten. Eine Mittelstellung zwischen diesen beiden Richtungen nehmen die übrigen Vertreter der Philosophie der Gegenwart in Deutschland ein. Unter ihnen macht Falckenberg insbesondere Otto Liebmann in Jena, Wilhelm Dilthey, Joh. Volkelt — der übrigens besser mit Zeller und Kuno Fischer zusammen hätte gruppirt werden müssen —, ferner Rudolf Eucken und Schuppe in Greifswald namhaft. Vor allem aber charakterisirt er mit Recht die bedeutsame Stellung, welche unter diesen wie in der Philosophie der Gegenwart überhaupt Eduard von Hartmann, Hermann Lotze und Wilhelm Wundt einnehmen. Es ist charakteristisch, daß keiner von diesen die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit der Metaphysik bestreitet. Nichts ist in dieser Richtung bezeichnender als gerade die Stellungnahme Wundt's, und man kann die Folgerungen, welche Falckenberg daraus ableitet, gewiß nicht für zu weitgehend halten:

Nichts spricht beredter für die Unaufgebbarkeit der Metaphysik als die Thatsache, daß ein Denker von der ruhigen Klarheit und der nüchternen, resignationsbereiten Vorsicht Wundt's, dessen Neigungen ganz der Specialforschung zugewandt schienen, in seinem neuesten Werke mit Wort und That für ihre Rechte eintritt, nachdem er bereits in seiner Ethik die Leser mit dem Bekenntniß überrascht hatte, daß seine Ansichten über die Principien der Sittlichkeit, der Ethik des speculativen Idealismus, wenn auch in gar vielem von ihm abweichend, in gewissen Grundgedanken nahe kommen. . . . Ich bin sicher, daß Wundt's Beispiel manchen Gegner einer Erkenntniß des Transscendenten stutzig machen und zur Umkehr bewegen, manchen Zaghaften befestigen, manchen Schwankenden gewinnen, und daß die von ihm angewandte Methode Nachfolge und wol auch Erweiterung finden wird.

Ich möchte noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, daß diese Stellungnahme eines Denkers wie Wundt nicht nur ein werthvolles Autoritätszeugniß für die Nothwendigkeit der Metaphysik, sondern auch ein bemerkenswerthes Symptom unter so manchen andern dafür ist, daß eine kräftige Reaction gegen die metaphysikfeindliche, positivistische, auf blos erkenntnißtheoretische Grundlagen gegründete Philosophie sich bereits geltend macht und daß dieser Gegenströmung die Zukunft gehört. In welcher Richtung sich diese bewegen wird und nothwendig bewegen muß, das wird von Falckenberg deutlich erkannt und klar ausgesprochen in den Worten — denen man nur in vollem Umfange beipflichten kann —, mit denen er das Ergebniß seiner Darlegungen zusammenfaßt:

Die Trennung von persönlicher Ueberzeugung und Wissenschaftsbetrieb . . . ist einer jener innern Gründe, welche die Philosophie der Gegenwart zu einer Angelegenheit der Studirstube machen und ihr die Theilnahme der Nation entziehen. Wie sollten auch die Ergebnisse des Nachdenkens das Gefühl entzünden können, wenn diesem jede Mitwirkung an ihrer Gewinnung versagt wird? Ohne Phantasie schaut sich das Mannichfaltige nicht zusammen, ohne ahnendes Empfinden sind die letzten Welträthsel nicht zu lösen. Welcher große Denker hätte sein Bestes allein aus dem kühlen Brunnen des Logischen geschöpft? — Ich bin weit entfernt, dem Dilettantismus der Gefühlsphilosophie das Wort zu reden. Das Gefühl kann so wenig denken als der Schall leuchtet. Aber eine Aufbietung aller Geistesvermögen scheint mir in der That erforderlich, wo es gilt, die Wurzeln des Daseins bloßzulegen; . . . das Herz soll den Verstand durchwärmen und von ihm durchleuchtet werden, das Gefühl treiben, der Gedanke lenken. . . . Und so stehe ich nicht an, mich zu der von vielen als altmodisch verlachten Ansicht zu bekennen, daß Philosophie Idealismus bedeute, und daß die Aufgabe des Lehrers der Philosophie dahin gehe, neben der Mittheilung des gelehrten Rüstzeugs den Geist des Idealismus zu pflegen.

2. Das Gefühl als Fundament der Weltordnung. Von F. Ritter von Feldegg. Wien, Hölder. 1890. Gr. 8. 5 M.

Der Titel des Buchs klingt sehr verwunderlich und ist zunächst geeignet, sehr mistrauisch zu machen. In der That wird das, was derselbe verspricht, von dem Werke selbst bei weitem nicht gehalten, und doch findet man sich bei eingehendem Lesen desselben angenehm enttäuscht. Denn man erhält zwar keine Antwort auf die letzten Fragen des Lebens, aber man begegnet doch — und das ist nicht wenig — einem philosophischen Kopfe, der zum Nachdenken anregt und dem es auch an Kraft und Tiefe der Speculation keineswegs gebricht, wol aber an der Fähigkeit, seine Gedanken zu systematisiren, sie organisch zu gestalten und dabei die Begriffe auch zu ihren concreten Sonderbestimmungen hinauszuführen. Es ist ein einfacher Grundgedanke — daß nämlich das Gefühl die Sub-

stanz der Welt ist —, der den Ausführungen zu Grunde liegt. Derselbe wird vielfach gewendet, von verschiedenen Seiten beleuchtet — oft in recht geistvoller Weise — und an einzelnen greifbaren Beispielen erhärtet: zur Bildung eines Systems kommt es nicht. Das Ganze ist weiter nichts als eine Sammlung von Bemerkungen, durch welche sich jener Grundgedanke wie ein rother Faden hindurchzieht. Die Schule Schopenhauer's, von dem der Verfasser durchaus, selbst noch mehr als er Wort haben will, abhängig ist, tritt in allem diesem deutlich zu Tage, ebenso wie in dem überspannten Selbstbewußtsein, das jeden Gedanken an Bescheidenheit weit von sich weist, sowie in der Gewohnheit, gelegentlich in derb zufahrender Weise den Leser oder den Gegner persönlich zu apostrophiren. Der Verfasser geht davon aus, daß das Grundproblem der Philosophie darin bestehe, die Welt als Object und als Subject, das Erkennende und Erkannte, oder, wenn man blos die Extreme nennt, Materie und Selbstbewußtsein zu einer Einheit zu verknüpfen. Die Idealisten gehen dabei vom Selbstbewußtsein aus und leiten das Uebrige von ihm ab, die Materialisten, deren unphilosophischen Standpunkt der Verfasser gut kennzeichnet, nehmen den umgekehrten Weg. Beides ist unmöglich, denn die beiden Thatsachen der Außenwelt und des Selbstbewußtseins sind incommensurable Größen, jeder von ihnen kommt ein Dasein auf eigenem Boden zu. Einen andern Weg hat Schopenhauer eingeschlagen, der bekanntlich den Willen als das „Ding an sich" zur Substanz machte und die Welt als Vorstellung nur als secundär im Verhältnisse zur Welt als Wille betrachtete. Allein untersucht man die drei Grunderscheinungen des Seelenlebens, Gefühl, Wille und Vorstellung, näher, so findet man, daß das Gefühl das Erste ist, jene beiden andern aber in diesem wurzeln. Trotzdem bemerkt der Verfasser wieder an andern Stellen — der durchgreifendste Widerspruch, in den er sich verwickelt —, daß sowol dem Gefühl als dem Willen und der Vorstellung Aseität, d. h. Ursprünglichkeit zukommen, und er zieht daraus die Schlußfolgerung:

> Es ist der Fundamentalirrthum aller Philosophie, daß die Welt zur Gänze (!) theoretisch aufgefaßt werden müsse. Vielmehr ist sie ebenso wenig blos philosophisches Problem als blos künstlerisches oder blos ethisches — doch ist sie alles dieses zugleich und in einem.... Kunst, Ethik und Wissenschaft sind eben incommensurabel, d. h. lassen sich nicht ineinander übersetzen; versucht man es, so geht das wahre Wesen aller drei verloren.... Das Räthsel dieser Welt ist in diesem Sinne gelöst, wenn wir es aufgeben, diese Lösung in Worten, also der Sprache der Erkenntniß zu erzwingen.

Es ist unnöthig, noch auszuführen, welch ungeheuerliches πρῶτον ψεῦδος diesen Schlußfolgerungen zu Grunde liegt und zu welchen Ungereimtheiten die daran geknüpfte Schlußfolgerung führt. Lassen wir dieselbe aber gelten, so bleibt uns nichts übrig, als nach dem Durchlesen dieser Stelle das Buch zuzumachen, denn was noch folgt, sind hauptsächlich Untersuchungen über Kunst und Ethisches und zwar: „in Worten, in der Sprache der Erkenntniß". Ich darf verrathen, daß sich hier noch manche treffende und geistvolle Bemerkungen finden, aber der Verfasser selbst hat ihnen das Todesurtheil gesprochen und allen denen, die ihm anhängen, den Zutritt dazu verwehrt.

Moritz Kronenberg.

Anzengruber's Werke.

Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Erster Band: Vorbericht. Biographisches. Der Sternsteinhof. Zweiter Band: Der Schandfleck. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1890. 8. 7 M.

Nicht lange her ist es, daß der Dichter des „Pfarrers von Kirchfeld" zu Wien als rüstiger Mann seinen funfzigsten Geburtstag feierte, von Freunden umgeben und von den hervorragendsten Vertretern der deutschen Literatur in und außer Wien in verschiedener Weise derart geehrt, wie er sich dies vor etwa zwanzig Jahren noch nicht hätte träumen lassen. Aber es war die letzte Freude, welche dem österreichischen Poeten zutheil werden sollte. Wenige Monate darauf, am 10. December 1889, schied er aus dem Leben; am 12. desselben Monats, noch zum letzten male still und schweigend begrüßt von den bedeutendsten Männern der Kunst und des öffentlichen Lebens der Residenz, wurde er zu Grabe getragen. Mit ihm schied ein Dramatiker Oesterreichs aus dem Leben, der in seinem Volke wurzelte wie kein anderer, ein Talent, dem wol kaum ein zweites zur Seite gestellt werden kann. Anzengruber selbst hatte noch bei Lebzeiten eine Gesammtausgabe aller seiner Werke zurechtgelegt, nachdem ihm ein ehrenvoller Antrag hierzu von Seite des Cotta'schen Verlags zugekommen. Den Abschluß des Verlagsvertrages sollte er nicht mehr erleben, das Anzengruber-Curatorium sollte bestimmt sein, denselben zu bewerkstelligen. Dr. A. Bettelheim, V. Chiavacci und V. K. Schembera sind nun mit der weitern Anordnung dieser Gesammtausgabe betraut, deren Haupteintheilung der Dahingeschiedene getroffen und welche demnach fast ganz im Geiste des todten Poeten zusammengestellt erscheint.

Die ersten zwei Bände dieser Ausgabe, welche in zehn Bände eingetheilt ist, liegen vor. Schon der erste Band zeigt uns, daß Anzengruber auch als Erzähler von hervorragender Bedeutung ist; wir finden hier des Dichters Dorfroman „Der Sternsteinhof" (1883/84), wol die beste Erzählung, welche wir ihm zu verdanken haben, ein Kunstwerk auf dem Gebiete der Dorfgeschichte, das leider bisher allzuwenig bekannt und gewürdigt worden ist. Was den ganzen Inhalt dieses Bandes betrifft, so ist die von A. Bettelheim verfaßte Einleitung, welche uns des Dichters Leben und Wirken schildert, überaus beachtenswerth und

an sich allein ein werthvoller Beitrag zur Literaturgeschichte unserer Zeit. Nicht nur, daß der gewissenhafte Darsteller eine eingehende und fesselnde Schilderung von Anzengruber's Jugend und wechselndem Lebenslaufe entwirft, er bietet auch klare kritische Besprechungen aller Hauptwerke des Dichters auf dramatischem wie auf erzählendem Gebiete, weiß die Vorzüge des Einzelnen darin hervorzuheben, gedenkt aber auch der Mängel und Schwächen, die in der Eigenart des Poeten begründet sind. Das liebevolle Eingehen des Verfassers dieser Einleitung auf die Thätigkeit Anzengruber's in jeder Richtung und auf dessen Dicht- und Denkweise zeigt uns, daß A. Bettelheim seiner Aufgabe in pietätvoller Weise gerecht wird. Dazu bürgen auch die Namen der beiden genannten Mitherausgeber für eine treffliche Unterstützung. Gewissermaßen eine Ergänzung des Lebensbildes Anzengruber's liefern einige selbstbiographische Aufsätze aus dem Nachlasse des Dichters, welche uns einzelne Episoden und Stimmungsbilder aus der Zeit des jüngern Mannesalters Anzengruber's in dessen gemüthvoller Darstellungsweise vorführen, insbesondere wird seine Freunde und Verehrer die Plauderei, welche dessen einstiges Theaterleben an kleinen Bühnen behandelt, ansprechen.

Die Dorfgeschichte „Der Sternsteinhof" füllt den Haupttheil des Bandes. In keinem seiner erzählenden Werke hat Anzengruber eine so fein ausgeführte Charakteristik der handelnden Personen geboten als in dieser Erzählung, welche uns Gestalten voll Lebenswahrheit und Eigenart vorführt, wie sie im Volke der Heimat des Dichters vorkommen oder doch vorkommen können. So ist die Hauptheldin der Geschichte, die unter ärmlichen Verhältnissen aufwachsende Helene, deren Denken und Trachten von Jugend auf darnach gerichtet ist, einmal selbst auf dem Sternsteinhofe schalten und walten zu können, eine prächtig geschaffene Charakterfigur und bis auf die kleinsten Züge in vollendeter Weise durchgeführt. Neben ihr macht der „Herrgottsschnitzer" Muckerl, welcher so viele Beweise seiner Aufopferung für die anspruchsvolle Dorfschönheit gibt, auf den Leser einen ebenso lebenswahren wehmüthigen Eindruck. Der stolze Sternsteinhofbauer und dessen leichtsinniger, bald in den Netzen Helenens gefangener Sohn Toni sind ebenfalls Gestalten, welche mit all ihrer Eigenart meisterhaft entworfen erscheinen, und selbst die bescheidene Sepherl, der gemüthliche greise Pfarrer und der junge aber noch wenig Kenntniß der Menschen verrathende Kaplan, der reiche und knickerige Kärbiermartel, sowie verschiedene Nebenfiguren weisen uns die Kunst des Dichters ebenso wie die genauere Kenntniß der Eigenart seines heimatlichen Bauernvolkes. Nicht minder ist der Aufbau der ganzen Erzählung so künstlerisch durchgeführt, daß selbst der nach Effecten suchende Leser volle Befriedigung an der packenden Handlung, an den vortrefflich herausgearbeiteten Einzelscenen finden wird, in denen nicht selten der Humor des Dichters, wie dies ja auch in seinen Bauernkomödien oft der Fall ist, zur Geltung gelangt. Die ganze Darstellung zeigt den Dramatiker, ohne daß aber der Erzähler deshalb hinter denselben zurücktreten würde, beide gehen vielmehr hier Hand in Hand und liefern ein abgerundetes Kunstwerk.

In dem zweiten Bande dieser Ausgabe von Anzengruber's Werken ist die Dorfgeschichte „Der Schandfleck" enthalten. Sie war zuerst in einer Zeitschrift veröffentlicht, und damals hatte der zweite Theil dieser Erzählung eine ganz andere Form als gegenwärtig. Es ist später bekannt geworden, daß Verehrer des Dichters ihn ersucht haben, diese ursprüngliche Fassung der zweiten Hälfte des „Schandfleck" umzuarbeiten. In der That unterzog sich Anzengruber der Umarbeitung zur großen Freude seiner Freunde und zu Gunsten des Werkes selbst, das nun wie aus einem Gusse erscheint. Auch im „Schandfleck" bewundern wir das klare und feste Gefüge und die vortrefflichen Charakterzeichnungen. Der „Schandfleck" ist die Tochter des reichen Bauern Reindorfer, Magdalena, vor der Welt wenigstens, denn der alte Reindorfer, dem dieses Kind spät geboren wurde, wußte, daß es die Frucht eines unerlaubten Verhältnisses seines Weibes und des Müllers im Wassergraben, des „Herlinger Florian" sei. Und deshalb gilt ihm neben seinen beiden andern ehelich geborenen Kindern die Magdalena als „Schandfleck", der nicht ausgetilgt werden kann und der den alternden Mann fortwährend an seine Schande mahnt. Die verschiedenen Conflicte, welche aus diesen Verhältnissen entstehen, weiß der Dichter in vortrefflicher Weise zu schildern, insbesondere die aufkeimende Liebe der Leni zu Florian, dem Sohne desselben Müllers Herlinger, und das jähe Zerreißen dieser Neigung, nachdem das Mädchen erfahren, daß der junge Florian eigentlich ihr Bruder sei. Blutenden Herzens verläßt Leni ihr Vaterhaus und beim entfernten Grasbodenbauer übernimmt sie die Aufsicht über das kranke heranwachsende Kind desselben, die Burgerl, welches bald eine große Zuneigung zu der bescheidenen und schwer gedrückten Leni gefaßt hat. Aber auch der verwitwete Grasbodenbauer selbst entdeckt eine immer lebhaftere Neigung zu dem Mädchen und zuletzt werden er und Leni ein glückliches Paar; allerdings hat zuvor der junge Florian beim Raufen mit einem als Raufbold bekannten Gegner durch einen Sturz in den Abgrund seinen Tod gefunden. Für den alten Reindorfer, den seine zwei andern Kinder gar nicht im Hause dulden wollen, ist die Leni längst kein Schandfleck mehr, sondern die letzte Zuflucht des Greises, der sich zu der glücklich Verheiratheten vor den Verfolgungen seiner Kinder flüchtet und in Leni's Armen seinen Tod findet, tief betrauert von der ihm stets in Liebe Ergebenen.

Auch der „Schandfleck" ist eins der besten Stücke der österreichischen Dorfgeschichtenliteratur und zeugt von der reichen Begabung des Verfassers. Die Gesammtausgabe der Werke Anzengruber's ist mit diesen beiden werthvollen Erzählungen in den ersten zwei Bänden auf das beste eröffnet.

Anton Schlossar.

Naturwissenschaftliches.

1. Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1889—1890. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; Mechanik; Astronomie und mathematische Geographie; Meteorologie und physikalische Geographie; Botanik und Zoologie, Forst- und Landwirthschaft; Mineralogie und Geologie; Gesundheitspflege, Medicin und Physiologie; Anthropologie und Urgeschichte; Länder- und Völkerkunde; Handel, Industrie und Verkehr. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Max Wildermann. Mit 57 in den Text gedruckten Holzschnitten. Freiburg i. Br., Herder. 1890. Gr. 8. 6 M.

In allen Gebieten der Naturwissenschaft ist gegenwärtig eine stürmische Entwickelung zu beobachten. Denn ihre Methoden sind mit heißem Bemühen jetzt so weit entwickelt, daß sie allüberall auf die Erforschung der Gegenstände der weiten Welt verhältnißmäßig leicht in Anwendung gebracht werden können. Der zielbewußten und der das Ziel erreichenden Forscher gibt es daher gegenwärtig gar viele.

Die Menge der Kenntnisse nimmt aus diesem Grunde in seltener Weise zu und immer mehr zeigt sich der Mensch als ein Wesen von Gottes Gnaden, dem Macht über die Kräfte und Schätze des Weltalls verliehen ist. Daß man in allen Kreisen der Gesellschaft den Einfluß der vorstürmenden Naturwissenschaft zu erkennen beginnt, zeigt wol am deutlichsten der heiße Kampf um die Schule, welcher jetzt allüberall die Gemüther erregt.

Wir sehen gerade in dem dauernden „Werden" des genannten Wissenszweigs den großen bildenden Werth.

Es war daher gewiß ein glücklicher Gedanke, den gesammten Fortschritt der Naturwissenschaft während eines Jahres in großen Zügen und in volksthümlicher Form zu bearbeiten. So sei denn auch der fünfte Band des Wildermann'schen „Jahrbuchs" willkommen geheißen; mit gewohnter Meisterschaft sind die einzelnen Kapitel in demselben entworfen.

Im allgemeinen pflegen die sogenannten „exacten" Naturwissenschaften wegen ihrer Verwendbarkeit im Leben das weiteste Interesse zu erregen. Dieser Thatsache ist denn auch im neuen Jahrbuche in umfassender Weise Rechnung getragen. Die Abschnitte über Physik, Chemie, Mechanik, Astronomie und Meteorologie füllen mindestens zur Hälfte den stattlichen Band.

In sehr geschickter Weise sind die wichtigsten Neuerungen aus diesen Wissenszweigen kurz geschildert. Wir treffen hier auf eine sachgemäße und klare Darstellung der spätern Hertz'schen Versuche, welche das Wesen des elektrischen Stroms aufklären; wir werden bekannt gemacht mit den neuesten Ansichten über die Elektrolyse und erhalten Einsicht in die Fortschritte der Technik. Versteht es doch z. B. kein zweiter wie der rühmlichst bekannte Schriftsteller G. von Muyden — welcher in dem uns vorliegenden Buche die Mechanik bearbeitet —, trockene technische Thatsachen auch dem Laien interessant zu machen. Seine Schilderungen vom gegenwärtigen Stande des Schiffbaues sowie von den verschiedenen Zweigen im Eisenbahnbau sind von ganz seltener Frische.

Auch die Fortschritte, welche das verflossene Jahr in den beschreibenden Naturwissenschaften gezeitigt hat, finden wir in dem Jahrbuche in übersichtlicher, volksthümlicher und fesselnder Weise dargestellt.

Das Werk schließt ab mit einer Tabelle über die wichtigsten astronomischen Erscheinungen bis zum Mai 1891 und einer Todtenliste.

2. Astronomische Abende. Allgemeinverständliche Unterhaltungen über Geschichte und Ergebnisse der Himmelserforschung. Von Hermann J. Klein. Dritte vielfach umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, E. H. Mayer. 1890. Gr. 8. 5 M.

An populären astronomischen Lehrschriften ist die deutsche Literatur nicht arm. Unter diesen nimmt das uns vorliegende Buch des bekannten Verfassers eine ganz besondere Stellung ein. Es bietet die wichtigsten Thatsachen, welche die „Königin der Wissenschaften" lehrt, in zwangloser Form dar. Mit großem Geschicke sind mit den Schilderungen der Lebensschicksale der Meister die Elemente der Kunst selbst verknüpft. Das Werk ist als ein durchaus gelungenes zu empfehlen.

Wir können aber nicht umhin, in einer Sache unser Erstaunen auszudrücken. Das Wirken des Astronomen und Astrophysikers Secchi wird in einem langen Kapitel der „Astronomischen Abende" sehr ausführlich geschildert. Dahingegen findet sich über den großen Urheber der Methode, den genialen Erfinder der Spectralanalyse, Georg Kirchhoff, selbst nur eine dürre Angabe, sonst nichts.

3. Die neuesten Arbeiten über den Planeten Merkur und ihre Bedeutung für die Weltkunde. Für das Verständniß weiterer Kreise dargestellt von Joseph Plaßmann. Freiburg i. Br., Herder. 1890. 8. 50 Pf.

Schiaparelli's bewunderungswürdige Untersuchungen, durch welche das Räthsel der Merkurbewegung endlich gelöst ist, bilden den hauptsächlichen Inhalt der kleinen Schrift. Auch mit der Algolfrage und andern neuen astronomischen Fortschritten beschäftigt sich in derselben der Verfasser. Das Büchlein ist flott und mit Sachkenntniß geschrieben und daher zu empfehlen.

4. Chemische Probleme der Gegenwart. Vortrag, gehalten in der ersten allgemeinen Sitzung der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte am 18. September 1889 zu Heidelberg von Victor Meyer. Zweite Auflage. Heidelberg, C. Winter. 1890. 8. 1 M.

Es pflegt zumeist den Darstellungen der Forscher, welche selbst schöpferisch in irgendeinem Theile der Wissen-

schaft gewirkt haben, eine eigenthümliche Frische eigen zu sein, welche die Lektüre zu einer höchst anregenden macht. Das gilt ganz und voll auch von der vorliegenden Schrift des hervorragenden Gelehrten. Er weiß in sehr fesselnder Weise den Standpunkt zu schildern, den die Chemie im Augenblicke einnimmt, indem er sie mit ihrer ältern Schwester, der Physik, bezw. der Astronomie, vergleicht. Er lehrt uns den Werth der Arbeiten erkennen, durch welche das Gebäude der „modernen Chemie" begründet worden ist und verkündet für die Zukunft die Geburt eines Newton der Chemie.

Das an Inhalt so reiche Büchlein verdient weiteste Verbreitung.

5. Das Leben, seine Grundlagen und die Mittel zu seiner Erhaltung. Physikalisch erläutert zum praktischen Nutzen für Ackerbau, Forstwirthschaft, Heilkunde und allgemeine Wohlfahrt. Von Julius Hensel. Zweite Auflage. Mit einer Beilage „Hensel's Theorie der Lebenschemie in typischen Figuren". Philadelphia (Leipzig, Köhler). 1890. Gr. 8. 12 M.

„Das Räthsel «des Lebens» aufzulösen hat die denkenden Köpfe aller Völker und aller Zeiten bis auf den heutigen Tag beschäftigt, ohne daß ihnen die Lösung gelungen wäre. Es sind von Platon bis zu Hegel die merkwürdigsten Hypothesen aufgestellt worden, bei deren Studium man übler daran war als mit dem Lebensräthsel selbst. Seitdem dann Albrecht von Haller den Ausspruch gethan: «Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist», und auch Goethe seinen Faust sagen ließ: «Ihr Instrumente spottet mein u. s. w.», hat das Streben nach Erkenntniß auf diesem Gebiete im ganzen genommen geruht oder doch keinen Schritt vorwärts gethan. Ob es nun wol Erfolg verheißt, wenn ich in der Zeit, da wir leben, die im Stiche gelassene Arbeit wieder aufnehme?" So schreibt unser Verfasser und er ist in der glücklichen Lage, wenigstens nach seiner Meinung, so ziemlich alle Probleme, welche sich darstellen, zu lösen; nun wir werden ja sehen.

Alljährlich erscheint eine große Anzahl von Büchern, in denen die Verfasser erklären, daß die jetzt gebräuchlichen Methoden der Naturwissenschaft unzweckmäßig oder gar falsch seien und daß es daher mit unserm Wissen von dieser Welt sehr schlecht bestellt sei. Die Forscher, zu denen wir bisher mit Bewunderung aufblickten, seien Pedanten, beziehungsweise Dummköpfe oder wol noch etwas Schlimmeres. Und nun bauen die Autoren ihre eigenen Systeme auf, in denen meistens die Elektricität eine sehr bedeutende Rolle spielt. Aber die Welt geht meist achtlos an den Offenbarungen dieser Herren vorüber; denn seltsam genug spenden die so verpönten „zünftigen Naturwissenschaften" der Menschheit immer von neuem ihre Wohlthaten.

Ein Werk der geschilderten Art ist nun auch das uns vorliegende. Wir würden daher am liebsten darauf verzichtet haben, demselben die Ehre einer Besprechung in d. Bl. zukommen zu lassen, wenn wir damit nicht zugleich eine Kritik der ganzen Richtung zu geben im Stande wären.

Es dürfte allbekannt sein, daß die Naturwissenschaften ihre Erfolge der inductiven Methode verdanken. Der Versuch, bezw. die Beobachtung, schaffen das Material, aus dem der mit dem Rüstzeuge der Mathematik bewaffnete Geist seine Schlüsse zu ziehen hat, welche wiederum durch das Experiment auf ihre Wahrheit hin zu prüfen sind. Dieses ist die einzige Weise, mittels welcher wir zu neuen Erkenntnissen in den Naturwissenschaften gelangen können, wie die Erfahrung gezeigt hat. Allerdings ein langer, ja unter Umständen langweiliger Weg. Wie schön wäre es, wenn ein geistvoller Kopf durch bloße Ueberlegung die „Räthsel des Lebens" zu lösen vermöchte. Wie unser Autor uns schon belehrte, ist dieser Versuch bisher nicht gelungen und wir haben uns deshalb jetzt an ihn selbst zu halten. Da müssen wir denn erklären, daß uns kein Buch bekannt ist, in dem größere Ungereimtheiten mit größerm Leichtsinne vorgetragen werden. Hätte der Verfasser eine Satire auf die von ihm vertretene Richtung schreiben wollen, so könnte man sein Werk als ein sehr gelungenes bezeichnen.

Franz Bendt.

Zur Culturgeschichte.

1. Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. XIII. Publicationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge. Leipzig, Börsenverein der Deutschen Buchhändler. 1890. 8. 4 M.

Der neue Band der verdienstvollen Zeitschrift bringt wieder werthvolles Material für die Geschichte des deutschen Buchhandels im 16. bis 18. Jahrhunderte. Freilich kann man sich nicht verhehlen, daß die Zahl der Aufsätze, die auch den Laien in stärkerm Grade zu interessiren geeignet sind, diesmal geringer ist als in den frühern Bänden. Es ist dies freilich nicht die Schuld des Herausgebers oder der Mitarbeiter, sondern liegt in der Natur der Sache. Nachdem für die Geschichte des Buchhandels im allgemeinen in erster Reihe durch die Arbeiten Kirchhoff's und Kapp's eine feste Grundlage gewonnen ist, muß die Forschung jetzt mehr in die Tiefe, in das Einzelne gehen, und was bei andern Wissenschaften zu beobachten ist, wiederholt sich auch hier: was die Forschung an Sicherheit der Methode und der Ergebnisse gewinnt, verliert sie an fesselndem Reize. Erst wenn diese mühevollen, aber nothwendigen Einzeluntersuchungen in den wesentlichen Punkten beendet sind, was auf diesem Gebiete freilich noch lange dauern kann, ist wieder die Zeit für größere zusammenfassende Darstellungen gekommen. Mit diesen Bemerkungen soll nun indeß nicht gesagt sein, daß der Laie in dem

vorliegenden Bande nichts antreffen würde, was seine Aufmerksamkeit erregte; vielmehr wird jeder, der sich für die Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland — mit der ja der Buchhandel untrennbar verknüpft ist — interessirt, hier genügende Ausbeute finden.

In erster Linie ist hier wol zu nennen ein Aufsatz Albrecht Kirchhoff's, der uns die Thätigkeit eines speculativen Buchhändlers um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts, des Johann Francke in Magdeburg, schildert. Natürlich spielt in seinem Geschäfte der Nachdruck eine wichtige Rolle; nichts Gedrucktes ist ihm zu unbedeutend, daß er sich nicht daran vergriffen hätte; allmählich aber vergrößert er sein Geschäft und seine Verlagsthätigkeit nimmt infolge seiner zähen Energie einen gewaltigen Aufschwung und braucht nicht mehr so das Licht zu scheuen wie früher. Francke ist ein typisches Bild für den betriebsamen und speculativen Buchhandel jener Zeit.

Auch eine andere Arbeit Kirchhoff's besitzt ein allgemeineres Interesse: der Nachweis von Spuren eines internationalen Verkehrs auf der leipziger Messe im 16. Jahrhunderte; schon damals hatten einige französische Buchhändler in Leipzig Commissionäre. Mehr für den Fachmann bestimmt ist eine Zusammenstellung desselben unermüdlichen Forschers — beiläufig von den acht größern Aufsätzen dieses Bandes rühren fünf von Kirchhoff her — über das, was sich aus den Acten über die leipziger Sortiments- und Kleinbuchhändler bis zum Jahre 1650 ergibt; es wird hier ein sehr werthvolles Rohmaterial geboten, das freilich noch der Ausbeutung durch kundige Hand bedarf.

Allen Liebhabern von Curiositäten seien mehrere von Geß publicirte Briefe aus dem Jahre 1580 empfohlen, die eine geradezu köstliche Grobheit, Derbheit und Urwüchsigkeit des Ausdrucks zeigen; schade, daß der Raum nicht gestattet, hier einige Proben aus diesem Geschäftsstile des 16. Jahrhunderts mitzutheilen.

Ins 18. Jahrhundert führen uns zwei Arbeiten F. H. Meyer's: einmal schildert derselbe die Bemühungen J. G. J. Breitkopf's, Misbräuche in den Druckereien zu beseitigen, sodann gibt er die Geschichte der Buchhandlungsdeputirten, der 1773 eingerichteten staatlich approbirten Vertretung des deutschen Buchhandels. Natürlich entspricht die Thätigkeit derselben ganz den engherzigen Anschauungen des merkantilistischen Polizeistaats; sie wenden sich nicht blos, wozu ja genügend Grund vorlag, gegen den Nachdruck, sondern auch gegen den Betrieb des Buchhandels durch Nichtbuchhändler, vor allem durch Buchbinder, gegen zu hohe Preise der leipziger Buchhändler u. dgl. m. In der Hauptsache verlaufen alle diese Verhandlungen ergebnißlos und rasch genug hört die Thätigkeit der Buchhandlungsdeputirten ganz auf.

Außer den bisher besprochenen Aufsätzen enthält der dreizehnte Band des Archivs noch eine Anzahl weiterer Arbeiten, die indeß mehr für den Fachgelehrten von Interesse sind.

Walther Schultze.

2. Die Kahlenberger. Zur Geschichte der Hofnarren. Von Friedrich W. Ebeling. Berlin, Lüstenöder. 1890. 8. 4 M.

Unter diesem Titel legt Ebeling, der sich bereits durch verschiedene Arbeiten zur Geschichte der komischen Literatur und des Hofnarrenwesens bekannt gemacht hat, eine für das bequeme Verständniß der modernen Leser zurechtgemachte Bearbeitung zweier für die Geschichte der Hofnarren wichtigen Quellenwerke vor. Das eine ist Philipp Frankfurter's „Geschicht des Pfaff von Calenberg", zuerst gedruckt zu Wien im Jahre 1500, ein komisches Epos, das zwischen dem „Pfaffen Amis", Neidhart's Dichtungen und dem Eulenspiegel die Mitte hält; das andere, die Fortsetzung zu dem „Kahlenberger", führt den Titel: „History Peter Lewen", des andern Kahlenbergers, und ist das 1550 zu Frankfurt a. M. erschienene Werk eines gewissen Achilles Jason Widmann von Hall. Für wissenschaftliche Zwecke kann die Bearbeitung Ebeling's selbstverständlich nicht in Betracht kommen; ob dem Lesepublikum mit ihr gedient ist, möchten wir dahingestellt sein lassen. Unsers Erachtens sind beide Werke nicht witzig genug, um auch in der Gegenwart noch eine größere Anziehungskraft auszuüben. Die einleitenden Bemerkungen Ebeling's orientiren über die wichtigsten Punkte, die zum Verständnisse der bearbeiteten Werke erforderlich sind, bringen aber nichts Neues, obwol sie breit genug ausgesponnen sind.

A. Hermann.

Feuilleton.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von Rudolf Virchow und Wilhelm Wattenbach, vierte und fünfte Serie der Neuen Folge (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G.), bringen die Nummern 86—102 folgende Abhandlungen: „Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen als Vorkämpfer unserer nationalen Einheit", von Christian Meyer; „Aus dem Leben der Siebenbürger Rumänen", von Heinrich von Wlislocki; „Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth", von J. G. Hagemann; „Die niedere Thierwelt unserer Binnenseen", von Otto Zacharias; „Die Fortschritte auf dem Gebiete des Vermessungswesens in Preußen unter der Regierung König Wilhelm I.", von C. Koppe; „Die Entstehung der römischen Kunstdichtung", von Lucian Müller; „Der Hypnotismus", von E. Mendel; „Ueber die morphologische Bedeutung der Weichthiere", von Heinrich Simroth; „Die Ortsbewegung der Thiere", von Hermann von Meyer; „Arzneikunst und Alchemie im 17. Jahrhundert", von Franz Eyssenhardt; „Ueber die Naturwissenschaften bei den Arabern", von E. Wiedemann; „Eine vergessene Geschichtsphilosophie", von Richard Fester; „Alexander der Große", von W. H. Kolster; „Bewegungs- und Sinnesvorstellungen der Menschen in ihren Beziehungen zu seiner Großhirnoberfläche",

von Dr. Caro; „Anthropologische Untersuchungen der Wehrpflichtigen in Baden", von Otto Ammon; „Giordano Bruno, ein Märtyrer der Geistesfreiheit", von Hedwig Bender.

— Die Lieferungen 4—6 der „Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen", herausgegeben von E. Falkenhorst (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), bringen im passendsten Augenblicke dem deutschen Volke das Lebens- und Charakterbild von „Emin Pascha, Gouverneur von Hatt-el-Estiwa". Es schildert nicht nur nach seinen eigenen Briefen und den Berichten Dr. Junker's und Dr. Felkin's sein hochverdienstliches Wirken in der eigentlichen Aequatorialprovinz, sondern zieht umsichtig abwägend auch sein Verhältniß zu Stanley in Betracht. Die Darlegung der Zustände und neuern Ereignisse in den heute so viel genannten südlichen Nachbarländern Uganda und Unyoro wird zur Aufklärung weiterer Kreise über die Sachlage viel beitragen.

— Des frühern deutschen Consuls in Messina, jetzigen Generalconsuls in Genua August Schneegans Buch: „Sicilien. Bilder aus Natur, Geschichte und Leben" (Leipzig, Brockhaus, 1887) ist soeben in Florenz bei Barbèra in italienischer Uebersetzung durch Oskar Bulle, mit einem Anhange über palermitaner Alterthümer und Legenden von Giuseppe Pitrè, herausgegeben.

— Dr. Franz hat über „Oelbilder und ätherische Oele" eine sehr werthvolle Studie veröffentlicht (Leipzig, Verlag zum Greiffen, 1890). Seine Darlegungen machen den Eindruck eines durchaus mit der Sache vertrauten Mannes und verdienen überhaupt von allen denen, welche mit Oelbildern zu thun haben, die sorgfältigste Beachtung und dankbarste Benutzung. Er bekämpft das immer wiederholte Auffrischen der Bilder mit dem „feinen französischen Lack" aus triftigen Gründen; er verwirft das gewöhnliche Firnissen, sowie das übliche Verfahren mit den neuern Farben. Die Farben dürfen durchaus nicht aus verschiedenen Fabriken stammen und mit verschiedenen Oelen angerieben sein. Die Bilder der alten Meister sind nur darum auf uns gekommen, weil von vornherein die Hand des Künstlers bei Zubereitung der Farbe auch in technischer Beziehung auf die Unsterblichkeit bedacht gewesen wäre. Da haben nun seit einigen Jahren die Misstände der Farbenmischerei eine glänzende Abhülfe durch die Mussinifarben erfahren; die Firma Schmincke u. Comp. in Düsseldorf hat es erreicht, eine Farbenscala herzustellen, welche den alten Farben an Leuchtkraft und Haltbarkeit gleichkommt. Das allen diesen Farben einwohnende Bindemittel ist das ätherische Harzöl. Dr. Franz tadelt es auch, vor alte Bilder eine Glasscheibe zu ziehen. Es müßten die Farbschicht und ihr Lack stets in einer gleichen Dehnbarkeit wie die Leinwand gehalten werden; dazu dient am besten eine Mischung von ätherischen Oelen und Vaselinöl.

— A. von Sommerfeld freut sich, in „philosophischen Plaudereien" den Lesern eine „Entgötterte Welt" darbieten zu können (Zürich, Verlags-Magazin, 1890). Diese „Welt" umfaßt vier kleine Abhandlungen, welche nicht die gewöhnliche Fabrikwaare eines extremen Liberalismus bieten, sondern in ihrer Art als geistvolle Gedanken anzusehen sind. Schade, daß der begabte und unterrichtete Verfasser seine Kraft nur Verneinungen dienstbar macht. In der ersten Abhandlung: „Materialismus", behauptet er, daß nicht aus einer „Reform", sondern aus der Welt selbst sich mit mathematischer Sicherheit das Leben entwickelt habe. Nur die Materie sei ewig und auch das Leben eine Erscheinungsform der Materie. In der anorganischen Materie und ihren Kräften seien all die Bedingungen zu suchen, die unser Leben bilden. Es gäbe keine Zweckmäßigkeit in der Natur. In der zweiten Abhandlung: „Pessimismus und Optimismus", wird behauptet: „Der Pessimismus treibt seine giftigsten Blüten gerade in dem Glauben an ein überirdisches Etwas, aber nur der Materialismus führt zum Optimismus." „In der Ferne winkt uns glückverheißend das Menschheitsideal: die freie Gesellschaft." Es folgen noch zwei Abhandlungen: „Das Wesen der Religion" und „Das Weib und seine Stellung in der Menschheit". In letzterer steht zu lesen: „Die künftige Ehe wird frei von jedem Zwange sein." „Das Weib als Königin zu behandeln wäre das Kennzeichen höchster Cultur und Gesittung".

Bibliographie.

Auch ein radikales Programm. Unsre Lage und unsre Aufgabe in Gesittung, Gesellschafts- und Staatswesen. Von einem christlich-nationalen Laien. Leipzig, Grunow. Lex.-8. 75 Pf.

Baierlein, E. R., Unter den Palmen. Im Lande der Sonne. Leipzig, J. Naumann. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Balzac, H. de, Kleine Leiden des Ehestandes. Humoristische Satiren über Mann und Frau. Deutsch von E. Berg. Berlin, Cassirer u. Danziger. 8. 3 M.

Bätz, R., Geschwister. Ein Trauerspiel. Werdau, Thümmler. 8. 1 M. 50 Pf.

Bergner, H. H., Der gute Hirt in der altchristlichen Kuust. Berlin, Speyer und Peters. Gr. 8. 1 M.

Besser, L., Die Religion der Naturwissenschaft. Bonn, Strauß. Gr. 8. 2 M.

Fürst Bismarck-Büchlein. Geflügelte Worte aus seinen Reden, Gesprächen, Briefen u. s. w. In Wappenform ausgestanzt. Leipzig, Baldamus. 16. 65 Pf.

Bohm, H., Zur deutschen Metrik. Berlin, Gaertuer. Gr. 4. 1 M.

Borne, Kreuzwendedich von dem, Polen als Schauplatz vergangener und zuküuftiger Kriege. Berlin, Wilhelmi. Lex.-8. 2 M.

Das Bürgerthum und die sociale Frage von ***. Hamburg, Seippel. Gr. 8. 40 Pf.

Büttner, H., Christi Passion und die heiligen drei Ostern. In 8 Gesängen. Köuigsberg i. Pr., Hartung. 12. 75 Pf.

Dante Alighieri, La divina commedia. Riveduta nel testo e commendata da G. A. Scartazziui. Volume quarto: Prolegomeni della Divina commedia. Introduzioue allo studio di Dante Alighieri e delle sue opere. Per G. A. Scartazzini. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Dohna, S. Graf zu, Kurfürstliche Schlösser in der Mark Brandenburg. 1ster Thl.: Grunewald. — Oranienburg. — Schönhausen. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 20 M.

Douders, F. C., Autobiographie, entnommen aus der Festrede vom 28. Mai 1888. Rostock, Stiller. Gr. 8. 75 Pf.

Eckstein's Reisebibliothek. Nr. 68: Vom „frischen fröhlichen" Krieg. Feldzugs-Erlebnisse von A. Zapp. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M.

Egloffstein, H. Freih. v., Fürstabt Balthasar vou Dermbach uud die katholische Restauration im Hochstifte Fulda. 1570—1606. Müuchen, Rieger. Gr. 8. 3 M.

Erlebnisse und Erfahrungen eines alten Arbeiterfreundes. Von W. F. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 60 Pf.

Freimuth, H., Eifelstrauß. Poesieen. Prüm, Plaum. 12. 1 M. 50 Pf.

Hugo, S., Thôrr. Dramatische Dichtung. Leipzig, Literarische Austalt, A. Schulze. Gr. 8. 80 Pf.

Mora, O., Ein Reaktionair. Moderner Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Rausch von Traubenberg, P. Freih., Hauptverkehrswege Persiens. Versuch einer Verkehrsgeographie dieses Landes. Mit eiuer Karte und 3 Profilen der Hauptverkehrswege. Halle, Tausch u. Grosse. Gr. 8. 5 M.

Reishaus, T., Die Seele des Menschen. Eine gemeinfaßliche Darstellung der menschlichen Seelenkräfte, wie sie sich in der Erfahrung des Lebens offenbaren. Hanau, Alberti. 8. 1 M. 20 Pf.

Römer, H., Die Indianer und ihr Freund David Zeisberger. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 1 M.

Roß, A. (F. Wertheim), Auf den Spuren des Flügelrades. Ernste und heitere Bilder aus dem Verkehrsbeamtenleben. Magdeburg, E. Baensch jun. Gr. 8. 2 M.

Schaeffer, A., Geschichte des spanischen Nationaldramas. 1ster Bd.: Die Periode Lope de Vega's. 2ter Bd.: Die Periode Calderou's. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 M.

Schaible, K. H., Die Juden in England vom 8. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Ein kulturgeschichtliches Bild. Karlsruhe, Braun. 8. 2 M.

Seiler, F., Die Behandlung des sittlichen Problems in Schiller's „Kampf mit dem Drachen", der Erzählung bei Livius VIII, 7, Kleist's „Prinz von Homburg" und Sophokles' „Antigone". Eisenberg. Gr. 4. 1 M.

Russische Soldatengeschichten. Ins Deutsche übersetzt von J. Brendel. 2ter Bd.: 1. „Erlebnisse des Kriegsfreiwilligen Iwanoff im Russisch-Türkischen Kriege 1877/78", von W. Garschin. 2. „Vier Tage", von W. Garschin. Berlin, Schorß. 8. 3 M.

Steinach, A., Geschichte und Leben der schweizer Kolonien in den vereinigten Staaten von Nord-Amerika, unter Mitwirkung des nord-amerikanischen Grütli-Bundes. Das Material gesammelt und bearbeitet von A. S. New-York. 1889. Gr. 8. 5 M.

Stern, M. R. v., Arbeitslohn und Arbeitszeit. Eine Gedenkschrift zur Erinnerung an den 1. Mai 1890. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 25 Pf.

Sunkel, W., Der Weg zum Glück. Leipzig, Fr. Richter. 8. 1 M. 50 Pf.

Walcker, K., Adam Smith, der Begründer der modernen Nationalökonomie. Seiu Lebeu und seine Schriften. Berlin, Liebmann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kaiser Wilhelms I. politische Correspondenz. Berlin, Steinitz. Gr. 8. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

König Maximilian II. von Bayern und Schelling.

Briefwechsel

herausgegeben von

Dr. Ludwig Trost, Legationsrat, k. b. Geheimer Haus- und Staatsarchivar, und **Dr. Friedrich Leist**, k. b. Geheimer Sekretär im Geheimen Hausarchiv.

Oktav. 288 Seiten. Preis geheftet M. 6. —

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Heinsius' Allgemeines Bücher-Lexikon.

Achtzehnter Band,

die von 1885 bis Ende 1888 erschienenen Bücher enthaltend.

Herausgegeben von **Karl Bolhoevener.**

4. Zwei Abtheilungen in 24 Lieferungen. (244 Bogen.)

Auf Druckpapier 72 M. 80 Pf. Auf Schreibpapier 97 M.

Dieser 18. Band, der bis Ende 1888 reicht, liegt nunmehr vollständig vor.

Heinsius' Bücher-Lexikon zeichnet sich anerkanntermaßen durch sorgfältigste Bearbeitung aus und bietet die genauesten bibliographischen Nachweise. Es enthält auch ein besonderes Verzeichniß von Atlanten und Karten.

Dieses im Jahre 1793 von Wilhelm Heinsius begründete, für Bibliotheken, Buchhändler und Bücherfreunde unentbehrliche Katalogwerk bietet ein vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller seit 1700 in Deutschland und in den sprachlich damit verwandten Ländern erschienenen Bücher, nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahres, der Seitenzahl, des Formats, des Preises, und andern bibliographischen Nachweisen.

Bei Abnahme eines vollständigen Exemplars oder einzelner älterer Bände des Werks werden wesentlich ermäßigte Preise gestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Prolegomeni della Divina Commedia.

Introduzione allo studio di Dante Alighieri e delle sue Opere.

Per

G. A. Scartazzini.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Dieses Werk des bekannten Dante-Forschers führt in erschöpfender Weise in das Studium Dante's nach der historischen wie nach der literarischen Seite ein; es ist eine unentbehrliche Ergänzung zu jeder Dante-Ausgabe.

Dasselbe bildet auch den 4. (Schluss-)Band der allgemein als vorzüglich anerkannten Dante-Ausgabe des Verfassers, welche in gleichem Verlage unter folgendem Titel erschienen ist:

Dante Alighieri. La Divina Commedia. Riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini. 3 vol. 8. Geh. 26 M. Geb. 29 M.

I. L'Inferno. Geh. 4 M. Geb. 5 M. — II. Il Purgatorio. Geh. 10 M. Geb. 11 M. — III. Il Paradiso. Geh. 12 M. Geb. 13 M.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Bonner Traktat. Socialpolitische Studien von **Hugo Oelbermann.** 27 Paragraphen zur Zeitgeschichte. Für jeden Zeitungsleser, der sich über „Reformbewegung“ orientiren will, ganz unentbehrlich. Preis 2 Mark.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte des spanischen Nationaldramas

von

Adolf Schaeffer.

Zwei Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Der Verfasser unternimmt es auf Grund eingehendster Studien, in methodischer Weise durch das ausgedehnte poetische Labyrinth der altspanischen Comödie zu führen, welche den Gegenstand des Staunens und der Bewunderung aller Zeiten bildet. Das Werk ist für die zahlreichen Freunde der spanischen Literatur in Deutschland unentbehrlich, wird aber auch weitern Kreisen willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Altspanisches Lesebuch

mit Grammatik und Glossar

von

Dr. Adolf Keller,

Professor am Colegio del Porvenir in Madrid.

8. Geh. 4 M. 50 Pf.

Ein Leitfaden zur Einführung in das Altspanische, durch eine die bedeutendsten altspanischen Dialekte behandelnde Grammatik und ein Glossar vermehrt, auch beim Studium der mittelalterlichen Literatur Spaniens zu benutzen. Die Lesestücke sind theilweise nur schwer zugänglichen Texten des 12. bis 14. Jahrhunderts entnommen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 9. Aufl. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Ober-Ingelheim

Selbstgekelterten, reingehaltenen **Rothwein**, i. Faß v. 80 Pf. an p. L., p. Fl. v. M. 1.— an **Weißwein**, i. Faß v. 50 Pf. an p. L., p. Fl. v. 80 Pf. an in allen Preislagen u. jedem Quantum offerirt **Friedrich Emil Ludwig,** Weinproduzent.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 31. Juli 1890.

Naturalistische Dramatiker.

1. Emile Zola's Naturalistische Dramen. („Renée" und „Therese Raquin".) Mit einer Vorrede des Verfassers. Deutsch von J. Savits. Berlin, S. Fischer. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Zola ist heute noch weit entfernt, auf der Bühne jene Bedeutung zu besitzen, welche er auf dem Gebiete des Romans seit Jahren unangefochten behauptet. Lange Zeit hindurch haben fremde Hände seine Romane dramatisirt, und da meist ein die stärksten Effecte forderndes Vorstadtpublikum diese Dramatisirungen entgegennahm, so war weniger Kunst als Theaterkenntniß von nöthen, um die Helden des naturalistischen Romans im Lichte der Lampen sich bewegen zu lassen. Kein Wunder, daß man gespannt war, endlich von Zola selber ein Drama zu sehen. Ohne Sarah Bernhardt hätte Zola das Stück „Renée" niemals geschrieben. Die berühmte Schauspielerin drang in ihn, ihr eine große Rolle zu schaffen. Der Charakter der Renée in dem Romane Zola's „La Curée" hatte sie entzückt, es galt diesen Stoff zu dramatisiren, auch wenn er anscheinend sich den Bedingungen des Theaters versagte. Das Thema des genannten Romans ist bekanntlich die Blutschande. Ein solcher Stoff war unmöglich an der Comédie française, an welchem Institute Sarah Bernhardt damals noch betheiligt war. Zola aber schrieb das Drama „Renée", indem er jenes furchtbare Verbrechen nur befürchten, nicht aber ausführen ließ. Hatte doch auch der classische Racine in seiner „Phädra" die dunkle Frage gestreift. Zola verschmolz die Handlung des Romans „La Curée" mit der einer Novelle „Nantas", in welcher er den Lebenslauf eines jungen Mannes geschildert hatte, der im tiefsten Elende, die Brust voll glühenden Ehrgeizes, seinen Namen der verführten Tochter eines reichen Mannes verkauft, wobei ihm die Bedingung auferlegt wird, niemals etwas anderes als den Namen eines Gatten zu beanspruchen. Mannichfache Hindernisse häuften sich aber einer Aufführung des Zola'schen Stücks entgegen. Sarah Bernhardt war auf einer Gastspielfahrt begriffen, die Comédie française lehnte „Renée" ab, und als die Schauspielerin wiederkam und das Stück las, war sie aufs äußerste entsetzt und erklärte es für unmöglich, daß nach dem dritten Acte noch einmal der Vorhang sich erheben könne. Auch das Gymnase und das Odeontheater fanden nicht den Muth, das gefährliche Stück aufzuführen. Endlich, sechs Jahre nach Vollendung des Dramas, wurde es im Vaudeville gespielt, in vorzüglicher Besetzung und begleitet von dem Interesse des Publikums. „Renée" erlebte 40 Aufführungen. Folgendes ist der Inhalt des Stücks.

Renée, die Tochter eines angesehenen alten Justizbeamten, ist von einem Manne verführt worden. Der Vater, Beraud du Chatel, dringt auf sofortige Wiederherstellung der Ehre seines Kindes, und diese ist nur in einer Ehe mit dem Verführer zu finden. Er kennt diesen Mann nicht, er will nichts von ihm wissen; daß Renée ihn heirathen wird, ist ihm genug. Der Verführer ist jedoch ein verheiratheter Mann, er kann gar nicht der Gatte Renée's werden. Mademoiselle Chuin, Renée's Erzieherin, nennt dem Vater einen andern Mann. Aristide Saccard ist ein armer Teufel, aber ehrgeizig und von brennendem Durste nach Macht erfüllt. Liebe ist ihm gleich; er willigt ein, Renée seinen Namen zu geben, ohne jemals ein Recht über seine Frau auszuüben. — Saccard hat zehn Jahre nachher das Ziel seines Ehrgeizes erreicht, er beherrscht Paris durch die großen Unternehmungen, an deren Spitze er steht. Renée lebt kühl und ungestört an seiner Seite, angebetet von allen Männern, aber keinem von ihnen eine Gunst gewährend, weil es ihr vor allen Männern graut. Sie träumt nur von einer Freude, die niemand kennt, von einem Glück, das sie hoch emporhebt. Saccard's Sohn aus erster Ehe, Maxime, ein Mensch

ohne Leidenschaft, zerbrechlich wie ein meißner Porzellanpüppchen, ist zugleich der Freund und der Vertraute seines Vaters und seiner Stiefmutter. Nach dem Willen des erstern soll er eine reiche Schwedin, Ellen Maaß, heirathen. Renée ist darüber beunruhigt. Saccard, ihr Gatte, ist nicht mehr der kalte fühllose Geldmensch von früher; es ist in ihm ein Gefühl für Renée erwacht, wovon diese keine Ahnung hat. Aber auch Renée empfindet, wie eine dunkle Leidenschaft für Maxime, ihren Stiefsohn, sie allmählich überwältigen will, sie versucht dem Geliebten zu entsagen, es ist ihr unmöglich; in strömenden Thränen gesteht sie dem überraschten schwankenden Maxime ihre Liebe. Das Geheimniß hat die spähende Chuin entdeckt. Unerwartet tritt Saccard in das Zimmer Renée's. Was ihn treibt, ist Liebe; was er vorschützt, sind Geschäfte. Renée will ein Besitzthum in der Stadt verkaufen, das durch ihres Mannes Speculation binnen kurzem ungeheuern Werth erlangen wird: Saccard will daher selbst unter fremdem Namen der Käufer sein, aber betrügerischerweise nur ein Drittel des wahren Werthes zahlen. Renée hat davon keine Kenntniß. Dem Manne, als er Renée gegenübersteht, liegt es weniger an dem Gewinne des Grundstücks, als an ihrer Liebe. Er stürzt vor ihr nieder und legt ihr alle seine Macht zu Füßen. Renée, obgleich erschüttert, weist Saccard ab. Sie will sein Haus stillschweigend verlassen und von Maxime für immer Abschied nehmen. Aber als dieser ihr sagt, Saccard sei es, der betrügerisch ihr Besitzthum kaufen wolle, bäumt sie sich auf und verlangt, daß Maxime, der in ihren Händen willenlos ist, sie auf der Flucht begleite. Doch heimlich will sich Maxime der gefährlichen Frau entziehen; er bittet aus diesem Grunde seinen Vater, sobald als möglich die Hochzeit mit jenem jungen Mädchen, dem er versprochen ist, festzusetzen. Diese Verrätherei erfährt Renée aus dem Munde Saccard's, der eifersüchtig ihr vorwirft, sie habe einen Liebhaber. Renée, ihrer Verachtung freien Lauf lassend, öffnet die Thür ihres Zimmers: Maxime steht vor dem Vater. Und diesem wie jenem schleudert Renée vernichtende Worte ins Gesicht. Zwischen beiden kann sie nicht mehr trostlos dahinleben. Sie tödtet sich und stirbt im Arme ihres Vaters.

Schon diese knappe Inhaltsangabe zeigt, daß seelische Probleme von tiefgehender Bedeutung in diesem Drama Zola's zur Darstellung gelangen. Der kluge unfehlbare Instinct fast aller französischen Dramatiker ist auch Zola in hohem Maße eigen. Der erste Act und die große Scene des vierten Acts sind meisterhaft gearbeitet und sie stehen zueinander in einem scharfen wirkungsvollen Gegensatze: Saccard begeht im ersten Aufzuge aus Ehrgeiz eine dunkle That, um zu Reichthum zu gelangen, und als er endlich durch die Kraft seines Geistes sich heraufgearbeitet hat, da wird er von einer unerfüllbaren Leidenschaft mitten ins Herz getroffen — ins Herz, dessen Dasein er bisher stets geleugnet hat. Alle Motive des Dramas sind einfach und groß, die Vorgeschichte ist knapp und klar. Kaum braucht noch ausgesprochen zu werden, daß in diesem Drama Zola's so wenig als im folgenden sich eine Stelle findet, die den allermindesten Anstoß auf der Bühne erregen könnte. J. Savits hat die trefflichste Uebersetzung geliefert, die einer deutschen Aufführung zu Grunde zu legen ist. Was Zola in seinem Stücke hat darstellen wollen, ist der doppelte Einfluß der Erblichkeit und der Umgebung. Renée ist das Opfer ihrer Abstammung von einer lasterhaften Mutter, aber sie kämpft bis aufs äußerste und bis an ihr Ende gegen die wilde Leidenschaft, denn sie fühlt auch das Blut ihres Vaters in sich, eines edeln ehrenhaften Mannes. Hin und her wird sie von dem Dualismus ihrer Willensneigungen geworfen; erst die Umgebung, in welche sie gestellt ist, befördert und bedingt ihren Untergang. Künstlerischer als deutsche Naturalisten faßt Zola, nicht blos in Ueberschriften, sondern im vollen dramatischen Verstande die Personen seiner Stücke auf als „handelnde Menschen".

In die dunkelsten Kammern des menschlichen Herzens weist das zweite Stück Zola's: „Therese Raquin" hinab. Bürgerliche Verhältnisse bilden den Hintergrund dieses Dramas. An äußerm dramatischen Leben ist es ärmer als „Renée", viel langsamer und wuchtiger schreiten die Scenen dahin und einen breiten Raum nehmen Stimmungs- und Seelengemälde ein. Aber an zermalmender Wirkung ist „Therese Raquin" dem ersten Drama überlegen. Bei der alten Frau Raquin lebt ihr Sohn Camille und dessen Frau Therese. Camille ist stets krank und schwach, er ist ein beschränkter Mensch ohne Muth und Leben. Therese dagegen strotzt in Kraft, sie ist mütterlicherseits die Enkelin eines afrikanischen Häuptlings, und hat, ohne je von Liebe ergriffen zu sein, ihren Vetter Camille nach dem Willen der Mutter geheirathet. Da plötzlich ist in ihre Nähe ein Jugendfreund Camille's, Laurent, getreten, dem sie erst mit Haß, dann mit Liebe und endlich mit unbegrenzter Leidenschaft entgegenkommt. Tief verstecken beide dies heiße Liebesgefühl; Laurent liegt ganz in dem Banne des Weibes, dessen Blick allein ihn weiterführen kann, als sie vielleicht beide wollen: wären sie vereinigt in süßer ewiger Liebe, so würden sie glücklich sein.... „Witwe!" mit diesem einzigen Worte schlägt ein furchtbarer Gedanke Wurzel in der Seele Theresens. Stumme Blicke genügen den Liebenden, um einen Plan zu verabreden. Camille will zur Erholung mit seiner Frau und Laurent einen Ausflug auf der Seine machen. Diese Gelegenheit benutzen die Liebenden. — Ein Jahr ist danach vergangen; Camille ist bei jenem Ausfluge ertrunken, nur mit Mühe haben sich Laurent und Therese gerettet. Das freudige Liebesglück, von dem die beiden geträumt hatten, ist nicht in Erfüllung gegangen. Frau Raquin kann den Schmerz um ihren armen verunglückten Sohn nicht verwinden. Laurent erschüttert stets aufs neue die Erinnerung an jenen Tag. Müde und matt schleppt sich auch Therese hin, sie sieht den Geliebten selten, sie vertröstet ihn auf die Zukunft: ihr Hochzeitstag stehe nahe

bevor; dann, zu zweien, würden sie sich nicht mehr fürchten. Im geheimen aber graust es ihr vor dem Tage, da sie und Laurent einander gehören. Um den Trübsinn Theresens zu zerstreuen und um Ersatz für ihren verstorbenen Sohn zu finden, treibt Frau Raquin selbst Laurent an, der Gatte Theresens zu werden. Bleich und verstört kommt Therese von dem Hochzeitsmahle zurück. Leise sprechen die Gatten miteinander, als müßten sie erst beide Muth gewinnen, um sich zu umarmen und zu küssen. Es gibt für sie kein gleichgültiges Gespräch mehr, alle ihre Gedanken zielen auf ihn. Wider ihren Willen treibt sie eine räthselhafte Macht, das Schreckliche, das in ihnen lebt, mit lauter Stimme zu verkündigen. Sie lieben einander sogar nicht mehr; sie haben die Liebe getödtet. Das Bild Camille's, das Laurent einst selbst gemalt hat, reißt er wüthend von der Mauer und: „Es ist gräßlich — so sah er aus, als wir ihn ins Wasser stießen.“ . . . Da steht Frau Raquin hinter ihm und hat das entsetzliche Geständniß gehört. Krämpfe fassen sie, die Lähmung steigt ihr an die Kehle, wie in einen Schraubstock festgeklemmt, so sitzt sie da, vom Schlage getroffen, unfähig ein Glied zu bewegen, stumm die Lippe, aber die Augen voll glühenden Hasses auf Laurent und Therese gerichtet. Sie weiß das Verbrechen, aber sie kann es nicht anzeigen. Langsam schleicht die Zeit dahin. So lange Laurent von Hause fern ist, hat Therese Frieden; während der Nacht begegnen sie sich beide stets voll unversöhnlichen Hasses. Laurent will ein großes Gemälde vollenden, aber er kann es nicht; was er schafft, trägt jenen verhängnißvoll verzerrten Zug um den Mund, den er an der Leiche Camille's gesehen hat. So vergeht wieder eine Zeit und Frau Raquin beginnt ihre Lähmung zu verlieren. Zum Entsetzen der Mörder fängt sie an, als Gäste da sind, auf den Tisch die Namen Laurent's und Theresens zu schreiben. Sie bricht aber ab; beide setzen sich zu Frau Raquin, um das Abendbrot zu verzehren. Aber der alte bittere Hader bricht zwischen beiden Gatten aus; sie überhäufen sich mit Anklagen und Beschuldigungen, indeß Frau Raquin, gelähmt in ihrem Sessel sitzend, alles hört und an der Selbstvernichtung der Mörder ihre Rache weidet. Die Gatten sind sich zur Last; sie sinnen, wie sie sich heimlich aus dem Wege räumen können. Frau Raquin bewegt die Lippen, Laurent will sie am Sprechen verhindern; vor ihren Blicken aber bebt er zurück. Sie hat die Sprache wiedergefunden, und doch will sie die Verbrecher nicht der menschlichen Gerechtigkeit überliefern. Die Gewissensbisse sollen die beiden wie zwei wilde Thiere gegeneinander hetzen. Diese Straflosigkeit ist den Schuldigen zu hart, sie trinken Gift: allzu rasch für die Rache der Mutter sind die beiden gestorben.

Die Wirkung, welche man von diesem Stücke empfängt, ist mehr eine moralische als eine künstlerische. Zola weiß für seine Handlungen aufs lebhafteste zu interessiren. Ganz unähnlich deutschen Naturalisten legt er es auf eine spannende und dramatisch verwobene Handlung an; er verschmäht es, in Kleinigkeiten oder in einer stammelnden, scheinbar ganz naturgetreuen Sprache etwas Neues zu bieten. Weil er Genie besitzt, entwirft er große Züge, die auch den Widerstrebenden packen. An echter Größe gemessen, verschwindet allzu sehr das Kleine, so anerkennenswerth es auch emporstrebt.

2. Das Friedensfest. Eine Familienkatastrophe. Bühnendichtung von Gerhart Hauptmann. Berlin, S. Fischer. 1890. 8. 2 M.

Dr. med. Fritz Scholz hat vor Jahren seine Familie verlassen, die in einem einsamen Landhause in der Mark Brandenburg lebt. Seine Kinder Auguste, Robert und Wilhelm sind untereinander bitter verfeindet. Die Mutter führt mit ihrer Tochter ein trauriges ödes Leben. Der jüngste Sohn Wilhelm, der Musiker ist, hat an dem nämlichen Tage wie der Vater dem Aelternhause den Rücken gekehrt, er ist lange Jahre hindurch für die übrigen völlig verschollen. Robert, der andere Sohn, kommt wenigstens um die Weihnachtszeit ins Haus der Mutter. An einem solchen Weihnachtstage beginnt das Stück. Zu Besuch sind Frau Buchner und ihre Tochter Ida, welche mit Wilhelm, den sie kennen und lieben gelernt hat, verlobt ist. Auf Zureden seiner Braut will auch Wilhelm an diesem Weihnachtsabende nach Hause zur Mutter zurückkehren. Was es ist, das einst Wilhelm und zugleich den Vater zur eiligen Flucht bewogen hat, erfährt man nicht, vielmehr scheint das ganze Stück vom Dichter darauf angelegt zu sein, bis etwa in die Mitte hinein die Vergangenheit zu enthüllen und erst dann mit der Handlung einzusetzen. Dramen mit solchem Baue müssen aufs allerkunstvollste angelegt werden. Hauptmann verschmäht jedoch, ungeachtet des großen Beispiels von Zola, die natürlichsten Gesetze des Dramas, oder vielmehr er tyrannisirt einen dramatischen Stoff nach den Gesetzen jener Kunstgattung, auf welche er vermöge seines Talents vornehmlich hingewiesen ist — nach den Formgesetzen der Novelle. An jenem Weihnachtsabend läßt Hauptmann unvermuthet auch den verschollenen Vater Dr. Scholz erscheinen; was denselben aber zurückführt, ist völlig unklar. Wilhelm — dies erfährt man allmählich — hat früher, um die Ehre seiner Mutter gegen den Vater zu vertheidigen, ihn ins Gesicht geschlagen. Daraufhin ist der Vater wie der Sohn aus dem Hause geflohen. Ida's Zureden bewegt schließlich Wilhelm, den Vater, der so unvermuthet erschienen ist, um Verzeihung zu bitten. Als er sie erhält, bricht Wilhelm, von innern Kämpfen entkräftet, ohnmächtig nieder. Der Vater ist aufs sorgsamste bemüht, seinen Sohn wieder ins Leben zurückzurufen, und, gerührt über diese ihnen neue und überraschende Liebe, reichen sich auch die feindlichen Brüder, Wilhelm und Robert, die Hand. Ida's Gegenwart, die Stimmung des Weihnachtabends und der Ueberdruß am alten Hader bringen ein Friedensfest in der wildzerklüfteten Familie zu Stande. Da flammt durch Robert's Schuld unversehens, wenn auch verschwindend

geringfügig, wieder der Groll unter den Geschwistern empor. Dieser neue Zwist hat eine ungeahnte Wirkung. In Dr. Scholz bricht der Verfolgungswahnsinn jählings aus, Freude und Friede ist hin. Wilhelm ist von Entsetzen geschüttelt: seine einzige Hoffnung, von all dem Hasse zu genesen und zu einem neuen Leben sich aufzurichten, beruht in der Liebe, welche ihn mit Ida, einem zarten unberührten Wesen, vereinigt. Sein Bruder Robert, eine kalte bittere Natur, warnt ihn, Ideale wie Liebe u. dgl. zu pflegen; bei der vererbten Naturanlage Wilhelm's müsse endlich auch in ihm der Wahnsinn des Vaters ausbrechen, wenn er sich nicht schone und allem entsage, was ihn erschüttere — nicht allein Wilhelm, auch Ida werde dann an seiner Seite zu Grunde gehen. Es ist der Neid, die tief klägliche Misgunst, welche das Liebesglück des Bruders zerstören will. Wilhelm schwankt einen Augenblick, ob er es wagen darf, Ida unauflöslich an seine Seite zu fesseln. Das Mädchen aber fühlt, daß es mit Wilhelm besser, als der Bruder denkt, werden müsse; durch ihre Liebe will sie ihn halten, stützen, retten. Hand in Hand gehen beide an das Todtenbett des Vaters, Robert hat stumm das Haus verlassen.

Wesentlich durch die lärmenden Kundgebungen, welche im berliner Lessing-Theater an den Vorstellungstagen der Freien Bühne stattfanden, ist dieser neueste naturalistische Dramatiker in den Vordergrund geschoben worden, dessen Familienkatastrophe „Friedensfest" ich soeben inhaltlich wiedergegeben habe. Mit lockenden Ankündigungen großer Thaten war die Freie Bühne im Theaterleben Berlins aufgetaucht. Verdienste erwarb sie sich bereits durch Darstellung verschiedener, mindestens als Bilder der Zeit werthvoller Dramen, mochten auch diese nicht aus deutschen Geistesströmungen hervorgegangen sein, sondern Rußland, Frankreich und Norwegen und ihre unübertragbare Eigenart zum Hintergrunde haben. Aber eine That, welche die Freie Bühne für die Literatur Deutschlands zu thun gewagt hat, war die Einführung Gerhart Hauptmann's als naturalistischen Dramatikers. Mag auch mehr der Widerspruch der Gegner als die freudige oder überwiegende Anerkennung der kundigen Beurtheiler den Ruhmeskranz Gerhart Hauptmann's geflochten haben, so ist doch über ihn, den muthig aufstrebenden Dramatiker, an dieser Stelle ausführlicher zu sprechen. Hauptmann's Emporkommen, sein Geltendwerden, seine starke Eigenart sind freudig und rückhaltlos zu begrüßen. Neues junges Blut ist in das deutsche Drama geflossen; viel ist gewagt worden und der Versuch ist geglückt. Aus der traurigen Oede, in der unsere heimische Dramatik so lange gelegen, streben heute wol alle klar Denkenden heraus. Wir haben seit Schiller's Tod bis auf die heutige Stunde eine unübersehbare Karawane von Dramatikern an uns vorüberwandeln sehen, deren leidenschaftsloses Temperament sich an Leere nur mit ihrer Geschwätzigkeit vergleicht; in ihren tausend Geschichtsdramen haben sie niemals an das Herz der Zeit gerührt, vertrocknet sind alle ihre Werke, und dem völligen Verschmachten ist derjenige preisgegeben, der in die weite Wüste unserer Dramatik hinaus führerlos und pfadlos schreiten wollte. Ueppige Oasen haben wir freilich daneben, in deren berückendem Halbdunkel bei schmeichelnden Düften sich gern die Masse sammelt — schade, daß es meist Luftspiegelungen sind, die aus dem Westen bereitwillig in unsere Wüste hinüberziehen und daß Giftbäume den Schatten geben, welcher die Menge lockt. Nun ist dem Theater von jeher ein am Alten hängender Zug eigen gewesen, welcher alle Veränderungen und Erneuerungen, die doch nothwendig Kritik des Bestehenden sind, von sich abzuwehren gesucht hat; kein künstlerischer Organismus könnte mit besserm Rechte die Gewohnheit seine Amme nennen als das Theater, nicht allein bei uns, sondern zu allen Zeiten und unter den verschiedensten Völkern. Auch wir haben auf der Bühne wahrlich lange am Alten festgehalten. Indeß sich der deutsche Roman mit neuem realistischen Leben unwiderstehlich füllte, wehte über die deutsche Bühne kein Hauch des modernen Geistes. Der thatkräftigen und fähigen Dramatiker, die neues Leben unsern Theatern bringen konnten, gab es genug: aber die Gewohnheit, stillschweigend abzulehnen, was die Normen des Alten übersprang, hinderte die neue Kunst an Thaten und an dem völligen Sichausleben. Es ist ein ruhmvoller Entschluß, daß der Verein der Freien Bühne einen modernen Dichter zu Worte kommen ließ, und zwar einen solchen, der sofort an die äußerste Grenze des Darstellbaren zu gehen strebte. Wir haben dabei keineswegs in Hauptmann den Messias zu begrüßen, der das deutsche Drama neu erschafft; auch nicht ein Täufer Johannes, der nur dem Einen noch weicht, ist im Dichter des „Friedensfestes" verhüllt. Ein bescheidener kräftiger Vorläufer mit hellen Augen in die Zukunft, ein Pionnier für Brückenbau und neue Stege, der rauh und derb die dorrenden Bäume entwurzelt und kühn steigende Wege und Treppen baut, wo noch nicht ein zarterer Fuß zu wandeln vermochte — dies scheint die Aufgabe Hauptmann's zu sein, so weit er heute sich entwickelt hat.

Aber ebenso groß als das vorwärts dringende Streben dieses Dichters, ja vielleicht noch größer und befruchtender scheint seine rückwärts wirkende Kraft zu sein. Hauptmann sprang mit seinen Stücken an die äußerste Grenze, man muß gestehen, kühn und erfolgreich. Er übersprang aber zu viel, als daß man sich über diesen urwüchsigen Sprung nur reiner Freude hingeben könnte. Wie wird es geschehen? Andere kommen und entdecken zwischen jenem äußersten Zielpunkte und der bisherigen Markscheide eine Fülle von poetischen Motiven, von charakteristischem Leben und eigenthümlicher Stimmung. Die Unendlichkeit der innern Welt geht wie die der äußern Welt nicht allein ins Große und Weite, sondern auch in das Kleine und das Allerkleinste. Freilich auch jenem hochmüthigen Wahne wäre entgegenzutreten, als hätten erst Hauptmann's Stücke den ihm künstlerisch geläuterter Folgenden die Augen über den Reichthum des Lebens geöffnet, der jenseits der heute

üblichen Grenze liegt. Aber das ist der unbestrittene Ruhm Hauptmann's, daß das Publikum, nachdem es durch ihn einmal herausgerissen worden ist, nun wagt — nun strebt — nun fordert weiter zu gehen, als bisher die Mehrzahl der herrschenden Dramatiker es thun konnte und wollte. Weniger literarisch als agitatorisch hat Gerhart Hauptmann's Auftreten gewirkt. Und wer freute sich darum, trotz all der thörichten, jede Sitte verhöhnenden Ausschreitungen, nicht herzlich über das Geräusch, mit dem Berlin und mit diesem Deutschland über den neuen siegreich wagenden Dramatiker belehrt worden ist? Um des großen Dienstes willen, den Hauptmann durch die beiden Dramen „Vor Sonnenaufgang“ und „Friedensfest“ mittelbar unserer Literatur und ganz unmittelbar unserm Publikum geleistet hat, ist man gern bereit, ein Auge über den eigentlichen künstlerischen Unwerth dieser Stücke zuzudrücken.

Was man jedoch von einem jungen Dramatiker, der so anspruchsvoll in die Literatur eingeführt worden ist, unzweifelhaft und unnachsichtlich fordern muß, das ist ein Aufwärtsschreiten, ein Hinausgehen über sich selbst und seine ersten Leistungen. Entwickelung, stark und tief und neu, das ist der Prüfstein des großen Talents für das Drama. Wer zur Copie seines ersten eigenen Werks schreiten muß, liefert eine vernichtende Kritik seines Könnens. Gerhart Hauptmann ist aber nicht allein zum Nachahmer seiner selbst geworden, er ist auch unter der Höhe weit zurückgeblieben, die er dichterisch sowol als ideell in dem Bauerndrama „Vor Sonnenaufgang“ erreicht hatte. Die Vorzüge dieses Dramas sind beinahe ebenso groß als seine Fehler; man muß es aber achten, auch wenn man es verurtheilt; das „Friedensfest“ ist ein belangloses, geistig ganz eng umschriebenes Werk, vor welchem sich, sehr verschieden von dem ersten Drama, die Frage aufdrängt — „wozu der Lärm?“ In einer Hinsicht ist allerdings ein Fortschritt zu bemerken: im Vermeiden und Umgehen plumper Roheiten. So selbstverständlich eigentlich die künstlerische Vermeidung uncharakteristischer Roheit auch ist, sie verdient immerhin verzeichnet zu werden. Dafür stellt sich ein schlimmerer Gast ein. Noch unfehlbarer als das erste Stück ginge Hauptmann's „Friedensfest“, nicht vor einem Ausnahme-, sondern vor einem Alltagspublikum gespielt, an seiner „grauen Langeweile“ zu Grunde. Hauptmann, will alles sagen, was er zu sagen weiß. Nun ist sein innerer Quell zwar stark, aber nicht voll. Der Leser erwartet, der Zuschauer ermüdet, die dramatische Wirkung bleibt bis zur Verödung aus. Freilich verlangt Hauptmann, und mit gutem Grunde, nur nach seinem eigenen Maße gemessen zu werden; er lehnt es schon in der Ueberschrift ab, ein Drama zu schreiben, sondern eine Familienkatastrophe; er kennt keine Acte, sondern Vorgänge. Er beruft sich auf Lessing und stellt aus dessen Abhandlung über die Fabel ein Motto voran; das aber entwaffnet wirklich niemand, der Hauptmann's „Friedensfest“ eine kecke Novellenstudie nennt, die zufällig gerade dramatisirt vorliegt. Was würde Lessing sagen, wenn man es rühmte, die Handlungen in seinen Fabeln wären gleichgeartet den Handlungen in seinen Dramen? Und wozu sich auf Lessing berufen, wenn man nicht vorsichtiger ist in seinen Excerpten? Warum überhaupt Lessing? Verliert Zola ein Wort, wenn er naturalistische Dramen voll Wucht und Größe schreibt? Er lacht über die alten Zumuthungen und mit Recht; aber durch seine Thaten, durch die Fülle seines Genies, durch die tausend kleinen Kundgebungen eines dramatischen Talents verräth er, daß er auch auf der Bühne und im Reiche der tragischen Muse Herr und Meister ist. Nirgends ist Zola in „Renée“ oder „Therese Raquin“ Novellist, wie sich als solcher selbst sein nordischer Bundesgenosse Ibsen in der Mehrzahl seiner Stücke zeigt. Es ist ein Zug der immanenten Ohnmacht, wenn das deutsche naturalistische Drama so stark nach dem Novellistischen, ja nach dem Genreartigen sich hinneigt; und wenn sich dieser Hang nicht allein bei Hauptmann zeigt, sondern wenn weite Kreise davon erfaßt sind, so beweist dies nur das eine, daß das echte dramatische Talent heute höher im Preise steht als jemals zuvor.

Friedrich Kummer.

Erzählungsliteratur.

1. Am Küstensaum. Erzählungen von Th. Justus. Leipzig, Liebeskind. 1890. 12. 5 M.
2. Belladonna und andere Erzählungen von C. Zöller-Lionheart. Berlin, Schorer. 1890. 8. 4 M.
3. Vom Gebirge her. Dorfgeschichten von B. Neumann (Reinhold Scheffel). Mit einem Vorworte von Ludwig Anzengruber. Wien, Hartleben. 1890. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Aus der Welt des Scheins. Erster Band: Ein Gastspiel. Roman von Wilhelm Wolters. Dresden, Minden. 1890. 8. 3 M.
5. Die Chauvinisten. Roman von Eugen von Jagow. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 4 M.
6. Fallobst. Wurmstichige Geschichten von Heinz Tovote. Berlin, Zoberbier. 1890. 8. 2 M.

Die Verlagshandlung G. A. Liebeskind ist berühmt wegen der eigenartigen Ausstattung ihrer Artikel. Dieses altmodische, schmale Duodezformat, diese feinen Antiqualettern, diese zierlichen Randleisten und Schlußvignetten machen zusammen den Eindruck der Vornehmheit und Einfachheit zugleich. Sie sind etwas ganz Besonderes und weichen so sehr von der herkömmlichen äußern Form unserer Erzählungsliteratur ab, daß, wer ein solches Büchlein in die Hand nimmt, nun auch etwas Besonderes, ja Außerordentliches von seinem Inhalte erwartet.

Außerordentliches bieten die Geschichten „Am Küstensaum“ von Th. Justus (Nr. 1) nicht, aber Liebenswür-

diges, so ernst sie sind. Sie werden fließend und gefällig erzählt, mit einem nicht sehr geübten, aber ausreichenden Talente. Der Mangel an Meisterschaft zeigt sich besonders in der öftern Wiederholung gleicher, oft ganz unnöthiger Beziehungswörtchen, dann in zu großer Breite. Manchmal wird sie zur Redseligkeit. Man merkt, wenn nicht alle Zeichen trügen, dem Verfasser an, daß er eine gebildete Dame ist, die schreibt, wie sie spricht. Das soll aber kein Compliment sein, Schriftsteller müssen besser schreiben als sie sprechen. Der Werth des Erzählten beruht besonders darin, daß ein Stückchen höchst eigenthümlichen Volks- und Familienlebens zu unserer Anschauung gebracht wird. Die Verfasserin hat recht, in ihrer kurzen Vorrede darauf ein Gewicht zu legen. Sie will erzählen zur Erbauung und Läuterung. Ihre Lebensanschauung ist diesem Zwecke günstig. Sie würde ihn noch sicherer und besonders noch allgemeiner erreichen, wenn die Sachen hie und da etwas bedeutender wären. Einige lassen hierin zu wünschen übrig. Oft ist zu viel Kleinkram in das Bild hineingemalt, aber nicht nur der Naturalismus, auch das „Genre" im alten Sinne des Wortes hat seine Grenzen. Es ist aber wohl möglich, daß gerade Frauen in diesem Punkte nicht meiner Meinung sein werden; ich empfehle ihnen deshalb für ihre Sommerfrischen das Büchlein zu eigener Prüfung. Wenn sie dann finden sollten, ich habe zu streng geurtheilt, so ist das ja die angenehmste Erfahrung, die sie dabei machen können, und ich will mir ihren Vorwurf gern gefallen lassen.

Etwas wärmer würde ich von diesen Strandgeschichten gesprochen haben, wenn ich „Belladonna und andere Erzählungen" von C. Zöller-Lionheart (Nr. 2) vorher gekannt hätte; denn das Einfache und Gesunde kommt erst im Vergleiche mit seinem Gegentheile zur vollen Geltung. Das Beste an dem letztgenannten Buche ist sein Titel; man konnte ihn bezeichnender kaum wählen. Nicht als ob ich die Wirkung dieser Belladonna mit der schrecklichen Wirkung der Tollkirsche vergleichen wollte, dazu ist das Product zu talentlos; die Geschichten können sehr wohl in einem tugendhaften Familienblatte erschienen sein, was sogar wahrscheinlich ist. Sehr stark aber erinnert das Buch an den süßlich faden, widerwärtigen Geschmack der erwähnten Frucht. Der Charakter dieses Werks läßt sich in ein Wort fassen, das Wort heißt: Blaustrumpf.

Der Band enthält fünf Stücke. Dieselben können nur von einer Frau geschrieben sein, dem Unerfahrensten wäre es nicht möglich, sich darin zu täuschen, obwol in allen fünf Stücken ein männliches „Ich" erzählt. Das wäre zum mindesten nicht nöthig gewesen, denn Frauen wissen in der Regel mehr zu erzählen als Männer. Den Grund dafür aber wird man nicht schwer errathen: er wird auf Täuschungsabsicht hinauslaufen und es wird eben der Gedanke mitspielen, daß eine große Anzahl Leser — mit Recht oder Unrecht —, wenn ein Mann erzählt, von vornherein Wichtigeres erwarten.

Die blaustrumpfigste unter den fünf Erzählungen sind die „Seelenprobleme", nicht in der Absicht, sondern unbewußt und unwillkürlich, nicht in der Richtung, sondern in der Ausführung. Man kann sich eine größere innerliche Unwahrheit nicht denken. Der Held der Erzählung, von der Verfasserin als Idealmensch und großer Dichter aufgestellt, sagt im Ernste von seiner eigenen Photographie:

> Der feine geistreiche Denkerkopf mit den grübelnden Augen mochte die lebhafte Phantasie der leidenschaftlichen Frau seit Jahren beschäftigt haben, ehe ich plötzlich körperlich in ihr Leben eintrat. . . .

Und so ist noch vieles! Dabei wimmelt es von sprachlichem und logischem Wirrwarr, von plumpen Knalleffecten und künstlerischen Roheiten jeder Art. Falsche verworrene Bilder, die nicht aus der Anschauung geboren, sondern aus der gedankenlosen Verkuppelung unverdauter Erinnerungen hervorgegangen sind, schwirren durcheinander wie wüste Masken eines unordentlichen Carnevals.

Ein rechter Unfug wird in dem Buche wie in so vielen andern mit dem Worte „Herz" getrieben. Man muß dies nachgerade ein unglückliches Wort nennen, das selbst bei guten Schriftstellern oft genug eine verzwickte Rolle spielt. So wenig man heute, wie etwa noch zu Goethe's Zeiten, von Nieren und Eingeweiden redet, wenn es sich um Thatsachen des höhern und höchsten Empfindungslebens handelt, so sicher wird eines Tags auch das Wort „Herz" in jedem andern als anatomisch-physiologischen Sinne der poetischen Rumpelkammer verfallen. Ein guter Schriftsteller sollte deshalb, sobald ihm das gemisbrauchte Wort in den Mund kommt, sich genau besinnen, was er damit meint, und das sollte er dann sagen. Der Verfasserin der „Belladonna und andern Erzählungen" sei übrigens bemerkt, daß es ihr an Talent noch am wenigsten fehlt. Mehr mangelt ihr Bildung, Bildung des Verstandes, den sie allerdings gering anschlägt, aber auch des Herzens, das sie hoch hält. Ich meine aber mit letzterm die Summe gewisser stiller innerlicher Tugenden, die das Weib besonders zieren, wenn es sie besitzt. Schiller hat ein tiefes wahres Wort gesprochen:

> Und der verdient betrogen sich zu sehn,
> Der Herz gesucht bei dem Gedankenlosen.

Ein weiterer weiblicher Autor erscheint am Arme eines Todten, eines großen Todten freilich, der in mehr als einer Hinsicht ein Lebendiger ist. Ludwig Anzengruber schrieb eine „Einbegleitung" zu B. Neumann's Dorfgeschichten „Vom Gebirge her" (Nr. 3). Diese Frau, mit dem nicht gerade anmuthenden Pseudonym Reinhold Scheffel, hat einiges Talent. Sie hat sogar ein sehr merkwürdiges, nämlich das, die Sprache ihrer Bauern besser zu schreiben als ihre eigene. Anzengruber nennt die Neumann ein liebenswürdiges gefälliges Erzählertalent. Eigentlich erzählt sie schlecht, sogar sehr schlecht; aber sobald die Darstellung ins Dramatische übergeht, wird sie interessant. Ihre Bauerngespräche sind oft von überraschender Wahrheit und wir vergessen darüber die Schwächen des Ganzen: die gemeinplätzigen, schlecht stilisirten philosophischen Anmerkungen, die bedenklichen Widersprüche in den Charak-

teren, die hinkenden Begriffe von Moral und Leben. Manchmal aber wird es auch zu stark, daß wir kopfschüttelnd anhalten und vielleicht — das Buch fortlegen.

Nachdem, ganz wie es sein soll, die Damen den Vortritt hatten, folgen hier auch einige Männer. Zunächst Wilhelm Wolters, aus Vorsicht, er könnte nämlich leicht auch auf Vortritt Anspruch haben. Ich möchte es fast vermuthen; wenn ich aber irre, nun, so thut es mir leid. Mit seinem „Gastspiel" (Nr. 4) scheint er unter dem Titel „Aus der Welt des Scheins" eine ganze Reihe eröffnen zu wollen. Der Titel gibt keinen rechten Sinn. Was die Schauspieler auf den Bretern darstellen, die ungeheuern Leidenschaften, die seltenen Tugenden, die unerhörten Verbrechen und all die äußere und innere Herrlichkeit und Größe ist in Bezug auf die Darsteller — Schein. Diese Darsteller selber aber mit ihren alltäglichen Intriguen, ihren herkömmlichen Lastern, ihren unordentlichen oder ordentlichen bürgerlichen Verhältnissen, kurz, mit allen ihren Kleinlichkeiten, Erbärmlichkeiten, Menschlichkeiten sind so wirklich wie etwas in der Welt, und wer sie mit richtiger Werthschätzung, mit realistischer Gewissenhaftigkeit, die den Dingen auf den Grund geht, zur Anschauung bringt, mag ein lesenswerthes Buch geben. Wem aber das Nichtige wichtig und gar das Sinnlose sinnig ist, wer für nichts, worauf es ankommt, das rechte Wort hat, wer sich an den Schein hält und aus dem Scheine in den Schein arbeitet, der treibt Allotria, wobei nichts herauskommt, als seine eigene Hohlheit. Dieses harte Wort gilt leider von Wolter's „Gastspiel". So schlechte Bücher werden doch fast nur in Deutschland gedruckt, noch dazu hart neben guten im selben Verlage.

Um so mehr freut es mich, Besseres von einem Buche berichten zu können, dem deutsche Nationalbegeisterung als Seele innewohnt. Eugen von Jagow, der Verfasser der „Chauvinisten" (Nr. 5), ist zwar auch kein großer Dichter, er ist nicht einmal ein Schriftsteller höhern Ranges. Dazu fehlt ihm vor allem Knappheit, Einfachheit und Kraft der Sprache. Auch sonst noch manches. Nicht alles, was der Verfasser erzählt, trägt den Stempel innerer Wahrheit. Seine Gestalten könnten individueller sein und oft sind sie falsch idealisirt. Was ich damit meine, ist kurz gesagt. Wol darf der Dichter Geniemenschen, Helden und Heilige zur Darstellung bringen, Menschen mit so außerordentlicher geistiger und sittlicher Ausstattung, wie wir ihnen in unserm Leben wahrscheinlich nie begegnen. Aber diese Ausnahmemenschen müssen als solche in der Darstellung erscheinen. Wer uns dagegen ganz gewöhnliche Menschen vorführt, darf sie nicht besser machen, als gewöhnliche Menschen im gewöhnlichen Leben sind. Die Naturalisten haben Unrecht, das erstere zu bestreiten, aber mit der Betonung der letztern Forderung sind sie vollkommen im Rechte. Noch eins — aus dem Erwähnten hervorgehend — schadet dem Buche sehr und zwar seiner Tendenzwirkung ebenso wol wie seiner Kunstwirkung. Es ist der Umstand, daß darin besonders die Deutschen in ihrer Individualität und Nationalität mit zu großer Vortrefflichkeit begabt sind. Unbewußt wird dieser Misstand dadurch aufgehoben, daß die auftretenden Chauvinisten fast alle von Abstammung Deutsche sind. Allein damit wird wieder über das Ziel hinausgeschossen und fällt ein ganz schiefes Licht auf die thatsächlichen Verhältnisse in Frankreich, wo selbst ein „Menschheitsapostel" wie Ernst Renan zu den ärgsten Chauvinisten gehört.

Aber trotz allen seinen großen Fehlern ist dieser patriotische Roman ein braves Buch, in mehr als einer Hinsicht sogar ein wenigstens verhältnißmäßig gutes Buch. Es enthält viel innerlich und äußerlich Erlebtes und tausend feine Züge des französischen und besonders pariser Volkscharakters. Die Tugenden der Franzosen werden nicht übersehen, aber ihre politische Tollheit kommt genügend stark zum Ausdrucke. Es ist nur schade, daß man den Franzosen das Buch nicht als Lektüre anrathen kann, einfach darum, weil es doch umsonst wäre. Jagow wird also wol ausschließlich für deutsche Leser geschrieben haben; um so mehr ist es zu bedauern, wie noch einmal hervorgehoben werden soll, daß nicht auch auf deutscher Seite die richtigen Schatten eingetragen sind.

Um gewissen Lesern und Leserinnen das Buch noch besonders zu empfehlen, sei beigefügt, daß — „sie sich zum Schlusse kriegen". Die guten Deutschen heirathen die bösen Chauvinisten und Patriotenliguisten, und das ist nach alter Erfahrung nicht unwahrscheinlich, nur brauchte man es — nicht so früh zu merken.

„Fallobst" (Nr. 6), noch dazu wurmstichiges, sollte man nicht bis zuletzt aufheben: es möchte sich nicht halten. Wer aber meinte, es könne auch eine unbestechliche Kritik nicht aushalten, der würde sich, wenigstens bei dem gegenwärtigen, von Heinz Tovote auf den Markt gebrachten bei näherer Prüfung überzeugen, daß er sich sehr irrte. Und dem Kritiker ist es so gegangen. Der Titel ist nicht vielversprechend, aber besser, als er verspräche zu viel; er hat sogar etwas Abstoßendes; um so freudiger sind wir überrascht, wenn das Buch uns anzieht. Der Titel ist trotzdem vielleicht tadelswerth: doch wer wie Heinz Tovote so liebenswürdig selbstbewußt bekennt: „Ich habe nur die am Boden liegenden aufgelesen und lasse die gesunden ruhig an den schwankenden Zweigen ausreifen; sie hängen mir noch zu hoch . . .", den mögen wir gern des Tadels ledig sprechen.

Tovote steht mit seinen Werken in der Gruppe der jüngsten Realisten; er unterscheidet sich aber von den berühmtesten unter ihnen sehr vortheilhaft. Diese verderben ihre eigene, im Kerne gute Sache und stören ihre Wirkung am meisten dadurch, daß in ihren Werken jeden Augenblick der Polemiker dem Künstler ins Wort redet, vielmehr ins Wort schreit, meistens noch sehr unschön, in roher schimpfender Art, die bis zur Ungezogenheit geht; sie können nicht davon lassen. Und sie müssen sich es selber zuschreiben, wenn sie an gewissen Orten eine Abweisung erfahren, die sie nicht verdienen. Wol hat man ihnen allzu

oft unhöflich die Thür gewiesen; aber sie haben sich auch danach betragen. Heinz Tovote polemisirt nicht, er will nur darstellen mit redlichem Fleiße, und er wird auf seinem Wege rascher erobern als die andern. „Bilde, Künstler, rede nicht", sagt Goethe, der doch noch hie und da Recht hat. Gleichgültig ist es, ob Tovote in seinem Thun dieses Wort oder ob er das Beispiel seiner nächsten Lehrer im Auge hatte; wenn er nur recht thut. Und seine Lehrer sind gut. Sie sind keine Deutschen; das ist bedauerlich, aber Tovote kann dafür nichts. Wir erleiden wieder einmal die Herrschaft der Franzosen auf der ganzen Linie im Gebiete der Kunst. Auf dem Schlachtfelde haben wir unsern Erbfeind niedergeworfen; wirthschaftlich haben wir ihn überwunden, fast überwunden; in der Kunst ist unsere Niederlage um so größer. Es wäre ein schlechter Patriotismus — den viele verlangen — dies nicht zugeben zu wollen, den Kopf in den Sand zu stecken, daß die Augen blind werden, und uns dann behaglich selber anzulügen. Diese Behaglichkeit ist der größte Feind, sie ist das tiefste Grab des wahren Patriotismus. Nicht blenden, schärfen müssen wir unsere Augen, daß sie immer richtiger und klarer sehen, was traurig und was erfreulich ist. Mit den Augen wird auch unser Herz empfindlicher werden und die entsetzliche Gleichgültigkeit wird dem Schmerze weichen; wenn aber unser Schmerz einmal tief und groß genug ist, dann werden wir auch hoher Freudigkeit wieder würdig sein.

Das Rühmlichste an Tovote ist sein Stil. Seine Sprache ist knapp, aber doch im höchsten Grade farbig und warm; er malt mit drei, vier kurzen Sätzchen vollendete Stimmungsbilder, die aber nicht als Virtuosenstückchen ihrer selbst willen dastehen, sondern zu den menschlichen Vorgängen stets die innigste Beziehung haben. Dadurch besonders sind seine Skizzen so anziehend. Dieser Naturalist ist ein großer Poet. Und bei aller Kraft der Farben begegnet man kaum einer Uebertreibung; Tovote vermeidet streng alle Großmänligkeit und kraftgenialische Anstrengung; er ist kein Kunstrenommist, weil er ein Künstler ist.

Aber einzelne Unarten seiner Schule haften ihm doch an. „Dieses ganze niederträchtig heuchlerische Gethue des Frühlings", schreibt er einmal. Das ist Phrase. Der Frühling ist weder „heuchlerisch", noch macht er ein „Gethue"; ihm ist es mit seinen jungen Grasspitzen und schwellenden Knospen, mit seinen Veilchen und Anemonen so ernst wie dem Winter mit seinen Schneeflocken. Wo solche Phrasen anfangen, hört alles auf, besonders aber der Naturalismus. Ueberhaupt kann man nicht genug auf eine Begriffsverwirrung aufmerksam machen, unter welcher Naturalismus und Pessimismus fortwährend verwechselt werden. Es handelt sich oft aber auch nicht um Pessimismus, sondern nur um pessimistisches „Gethue". . . .

Tovote spricht auch vom verlogenen Gesange der Nachtigall. Das ist die charakteristischste Marotte, der Grundirrthum der Schule. Der Gesang der Nachtigall soll verlogen, nur das Gemecker des Bocks und das Gegrunze der Sau soll wahr sein.

Zehn Stücke sind es, die Tovote bietet. In der Kunst der Ausführung stehen sie einander ziemlich gleich, sind sie alle bemerkenswerth, aber durch den behandelten Gegenstand erweisen sie sich als sehr verschiedenartig. In mehrern huldigt der Künstler offenbar dem Grundsatze: „Wenn's nur schön g'mol'n is."

Derselbe gehört ja wol zu seinem Glaubensbekenntnisse; über Dogmen muß man nicht streiten, besonders nicht mit dem Anhänger einer neuen oder vermeintlich neuen Religion; denn dieselben haben fast das Recht, Fanatiker zu sein. Und vergessen darf man nicht, daß der talentvolle junge Verfasser seine Geschichten selber wurmstichig nennt.

Benno Rüttenauer.

Literargeschichtliches.

1. Ueber die Träume in der altnordischen Sagaliteratur von Wilhelm Henzen. Leipzig, Fock. 1890. Gr. 8. 2 M.

Eine umfängliche etymologische Einleitung wird vorausgeschickt, die Geschichte des Wortes draumr skizzirt, die Bedeutung der Wurzel dreugh entwickelt und ihr Herrschaftsgebiet vorsichtig erwägend abgesteckt und der Wahrscheinlichkeit des Uebergangs von trügen zu troum ihr Halt entzogen. Dann wird die altnordische Schicksalsidee im Traume abgehandelt und dem Unsterblichkeitsglauben der Traumerscheinung eine tiefgehende Untersuchung gewidmet, der sich ebenmäßige über den deutbaren Traum (Fylgentraum, Gegenstandstraum, Redensart- und Wortwitztraum u. s. w.), sowie über die Wirklichkeit des Geträumten (lebende Personen im Traume, Götter im Traume, halbgöttliche Wesen im Traume, Traumwirklichkeitsbeweise u. s. w.) anschließen. Eine „Kritik der Träume" weist sodann die weit überwiegende Mehrzahl der fast 250 der Prüfung unterzogenen Träume als Kunstproduct nach, ein Resultat, das nur zu selbstverständlich sich ergeben mußte. Immerhin erschließt das fleißige Buch einen Ueberblick über die Traumwelt der altnordischen Sagas, deren Gebilde hier in systematischer Gruppirung aneinander gereiht sind — eine Sammlung düsterprächtiger Falter, deren manchem bei der wissenschaftlichen Untersuchung seines Wesens, seiner Herkunft, seiner Sippe nur der Schmelz des feinen Flügelpaars verloren ging, da ihr Farbenspiel, den ätherischen Sphären der Poesie entrückt, das grelle Licht der Analyse nicht vertrug.

2. Uhland's Balladen und Romanzen. Erläutert von Heinrich Düntzer. Zweite neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Wartig's Verlag. 1890. 12. 1 M.

Auch dies Werk H. Düntzer's ist eine Frucht umfassender Gelehrsamkeit und Belesenheit und tiefbohrenden Fleißes. Vielleicht nur gräbt der letztere in vorliegendem Falle ein gut Stück tiefer, als es für ein normal gedachtes Publikum nöthig war. Wenn zu dem Schlußwort der Ballade „Graf Eberstein“ die „Erläuterung“ gegeben wird: „Die lose Mahnung des Grafen im Brauttanze, daß heute Nacht ein Schlößlein gefährdet sei, gleichsam zur Erwiderung der frühern von der Prinzessin beim festlichen Reigen erhaltenen Kunde, wächst aus der Dichtung gleichsam als krönende Blume heiter hervor“, so war dieser Hinweis auf die lustige Parallele kaum erforderlich, und es ist keine gleichsame Erwiderung, die der Graf der Prinzessin gibt, sondern im Gegentheile eine sehr wirkliche Variante ihrer bedeutungsreichen Mahnung. Und so stellt sich Düntzer im Durchschnitte seinen Leser zu unmündig vor. Für das Sammeln des positiven Erläuterungsmaterials, d. h. der historischen und biographischen Daten und bibliographischen Nach- und Hinweise sind wir ihm dankbar, da er die zerstreute Menge derselben emsig auf einen Fundort zusammengetragen hat, aber seine Erklärungen der Dichtungen selbst sind zu aufdringlich bevormundend. Welches Gemüth von regelmäßiger Verfassung bedarf zum Verständnisse von „Der Wirthin Töchterlein“ jener gedunsenen Auslegung (S. 147):

> Außerordentlich schön ist es gedacht, daß der eine, der am wenigsten von dem Mädchen angezogen worden war, den Schleier der Todten lüftet, wo er dann von inniger Liebe ergriffen wird; der andere, der dem Mädchen herzlich gut gewesen, den Anblick nicht ertragen kann und deshalb nicht allein den Schleier zudeckt, sondern sich weinend abwendet; der dritte dagegen, der von herzlicher Liebe zu ihr erfüllt war, den Schleier wieder lüftet und den bleichen Mund mit der Versicherung, die Hingeraubte (!) immerfort zu lieben, küßt.

Das heißt vom deutschen Publikum zu geringschätzig denken! Derartiger Scholien zu Uhland'schen Balladen bedarf es nicht! Und wenn sie wenigstens feinsinniger und geschmackvoller wären! Wie taktvoll verfährt hier der alte Götzinger („Deutsche Dichter“. Erläutert von . . ., Leipzig 1844)! Auch polemisirt Düntzer, während er erklärt, zu viel. Wir wollen seine Erläuterungen hören und nicht die nach seiner Meinung irrigen, welche andere gegeben haben. Noch dazu nimmt er diese Polemik in seinen Text auf, statt sie in die Anmerkungen zu verweisen. In diesen hinwiederum hätten wir Aufschlüsse, wie sie H. Düntzer z. B. zu „Des Sängers Fluch“ gibt („daß reicher, immer reicher der Sang zum Ohre schwoll“): „Schwoll. Der Sang drang schwellend zum Ohr“, als ganz überflüssigen Ballast gern entbehrt, noch lieber aber die köstliche Glosse zu dem Verse: „Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt“: „Blitzend deutet nicht auf Blitzesschnelle, sondern auf die glänzende Spitze.“ Man soll von seinem Nächsten zunächst immer das Vortheilhafteste denken! Welcher Querkopf wird hier argwöhnen, daß Blitzesschnelle gemeint sei! Dahingegen wird die ergreifende Ballade „Das Nothhemd“ grundlos bemängelt. Sie ist eine der vorzüglichsten, die Uhland gelungen sind. Die Idee ist völlig durchsichtig. Der Herzog fällt, weil er höllischen Mächten vertraut. Ob der Jüngling, der ihm die Todeswunde schlägt, ein „herzloser Verführer“ ist, oder seine Tochter mit jener Liebe des dritten Gesellen in „Der Wirthin Töchterlein“ liebt, ein Problem, welches Düntzer schier rathlos macht, ist völlig gleichgültig; das bleibt das wohlberechtigte Geheimniß der Ballade. Auch habe ich nie den Trochäus dem Jambus gegenüber als „schlaff“ bezeichnen hören. Gerade im „Schloß am Meer“, wo ihn Düntzer als solchen ächten möchte, erzielt er eine feierliche Getragenheit. In „Bertram de Born“ wird der Erklärer dem würdevollen Metrum um so gerechter. Minder passend freilich bezeichnet er das Gedicht selbst als „stark und fest wie eine Damascenerklinge“. Ich finde trotz der heroischen Haltung eine rührende Ergebung als vorherrschendes Element. Aber im übrigen erweist sich H. Düntzer in dieser wundervollen reichen Welt der Uhland'schen Balladendichtung als ein ehrwürdiger Führer und Dolmetsch ihrer Märchenlaute und Sagenklänge. Den geheimsten Beziehungen geht er andachtsvoll nach und sein Auslegungsgeschick erzielt dankenswerthe Früchte überall, wo es nicht zu viel thut. So hat er dem letzten großen deutschen Balladendichter einen vollen frischen Lorbeerkranz gewunden und ihm eine der inhaltreichsten Gaben gewidmet, welche die Literaturgeschichte an seinem Postamente niederlegte. Alle künftigen Erläuterungen werden an seine Arbeit anknüpfen und seiner reichhaltigen Sammlung immer neue Ehren erweisen. Und so wird für alle Zeit von dem Ruhmeskranze des Dichters auch ein freundlicher Schimmer auf seinen fleißigsten und umsichtigsten Erklärer fallen.

3. Graphische Literatur-Tafel. Die deutsche Literatur und der Einfluß fremder Literaturen auf ihren Verlauf vom Beginne einer schriftlichen Ueberlieferung an bis heute in graphischer Darstellung von Cäsar Flaischlen. 2 Blatt, 1 Karte. Stuttgart, Göschen. 1890. 4. 2 M.

Ein glücklicher Gedanke ist hier auf das glücklichste zur Ausführung gelangt. Die deutsche Literatur wird kartographisch in einem Stromsystem dargestellt, welches aus allerlei Zuflüssen seine Gestaltung gewinnt. So überschaut man das Werden unserer Literatur in ihrer vieläſtigen Verzweigung auf einem lichtvoll angelegten und in schnell faßlichem Farben- und Zeichendruck sorgfältig durchgeführten Situationsplan, dem eine Fülle leicht und bequem zu überschauender Namen und Zahlen zur lehrreichen Erklärung dient. In trefflicher Uebersichtlichkeit entwickelt sich das weite Stromnetz der geistigen Bewegung und gewährt eine überraschende Rund- und Umschau über die vielartigen ausländischen Quellen, aus denen es seine Nahrung zog, ohne dennoch seines deutschen Charakters verlustig zu gehen. Der wellenartige Gang der Strömung

ist durch kettenartig ineinandergreifende Kreise angedeutet und das Vorherrschen des einen und des andern Zu- und Einflusses durch die Dichtigkeit der Schraffirung; die Jahreszahlen und Regierungszeiten der Kaiser sind an den Ufern vermerkt. Die Breite des Hauptstroms selbst hätte mehrfach strenger berechnet werden sollen. Das Ganze wünschen wir zum Gemeingute aller Gebildeten werden zu sehen.

Adalbert Schroeter.

Staatswirthschaftliche Schriften.

1. Geschichte der Volkswirthschaftslehre von John Kells Ingram. Autorisirte Uebersetzung von E. Roschlau. Tübingen, Laupp. 1890. Gr. 8. 4 M.

Das bedeutsamste Ereigniß in der Wirthschaftswissenschaft unseres Jahrhunderts war unstreitig das Auftreten der deutschen historischen Schule. Die Annahme, daß die Ansichten dieser Schule wie Aug. Comte's Theorie der sociologischen Methode ihren Grund in allgemeinen philosophischen Ideen hätten, ist eine irrige; sie sind vielmehr dadurch entstanden, daß man die Auffassungen der historischen Schule der Rechtswissenschaft, deren hervorragendster Vertreter von Savigny war, auf das wirthschaftliche Gebiet übertrug. Das Rechtssystem ist keine feststehende sociale Erscheinung, sondern unterliegt der Veränderung von einer Stufe des gesellschaftlichen Fortschrittes zur andern. Es steht in lebendiger Beziehung mit den übrigen gleichzeitig vorhandenen socialen Factoren, und was sich innerhalb der Rechtssphäre für eine Entwickelungsperiode eignet, paßt oft nicht für eine andere. Man erkannte, daß diese Ideen auch auf das Wirthschaftssystem anwendbar seien. Das Weltbürgerthum der Theorie oder die Annahme eines für jedes Land gleichmäßig gültigen Systems und der sogenannte Perpetualismus oder die Annahme eines auf jede gesellschaftliche Entwickelungsstufe anwendbaren Systems geriethen zugleich in Miscredit. So hat die deutsche historische Schule ihren Anfang genommen. Wilhelm Roscher war ihr Gründer, Bruno Hildebrand und Karl Knies traten in seine Fußstapfen: ihnen drei gebührt das unvergängliche Verdienst, die abgelebte alte Theorie durch Zuleitung neuer fruchtbarer Ideen wieder aufgefrischt zu haben.

Von Deutschland ging die neue Bewegung nach Italien und später auch nach England und Nordamerika. In England hatten die erhabenen Sittenlehren Carlyle's die besten Gemüther mit Widerwillen gegen die niedrigen Grundsätze der Manchesterschule erfüllt. Als bekannt wurde, daß eine gewaltige, neuern und hoffnungsreichern Bahnen folgende Bewegung im Gange sei, begann man die Nothwendigkeit einer Reform einzusehen und sogar deren Eintreten zu fördern. Von den treibenden Kräften dieser Art sind Bagehot, Leslie, Jevons und Ingram diejenigen, welche in erster Reihe den Weg zur Erneuerung der Wissenschaft ebneten. Dr. John Kells Ingram ist neben Leslie zweifellos der Bedeutendste, Begabteste und Strebsamste von ihnen. In Deutschland ist er nicht unbekannt; bereits vor zehn Jahren erregte sein anläßlich der Zusammenkunft der British Association in Dublin gehaltener, von H. von Scheel ins Deutsche übersetzter Vortrag über die Reform der Volkswirthschaftslehre verdientes Aufsehen, insbesondere durch die Uebereinstimmung der in demselben entwickelten Anschauungen mit den theoretischen Bestrebungen der fortgeschrittensten deutschen Vertreter der Wirthschaftswissenschaft.

Von dem gleichen Geiste ist sein neuestes Werk „History of Political Economy" getragen, welches von E. Roschlau recht gut, in einer des Gegenstandes und der Bedeutung des Originals würdigen Weise ins Deutsche übersetzt worden ist. Die Ueberzeugung des Verfassers, daß die historische Forschung „die Erfüllung und Krönung der wissenschaftlichen Entwickelung" sei, zieht sich wie ein rother Faden durch die ganze Schrift. Böhm-Bawerk nannte deshalb das Werk eine Tendenzschrift; das ist es, aber eine Tendenzschrift im besten Sinne des Wortes, eine Tendenzschrift, die auch dem Gegner Achtung abnöthigt. Es ist eine gewandte, anregende, von ungewöhnlichem Fleiße und eingehender Kenntniß der einschlagenden Literatur (besonders der deutschen) zeugende Arbeit.

Wie es bei der Fülle des Materials gar nicht anders möglich ist, verzichtet der Verfasser auf eine erschöpfende Darstellung der Geschichte der Volkswirthschaftslehre; er gibt die wirthschaftlichen Ideen der verschiedenen Zeitalter in großen Zügen. Die bahnbrechenden Geister treten scharf hervor, was bei der modischen Sucht, möglichst viel Einzelheiten zusammenzutragen, ungemein wohlthuend berührt. Deshalb ist das Werk auch so recht für den Laien geschrieben, dem nicht an einer peinlichen Aufzählung aller möglichen Schriftsteller und aller möglichen Ideen, sondern nur an einer Kennzeichnung der leitenden Köpfe und der leitenden Ideen gelegen sein kann.

In Deutschland ist es neuerdings Mode geworden, sich von den alten Theorien ganz abzukehren. Ingram geht verständigerweise nicht so weit; so warm er auch von den neuen Ideen durchdrungen ist, so warnt er doch seine Landsleute, ihnen allzu einseitig zu huldigen.

Eine geradezu meisterhafte Skizze ist der naturgemäß einen breiten Raum einnehmende Abschnitt: „Adam Smith, seine unmittelbaren Vorgänger und seine Nachfolger." Mit Recht geißelt Ingram den Irrthum, Smith zum Schöpfer der Volkswirthschaftslehre zu stempeln; mit Recht bemerkt er, daß die Smith'sche Theorie auf einer unsichern philosophischen Grundlage ruhe; andererseits hält ihn der gegnerische Parteistandpunkt nicht ab, die Größe dieses wahr-

haft großen Mannes, dieses Riesen an Geist, von dem Pulteney richtig voraussagte, er werde die lebende Generation überzeugen und die kommende beherrschen, voll und ganz zu würdigen.

Sehr richtig weist Ingram darauf hin, daß Smith in den Anfängen einer großen wirthschaftlichen Revolution lebte. Hätte Smith, der eine noch sehr junge Productions- und Verkehrswelt vor sich hatte, der nur eine einzige Dampfmaschine, die Newcomen'sche, kannte und von der Baumwollenindustrie nur einmal und zwar ganz beiläufig spricht, die rasche Entwickelung und weite Ausdehnung der Industrie und die mancherlei bedauerlichen Ergebnisse, die jene begleiteten, wie z. B. den Socialismus voraussehen können, so würde er vielleicht nicht so rückhaltlos an die durch die bloße Befreiung des Strebens zu schaffenden Wohlthaten geglaubt und nicht so ungestüm auf das Schädliche einer Politik hingewiesen haben, die der Arbeit Schutz gewährt!

Die englische Nationalökonomie nimmt einen verhältnißmäßig beträchtlichen Theil des Buchs in Anspruch — das liegt in der Natur der Sache, da vieles von dem, was die englischen Volkswirthschaftler geschaffen, vielleicht noch lange die Grundlage bilden dürfte, auf welche sich alles gedeihliche Weiterbauen stützen muß; außerdem kann man es dem Verfasser nur Dank wissen, wenn er die wirthschaftliche Bewegung seines Vaterlandes in ihren leitenden Zügen bis in die letzten Jahre hinein verfolgt. Denn die wenigen in Deutschland erschienenen Bearbeitungen der Gesammtgeschichte des wirthschaftlichen Denkens berücksichtigen die englischen Formen desselben allenfalls nur bis John Stuart Mill — und was ist nicht alles gerade in diesen letzten Jahren in England geleistet worden!

2. Geschichte der preußischen Staatsbesteuerung im 19. Jahrhundert. Mit Rücksicht auf Volks- und Staatswirthschaft, Finanzverfassung und Finanzverwaltung dargestellt von Karl Mamroth. Erster Theil. Geschichte der preußischen Staatsbesteuerung 1806—1816. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890. Gr. 8. 18 M.

Es ist ganz richtig, die Darstellung der preußischen Staatsbesteuerung im 19. Jahrhunderte mit dem Jahre 1806 zu beginnen. Zwar wurde das preußische Steuerwesen des 18. Jahrhunderts erst von 1817 bis 1820 einer durchgreifenden Reform unterzogen; aber für das Verständniß dieser Reform und der ihr folgenden Epochen ist die Kenntniß der Jahre 1806—16 unerläßlich; denn in diesen Jahren wurde das Fundament des preußischen Finanzwesens für das 19. Jahrhundert gelegt, nachdem in der Schlacht von Jena der alte Staat in Trümmer gegangen war und es sich gezeigt hatte, daß auch auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und Finanz ein neuer Bau auf anderer Grundlage errichtet werden müsse.

Die Behauptung, daß auf dem Gebiete der preußischen Staatsbesteuerung in der Zeit von 1806 bis 1816 sehr wenig und sehr viel geschehen sei, ist berechtigt; sehr wenig, wenn wir die Ergebnisse betrachten; sehr viel, wenn wir die ausgestreuten Keime, die in das Bewußtsein der Massen hineingeworfenen Ideen, die gesammelten Erfahrungen im Auge haben. So glühend auch Fürst Hardenberg auf das Drängen der Steuercommission hin im Finanzedicte die Reform der Grundsteuer forderte: es geschah nichts, und es konnte auch nichts geschehen, wenn man nicht üble Erfahrungen wie bei dem westfälischen Kataster machen wollte. Die Accise blieb im wesentlichen unverändert, und die Vereinfachung des Zollwesens ist beinahe bedeutungslos. In der Verzehrungsbesteuerung wich man 1811 nach einem muthigen, aber etwas übereilten Anlaufe wieder zurück; immerhin war aber von einer so scharfen Trennung von Stadt und Land, wie sie vor 1810 bestanden hatte, keine Rede mehr, und die Ausdehnung insbesondere der Branntweinsteuer auf das platte Land ist volkswirthschaftlich und auch finanziell vortheilhaft gewesen.

Als ein entschiedener Fortschritt erscheint trotz ihrer vielfachen Mängel die Gewerbesteuer, mit der zum ersten male — außer der „Contribution" — eine das ganze Land umfassende directe ordentliche Steuer in das preußische Steuersystem eintrat. Hardenberg hatte die über den Rhein gedrungenen Ideen staatsbürgerlicher Gleichheit mit Lebhaftigkeit in sich aufgenommen; und daß er diese Ideen innerhalb der preußischen Volkswirthschaft und Finanz — denn die letztere steht in engster unlöslicher Verbindung mit jener und empfängt von ihr die Gestaltung — im Jahre 1810 zu verwirklichen begann, daß er dies zu thun den Muth und die Kraft hatte, ist sein unsterbliches Verdienst: ein Verdienst, das nicht im geringsten dadurch geschmälert wird, daß einzelnes da und dort lückenhaft oder fehlerhaft war. Vom Throne herab war im Jahre 1810 ausgesprochen worden, daß die Zeit der „Privilegien und Exemtionen", wie auf dem wirthschaftlichen Gebiete überhaupt, so auf dem Gebiete der Besteuerung zu Ende sei; das ganze Princip der Allgemeinheit und Gleichheit der Besteuerung ward damals durch den König und Hardenberg verkündet; es drang lebendig in das Bewußtsein der Massen und haftete da als ein dauernder, unentreißbarer Gewinn.

Daß die Ueberbleibsel der Stadtwirthschafts- und Territorialwirthschaftspolitik, wie sie gerade bei der Accise und dem Zolle sich zeigten, für eine Volkswirthschaft mit Gewerbefreiheit und freier Concurrenz nicht mehr paßten, mußte die Zeit von 1806 bis 1816 auch dem kurzsichtigen Auge deutlich machen. Der Anstoß, der von Ost und West das alte Accise- und Zollwesen erschütterte, führte eine Vorbereitungszeit für die Abschaffung der innern Zölle und damit für Schaffung einer preußischen Volkswirthschaft herbei. Auch die Erfahrungen, die man beim Kriegsimpost machte, zeigen deutlich: erst müsse ein preußisches Zollsystem entstehen, ehe an ein deutsches Zollsystem gedacht werden könne.

Auch die Bedeutung der Klassen- und Einkommensteuer von 1811 und 1812 darf man nicht unterschätzen. Zwar gab es vor 1810 die Contribution als ständige directe

Steuer; aber erstens umfaßte diese nur das platte Land, nicht die Städte; zweitens konnten seit Jahrhunderten geltende Steuern oder vielmehr mannichfache, verschiedenartige, nicht einmal sämmtlich in die Staatskasse fließende Abgaben unmöglich das Bewußtsein erwecken: das Steuerzahlen sei eine staatsbürgerliche Pflicht; erst die Klassensteuer von 1811 und die Einkommensteuer von 1812, die alle Gesellschaftsschichten, die Stadt und Land umfaßten, haben dieses Bewußtsein im preußischen Volke, ich will nicht sagen hervorgebracht, aber doch mehr geweckt als irgendeine andere Steuer.

Die stolzen Vertreter des ostpreußischen Provinzialismus, die Dohna und Schön, stemmten sich der berliner Centralverwaltung entgegen. Zum Glücke ohne Erfolg: durch die Steuerpolitik der Jahre 1806—16 wurde die Centralisirung des Staates wesentlich befestigt! Mit dem Jahre 1817 war der Boden geschaffen, auf dem die preußische Steuerpolitik der kommenden Jahrzehnte mit Erfolg weiter bauen konnte.

Die Weckung der persönlichen und wirthschaftlichen Kräfte der Nation — dies war der Grundgedanke der Reformgesetzgebung, wie sie nach dem tilsiter Frieden von den preußischen Staatsmännern jener Zeit angebahnt wurde. Welch ein Muth, welch ein Vertrauen in die Zukunft gehörte dazu, in diesem durch den unglücklichen Krieg so unendlich erschöpften Lande an die Reform des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens zu gehen!

Man findet über alle diese Dinge in dem ersten Theile des Mamroth'schen Werkes (er zählt 788 Seiten) reichliche Belehrung. Wer weiß, was Quellenstudien zu bedeuten haben, wird über den außerordentlichen Fleiß staunen, der in dieser Arbeit liegt. Auch die treffliche Sachkenntniß des Verfassers verdient rückhaltlose Anerkennung. Man darf den folgenden Bänden mit Spannung entgegensehen.

3. Die österreichisch-ungarische Währung von Paul Pacher. Leipzig, Literarische Anstalt, August Schulze. 1890. Gr. 8. 3 M.

Seit mehr als 21 Jahren steht Oesterreich-Ungarn unter dem Banne des Zwangscurses seiner schwankenden Papierwährung. Es ist schwer zu schildern, wie groß der durch die Werthschwankungen dieser Papierwährung angerichtete Schaden am Nationalwohlstande gewesen ist, und wie tausendfältig schweres Unrecht der leichtfertig und gedankenlos decretirte Zwangscurs an 20—24 Millionen Erwerbender verbrochen hat. Endlich scheint nunmehr die Regierung ernstlich an die Regelung der Valuta herangehen zu wollen; es ist wahrlich hohe Zeit dazu!

Solche Fragen wie die Währungsfrage lassen sich aber von einzelnen oder am grünen Tische nicht einmal erschöpfend studieren, geschweige denn erledigen. Nur durch eine eingehende und freimüthige öffentliche Behandlung kann die Lösung gefunden werden. Man kann es deshalb dem alten Pacher Dank wissen, daß auch er sich ausgesprochen hat. Seine Broschüre ist von allem, was ich bisher über die österreichische Währungsfrage zu Gesicht bekommen habe, das weitaus Beste. Es ist ein hochinteressantes Schriftchen, packend geschrieben; wer es einmal zu lesen begonnen, wird es nicht wieder aus der Hand legen, bis er damit zu Ende ist. Daß Pacher seine Ansichten mit außerordentlicher Beredsamkeit und Gewandtheit verficht, ist längst bekannt. Es ist der österreichischen Publicistik überhaupt eigen, farbenreich, lebhaft und interessant zu sprechen; freilich ist oft viel Blendwerk dabei, hinter den volltönenden Phrasen bergen sich oft die plattesten Gedanken; aber das kann man von der Pacher'schen Arbeit nicht sagen. Sie bietet übrigens mehr, als man auf den Titel hin zu glauben geneigt ist; sie gewährt z. B. — allerdings recht betrübende — Einblicke in die Corruptionswirthschaft Oesterreichs, bekämpft aufs bitterste die gegenwärtigen Preßzustände und spricht auch viel über österreichische Zustände im allgemeinen. Das bedeutet aber kein Abschweifen vom Thema, weil die österreichischen Währungszustände ohne die österreichischen Preß- und Staatswirthschaftszustände einfach nicht denkbar wären. Auch das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland wird berührt; der Verfasser sagt da:

> Wir Deutschen der Ostmark sind die ältern der deutschen Bruderstämme. Als Berlin noch ein kleines Fischerdorf war, hatte Wien schon Jahrhunderte deutscher Geschichte hinter sich, hatten welterschütternde und gestaltende Ereignisse sich an seinen Mauern abgespielt, blickten die Thurmspitzen seiner gothischen Dome auf die frühe deutsche Cultur. Wir wollen dem jüngern Bruder das seltene Glück nicht misgönnen, seinem Stamme den größten Mann des Jahrhunderts entsprossen zu sehen; wir wollen ihn nicht beneiden, nicht um seinen Wohlstand, nicht um das Ansehen, das er in der Welt genießt; wir wollen dankbar die Bruderhand ergreifen, wo sie uns zu Schutz und Trutz gegen äußere Feinde geboten wird; aber wir wollen bei dem jüngern Bruder nicht betteln gehen und wollen uns am allerwenigsten ihm als Kostgänger aufdrängen.

Und fügt dann hinzu: die öffentliche Meinung sei in ganz Deutschland darüber aufgeklärt, daß das Deutsche Reich mit seinen Polen, mit seinen Welfen, seinen Reichsländern so vollauf zu thun habe, daß es Wahnsinn wäre, sich auch nur einen der Rieger, Gregr und wie sie alle heißen, auf den Hals zu laden; kein deutscher Monarch, kein deutscher Staatsmann könnte nach solchem Zuwachs Verlangen tragen.

Ob nicht manchmal in allzu dunkeln Farben gemalt ist? Ich kenne die österreichischen Verhältnisse ziemlich genau und muß sagen, daß ich einem solchen Pessimismus der Anschauungen und Auffassungen nur selten begegnet bin. Eine gewisse Verbitterung ist ja berechtigt; wer ab und zu Gelegenheit hatte, die Entscheidungen der obersten Gerichtshöfe von hüben und drüben einander gegenüberzustellen; wer die Strammheit der deutschen Verwaltung mit der polnischen Wirthschaft in Oesterreich vergleicht; wer sich den thatkräftigen Ernst der Volkswirthschaftspflege im Deutschen Reiche vor Augen hält und andererseits aus der traurigen Reihenfolge der österreichischen Handelsminister: Wikenburg, Banhans, Chlumetzky, Pino ersieht, wie in Oesterreich seit einem Menschenalter der

Volkswohlstand als das Aschenbrödel der Staatswirthschaft behandelt wird, dem kann als Oesterreicher ein Gefühl nicht nur tiefer Beschämung, sondern auch lauter Entrüstung nicht erspart bleiben. Aber es scheint mir zu weit gegangen zu sein, von einem „geistigen Zurückgebliebensein" des österreichischen Volks in seiner Gesammtheit zu sprechen. Diesseits der Leitha hätte man Fähigkeit genug gehabt, den vor Jahrzehnten begangenen und von der noch lebenden Generation in neuer Auflage zum Gesetze erhobenen Fehler als solchen zu erkennen. Daß man erst zur Stunde einzusehen beginnt, wie Staat und Volk durch die Währungsunsicherheit dieser Zeit gering gerechnet um 10—20 Milliarden (!) geschädigt worden sind; daß man erst heute klar darüber wird, wie man als großer Bankmann ein Stümper hätte sein müssen, wenn man an dem, was dem Staate und der Bevölkerung so schweres Geld gekostet hat, nicht Millionen verdiente, und wie thöricht es gewesen ist, diesen Bankleuten und ihrer „Neuen Freien Presse" zuzumuthen, in der Valutafrage die Initiative zu ergreifen — das gibt für die außerhalb der Bankwelt stehende erwerbende und denkende Bevölkerung trauriges Zeugniß von fabelhafter sorgloser Gemüthlichkeit und Schlaffheit, politischem Stumpfsinn und gänzlicher Verkennung der tiefuntersten Grundlagen ihres wirthschaftlichen Erwerbes. Aber wie gesagt, die Fähigkeit, das zu erkennen, hat man in Deutsch-Oesterreich gehabt. Für Ungarn freilich mag der Pacher'sche Vorwurf zutreffen. Erst seit Ungarn mit dem Jahre 1867 seine politische Selbständigkeit errang, konnte dort mit dem Nachholen der Cultur des 19. Jahrhunderts begonnen werden; trotz des überwältigenden wirthschaftlichen Fortschritts, den Ungarn seitdem aufzuweisen hat, war das Land im richtigen Verständnisse der modernen Wirthschaft bis in die letzten Jahre noch nicht ganz auf dem Laufenden; nur so ist es zu erklären, daß auch dort die Frage der Valutaregulierung erst so spät auf die Tagesordnung der innern Politik des Landes gesetzt wurde. Denn in Ungarn gibt es keine Schlaffheit, keine Gemüthlichkeit und keinen Stumpfsinn; in Ungarn versteht man es seit 900 Jahren, daß das materielle Wohl von Volk und Staat in der Politik wurzelt; dort gibt es keine denkenden, gebildeten und finanziell unabhängigen Menschen, die sich rühmten, keine Politiker zu sein!

Daß der Verfasser der vorliegenden Schrift das Heil Oesterreich-Ungarns in dem Uebergange zur reinen Goldwährung erblickt, kann man ihm bei der Sachlage nicht weiter übelnehmen; aber betroffen hat mich das geringe Verständniß, das er der Doppelwährung entgegenbringt. In den wenigen Seiten, die er auf dieselbe verwendet, begeht er eine Menge der schwersten Irrthümer, die von von Kardorff, Arendt, Haupt, Gibbs u. a. längst als solche gebrandmarkt worden sind. Für uns Bimetallisten ist es sehr interessant, von Herrn Pacher zu hören, daß wir viel schweigsamer geworden seien, und daß keiner unserer hervorragenden Wortführer es mehr unternehme, irgend einem Staate den Uebergang zur Doppelwährung zu empfehlen. Von dem vorjährigen Münzcongresse in Paris, von den Vorgängen in den Abgeordnetenhäusern Englands und Deutschlands scheint Herr Pacher nicht viel gehört und gelesen zu haben. Und was sagt er zu dem vollkommenen Siege der Doppelwährungspartei in den Vereinigten Staaten?

4. Die socialen Aufgaben der industriellen Arbeitgeber. Von August Meininghaus. Tübingen, Laupp. 1890. Gr. 8. 3 M.

Die Arbeit ist eine Doctordissertation. Neue Gedanken bringt sie nicht, was von ihr als einem ersten wissenschaftlichen Versuche kaum anders zu erwarten ist. Aber sie ist eine werthvolle, recht gewissenhaft-fleißige Zusammenschmelzung einschlägigen Materials. Leider sind dabei die ganz vorzüglichen Arbeiten des eben verstorbenen elsässischen Abgeordneten Charles Grad nicht benutzt worden, der wol das Beste geschrieben hat, was bislang in dieser Frage erschienen ist. Bei der gewaltigen Literatur, die der Verfasser für sein Werkchen heranzog, ist es nicht recht verständlich, wie er gerade die anerkannt besten Arbeiten über sociale Verhältnisse desjenigen Landes unbeachtet lassen konnte, dessen Industrie zu Gunsten ihrer Arbeiterbevölkerung zweifellos die ersten und meisten Einrichtungen aus eigener Initiative zu einer Zeit geschaffen hat, wo man eine Arbeiterschutzgesetzgebung noch nicht im entferntesten ahnte.

Die Schrift ist sehr optimistisch gehalten. Es ist gewiß ganz schön, von „Humanität, Gerechtigkeit und Sittlichkeit" zu reden und den Arbeitgebern „Egoismus und Ausbeutungssucht" vorzuwerfen und zu sagen: der Klassengegensatz zwischen Unternehmern und Arbeitern solle verschwinden und an die Stelle eines feindlichen Interessenkampfes solle ein auf gegenseitiges Vertrauen gegründetes friedliches und harmonisches Zusammenwirken wohlwollender, humaner Arbeitgeber und treuer, dankbarer Arbeiter treten. Aber man darf nicht vergessen, daß Menschen Menschen sind und Menschen bleiben werden, so lange es Menschen gibt. Die sociale Frage wird nie in der Weise gelöst werden, daß Undankbarkeit einerseits und Selbstsucht andererseits aus der Welt geschafft sind; selbst mit all den herrlichen Maßnahmen nicht, für die Dr. Meininghaus so warm eintritt. Beweis dafür ist die Thatsache, daß gerade die Fabriken, deren Besitzer in edler Menschenfreundlichkeit und lobenswerther Uneigennützigkeit alles für ihre Arbeiter gethan haben, was sie thun konnten, vielfach Brutstätten der Socialdemokratie gewesen sind.

Den Arbeitgebern möchte ich die Schrift angelegentlich empfehlen; sie können viel aus ihr lernen.

5. Die Frau und die Gesellschaft. Ein Wort zur Frauenfrage von Konrad Ettel. Wien, Szelinski. 1890. 8. 50 Pf.

Diese kleine Broschüre soll eine Erwiderung auf die im Jahre 1886 unter dem Titel „Le droit de la femme" erschienene Schrift Secrétan's sein. Mit ihrem Inhalte

kann man sich im großen und ganzen einverstanden erklären. Tadelnswerth aber ist der an einigen Stellen auftretende frivole Ton: das ganz überflüssige Herbeiziehen gewisser heikler Punkte und das jedes gutgläubige Gemüth verletzende Bespötteln religiöser Volksanschauungen. Daß man in der Frauenfrage nicht bloß eine Frage der Frauen, sondern auch eine Frage der Männer, eine Gesellschafts-, eine Cultur-, eine wirthschaftliche Frage zu erblicken hat, ist richtig. Im übrigen war eine Ehrenrettung der deutschen Frauen und eine an sie gerichtete Warnung vor den Schäden, die eine Gleichstellung der Frau auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit für Staat, Gesellschaft und Familie mit sich bringen würde, wol kaum nöthig. Unsere braven deutschen Frauen werden für Emancipationsgelüste, wie sie in der englisch-nordamerikanischen und wol auch in der pariser Gesellschaft zu Hause sind, glücklicher- und verständigerweise niemals zu haben sein.

Richard Oertel.

Zur deutschen Culturgeschichte.

Bilder aus dem deutschen Leben des 17. Jahrhunderts. Von Richard Hodermann. Erstes Heft: Eine vornehme Gesellschaft. (Nach Harsdörffer's Gesprächspielen.) Mit einem Neudruck der „Schutzschrift für die Teutsche Spracharbeit". Paderborn, F. Schöningh. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.

Als der wackere nürnberger Rathsherr Philipp Harsdörffer von Italien, wo er an der arkadischen Schäferpoesie Geschmack gefunden, zurückgekehrt war und zwei Jahre nach seiner Aufnahme in den Palmenorden mit seinem Freunde und Collegen Johann Klai den Gekrönten Blumenorden an der Pegnitz stiftete, da bedeutete dieses Ereigniß für unsern Patricier den Beginn eines emsigen literarischen Schaffens, dessen Ergebnisse er uns in nicht weniger als 47 ganzen Bänden hinterlassen hat. Aber nicht in den mit sinnreichen Beiwörtern gespickten vorgeblichen Poesien, den tonmalenden geistlichen Gesängen, den acht Bändchen mit „Frauenzimmer-Gesprächs-Spielen" oder gar dem „Poetischen Trichter die Teutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen" liegt die bleibende Bedeutung des „Spielenden". Sein vornehmstes Verdienst hat er sich wie so mancher andere Zeitgenosse dadurch erworben, daß er in der trostlos öden Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege das kümmerlich flackernde Flämmchen deutschen Geisteslebens vor gänzlichem Verlöschen zu bewahren, die Würde und Ehre der deutschen Muttersprache zu vertreten den Muth hatte. Tragen auch die darauf gerichteten Bestrebungen hier wie damals überall den Stempel des Unfertigen, Steifen, ja Kindischen an sich, grund- und ziellos waren sie nicht, der Wille war der beste, und wir begrüßen in ihnen die schüchtern aufkeimenden Anfänge eines sich wieder sammelnden und auf sich selbst besinnenden deutschen Volksgeistes, der noch wie schlaftrunken aus tiefer Betäubung erwacht. Es ist darum ein glücklicher Gedanke, aus jenen trüben Tagen Culturbilder zu zeichnen, die in ihrer Gesammtheit uns vergegenwärtigen, aus welch namenloser Schwäche und Ohnmacht der deutsche Volks- und Sprachgeist nach der Zeit des großen Kriegs sich hat erheben müssen, bis er wieder im Stande war, auch nur die ersten Gehversuche zu machen.

Hodermann faßt nun seine Aufgabe in dem vorliegenden Büchlein so an, daß er uns in der Art von Hagen's „Norica" ein nürnberger Landhaus vorführt, dessen Besitzer, Herr Vespasian von Lustgau, seine Gäste, Männer und Frauen, alt und jung, vermählt und unvermählt, an einem schönen Septembertage des Jahres 1647 bei sich empfängt, um mit ihnen an einer jener Unterhaltungen sich zu ergötzen, wie sie Harsdörffer's „Frauenzimmer-Gespräch-Spiele" schildern. Dabei beobachtet der Verfasser feinsinnig das Verfahren, die verschiedenen bezeichnenden Züge der „Gespräch-Spiele" und anderer zeitgenössischer Schriften zu einem Gesammtbilde zusammenzufassen, in welchem wir das getreue Spiegelbild jener encyklopädisch-akademischen Gesellschaftsunterhaltungen erblicken, die, gewürzt durch Pfänderscherze, Anekdoten und Räthsel, salomonisch mit Weisheit und Klugheit spielen, indem sie über Kunst und Natur, Moral, Poeterei, Philosophie, Mythologie, Religion, Literatur, Rhetorik und tutti quanti sich ergehen, wol auch über Gespenster, Träume, Misgeburten, Kometen, Kartenschlagen, Wahrsagen, Mnemonik, Physiognomik, oft gezwungen, philisterhaft und hohl, doch nicht ohne daß hie und da unter dem Schwulste und Staube des Althergebrachten sich lebenskräftige, zukunftverheißende Gedanken regen.

Als Anhang ist ein genauer Abdruck der „Schutzschrift für die Teutsche Spracharbeit und derselben Beflissene" gegeben, welche ursprünglich eine erste Zugabe zu den „Gespräch-Spielen" bildete. Sie zeigt uns, welche vaterländischen Phantasien über die deutsche Sprache und deren Verbesserung die Kreise der Pegnitzschäfer hegten. Auch hier ist vieles kindlich und ärmlich, der Kern aber tüchtig und gut, und unsere die Sprache verwelschenden Fremdwörterhelden könnten sich an den ehrlichen Bestrebungen des alten „Spielenden" ein Muster nehmen.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

Im Verlage von Eckstein Nachfolger in Berlin erscheinen „Neue Literarische Volkshefte“ (à 50 Pf.), aus denen wir einige herausheben. Nr. 3 und 4 enthalten die sehr geschickte Behandlung folgender Themen: „Die socialen Kämpfe im Spiegel der Poesie“; „Kritik der Kritik“. In Nr. 3 beklagt der Verfasser, daß die bösen socialen Romane und Dramen meist fremdländische Gebilde sind. Er denkt an den jüngern Dumas, Sardou, Feuillet, Augier, Zola u. a., an Björnson und Ibsen, welche er kurz, aber schlagend charakterisirt. Eine eigene sociale Dichtung hätten wir gegenwärtig in Deutschland nicht; Lindau sei nur eine geschickte, aber nicht dauerhafte Mischung von Pikanterie und Sentimentalität. Alle modernen Verhältnisse seien von ihm nur gestreift, ernstlich ausgetragen sei kein Problem. Die wirklich socialen Dramen von Richard Voß stehen ganz im Banne der Franzosen und Norweger; Julius Hart und Max Kretzer schildern die Versumpfung der höhern Stände. Nur Gustav Freytag hat von unsern Classikern aus den Weg in die moderne sociale Dichtung gefunden. Nr. 4 legt den Krebsschaden unserer Kritik glänzend bloß. Der Verfasser bekämpft die Vielschreiberei und Anonymität vieler Recensenten, das Hineinmischen der politischen Parteiorgane in die Bücherkritik, das meist flüchtige Durchblättern der recensirten Schriften, das Schablonenhafte, Sprunghafte, Oberflächliche oder gar Niederträchtige vieler Kritiken. Die Kritik wird oft von einer Partei, Schule oder Clique in ihrem Interesse förmlich organisirt, die Wahrheit wird aus den denkbar materiellsten Rücksichten vertuscht oder unterdrückt, oftmals ist eine Recension die ungescheute Quittung über ein demselben Blatte aufgegebenes Inserat. Die Zeitungsleser faseln gern das nach, was ihr Blatt ihnen vorgekaut hat. Als Gegenmittel gegen diese Schäden der Kritik werden empfohlen: 1) Jeder Schriftsteller sollte es sich zur Pflicht machen, keine sachlich oder moralisch anfechtbare Kritik ohne Widerspruch über sich ergehen zu lassen; 2) er sollte an keinem Blatte mitarbeiten, welches in einem besonders klaren Falle seinem Recensenten zu Unrecht das letzte Wort gelassen hat; 3) es sollte ein literarischer Schutzverein gegen kritische Vergewaltigung gegründet werden.

Das Heft Nr. 7 behandelt das Thema: „Die französische Revolution im Spiegel deutscher Dichtung.“ Es findet, daß eine revolutionäre Poesie naturalistisch sein kann, aber nicht zu sein braucht. Sowie der heutige Naturalismus nun einmal geworden sei, werde er kaum auf sein wirksamstes Stoffgebiet Verzicht leisten. Verstehe man aber unter Naturalismus das Hinstreben des Unwirklichen nach natürlichem Schein, so sei der Naturalismus so unbegrenzt bei seiner Stoffwahl wie das Reich der Natur. Der Deutsche wolle sich persönlich zur Freiheit durchringen, der Franzose bringe die allgemeine politische Freiheit jedem auf.

Nr. 8 enthält „Eine berliner Theaterreise“. Dieselbe bietet viel Interessantes, darunter auch recht viel Betrübendes. Es wird die sogenannte „Freie Bühne“ als ein dem Naturalismus dienendes Unternehmen charakterisirt und der Satz aufgestellt: die modernen Literaturproducte Frankreichs, Rußlands, Norwegens und schließlich auch Deutschlands können nur unter dem Gesichtspunkte der „Lehrdichtung“ recht gewürdigt werden. Sodann erfahren wir Näheres über das vielbesprochene naturalistische Schauspiel von Gerhart Hauptmann: „Vor Sonnenaufgang“. Nur als didaktische Dichtung habe der extreme Naturalismus Berechtigung; darüber hinaus führe er zur Zerstörung der Poesie. Die Erschütterung des naturalistischen Kunstwerks bestehe in Grausen und Entsetzen, nicht aber in Begeisterung und Erhebung. Es folgt eine treffende Beurtheilung des „Generalfeldoberst“ von E. von Wildenbruch; mit Recht wird die Ausnutzung des Dramas für überpatriotische Tendenzen verworfen. Endlich erblickt der Verfasser eine Versöhnung von Realismus und poetischer Form in einer Zwischenstufe von Prosa und Blankvers. Ueber diese formale Neuerung hinaus bedürften wir aber der Seelengröße und Geistesreife in den Schöpfungen der Poesie.

Bibliographie.

Anthony, W., Frau Buchholz im Riesengebirge. Schweidnitz, Brieger. Gr. 8. 1 M.

Bauf, E., Licht und Schatten. Elberfeld, Born. 1889. 12. 1 M. 50 Pf.

Behre, C., Spiritisten, Occultisten, Mystiker und Theosophen. Offenes Sendschreiben an den Verfasser der „Spaziergänge in's Reich der Mystik“. Leipzig, Rauert u. Rocco. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Boileau's Satiren in freier Nachbildung von E. Weyhe. Mit einem Briefe von J. Wolff als Vorwort. Leipzig, Oehmigke. Gr. 8. 1 M.

Bonhöffer, A., Epictet und die Stoa. Untersuchungen zur stoischen Philosophie. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 10 M.

Böttcher, J. E., Nationalzeit, örtliche oder Weltzeit? Vortrag, in der gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig gehalten. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 50 Pf.

Collischonn, P., Frankfurt am Main im schmalkaldischen Kriege. Strassburg i. E., Trübner. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Conrad, M. G., Deutsche Weckrufe. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Döring, v., Geschichte des 7. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 96. 1ster Thl.: Vorgeschichte. Auf Befehl des königlichen Regiments zusammengestellt. Mit 3 Uniformbildern, 4 Ordenstafeln und 8 Planskizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Eynatten, Carola Freiin v., Deutsche Sagen und Geschichten. Bonn, Hanstein. 8. 3 M.

Sociale Fragen und Bildungs-Fragen aus höheren Ständen, in zwanglosen Heften. 1stes Hft.: Die Organisation der Bildung wider die Beherrschung der Gesellschaft durch das Geld. Ein Aufruf zur praktischen Lösung eines socialen Problems von B. Freih. v. Bothmer. Greifswald, Abel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Freese, A., Aus deutschem Hause. Preisgekrönte Novelle. Danzig, Hinstorff. 8. 3 M.

Geffcken, J., P. Güßfeldt und die Schule der Zukunft. Hamburg, Herold. Gr. 8. 40 Pf.

Gersdorff, Ada v., Verscherzt! Eine Studie. Berlin, A. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Holenia, E., Der Socialismus und seine Stellung zur Staatsgewalt. Social-politische Studie. Wels, Haas. 8. 40 Pf.

Hummel, F., Die Bedeutung der Schrift von Carl Schwarz über das Wesen der Religion für die Zeit ihrer Entstehung und für die Gegenwart. Ein Beitrag zur Behandlung des religionsphilosophischen Problems. Gekrönte Preisschrift. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Im Felde. Erfahrungen und Bilder aus dem täglichen Leben und Kriege. Von einem aktiven älteren Offizier. Berlin, Eisenschmidt. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Jedina, L. v., An Asiens Küsten und Fürstenhöfen. Tagebuchblätter von der Reise Sr. Maj. Schiff „Fasana“ und über den Aufenthalt an asiatischen Höfen in den Jahren 1887—1889. Mit einer Karte, 70 Voll- und 170 Textbildern, zum Theil nach Original-Aufnahmen Sr. k. und k. Hoheit des Herrn Erzherzog Leopold Ferdinand, E. Hermann und M. Graf Bissingen. 1ste Lfg. Wien, Hölzel. 4. 50 Pf.

Klausner, G. A., Das Deutsche Reich in Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Nationalpolitische Betrachtungen aus Süddeutschland. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 1 M.

Klette, T., Beiträge zur Geschichte und Litteratur der italienischen Gelehrtenrenaissance. III. Greifswald, Abel. Gr. 8. 5 M.

Lipperheide, V., Thomas von Aquino und die platonische Ideenlehre. Eine kritische Abhandlung. München, Rieger. Gr. 8. 3 M.

Lohmeyer, K., Herzog Albrecht von Preussen. Eine biographische Skizze. Festschrift zum 17. Mai 1889. Danzig, Kafemann. Gr. 8. 80 Pf.

Neide, S., Wilhelm von Humboldt als Richter und Ratgeber bei Schiller's lyrischen Gedichten. I. Landsberg a. W. Gr. 4. 1 M.

Rothenburg, Adelheid v., geb. v. Zastrow, Aus dem Blumenthalwald. Eine Erzählung für Jung und Alt. Elberfeld, Buchhandlung des Erziehungs-Vereins. Gr. 8. 2 M.

Salomon, F., Frankreichs Beziehungen zu dem schottischen Aufstand 1637—1640. Mit einem Exkurs über die Fälschung der Briefe des Grafen d'Estrades. Berlin, Speyer u. Peters. 8. 1 M. 80 Pf.

Schreiber, G., Geschichte des Infanterie-Regiments von Borcke (4. Pommersches) Nr. 21. 1813—1889. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 15 M.

Schreyer, H., Das humanistische Gymnasium und die Anforderungen der Gegenwart. Halle a. S., R. Schroedel. Gr. 8. 80 Pf.

Stückmann, H., Zwangserziehung. Ein Beitrag zur Lösung einer für Staat, Kirche und Schule wichtigen Zeitfrage. Dortmund, Köppen. 8. 60 Pf.

Volger, F., Die Altenburger Bauern in ihren Trachten, Sitten und Gebräuchen. Altenburg, Bonde. Gr. 8. 20 Pf.

— — Die deutschen Kaiser und ihre Beziehungen zu Altenburg. Altenburg, Bonde. Gr. 8. 50 Pf.

Wilm, E., Religion und Wissenschaft. Eine Sühneversuch. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Ergänzung zu jeder Litteratur-Geschichte!

Graphische Litteratur-Tafel

Die Deutsche Litteratur
und der Einfluss fremder Litteraturen auf ihren Verlauf
vom Beginn einer schriftlichen Ueberlieferung an bis heute
in graphischer Darstellung von
Dr. Cäsar Flaischlen.
Farbige Tafel mit erklärendem Text in Karton gefalzt M. 2.—
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung in Stuttgart.
Illustrierte Anzeigen kostenfrei durch die Buchhandlungen.

Zum 75jährigen Burschenschafts-Jubiläum
ist in meinem Verlage erschienen:
Theobald Raßmus

„O quae mutatio rerum!“

Reminiscenzen eines alten Jenensers.
Mit 12 Abbildungen der Stadt Jena und des Universitätskarzers.
(Ladenpreis elegant geb. M. 4, brochirt M. 3.)

Das Buch zeichnet sich durch Originalität und frische lebendige Darstellung aus und wird Jedem, der so glücklich war, das Jenenser Studentenleben kennen zu lernen, eine bleibende angenehme Erinnerung sein.

In der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom 26. Juni ist das Werk auf das Günstigste besprochen worden.

Leipzig, im Juli 1890. **Alfred Lorentz.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Stanley: Im dunkelsten Afrika.

Aufsuchung, Rettung und Rückzug
Emin Pascha's,
Gouverneurs der Aequatorialprovinz.
Zweite Auflage.
2 Bände mit 150 Abbildungen und 3 großen Karten.
Geh. 20 M. Geb. 22 M. Velinausgabe geb. 40 M.
Auch in 40 Lieferungen zu 50 Pf. zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Arbeit in Afrika.

Erfahrungen und Betrachtungen.
Von **Herman Soyaux.**
8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Ober-Ingelheim

Selbstgekelterten, reingehaltenen
Rothwein, i. Faß v. 80 Pf. an p. L., p. Fl. v. M. 1.— an
Weißwein, i. Faß v. 50 Pf. an p. L., p. Fl. v. 80 Pf. an
in allen Preislagen u. jedem Quantum offerirt
Friedrich Emil Ludwig, Weinproduzent.

Verlag v. F. A. Brockhaus, Leipzig.

EMIN-PASCHA.

Eine Sammlung
von Reisebriefen
Dr. Emin-Pascha's.
Herausgegeben
von Dr. G. Schweinfurth
u. Dr. F. Ratzel.
Mit Porträt und Lebensskizze.
Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

„Ein classisches Werk.“ **Colonial-Jahrb.**
„Von packendem Interesse.“ **Illustr. Ztg.**
„Der rechte Gouverneur für Deutsch-Ostafrika.“ **Kreuz-Ztg.**

Cäsar und Minca

(notarisch bekannt grösste Europ. Hunde-Züchtereien)
Prämiirt mit gold. u. silbern. Staats- u. Vereinsmedaillen.
Zahna (Königr. Preussen)
Liefer. Sr. Maj. des Deutschen Kaisers, Sr. Maj. d. Kaisers von Russland, Sr. Maj. Gr. Sultans der Türkei, Sr. Maj. des Königs der Niederlande, Sr. K. Hoheit des Grossherzogs v. Oldenburg, desgl. vieler Kaiserl. u. Königl. Prinzen, reg. Fürsten etc. etc.



offerieren zur bevorstehenden
Jagdsaison
ihre Specialitäten in **Vorsteh-, Jagd-, Dachs-, Brackier** u. **Windhunden,** ferm dressirt, roh und jung, unt. weittragend. Garantie, sowie **Luxus-** u. **Wachhunden** vom grössten **Ulmer Dogg** u. **Berghund** bis zum kl. **Salonhündchen.**
Preisverzeichnisse mit Illustrationen in Deutsch. u. Französ. Sprache fco. gratis.
Die 5. Aufl. der Broschüre „Des edlen Hundes Aufzucht, Pflege, Dressur und Behandlung, Krankheit“ mit 50 Illustr. von fast ausschl. mit ersten Pr. pr. Racehunden in deutsch. u. franz. Sprache für ℳ. 10—, Francs 12,50, Rubel 5—, Gulden 6.
Vorführung der Vorstehhunde kann in Zahna oder Wittenberg erfolgen.
Eigne Permanente Hunde-Verkaufs-Ausstellung von mehrerer hundert Hunde. (Bahnhof Wittenberg.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 7. August 1890.

Inhalt: Neues über Goethe. Von Wilhelm Buchner. — Neue Romane. Von J. J. Honegger. — Dichtungen aus Tirol. Von Fritz Lemmermayer. — Reisewerke. Von Alfred Kirchhoff. — Zur Geschichte und Biographie des Jahrhunderts. Von Wilhelm Müller. — Sociales. Von Karl Sallmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Neues über Goethe.

1. Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Elfter Band. Mit dem fünften Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening. 1890. Gr. 8. 10 M.

Der Goethe-Freund wird jedesmal einen neuen Band des „Goethe-Jahrbuchs" mit Freude begrüßen; so soll auch dieser elfte Jahrgang willkommen sein!

Eingeleitet wird derselbe durch drei Bildnisse nach Miniaturen aus dem Frühjahre 1811, Goethe selbst, Christiane und ihren Sohn August darstellend, das erstere etwas größer, die beiden andern kleinere Gegenstücke. Der Dichter ist ohne Zweifel ähnlich, aber wie es scheint nicht eben geistvoll aufgefaßt; Christiane erscheint als eine noch leidlich hübsche, üppig gebaute Frau, August als ein schmächtiger Jüngling mit tiefen, sinnenden Augen. Als Maler nennt das Vorwort den Hauptmann Raabe, gestorben zu Rom 1837; die Bilder befinden sich im Besitze des Sanitätsraths Dr. Vulpius zu Weimar.

Gehen wir nun zum Inhalte über, so bringt das erste Hauptstück „Neue Mittheilungen", und zwar zunächst aus dem Goethe- und Schiller-Archive. Den Reigen eröffnet ein von K. Burdach herausgegebenes, bisjetzt unbekanntes Ghasel Goethe's auf den Eilfer. Das Gedicht ist sehr flüchtig geschrieben und verräth nicht blos in der äußerst willkürlichen Behandlung der morgenländischen Dichtungsform, sondern auch in der nicht immer durchsichtigen Darstellung des Gedankens die rasche Entstehung. Goethe hat das Gedicht nachmals umgearbeitet, aber in den „Divan" ist es erst 1868 aufgenommen worden und erscheint da in völlig anderer Gestalt. Burdach erweist in sehr umfänglicher Darstellung, daß das Gedicht wahrscheinlich im October 1815 gelegentlich der Heimkehr vom Rhein, wo es im gastlichen Hause Willemer an edelm Elfer nicht gefehlt hatte, auf einer Fußwanderung bei Meiningen entstanden sei. Wenn der Herausgeber in etwas überschwenglicher Weise sich über das Gedicht ausspricht und es mit „Wanderers Sturmlied" vergleicht, so ist das Geschmackssache; Goethe that meines Erachtens wohl daran, daß er die flüchtige Geburt einer angeregten Stunde verwarf; das Ghasel auf den Eilfer fügt seinem Ruhmeskranze kein Blatt bei; der scharfzüngige Merck hätte dabei Gelegenheit gehabt, sein Wort zu wiederholen: „Solchen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben, das können die andern auch."

B. Suphan veröffentlicht „Ein mit Goethe's Namen überliefertes unbekanntes Gedicht". Dasselbe befindet sich, mit Goethe's Namen bezeichnet, aber von anderer Hand geschrieben, im von Arnim'schen Familienarchive zu Wiepersdorf; es wird hier mitgetheilt, „um dem Gedichte das Anrecht auf eine allseitige Prüfung zu schaffen". Wenn ich meine Ansicht äußern darf, so ist das herzlich schwache Lied an das „holde schmeichelnde Klavier",

Ach dir singt sein stilles Leiden
Oft mein Mund in Liedern für —

eher von einer sentimentalen jungen Dame verfaßt als von Goethe, bei welchem solche Liebhaberei nicht vorhanden war. Uebrigens sagt Suphan in einem dem Vorworte des Herausgebers L. Geiger eingefügten Briefe: „Dem Dichter des apokryphen Liedes bin ich selbst noch auf die Spur gekommen: Siegmund von Seckendorff wird es sein." Daß das darauf folgende, ebenfalls von Suphan eingeführte humoristische Nachspiel zu Gotter's „Vasthi" von Goethe verfaßt sei, nimmt der Herausgeber selbst nicht als zweifellos an; mir erscheint der Streit zwischen Prolog und Epilog matt, Goethe's nicht würdig. Der daran geschlossene Briefwechsel mit dem Prälaten von Diez zu Berlin handelt über den „Divan" und Verwandtes; die Briefe Reinhard's an den Kanzler von Müller aus den zwanziger und dreißiger Jahren mögen als Ergänzung

dienen zu den Briefen von Goethe an Reinhard; aus den französisch geschriebenen Briefen des Grafen Reinhard an J. H. von Wessenberg — 1823 bis 1832 — werden die auf Goethe bezüglichen Stellen mitgetheilt. F. Zarncke berichtet nach einem neuerdings gefundenen Notizbuche von Goethe's Diener Näheres über Goethe's schlesische Reise. Ich kann nicht umhin, auszusprechen, daß die diesjährigen Mittheilungen aus dem Goethe-Archive einen etwas dürftigen Eindruck machen. Als zweiter Abschnitt dieser „Neuen Mittheilungen" folgen sechszig Briefe, davon neunundvierzig von, neun an Goethe, ein Brief von Goethe's Aeltern, ein Brief von Frau Rath. Diejenigen des Dichters sind freundschaftlichen oder geschäftlichen Inhalts, an die verschiedensten Personen gerichtet; unter den Briefen an Goethe möchten etwa zwei Schreiben von Lavater hervorzuheben sein.

Der zweite Abschnitt bringt Abhandlungen. Die erste derselben, überschrieben „Karlsbad 1785", ist von B. Suphan verfaßt. Derselbe fand im gräflich Brühl'schen Schlosse zu Seifersdorf ein Heft Aufzeichnungen des Grafen Moritz Brühl, welcher mit seiner schönen Gemahlin Christine oder Tina in jenem Sommer 1785 mit Goethe, Herder und Knebel zu Karlsbad freundschaftlich verkehrte; einige polnische Adelige schlossen sich an. Der Geburtstag des Grafen Moritz fiel gerade in jene vergnügte Zeit und ward festlich begangen; Goethe lieferte dazu ein umfassendes Festgedicht; auch die andern Weimarer ließen sich poetisch vernehmen, und Brühl berichtet eingehend über die Feier. Goethe blieb auch noch bis ins Frühjahr 1786 in brieflicher Beziehung zu der Gräfin, schrieb für sie ein kleines artiges Lied, dessen Tonsatz von Naumann dem Berichte beigegeben ist. Dieses und anderes der Hauptinhalt des Aufsatzes. Nach diesem leichten Eingange führt G. von Loeper's Arbeit „Zu Goethe's Sprüchen in Prosa" das schwere Geschütz der Gelehrsamkeit auf, den Nachweis, woher Goethe etwa die Anregung zu diesen Sprüchen empfangen, sehr verdienstlich, aber nur für den zünftigen Goethe-Forscher fruchtbar.

Allgemein ansprechend dagegen ist der folgende Aufsatz von M. Büsgen „Ueber Goethe's botanische Studien". Der Verfasser betrachtet zunächst die Zustände der Pflanzenkunde gegen Ende des 18. Jahrhunderts, wie sie sich vornehmlich durch Linné's übermächtigen Einfluß gestaltet hatten; eine vorwiegende Richtung auf Sammeln und Beschreiben, während man die Erforschung des innern Baues der Pflanze, die Gesetze ihres Wachsthums und ihrer äußern Entwickelung unbeachtet ließ. Goethe empfing erst in Weimar, durch seine Bemühungen um die Pflege der Forsten und sein enges Verhältniß zu der jenaer Hochschule, die Anregung, sich mit der Pflanzenkunde zu beschäftigen; im Verkehre mit den Wurzelgräbern und Förstern des Thüringer Waldes, wie mit den Professoren zu Jena, und endlich durch das Studium im Linné vertiefte Goethe sich in diese anmuthige Welt, wenn er auch im Gegensatze zu Linné die Beschreibung und saubere Einordnung der Pflanzen in die verschiedenen Abtheilungen nicht als den Zweck der Wissenschaft erkannte, sondern die Erkenntniß des Wachsthums, der verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit der Gewächse. Als Goethe 1785 nach Karlsbad aufbrach, nahm er sich den jungen Dietrich aus Ziegenhain, den Sohn eines seit Geschlechtern mit Heilpflanzen Handel treibenden Hauses, als Begleiter mit, und der junge Mann trug ihm auf der Reise selbst, wie schon in der Morgenfrühe am Brunnen zu, was er an Pflanzen erbeutet hatte, mit lautem Ausrufe der Linné'schen Namen. Und so war denn Goethe auch in die Erforschung der Pflanzenwelt eingeführt. Jedoch seinem allumfassenden Geiste genügte es nicht, die unterscheidenden Erkennungsmerkmale der Pflanzen zu wissen: er will die Regeln kennen lernen, nach welchen der Aufbau der ganzen Pflanze sich vollzieht. Die italienische Reise mit den Anschauungen einer fremden Pflanzenwelt schärfte seinen Blick, vertiefte seine Erkenntniß; 1788 kehrt er zurück mit der Idee der Metamorphose der Pflanzen. Das kleine und doch bahnbrechende Werk erschien 1790. Goethe setzt darin auseinander, wie die Pflanze nicht durch alle Theile gleichartig, sondern jedes Stengelstück vornehmlich in der Beschaffenheit der Blätter von seinen Nachbarn verschieden sei; er verfolgt das Blatt von seiner ersten Gestalt, als Keim- und Wurzelblatt, bis zur vollkommenen Gestalt, aus welcher es sich zunächst der Blüte wieder zurückbildet in einfachste Formen; er weist nach, wie die Blüte mit ihren vier verschiedenartigen Organen nichts sei als eine Weiterentwickelung von Blattkreisen; er denkt nach über die Urpflanze, die einfachste Gestalt der Blütenpflanze, aus welcher sich die unendlich reiche Gestaltenwelt der Gewächse entwickelt hat. Obgleich Goethe nur tastend vorwärts geht und nicht über eine allumfassende Anschauung gebietet, so hat er doch mit dem Scharfblicke des Genius das Richtige erfaßt, und die spätere mehr ins einzelne beobachtende Wissenschaft hat Goethe's große Anschauungen gerechtfertigt. So verband ihn auch weiterhin ein ausgebreiteter Briefwechsel mit den bedeutendsten Pflanzenforschern seiner Zeit, ja seltsamerweise war es ein Gespräch über die Urpflanze, welches zuerst die Freundschaft mit Schiller vermittelte.

Gab uns der Aufsatz von Büsgen eine anmuthige und überschauende Darstellung von des Meisters botanischen Studien, so führt uns die folgende Arbeit von Hermann Dechent „Ueber die Seelsorger der Goethe'schen Familie" wieder auf die verschlungenen Pfade der strammsten Goethe-Forschung. Es war bereits bekannt, daß ein Geistlicher aus der zu Frankfurt vielfach vertretenen Familie Fresenius des Dichters Aeltern 1748 traute und den kleinen Wolfgang wie fast alle Geschwister desselben taufte; nur die 1757 geborene früh gestorbene Schwester des Dichters Johanna Maria ward getauft durch den Schwager des kaiserlichen Rathes, den jungen Pfarrer Starck. Daß das jüngste 1760 geborene Brüderchen Wolfgang's wieder von Fresenius getauft ward, leitet Dechent her aus der politischen Zwiespältigkeit zwischen dem „fritzisch" gesinnten Rath Goethe und seinem Schwiegervater. Der Dichter

gedenkt des alten Geistlichen, welcher ihn für die Confirmation vorbereitete, in nicht gerade schmeichelhafter Weise; G. von Loeper hat als denselben eben jenen Fresenius betrachtet; Dechent erweist, daß dieses nicht wol möglich gewesen, sondern daß jener Geistliche Schmidt geheißen. Für den genauen Kenner der frankfurter Verhältnisse vor 120 Jahren mag dieses Ergebniß vielleicht einigen Werth haben; ob damit für die Kenntniß von des Dichters Leben ein Wesentliches gewonnen sei, darf man wol in Zweifel ziehen.

Es folgt dann der dritte Abschnitt: „Miscellen, Chronik, Bibliographie". Unter den erstern sind hervorzuheben die kleinen Aufsätze: „Sprichwörtliches bei Goethe" und „Goethe's Wortspiele" von H. Henkel; an den beiden übrigen Abtheilungen dürfen wir schweigend vorübergehen; was über Goethe noch alljährlich erscheint, ist übergroß. Als Schlußurtheil darf nicht verschwiegen werden, daß der elfte Band des „Goethe-Jahrbuchs" unsern allerdings nach frühern Vorgängen hochgespannten Erwartungen nicht entsprochen hat; er macht den Eindruck, als ob das Beste von den Schätzen des Goethe-Archivs bereits mitgetheilt und nur noch eine Nachlese möglich sei.

Dem Bande ist mit besonderer Seitenzählung beigefügt der fünfte Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft, aus welchem hier, wie bei frühern Besprechungen, ein kurzer Auszug folgen mag. Ueber das mit dem 31. December 1889 schließende Geschäftsjahr läßt sich im ganzen nur Günstiges berichten. Die Mitgliederzahl betrug an jenem Tage 3008, einschließlich der von 188 auf 160 zurückgegangenen Mitglieder der englischen Goethe-Gesellschaft und 18 Mitglieder auf Lebenszeit. Nach frühern Erfahrungen ist zu hoffen, daß der kleine Rückgang der Zahl sich demnächst ausgleichen werde. Das Baarvermögen betrug Ende 1889 20,082 Mark, etwa 1500 Mark mehr als Ende 1888. Die Goethe-Bibliothek hat zahlreiche Schenkungen erhalten; das bisherige Goethe-Archiv hat sich dadurch, daß demselben Schiller's Enkel, die beiden Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, im Mai 1889 Schiller's handschriftlichen Nachlaß und Büchersammlung durch Schenkung an die hohe Besitzerin des Goethe-Archivs, die Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar übergaben, in ein Goethe- und Schiller-Archiv verwandelt. Es sind durch diese edelherzige Schenkung dem Archive zugewiesen die Handschrift des „Demetrius", Schiller's Briefe an Lotte und deren Antworten, Schiller's Briefe an seine Schwiegermutter, an seinen Schwager Reinwald und dessen Gattin Christophine, an Wilhelm von Wolzogen u. s. w.; ferner zahlreiche Briefe an Schiller, Beiträge zu den Musenalmanachen u. s. w. Es liegt der Gedanke nahe, das Goethe-Schiller-Archiv zu erweitern zu einer Stätte, welche es sich zum Ziele setzt, die handschriftlichen Denkmäler aus Weimars classischer Periode im möglichst weitesten Umfange aufzunehmen. Ein trefflicher Anfang dazu ist bereits gemacht. Herder's Enkel, der Staatsminister Dr. Stichling zu Weimar, hat den Briefwechsel Herder's mit seiner Braut und anderes aus Herder's Nachlaß überwiesen. Zwei Urenkelkinder Wieland's schenkten über 200 Briefe von Wieland, Briefe von Reinhold, sowie solche von hervorragenden Zeitgenossen an beide. Außerdem sind dem Archive eine beträchtliche Anzahl weiterer Schenkungen zugegangen, unter welchen hier hervorgehoben werden mögen 148 Briefe von Wieland an seinen Verleger Göschen, Schiller's Handschrift der „Zerstörung von Troja", Briefe von Schiller, Goethe, Herder, Gleim, Lavater, Heinse, Merck, der Karschin, ein Manuscriptbruchstück von Novalis' „Ofterdingen", alles dem Archive dargebracht von dem bekannten Sammler A. M. Cohn zu Berlin; der Kenner dieser Dinge weiß, daß das ein fürstliches Geschenk ist. Und so ist die Hoffnung wol gerechtfertigt, daß das Goethe-Schiller-Archiv durch Schenkungen und Erwerbungen in der That mit der Zeit die Sammelstelle und Fundgrube werde des Bedeutendsten, was aus der Höhezeit unsers Schriftlebens noch erhalten ist. Das Goethe-National-Museum hat keine erhebliche Bereicherung erfahren, aber bessere Anordnung der Sammlungen und vor allem Schutz gegen Feuersgefahr durch die Erwerbung anstoßender Gebäude und Aufführung einer Brandmauer; es sind, abgesehen von den wiederkehrenden Verwaltungsausgaben, nunmehr im ganzen nahezu 100 000 Mark an weimarischen Staatsmitteln dem Goethe-National-Museum zugewendet worden. Es ist ein erfreuliches Bild stetigen Fortschreitens, welches sich uns hier darbietet; mögen Goethe-Archiv und Goethe-Museum in der bisherigen Weise rüstig weiterschreiten!

2. Goethe's Gespräche. Herausgegeben von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Dritter und vierter Band. Leipzig, v. Biedermann. 1889. Gr. 8. 10 M.

Zu wiederholten malen haben bereits d. Bl. des verdienstvollen Unternehmens Woldemar von Biedermann's gedacht, alles zu sammeln, was über Gespräche Goethe's berichtet wird. So liegen uns heute der dritte und vierte Band vor. Der dritte Band umfaßt die Jahre 1811—18; als Persönlichkeiten, mit welchen sich Goethe unterhält, treten vornehmlich hervor Riemer, Sulp. Boisserée, Fouqué, Luden, Knebel, Kanzler von Müller, Julie und Karoline von Egloffstein. Nur erwähnt werde, daß als Gegenstück zu der bekannten Aeußerung im Hause Körner's, Ende April 1813, „Schüttelt nur an euren Ketten u. s. w." wir ungern Fouqué's — oder Fr. Förster's? — Bericht vermissen über das Zusammentreffen einer Schar von preußischen Freiwilligen mit dem nach Dresden reisenden Goethe. Fouqué erkannte ihn, trat an den Wagen heran, begrüßte mit militärischer Gemessenheit den Dichter und bat um seinen Waffensegen, welchen denn auch Goethe in einem rasch ersonnenen kurzen und guten Sprüchlein ertheilte.

Der vierte Band führt uns von 1819 bis 1823. Hier treten in den Mittelpunkt von Goethe's näherm Kreise, außer dem bereits erwähnten Kanzler von Müller, Soret, Coudray, seit 1823 Eckermann; von Goethe's Reisen in die böhmischen Bäder und seinen Steinstudien berichten die fleißigen Aufzeichnungen des Rathes Grüner; als

musikalische Gäste ziehen der junge Felix Mendelssohn und die schöne Klavierspielerin Marie Szymanowska vorbei. Uebersehenes wäre nicht zu bemerken; einige kleine Versehen hätten wol Berichtigung verdient. So wenn im Berichte Grüner's S. 130 Goethe die feine italienische Tischlermosaik Artesia nennt, so wäre wol die Aenderung in Intarsia angezeigt gewesen. Auch ein paar Druckfehler sind in diesem Bande bemerklich. Zelter hat S. 149 schwerlich von seines Schülers Mendelssohn's Fingergeschlecht gesprochen, sondern von seinem Fingergeschick; S. 216 wäre für excuser zu lesen excuses, S. 277 vis centripeta; S. 330 wird es wol für Cormayan Courmayeur heißen müssen. Doch seien diese kleinen Ausstellungen nur vorgebracht als Beweis dafür, daß der Berichterstatter die beiden Bände sorgsam und dankbar durchgelesen hat.

Wilhelm Buchner.

Neue Romane.

1. Die Unbefleckte. Eine nichtconventionelle Geschichte von Heinrich Landsberger. Berlin, Steinitz. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Erloschen. Roman aus der petersburger Gesellschaft von Boris von Bielsky. Berlin, Ulrich u. Comp. 1890. 8. 3 M.
3. Bilder aus der Gegenwart. Erster Band: Chauvinismus. Ein Zeitbild von Franz Warnow. Dresden, Minden. 1890. 8. 3 M. 50 Pf.
4. Der Weg zum Glück. Roman von Robert Byr. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 9 M.

Alles ganz moderne Stoffe, Zeit- und Gesellschaftsbilder.

„Conventionell" ist Heinrich Landsberger's Geschichte „Die Unbefleckte" (Nr. 1) allerdings nicht, das hat in unsern Augen gar wenig zu bedeuten, weder nach gut, noch nach böse. Aber fein und empfehlenswerth ist sie gerade auch nicht, das will mehr sagen. Soll das Nichtconventionelle, das da mit Absicht im Titel betont ist, darin liegen, daß ein Hotelgast, der mit einer reisenden Dame zusammentrifft, welche gleich seine Aufmerksamkeit auf sich zieht, in den allerersten Tagen das Gesprächsthema auf die unbefleckte Empfängniß überführt? Der Umstand, den ja der Titel des Buchs doppelt heraushebt, ist darum stark zu betonen, weil er nicht etwa nebensächlich erscheint, sondern zu einem sehr entscheidenden Elemente der Handlung wird und gar vielsagende Bedeutung gewinnt für die Hauptpersonen. Unbestreitbar aber ist, daß die Frage: Inwieweit kann ein hochsinniges Weib, das sich, absehend von der priesterlichen Approbation, aus Liebe hingab, eine innere Reinheit des Sinnes, die wir Keuschheit des Gemüths nennen möchten, bewahren oder beanspruchen? daß also diese Frage ihre tiefe psychische Bedeutung und damit einen logischen und gemüthlichen Reiz hat. Aber gerade darum ist Art und Sachlage, wie sie da eingeführt werden, anstößig und verletzend. Der principielle Conflict dreht sich da um zwei Personen, die vermöge Lebensstellung und Erfahrung die weitest auseinandergehenden Standpunkte einnehmen: der Herr, ein steif und fest in seinen conventionellen Normen und Formen eingeschnürter norddeutscher Rechtspraktikant, vertritt natürlich die strenge Anschauung und verlangt von seiner künftigen Frau, daß sie durchaus unberührt geblieben. Die Dame, die einst einer schwer in ihr Leben eingreifenden Jugendliebe unter ungewöhnlichen Verhältnissen mehr zugestand, als die tugendfromme Welt billigt, nun aber nach langen Jahren ungeahnt eine neue Neigung in sich aufkeimen fühlt, kommt in eine sehr eigenthümlich schwierige Lage. Sie thut rasch entschlossen das Rechte, entzieht sich dem drohenden Conflicte durch die Flucht. Daß aber schließlich das Gemüth über das starre Princip Herr wird und die beiden trotz allem zusammenpassenden Personen sich finden und verbinden, ist ganz in der Ordnung.

Die kleine Geschichte erzählt also gar nichts als den schon häufig genug behandelten Vorgang, wie zwei, die der Zufall des Lebens einmal sich nahe gebracht, sich rasch innerlich anziehen und ein glückliches Liebes- und Ehepaar werden. Das haben wir schon in allen Variationen gelesen und solche bringt auch genugsam der gewöhnliche Verlauf des Lebens hervor, nur daß aus dem vermeinten Glücke hernach oft eine recht unliebsame Täuschung wird. Auf Bedeutung kann die Arbeit nicht Anspruch machen, auf Originalität auch nicht, sie sollte denn in dem rügend erwähnten Umstande zu suchen sein. Das Beste und Anziehendste ist, daß sie uns etwas von der Anmuth des überaus lieblichen Starnbergersees, an dessen herrlichen Ufern sie theilweise spielt, kosten läßt. Das berührt immer wie eine liebe schöne Erinnerung und sagt uns unstreitig besser zu als allerlei nutzlose Aphorismen über münchener Kunst, die geistreich sein sollen.

Curiose Sprachführung! Wir stoßen uns schon an der ersten Zeile des Buchs, die anhebt: „An irgendeinem Septembermorgen...." Was soll das heillose „irgend", das nicht blos Luxus, sondern ein Fehler ist? Dann: „Die restlichen hundert Schritt" — unstreitig nicht deutsch.

Das russische Buch: „Erloschen", von Boris von Bielsky (Nr. 2) — eine trost- und erbarmungslose Lektüre!

Die großen Schriftsteller dieser Nation, selbst das genialste Talent unter ihnen, haben uns allerdings schon lange an diese vom Nebelgrauen zum Nachtschwarzen abfallenden, unsäglich traurigen Zeichnungen gewöhnt; aber sie fallen uns immer wieder schwer aufs Herz, wenn sie sich in hartem Tone wiederholen. Ist es doch, als ob die gottverlassenen, lichtarmen Bilder nicht blos die ganze unsäglich traurige Einsamkeit und Verödung der unendlichen russischen Steppenwelt, das herzbeklemmende Düster von Erde und Himmel, sondern dazu noch das jammer-

volle Elend jammervoll schlechter socialpolitischer Zustände, die Hohlheit, Nichtigkeit, Verlogenheit und leerste Genußjagd von oben, die gedankenleere und thatenarme Verkommenheit von unten in sich tragen. So kommen den finstern innern und äußern Elementen gegenüber nur Gefühl und Wunsch des menschlichen Nichts auf, der Durst nach raschem Ausschöpfen leichter Genüsse und dann noch rascherem Ende, das Bewußtsein unüberwindlicher Zwecklosigkeit, bei denkenden Naturen das Grübeln über den unerforschlichen Räthseln des Daseins, und da auch dabei nichts zu erholen, schließlich das Verlangen nach todter Ruhe, Vergessen und Vergehen, dem Nirwana. Gegenüber der schweren Tiefe dieses Pessimismus und Fatalismus ist Schopenhauer mit dem seinigen ein Kind und in diesem Gedankenkreise kommt nicht selten ein Grauen über uns. Die vornehme petersburger Gesellschaft stellt lauter alte Bekannte vor. Es sind zwei Menschenklassen, auf der einen Seite die oberflächlichst gedankenlosen Genußmenschen, die den nichtig hohlsten Zerstreuungen von Tag und Stunde nachjagen und weiter vom Leben nichts kennen und nichts wollen; auf der andern reflectirende Grübler, die unheilvoller Melancholie verfallen. Daß die Geschichte mit einem Doppelselbstmorde endet, ist ganz in der Ordnung, überrascht in keiner Weise.

Held und Heldin trübseligen Angedenkens sind: ein mit allem Reichthume und Luxus und ungesund überfeinerter Bildung ausgestatteter Graf, der die halbe Welt durchstürmt, alles Schöne und Großartige gesehen und wieder die alte trostlose Empfindung mit heimgebracht hat: alles ist eitel, das Leben nicht der Mühe werth, daß man's erhalte. Die Frau ist ebenfalls mit allem umgeben, was wünschenswerth erscheint, steht aber in verfehlter Ehe, flackert für den interessanten Schwärmer des Nichts in unseliger Leidenschaft auf und gibt sich unrettbar seiner Denk- und Gefühlsweise hin. In einer rasenden Sturmnacht fahren die zwei ins wilde Meer hinaus und ans Ufer kommen nur die Leichen zurück. Die andern Personen sind mehr oder minder gleichgültige Erscheinungen; zum Theile berechnet, zum andern Theile gutmüthig genießend, in Liebesintriguen verflochten oder auch dafür zu indolent und kalt beobachtend, um solche anzuspinnen, mit weniger Ausnahme die prunkende Oberflächlichkeit und lärmende Leere. Auch geschieht bis zu dem schreckhaften Ende hin sehr Weniges, das interessiren könnte; die Handlung ist ebenso schwach als in dem ersten Romane; im Grunde werden wir nur die verschiedenen Gesellschaftskreise und Gesellschaftsformen hindurchgejagt: fast alles Spiel und Koketterie, auch wo sich's einmal bei einer abgeblühten Schönen um die Phrasen von Religion und Humanität dreht; entsagen reimt sich ganz gut, wenn man nicht mehr genießen kann oder mag. Der Fanatiker des Nichts aber, der immer und immer wieder seine erbarmungslose Lehre den mit und um ihn Lebenden predigt, ob nun diese ihn mehr oder weniger interessiren, stellt theils bitter, theils spottend anklingende Paradoxa auf, mit denen er die fast unwillkürlich und ungesucht in dem gefährlichen Netze seines bestrickenden Geistes gefangene Frau anredet. Der philosophirende Nihilismus! Wer so denkt, kann in der That nichts Besseres thun als sich begraben lassen.

Es braucht ziemlich starke Nerven, um diese Gesellschaft und ihre Art von Weltanschauung zu verdauen; wir wären versucht, vor dem Lesen des mit einer gewissen Kraft geschriebenen Buchs zu warnen.

Hat Franz Warnow für sein Zeitbild „Chauvinismus" (Nr. 3) den Titel gut gewählt? Paßt er genau zum Inhalte? Diese Frage schließt die weitergehende Betrachtung ein, ob die Grundidee, auf welche der Verfasser sein unmittelbar auf unsere Tage zugeschnittenes Zeitbild aufbauen wollte, mit der zu verlangenden Tiefe und Klarheit durchgeführt wurde? Wir bezweifeln es. Schaden möchte die Absicht, die da zu Grunde liegt, gar nicht, im Gegentheile; es mag vollständig am Platze sein, dem auf die Spitze der Einseitigkeit getriebenen Nationalismus etwas ins Gewissen zu reden oder kurzweg mit Schärfe entgegenzutreten und die heutigen Deutschen dürfen die dahin gehende Predigt gerade so gut anhören und beherzigen (? D. Red.) als ihre Gegner, die Franzosen. Auf der einen Seite sonach die beschränkte, eingeschnürte, rechthaberische Vorstellung von Macht und Recht und Mission streng abgeschlossener Nationen, wobei denn die gerade herrschende die erste sein und die Zeit regieren will. Auf der andern die weitherzigern und weitsichtigern Gedanken an international und kosmopolitisch über Stamm und Rasse hinausgreifenden, allgemein gültiges Menschenthum und Menschenrecht anerkennenden Humanitätsstrebungen, die allerdings gegenüber dem Zusammenschrumpfen auf jener Seite auch eine Gefahr in sich schließen, nämlich halt- und kernlos ins Nebelhafte zu verflattern. In einem Vertreter bringt dann das Buch auch noch die auf den Ruin unserer ganzen jetzigen Gesellschaftszustände losarbeitenden anarchistischen Bestrebungen zum Worte, natürlich ist es ein gebildeter Russe.

Die gedankliche Richtung nimmt ihr lebendig Bild an in einem bestimmten Lebenslaufe, der eigentlich den ganzen thatsächlichen Inhalt des Buchs in sich faßt: Ein Herr von Bewitz, aus stramm gezogener norddeutscher Beamtenfamilie, ist, von unruhigem Drange getrieben, früh seinem zu engen Kreise entlaufen, weit hinaus in die Welt, kehrt nach langen Jahren als reicher Kaufmann heim, findet sich aber in keiner Weise mehr weder in die Verhältnisse, noch in die Menschen. Außerdem schlägt eine mit auffallender Schönheit und Geist begabte, aber noch mehr anspruchsvolle Gouvernante die von ihm erbetene Hand aus: Er geht wieder nach Paris und heirathet da die frühere Geliebte, ein junges und trotz des unregelmäßigen Lebenswandels naiv gutmüthig gebliebenes pariser Kind. Das gefährliche Experiment gelingt bestens; sie wird eine tüchtige und treue Frau und beide, nachdem sie noch etwelche

schwere Prüfungen und Läuterungen in sich durchgekämpft, werden ein von Herzen glückliches Ehepaar. Die freie und weitsichtige Weltauffassung hat den Sieg gewonnen.

Es sind in Wahrheit zwei ganz verschiedene Welten, die sich da aneinander reiben: der in fernen Erdtheilen geschulte und kampfgestählte Mann, gewohnt, sein Schicksal selbst zu machen und alle beengenden Rücksichten und Bande abzuwerfen, kommt allerdings in Augenblicken heimwehsüchtigen Sehnens oder ungelösten Zweifelns und Schwankens dazu, einen Halt zu suchen in seinen Jugendbeziehungen, der Familie, den Bluts- und Stammgenossen. Aber das hält nicht aus und geht auch nicht mehr an; alles das ist zu fremd, eng und klein geworden wie ein ausgewachsenes Kleid, und nach etlichen mislungenen Verständigungsversuchen mit jener alten Welt kehrt der Mann fest und ganz zu den Grundsätzen und Erfahrungen eines rücksichtslos selbstgeschaffenen weitgreifenden Lebens zurück. Das älterliche Haus, die engere und weitere Familie sind dem Weltwanderer entfremdet, denn sie stellen doch eine gar zu verschiedene Welt- und Lebensanschauung dar. Sie alle, auch die besten unter ihnen, so der als Regierungspräsident in einem bestimmt abgezirkelten Pflichtenkreise sich bewegende, übrigens feingebildete Papa, sind und bleiben Adelige, die ein selbständiges Herausschreiten aus ihrem anerzogenen Lebenswege nicht begreifen und nicht verzeihen, zumal wenn einer ihres Standes zu dem natürlich in ihren Augen weit unten stehenden Kaufmannsstande herabsteigt; sie bleiben steif und fest deutsch national denkende Köpfe, denen der Staatsdienst über alles geht, kosmopolitische Humanitätsstrebungen eine terra incognita sind; bleiben die streng in sich geschlossene Familie mit altererbten, beharrlich festgehaltenen Traditionen, Gedanken und Personen fernhaltend, die nicht genau in diesen Anschauungskreis sich fügen, und sei's der eigene Sohn oder Bruder.

Der Vorzug des Buchs gegenüber den beiden schon besprochenen ist, daß es wenigstens Handlung hat, die jenen fast ganz fehlt: wir verfolgen eine ganze Lebenslaufbahn, und eine nicht gerade unbedeutende, in ihren innern und äußern Erfahrungen, im Thun und Denken, Erschütterungen und Kämpfen. Interesse weckt es doch, einen ganzen Mann vor sich zu haben, der mit sich und der Welt fertig wird und, wenn auch nach Zickzacksprüngen und Verirrungen, den rechten Weg findet. Die Schwäche dagegen liegt in Unklarheit oder Unbestimmtheit der Grundideen, die weder tief genommen, noch befriedigend durchgeführt sind, auch die beiden obersten, als Gegensätze sich streitenden nicht: stammbegrenzte Nationalität und kosmopolitischer Humanismus. Was über die international aussöhnende Stellung der Frau gesagt worden, ist mehr auffallend als einleuchtend und so anderes mehr. Schaden kann's aber immerhin nicht, wenn das Buch gelesen wird; dem Herrn Chauvin, strecke er hüben oder drüben den Kopf, ist eine rechte Lection zu gönnen.

Des ebenso unermüdlichen wie unerschöpflichen Erzählers Robert Byr dreibändiger Roman „Der Weg zum Glück" (Nr. 4) führt nach Ungarn und legt eine über weite Kreise sich erstreckende Familien- und Gesellschaftsgeschichte dar. Sie spielt in den mehr oder minder vornehmen, minder oder mehr verlotterten Gutsherrschafts- und Magnatenfamilien, steigt auch herunter in den malerischen Schmuz des charakteristischen Zigeunerlagers. Ein wunderlich buntes Herrschaftsleben: von reichen Grafen- und Fürstenfamilien, die auf ihren Schlössern in vornehmem Reichthume leben, bis herunter auf die zerlumpten Herrensitze, in deren kothigen Gehöften alles klafft und gähnt, Thüren und Thore, Fenster und Läden. Ein classisches Beispiel ist der stroh- und schmuzreiche Hof des Herrn von Ratkay, am schönsten aber der Herr selber, ein abscheulicher Haustyrann oder noch besser Hausgespenst, der im fadenscheinigen Schlafrocke kläffend und belfernd wie eine Nachteule in dem verfallenen Wohnhause und den Wirthschaftsräumen herumfaucht, das Gut verlottern läßt, aber im stillen wucherische Rollen von Gold und Papierchen aufspeichert. Im Mittelpunkte der Geschichte steht eine arme Edelmannstochter, das Fräulein Aranka von Kerenyi, mit bestechender Schönheit und schlagendem Geiste ausgestattet, aber dafür herzlos berechnend und mit einer alle Fasern ihres Wesens anspannenden Gier darauf ausgehend, als Ebenbürtige und Herrin in jene hohen herrschenden Kreise aufzusteigen, für die sie sich geboren hält; über die Mittel dazu ist sie nicht eben bedenklich. Wir treffen sie zuerst als Gesellschaftsdame in einem gräflichen Hause, das sie beschützt und eine Zeit lang verwöhnt hat; aber auch noch der Grad von Abhängigkeit, der mit einer solchen Stellung verbunden ist, empört und verletzt sie. Sie fängt einen gutmüthig schwachen Baron ein, dem sie die Braut abjagt, um sich mit ihm zu verloben, löst auch dieses Verhältniß wieder, als ihr noch höhere Sterne zu winken scheinen und tritt zu einer fürstlichen Familie in eine recht zweifelhafte Stellung. Der entscheidende Wendepunkt für ihr Schicksal fällt in den Augenblick, da sie, die nicht so ganz grundlos gar auf die Fürstenkrone abzielt, kalt bewußt, als unüberwindliche Hindernisse sich dem ehrgeizigen Traume entgegenstellen, einwilligt, zur fürstlichen Maitresse herabzusteigen. Von dem Augenblicke an, da das geschieht, nimmt auch die Geschichte eine tiefer gehende Wendung von rein psychischer Bedeutung. Der Fürst, der schon einmal verheirathet war und aus dieser Ehe zwei Töchterchen hat, ist aus zwingenden Standes- und Herrschaftsgründen angehalten worden, eine zweite Ehe einzugehen und hat ein ungemein liebenswürdiges, aber innerlich wie äußerlich von der herrschsüchtig hochmüthigen Amazone Aranka in jedem Zuge verschiedenes, zu dieser vom ersten Momente an in unsympathisch feindseligem Widerspruche stehendes Mädchen geheirathet, das er dann in der Verblendung über die gewandt und schlau die Zügel führende Geliebte vernachlässigt. Nun ist zwischen den drei Personen der Kampf eröffnet. Das Interesse

wird ein rein seelisches und damit vertieft, die Frage einfach die: wie stellen und entwickeln sich die Geister, zumal in den zwei rivalisirenden Frauen? Die vernachlässigte Gemahlin, erst ein anschmiegend gutmüthiges Kind von hingebender Schwäche, macht, nachdem sie den ersten Seelenkampf überwunden und durch weisen Rath von einem beabsichtigten Fluchtversuche sich hat ablenken lassen, die merkwürdigst ungeahnte Wandlung durch: sie wird zur streng und ernst gereiften hoheitsvollen Frau von scharf gemessenem Takte, alle und alles abweisend, was ihr nicht in die feierliche Stille und Rückgezogenheit des Herzens und Lebens paßt, auch jede trauliche Annäherung des ungetreuen Gemahls. Das macht auf diesen einen ebenso ungeahnten Eindruck. Er beschäftigt sich mehr und mehr im Geiste mit der vornehm sich Abkehrenden, schaut manches in einem Lichte, das ihm ganz neu erscheint, auch die innern und äußern Vorzüge der Vernachlässigten; kurz, er beginnt zu vergleichen und zwischen den beiden Frauen zu schwanken. Vollends die Geliebte findet sich binnen kurzem in ihrer trotz alles äußern Scheins doch ehrlosen Stellung am wenigsten befriedigt; von dem Glücke, das sie sich träumte, kann sehr bald, das begreift sie nur zu klar, gar keine Rede sein; sie handelt nur noch aus Eigensinn und Rachegefühl gegen die Nebenbuhlerin, die sie mit aller Macht vertreiben möchte, um selbst die beneidete Stellung einzunehmen, und spinnt so mehr oder weniger gewaltsame Pläne, an deren einem sie sich selber zu Falle bringt.

Das Ende ist überraschend, gewaltsam, ereignißreich, so wie keine Combination, die dem Buche genau folgte, irgend hätte ahnen können: Aranka, durch eine nicht abzustreifende Jugendverbindung mit einem edelmännischen Vagabunden gekettet, verliert das gewagte hohe Spiel so gründlich, daß sie nach einem zwischen ihr und dem alten Geliebten ausgeheckten verbrecherischen Gewaltstreiche sich selber in den Teich wirft und ertrinkt. Fürst und Fürstin, durch gründliche Herzensläuterung sich nahe gebracht, werden jetzt erst wahrhaft glücklich, mit ihnen zwei nächststehende Personen fürs Leben geeinigt. Alle Unklarheit und aller Zwiespalt sind vor dem mächtig eingreifenden Schicksale geschwunden.

Die Geschichte hebt an mit einer ziemlich lustig verlaufenden Jagdpartie, die dann aber ein recht ernstes Abenteuer zum Ausgange hat. Im Verlaufe wird auch ein Rennen mit ergötzlich komischen Zuthaten (Eselsritt) vorgeführt, wobei zwei arge Schalksnarren aus dem ungarischen Herrenstande faute de mieux gratis die Bajazzos spielen. Gesellschaftliche Vergnügungen, Feste und Bälle und Mahlzeiten, welche redend und handelnd die Zeichnung der verschiedenen Personen ergänzen, nehmen ziemlich breiten Raum ein. Eine gar nicht unwichtige Rolle spielt ein gründlich misrathener, zum gemeinen Diebe heruntergesunkener Abkömmling aus einer jener Herrschaftsfamilien, der sich gar mit einem Zigeuner zu gewaltsamem Raubanfalle verbündet, nebenbei ins Leben der Hauptperson, jener hochstrebenden Schönen, verhängnißvoll eingreift und als gemein Gehängter endet. Das Zigeunerlager, der mit erstaunlicher Gewandtheit und Frechheit ausgeführte Pferdediebstahl, allerlei Gutswirthschaftsgeschichten, nicht immer erbaulich, das sind Dinge so recht ungarischen Gepräges.

Unstreitig eins der guten Werke des weit bekannten Erzählers, eigenartig in seiner reichhaltigen Entwickelung, Gehalt entfaltend in den äußern Schilderungen wie der seelischen Gestaltung, klar und kräftig geschrieben.

J. J. Honegger.

Dichtungen aus Tirol.

1. Neue Marksteine. Erzählende Dichtungen von Adolf Pichler. Leipzig, Liebeskind. 1890. 8. 4 M.
2. Hochlandfahrt. Gedichte aus den tiroler Alpen von Rudolf Perger. Meran, Ellmenreich. 1890. 12. 1 M. 60 Pf.

Die „Neuen Marksteine“ (Nr. 1) zeigen den siebzigjährigen Tiroler auf der Höhe seiner Kraft und seiner Kunst. Die Benennung des Buchs schon ist bezeichnend für den Inhalt wie für den Verfasser. Geologe seines Zeichens, wandert er immer noch, seinem Alter zum Trotze, in der ruhigen und ernsten Bergwelt Tirols umher, den Hammer in der Hand schwingend und Steine klopfend zu wissenschaftlichem Gebrauche. Er liebt Metall und Krystall als Forscher, er liebt und hat es auch als Poet. Einen vollen metallischen Klang besitzen seine Dichtungen und klar und hell wie Krystall reihen sich die Gedanken aneinander. Seine Art hat jene Sprödigkeit, die nach keiner Richtung hin Zugeständnisse macht, jene Herbigkeit, welche unbeirrt ihren geraden Weg geht, unbekümmert um Freund und Feind, um Partei, Geschmack und Mode. Seine Muse ist männlich; sie kam um jenes Element etwas zu kurz, welches ich das weibliche nennen möchte, und ohne dessen Beimischung Poesie und Kunst etwas Männlich-Sprödes behalten. Aber wie Hebbel fehlt es auch Adolf Pichler nicht ganz, das beweist die gemüthvolle Erzählung „Fra Serafico“, das werthvollste Stück der Sammlung. Sie spielt bei Pistoja, auf der Höhe des Apennin. Dort steht unter Eichen eine freundliche Kapelle, nebenbei befindet sich eine Breterhütte, die Wohnung Serafico's, des Mönchs. Pichler, von dem Eifer des Forschers getrieben, klettert an dem Gehänge dahin und macht die Bekanntschaft eines hohen Greises in brauner Wollenkutte; es ist der Mönch. Beide finden und verstehen sich. Im Jahre 1848 sind sie sich als Gegner in den Kämpfen bei Ponte Tedesco gegenübergestanden, jeder für die Freiheit seines Vaterlandes streitend. Aus ehrlichen Feinden werden sie ehrliche Freunde. Serafico erzählt seine einfache und doch deut-

same Geschichte. Als junger Gelehrter, der Arzneikunde beflissen, liebte er ein junges Mädchen Namens Maria. Da brach das große Jahr an. Es galt, „Italia für Italia zu erobern“. Maria bot ihm ein Gewehr und wandte sich schweigend von ihm ab. Er zog mit, im Innern grollend, denn er athmete nur Wissenschaft und Liebe. Bald aber, zur Begeisterung entflammt, verstand er sie:

Sind Wissenschaft und Kunst des Himmels Töchter,
So brauchen sie ein Vaterland auf Erden
Und das gewährt ein freies Volk allein!

Maria pflegte die Verwundeten und fiel. Innerlich vernichtet, irrte Serafico umher und kam in die einsame Gegend der Maremma, wo der heilige Augustinus die Weisheit Gottes zu ergrübeln hoffte. Hier lernte er das Elend der Menschen kennen; hatte er geglaubt, es gäbe keins, das dem seinen gleiche, so erkannte er allmählich seinen Irrthum. Er sah erlittenes Unrecht, unverdienten Schmerz und mit ihm zugleich Ergebung in den göttlichen Willen. Er kam zu sich selber, ließ sich zum Priester weihen und baute im Gebirge für sich eine Hütte. — Da wohnt er nun, ein Arzt den Leibern und den Seelen, versöhnt mit der Welt und ihrem Unglück, als Christ und Mensch hülfreich, gut und edel, als wahrer Weiser die Bedrückten aufrichtend, die Irrenden zurechtweisend. Seiner Maria aber weiht er jeden Abend ein Gebet, und, so sagt er:

Und wie sich auf der Sternenflur des Himmels
Zu Dante Beatrice einst geneigt:
So möge sie als erster Engel mir,
Wenn dieses Aug' im Todeskampf gebrochen,
Mit holdem Lächeln mir entgegengehen.

Serafico lebt das Idyll eines katholischen Hirten, wie es bisweilen vorkommt in unserer Kirche. Nach einigen Monaten steigt Pichler wieder die Höhen Pistojas hinan. Er klopft an die Friedenshütte, aber ein Fremder tritt ihm entgegen im Ordenskleide, wie einst Serafico. Dieser ist gestorben, doch einen Erben seines Geistes hat er in dem frommen Jünglinge hinterlassen. Nicht allein das Böse muß fortwährend Böses gebären, auch das Gute erzeugt ununterbrochen das Gute. Serafico ist todt, aber ein anderer, von ihm angelockt und seines Geistes voll, lebt in seinem milden Sinne weiter. Auch der Junge ward von der Welt verwundet und hat Erlösung von wilden Wünschen in der Einsamkeit der Berge gefunden, in ehrlicher Entsagung, in edelm Menschenthume. Er ist ein praktischer Schopenhauer, der die Welt, den Willen zum Leben, den Pessimismus und Egoismus überwindet, indem er ein selbstloser Retter und Helfer wird allen verirrten und unglücklichen Menschen. Die volltönende Dichtung lehrt, was jede Weisheit, jede Philosophie, jede Religion lehrt: das Glück liegt nicht draußen in der tobenden Welt, sondern in dem Frieden der eigenen Brust. Sie ist ebenso menschlich als christlich. Wegen dieser letztern Eigenschaft wird Pichler von den tiroler Anhängern des in Oesterreich langsam und gründlich abwirthschaftenden Liberalismus abermals manchen Vorwurf vernehmen, er wird sich Grobheiten wie „Pfaffenknecht“ u. dgl. sagen lassen müssen. Er braucht nur zu lächeln und ein zweites Marienlied zu singen in der Art des „Abendliedes“ des Fra Serafico.

Die poetische Erzählung „Der Zaggler Franz“ ist nicht minder schön. Die Richtung ist ähnlich. Ein Bauer, der studirt hat, der zu Hause ist in den Büchern der Philosophie und Literatur, ähnlich wie der verstorbene Bauernphilosoph Konrad Deubler aus Geisern bei Ischl, findet nach manchem Aergernisse und mancher Enttäuschung an der Seite eines gescheiten und guten Weibes Zufriedenheit und Glück. Der unbeweibte Pater Serafico und der beweibte Zaggler Franz sind geistige Zwillingsbrüder. Ein Kernmensch ist auch dieser und Gedanken spricht er aus, die verlockend sind wie Sirenen. An Wahrheit und Weisheit des Lebens ist die Geschichte voll und die starke und erquickende Luft Tirols weht daraus entgegen. Oft ist es, als ob Pichler selbst durch seinen Helden spräche. So wenn er das Jahr 1870 verherrlicht:

Auftauchten mir die Heldensagen alle,
Die bunten Märchen, meiner Jugend Spiele,
Die herrlichen Gestalten der Geschichte,
Der helle Glanz der Hohenstaufenkrone,
Und was die Dichtung, was die Kunst geschaffen, —
Das stieg empor, ein unvergänglich Erbe
Des deutschen Volks ... und dem gehörst du an!
Da ist dein Platz! — Ein Wermuttropfen nur,
Ein bitterer floß in den Freudenkelch:
Daß nicht auch auf dem Kamme der Vogesen,
Nicht vor den stolzen Wällen von Paris
Die Fahne Hofer's flatterte! Daß nicht
Vergönnt mir war, den Stutzen dort zu laden
Und mit dem heißen Blei der Tricolore
Aus unsern Bergen einen Gruß zu bieten.
Doch als die Friedensbotschaft hell erklang,
Da stiegen wir im Innthal auf die Jöcher,
Von allen Gipfeln kündeten die Flammen,
Hinaus ins flache Baierland, daß wir auch
Den Ehrentag als unsern feierten.

Oder wenn er sich über die „Offenbarung“ also vernehmen läßt:

Es gab und gibt und wird stets eine geben
Für jeden — Freund! — so weit die Menschheit reicht,
So weit die Menschheit reicht! — für mich, für dich.
Wenn du in stiller Ruhe des Gemüthes
Der Stimme horchst, die dir zum Herzen spricht,
Wenn rein und frei du zu empfinden wagst
Und in der Welt dich ahnend selbst erkennst.

„Sanct Aloysi“ ist eine herzhafte Liebesgeschichte. Ein wackerer Mann hat das böse Schicksal, an eine böse Sieben ehelich gekettet zu sein. Was wunder, daß er seine Freuden außerhalb des Hauses sucht! Er lernt ein Mädchen kennen und lieben, die Liebe hat Folgen und führt, nachdem die Böse gestorben, zu einer kurzen und glücklichen Ehe. Der Galgenpater, welcher die armen Sünder auf dem letzten Gange zu begleiten hat, spricht die Moral aus:

Die Keuschheit ist zwar schön, doch keine Tugend,
Nur eine Gnade, die vom Himmel stammt.

Die Geschichte ist mit reizendem Humor erzählt und voll satirischer Lichter. Auch sonst findet sich in den „Marksteinen" viel Gutes. Von der Natur, die er scharf nach ihrer wissenschaftlichen und poetischen Seite zu beobachten gewöhnt ist, geht er aus; aber er bleibt nicht bei ihr stehen, er erfüllt und beseelt sie mit Ideen. Man kann auch bei ihm von Naturalismus (Naturwahrheit) sprechen, aber in höherm Sinne. In seiner charaktervollen Eigenart hat er sich selbst mit den Versen geschildert:

Der Alte bin ich noch, doch werd' ich alt,
Das lichte Grau mischt sich ins dunkle Haar
Und Furchen schon beginnt der Tod als Quittung
Des Lebens mir zu kritzeln ins Gesicht.
Sei's immerhin! — Noch steig' ich ins Gebirg,
Und schlag' wie ein Cyklop auf das Gestein.
Die Leier hab' ich auch nicht aufgehängt:
Du weißt es — heilige Einsamkeit! Dein Echo
Weck' ich mit ernsten Klängen manchmal noch,
Bisweilen flüstert Spott und Ironie
Durch meine Saiten: als Komödie
Mußt du das Leben fassen, sonst erdrückt
Der Pessimismus dich des öden Alters.
So leir' ich fort. — Gefällt's den Leuten, gut!
Wo nicht, auch gut! — Längst gilt mir beides gleich.

Das ist ein vortreffliches Stoßgebet. Wir sagen: Amen!

Mit Tirol beschäftigt sich auch das Gedichtbuch „Hochlandfahrt" von **Rudolf Perger** (Nr. 2). Er besingt in einer Reihe schwunghafter Strophen die Alpenwelt, aber leider bleibt er unpersönlich, es fehlt das bestimmte Gepräge der Landschaft, er ist zu allgemein; was er sagt, kann man auch von dem Hochgebirge eines andern Landes sagen. Man braucht ihn gar nicht erst mit Gilm oder Pichler zu vergleichen, um diesen Uebelstand zu erkennen. Im übrigen offenbart sich Liebe und Begeisterung zur Natur. Doch tritt sie zu selbständig hervor. Die schönste Naturschilderung läßt uns kalt, wenn sie nicht in innigen Zusammenhang gebracht wird mit den Schicksalen der Menschen. Man denke an Haller's „Alpen" und an Ewald von Kleist's. „Frühling". Als Probe von dem Können Perger's sei das Gedicht „König Ortler" mitgetheilt:

Auf staun' ich in Ehrfurcht
  Zu dir, Gewaltiger;
Der Fürsten Fürstlichster,
  Sei mir gegrüßt!

Schneebehangen,
  Eisgepanzert, felsenumgürtet,
Strahlend im Morgenglanz
  Throneſt du da,
Mächtiger Fürst an Oesterreichs Grenze!

Hochragend dir zur Seite
  Die stolze Königin
Mit dem funkelnden Eisdiadem,
  Ringsum
Blitzend im Waffenschmuck
  Deiner treuen Vasallen Troß.

Wetter tosen
  Um deine Heldenbrust;
Unmuthig grollend
  Schüttelst du deinen schneeigen Mantel,
Und die Lawinen donnern hernieder ins Thal.

Italias Lüfte
  Fächeln mild um dein Königshaupt,
Dich umbrauset der Föhn des Schweizerlandes;
  Du aber schauest
In deutsche Gaue,
  Denkst deines Volkes
Wachend im Traume;
  Es blitzt dein Gewaffen,
Und dunkle Wolken
  Umziehn deine eisige Stirne!
Glatt und kalt wie Gletscher.

Fritz Lemmermayer.

Reisewerke.

1. Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. Von **Rust**. Berlin, F. Luckhardt. 1890. Gr. 8. 3 M.

Dies ist das erste Buch, aus welchem wir in einigem Zusammenhange Authentisches über den von Dr. Peters unternommenen Zug erfahren, der unserm Landsmanne, dem wackern Dr. Emin, Hülfe bringen sollte. Man greift also um so lieber nach diesem Buche, als gar widerspruchsvolle Nachrichten über die Expedition verbreitet worden sind, so z. B. jene über den Abstecher nach Mozambique und der Delagoabai „zur Anwerbung von Trägern", welche nur ersonnen war, um die Engländer in jenen entscheidenden Tagen zu täuschen, als Dr. Peters sammt seinen Getreuen, nachdem er am 8. Juni 1889 auf dem Dampfer „Neera" Bagamoyo verlassen, die Insel Sansibar im Süden und Osten weit außer Sicht der spähenden Nebenbuhler umfuhr und dann nördlich von der festländischen Blokadelinie der Engländer die Kwyhovbai erreichte, somit seine Mannschaft trotz der britischen Gegenmachinationen zu landen vermochte.

Freilich überzeugt man sich durch das Lesen des hier von einem Mitführer der Expedition, Kapitänlieutenant Rust, gegebenen, sehr ausführlichen Berichts, daß von vornherein ein Unglücksstern über dem ganzen Unternehmen stand. Seitdem das britische Ostafrika von der Mombassaküste nach dem Victoria-See reichte und zwar mit der recht unnatürlichen Abgrenzung durch den Tanafluß (dessen Anwohner, die Wapokomo, sehr häufig auf der einen Uferseite ihre Hütten, auf der andern ihre Feldfluren haben, sodaß ihre Dorfschaften halb in die englische „Interessensphäre", halb in den zwar nicht klar den Deutschen zugesprochenen, doch aber als Hinterland des Wituländchens von ihnen ersehnten Raum fielen), seitdem waren die Eng-

länder eifersüchtig auf unsere Besitzergreifung in Witu, vollends auf alle Vornahmen unsererseits, die von der Witukküste ins Innere gegen den Kenia und Uganda hin gerichtet waren. Als nun Dr. Peters wegen des zeitweiligen Aufstandes der arabischen Sklavenhändler nicht von Bagamoyo aus nordwestwärts vordringen konnte nach Dr. Emin's „Aequatorialprovinz" (auf welchem Wege er die Karawane Stanley's und Emin's bei deren unerwartetem Hinzuge nach der Küste getroffen haben würde), so blieb ihm freilich, nachdem er schon in Sansibar die unverhüllteste Gegnerschaft der Engländer gegen sein Vorhaben sattsam kennen gelernt hatte, nichts weiter übrig, als von der Witulandschaft ins Innere zu marschiren. Das ist ihm auch gelungen trotz der ärgsten Intriguen der mit den Arabern gegen ihn verbündeten Engländer, wie solche auch in dem uns befreundeten Sultanat Witu sofort wieder einsetzten, als die erzielte Landung des Peters'schen Expeditionscorps ruchbar wurde.

Durch allzu hastiges Eindringen mit der von ihm persönlich geführten „Colonne 1" ins Innere verlor Dr. Peters die Fühlung mit der Küste zuletzt ganz, weshalb man ihn von dem Anmarsche Emin-Pascha's gegen Bagamoyo, d. h. von der nunmehrigen Gegenstandslosigkeit der Rettungsexpedition, nicht zu rechter Zeit benachrichtigen konnte.

Rust führte nur eine vordere Abtheilung der „Colonne 2". Der größte Theil des vorliegenden Buchs beschäftigt sich daher nur mit den mancherlei Hindernissen, denen die Vorbereitung der Expedition bis zur Landung begegnete, und sodann mit den Erlebnissen Rust's, als er dem vorangeeilten Dr. Peters auf der Tanalinie nachfolgte, begleitet von handfesten Somalen und feigherzigen, schließlich desertirenden Wapokomos. Als Rust durch Feuersbrunst, welche seine Lagerstätte ergriff, um einen guten Theil der mitgeführten Gegenstände, vor allem auch aller Medicamente und der Munition kam, obendrein heftig vom Fieber litt, mußte er mit seinen Einbaumbooten den Tana wieder hinab und kehrte unverrichteter Dinge in die Heimat zurück.

Dieser Trauergeschichte schließen sich zwei erfreulichere Anhänge an. Der eine gibt eine lesenswerthe Charakteristik der Somalen, wie sie der Verfasser auf und am Tana unter oft recht mislichen Verhältnissen als unerschrockene, auf Waffenehre haltende, an die Nubier in Wesen und Aussehen erinnernde Leute kennen lernte. Der andere schildert das Naturleben des durchzogenen ostafrikanischen Aequatoriallandes: das Thierleben, zumal das überaus mannichfaltige Vogelleben im düstern Urwalde, über dem die gefiederten Räuber ihre Kreise ziehen, mehr noch auf den Wasserspiegeln von Strom und Binnensee, ferner die Pflanzenwelt nach der bezeichnenden Scheidung in die Landschaftsformen des Urwaldes, des Buschdickichts, der mit vereinzeltem Holzwuchse durchsäten parkartigen Flur, endlich der ob ihrer Dürre und Fruchtleere gefürchteten Steppe.

Die Ausstattung des Werks in Papier und klarem Schriftsatze kann man loben, nicht aber die unordentliche Druckrevision und die Liederlichkeit der Stilisirung, selbst der Rechtschreibung, zumal in dem breiten erzählenden Haupttheile. Offenbar ist der Verfasser ein Neuling in der Schriftstellerei. Um so mehr hätte der Verleger mit für ihn eintreten müssen. So aber haben wir ein Buch ohne Inhaltsangabe bekommen, ja ohne eine einzige Ueberschrift, ohne jede äußere Gliederung, außer durch Zeilenabsatz und vier (allein durch Ueberdruck römischer Ziffern hervorgehobene) Hauptabsätze.

Um ein Buch über eine Reise nach Afrika veröffentlichen zu können, muß man doch mehr leisten, als der Verfasser gemeint hat, sowol in Vorstudien als in schriftstellerischer Sorgfalt; es genügt eben nicht, „dort gewesen zu sein". Die beigefügte Karte ist sehr bedenklich ausgefallen; die Ortsnamen sind theilweise ganz unleserlich, ein Fluß ist benannt „Ungama oder". Daß undeutsche Worte, wenn sie auch gar nicht englisch sind, englisch geschrieben werden (z. B. Shauri, Monsoon, Shamba, Backshish), ist eine freilich nicht allein dem Verfasser eigene moderne Unsitte. Aber wie kann man wiederholentlich schreiben „Messagerie maritimes", ganz ausnahmslos „Boabab" statt Baobab! Dazu Stilblüten wie: „ihre Verwendung (nämlich der Somalen) hat eben seine Vorzüge und seine Nachtheile", „ein armes Volk, das von ein wenig Viehzucht und seinen Erzeugnissen lebt". Sachliche Flüchtigkeiten sind gleichfalls nicht selten. Die Dumpalme z. B. hat nach S. 95 Fiederblätter; erst S. 183 schreibt ihr richtig Fächerblätter zu. Peschel's Völkerkunde hat der Verfasser wol nie studirt; sonst würde er die Beschneidung nicht S. 74 einfach auf den Islam zurückführen und S. 149 dieselbe sogar als eine „hamitische" Sitte hinstellen, während sie doch durchaus nicht auf eine bestimmte Religion oder eine bestimmte Rasse beschränkt ist, in Australien so gut vorkommt wie unter den Negern, aber bei den semitischen Philistäern ebenso fehlte wie bei den echt hamitischen Libyern. Die Vorschriften des Islam sind dem Verfasser so unbekannt, daß er das einem Möslem gestattete Maximum der Vierzahl der Ehefrauen nicht der geheiligten Satzung des Koran, sondern einem „Usus" beimißt, von dem er höchst naiv bemerkt, die Vier sei ja auch „eine günstige Ziffer, da gleich starke Parteien im Falle häuslichen Conflicts gebildet werden können".

2. Mexico, Land und Leute. Reisen auf neuen Wegen durch das Aztekenland von E. von Hesse-Wartegg. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Generalkarte Mexicos. Wien, Hölzel. 1890. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Der durch seine hübsch geschriebenen Schilderungen der Vereinigten Staaten und des britischen Nordamerika weithin bekannt gewordene österreichische Reisende, der Gemahl der dies- und jenseit des Oceans berühmten Sängerin Minnie Hauck, beschert uns in diesem seinem neuesten Werke eine recht anschauliche Darstellung jenes merkwürdigen Südens, in welchen sich der Hochlandwesten Nordamerikas, keilartig verschmälert, tief in die Tropenzone

ausdehnt und dadurch Fühlung gewinnt mit der selbständigen Flachplatte von Yucatan, die mit der Halbinsel Florida zusammen (zwei Krebsscheren ähnlich) den mexicanischen Rundgolf umfängt.

Mehrfache Reisen des Verfassers liegen den frisch entworfenen Skizzen zu Grunde. Auf ihnen wurde er darum in so kurzer Frist mit den verschiedensten Theilen des ausgedehnten Freistaats Mexico bekannt, weil er die neu (von nordamerikanischem „Gringo"-, d. h. Yankeegeld) gebauten Eisenbahnen benutzen konnte, theilweise sogar auf Erstlingsfahrten (so auf der jetzt aus der Union heraus auf dem Hochlande über den Grenzfluß Rio-Grande hin durch die großen öden Salzwüsten des Nordens unmittelbar nach der Hauptstadt führenden Bahn), daß er gerade noch die ursprüngliche Eigenart der seltsam gegenüber den Vereinigten Staaten zurückgebliebenen spanisch-indianischen Volkszustände zu beobachten vermochte, wie sie nun längs den neuen Schienenwegen rasch dem Einflusse der „Americanos" weichen wird. Denn diese entfalten überall, wo sie dank dem erleichterten Verkehre in die bisher für sich abgeschlossenen Räume der Neuen Welt eintreten, eine wunderbare Verähnlichungskraft als Nation energischer Iniative und machen zunächst gesellschaftlich wie wirthschaftlich das stolze Wort wahr „Amerika für die Amerikaner", unter denen sie eben sich selbst verstehen, wie das ja der mexicanische Ausdruck „Americanos" (nur die Unterthanen der „Staaten", die „Gringos" bezeichnend) demüthig bereits anerkennt.

In anmuthigem Wechsel ziehen an der Hand nie ermüdender Reiseschilderung gegebene Bilder von Land und Leuten am Blicke des Lesers vorüber. Eine gute Karte des ganzen Freistaats und durchweg nach Photographien hergestellte Holzschnittbilder unterstützen wesentlich das Verständniß. Die Abwechselung ist noch dadurch freundlich gesteigert, daß in wohldurchdachter, man darf sagen künstlerischer Gliederung in sich geschlossene Schildereien bestimmter Landschaften (immer nur solcher, die der Verfasser selbst durchreist hat) abgelöst werden von ebenso wenig langathmigen Darstellungen allgemeinerer Art: so folgt der Beschreibung des Besuchs von Queretaro ein fesselndes Kapitel über die letzten Tage des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexico, dann der Beschreibung der herrlichen Hauptstadt ein Ausblick in die aztekische Vorzeit, eine Charakteristik der Armee, eine Skizze des Frauenlebens in Mexico.

Auf diese Weise gewinnt der Leser in der That aus diesem schönen Buche nicht allein frischere, sondern auch weit vielseitigere Eindrücke über das bei uns mehr genannte als wirklich gekannte Hochland zwischen den beiden größten Oceanen, als aus irgendeinem andern. In angenehmem Unterhaltungsstile bringt dasselbe, ohne auf den Rang eines Forschungswerks Anspruch zu erheben, so gediegene Belehrung über das entschieden zukunftsreiche Tropenland, daß man demselben gerade bei uns recht viele Benutzer wünschen muß.

Lernt man doch an dem großen Beispiele der mexicanischen Landesnatur die Thorheit jenes Klugschwatzens unserer Gegner der „Colonialpolitik" von der „Gesundheitsgefahr der Tropen" für den Deutschen recht von Herzen verachten als eine kindische Verallgemeinerung der thatsächlichen Gesundheitsgefahr, welche einigen tropischen Landstrichen, besonders sumpfigen (wie der Küste von Kamerun), eigen ist. Wie herrlich gedeiht hingegen in trockenheißen Gegenden nahe oder innerhalb der Tropen unsere Nation! Sind nicht die Transvaalbauern von deutschem Fleisch und Blut? Und strotzen sie nicht in Südafrika weit mehr von Gesundheit als die daheim in Europa gebliebenen Niederländer? Mexico vollends ist oberhalb der fieberschwangern Luft, die über den beiderseitigen Küstensäumen brütet, dank seiner milden, vermuthlich sehr ozonreichen Höhenluft (so dünn wie die unserer Hochalpen), ungleich gesünder als die gesundesten Theile von Deutschland! Man möchte alle Lungenleidende hinwünschen auf jene Höhen angesichts der erhabenen Vulkangipfel der „Weißen Frau", des „Sternenbergs", des „Rauchbergs" und wie sonst die zungenverrenkenden Aztekennamen in deutscher Uebertragung lauten mögen, denn — dort gibt es den grausamen Würgengel der Schwindsucht gar nicht, und selbst schon zu bedenklich hohem Grade gediehene Phthisis heilt erfahrungsmäßig unter dem tiefblauen Himmel von Mexicos tierra fria.

Begleiten wir unsern Reisenden auf die Riesenhöhe des „Rauchbergs" (Popocatepetl, von popoca, Rauch, tepetl, Fels oder Berg). Da dieser den Montblanc noch um 600 Meter an Höhe übertrifft, so sieht man ihn recht klar vor sich, wenn man (auf der ungefähren Seehöhe unsers St.-Gotthardpasses) in den Straßen der Stadt Mexico sich ergeht. Man erblickt den mächtigen abgerundeten Schneegipfel, dessen Entfernung man in der dünnen Luft als Sohn deutscher Erde regelmäßig unterschätzt, ja man genießt seinen Schnee (denn „nieve de Popocatepetl" wird, mit köstlichen Fruchtwässern vermischt, als kühle Labsal in den hauptstädtischen Straßen feilgeboten), aber man erkennt nicht den Rauch und die Schwefeldämpfe, welche der keineswegs erloschene Vulkan noch fort und fort ausstößt und denen er seinen Namen verdankt.

Wie hoch dieser Riese ist, beweist er selbst durch den ewigen Schnee, der unter stets ganz oder nahezu scheitelrechter Mittagssonne in der obendrein äußerst trockenen, meist wolkenfreien Hochlandluft natürlich nur in Höhen weit über 4 Kilometer liegen bleibt. Der Montblanc würde, an Stelle dieses mexicanischen Feuerbergs versetzt, seinen Namen wol ablegen müssen, weil er an seinem Südabhange wenigstens dortselbst keine Spur von dauerndem Schnee, von „Firn", zeigen könnte. Der Verfasser schreibt:

> Bald hatten wir, immer höher steigend, auch die Waldregion durchschritten, die Bäume wurden immer spärlicher und an ihre Stelle traten Moos und graue, buschige, steife Grasknollen, zwischen welchen unsere ermüdeten Pferde vorwärts stolperten. Der majestätische Schneekegel lag nun gerade vor und über uns. Wir

hatten weit über die Hälfte seiner Höhe zurückgelegt, aber seine blendenden Schneefelder dehnten sich noch immer so unendlich weit himmelwärts, daß mir sein Gipfel von hier aus noch viel höher vorkam als von seinem Fuße. Zwischen uns und dem gezackten, in Schluchten und Ravinen tief abwärts greifenden Rande des ewigen Schnees dehnte sich eine steil ansteigende Wüste von Porphyr- und Basaltfelsen und Lavasand aus, die nur mehr spärlicher Vegetation Nahrung bot. Der Weg war so schwierig geworden, daß die armen Pferde nur mit der größten Anstrengung vorwärts konnten und ich sicherlich abgestiegen wäre, hätte ich nicht alle meine Kräfte für den kommenden Tag bewahren müssen.

Man war in die kalten Höhen des Luftmeers aufgestiegen, wo selbst in diesem Lande voll Sonnenglanz die Wolken treiben. Das Thermometer sinkt auf 4°, es hagelt und schneit gelegentlich (unter der Breite der Sahara). Nachts wird in 4000 Meter Höhe gerastet im Dörfchen („Rancho") Tlamacas, der höchsten menschlichen Siedelung Nordamerikas, abgesehen von dem jüngst seitens der Vereinigten Staaten auf dem Pikes Peak noch etwas höher angelegten Observatorium. Dort hausen in zugigen Breterhütten, umgeben von schwarzer Wildniß, deren dunkelfarbener Vulkansand doch noch Fichten trägt, die „Volcaneros", welche die dortigen Schwefelgruben (wol die höchsten Minen der Welt) ausbeuten.

Lange vor Sonnenaufgang ist man bei eisiger Kälte wieder im Sattel. Die äußerste Baumgrenze wird überschritten; im nunmehr fußtiefen Sande, der den schluchtig zerrissenen Felsboden deckt, geht es nur „poco-a-poco" vorwärts. Endlich müssen die Pferde zurückbleiben; die Augen durch die dunkeln Gläser der Schneebrille gegen die arge Blendung geschützt, erklimmt man unter argen Athmungsbeschwerden den steilwandigen Schneedom. Mittags erst ist der Gipfelkrater erreicht bei 5° C. unter dem Frostpunkte, und dabei war es Mai, Mexicos heißester Monat. Ein Riesenkessel bot sich da den erstaunten Blicken: 5 Kilometer im Umfange, 300 Meter tief. Stoßweise zischte und heulte der Dampf aus den Ritzen dieser Teufelsküche, und trotz der Lebensgefahr des Anstiegs, trotz der körperlichen Beschwerde des Aufenthalts in dieser äußerst dünnen, ewig stürmisch bewegten, daher bis aufs Mark heftiges Frostgefühl eindringen lassenden Luft arbeiten hier indianische „Peones" (Arbeiter). Im Dienste des mexicanischen Generals Ochoa, welchem der Popocatepetl gehört, schaufeln diese „Volcaneros", sobald sich wieder eine hinreichende Menge Schwefel abgesetzt hat, die losgebrochenen gelben Krusten auf; wochenweise freilich halten sie es nur aus: auf eine Woche anstrengender Arbeit in diesem „Teufels-Punschkessel" muß nothwendig eine Woche der Erholung unten in Tlamacas folgen. Und noch hoch über der Höhe des Kraterrandes sah von Hesse-Wartegg einen Adler ruhig seine Kreise im Aether ziehen. Er glaubte 200 Kilometer östlich von seinem Standpunkte zur Seite des weißen Pik von Orizaba den Spiegel des Golfs zu unterscheiden:

> Weit draußen in der farbenreichen Ebene lag wie ein Pygmäendörflein die Halbmillionenstadt mit einem leichten Wölkchen über ihr. Zu ihren Seiten aber wie kleine Spiegelscherben die fünf großen Seen — Hunderte von Städten und Dörfern und Bergen und Flüssen lagen wie eine bunt gemalte Landkarte im Maßstabe von 1 zu 1 gezeichnet und einen Flächenraum von vielleicht 10000 Quadratkilometer umfassend.

Alfred Kirchhoff.

Zur Geschichte und Biographie des Jahrhunderts.

1. Das 19. Jahrhundert. Geschichte seiner ideellen, nationalen und Culturentwickelung von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Lüstenöder. 1890. 8. 8 M.
2. Augusta, Kaiserin-Königin. Ein Lebensbild gezeichnet von Ludovika Hesekiel. Aus ihrem Nachlasse herausgegeben und ergänzt von Wilhelm Johnsen. Leipzig, Böhme Nachfolger. 1890. 8. 1 M. 80 Pf.
3. Ferdinand Lassalle. Sein Leben und Wirken. Auf Grund der besten und zuverlässigsten Quellen geschildert von Adolf Kohut. Mit ungedruckten Briefen und Berichten Ferdinand Lassalle's, Georg Klapka's, Johann Philipp Becker's und der Gräfin Sophie Hatzfeldt. Leipzig, O. Wigand. 1889. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Schmidt-Weißenfels hat sich zur Aufgabe gestellt, nicht blos die politische, sondern auch die Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts (Nr. 1) zur Darstellung zu bringen, und behandelt zuerst die Napoleonische Zeit von 1800 bis 1815, wobei er die immer unerträglicher werdende Willkür- und Zwingherrschaft Napoleon's richtig schildert und Preußens moralische Kraft, die in den Befreiungskriegen die Schmach von 1806 tilgt und am meisten zur glücklichen Entscheidung beiträgt, in kräftigen Zügen hervorhebt. An diese durch kriegerische Thaten glänzende Zeit reiht sich die Periode der Reaction, welche vermöge der „europäischen Herrscherverbrüderung" in Deutschland und in den romanischen Ländern vorübergehende Triumphe feierte, aber nicht hindern konnte, daß in Griechenland ein unabhängiger nationaler Staat sich erhob, daß die französische Restauration durch eine Regierung der Bourgeoisie ersetzt wurde und die Wellenschläge der Julirevolution in einem großen Theile der europäischen Staaten sich bemerklich machten. Der Verfasser schildert im weitern den Kampf der Demokratie mit dem absoluten Königthume und den bevorzugten Klassen, welcher mit den Revolutionen von 1848 begann und fast in ganz Europa die Einführung liberaler Verfassungen und die gleichmäßige Vertheilung der bürgerlichen Rechte unter den verschiedenen Ständen durchsetzte, und schließt mit der Darlegung der großen Erfolge, welche das Nationalitätsprincip in den Jahren 1859—70 in Italien und Deutschland errungen hat. Dazwischen verlegt der Verfasser seine Beschreibung der süd-

amerikanischen Unabhängigkeitskämpfe, des nordamerikanischen Secessionskrieges und der Episode des mexicanischen Kaiserthums. Bei der Schilderung der culturellen Verhältnisse bespricht der Verfasser die „industrielle Bewegung“ in Europa und Amerika, die Erfindung der Dampfmaschine und den damit in Zusammenhang stehenden Bau von Eisenbahnen, Dampfschiffen und Fabriken aller Art, die Errichtung des deutschen Zollvereins und die Entwickelung der socialen und Arbeiterfrage, welche sich besonders an den großen Aufschwung der Industrie, des Handels und des Verkehrs knüpft. Auf literarischem Gebiete betont der Verfasser die in den drei großen Literaturen Deutschlands, Englands und Frankreichs zur Erscheinung kommende Romantik, welche sich auch in der Entwickelung der Kunst geltend machte, und den in Gegensatz hierzu tretenden, später aufkommenden Realismus. So groß aber auch das Feld ist, welches der Verfasser bearbeitet, und so verschiedene Stoffe er auch in seinen historischen Kreis hereinzieht, so vermissen wir doch eine Erwähnung der kirchlichen und kirchenpolitischen Verhältnisse, von welchen der Verfasser nur die unter Pius IX. hereinbrechende Reaction und den ihr entgegentretenden Altkatholicismus und deutschen Culturkampf kurz anführt. Was der Verfasser bei der Beschreibung des nordamerikanischen Secessionskrieges von den mit „Milizen“ geführten blutigen Kriegen und von der darauf folgenden allgemeinen Demobilisirung sagt, beweist nichts für den Vorzug der Milizen und ist auf die europäischen Staatenverhältnisse nicht anwendbar. S. 446 hätte neben Mecklenburg auch Coburg als Bundesgenosse Preußens im Krieg von 1866, S. 447 außer Vogel von Falckenstein auch Manteuffel als dessen Nachfolger im Commando der Mainarmee angeführt werden sollen.

Das Lebensbild der Kaiserin Augusta (Nr. 2) ist von Ludovika Hesekiel mit viel Liebe und Verständniß entworfen. Nach einer kurzen Schilderung der Jugendjahre der weimarer Prinzessin stellt sie letztere dar als eine vornehme, hochgebildete Frau, als die geborene Königin, welche sich ihrer hohen Stellung stets bewußt blieb, niemals eines Verstoßes gegen ihre Würde sich schuldig machte; welche bei officiellen Acten gern an der Seite ihres Gemahls erschien und repräsentirte, und die großen Ceremonien und das Auftreten in Prachtgewändern liebte, nicht sowol aus Eitelkeit, als weil sie durch diese Formen einem reichen Inhalte den entsprechenden Ausdruck geben wollte. Zugleich bezeichnet die Verfasserin die Prinzessin und Königin als eine Frau voll Patriotismus, welche, um sich ein selbständiges Urtheil in der Politik zu bilden, in den vierziger Jahren Staatswissenschaften studirte, die verschiedenen Regierungsformen der europäischen Staaten miteinander verglich und dem constitutionellen System nach englischem Muster den Vorzug gab. Ein starkes, einiges Deutschland war ihr politisches Ideal, aber nicht ein solches, das aus der Revolution hervorging, sondern ein solches, in welchem Preußen im Einverständnisse mit den deutschen Fürsten und Volksvertretungen die Führung übernahm. In diesem Sinne äußerte sie sich gegenüber jener Abordnung des Frankfurter Parlaments, welche am 3. April 1849 dem König Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone antrug, aber einen ablehnenden Bescheid erhielt. Diese Abordnung begab sich auch zum Prinzen und zur Prinzessin von Preußen und hörte von letzterer, wie sie mit warmem Herzen von Deutschlands Einheit und Größe sprach und das feste Vertrauen ausdrückte, daß die Macht der Verhältnisse Deutschland diesem Ziele entgegenführen werde. Sehr eingehend schildert die Verfasserin die Wirksamkeit der Kaiserin auf dem Felde der Wohlthätigkeit. Die drei Kriege, welche Preußen von 1864 bis 1871 führte, gaben ihr reiche Gelegenheit hierzu. Den Unterstützungen, welche Privatleute und Vereine den Truppen und den Verwundeten zukommen ließen, fehlte es an einheitlicher Leitung. Die Kaiserin, welche diesen Misstand erkannte, schuf daher ein preußisches Centralcomité, das alle jene Vereine in sich zusammenfaßte, und stellte sich selbst an die Spitze der gesammten Krankenpflege. Nach dem Kriege von 1866 stiftete sie den „Vaterländischen Frauenverein“, dessen Protectorin sie wurde und blieb, und betrieb die Bildung und Schulung von Krankenpflegerinnen. Der Frauenverein dehnte sich immer mehr aus; Hunderte von Zweigvereinen bildeten sich, und Tausende von Frauen arbeiteten in denselben auf den verschiedenen Gebieten menschlicher Barmherzigkeit. Die Kaiserin versammelte jährlich einmal die Delegirten der Zweigvereine und die Mitglieder des Hauptvereins um sich und ließ sich über die Thätigkeit der Vereine berichten. Niemals, sagt die Verfasserin, entzog sie sich der Ausübung dieser freiwillig übernommenen Pflichten, selbst nicht, wenn ihre zarte Gesundheit ihr die größte Schonung auferlegte. Sie übte die größte Selbstbeherrschung und Disciplin gegen sich selbst und verstand es, zu leiden, ohne zu klagen, welche Tugend sie auf ihren kaiserlichen Sohn vererbte. Ihre letzte Stiftung war das Kaiserin-Augusta-Stift, eine Erziehungsanstalt für Töchter verstorbener Offiziere, Beamten, Geistlichen und Aerzte. Hier, wo sie oft und lange verweilte, fühlte sie sich als Mutter unter ihren Töchtern. Die schweren Unglücksfälle, welche das Jahr 1888 über sie brachte, ertrug sie mit wahrhaft christlichem Sinne, getreu ihrem Lieblingssprnche: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet am Gebet!“ Kaum zwei Jahre darauf starb sie selbst, die „Diakonissin im Purpur“.

Adolf Kohut, der Verfasser der Lassalle-Biographie (Nr. 3), bezeichnet es nicht als gleichgültig für Lassalle's Eigenart, daß er der jüdischen Rasse angehörte: es sei stets etwas Orientalisches an ihm zum Vorscheine gekommen; trotz seines Scharfsinns und seiner philosophisch-kritischen Begabung habe ihn oft ungeheuerliche Einbildungskraft, Liebe für äußere Effecte, Entzücken an der Entfaltung von Luxus und Kraft, maßlose Eitelkeit beherrscht. Schon in der Jugend habe er einen zähen Charakter, eine eiserne Energie und einen titanischen Trotz gezeigt. Seine

Schlagfertigkeit im Disputiren und seine rednerische Meisterschaft nennt er staunenswerth. Seiner Ueberlegenheit sich bewußt, zeigte Lassalle immer mehr jenes an Dreistigkeit grenzende Selbstgefühl, welches später den Massen so sehr imponirte, aber feiner organisirte Naturen abstieß. Dazu trug die Verhätschelung und Verhimmelung, welche Aeltern, Freunde und besonders Damen ihm zutheil werden ließen, viel bei; ja, Alexander von Humboldt nannte ihn geradezu das „Wunderkind". Einen wichtigen Abschnitt in seinem Leben bildete seine Bekanntschaft mit der Gräfin Hatzfeldt, welcher er, nachdem sie jahrelang die Scheidung von ihrem Manne und die Herausgabe ihres Vermögens zu erlangen gesucht hatte, ihren Proceß glücklich zu Ende führte. Wegen eines bei diesem Processe vorgekommenen Kasettendiebstahls wurde er selbst vor Gericht geladen, aber nach sechsstündiger Vertheidigungsrede freigesprochen. Diesen Sieg nannte er den Triumph seines Lebens und betrachtete sich von da an als den Hauptführer der demokratischen Partei der Rheinprovinz. Die weitere Entwickelung der Thätigkeit Lassalle's beschreibt der Verfasser mit historischer Treue. Er schildert ihn als den Agitator von 1848, als den Bewunderer des Socialisten Marx, als den Redner in Arbeiterversammlungen, als den Präsidenten des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins", welcher seine Zuhörer aufforderte, für die Einführung des allgemeinen und directen Wahlrechts in allen deutschen Ländern zu agitiren, gemeinsame Kassen zur Bezahlung der Presse und der Agenten zu gründen und die Uebernahme der Herrschaft im Staate seitens des vierten Standes vorzubereiten. Als das letzte Mittel des Socialismus bezeichnete er die Einziehung sämmtlicher Kapitalien durch den Staat, ohne über die Möglichkeit der Ausführung dieses radicalen Recepts Näheres anzugeben. In der Conflictszeit verlangte er von der Fortschrittspartei Steuerverweigerung und Mandatsniederlegung, und als sie nicht darauf einging, bekämpfte er sie in seinen Reden und Schriften aufs heftigste, nannte sie „die Schmach und den Schandfleck des Jahrhunderts", politische „Eunuchen" und Leute, welche für „politisches Ehrgefühl gar keinen Sinn und kein Verständniß" hätten. Die Arbeiter, von der Kraft seiner Reden vollständig gefesselt, sahen ihn wie einen Halbgott an, empfingen ihn auf seinen Agitationsreisen am Rhein wie einen Fürsten und setzten alle ihre Hoffnungen auf ihn allein. Diese aufreibende Thätigkeit des socialpolitischen Agitators wurde zuweilen unterbrochen durch die schriftstellerische Thätigkeit. Er verfaßte geschichts- und rechtsphilosophische Schriften, dichtete ein historisches Drama und schrieb politische Broschüren, in welchen er die Herstellung eines deutschen Einheitsstaates unter Preußens Führung als die höchste und wichtigste Aufgabe der Gegenwart bezeichnete und die Frage der Freiheit hinter die der Einheit stellte. Aber die fortwährenden Aufregungen, die körperliche und geistige Ueberanstrengung erschütterten zuletzt seine Gesundheit. Der Verfasser bezeichnet Lassalle, der damals noch nicht 40 Jahre alt war, als nervös abgespannt und außerordentlich verstimmt, schildert sein Zusammentreffen mit Helene von Dönniges, das stürmische Auftritte und zuletzt ein Duell zur Folge hatte, in welchem er tödlich verwundet wurde. Er starb in Genf am 31. August 1864. Es war ein reich angelegtes Leben, das für die Menschheit Großes hätte leisten können. Da er es aber nicht verstand, seine herrlichen Gaben richtig zu gebrauchen, und es nicht verstand, sich selbst zu beherrschen und Maß zu halten, so war es ein vergendetes Leben. Er errang Triumphe unter den Massen, aber keine dauernden Erfolge.

Wilhelm Müller.

Sociales.

Was Berlin verschlingt. Sociale Bilder aus der Reichshauptstadt von Hans R. Fischer. Berlin, Brachvogel. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser unsers Buchs hat den Stoff, den er hier bietet, schon wiederholt behandelt. Was er jetzt bietet, kann als Ergänzung angesehen werden zu seinen frühern Schriften: „Ein Weihnachtsabend im Frauenasyl" und „Unter den Armen und Elenden Berlins". Wie dort werden wir in verschiedene Straf- und Wohlthätigkeitsanstalten (das Städtische Obdach, das Leihhaus, das Armenhospital, das Frauenasyl, das Mägdehaus, das Untersuchungsgefängniß, das Plötzenseer Zellengefängniß, das Gefängniß der Jugendlichen) geführt und lernen daneben manche Nachtseiten des berliner Lebens und die Wirksamkeit einzelner auf Milderung des Massenelends getroffenen Einrichtungen kennen. Die Darstellung ist auf Grund genauer Sachkenntniß entworfen und verleugnet nicht eine herzliche Antheilnahme an dem traurigen Lose der Elenden und Enterbten. Nur begegnen wir in den abgegebenen Urtheilen wiederholt einer Auffassung, die zu sehr an den Humanitätsdusel der Gartenlaubenphilosophie erinnert, als daß sie auf die Zustimmung ernster Männer rechnen dürfte. Von Verirrung, Verführung, Leidenschaft, Noth als den Quellen des socialen Elends ist immer und immer wieder die Rede, als ob die Gottlosigkeit, wüste Genußsucht, Trunk, Faulheit, Begehrlichkeit nicht den Reigen führten. Bezeichnend für die Stellung des Verfassers ist, was er S. 86 bemerkt: „Das Weib hält eben bis zum Aeußersten auch in den widerwärtigsten Verhältnissen aus, sucht und strebt immer nach einer Stütze, und bestehe sie in einem — Zuhälter. Wer kann das Mädchen verurtheilen, das einem langsamen Hungertode ein Leben der Annehmlichkeit oder wenigstens des Sattessens, und währte es auch nur kurze Zeit, vorzieht?" Und wenn S. 145 behauptet

wird, daß der Geber am edelsten handle, der lieber einem Unwürdigen etwas spende, als einem Unschuldigen Hülfe verweigere, und darum empfohlen wird, grundsätzlich niemand abzuweisen und jedem Bittenden unbesehen ein Geldgeschenk zu verabreichen, so stimmt das schlecht zu der unmittelbar darauffolgenden Bemerkung: „Eins kann verlangt werden: man schenke praktisch und vernünftig.“ Jene Empfehlung ist weder praktisch noch vernünftig, sie ist nicht einmal sittlich und barmherzig zu nennen.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

— Das „Lehrbuch der Poetik für höhere Lehranstalten“ von Dr. Chr. Fr. A. Schuster liegt uns in dritter vermehrter und verbesserter Auflage vor (Halle a. S., Mühlmann, 1890). Wie man diesen Leitfaden für die Schüler ein „Lehrbuch“ nennen kann, ist uns unbegreiflich; vielleicht heißt es darum so, weil eine Menge überflüssiger Citate viel Raum wegnimmt? Die Gelehrsamkeit des Verfassers erkennen wir an; im übrigen hat uns seine Leistung nicht befriedigt. Er schwört in erster Linie auf Aristoteles, führt W. Scherer's allseitig verurtheilte „Poetik“ als Autorität an, redet in einer dem Schüler vielfach nicht verständlichen Sprache u. s. w. Gleich zu Anfang wird das Schöne als die unmittelbare Einheit der Idee mit der einzelnen Erscheinung bezeichnet. Gleichwol soll diese „Idee“ nur Inhalt der „Einbildungskraft“ (nicht der Phantasie) sein und das Ziel der letztern „der Geschmack“. Wenn nun nach Schuster „der Idealismus lediglich nach der Darstellung der Idee ohne die erforderliche Berücksichtigung der Wirklichkeit strebt“, so ist er überhaupt nicht mehr „schön“. Seite 63 findet sich ein höchst fataler Druckfehler: „Freude“ statt „Freunde“. Seite 64 ist die Bemerkung ungenau: „Shakespeare führt im «König Lear» und im «Kaufmann von Venedig» zwei symmetrische Fabeln nebeneinander her“, denn der Dichter thut dies in jenen Stücken nur eine Zeit lang. Seite 65: „Das Ende der Mitte“ bereitet nicht die „Auflösung“, sondern die Lösung vor. Die Anmerkung über die Dreitheilung ist sehr mangelhaft formulirt. Monologe können doch nur äußerlich „Ruhepunkte“ genannt werden; innerlich sind sie hochbedeutungsvoll. Tragödie und Trauerspiel sollten nicht als gleichbedeutende Begriffe gesetzt werden u. s. w.

Von Dr. Adolf Fäh's „Grundriß der Geschichte der bildenden Künste“ (Freiburg i. Br., Herder) liegt jetzt die vierte Lieferung (à 1 M. 25 Pf.) vor. Das auf acht bis zehn Lieferungen berechnete Werk erscheint sehr langsam, ist aber in allen seinen bisherigen Theilen die Frucht eingehender Studien und sorgfältiger Ueberlegung. Es ist mit vielen Illustrationen ausgestattet, welche sich durchweg über den Stand der meist üblichen erheben. In der vierten Lieferung wird behandelt: „Die altchristliche Kunst und die Kunst des Islam“. Als Unterabtheilungen des ersten großen Abschnitts erscheinen: „Die Kunst der Katakomben“, „Die christliche Basilika“, „Die Rundbauten“, „Altchristliche Plastik und Malerei“, „Die byzantinische Kunst“, „Die altchristliche Kunst der nordischen Völker“. Nach Prüfung des Textes bezeugen wir gern, daß das Werk sich auf der Höhe der neuern Forschung erhält und als eine überaus klar und anschaulich geschriebene Einführung in die Kunstgeschichte warm empfohlen werden darf.

Bibliographie.

Aichelburg, E., „Nachtfalter“. Gedichte. Innsbruck, Wagner. 16. 2 M.

Briefe von der Grenze. Ein socialpolitisches Gedankenbild. Von Woldemar. Magdeburg, Rathke. 8. 1 M. 50 Pf.

Domanig, K., Der Gutsverkauf. Ein Schauspiel aus der Gegenwart. Innsbruck, Wagner. 12. 1 M. 60 Pf.

Dostojewski, F. M., Erniedrigte und Beleidigte. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Gühne, B., Abriss der Geschichte der Elektricität. Dresden, v. Zahn u. Jaensch. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Hagen, H., Konrad von Marburg, deutscher Ketzermeister und Großinquisitor. Trauerspiel, frei nach der Geschichte bearbeitet. Leipzig, Zangenberg u. Himly. 8. 2 M.

Hansen, C. Freih. v., Vasallen-Geschlechter der Markgrafen zu Meißen, Landgrafen zu Thüringen und Herzoge zu Sachsen bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. Auf Grund des im königlichen Haupt-Staatsarchiv zu Dresden befindlichen Urkundenmaterials zusammengestellt. 1ste Hälfte. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 6 M.

Hecking, Die Eifel in ihrer Mundart. Prüm, Plaum. 12. 80 Pf.

Henrich, T., Preisgekrönte pädagogische Aufsätze. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Heyl, J. A., Gestalten und Bilder aus Tirols Drang- und Sturmperiode. Größtentheils nach ungedruckten Quellen bearbeitet. Innsbruck, Wagner. 8. 2 M.

Hillern, Wilhelmine v., Am Kreuz. Ein Passionsroman aus Oberammergau. 2 Bde. Stuttgart, Union. Gr. 8. 10 M.

Jellinek, M. H., Die Sage von Hero und Leander in der Dichtung. Berlin, Speyer u. Peters. Gr. 8. 3 M.

Kamp, O., Die Abend-Haushaltungsschule in Frankfurt a. M., als praktische Lösung einer socialen Aufgabe. Berlin, Liebmann. Gr. 8. 2 M.

Kematmüller, H., Die Waldenser in Steyr. Historische Erzählung aus Steyr's Vorzeit. Steyr, Kutschera. 8. 50 Pf.

Krones, F. Ritter v., Tirol 1812—1816 und Erzherzog Johann von Oesterreich, zumeist aus seinem Nachlasse dargestellt. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Kronfeld, M., Das neue Schönbrunn. Naturhistorisch geschildert. Wien, Perles. 12. 80 Pf.

Liebenam, W., Zur Geschichte und Organisation des römischen Vereinswesens. Drei Untersuchungen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 10 M.

Lötze, C., Joachim Heinrich Campe als Pädagog. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im Zeitalter der Aufklärung. Leipzig-Reudnitz. Gr. 8. 1 M.

Luciani, L., Das Hungern. Studien und Experimente am Menschen. Mit einem Vorwort von J. Moleschott. Autorisirte Uebersetzung von M. O. Fraenkel. Hamburg, Voss. Gr. 8. 6 M.

Mair, A., Aufi g'schaut, nit obi soll'n! Humoristische Gedichte in oberbayerischer Mundart. Leipzig, Teich. 8. 2 M.

Majunke, P., Die historische Kritik über Luthers Lebensende. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mathers, E. P., Reise nach Süd-Afrika mit der Castle-Linie. Nach dem englischen Text bearbeitet von A. Feldmann. Hamburg. 8. 75 Pf.

Meyer von Knonau, G., Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V. 1ster Bd.: 1056—1069. Auf Veranlassung Sr. Maj. des Königs von Bayern herausgegeben durch die historische Kommission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 16 M. 80 Pf.

Unsere Minister seit 1862. Erinnerungen eines Zeitgenossen. Berlin, Eckstein Nachf. Gr. 8. 4 M.

Nachrichten über Kaiser Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel. Herausgegeben von der Neu-Guinea-Compagnie zu Berlin. Jahrgang 1890. 1stes Hft. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Noé, H., Arco und Umgebung. Zeichnungen von Tony Grubhofer. Ein Geleit- und Erinnerungsbuch. Salzburg, Kerber. 8. 1 M.

Oertzen, C. v., Geschichtliches von der Burg uud dem Amt Stargard in Mecklenburg. Rostock, Volckmann u. Jerosch. Gr. 8. 2 M.

Das Passions-Schauspiel in Oberammergau im Jahre 1890. Mit dem Texte der Chorgesänge, historischer Einleitung, ausführlicher Beschreibung der lebenden Bilder, Reise-Routen, vielen Illustrationen und einer Karte von Südbayern. Augsburg, Schmid. Gr. 16. 80 Pf.

Das Passionsspiel zu Oberammergau im Jahre 1890. Die Geschichte des Oberammergauer Passionsspieles. Die Darstellung der Passion. Erläuternde Ausführungen. Zahlreiche Illustrationen von Oberammergau nebst Umgebung, sowie der Passion. München, Schuh u. Comp. 8. 20 Pf.

Pfister, H. v., Ueber Verschiebung chattischer Sitze. Vortrag. Darmstadt, v. Aigner. Gr. 8. 60 Pf.

Die internationale Polarforschung 1882—1883. Die deutschen Expeditionen und ihre Ergebnisse. 2ter Bd. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 22 M.

Pontoppidan, H., Reisebilder aus Dänemark. Kopenhagen, Höst u. Son. Gr. 8. 2 M.

Poschinger, H. v., Ein Achtundvierziger. Lothar Buchers Leben und Werke. 1ster Bd. Berlin, Hennig. 8. 2 M. 50 Pf.

Schäffle, A. E. F., Die Bekämpfung der Sozialdemokratie ohne Ausnahmegesetz. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 M.

Schulz, G., Ein Jünger Pestalozzi's. Briefe aus dem Jugendleben eines deutschen Gelehrten und Schulmannes. Erfurt, Bartholomäus. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Preisausschreiben.

Vom Verein für Massenverbreitung guter Schriften in Weimar unter dem besonderen Allerhöchsten Schutze Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen-Weimar ergeht hiermit ein Preisausschreiben an alle Berufenen deutscher Zunge für das beste bisher noch nicht veröffentlichte Werk aus dem Gebiete der erzählenden Litteratur (Roman oder Novelle, bezw. Erzählung).

Dem gemeinnützigen Zwecke des Vereines gemäß (vgl. die Vereinssatzungen, welche unentgeltlich von der Geschäftsstelle des Vereins zu Weimar: Herderplatz 9 II bezogen werden können) soll dieses Werk, und zwar im Sinne eines guten, ebensowohl sittlich gesunden, wie künstlerisch befriedigenden, dabei spannenden Lesestoffes, zur Massenverbreitung unter das deutsche Volk, in Sonderheit die ärmeren Schichten der Bevölkerung, sich hervorragend eignen. Es würde sonach Klarheit in der Anlage, Anschaulichkeit in der Zeichnung der Charaktere und Begebenheiten unumgängliche Vorbedingung zur Preisertheilung sein.

Der Preis wurde laut Beschluß der Hauptvorstandssitzung vom 29. Juni l. Js. auf

1000 Mark

festgesetzt und erwirbt sich der Verein durch Zuerkennung desselben das ausschließliche Recht der Veröffentlichung. Dabei behält er sich vor, nächstwürdige aber nicht mit dem Preis bedachte Werke dieses Wettbewerbs gleichfalls zu seinen Zwecken heranzuziehen und mit den Verfassern dieser wegen später in Unterhandlung zu treten.

Als Preisgericht waltet der geschäftsführende Ausschuß obengenannten Vereines. Uebersetzungen sind ausgeschlossen. Hinsichtlich der Größe der einzusendenden Schriftwerke muß ein Mindest-Umfang von 10 Druckbogen verlangt werden. Auch sollen die zur engeren Wahl kommenden Werke frei von entbehrlichen Fremdwörtern sein. Leserliche Handschriften werden bedungen.

Der Name des Verfassers darf aus der Sendung nicht ersichtlich werden, vielmehr ist das Manuscript mit einem Merkwort zu versehen und dieses gleichzeitig auch auf einen wohlverschlossenen Umschlag zu setzen, welcher den Namen nebst genauer Adresse des Verfassers enthalten muß.

Gefällige Zusendungen wolle man bis längstens 31. Dezember d. Js. (einschließlich) bewerkstelligen.

Weimar, den 15. Juli 1890.

Verein für Massenverbreitung guter Schriften.

gez.: Bachmann, Landgerichtsrath, Vorsitzender. gez.: Dr. Arthur Seidl, Generalsekretär.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1890. Achtes Heft.

Inhalt: Prinzessin Schneeflocke. Erzählung von O. von Oberkamp. — Die Antike in der Gegenwart. Von Richard Maschke. — Das römische Passionsspiel im Mittelalter und in der Renaissance. Von Ferdinand Gregorovius. — George Kennan und die Nihilisten. Von einem Russen Ostsibiriens. — Das neue politische Programm der siebenbürger Sachsen. Von Professor Dr. F. H. Schwicker, Mitglied des ungarischen Reichstages in Budapest. — Die brüsseler Antisklaverei-Conferenz. Von M. — Ferdinand von Lesseps. Eine biographische Skizze von Karl Seefeld. — Denkwürdiges: Fortschritte in der Physik. Von Franz Bendt. — Todtenschau.

„Unsere Zeit" erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte des spanischen Nationaldramas

von

Adolf Schaeffer.

Zwei Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Der Verfasser unternimmt es auf Grund eingehendster Studien, in methodischer Weise durch das ausgedehnte poetische Labyrinth der altspanischen Komödie zu führen, welche den Gegenstand des Staunens und der Bewunderung aller Zeiten bildet. Das Werk ist für die zahlreichen Freunde der spanischen Literatur in Deutschland unentbehrlich, wird aber auch weitern Kreisen willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von **Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von P. Feddersen.

Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman.

Drei Theile. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

Auch in 12 Lieferungen zu 60 Pf. zu beziehen.

Eine neue Auflage der lange vergriffen gewesenen deutschen Ausgabe dieses classischen Werks.

Ober-Ingelheim

Selbstgekelterten, reingehaltenen **Rothwein**, i. Faß v. 80 Pf. an p. L., p. Fl. v. M. 1.— an **Weißwein**, i. Faß v. 50 Pf. an p. L., p. Fl. v. 80 Pf. an in allen Preislagen u. jedem Quantum offerirt **Friedrich Emil Ludwig**, Weinproduzent.



Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 14. August 1890.

Von schweizerischen Gelehrten und Dichtern.

1. Glarean, sein Leben und seine Schriften Von Otto Fridolin Fritzsche. Frauenfeld, Huber. 1890. Gr. 8. 3 M.
2. Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrhunderts. Bearbeitet durch das deutsche Seminar der züricher Hochschule unter Leitung von Jakob Bächtold. Herausgegeben von der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Erster Band. Frauenfeld, Huber. 1890. 8. 3 M. 60 Pf.
3. Tycho Pantander. Eine Geistesentwickelung, in Liedern dargestellt von Jost Winteler. Frauenfeld, Huber. 1890. 8. 3 M. 20 Pf.

Schweizerische Gelehrte und Dichter aus alter und neuer Zeit, bekannte und unbekannte, zeigen die drei Bücher, die mir zur Besprechung vorliegen. Das Leben und die Schriften eines alten schweizerischen Gelehrten und Poeten, des Humanisten Glarean, stellt O. F. Fritzsche (Nr. 1) dar, ein würdiges Seitenstück zu den wissenschaftlich bedeutenden Leistungen liefernd, die gerade auf literatur-biographischem Gebiete die Schweiz in jüngster Zeit aufweist und von denen ich nur Hirzel's Haller, Frey's Salis und Morf's Pestalozzi nenne. Fritzsche ergänzt und berichtigt namentlich auf Grund reichen Briefmaterials die alte Schreiber'sche Biographie des bedeutendsten Humanisten der Schweiz und entwirft uns ein anschauliches Bild des bewegten Lebens dieses Mannes, wie es theils sein heftiger Charakter, theils die gärende Zeit, in die er gestellt war, gestaltete und seines reichen Wirkens als Lehrer, Dichter, Philolog, Geograph, Mathematiker und Musiker. Besonders werthvoll erscheint mir der sehr gründliche biographische Theil der Schrift. Große Belesenheit in der humanistischen Literatur und Vertrautheit mit den wirkenden Gegensätzen seiner Zeit erlauben dem Verfasser, zu dem bedeutenden, eigenartigen Kopfe seines Helden einen reichen Rahmen humanistischen Lebens zu liefern. Die schwächste Seite Glarean's war seine poetische Thätigkeit, wie denn Fritzsche von dem „gekrönten Dichter" sagt:

> War er schon nicht ohne Phantasie und poetischen Sinn, stand ihm schon ein reiches mythologisches und historisches Material zu Gebote, und war er schon in der Prosodie wohl bewandert, so gelangen ihm doch nur einzelne Stellen als wirklich poetische, und gar manches war nicht eben viel mehr als schwülstige, versificirte Prosa.

Der streng wissenschaftliche Charakter der Schrift, die minutiöse Kritik und gründliche Darstellung machen die Arbeit sehr werthvoll, werden ihr aber einen engern Leserkreis ziehen.

Eine werthvolle Stiftung, welche die Stadtbibliothek Zürich zu verwalten hat, ist diejenige des schweizerischen Musikers Schnyder von Wartensee, welche Beförderung aller Künste und Wissenschaften bezweckt, besonders dadurch, daß auf ihre Kosten wissenschaftliche oder künstlerische Werke veröffentlicht werden, die ohne solche Unterstützung kaum je Gestalt und Leben gewinnen würden. Die Verwalter der Stiftung haben erst eine Pietätspflicht gegen den Stifter erfüllt, indem sie dessen „Lebenserinnerungen" herausgaben. Dann folgte „Les dislocations de l'écorce terrestre", französisch und deutsch von Margerie und Heim, und nun ist der dritte Band erschienen, der „Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrhunderts" enthält, bearbeitet durch das deutsche Seminar der züricher Hochschule unter Leitung des außerordentlich thätigen und verdienten Dr. J. Bächtold (Nr. 2). Der Band enthält: 1) Das älteste biblische Drama der schweizerischen Reformation, das seiner Zeit ungemein beliebte, echt dramatische Spiel vom reichen Mann und armen Lazarus, von einem unbekannten Dichter, herausgegeben von Th. Odinga, von welchem erst kürzlich eine gründliche Monographie über das deutsche Kirchenlied in der Schweiz erschien. 2) Von

demselben Bearbeiter: „Joh. Kolroß' fünferlei Betrachtnisse, die den Menschen zur Buße reizen", ein Spiel, das trotz langer moralisirender Reden noch dramatisches Leben genug bietet, besonders interessant aber durch den Versuch ist, zur Hervorhebung der Actabschnitte geistliche Chorlieder einzuführen. 3) Die treffliche „Lucretia" des Reformators Heinrich Bullinger, welcher der Bearbeiter Bächtold namentlich in Beziehung auf dramatische Anlage und Sprache das höchste Lob spendet, und die nicht nur als moralisches, sondern auch als politisches Drama von hoher Bedeutung ist, da sie ihre Spitze gegen das Papstthum und die dem alten Glauben und dem Reislaufen ergebene Züricherpartei richtet. 4) Von J. Boshart bearbeitet: „Georg Binders Acolastus", die freie Wiedergabe eines lateinischen Dramas des Gnaphaeus. Als Anhang endlich bietet Bächtold noch das aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammende, somit älteste, leider nur trümmerhaft auf uns gekommene deutsche Osterspiel, das Osterspiel von Muri. Alle diese Spiele sind in der Art herausgegeben, daß nach einer knappen historischen und kritischen Einleitung die Originaldrucke treu, aber nicht kritiklos wiedergegeben sind und nur die Satzzeichnung nach dem heutigen Gebrauche geändert ist. Zwei Bände sollen noch folgen und so die wichtigsten, infolge ihrer Seltenheit so schwer zugänglichen schweizerischen Dramen des 16. Jahrhunderts in zuverlässigen Neudrucken wiedergegeben werden. Auch weitere Kreise werden gerne diese ungeschlachten und doch so reizvollen Dinger, die freilich weder nach dem classischen noch nach dem modernen Drama gemessen werden dürfen, kennen lernen. Sie bilden zugleich eine werthvolle Ergänzung zu dem bedeutenden Werke Bächtold's: „Die deutsche Literatur in der Schweiz", von dessen rüstigem Fortschreiten die eben erschienene sechste Lieferung Zeugniß ablegt.

Dichter und Gelehrter in einer Person ist der bisher nur als tüchtiger Dialektforscher und Phonetiker bekannte Gymnasiallehrer Jost Winteler, ein Seitenstück zu dem trefflichen A. Frey, wenn auch als Dichter sehr von diesem verschieden. Der Dichter hat seine eigene Kritik geschrieben in „Antikritik" (S. 49):

Dein Vers ist mir zu wenig glatt,
Der Reim nicht rein, der Sinn oft schwierig,
Und was dir das Herz gebrochen hat,
Sind wir zu hören ja nicht begierig. —

Gewiß, groß ist der Mängel Zahl;
Mir waren Schule Wald und Heide,
Da fehlt den armen Bäumen der Pfahl,
Den Blumen der Schnitt zu ihrem Kleide.

Und wirkt alljährlich die Natur
Die alten Wunder vielgestaltig,
Läßt sie die Regeln ahnen nur,
Die Dinge selbst sind mannichfaltig.

Auch hat sie dann und wann einmal
Im Kopf 'nen überzähligen Sporren,
Dann liebt sie, ihre Schöpferqual
Zu prägen in einen rechten Knorren.

— — — — — — — — — —

Ihr Herrn, ich sag's euch ungenirt,
(Ihr habt mich tüchtig auch gestriegelt)
Ihr — seid mir gar zu schön frisirt,
Zu nett gebiegelt und geschniegelt.

Das unmittelbare Ausleben seines Geistes war dem Dichter Quelle und Norm seines Dichtens. Und was für eines Geistes! Auch wer findet, daß der Dichter sich gar zu wenig um den künstlerischen Begriff der Poesie gekümmert habe, wird zugestehen, daß seine Gedichte geistreich sind. Eine Geistesentwickelung in Liedern nennt Winteler seine Gedichte. Diese Geistesentwickelung hat dem Dichter freilich auch ans Herz gegriffen und seiner Phantasie Arbeit gegeben; aber bei aller Bethätigung von Herz und Phantasie ist doch immer das Geistige im engern Sinne das Erste und Hervorstechende an diesen Gedichten. Darum geriethen dem Dichter auch am besten die Epigramme, wo es sich um die scharfe Zuspitzung eines bedeutenden Gedankens handelt, eine Dichtungsart, zu der auch vorzüglich die derbe, kantige, knorrige Form paßt, mit der er da und dort geradezu zu kokettiren scheint, und seine Neigung zum Ungewöhnlichen und Paradoxen. Jenes Vorherrschen des Gedanklichen in Winteler's dichterischem Charakter bringt es mit sich, daß viele Gedichte der Gedankenfracht zu viel mit sich führen. Nur ungern beugt sich oft der Inhalt dem Verse, dem poetischen Ausdrucke, dem Reime; es fehlt dem Gedanken so häufig die poetische Vermittelung, er kommt zu abstract zum Ausdrucke, sodaß wir oft sagen müssen: „Geistreich, gedankenreich, tiefsinnig, aber es läßt uns kalt!" Und wieder erklärt sich aus jenem vorherrschenden Charakter, daß sich der Dichter nicht vor Bildern scheut, die zwar ungemein drastisch und treffend sind, aber nicht poetisch wirken, wie S. 43:

Wir himmlische Poeten sind
Citronen für Koch Schicksal:
Es preßt uns aus, es wirkt uns aus,
Den Menschenbrei zu würzen —

die sogar geschmacklos sind, wie S. 57, wo er den Musensohn mit Knochen von Gelée auf harten Erdenbohlen schwanken läßt. Auch die häufige Anwendung von ungewöhnlichen, manchmal verkünstelten Wortformen, von Archaismen u. s. w. dürfte darauf zurückzuführen sein. Und dennoch, wie viele Gedichte im ganzen, wie viele Schönheiten im einzelnen zeigen, daß Winteler nicht nur ein geistreicher Mensch, sondern auch ein vollwichtiger Dichter ist! Wie hoch fliegt die Phantasie in „Ein Wort und ein Blick!" (S. 10). Wie voll des wärmsten Gefühls ist „Frühlingsabend!" Wie schön hier auch das Bild:

Es war zur Winterszeit, hell blitzte rings
Auf hohen Fenstern, Blüten dichtend Eis,
Vom Frühling träumend, der im Kommen war —
Wie schon voraus des Jünglings Seele sich
Ins Leere dichtet der Geliebten Bild,
Eh' sie erscheint — doch nun erschien sie selbst —
Vor ihres Auges Sonne schmolz die Pracht
Der Winterblumen, brausend brach der Föhn
Lenzjauchzend in der Seele stilles Thal,
Und jede Knospe quoll und that sich auf.

Wie zart und fein ist „Blütenschauer!“, welche Perlen echter Poesie sind „Gentiana verna“ (S. 90), „Meteorblumen“ (S. 104), „Im October“ (S. 92) und so manche andere!

Doch folgen wir nun an der Hand der Gedichte der Geistesentwickelung des Dichters, um zu sehen, wie „Tycho Pantander“ am Schicksal lernend zum „Allesmann“ geworden, d. h. zu einem Manne, der sich selbst ins Ganze senkt und, statt es zu begehren, ihm sich schenkt, vertrauend, daß das Universum lebt für jeden, der zum Universum strebt.

In der Abtheilung „Fata Morgana I“ schildert uns der Dichter den Jugendtraum, den er in seiner Bergheimat geträumt. Diese Abtheilung enthält die unbedeutendsten, aber auch die am unmittelbarsten empfundenen Gedichte der Sammlung. Getäuscht in seiner ersten Liebe (ich könnte nicht sagen, daß der Schmerz darüber immer natürlich zum Ausdrucke käme, z. B. S. 17), entschließt er sich, in die Welt zu wandern (S. 36):

Ich habe das süße Klageliedern satt —
Nun will ich zechen mal mit lust'gen Vettern,
Durchwandern als Geselle Land und Stadt
Und singen, wie im Mai die Finken schmettern.
— — — — — — — — — —
Vielleicht war ich ein falsch gegoss'ner Spiegel,
Der rothe Wangen blaß macht. Werfen wir
Zur Läutrung sein Metall nun in den Tiegel.

In buntem Allerlei zeigen „Fündlinge“:

Wie Glut und Gletscher dienstbar worden sei,
Die schöne Welt vor meinem Blick zu klären.

Mit dem Heimatbächlein zieht der „Knabe, der eh' des Hochlands Unschuld trank“, freudig hinaus in die weite Welt. Aber bald muß er erkennen, wie die Welt eine andere ist, als er sie sich gedacht, wie das wirkliche Leben mit rauher Ironie die Engelsgestalten seiner Poesie verhöhnt. In scharfer Satire trifft er nun die schwere und träge Welt, das alltägliche Elend, die Mittelmäßigkeit, die verdammte Regelmäßigkeit und Linienzieherei, die unwahre Gefallschreiberei, das philologische Silbenstechen, die kritische Mückenseigerei, die Urtheilslosigkeit des Publikums, die geniale Liederlichkeit, die Alltagsprosa der Realisten, die bloße Negation der Aufklärung, die Frömmelei der Gottesknechte und Teufelskinder, die ärmlichen Gelehrtenstreitereien, die elende Bücherstümperei — alles lauter stachlichte, kecke Dinger von schneidender Schärfe. Er sehnt sich hinaus:

Aus all der Unruh, Hast und Streberei,
Dem Kunstbemühn um manch Columbusei,
Aus all den müden, ledernen Gesichtern
Von Diplomaten, Lastthiermenschen, Dichtern,
Aus all dem Broterwerb und Gelderwerb,
Dem Schwindel, Dummheitsdusel, Volksverderb,
Aus all der Worte Schmutz und der Gesinnung,
Der Guten Feigheit und der Schlechten Innung:
Aus all der Gleißnerei und Unnatur (S. 89) —

hinaus in die freie Natur. Vergeblich sucht er in ihr zu gesunden, sie ist ihm nur der Widerschein seines betrogenen, zerrissenen Innern. Er kehrt wieder zur Welt zurück; doch neue Bahnen will er wandeln, in „Fata Morgana II“. Seine Philosophie hat Schiffbruch gelitten —

Nun lenk' ich verzichtend zur Erde zurück
In zwei Augensternen zu erfragen das Glück.
— — — — — — — — — —
Ich tausche des Weltalls Unendlichkeit
An das All, das umsäumt ist von deinem Kleid. (S. 102.)

Neue Täuschung! Ein Irrlicht nur hat ihn gelockt, nächtliche „Schatten“ lagern sich wieder um ihn, „Räthselfragen“ bestürmen ihn, für die er keine Lösung weiß, und stürzen ihn tief in den Weltschmerz, dem er in meist unsympathischen Gedichten Ausdruck gibt. Er hadert mit dem Himmel, der ihn nicht sieht und nicht hört, die Nacht betet er an:

Traum ist das Licht, das Leben Traum und Trug,
Und W e s e n ist die ew'ge Nacht allein. (S. 132.)

Doch sein edler, lebenskräftiger Geist kann mit dieser reinen Verneinung sich nicht beruhigen:

Und doch will ich zurück zum Lichte,
Noch fühl' ich junge, frische Kraft;
Und ward mir mancher Traum zunichte,
Noch glüht mir sprühnde Leidenschaft.
— — — — — — — — — —
Ich hab' den Schmerz zu ernst genommen,
Nun will ich kosten Glas um Glas;
Und will mir eines nicht bekommen,
So schütt' ich's achtlos auf die Straß'. (S. 104.)

Der dritte Theil der „Fata Morgana“ spielt sich ab. Er wird ein Faust in sinnlichem Liebesdrange und ein Prometheus in trotziger Frivolität. Hier findet sich das großartigste Gedicht der Sammlung: „Das Bettelweib“ (S. 147 fg.). Freilich auch das befriedigt ihn nicht, sein Herz, ideal zugleich und treu gemacht, wird krank. Mitten durchs Herz geht ihm „der große Bruch, der durch des Alls krystallne Schale drang“, und wieder kommt er zum Ziele: „Das Beste wär' es doch, wir wären nicht.“

Auch in dieser Abtheilung finden sich wieder manche nach Form und Inhalt recht ungenießbare Gedichte. Doch noch ruht Pantander nicht. Das Weib ward ihm zur Priesterin, „in Zukunftsmorgenroth den Blick getaucht“:

Einst war ein Weib mir statt der Welt genug,
Und räthselmüde hat mein Herz verzagt.
Nun spann' ich höher den Gedankenflug
Und stoß' ins Horn zu neuer Götterjagd. (S. 170.)

Von neuem „reitet er hinaus durch die Nacht, bis wo es tagt, daß alle Räthsel sich enthüllen licht“, und bald dämmert es ihm, und ganz allmählich unter vielerlei Zweifeln und Kämpfen wird es licht. Er lernt begreifen, warum auch das Böse in der Welt ist; er sagt sich:

Wenn nicht ein Z u f a l l a l l e s Groß und Klein,
Dann mußt du, Herr, im kleinsten waltend sein. (S. 193.)

Lichtglück kommt über ihn in friedvoller Versöhnung seiner Weltanschauung. Er hat diese Versöhnung gefunden im Demiurgosgedanken, dessen „Neubildner“ Wilhelm Jordan er die letzte Abtheilung seiner Gedichte widmet. Gott in der Welt, und die Welt in Gott!

Im Ganzen leben wir, ihm leben wir,
Kein Erdenschicksal kann von ihm uns scheiden.
Ein Puls in ihm zu sein, der weiter rollt
Durchs Aderwerk der Zeit, das ist der Sinn
All unsres Glücks und unsrer Leiden. (S. 214.)

Nun sieht er voll die Nothwendigkeit des Bösen ein, das ihm die „Unruhe in der Weltenuhr" ist. Die christlichen Begriffe, Gebet, Trinität, Abendmahl erscheinen ihm in neuem Lichte. Der Pessimismus ist ihm etwas rein Subjectives. Diese letzte Abtheilung: „Lichtglück", enthält die tiefsinnigsten Geistesgedichte; aber viele derselben sind zu wenig poetisch vermittelt, zu unmittelbar philosophisch abstract. Oder kann z. B. folgendes noch Anspruch auf Werthung als Poesie machen?

Wie dich ein Weiser witzigt, Zeit und Raum
Als Formen zu verstehn für unser Denken,
So mein' ich, daß auch Gut und Böse sind
Die Formen fürs Empfinden uns und Handeln.
Die große Lücke, die im Welterkennen,
Im Eins-Sich-Fühlen mit der Welt, uns bleibt,
Die meßbar kaum der Fortschritt kleiner macht —
Denn nichts ist Endliches im Schrankenlosen —
Füllt mit dem Uebel uns das Böse aus. (S. 222.)

Um so schöner ist wieder die Poesie der drei letzten Gedichte.

Das ist die Geistesentwickelung Pantander's. Es ist nur ein vorläufiges Ziel, das er erreicht hat:

Sollte noch nicht alles stimmen,
Mußt du selbst noch weiter klimmen —
Freue dich, daß wir noch leben,
Immer höher, höher streben —

setzt er selbst als Motto der letzten Abtheilung seiner Gedichte.

So ist Winteler bei achtungswerthen dichterischen Anlagen in erster Linie eine volle, geistesreiche Persönlichkeit. Es thut einem wohl, nach all dem faden Zeuge, das heutzutage sich Lyrik nennt, an solch würzigem Bissen sich laben zu dürfen. Freilich manch einer, dem der Zuckerpapp die Zähne verdorben, mag sie sich an „Tycho Pantander" ausbeißen.

Eduard Haug.

Aus der deutschen Lyrik des 18. und des 19. Jahrhunderts.

Unter allen sogenannten Culturvölkern dürfen nur die Deutschen wirklich einer zweimaligen Blüte nationaler Dichtung sich rühmen, eines Vorzugs, den sie nicht zum wenigsten dem nie erstorbenen Fortleben einer naturwahren Volkspoesie verdanken. Die Vorsehung hat uns aber auch das denkende Gemüth zu reichlich mit dem Drange der Empfindung belastet, als daß unsere Muttersprache jemals aufhören könnte, in Wort und Reim die Gefühle wiederzuklingen, die dem übervollen Herzen entquellen. Daher ist im bisherigen Verlaufe der deutschen Poesie allein die Gattung der Lyrik nie völlig in die Grabesnacht hinabgesunken, aus der das vaterländische Schriftthum mehr denn einmal künstlich gehoben werden mußte. Dies ist sogar fast durchgängig mit der „benannten" Lyrik der Fall, wie ich diejenigen gebundenen Gefühlsergüsse bezeichnen möchte, denen schon durch das Anhängsel der Verfassernamen das Gepräge des „Gemachten" (zunächst natürlich ohne tadelnden Beigeschmack) aufgedrückt ist. Wir besitzen eine unübersehbare Fülle lyrischer Gedichte aus allen Zeitaltern unserer nationalen Entwickelung und darin eine wahre Fundgrube für die Erkenntniß deutschen Denkens und Fühlens. Nie fehlt es völlig an Blüten, wenngleich oft das Unkraut mächtig in die Halme schoß und die Edelpflanzen überwucherte. Den Reichthum und die Vielseitigkeit der deutschen Lyrik erweisen besonders zwei Perioden, die an sich ganz und gar nicht lyrisch angelegt, doch breite und volle Bäche aus dem unerschöpflichen Borne jener hervorbrechen ließen, die nach-Fridericianische Erschlaffung und das rastlose reale Treiben unserer Gegenwart. Man soll hier keinen Widerspruch mit der angeblichen Sachlage finden. Allerdings schufen in jenem erstgenannten Abschnitte Goethe und Schiller nebst ihren Genossen, allerdings wirkten in den jüngsten Jahrzehnten und zum Theile noch um uns herum hochbedeutende Vertreter lyrischer Poesie. Aber für geniale Männer sind eben Regeln und Grundsätze nicht maßgebend und gar Großmeister vom Schlage der weimaraner Heroen beugen sich keiner theoretischen Klassificirung, so treu sie auch den Ernstverhältnissen entsprechen mag. Vielmehr sind es die kleinen Geister mit ihren schriftstellerischen Aeußerungen, die den Culturstand der gleichzeitigen Literatur untrüglicher abspiegeln, und wer den schwankenden Bildungsgehalt einer Nation nach den Bedingungen des Auf und Nieder beurtheilen will, der muß eben in erster Linie den Kleinkram des Buchhändlermarktes befragen. Unter diesen Gesichtspunkten betrachten wir folgende beide Nummern.

1. Berliner Gedichte. 1763—1806. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig Geiger. (Auch unter dem Titel: Berliner Neudrucke. Herausgegeben von Geiger, Wagner und Ellinger. Zweite Serie. Dritter Band.) Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 8. 6 M.

Hier spukt nicht, wie man nach dem Titel, vielleicht auch noch nach einem flüchtigen Einblicke glauben könnte, localpatriotische Reimwuth, von dem selbstgefälligen Dünkel beseelt, den man schon vor mehr als hundert Jahren dem Spreeathener in die Schuhe schob. Nein, es ist in der Hauptsache echte, dem Heimatsboden entkeimende Stimmungspoesie, die sich blos meist in ihrer Harmlosigkeit darauf etwas zugute thut, im Mittelpunkte der brandenburger Mark und des in „das europäische Concert" eintretenden Preußens zu stehen. Alle Gedanken sind wohlgemeint, nicht von unnöthigem Redeschwalle, wie dazumal

unter manchen Himmelsstrichen Deutschlands, durchwachsen, im Verse nicht selten recht glatt und abgeschliffen. Vom culturgeschichtlichen und historisch-volkswirthschaftlichen Standpunkte verdient diese Sammlung gespannteste Theilnahme. Denn sie „will versuchen, ein Stimmungsbild der berliner Gesellschaft in jener langen Friedenszeit zwischen dem Ende des Siebenjährigen Kriegs und der Zertrümmerung des preußischen Staats zu geben“. Zu diesem Behufe hat Professor Geiger, der genaueste Kenner der „berliner“ Literatur älterer Tage, aus etwa sechzig einschlägigen Tagesblättern, Zeitschriften, Gedichtsammlungen, Einblattdrucken bezeichnende Belege obgedachter Art ausgewählt und in diesem Bande mit einer gediegenen Einleitung, die über alle Seiten des erwünschten Einzelverständnisses unterrichtet, sammt mannichfachen verstreuten Anmerkungen vereinigt. Natürlich steht überall das Charakteristische im Vordergrunde, nicht das Formvollendete und inhaltlich Ausgefeilte, zumal die abgeweidete Spanne Zeit des „berliner“ Schriftthums an ästhetisch werthvollen Glanzstücken außerordentlich arm ist. Es hätte keinen Zweck, aus den 79 Nummern der Gedichtreihe und den in der Einleitung mitgetheilten Proben hervorstechende Stellen herzusetzen, da der dann erlangte Eindruck unvollkommen, ja sogar schief ausfallen müßte. Daher genüge der Hinweis, daß diese Poesien beinahe alle interessantern Vorkommnisse, üblichen Vergnügungen, herrschenden Anschauungen des umgrenzten Zeitraums (über den bei Bedarf ohne Pedanterie ein wenig hinausgegriffen wird) vorführen. Beinahe keine von ihnen ward seit dem ersten Erscheinen wieder gedruckt, die überwiegende Mehrzahl mußte an versteckten Orten aufgestöbert werden und viele ersehnte Hülfsmittel blieben noch unzugänglich. Obwol das Werk seine etwaigen Mängel als „ein erster Versuch in dieser Richtung“ entschuldigt, gelang dem äußerst kundigen Herausgeber doch sein Absehen aufs trefflichste, wenn er vorhatte, „dem Geschichtsfreunde Materialien zu bieten, aus denen er den Versuch machen mag, sich das Bild einer längst entschwundenen Epoche neu zu gestalten“.

2. Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. Dritter Band. 1887. Vierter Band, erste bis dritte Lieferung. 1889—90. Kassel, Kay. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Leider hat sich das Erscheinen dieses ganz vortrefflichen Hülfsmittels durch die vielfältige berufliche und schriftstellerische Inanspruchnahme des Verfassers recht sehr in die Länge gezogen. In Nr. 51 d. Bl. f. 1884 und in Nr. 13 f. 1886 hat der nun entschlafene R. Boxberger mit der ihm eigenen Sachkenntniß und Genauigkeit den ersten, bezw. zweiten Band des Leimbach'schen Werks besprochen. Die Fortsetzung, im Alphabet von Hermann Grieben bis Arnold Kluckhuhn führend, an diesem Orte dem Leser dieser Zeitschrift ans Herz zu legen, erachte ich für meine Aufgabe, nicht so sehr den kleinen Mängeln des staunenswerth fleißigen Herausgebers mit dem Notirstifte in der Hand nachzugehen. Erstlich stehe ich noch zu sehr unter dem Banne des wehmuthsvollen Eindrucks, den die von Boxberger's Schreibtisch mir überlieferten Bände hervorrufen. Genau hat der kundige Literarhistoriker die 980 Seiten des dritten und vierten Theils durchgegangen und sodann die einer Bemerkung bedürftigen Stellen auf dem Umschlage verzeichnet. Andererseits erweckt Leimbach's Leistung in mir eine viel zu hohe Achtung, als etwa der Augenblicksanwandlung kleinlicher Krittelsucht freien Lauf zu lassen. Die anerkennenswerthe Absicht zahlreicher guter Bücher wird oft genug durch nebensächliche Ausstellungen einer im ganzen höchst wohlmeinenden Recension völlig vereitelt, wenn diese in unberufene Hände gelangt. Nur einen einzigen handschriftlichen Tadel Boxberger's vermag ich mit redlichem Gewissen nicht zu unterdrücken, daß nämlich die Sammlung „zu viel Theologen und Schulmeister“ enthalte. Zugegeben auch, daß der religiöse Standpunkt des Verfassers in Auslese und Beurtheilung eine gewisse Beschränkung nach sich zog, so muß doch betont werden, daß er nie zu wirklicher Voreingenommenheit verleitet, sondern sich stets nur mit maßvoller Milde äußert. Die deutsche Lyrik der letzten Jahrzehnte bis unmittelbar in unsere Tage hinein erscheint in der ganzen Fülle ihrer Vertreter und diese selbst mit einer Reichhaltigkeit von Erzeugnissen, die alle Seiten ihrer poetischen Art, mag sie nun rein lyrisch sein oder sich mehr dem Erzählenden oder Dramatischen zuneigen, aufs deutlichste hervortreten läßt. Leimbach's Werk verdient wärmste Antheilnahme.

Ludwig Fränkel.

Neue Frauenschriften.

1. Anonym. Roman von L. Haidheim. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 3 M.
2. Der älteste Sohn. Roman von Moritz von Reichenbach. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 3 M.
3. Alte Liebe. Eine kölner Erzählung aus dem 17. Jahrhundert von A. Norden. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1890. 8. 5 M.
4. Am andern Ende der Welt. Roman von Frieda Freiin von Bülow. Berlin, Janke. 1890. 8. 2 M.
5. Aus freier Wahl. Roman von E. Wahlheim. Dresden, Pierson. 1890. 8. 3 M.

Frau Luise Ahlborn in Hannover hat unter ihrem Schriftstellernamen L. Haidheim im Jahre 1890 meines Wissens nicht weniger denn drei Romane auf den Büchermarkt gebracht. Diese Werke müssen deshalb allerdings nicht das Ergebniß der Arbeit einiger Monate sein, sondern sind wahrscheinlich schon früher in irgendeinem der zahl-

losen Familienblätter erschienen. Wenn die beliebte Erzählerin jedoch so fortschreibt, dürfte sie eine achtungswerthe Zahl von Bänden zusammenbringen. Die Herausgabe von Romanen wird den schriftstellernden Damen und Herren eben sehr leicht gemacht, vorausgesetzt, daß ihr Name einem größern Lesepublikum bereits geläufig geworden. Die literarischen Erstlinge erringen ihnen einen bedeutenden Leserkreis, da sie zumeist in Journalen veröffentlicht werden, die ihre Abnehmer nach Hunderttausenden zählen; dadurch haben sie sich eine gewisse Stellung in der Tagesliteratur und — last not least — auch einen Namen erworben. Was sie später schreiben, wird von seiten der Redacteure und Verleger nicht mehr unter die kritische Lupe gebracht, sondern angenommen und veröffentlicht. Wer hat da noch mitzusprechen über den Werth des Opus? Fachzeitschriften geben allerdings ihr objectives Urtheil ab, dieses hat aber nur literarische Bedeutung und das große Publikum bleibt davon unberührt. Das große Publikum schöpft seine geistige Nahrung aus den Tagesblättern, und der Standpunkt, den diese den schönwissenschaftlichen Leistungen gegenüber einnehmen, ist leider bekannt: der der Gleichgültigkeit. Eins der ersten deutschen Tagesblätter (es erscheint in Wien) bringt ab und zu eine Beilage, „Literaturblatt" — aber oft vergehen Monate, bevor die Redaction den Stoff für dieses nur eine Seite der Zeitung in Anspruch nehmende Beiblatt aufbringt. Und wird außerdem in der Rubrik „Theater- und Kunstnachrichten" eine Besprechung gebracht, so scheint sie einer buchhändlerischen Ankündigung entnommen und ist gewöhnlich so allgemein gehalten und in einigen Zeilen abgethan, daß der Schlußpassus: „wir werden auf das Werk noch zurückkommen", sehr nothwendig ist — der Leser aber wartet auf die versprochene eingehende Würdigung vergebens. Kann es da wundernehmen, wenn auch die Gleichgültigkeit des Publikums gegenüber den literarischen Erscheinungen eine immer größere wird? So und nur so muß es dahin kommen, daß mancher Schriftsteller zu den vielgelesenen gehört, weil er eben auch viel schreibt. Sein Name wird im Lesekränzchen, beim ästhetischen Thee genannt, man liest seine Bücher — es ist eine Modekritik von Mund zu Mund, die in der sogenannten gebildeten Welt gang und gäbe geworden ist. Man sehe sich die französischen Tagesblätter an und vergleiche den Raum, den diese der schönwissenschaftlichen Production widmen und ihr damit dienen.

Doch nun zur Besprechung.

Der Roman „Anonym" (Nr. 1) ist ebenso gut und ebenso schlecht, wie gar viele andere dieses Gepräges: eine Gemüthsgeschichte mit der bekannten Steigerung von Haß zur Liebe und zum Glücke. Mittelpunkt des Ganzen ist ein edler, großherziger Mann, eine anziehende Erscheinung, die von der Verfasserin auch mit Geschick gezeichnet wurde. Was drum und dran, ist den gewöhnlichen Romanrecepten entnommen. Die Verfasserin erzählt leicht, aber auch flüchtig; sie hat eben nicht nothwendig, viel zu feilen, sonst würden ihr so eigenthümliche Satzconstructionen nicht ungestraft gedruckt werden, wie auf S. 53:

> Unterdeß rüstete Mamsell Brandt, ohne Befehle zu erwarten, das beste Gastzimmer und durchflog das Gerücht von Max Hunnenstein's Rückkehr die Stadt wie ein Lauffeuer.

Auch der Roman „Der älteste Sohn" (Nr. 2), in gleicher geschmackvoller Ausstattung wie „Anonym", ist nach ähnlichem Recepte verfaßt. Eine Schriftstellerin von Erfahrung, und das ist M. von Reichenbach ohne Zweifel, kann derlei Geschichten auch zwölf in einem Jahre schreiben. Von Vertiefung ist da keine Rede. Es soll nicht verschwiegen werden, daß manch ein warmer Herzenston aus der Erzählung klingt, ja einzelne Gestalten mit Geschick charakterisirt und gezeichnet sind — aber die Kritik hat das Recht, mehr zu verlangen, den Paragraphen ihres ästhetischen Reglements entsprechen solche Erzeugnisse nicht. Einem großen Theile des weiblichen Lesepublikums werden beide Romane willkommen sein.

Eine gute Leistung ist „Alte Liebe" (Nr. 3). Frau A. Norden nennt ihr neuestes Werk eine Erzählung; sie thut dies mit Recht, denn ein Roman hätte eine andere Durchführung erfordert. Held der Geschichte ist der General Johann von Werth, der im Dreißigjährigen Kriege mit seinen gefürchteten Reitern eine große Rolle spielte, zum Siege von Nördlingen beitrug und später vom Kaiser in den Grafenstand erhoben wurde. Er ist im Beginne der Erzählung ein einfacher Knecht, und so nehmen wir denn lebhaften Antheil an seinem wechselvollen Geschicke, in welchem seine Liebe zur schönen Griet den Angelpunkt bildet. So einfach auch die ganze Anlage des Buchs ist, so wird doch das historische Bild, welches sich vor unsern Augen entrollt, anziehend und fesselnd. Die Verfasserin hätte das historische Material allerdings bedeutend ausbeuten können, aber sie wollte eben nur eine einfache Erzählung bieten und dies gelang ihr im vollsten Maße. Schlichte, oft kernige Schreibweise ist ihr zu eigen. Der reifern Jugend sollte man solche Erzählungen geben.

Das Buch „Am andern Ende der Welt" (Nr. 4) ist eine anerkennenswerthe Bereicherung jener jungen Literatur, deren Ausgangspunkt die Schilderung der deutschen Colonialländer Afrikas bildet. Frieda Freiin von Bülow hat mit ihrem Werke „Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika" schon einen hübschen Beitrag geliefert und setzt ihre Aufzeichnungen und Schilderungen im vorliegenden Werke fort, mit dem Unterschiede allerdings, daß sie in Form einer Erzählung über das Schicksal eines ausgewanderten Offiziers berichtet, der, um Vermögen zu erwerben, sich den Gefahren und Mühseligkeiten des afrikanischen Colonistenlebens aussetzt, während seine Braut, dem Bibelworte gemäß, Vater und Mutter verläßt, um an seiner Seite den ersehnten glücklichen Ausgang zu erwarten und so Leid und Freud mit ihm zu theilen. Natürlich nimmt die Schilderung der fremdländischen Verhältnisse dreiviertel des Buchs ein, das schon deshalb nicht ein Roman genannt werden kann. Von

dieser unrichtigen Bezeichnung abgesehen, ist das Buch durch und durch lesenswerth und wird seine Freunde finden. Die Verfasserin ist nie und nirgends voreingenommen, weist mit Berechtigung auf den Unterschied zwischen den praktischen Engländern und den schwärmerischen Deutschen hin und weiß die hervortretenden Eigenthümlichkeiten der Vertreter dieser beiden Nationen stets ins rechte Licht zu setzen. Mit Freude liest man die Schlußworte des fesselnden Buchs:

Ich habe gesehen, daß man sich auch hier — am andern Ende der Welt — daheimfühlen kann und das ist eine frohe Aussicht für die Zukunft.

Das Beste zum Schlusse. „Aus freier Wahl" von E. Wahlheim (Nr. 5) zeigt schon in seinem, wenn auch nicht eben originellen Beginne durch Stil und Ton ein Gepräge, das dieses Werk bedeutend über die beiden zuerst besprochenen Romane erhebt. So gering die Handlung, so kurz der Stoff, so tüchtig ist die psychologische Durchführung; wir lesen das Buch in einem Athem zu Ende. Der Grundzug, daß wahre Liebe auch ohne Ehe heilig sei, führt zu einer harten, aber schönen und befriedigenden Lösung. Die Heldin, Carina von Walden, ist eine ausgeprägte Persönlichkeit, ein Weib von hohem Sinne, das nicht nur liebt, sondern, nachdem es dem Manne seiner Wahl alles geopfert, auch großmüthig zu entsagen weiß. Diese Carina ist eine jener seltenen Erscheinungen, die sich nur einmal im Leben, dann aber voll und ganz hingeben, nicht aus leidenschaftlicher Liebe allein, sondern in dem Bewußtsein, daß sie damit auch eine hohe, die höchste Aufgabe ihres Seins erfüllen. Es ist ein feiner Zug der Verfasserin, daß sie dieses große Weib trotzdem mit einzelnen jener kleinen Schwächen ausrüstet, deren Nichtvorhandensein uns in diesem Falle eine Heroine gezeigt hätte, die wol der Phantasie eines Dichters entstammen kann, im Leben jedoch nie und nimmer vorkommt. Sie hat im besten Sinne des Worts realistisch aufgefaßt, durchgeführt und sich die Grenzen genau vorgezeichnet, in denen sie als Dichterin wandeln muß, will sie nicht verletzen. Diese weise Mäßigung hebt sie in unsern Augen doppelt hoch, denn sie hätte, da der Stoff ein heikler ist, der literarischen Tagesmode huldigend, sich zur Genüge in jener Weise ergehen können, die der modernen Schule anhaftet und bei vielen ihrer Werke leider das einzige Charakteristikum bildet. Daß sie dies verschmähte, wissen wir ihr Dank — sie ist eine noble Natur.

Ich hätte damit genug über das anziehende Werk gesagt, kann aber über einige besonders schöne Einzelheiten desselben nicht schweigen. Wie prächtig ist die langsame Erblindung und Wiedergenesung des Helden der Geschichte geschildert! Mit welch psychologischer Feinheit der Kampf in der Brust der Heldin, der zwischen dem Bewußtsein richtig zu handeln und dem auf Jahrhunderte alten Satzungen beruhenden Urtheile der Welt entsteht und ausgekämpft wird. Dieser Theil des Buchs konnte nur von einer fein- und tieffühlenden und denkenden Frau so geschrieben werden — er ist eine der besten Analysen des Frauenherzens. Sollte „Aus freier Wahl" ein Erstling sein? Dann beglückwünsche ich die Verfasserin und auch uns, denn wir haben wol noch Tüchtiges zu hoffen.

Karl Schrattenthal.

Das Heidenthum in der römischen Kirche.

Das Heidenthum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens. Von Th. Trede. Zweiter Theil. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 5 M.

Wie wir schon bei der Besprechung des ersten Theils des vorliegenden Werks in Nr. 5 d. Bl. f. 1890 gezeigt haben, verfolgt der Verfasser den Zweck, gestützt auf eine bunte Reihe charakteristischer Bilder aus dem Volksleben Unteritaliens, den Nachweis zu liefern, daß das sogenannte Christenthum der Bewohner jener Provinzen nichts sei als das römisch-hellenische Heidenthum unter veränderten Namen und Bezeichnungen; daß die Cultusformen der römischen Kirche in allen wesentlichen Punkten seit dem 4. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung aus altheidnischen Wurzeln hervorgewachsen seien; endlich, daß die Kirche selbst, indem sie ganz in diesen Cultusformen aufgehe, folgerecht einen heidnischen Charakter angenommen habe.

Der zweite Theil ist nach Inhalt und Form nur eine Erweiterung und Vervollständigung des ersten. Wir erhalten neue Sitten- und Lebensbilder und damit zugleich neue Anklagen und Beweise; von einer eigentlichen logischen Entwickelung kann dabei der Natur der Sache nach keine Rede sein. Nur tritt das harmlose Element, die Schilderung der Volkssitten und Gebräuche, etwas mehr zurück, das polemische noch schärfer in den Vordergrund. Außerdem erweitert der Verfasser den Schauplatz seiner Beobachtungen und Nachweise: Sicilien und Griechenland werden mit herangezogen, auch hie und da neue Lebensgebiete berührt. Der Ton bleibt auch hier ruhig und ernst, die Darstellung sachlich; der Verfasser läßt die Thatsachen reden, scheut sich aber nicht, die Folgerungen rücksichtslos zu ziehen; ja, er erblickt in jenen wol hie und da noch etwas mehr, als sie enthalten und beweisen. Es geht ihm darin wie den meisten Männern der Wissenschaft, die, durch ihre durchaus objectiven Forschungen einmal zu einer gewissen festen Ueberzeugung geführt, nun etwas allzu geneigt sind, überall weitere Bestätigungen derselben zu erblicken. Aber dies gilt doch nur für vereinzelte Fälle. Im ganzen darf man sagen, daß Trede seine These auch in diesem Theile durch so viele zuverlässige und zusammenstimmende Thatsachen begründet hat, daß er eine ernste wissenschaftliche

Widerlegung nicht zu fürchten hat. Wenn man ihm von seiten der Vertheidiger der Papstkirche mit dem Wortlaute ihrer Bekenntnißschriften entgegentritt, so beruft er sich mit Recht auf die offenkundige Praxis des römischen Katholicismus. Man wird natürlich, wie das auch schon dem ersten Theile gegenüber geschehen ist, mit dem anathema sit, mit Verleumdungen und Verdrehungen oder mit mehr oder weniger gut gespielter Verachtung gegen ihn auftreten, das ganze Buch wegen einzelner vielleicht allzu kühner Folgerungen als eine gehässige, unglaubwürdige Parteischrift brandmarken oder dasselbe auch wol wegen seiner unliebsamen Ergebnisse todtzuschweigen suchen. Aber das allgemeine Aufsehen, welches der erste Theil erregt, der große Beifall, den es — natürlich zunächst in protestantischen Kreisen — gefunden hat, und die rasche Verbreitung des Buchs dürften auch die Anwendung dieses letzten, schon so oft erprobten Mittels als ein vergebliches Bemühen erweisen. Im Gegentheile haben sich Verfasser und Verleger, durch den lauten Beifall ermuntert, zu einer erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes entschlossen. Ein in Aussicht genommener dritter Theil soll seine Ausführungen hauptsächlich auf in Sicilien angestellte Beobachtungen gründen.

Wer aufmerksam vergleicht, wird nicht verkennen können, daß der Verfasser seit dem Erscheinen des ersten Bandes sein polemisches Rüstzeug durch die sorgfältige Durchforschung der für sein Thema in Betracht kommenden römischen und griechischen Schriftsteller, durch gründliche Beschäftigung mit der classischen Mythologie, wie mit Kirchenvätern, Heiligengeschichten, päpstlichen Erlassen und katholischen Schriftwerken aller Art bedeutend vervollständigt hat. Auch hat sich seine von Haus aus treffliche Beobachtungsgabe offenbar noch durch Uebung geschärft. Dabei entwickelt er einen großen Scharfsinn in dem Aufspüren der oft nicht auf der Oberfläche liegenden Verbindungsglieder zwischen dem alten classischen Heidenthume und dem modernen Volksglauben.

Der römisch-katholische Cultus ist nichts als verkleidetes griechisch-römisches Heidenthum: das ist der Endreim, der uns als Ergebniß der Tausende von Thatsachen, die der Verfasser mit wahrem Bienenfleiße gesammelt und in den 15 Kapiteln dieses Bandes verarbeitet hat, immer wieder entgegenklingt. Semper leo percutiatur!

Wir gehen auf einige besonders charakteristische Abschnitte etwas näher ein. Im ersten Kapitel: „Pompeji keine Todtenstadt", heißt es:

> Wer sich das religiöse Menschenleben, wie es sich in den Tempeln, auf den Straßen, in den Häusern Pompejis bewegte, reconstruiren will, der muß die heidnisch-römische Religion aus der Literatur der Römer kennen, muß dann zehn Jahre hindurch das religiöse Leben in der Umgegend von Pompeji beobachten, worauf er nichts weiter zu thun braucht, als die ihm heute entgegentretenden Aeußerungen religiösen Lebens nach Pompeji zu verlegen, nachdem er zuvor den Menschen des Jahres 1889 ein römisches Kleid, Tunica oder Toga umgehängt und den Priestern der Jetztzeit den breitkrämpigen Hut abgenommen hat. Eine Tonsur braucht er ihnen nicht angedeihen zu lassen, denn diese zweifelhafte Zier besitzen sie, wie einst die heidnischen Priester in Pompeji. (S. 31.)

Und warum ist Pompeji keine Todtenstadt?

> Wir haben nachgewiesen, daß die heutige Welt, welche auf den Fluren Pompejis athmet, in dieser Stadt sich heimisch fühlen muß, weil sie zahlreiche, zur heutigen Religion selbst gehörige Dinge daselbst vorfindet. Wir erwähnten Straßenheiligthümer, Hauskapellen, Hausgötter, Mittel gegen den bösen Blick, Schlangenverehrung, Heilige mit und ohne Kanonisation, Cultusvereine, Apotheose, Heiligenlegenden, Processionen, Opferthiere, endlich Schmäuse mit ihren Folgen. (S. 44.)

Schließlich findet Trede in der Anbetung der Venus und Isis den Madonnencultus der Kirche wieder. Die Berechtigung dieser Auffassung, daß auch der Mariendienst heidnischen Ursprungs sei und heidnischen Charakter trage, ist das letzte Kapitel des Bandes: „Die Himmelskönigin", darzuthun bestimmt. Auf dem Spanischen Platze in Rom trägt eine antike Marmorsäule die Statue der vergöttlichten Himmelskönigin, gleichsam als ob Pius IX., der sie zum Andenken an die Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß 1854 aufrichten ließ, aller Welt habe kundthun wollen, „daß die römische Gottheit Maria das alte Heidenthum als Basis brauche". Wenn uns der Verfasser nachweist, daß dieselbe in von der kirchlichen Behörde approbirten Schriften sovrana dell' universo und madre della divina providenza genannt, daß sie als Königin bezeichnet wird, die im Himmel herrscht, daß seit 1631 auf päpstlichen Befehl oder doch mit päpstlicher Ermächtigung zahllose Madonnenbilder feierlich gekrönt worden sind, sodaß allein in Neapel am 27. September 1889 die dreißigste Krönungsfeier stattfand; wenn er uns ferner zeigt, daß auch das Alterthum solche Himmelsköniginnen kannte, wie vor allen Aphrodite Urania, die in ihrer karthagischen Abart ebenso als virgo cœlestis und regina cœli bezeichnet wird, wie die Mutter des Heilandes, ja daß alle Bezeichnungen, womit sie verherrlicht wird, alle Attribute, die ihr beigelegt werden, schon im Alterthume gebräuchlich waren, daß der Cultus der heidnischen Himmelsköniginnen, mit einziger Ausnahme der blutigen Opfer, ganz derselbe war wie der der christlichen, so müssen wir ihm am Ende recht geben, daß auch die Jungfrau Maria, wie sie uns in dem Cultus der römischen Kirche entgegentritt, ebenso wol aus dem Heidenthume hervorgegangen ist, wie die meisten Heiligen nur als verwandelte griechische und römische Gottheiten erscheinen. Daß selbst Papst Leo XIII. in einer Encyclica vom 15. August 1889 befiehlt, den heiligen Joseph mehr als bisher zu verehren, damit er im Himmel seine Gattin Maria günstiger stimme, kann diese Auffassung in den Augen nicht nur jedes Protestanten, sondern auch — sollten wir meinen — jedes denkenden Katholiken nur bestätigen.

In dem Anhange zum zweiten Theile (S. 375—397), der eine große Zahl specieller Nachweise und Ausführungen bringt, stellt der Verfasser die Lehre des classischen Heidenthums in Bezug auf seine Götter und Halbgötter mit der der römischen Kirche in Hinsicht der „sogenannten Santi"

in einer lehrreichen Tabelle übersichtlich zusammen. Er kommt dabei zu dem Ergebnisse, daß beide Lehren in allen wesentlichen Stücken übereinstimmen mit der Ausnahme, „daß man bei den Heiden ohne Geld zu dem Halbgötterthume gelangte, während in der römischen Kirche die Halbgötterehre der Santi nur für Geld zu erlangen sei, das in die Kassen des Vaticans fließe.

Dazwischen streut der Verfasser hie und da Erzählungen und Anekdoten, die mit seinem Stoffe im Zusammenhange stehen, oder auch wol landschaftliche Schilderungen aus Gegenwart und Vergangenheit ein. So in dem Kapitel „Ein Vergessener", in dem er die Landung des Apostels Paulus in Puteoli schildert. Dort denke jetzt niemand mehr an ihn, ja, er sei der römischen Kirche überhaupt zum bloßen Namen geworden (?), während ihn das Volk auf Sicilien und Kreta als Zauberer und Schlangentödter verehre. Die kirchlich approbirte Legende läßt den Apostel in Syrakus, wo er drei Tage verweilte (Apostelgesch. 28, 12), eine Messe lesen, eine andere ihn einen Brief der Madonna mit eigenhändiger Unterschrift nach Messina bringen, worin sie den Bewohnern dieser Stadt ihren Schutz verheißt. Wenn er jetzt käme und sähe, meint Trede, wie man die glänzend frisirten und costümirten Madonnen in Processionen umherträgt, würde er sprechen wie zu den Athenern auf dem Areopag: „Ich sehe, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubig seid." *)

> Das Verhältniß von Bilderdienst und Religion ist heutzutage im südlichen Religionsleben ebenso wie einst im antiken Leben; mithin muß die Religion die Kunst in ihren Dienst nehmen. . . . Gestalten der plastischen Kunst verlangte das antike Leben; man wollte die waltende Gottheit sehen, wie sie leibte und lebte. Dasselbe Bedürfniß ist noch da und erfüllt die Kirche mit christlich gestempelten Gottheiten. (S. 190.)

Der Satz ist unzweifelhaft richtig und keineswegs allein auf das südliche Religionsleben anwendbar. Auch dürfte die Behauptung des Verfassers, daß die erst mit der Renaissance in der christlichen Kunst auftretenden Kinderengel nichts seien als eine Wiederbelebung der alten Amoretten, ebenso wenig anfechtbar sein wie die, daß in dem Glauben an Hausgeister in Unteritalien und in den in jedem Hause zu findenden kleinen Schutzheiligen der römische lar familiaris nachspuke. Hier fällt der Kirche wol meistens nur zur Last, daß sie solchem Aberglauben nicht energisch entgegentritt. Wenn aber in Neapel Hunderte von Puppenfabriken und Schneiderinnen kaum genügen, die Nachfrage nach kleinen, zu Hausgöttern bestimmten Madonnen zu befriedigen; wenn wir auf Capri die Sitte finden, daß jeder Bräutigam seiner Braut ein Bambino, d. h. ein kostbar geschmücktes Jesuskind, das dann als Hausgott den Ehrenplatz im Wohnzimmer erhält, mitbringen muß; wenn die Menschen zu diesen Puppen beten und von denselben einen besondern Schutz erwarten; wenn das mailändische Volk als „neuesten Cultus" (Kapitel 11) ein wunderthätiges Bild einer in der Wiege liegenden Madonna anbetet: dann erscheint es allerdings unbegreiflich, daß die Kirche diesem Fetischdienste nicht Einhalt thut, ja denselben hie und da geradezu fördert und empfiehlt.

Von besonderm Interesse ist der Abschnitt „Der böse Blick", an den bekanntlich die meisten Südeuropäer, auch solche, die nichts weniger als fromm und kirchlich gesinnt sind, glauben. Wir haben diesen Glauben in vielen vornehmen und gebildeten Familien von Florenz tief eingewurzelt gefunden. Jettatori, d. h. mit dem bösen Blicke Behaftete, gibt es überall; überall sucht man sie zu vermeiden und mit allerhand Amuletten und Zauberformeln sich gegen dieselben zu schützen. Der Verfasser zeigt uns, daß auch dieser Aberglaube altheidnischen Ursprungs ist und daß die Kirche dennoch nichts thut, um ihn auszurotten, ja daß sie durch manche Handlungen, wie die Besprengung der Hausthiere mit Weihwasser (am Tage des Sant-Antonio „delle bestie"), um sie vor Unglück, zumal aber vor den Wirkungen des bösen Blicks zu bewahren, ihn direct oder indirect befördert.

Diese Proben mögen genügen, um den reichen Inhalt des vorliegenden Bandes zu kennzeichnen. Daß bei einem Werke, welches aus einer zahllosen Menge der mannichfaltigsten Thatsachen schließlich immer dasselbe Ergebniß gewinnt, dieselben Folgerungen zieht, häufige Wiederholungen des Ausdrucks und eine gewisse Einförmigkeit der Beweisführung unvermeidlich sind, liegt auf der Hand. Unserer Ansicht nach hätte der Verfasser noch etwas mehr sichten, sich etwas mehr beschränken dürfen; weniger wäre vielleicht auch hier mehr und die Wirkung eine stärkere und schlagendere gewesen, wenn die Hauptthatsachen mit Weglassung des Unbedeutendern in gedrängter Fülle zusammengestellt wären. Bei den zwingenden Beweisen, welche er für seine These beibringt, hatte er keine Veranlassung, das Quintilianische Si singuli non valent, turba valet auf sein Buch anzuwenden.

Mit umfassendem Wissen ausgerüstet, führt der Verfasser mit gewissenhafter Gründlichkeit und unerbittlicher Logik seine wuchtigen Keulenschläge gegen das heidnische Wesen in der römischen Kirche. Dennoch dürfte er irren, wenn er etwa glauben sollte, durch sein Buch auch praktische Folgen zu erzielen. Die Papstkirche hat seit vier Jahrhunderten noch viel stärkere und gefährlichere Angriffe ausgehalten, ohne daran zu Grunde zu gehen oder sich dadurch zu einer wesentlichen Aenderung ihres Wesens veranlaßt zu sehen. Trede's Polemik wird die Zahl ihrer Gläubigen wol ebenso wenig vermindern wie ihrerzeit die noch umfassendere und tiefer gehende des jüngst verstorbenen großen Kirchenhistorikers Hase in Jena.

Otto Speyer.

*) Nach Luther's Uebersetzung. Im Sinne des Apostels sollte wol das δεισιδαιμονεστέρους (Apostelgesch. 17, 20) keinen Tadel des religiösen Sinnes der Athener ausdrücken.

Militärschriften.

1. Von den Vogesen zum Balkan. Erster Theil von Hauptmann Bühler. Zweiter Theil von Generalmajor von Sarwey. Magdeburg, Schaefer. 1890. Gr. 8. 6 M.

Einige im Elsaß in Garnison befindliche deutsche Offiziere, zum Theile dem königlich würtembergischen Armeecorps angehörig, haben im Jahre 1886 eine militärische Studienreise nach dem Schauplatze des letzten russisch-türkischen Kriegs gemacht, auf der Hinreise Italien, Aegypten und Griechenland und auf der Rückreise Rumänien berührt. Was sie auf ihren Fahrten zu Land und zu Wasser, auf ihren Ritten und ihren Fußmärschen und Spaziergängen als Reisende erlebt, gesehen und gefühlt, wird im ersten Theile des Buchs erzählt; was den einen von ihnen die Besichtigung von Theilen jenes Kriegsschauplatzes in Bezug auf Aenderung und Vervollständigung seiner früher gewonnenen kriegsgeschichtlichen Ansichten lehrte, erfahren wir aus dem zweiten Theile. Die so durchgeführte Trennung wird dem militärischen wie dem nichtmilitärischen Leser willkommen sein; denn die im flotten Feuilletonstile gehaltenen Schilderungen des ersten Theils würden die ernsten belehrenden Kapitel des zweiten nur schwer ertragen. In der nun folgenden Besprechung werde zuerst der rein kriegsgeschichtliche zweite Theil des Buchs behandelt.

Das Studium des letzten russisch-türkischen Kriegs, auch so weit er sich auf dem verhältnißmäßig bekannten europäischen Schauplatze abgespielt hat, ist dadurch sehr erschwert, daß russische und rumänische Darstellungen sich theilweise widersprechen und daß wenigstens die erstern nicht durchweg objectiv gehalten, sondern mehrfach absichtlich gefärbt sind, daß ferner zusammenhängende Darstellungen türkischerseits fehlen und man statt solcher mit Einzelschriften und den Veröffentlichungen von Zeitungsberichterstattern vorlieb nehmen muß, und daß endlich das vorhandene Kartenmaterial — das österreichischerseits herausgegebene nicht ausgeschlossen — ungenügend ist. Eine persönliche, wenn auch nur unter Friedensverhältnissen gewonnene Kenntniß zweier der am Kriege betheiligten Heere, ein Aussprechen mit einigen ihrer damaligen und jetzigen Führer — zu beiden bot dem Verfasser seine Reise betreffs des türkischen und des rumänischen Heeres die Gelegenheit — und nicht zuletzt die persönliche Besichtigung der Kampfstätten mußte also für die Bildung eigenen Urtheils von großem Vortheile sein. Der Verfasser hat sich denn auch bemüht, auf Grundlage dieses Urtheils hier Mythen zu zerstören, dort Unklarheiten zu beseitigen und an andern Stellen auf vorläufig unaufklärbare Widersprüche hinzuweisen; im ganzen aber hat er es — wie nach Vorstehendem erhellt, mit Recht — vermieden, zu sehr auf die Einzelheiten der kriegerischen Actionen einzugehen; er hat seine Aufgabe mehr darin erblickt, aus dem mehr oder minder sicher Feststehenden Schlüsse zu ziehen, die auch für unsere eigenen militärischen Verhältnisse von Werth sein können, da die Möglichkeit, daß die türkische Armee einst zugleich mit der unsern in den Kampf tritt, nicht ausgeschlossen ist.

Der europäisch-türkische Soldat ist nach Herrn von Sarwey in mehr als einer Beziehung musterhaft; er erträgt große Anstrengungen und Entbehrungen, ist tapfer bis zum Fanatismus (was nicht ausschließlich dem Islam zu verdanken sei), geschickt in Benutzung des Geländes und von äußerster Zähigkeit in der Vertheidigung; hie und da fehlt es ihm an jener Disciplin, wie sie in alten festgefügten Armeen heimisch ist. Sein Führer, in den untern Stellungen meist ungebildet und deutschen Unteroffizieren kaum vergleichbar, in den obern großentheils Naturalisten, entbehren dennoch nicht des militärischen Geschicks und Scharfblicks; die Gesammtführung leidet unter dem Einflusse des zum Theile aus Laien gebildeten Hofkriegsraths und der allgemeinen Verrottetheit türkischer Zustände.

Dem jungen rumänischen Heere, namentlich aber seinem Schöpfer, Erzieher und Lehrer, dem König Karl, widmet von Sarwey volle Anerkennung. Betreffs des russischen Heeres theilt er die allgemeine Meinung, daß der russische Soldat vorzüglich sei, den türkischen bezüglich der Disciplin vielleicht übertreffe und ihm wol nur in militärischer Findigkeit nachstehe, daß aber die russische Führung durch anfängliche Unterschätzung des Gegners, hochmüthige Abwehr der später dringend erflehten rumänischen Hülfe, mangelhafte Erkundungen des Geländes und Feindes und fehlerhafte Dispositionen, nicht zum mindesten auch durch unklare Anordnungen betreffs der Befehlsführung, dazu beigetragen hat, die Schwierigkeiten der Bekämpfung der Türken zu erhöhen.

Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort; nur auf einige wenige beachtenswerthe Punkte sei hingewiesen. Die staunenswerthen Leistungen auf türkischer wie russischer Seite nicht sowol im Gefechte — obwol auch in dieser Beziehung z. B. die außerordentlichen Verluste einzelner russischer Truppenkörper zum Nachdenken herausfordern — als im Ertragen von Anstrengungen und Entbehrungen lassen den Verfasser darauf hinweisen, wie sehr in dieser Beziehung die westeuropäischen Truppen zurückstehen; fast mit den gleichen Worten wie das in Nr. 24 d. Bl. besprochene Werk: „Irrthümer des Friedenssoldaten im Felde", macht von Sarwey hierfür die durch unsere höhere Cultur und bessere Lebensführung bewirkte Verweichlichung mit verantwortlich. — Die verhältnißmäßig geringe Wirkung des russischen Artilleriefeuers gegen die Besatzungen der Werke von Plewna und der Umstand, daß die russischen Kanonen das Nehmen hoher Elevationen auf die Dauer nicht ertrugen, machen es nach dem Urtheile des Verfassers, dem hierin beigestimmt werden muß, nothwendig, an Mitnahme von Haubitzen oder Mörsern ins Feld zu denken.

Die dem Werke beigegebenen Karten, für die der Ver-

fasser die Höhenzahlen selbst nach Schätzung eintragen mußte, weil die überlieferten grundfalsch waren, hätten noch um eine einfache Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes vermehrt werden sollen.

Wenn der zweite Theil des Buchs vornehmlich den Militär interessiren wird, so kann der erste auf ein dankbares Publikum in allen Kreisen rechnen. Hauptmann Bühler hat eine so frisch und fesselnd geschriebene Reiseschilderung geliefert, wie sie in unserer Literatur selten ist. Seine Urtheile, so harmlos sie sich geben, scheinen durchweg treffend; seine Bilder sind stets anschaulich; die Wärme seiner Empfindung, z. B. bei der Schilderung Athens, wirkt höchst wohlthuend; seine humorvolle Art, Länder und Leute zu betrachten, hat etwas beinahe Ansteckendes. Und — wenn auch hie und da ein Wort an die Kaserne oder an die Kneipe der Studentenzeit erinnert — wir haben es mit einem feingebildeten Manne zu thun, von dem man sich gern erzählen läßt, mag er von alten Gymnasialerinnerungen sprechen, oder von den schmucken italienischen Offizieren, von dem Ungemach italienischer Bahnfahrten, balkanischer Ritte und Kletterpartien, oder von der Pracht St.-Peters, von dem Exercitium türkischer Soldaten und dem Empfange beim Sultan, oder von einem durch den Vesuv veranlaßten Tournurenbrande.

Wir empfehlen das fesselnde und erheiternde Buch aufs wärmste jedem Leser und — man muß das in der Zeit des „Fallobstes" und der andern „wurmstichigen Geschichten" hinzusetzen — auch jeder Leserin.

2. Wolfram-Geschosse. Von R. Wille. Berlin, Eisenschmidt. 1890. Gr. 8. 2 M.

Der namentlich durch seine „Einschießmethode" rühmlichst bekannte frühere bairische Major Mieg hat sich neuerdings bestrebt, ein Infanteriegeschoß herzustellen, welches die ballistischen Vortheile eines schweren und die mannichfachen Vorzüge eines kleinkaliberigen Geschosses in sich vereinigt; er hat als Material für ein solches Geschoß das Wolfram-Metall gewählt. Oberst Wille, ebenfalls eine Autorität auf ballistischem Gebiete, setzt in der vorliegenden Schrift in äußerst sachgemäßer Weise die Vorzuge der Mieg'schen Patrone auseinander und befürwortet die Einführung derselben oder einer ihr gleichwerthigen mit so schwerwiegenden Gründen, daß man sich dem Eindrucke, als sei das Ende der jetzigen Bleigeschosse nicht mehr allzu fern, schwerlich entziehen kann. Bemerkt sei besonders, daß es sich für die meisten Heere, und so auch für das deutsche, nicht sowol um eine Aenderung der Gewehrconstruction, als vielmehr nur eben um die Einführung neuer Geschosse handeln würde. Es ist wahr, und der Verfasser gibt es auch zu, daß das Wolfram-Geschoß theuerer wird als das jetzige, allein „von den eisernen Ladestöcken bis zu den Mehrladern" vermag sich der Verfasser „keiner wesentlichen Verbesserung, keines wirklichen Fortschritts in der Bewaffnung zu entsinnen, durch welchen die Ausrüstung der Truppe wohlfeiler geworden wäre". Vom Standpunkte der Humanität steht, was bemerkenswerth ist, der Einführung der Wolfram-Geschosse insofern nichts im Wege, als die durch sie erzielten Wunden voraussichtlich zum mindesten nicht schwerer heilen als die Bleigeschoßwunden. — Des Weitern auf die einen technisch-militärischen Charakter tragende, lesenswerthe Schrift einzugehen, verbietet die Richtung d. Bl.

Victor Kurs.

Beiträge zur Aesthetik.

1. Grillparzer's Kunstphilosophie von Emil Reich. Wien, Manz. 1890. 8. 2 M. 40 Pf.

Es fehlt uns bisher noch an einer allgemein als verbindlich anerkannten Aesthetik; denn je nach Charakter und Weltanschauung stehen die Theorien sich schroff gegenüber. Doch hat der Verfasser des vorliegenden Buches vor zwei Jahren in seiner Kritik Schopenhauer's den Satz ausgesprochen und polemisch verfochten, daß es dennoch wenigstens eine alleinseligmachende Philosophie der dramatischen Kunst gebe, die jeder Aesthetiker vertreten müsse, gleichviel welches sonst seine Weltanschauung, also unabhängig von dieser, ja selbst im Widerspruche mit ihr; er aber, Emil Reich, stellte uns eine solche unfehlbare Philosophie für die nächsten Jahre in Aussicht. Inzwischen mußte man seine Behauptung als außerordentlich gewagt, ja als tollkühn betrachten, und wer dem Wesen des Tragischen ernstlich nachgeforscht, mußte an ihrer Berechtigung zweifeln. Das betreffende Buch aber begann und endete mit einem Citat aus Grillparzer, dessen Denken den Verfasser schon damals sichtbar beeinflußt hatte, und seine jetzt vorliegende Arbeit ist eigentlich als die positive Fortsetzung jener an Schopenhauer geübten absprechenden Kritik zu betrachten. Wie er diesen als abschreckendes, so hat er jetzt Grillparzer, den er als einen der Pfadfinder der neuern Aesthetik betrachtet, als nachahmenswerthes Beispiel aufgestellt. Allein bei seinem Bemühen, ein Gesammtbild der ästhetischen Anschauungen des Dichters zu gewinnen, hat er die poetischen Werke desselben, in denen doch seine eigentliche Lebensarbeit enthalten ist, ganz beiseite gelassen und sich statt ihres kritischen Studiums der sehr viel leichtern Aufgabe unterzogen, die in prosaischen Aufsätzen und hingeworfenen Gelegenheitsaussprüchen von Grillparzer geäußerten Gedanken über Kunstphilosophie zusammenzustellen. Aber man würde ihm dankbar sein, wenn er dies erschöpfend gethan und den Dichter für sich selbst hätte reden lassen; wie aber das Buch geworden ist, hat der Herausgeber sich selbst und seine eigene Aesthetik mehr als billig in den Vordergrund gerückt.

Was nun sein Urtheil über Grillparzer's Aesthetik betrifft, so wird diese von ihm außerordentlich überschätzt. Es ist wahr, der Dichter, der am Uebergange zur modernen Literatur steht, hat auch etliche moderne Ideen gehabt; denn diese lagen in der Luft. Aber er war vor allen Dingen Künstler, und man thut ihm Unrecht, wenn man in seinen kunstphilosophischen Aufzeichnungen mehr sucht als ästhetische Bekenntnisse persönlichster Art und Reden eines Dichters pro domo. Seine Dichtung und seine Aesthetik sind zwar nicht zu trennen, und die letztere steht trotz scheinbarer Anlehnung an die Erfahrung auf dem Boden subjectivster Romantik, die in ihrer willkürlichen Geschmacksdogmatik keinerlei Anspruch auf wissenschaftliche Allgemeingültigkeit hat. Grillparzer sagt: „Des Menschen unabweisliches Streben ist, sich mit der Welt in Uebereinstimmung zu setzen. Wo das nun nicht gehen will, sucht die Philosophie den Menschen zu bessern, die Poesie kehrt es um und ändert die Welt.“ Er hat mit diesem romantischen Grundsatze nicht das Wesen der Poesie, sondern nur das Wesen des Märchens bezeichnet, und nicht allein Schopenhauer als Philosoph der Tragödie, sondern mit ihm die ganze neuere Richtung in der Weltliteratur würde sich wie ein Mann gegen diese Kunsttheorie erheben. Aber Grillparzer's Ehrenplatz in der dramatischen Dichtung soll unangetastet bleiben; nur möge man nicht versuchen, die ästhetischen Gewaltsamkeiten einer vergangenen Zeit gegen den modernen Realismus auszuspielen, in dessen Wesen ihre Verneinung begründet ist.

2. Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie. Ein Beitrag zur vergleichenden Poetik. Von Alfred Biese. Berlin, Haack. 1889. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Das Associationsprincip und der Anthropomorphismus in der Aesthetik. Ein Beitrag zur Aesthetik des Naturschönen. Von Alfred Biese. Leipzig, Fock. 1890. 4. 2 M.

Alfred Biese hat sich zuerst durch eine Darstellung der Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern bekannt gemacht; später behandelte er das Mittelalter und die Neuzeit aus demselben Gesichtspunkte, und vor zwei Jahren beschenkte er uns mit einer schönen Würdigung Theodor Storm's, dessen Verständniß für die geheime Sympathie zwischen Natur und Menschenseele auch in den beiden heute vor uns liegenden Schriften mehrfach hervorgehoben wird. Diese stehen überhaupt sowol unter einander wie mit den frühern Arbeiten des Verfassers im engsten innern Zusammenhange. Von ihnen gehört die erste (Nr. 2) dem Gebiete der vergleichenden Literaturgeschichte an, welche sich mehr und mehr als eine unentbehrliche Hülfswissenschaft der Aesthetik erweist, und als deren — freilich noch in weiter Ferne liegendes — Endziel es Biese betrachtet, in das Wesen des dichterischen Schaffens einzudringen, die Gesetze der dichterischen Phantasie zu ergründen. Richtig hat er erkannt, daß die Untersuchung der bildlichen Redeweise, der einfachsten Form des Poetischen, eine der ersten Hauptstationen auf dem Wege zu jenem Ziele ist; er sucht also nachzuweisen, daß das künstlerische Schaffen auf einer Verschmelzung der Außen- und der Innenwelt beruhe, und daß das Bildliche der Dichtersprache der sinnfällige Ausdruck einer solchen wechselseitigen Umbildung äußerer und innerer Wahrnehmung sei. Aber die Metapher ist nach seinem Ergebnisse nicht etwa ein besonderes Kunstmittel und ein wesentliches Vorrecht der dichterischen Phantasie, sondern beruht auf der immanenten Nöthigung des menschlichen Geistes, sich selbst zum Maße aller Dinge zu machen:

> Es ist daher endlich der Wahn aufzugeben, daß die Metapher ein poetischer Tropus im Sinne eines Zierrathes der Rede sei, sondern sie ist eine jener primären Grundformen unsers menschlichen Denkens überhaupt.

Er rügt die Thatsache, daß unsere modernsten Aesthetiken und Poetiken sich dieser Erkenntniß noch immer verschließen. Man darf darauf erwidern, daß es sich hier zunächst eben nur um eine Hypothese handelt, die zwar viel Bestechendes hat, aber zu deren Beweis vor allen Dingen die Sprachwissenschaft herangezogen werden müßte, die von Biese nur gestreift wird. Wenn er den Nachweis führt, daß Homer zwar reich an Gleichnissen, aber ebenso arm an Metaphern ist, und daß diese sich erst in der nachhomerischen Poesie üppig entwickeln, so müssen wir uns wundern, daß ihn dies nicht in seiner Theorie beirrt hat; denn uns scheint darin gerade ein Grund gegen die Richtigkeit derselben zu liegen.

Aber die Arbeit weist, wie der Verfasser in der Schlußanmerkung betont, über sich hinaus, indem sie auf die gemeinsame Wurzel des Mythos, der Metapher und der Poesie überhaupt, nämlich auf den Anthropomorphismus hinführen soll. Dieser sei zum Grundpfeiler der Aesthetik zu erheben:

> Baute Fechner, welcher vor allen einen neuen Weg brach, indem er Induction und Empirie an die Stelle der Synthese und Begriffsphilosophie setzte, seine Aesthetik nicht am wenigsten auf dem Associationsprincip auf, so ist nunmehr der weitere Schritt zu thun, eine Wurzel der Association in dem Anthropomorphismus zu suchen.

Diesen Schritt hat Biese daher in der zweiten Schrift „Das Associationsprincip und der Anthropomorphismus in der Aesthetik“ (Nr. 3) zurückgelegt. Es scheint ihm gar zu äußerlich, die Association in dem vollen Umfange, den sie bei Fechner erhält, auf Erinnerung zurückzuführen. Er gräbt also tiefer und gelangt zu der uns eigenthümlichen innern Nöthigung, unser Ich auf die Dinge zu übertragen oder, mit andern Worten, diese mit dem Maße unsers Wesens zu messen. Diese Eigenschaft nennt er Anthropomorphismus, den er daher als eine nothwendige Grundform unserer Anschauung betrachtet. Hier aber vermögen wir uns ihm nicht anzuschließen. Es wäre ja ein Verdienst, wenn er die Kant'sche Kategorientafel um einen Grundbegriff bereichert hätte; aber wir können ihm dasselbe nicht zugestehen; denn wir erblicken im Anthropomorphismus nicht eine wesentliche Grundform der Anschauung, sondern nur eine historische Urform der Erklärung, eine durch Unwissenheit verursachte, aber von reiferm Wissen

überwundene falsche Deutung des Geschauten; sonst könnte man mit demselben Rechte auch den Fetischismus und andere Arten des rohen Aberglaubens als Grundformen unsers Denkens betrachten. Wenn Protagoras den Menschen das Maß aller Dinge nannte, so meinte er damit, daß alles Erkennen nur subjectiven Werth hat; aber der Subjectivismus ist durchaus nicht nothwendig Anthropomorphismus. Ueberhaupt ist nicht nachzuweisen, daß der Trieb zur Vermenschlichung der Außenwelt jemals so weit ging, wie Biese annimmt. Die Naturbeseelung ist freilich Anthropomorphismus; auch kann man in ihm die Quelle des Mythos finden. Man darf ferner zugeben, daß aller Mythos erweiterte Metapher ist. Aber es muß entschieden bestritten werden, daß alles Metaphorische anthropomorphisch sei. Wenn wir von dem Sturme im Herzen, dem feurigen Temperament, der düstern Seelenstimmung, von den Schatten des Todes, der eisigen Ruhe sprechen, so ziehen wir nicht den Menschen zur Beseelung der Natur, sondern die Natur zur Bezeichnung des Menschlichen heran, und es kann hier nicht mehr von Anthropomorphismus, sondern es müßte von Physiomorphismus gesprochen werden. Wir können daher die allgemeine Anwendbarkeit des Anthropomorphismus auf die Aesthetik nicht zugeben und erblicken in ihm keinen hinreichenden Ersatz für Fechner's Princip. Beschränken wir ihn aber auf die Aesthetik des Naturschönen, so hat er Berechtigung, wie es Biese in seinem stimmungsvollen Schlußkapitel erweist, wo er dem anthropomorphisch-associativen Eindrucke des Sternenhimmels eine großartige, innig ergreifende Betrachtung widmet.

Eduard Bertz.

Ibsen's Leben und Dichten.

Henrik Ibsen 1828—1888. Ein literarisches Lebensbild von Henrik Jäger. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Norwegischen übertragen, bearbeitet und mit Zusätzen versehen von Heinrich Zschalig. Dresden, Minden. 1890. 8. 4 M.

Das Buch über Henrik Ibsen von Heinrich Zschalig ist im wesentlichen eine deutsche Uebertragung von Henrik Jäger's norwegischem Werke über das Leben und Wirken des hochbegabten nordischen Bühnendichters. Das Original erfuhr aber insofern eine selbständige Bearbeitung, als einzelne, mehr für norwegische Leser bestimmte Ausführungen unwesentlich gekürzt und hie und da, wo deutsche Denk- und Ausdrucksweise es erforderten, einzelne Sätze in freierer Weise wiedergegeben wurden. Zu einem weitern Kürzen von Abschnitten, deren Inhalt den meisten deutschen Lesern ferner liegt, wie z. B. die ziemlich ausführliche Besprechung einiger älterer Werke Ibsen's, hat sich Zschalig nicht entschließen können, er hat vielmehr sich zur Einschaltung verschiedener, für die richtige Beurtheilung des oft verkannten Dichters nicht unwichtiger Beigaben veranlaßt gesehen. Eine nicht zu verkennende Sorgfalt hat er auf die deutsche Wiedergabe der dichterischen Belegstellen aus Ibsen's Werken verwendet, um eine möglichst wort- und formgetreue Umprägung des schwer umprägbaren Originals zu versuchen. Bei den an verschiedenen Stellen benutzten fremden Uebertragungen sind die Quellen stets angegeben.

Das Buch ist in sechs Kapitel eingetheilt, von denen die beiden ersten den Kinderjahren und der Jugenddichtung (1828—50), sowie den Lehrjahren Ibsen's (1850—57) gewidmet sind, während das dritte, „Kampf ums Dasein in Christiania" (1858—64) betitelt, vorzugsweise eine Geschichte der drei Dramen: „Nordische Heerfahrt", „Komödie der Liebe" und „Thronbewerber" enthält. Keine dieser Dichtungen hatte einen besondern Erfolg auf der Bühne. Die „Heerfahrt" wurde schon bei ihrer ersten Aufführung vom Publikum ziemlich lau aufgenommen; ebenso wenig gefielen die „Komödie der Liebe" und „Die Thronbewerber", da der Dichter in dem erstgenannten Stücke die Roheit auf dem Gebiete des Gefühlslebens sehr stark angriff, in den „Thronbewerbern" aber scharf gegen die Kleinlichkeit und Charakterlosigkeit seiner Landsleute zu Felde zog. So geschah es, daß Ibsen am 2. April des Jahres 1864 Christiania und Norwegen überhaupt verließ und zunächst nach Berlin, von dort aber über Triest nach Rom ging. Im vierten Kapitel, welches die Ueberschrift „Auftreten gegen Norwegen" (1864—69) trägt, werden die Dramen „Brand", „Peer Gynt" und „Bund der Jugend" näher beleuchtet. In der Dichtung „Brand" hat Ibsen zweifellos einen idealen Gegensatz zwischen den in Norwegen in Wirklichkeit nicht selten bestehenden Verhältnissen schildern wollen. Man wird in ein nordisches Felsenthal geführt, in welchem ein Prediger Namens Brand bestrebt ist, das Volk geistig aufzuwecken und stark zu machen, damit der Einzelne sich als freie Persönlichkeit fühlen lerne. Der bezeichnete Geistliche sagt unter andern zu dem Vogt:

> Mein Beruf ist, treu mir selbst
> Zu bleiben und das Volk zu lehren,
> Und ich vollbring' es, bis das Licht
> Allmächtig in die Herzen bricht.

In „Peer Gynt" ist ein Bild aus jener romantischen Periode im norwegischen Leben entrollt, welche vielfach zur Halbheit und egoistischen Charakterlosigkeit führte, während „Der Bund der Jugend" als ein modernes Charakterlustspiel alle Anerkennung verdient. Als Ibsen die drei letzterwähnten Arbeiten schrieb, war seine Stellung als Dichter gegen früher eine wesentlich andere geworden. Die so lange ersehnte Anerkennung war ihm vorzugsweise durch die Dichtung „Brand" zutheil geworden; hierzu kam, daß das Storthing ihm im Jahre 1866 eine runde

Summe als „Dichtergehalt“ bewilligte. Auf diese Weise wurde er in den Stand gesetzt, einem langgehegten Wunsche gemäß nach Italien zu reisen und Rom zu besuchen. Von Rom ging Ibsen im Jahre 1868 nach Dresden, welches er einige Jahre später mit München vertauschte. Sein Leben und Wirken während dieser Zeit schildert Zschalig in den beiden letzten Kapiteln, welche die Ueberschrift tragen: „Rast und Rückblick“ (1870—77) und „Zeitdramen“ (1877—88). Im Sommer 1869 besuchte der Dichter Stockholm, um im folgenden Sommer in Kopenhagen zu weilen. An beiden Orten wurde er mit großer Auszeichnung aufgenommen. Dasselbe geschah, als er nach längerer Abwesenheit im Sommer 1874 der alten Heimat einen mehrmonatlichen Besuch abstattete. Die seit 1870 verfaßten Dramen: „Kaiser und Galiläer“, „Stützen der Gesellschaft“, „Nora“, „Gespenster“, „Volksfeind“, „Wildente“, „Rosmersholm“ und „Die Frau vom Meere“ haben sich in den Vordergrund des literarischen Interesses des Tages zu stellen gewußt.

Als Grundlage für die Dichtungen Ibsen's erklärt Zschalig die Trias „Wahrheit, Freiheit und Liebe“. Bekanntlich wird dem norwegischen Dichter vielfach der Vorwurf eines zu starken Realismus gemacht; in dieser Beziehung mag hier bemerkt werden, daß Ibsen vor etwa zwei Jahren bei einem ihm zu Ehren in Stockholm veranstalteten Feste erklärte, seine Dichtungsweise werde dahin gelangen, „in Zukunft mildere und harmonischere Töne anzuschlagen“. Schon in der „Komödie der Liebe“ heißt es mit Bezug auf die Ehe im dritten Aufzuge:

Es ist der stille, herzenswarme Zug
Aufricht'ger Achtung, die dem theuren Wesen
Mehr Ehre bringt, als Jubelrausch und Trug.
Im Hochgefühl der Pflicht dringt man zum Glücke,
Wo Fried' und Wohlsein weilt am stillen Herd,
Wo fügsam man dem Eigenwillen wehrt
Und wacht, daß nie ein Stein im Leben drücke
Der Auserkornen Fuß, noch sie versehrt.
Das ist die milde Hand, die Wunden heilet,
Die Manneskraft, die gern trägt jede Last,
Das Gleichgewicht, das — fliehn auch Jahre — weilet,
Der Arm, der treulich schützt und sicher faßt.

Nicht mit Unrecht macht Zschalig darauf aufmerksam, daß sich vier Generationen hindurch mit dem ursprünglich dänischen Seemannsgeschlechte der Ibsens deutsches und schottisches Blut vermischt hat; er sagt unter anderm:

Der Puritanismus und Idealismus Schottlands, die beide eine so eingreifende Rolle in der schottischen Geschichte gespielt und die Philosophie des Landes ausgeprägt haben, treten uns unwillkürlich vor die Seele, wenn wir uns mit dem Manne beschäftigen, dessen Forderungen an die Menschen unerbittlich sind, wie die eines Idealisten, und dessen Weltanschauung düster ist, wie die eines Puritaners. Und nun der deutsche Einfluß! Die Anlage des Deutschen für das Speculative, seine Vorliebe für die reine Abstraction, sein Gefühl für das folgerechte und systematische Denken — sie finden sich alle in Henrik Ibsen's Persönlichkeit und haben ihren Einfluß auf die Bildung seiner seelischen Veranlagung ausgeübt.

Das Vorstehende mag genügen, um Gegner und Freunde von H. Ibsen auf das Buch, welchem verschiedene wohlgelungene Abbildungen beigegeben sind, von H. Zschalig aufmerksam zu machen.

Rudolf Doehn.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die infolge der Gediegenheit ihrer Berichte und unparteiischen Sachlichkeit leitende londoner Wochenschrift „London News“ bringt in ihrer Nummer vom 21. Juni eine anziehende Besprechung von Percy Andreae's Uebersetzung der Memoiren Herzog Ernst's II. von Sachsen-Coburg-Gotha: „Einer der vaterlandsliebendsten aus der Zahl der kleinern deutschen Reichsfürsten unter dem Königsrange, dessen staatliche Selbständigkeit die moderne Ausdehnung des preußischen Königreichs überdauerte, ist der Verfasser dieser Bände zeitgeschichtlicher Erzählung. Dieses Werk, eigentlich eine Selbstschilderung des eigenen öffentlichen Verhaltens, das mit der Gründung des neuen deutschen Kaiserreichs unter König Wilhelm von Preußen nach dem siegreichen Waffengange in Frankreich endet, sollte in Verbindung mit Professor von Sybel's mühevoller Behandlung der Ereignisse gelesen werden, die zu Preußens Erwerbung der Vorherrschaft im Bundesstaate führten.... Der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha hielt, bis der preußisch-österreichische Krieg von 1866 dem alten Staatenbunde ein Ende bereitete, in seinem Verhalten einen Weg inne, der, genau mit dem seines fürstlichen Bruders übereinstimmend, von Preußens Streben nach dem Uebergewicht unabhängig blieb, dagegen in allen Fragen der auswärtigen Politik fest und entschlossen die gemeinsame Sache Deutschlands vertheidigte. Er pflegte freundschaftliche Beziehungen zum Kaiser von Oesterreich und wurde bei mehrern Gelegenheiten vom Kaiser Napoleon III. empfangen als verläßlicher Vertreter der Gefühle Mittel- und Süddeutschlands, dessen Einzelglieder nie verfehlten, ihren Entschluß auszusprechen, daß sie eine französische Einmischung oder die Abtretung eines Stücks deutscher Erde an der Grenze nicht zulassen würden. Sein Briefwechsel mit Prinz Albert und Königin Victoria von England und mit seinem Oheim König Leopold von Belgien legt für seine Treue und Ausdauer in der Verfolgung dieser geraden Handlungsweise ehrenvolles Zeugniß ab.... Viele neue Streiflichter auf die anderweitigen Geschehnisse von großer europäischer Wichtigkeit während dieser zwei Jahrzehnte ... konnten kaum erwartet werden.... Im letzten Bande dieser Memoiren findet sich ein ausführlicher Bericht über einige Vorgänge, an denen der Verfasser selbstthätig betheiligt war: sein Friedrich Herzog von Augustenburg als gesetzlichem Bewerber um die Herzogswürde von Schleswig-Holstein geliehener Beistand, seine Betheiligung am 1866er Kriege in preußischem Sinne.“ „Im Jahre 1870 nahm er mit den andern deutschen Fürsten an der Ausrufung des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser theil: in der That, ein denkwürdiger Abschluß, der endlich diesen unaufhörlichen Streitigkeiten politischer Nebenbuhlerschaft und Eifersucht, die mehrere Menschenalter hindurch eins der größten Völker Europas zerrissen und geschwächt hatten, zum Heile Deutschlands ein Ziel setzte.“

— Auch „The Athenaeum“ vom 12. Juli enthält eine eingehendere Besprechung des dritten Bandes der deutschen und des vierten und fünften der englischen Ausgabe der Memoiren des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha. Die meisten

Ausführungen beziehen sich auf den Sachinhalt. Ueber das Werk als literarische Leistung heißt es: „Jeder räumt ein, daß der Abschnitt, mit dem sich der Herzog von Sachsen-Coburg im letzten Bande seiner Memoiren beschäftigt, einer der wichtigsten in der neuern Geschichte ist. Leser der frühern Bände erwarteten wahrscheinlich, daß des Herzogs Erinnerungen aus jener gewaltigen Zeit inhaltreicher sein würden als die der frühern Jahrzehnte seines Lebens. Diese Vermuthung hat sich nicht erfüllt. Vielleicht war er nach dem Tode seines Bruders, des Prinz-Gemahls, nicht mehr so ganz frei hinter die Coulissen zugelassen; vielleicht ist die Zeit für die Veröffentlichung aller der Thatsachen, die er für sich aufgezeichnet hat, noch nicht gekommen. In jedem Falle wirft er kein neues Licht auf die im Mittelpunkte stehenden Fragen, die während der von ihm mitdurchlebten Jahre in der Entwickelung waren; nur über Dinge untergeordneten Interesses erzählt er den Lesern etwas, was nicht in der Hauptsache bereits bekannt war. Nichtsdestoweniger werden solche, die der neuesten Geschichte Theilnahme schenken, finden, daß der Band des Lesens werth ist; denn er enthält manche gute Charakteristik hervorragender Männer, und der Verfasser verfehlt nie, Ereignisse, an denen er persönlich betheiligt war, klar und anschaulich zu beschreiben. So bieten die ersten Kapitel des Bandes ein lebendiges Gemälde der Verwirrung, die in Europa aus den unmittelbaren Ergebnissen des Kriegs von 1859 erwuchs. . . . Ueber die Uebersetzung des Dr. Andreae ist nur zu sagen, daß sie, obwol weder fließend noch anmuthig, das Verdienst der Genauigkeit besitzt. Stellen, die voraussichtlich auf englische Leser keine sonderliche Anziehungskraft ausüben würden, sind mit richtigem Takte weggelassen."

— Die in Madrid erscheinende „Revista Contemporanea" bringt in ihrer Nummer vom 30. Juni eine höchst anerkennende Anzeige einer kürzlich erschienenen französischen Uebersetzung des Buchs von Robert Hartmann, dem bekannten berliner Universitätsprofessor: „Die menschenähnlichen Affen und ihre Organisation im Vergleich zur menschlichen" (Leipzig 1883; Bd. 60 von Brockhaus' „Internationaler wissenschaftlicher Bibliothek"). Ein Auszug aus der streng fachmäßigen Kritik ist hier kaum angebracht, um so mehr aber der Hinweis, daß auch Spanien unsere neuen literarischen Veröffentlichungen gebührend zu würdigen weiß.

Die Nummer vom 15. Juli enthält eine knappe Anzeige einer neuen Bearbeitung von J. B. Haiber's durch Anmerkungen vermehrter spanischer Uebertragung von „Spanien unter Karl V., Philipp II. und Philipp III." von Leopold von Ranke. „Der berühmte Geschichtschreiber Ranke widmete einen großen Theil seiner Thätigkeit dem Studium des Papstthums, des türkischen Kaiserreichs und der spanischen Monarchie, die während des 16. Jahrhunderts in Europa einen so bedeutenden Einfluß ausübten. Um nochmals kurz Ursachen und Fortschritte dieses Einflusses durchzugehen, erklärt Ranke, wie sie zum Verfalle und zum völligen Sturze gelangten; wir haben da den Schlüssel zur gegenwärtigen Lage dieses Theils von Europa und erblicken die Ereignisse der ihm bevorstehenden Zukunft. Wenige Männer sind fähig zu so geduldig ertragenen Anstrengungen, um Documente aufzusuchen, die als Unterlage für ihre historischen Studien dienen. Wenige auch haben sich so in der Kunst ausgezeichnet, neue und eigenartige, auf jene Urkunden gegründete Urtheile abzugeben, die mit lebhafter und bewegter Schilderung der Charaktere verbunden sind. «Spanien unter Karl V. u. s. w.» verdient ohne Uebertreibung einen der ersten Plätze unter den hervorragendsten Geschichtswerken unsers Zeitalters."

— Die „Revue internationale" vom 15. Mai 1890 meldet, daß von jetzt an Jean Menos an die Stelle von Ernest Tissot treten wird, um über die Ereignisse der deutschen Literatur zu berichten. Der neue Mitarbeiter führt sich mit folgenden Worten ein: „Um deutsche Werke zu beurtheilen, muß ein französischer Kritiker sich seines Ichs entäußern und ein wenig auf deutschen Standpunkt stellen können, wenn er nicht sehr ungerecht werden will. Ich liebe das Deutschland der Maler, der Dichter, eines Goethe, das Deutschland der Philosophen und der kindlichen Sagen, des kräftigen Gedankens und des guten, einfachen Lebens, welches zuweilen der Militarismus erstickt." Hierauf berichtet Jean Menos ausführlich über C. G. von Natzmer's „Kaiser Wilhelm I., die Prinzessin Radziwill und die Kaiserin Augusta". Alsdann urtheilt er: „Der Verfasser mischt in die interessanten Einzelheiten pomphafte Lobeserhebungen über Friedrich Wilhelm III., Kaiser Wilhelm, die Kaiserin Augusta und ihre Nachkommen. Diese beeinträchtigen für uns etwas die sehr anziehende Erzählung. Jene heiße Liebe des zukünftigen Kaisers von Deutschland für die entzückende Elise Radziwill und seine Unterordnung unter den Willen seines Königs, unter das Staatswohl, hat einen rührenden Adel, der jeglicher Erläuterung entbehren kann."

Von G. Ebers' „Josua" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) wird gesagt, daß der Inhalt sich für einen Roman nicht eigne, und daß Ebers bei allem guten Willen daraus nichts Gutes habe zu Wege bringen können.

Bibliographie.

Achleitner, A., Im Passionsdorfe. München, Scherzer. Gr. 16. 50 Pf.

Auf deutschen Hochschulen. Mit zahlreichen Illustrationen. 1. Die Ludwig-Maximilians-Universität zu Ingolstadt, Landshut und München in Vergangenheit und Gegenwart. Von M. Haushofer. — 2. Geschichte der Universität Leipzig. Von M. Brasch. München, Verlag der akademischen Monatshefte. Gr. 4. à 2 M.

Basedow, F., Germania. 2000 Jahre vaterländischer Geschichte in deutscher Dichtung. Dem Volke zur Ehr', der Jugend zur Lehr' zusammengestellt. Berlin, Meidinger. Gr. 8. 3 M.

Bindel, R., Aus dem Kriegervereinsleben. Drei Vorträge. Quakenbrück, Rackhorst. 8. 50 Pf.

Croissant, E., Gedichte eines Skeptikers. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Dawson, W. H., Bismarck und der Staats-Sozialismus. Darstellung der sozialen und wirthschaftlichen Gesetzgebung Deutschlands seit 1870. Aus dem Englischen übersetzt vom Bibliographischen Bureau zu Berlin. Autorisirte deutsche Ausgabe. Hannover, Bacmeister. 8. 2 M. 80 Pf.

Elm, H., Reichskommissar H. Wißmann. Ein Bild seines Lebens und Strebens. Dresden, Bertling. Gr. 8. 60 Pf.

Fischer, H. R., Berliner Zigeunerleben. Bilder aus der Welt der Schriftsteller, Künstler und des Proletariats. Berlin, S. Fischer. 8. 1 M. 50 Pf.

Friedmann, A., „Mißheirat". Schauspiel. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Gänseblieml. Fer seine lieben Landsleute gepflockt und n deutschen Gebergsvereine fer's Jaschken- und Isergeberge zugedacht von Mühlhonuls Tresls Ludewikn. Reichenberg, Fritsche. Gr. 8. 1 M.

Hartwig, G., Im Bann der Ehre. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Heinrich, W., Zum Kampfe der liberalen Parteien mit der Sozialdemokratie. Leipzig, Minde. Gr. 8. 50 Pf.

Jacob, C., Die Torgauer Geharnischten und der Auszug der Torgauer Bürger-Compagnieen. Torgau, Jacob. 8. 1 M.

Keutgen, F., Die Beziehungen der Hanse zu England im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts. Giessen, Ricker. Gr. 8. 2 M.

Laubert, K., Pädagogische Skizzen aus Frankreich. I. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Mann, F., Georg Simon Ohm. Beiträge zum Charakterbild des großen Physikers. Leipzig, Deichert Nachf. 8. 75 Pf.

Murr, J., Die Pflanzenwelt in der griechischen Mythologie. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 6 M.

Noé, H., Sinnbildliches aus der Alpenwelt. Klagenfurt, Leon sen. Gr. 8. 3 M.

Oechsli, W., Bausteine zur Schweizergeschichte. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 2 M.

Prel, C. du, Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften. 1ster Thl. Thatsachen und Probleme. Gr. 8. 4 M.

Quednow, M., Säen und Ernten. Roman in 2 Abtheilungen. Leipzig, Deichert Nachf. 8. 4 M.

Rascher, M. E., Gedichte. Leipzig, Friedrich. 12. 2 M.

Retzer, C. F., Die naturwissenschaftliche Weltanschauung und ihre Ideale. Ein Ersatz für das religiöse Dogma. Leipzig, Wiest. Gr. 8. 1 M.

Schilling, M., Quellenlektüre und Geschichtsunterricht. Eine pädagogische Zeit- und Streitfrage. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 1 M.

Schmidt, B., Reiseerinnerungen Heinrichs Reuß Posthumus aus der Zeit von 1593—1616. Im Auftrage des Geschichts- und Altertums-Vereins zu Schleiz herausgegeben. Schleiz, Lämmel. 8. 1 M. 60 Pf.

Staby, L., Emin Pascha. Ein deutscher Forscher und Kämpfer im Innern Afrikas. Mit Original-Illustrationen von H. Boden und einer Karte der Provinz Emins. 1ste Lfg. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. Gr. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Zum 75jährigen Burschenschafts-Jubiläum
ist in meinem Verlage erschienen:

Theobald Raßmus

„O quae mutatio rerum!“

Reminiscenzen eines alten Jenensers.

Mit 12 Abbildungen der Stadt Jena und des Universitätskarzers.

(Ladenpreis elegant geb. M. 4, brochirt M. 3.)

Das Buch zeichnet sich durch Originalität und frische lebendige Darstellung aus und wird Jedem, der so glücklich war, das Jenenser Studentenleben kennen zu lernen, eine bleibende angenehme Erinnerung sein.

In der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom 26. Juni ist das Werk auf das Günstigste besprochen worden.

Leipzig, im Juli 1890. **Alfred Lorentz.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Stanley: Im dunkelsten Afrika.

Auffuchung, Rettung und Rückzug

Emin Pascha's,

Gouverneurs der Aequatorialprovinz.

Zweite Auflage.

2 Bände mit 150 Abbildungen und 3 großen Karten.

Geh. 20 M. Geb. 22 M. Velinausgabe geb. 40 M.

= Auch in 40 Lieferungen zu 50 Pf. zu beziehen. =

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensbilder.

Von

Moriz Carriere.

8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

(Bildet zugleich den 12. Band der „Gesammelten Werke“.)

Inhalt: Oliver Cromwell der Zuchtmeister zur Freiheit. — Deutsche Geisteshelden im Elsaß. — Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Culturaufgaben. — Börne. — Peter Cornelius. — Bettina von Arnim. — Liebig und Platen. — Hermann Immanuel Fichte. — Hermann Ulrici. — Johannes Huber. — Melchior Meyr. — Ferdinand Freiligrath. — Emanuel Geibel. — Wer ist der Faustdichter? — Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München.

Der berühmte Verfasser vereinigt in diesem Werke eine Reihe von Aufsätzen aus älterer und neuerer Zeit, welche als Beiträge zur Biographie, Geschichte, Literatur- und Culturgeschichte von bleibendem Werthe sind. Die Sammlung empfiehlt sich durch Vielseitigkeit des Inhalts den weitesten Leserkreisen.

Belletristische Novitäten
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Blinde Liebe.

Roman von
Wilkie Collins.

2 Bde. Preis geh. M. 6. —; fein geb. M. 7. —

Die Oelmühle im Spreewald.

Zwei Erzählungen von
Gerhard von Amyntor.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Juliane.

Roman von
Richard Voß.

Preis geheftet M. 3. —; fein gebunden M. 4. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sicilien.

Bilder aus Natur, Geschichte und Leben.

Von

August Schneegans.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Von dem Deutschen Generalconsul in Genua, frühern Reichstagsabgeordneten A. Schneegans wird in diesen Bildern aus Natur, Geschichte und Leben ein farbenreiches Rundgemälde der Insel Sicilien vorgeführt, die gegenwärtig ein so bevorzugtes Reiseziel der Deutschen bildet. Dem Besucher Siciliens empfiehlt sich das fesselnd geschriebene Buch als wohlunterrichteter Begleiter, allen Literaturfreunden aber als sehr interessante und anregende Lektüre.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 9. Aufl. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Ober-Ingelheim

Selbstgekelterten, reingehaltenen
Rothwein, i. Faß v. 80 Pf. an p. L., p. Fl. v. M. 1.— an
Weißwein, i. Faß v. 50 Pf. an p. L., p. Fl. v. 80 Pf. an
in allen Preislagen u. jedem Quantum offerirt
Friedrich Emil Ludwig, Weinproduzent.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 21. August 1890.

Theodor Fontane.

Gesammelte Romane und Erzählungen von Theodor Fontane. Erster bis dritter Band. Berlin, Deutsches Verlagshaus. 1890. 8. Jeder Band 2 M.

Im vorigen Jahre feierte in Berlin ein Kreis von Freunden und Verehrern, unter Sympathiekundgebungen aus allen deutschen Gauen, Theodor Fontane's siebzigsten Geburtstag. Der Schriftsteller mit dem romanischen Namen, welchen er selbst französisch ausspricht, ist der Deutschesten Einer; er spiegelt norddeutsche Volksseele wie norddeutsche Landschaftsseele mit wunderbarer Treue wieder und bringt so die Stämme, deren Gegenwart oder Vorzeit er poetisch verklärt, gleichsam sich selbst näher. Deshalb kann es als ein Zeichen der Selbstbesinnung unsers Volks gelten, daß Fontane von Tage zu Tage volksthümlicher wird und eine Gesammtausgabe der Novellen und Romane des märkischen Dichters, wie man ihn mit Vorliebe nennt, durchaus als kein buchhändlerisches Wagniß erscheint. Wenn es aber auch kein Wagniß ist, so verdient die Verlagsbuchhandlung für ihr Unternehmen darum nicht weniger Lob. Es bleibt ein Verdienst, die Schöpfungen eines unserer allerersten Prosadichter für den Preis von 20 bis 24 Mark vielen Tausenden zugänglich zu machen.

Die drei ersten Bände enthalten: „L'Adultera", „Ellernklipp", „Graf Petöfy", „Unterm Birnbaum", letztere Novelle nur zum Theile. Die Ausgabe bringt nämlich in jedem Bande anderthalb Novellen, was wol praktisch ist, denn wer keine unvollständige Novelle haben will, muß so alle zehn oder zwölf Bände kaufen, aber doch einen unbehaglichen Eindruck macht.

Auch über die Reihenfolge ließe sich rechten. Warum ist nicht die Reihenfolge der Entstehung beibehalten, da sich doch für die gewählte Anordnung kaum innere Gründe geltend machen lassen dürften? Wie passend würde Fontane's erste Musterschöpfung (1880): „Grete Minde", eine Novelle, welche neben G. Keller's „Romeo und Julie vom Dorf" gestellt zu werden verdient, den Reigen eröffnen! Jetzt thut dies „L'Adultera" (1882). Paul Heyse hat diese Dichtung eine Verirrung der Fontane'schen Muse genannt: ein mir unverständliches Urtheil. „L'Adultera" ist den vollendetsten Heyse'schen Novellen ebenbürtig, ja es hat vor den meisten den Vorzug größerer Kraft. Die Einführung des Ahnungen weckenden Tintoretto'schen Bildes der Ehebrecherin gibt der Dichtung von vornherein einen idealen Zug, so sehr auch die Gestalten dem Leben abgelauscht, oder deutlicher gesagt: typisch sind, ohne vollster Individualität zu entbehren. Die Idee der Dichtung — denn dieser Novelle können auch die Fontane für sich in Anspruch nehmenden Naturalisten die Idee nicht abstreiten — ist, daß auch eine sündlich geborene Liebe, welche die Liebenden fähig macht, den Nichtigkeiten, an denen das Herz gehangen, zu entsagen, nach Prüfungen zum Glücke führen kann. Die Novelle ist voll feinster Psychologie und zeigt eine Ueberfülle an humoristischer Gestaltungskraft. Der Adel der Sprache und ihre malerischen Reize weisen darauf hin, daß der Dichter von der Lyrik zur Prosa gekommen ist, welche er nun so glücklich hinwirft und so fein ausfeilt, wie nur je seine Gedichte.

In crassem Gegensatze zu der modernen berliner Novelle „L'Adultera" steht „Ellernklipp", nach einem harzer Kirchenbuche geschrieben. Diese Novelle hat in ihrer ernsten historischen Zeichnung und in ihrem düstern Farbentone etwas auf den ersten Blick an Th. Storm Erinnerndes; aber nur auf den ersten Blick. Sie ist das Werk eines herben Realismus, welcher ein der rechten Versöhnung entbehrendes, angebliches oder wirkliches Geschehniß wiederzuspiegeln wagt. Doch scheint mir hier der Dichter in einem gewissen Trotze gegen die Wünsche des sagen wir sentimentalen Lesers in der psychologischen Ausführung zu

wenig oder vielmehr nicht das Richtige gethan zu haben. Der Vater, welcher, bis zu diesem Momente ein Ehrenmann und keineswegs hartherzig, aus Eifersucht seinen achtzehnjährigen Sohn in den Abgrund stürzt und dann mitleidlos und ohne Gewissensbisse heimgeht, ist uns nicht glaublich gemacht.

Wieder in die modernste Welt, aber diesmal nach Wien und Ungarn, führt uns „Graf Petöfy". Wie in „L'Adultera" macht Fontane auch hier das Vorurtheil derer zu Schanden, welche ihn als einen märkischen Antäus nur aus dem Boden seiner engern Heimat Kraft schöpfen lassen. Er zeigt vielmehr, daß er zum vollkommenen Künstler gereift ist, welcher ohne locale Beschränktheit, wo er den Erscheinungen der Welt den Spiegel zukehrt, sie rein aufzufassen und dann lebensvoll zu gestalten weiß. Im platonischen „Gastmahle" verficht Sokrates den Satz, daß der echte Dichter Tragiker und Komiker zugleich sei; an Fontane sehen wir, daß derjenige Dichter, welcher die Vergangenheit am lebensvollsten zeichnet — weder Walter Scott, noch Wilibald Alexis übertreffen ihn ja darin —, auch am meisten befähigt ist, die Welt unserer Tage zu zeichnen, wie sie ist, natürlich ohne sie deshalb seelenlos und duftlos darzustellen.

Adolf Brieger.

Deutsche Kunst und Literatur des Reformationszeitalters in Janssen'scher Beleuchtung.

Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgange des Mittelalters. Von Johannes Janssen. Sechster Band. — A. u. d. T.: Culturzustände des deutschen Volks seit dem Ausgange des Mittelalters bis zum Beginne des Dreißigjährigen Kriegs. Erstes und zweites Buch. Erste bis zwölfte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1888. Gr. 8. 5 M.

Der Verfasser schickt seinem Werke ein Verzeichniß seiner Quellen voraus. Die Schriften katholischer Verfasser hat er, wie er behauptet, mit einem † bezeichnet. Dies befremdliche Thun wird allein dadurch erklärlich, daß es ihm bei der so grell in die Augen springenden Tendenz seiner „Geschichtschreibung" darauf ankommen mußte, die Art seiner Waffenführung so commentmäßig wie möglich erscheinen zu lassen und womöglich das rein Unmögliche zu ermöglichen, die Protestanten mit protestantischen Waffen zu schlagen. Und nur daraufhin erschien mir eine Einkehr in dies Arsenal des neuesten Janssen'schen Fehdezugs gegen evangelisches Bewußtsein und evangelische Geschichte interessant genug. Da waren denn allerdings der bekreuzigten Armaturstücke gar wenig, auf 17 enggedruckten Seiten des geharnischten Katalogs nur etwa 41 Schriften oder Bücher katholischer Urheberschaft zu entdecken: das gesammte übrige Rüstzeug und Streitmaterial, genug, um einen neuen Dreißigjährigen Krieg mit Federkielen herauf- und hinauszuführen, erscheint also protestantischen Ursprungs, mithin so legitim, wie Janssen nur wünschenswerth sein konnte; allerdings es *scheint* nur so! Da sind zunächst die Zeitschriften unter protestantischer Flagge eingeführt; als ob beispielsweise die „Zeitschrift für deutsche Philologie", oder das „Weimarische Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst", oder von Zahn's „Jahrbücher für Kunstwissenschaft", oder Schorn's „Kunstblatt" (22 Bände!), oder das „Jahrbuch für münchener Geschichte", oder das „Deutsche Kunstblatt", oder die „Baltischen Studien", oder das „Archiv für Literaturgeschichte", oder Chrysander's „Jahrbücher für musikalische Wissenschaft", oder das „Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels" so ausgesprochene Erzeugnisse und Träger protestantischen Geistes wären, daß man sie „Schriften katholischer Verfasser" principiell als Schöpfungen gegensätzlicher Tendenz und andersartigen Gepräges gegenüberstellen dürfte: denn wenn dieser Gesichtspunkt für die Unterscheidung und Bekreuzigung nicht der leitende gewesen wäre, was hätte dies ganze für den Verfasser, wie man sehen wird, noch viel zweischneidigere Manöver für einen wissenschaftlichen Zweck und welche sittliche Berechtigung? Niemand aber wird leugnen wollen, daß die aufgeführten Zeitschriften sich auf dem Standpunkte völliger confessioneller Partei-, beziehungsweise Farblosigkeit bewegen.

Eine weitere unvortheilhafte, weil trugvolle Eigenthümlichkeit des beregten Registers besteht darin, daß es keineswegs hinter *sämmtliche* „Schriften katholischer Verfasser" das verheißene Merkmal setzt. Schon auf der ersten Seite des Registers entfallen vier Nummern unter A. Albertinus. Der zuerst genannten Schrift desselben wird es vergönnt. Dann folgen unter voller Wiederholung des Autornamens vier weitere Schriften des Verfassers: der Schmuck des † aber bleibt ihnen versagt. Das Gleiche wiederholt sich bei Bäumker. Sein Werk: „Zur Geschichte der Tonkunst in Deutschland von den ersten Anfängen bis zur Reformation", erscheint als „katholische Schrift"; sein Werk: „Das katholische deutsche Kirchenlied . . . bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts", geht des confessionellen Wahrzeichens verlustig. Das Gleiche wiederholt sich bei Lorichius, bei Murner, bei Reber, bei Reichensperger, sodaß eine ansehnliche Reihe des Katalogs die ihm vorausgeschickte Notiz, die Schriften katholischer Verfasser seien mit einem Kreuze bezeichnet worden, auf Kosten seiner sonstigen Vertrauenswürdigkeit Lügen straft. Und dies Vertrauen, das man wenigstens des Verfassers Fleiße entgegentragen möchte, wird noch heftiger erschüttert, wenn auch W. Scherer's Schriften unter protestantischem Zeichen stehen. Daß Scherer katholisch war — ob er es geblieben, weiß ich nicht zu sagen —, hätte seine Literaturgeschichte Janssen offenbaren oder ihn fühlen lehren müssen. Der Mangel protestantischen Verständnisses war es vor allem, den ihr der in vorliegendem Bande sachgemäß hundert-

und aber hundertmal angeführte K. Goedeke nicht verzeihen konnte. Man sieht nun, welchen Werth ein Katalog besitzt, der mit so subjectiver Willkür um- und wiedertauft. Im übrigen kann man unmöglich fordern, daß jede der mitgetheilten Schriften auf den confessionellen Paß ihres Autors beäugt werde. Genug, daß protestantische Gewährsmänner erdrückend auf diesem Register der Janssen'schen Quellennachweise überwiegen. Diese Thatsache soll, wie oben bemerkt ward, das reine Streben nach Objectivität bekunden und beweisen, wie man es auf dem Wege schlichter Unbefangenheit und selbstloser Unparteilichkeit so herrlich weit gebracht, und sie verkündet aufs neue doch einzig und allein die alte Wahrheit, daß die Protestanten die geistigen Träger und literarischen Führer der zu schildernden Epoche waren.

Diese selbst nun erscheint in der Spiegelung Johannes Janssen's in einem eisig fröstelnden Grau in Grau. Tacitus hat den Sonnenuntergang der römischen Weltherrschaft nicht düsterer, wenn auch um vieles poetischer, machtvoller und prächtiger geschildert, als Janssen den Aufgang des modernen Geistes und der neuen Geschichte, deren Frühroth seinem befangenen Auge die nächtigen Schatten des scheidenden Zeitraums und die Morgennebel des nahenden verhüllen. Die Sonne der Reformation ist ihm ein grauenhaftes Irrlicht in hoffnungsloser Nacht. Die herrschenden Geister des jugendkühn gegen ausgelebte Mächte maßloser Herrschgier und blöden Wahns anstürmenden Zeitalters sind ihm zuchtlose Polterer und pietätlose Rebellen. In den reinsten Seelen und keuschesten Gemüthern erblickt er lüsterne Verführer des Geschmacks und in den vulkanischen Entladungen eines jahrhundertlang großgezogenen Grolls und Abscheues gegen geistige Vergewaltigung und Knechtung der Sinne das Ueberschäumen maß-, ziel- und rechtloser Zerstörungswuth toller Umstürzler. Ist ihm die fortreißende Gewalt und die innige Gottergebenheit des neuen Kirchenliedes kaum mehr als leerer Schall, so überhört er über dem lauten Kriegsschrei der entfesselten Satire die vielartigen Melodien eines unvergleichlichen Volksliedes und über dem schmetternden Lärm der Keulenschläge einer furchtbaren, in ihren Wandlungen unerschöpflichen Polemik vergißt er, daß der geistige Kampf riesenhaften Gewalten galt, denen es fromm und heilig dünkte, freimüthiges Regen selbständiger Geister auf Scheiterhaufen zu ersticken. Und wenn nunmehr eine Welt in Flammen aufging, so mußte der Geschichtschreiber dieser stürmischen Ereignisse des Wortes gedenken: „Wer da Wind säet, der wird Sturm ernten", und vor allem nach den Schuldigen suchen, welche den Brennstoff zusammengetragen und mit dem Feuer ein so freventliches Spiel getrieben hatten.

Janssen beginnt mit der „religiösen Umwälzung" im Gebiete der bildenden Kunst. „Als die deutsche Kunst eben nahe daran war", schließt er seine Einleitung, „die höchste Stufe der Vollendung zu erreichen, wurde sie in voller Lebenskraft gebrochen." Dies sei einmal durch den Einfluß der Renaissance geschehen, andererseits durch die kirchliche Revolution, welche der kirchlichen Kunst die Quellen abgegraben habe. Dagegen ist zu erwidern, daß die Gothik ihren Gipfelpunkt vor der Reformation unbedingt erreicht hatte, hier also ein Höhersteigen unmöglich, ein neuer Zufluß stilistischer Motive hoch erwünscht war, und andererseits die katholische Malerei und Sculptur aus der Anschauung ihrer Epoche heraus ebenfalls kaum Höheres hervorzubringen vermocht hätte als die alten kölnischen Meister und die van Eyck, wenn die Renaissance nicht völlig neue Ausblicke in die unerschöpfliche Formenwelt der Antike erschlossen haben würde. Ohne deren ideale Modelle hätte sich nun und nimmer aus der weltfeindlichen Askese der katholischen Kirche ein neuer künstlerischer Cult der unverhüllten weiblichen Schönheit geboren, und jenen Satz, daß der Protestantismus der neuen Kunstübung den Boden entzogen habe, machen Holbein und Dürer, Cranach und Rubens gerade in ihren religiösen Werken zu Schanden; letztern freilich wird Janssen als katholisch reclamiren. Janssen beginnt dann seinen traurigen Weg mit Schilderungen der Bilderstürmerei. Luther selbst hat sie hinreichend gebrandmarkt. Sie war nicht schön. Aber die Empörung der Gemüther war eben zu lange genährt worden. Und dann mag uns doch niemand glauben machen, daß lediglich Kunstschätze und Gebilde von Meisterhand dem Untergange verfallen wären. Es sind zweifellos eine reiche Zahl von angeputzten Puppen und eine Menge grimassenhaft ausstaffirter und grell getünchter Oelgötzen und eine Masse komischster Inventarstücke darunter gewesen. Ich gebe aber zu, daß seit diesem Acte eine Legion von Heiligenfabrikanten, Herrgottsschnitzern und Madonnenpinslern ums Brot gekommen sein mag. Sollen indeß die Kunst und Kunstgeschichte darüber jammern? Zu allen Zeiten haben selbst begabte Künstler in Nöthen nach Brot gehen müssen. Wohl aber möge man jammern über die unverständliche Art, in welcher Janssen Hans Holbein den Jüngern abthut. Von seinem malerischen Thun erfahren wir kaum mehr, als daß er die Madonna des Bürgermeisters Meyer, Heinrich VIII., „dessen Höflinge und Kebsweiber" dargestellt habe; sonst hören wir nur von seinen unehelichen Kindern, Schulden und seiner Unbekümmertheit um Weib und Kind. Das ist H. Holbein in der Janssen'schen Geschichte des deutschen Volks! Hans Holbein's uneheliche Kinder interessiren uns aber weniger als seine Madonna von Solothurn mit ihrem süßen wunderlieblichen Mädchengesicht und ihrer Aureole aus realistischem Sonnenlichte, statt überkommenen mystischen Märchenflimmers; Hans Holbein's Schulden kümmern uns weniger als eine kunstverständige Entstehungsgeschichte seines so vernichtende Wahrheit kündenden Holzschnitts zum Ablaßhandel und eingehende kritische Darstellungen seiner gottdurchdrungenen Zeichnungen zum Alten Testament. So gebricht es auch J. Janssen an vollem Verständnisse der erhabenen Ironie seiner Todesbilder, deren Schrecknisse dem genußgierigen Zeitalter zu einem so grausigen memento mori wurden. Diese imagines

mortis erwähnt der Verfasser auf der übrigens nicht im Register verzeichneten S. 131, weiß aber weder ihrem demokratischen Charakter, noch auch der hochsinnigen Religiosität der beiden die Auffassung ihrer Zeit so weit überfliegenden Schlußblätter der ersten baseler Drucke gerecht zu werden. Noch weniger wird er es Lucas Cranach (S. 143):

Insbesonders er unter den deutschen Malern stieg, wie in seinen Schmachblättern gegen das Papstthum, so auch in seinen Nuditäten, Venusgestalten, schlafenden Nymphen u. dgl. tief in die Gemeinheit herab: noch als vierundsiebzigjähriger Greis offenbarte er in seinem „Jungbrunnen" seinen lüsternen Sinn.

Man glaubt bei solcher Charakteristik des biedern wittenberger Bürgermeisters, des vertrauten Freundes Martin Luther's, in der That einen der übeln Verfolger der schönen Susanne leibhaftig vor sich zu sehen! So heißt es S. 129:

Lucas Cranach stellte selbst die Religion als eine liegende weibliche Figur in voller Nacktheit dar.

Wo immer er erwähnt wird, da geschieht es in strafender Weise. Selbst aus der unschuldigen Art, in welcher er im Auftrage des Herzogs Heinrich's von Sachsen Entwürfe zu Ornamenten für dessen monströse Geschütze zeichnete, wird ihm ein Vorwurf gemacht. So sagt eine Fußnote zu S. 137:

So ließ Herzog H. v. S. seine Geschütze nach Zeichnungen Cranach's mit „Bildnissen" versehen, welche dessen Secretär und Biograph Freydinger als „unverschämt und scheußlich" bezeichnet. Lindau 184.

Ich habe auch hier die Quelle aufgesucht. Sie lautet a. a. O.:

Diese Geschütze nun ließ er mit allerlei grotesken, wie Freydinger sagt, „unverschämten und scheußlichen Bildnissen" versehen, wozu ihm, wie es heißt, Lucas Cranach die Zeichnungen liefern mußte.

Man sieht hieraus, daß es M. B. Lindau gar nicht einfällt, zu behaupten, daß L. Cranach der Zeichner gewesen ist, und zugleich erkennt man, daß Freydinger mit seinem „scheußlich- und unverschämt" keineswegs eine Kritik am Künstler üben, sondern nur die groteske Ungeheuerlichkeit der vom Herzog beliebten Geschützornamentik (sie wird aus Larven, Grimassen, unmöglichen Thiercompositionen und Teufelsfratzen bestanden haben) anschaulich charakterisiren wollte. Nach also zwei Seiten hin sehen wir die citirte Quelle auf das gewagteste ausgebeutet. Nach den Janssen'schen Notizen zu schließen — zu einer zusammenhängenden Schilderung der einzelnen Persönlichkeit erhebt sich das Buch an nicht einer Stelle — müßte L. Cranach's Künstlerthum so kümmerlich wie sein Christenthum problematisch gewesen sein. Gott Lob, kennt man den Wackern besser! Für Venusbilder war er allerdings nicht geboren, so warm und blühend seine Fleischtöne sind. Vieles auch geht unter seinem Namen, was ihm kaum zum Drittel gehört. Uebrigens sind seine Buhlschaften in Schleißheim und im wiener Belvedere trefflich gemalt. Im Sonstigen besteht für uns seine Hauptbedeutung darin, daß er uns neben freilich nüchternen Altarbildern authentische Porträts unserer Reformatoren und ihrer Fürsten hinterließ, nachdem sein scharfes Schneidemesser ihrer Sache seinen Dienst geleistet hatte. Hat er auch diese und jene Maitresse der letztern porträtirt und für diese oder jene seiner Even und Lucretien als Modell benutzt, so hat er nichts anderes gethan, als was der Brauch seiner Zunft immer war und immer bleiben wird. Aber man sieht, es ist Methode in diesen Nörgeleien. Auch Dürer's hohes Bild, wie es bei Janssen erscheint, setzt sich aus etwa zwanzig Notizen zusammen. Ein Theil derselben wird lediglich durch Citate gebildet, wie sich denn das gesammte Werk in seinem Hauptwesen mit überall, aber überall tendenziös zusammengerafften Grundsteinen unterbaut und aus Abfällen und Splittern, Scherben und Trümmerstücken fremder Bücher aufrichtet. Im übrigen sind die Angaben des Registers auch hier wieder ungenau. Dasselbe behauptet, daß Dürer's Name auf S. 112 erscheine; es ist nicht der Fall. Wohl erscheint er S. 113, welche für den gegebenen Fall nicht citirt ist. Ebenso wenig findet er sich S. 120, auf welche das Register gleichfalls in die Irre führt.

Bitterlich nun würde derjenige enttäuscht werden, der sich an Janssen's Hand auch nur einigermaßen in Leben und Kunst des Meisters einzuführen gedächte; da ist weder der Versuch gemacht, das Wesen des Menschen zu offenbaren, noch der Anlauf genommen, seine Schöpfungen und ihre Räthsel zu erschließen, sodaß man schließlich mit ärgerlicher Ungeduld nach der Berechtigung des Verfassers fragt, dem deutschen Volke eine Kunstgeschichte des Reformationszeitalters vorzulegen, da er entweder so wenig geschult, oder aber so wenig Herr seines Stoffs, oder schließlich so geringer Darstellungsmittel mächtig ist, daß es ihm nicht einmal gelingt, sei es auch nur ein Schattenbild des größten deutschen Künstlers der Epoche zu entwerfen. Da erfährt man kaum mehr, als daß Albrecht Dürer aus Venedig Briefe in „milde ausgedrückt lockerem Tone" geschrieben und außerdem einmal das Verbrechen begangen hat, einen heiligen Joseph darzustellen, der bei einem „großen Bierhumpen" eingeschlafen ist. Da wird gerade Dürer immer wieder verantwortlich gemacht, daß insbesondere die Baukunst nach ihm so verkehrte Wege eingeschlagen habe; denn der Feind der Renaissance vermag es Dürer's Genius nicht zu verzeihen, daß er sich an dem neuerstandenen Formenreichthume der Antike und an der üppigen Pracht, wie dem schlichten Adel ihrer Bauart entzückte, daß er in seinen Kunsttheorien Vitruvius pries und wol selbst auf einen neuen Baustil sann. Janssen belustigt sich über die bekannten Recepte und Entwürfe zu einer Siegessäule über die Bauern und dem Denkmale eines Trunkenboldes — er nimmt sie wahrhaftig für aufrichtig gemeint — und traut dem Zeichner des Brunnenentwurfs in der Ambraser Sammlung zu Wien die Narrheit zu, daß er solchem dummen Zeuge greifbare Gestalt verliehen hätte. Wenn der Barockmeister Dietterlein in

der That nochmals auf diesen Leim ging, so hätte wenigstens der späte Historiker Dürer ernster nehmen sollen. Aber ein besonderes Lob zollt er allein aus ersichtlichen Gründen seinen Randverzierungen zum Gebetbuche des Kaisers Max, und wir wissen seine Wonne an diesen holdseligen Madonnengesichtchen vollauf zu theilen, hätten es aber lieber gesehen, er hätte sich in das tiefe Geheimniß der „Melancholie" versenkt und uns das Lächeln des „Reformationsritters" gedeutet, welchem die paar billigen Worte der S. 131 nicht Genüge thun. Und so überwiegt auch in der Figur des dritten und größten Malers der Reformationszeit, wie überall in dem Janssen'schen Gemälde, jene finstere Finsterniß, welche das Misvergnügen des Darstellers über der Epoche herrlichste Gestalten breitet. Wir wollen seinen Rubens gleich folgen lassen. Er, der farbenglühendste und kraftvollste Maler der Weltlust, ist ihm natürlich nicht religiös genug; „göttliche Würde und himmlische Seligkeit, Demuth und Andacht wußte er nicht zu schildern." Es ist wahr, Rubens war, da seine Aeltern zum Katholicismus zurückgetreten waren, von Jesuiten erzogen worden und die aufgezählten Mängel seines großartigen Seins wären mithin erklärlich genug: gleichwol war seiner herrlichen Natur die Schwungkraft nicht verloren gegangen, um ekstatischem Aufluge und andachtsvollem Sichversenken ergreifenden, ja überwältigenden Ausdruck zu verleihen. Wer göttliche Würde im Heilande des jüngsten Gerichts in München und himmlische Seligkeit in der großen „Himmelfahrt Mariä" der kaiserlichen Galerie zu Wien vermißt, dem mögen allerdings die „unzüchtigen Scenen" der Lucas Cranach'schen Hölle und die „schaudererregenden" Qualen, welchen Rubens die Verdammten, besonders die „mit sinnlichem Behagen dargestellten Weiber" überantwortet, schwerer erträglich werden als andern Kunstfreunden; aber der Künstler Thun und Absicht hätten ihm wenigstens verständlich werden müssen. Aus dem Schoße des Katholicismus hatte sich das System des Höllentrichters und seiner Teufelsheere geboren und dort auch hatte die Preisliste der einzelnen Sünden Form gewonnen. Der größte katholische Dichter hatte die Martern der Verlorenen zum Gegenstande des furchtbarsten Lehrgedichts gemacht: wenn die Künstler des 16. und 17. Jahrhunderts sich aus dem Banne der vielhundertjährigen despotischen Ueberlieferung nicht zu befreien vermochten, so schreibe man dies auf Kosten ihrer Zeit, aber nicht auf diejenigen ihrer künstlerischen oder gar, wie Janssen immer wieder den Anlauf nimmt, ihrer sittlichen Individualität.

Man sieht aber aufs neue, wie Janssen immer wieder für sein Zeitbild allein nach finstern Gesichtspunkten und in den Sternen der Epoche nur die Flecken sucht: Rubens' vorwaltender Sinn für das Gewaltige und Derbsinnliche, sowie für die Darstellung des Gräßlichen und Entsetzlichen macht ihn zu einem lebendigen Spiegelbild seines Zeitalters.

Ich habe den Künstler eben den farbengewaltigsten und kraftvollsten Maler der Welt- und Lebenslust genannt, der er zweifellos ist: Janssen macht ihn zu einem Special- und Parforcemaler des „Gräßlichen und Entsetzlichen", weil er für katholische Kirchen die katholische Hölle mit Farben des 17. Jahrhunderts malt. Gerade das sollte für den Verfasser, der so unempfänglich scheint für die wirklichen, unantastbaren Glanzseiten des Rubens'schen Genies, eine hochwillkommene Gelegenheit des Lobens sein: es ist aber Thatsache, er fängt uns nur die Schatten ein, welche die Meister werfen; ihre wahrhafte lebensvolle Persönlichkeit, die sich bei Rubens in so unerschöpflichen sonnenhaften Ausstrahlungen gibt, versteckt er hinter kleinlich zusammengelesenen oder kläglich herausspintisirten oder bösartig hineinrecensirten Mängeln. Warum erzählt er uns nicht von Rubens' machtvoller Dramatik und der Lebens- und Gestaltenfülle seiner Compositionen? Warum kündet er dem Unkundigen nichts von seinem blendenden Colorit? Von den leuchtenden Rosenfarben seiner Frauen- und Mädchenfiguren, von ihren goldenen Lockenwellen und den üppigen Reizen ihrer weißen schwellenden Glieder? Von dem prachtvollen Perlenschmelz ihrer Gewandung und dem schneeigen Flaum ihres Federschmucks? Von seinen ritterlichen Männern und kraftstrotzenden Heroen und dem feurigen Ungestüm ihrer bäumenden, schäumenden Rosse? Warum nennt er den Meister nicht, als welcher er mit so schönem Rechte gepriesen zu werden verdient und gepriesen wird, den Shakespeare der Malerei? Statt dessen wirft er dem Gewaltigen aus der Kapuzinerkutte griesgrämiger Bigoterie eine üble Auslese kleinkrittelnder Kletten auf den Königsmantel!

Einer Epoche nun, deren Kunst so einzigartige Höhepunkte ersteigt, wie die deutsche und niederländische Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts in Holbein, Dürer und Rubens erreicht, das Brandmal der Entartung und Verkommenheit aufdrücken zu wollen, wie es J. Janssen versucht, das heißt, Sonnenvögel für Kröten ausgeben. Wenn er dies Taschenspielerstückchen mit einem Aufsatze Woltmann's („Die deutsche Kunst und die Reformation") zu decken sich bemüht, so lehrt gerade Woltmann's ausgezeichnete Schrift: „Die Reformationsbewegung hat in Deutschland ihre Kunst gehabt", und wie sehr dieselbe in jener begründet blieb und durch sie zum Ersatz erhielt, was ihr an formaler Vollendung gebrach. Gerade Woltmann endlich deutet sodann hinüber nach den Niederlanden, wo aus germanisch-protestantischem Geiste ein neues nationales Kunstleben sich erzeugte, als es in Deutschland nach so reicher Blüte zur Ruhe gegangen war; denn seit wann hat man Dürer'sche und Holbein'sche Bilder wie ultramontane Brennnesseln wachsen sehen? Wo immer indessen der specifisch-protestantische Geist des Zeitraums seine Schwingen regt, da empfindet Janssen unliebsam sein Wehen, und aus vollem ungetheilten Herzen vermag er eigentlich in dem ganzen Buche, das so reich an verstimmten wie an verstimmenden Elementen ist, nur dort zu loben, wo er das künstlerische Kleingewerbe im Dienste irgendeines freigebigen Prälaten trifft. (S. 112.)

Die gleiche Manier nun, mit der er die protestantische Kunst behandelte, übt er innerhalb der protestantischen Literatur. Aber ich fasse mich hier kürzer, da ich diese eigenartige Methode im Gebiete der Malerei hinlänglich charakterisirt habe. Auch hier fördert er aus seinen Fundgruben nur das zu Tage, was sein Mosaikbild der bezüglichen unbequemen literarischen Größe so abstoßend wie möglich gestalten oder ihren Gesammteindruck überschatten, verdüstern oder vernichten kann. So citirt er zu Fischart den bezüglichen Aufsatz der „Allgemeinen deutschen Biographie", wo diese der Meinung ist: „Fischart's Bedeutendstes ist in allen Grundlagen entlehnt." Daß es am gleichen Orte lautet: „Nur im Umkleiden eines gelieferten Gebälks war er unübertrefflich", davon läßt J. Janssen nichts verlauten; nichts davon, daß die „Allgemeine deutsche Biographie" am gleichen Orte mit Uhland's treffendem Worte redet: „Seine üppige Kraft ergreift das fremde Gerüst, wie die traubenschwere Rebe sich Stab und Geländer sucht", und daß sie seiner Stellung Rabelais gegenüber den Ruhm zollt: „Was bis zur Berührung mit ihm an Vermögen in Fischart latent war, gelangte zu einer Entfaltung, welche über den grotesken Reichthum desselben in hundertmal groteskerem Ueberfluß hinausschießt." Ja, ich meine auch: das „Gebälk" wird jezuweilen von Ranken und Blumen, Knospen und Früchten überwuchert, die in Fischart's eigenem Garten wuchsen. Wo aber der Hauptsatz gewürdigt wird, zur Krücke oder Wappnung des Urtheils zu dienen, dort darf meiner Meinung der beschränkende Nachsatz um so weniger fehlen, je launiger er, wie es hier der Fall ist, die Behauptung des erstern nahezu aufhebt.

Auf Weiteres will ich nicht eingehen. Daß Janssen über dem Lärme der Tagespolemik das Gehör für das Volkslied verliert, verzeichnete ich bereits. Daß er in Ulrich von Hutten kaum einen Bessern als einen Räuber und Mordbrenner sieht, wird man nicht anders erwarten, wenn man in den vorangegangenen Bänden seiner mehr taciteischen als thucydideischen Schöpfung geblättert hat. Um so schwerer verständlich erscheint dann allerdings seine rührende Schwärmerei für Till Eulenspiegel, wo den Leser übrigens wiederum (S. 378) eine falsche auf Band 1 verweisende Seitenzahl zum Narren hält. Natürlich ist ihm auch der ehrliche Hans Sachs ein Greuel, weil er „alle Gesetze und Andachtsübungen der katholischen Kirche der Verachtung preiszugeben trachtete" und die Lieblingsfiguren seiner „Zotten und Possen" der Pfaff und seine Köchin, der Pfaff und die von ihm verführte Bäuerin, der Mönch mit dem Kapaun, der Mönch als Gratian, der Mönch mit dem gestohlenen Huhn, der Pfaff, der jungen Bauerndirnen nachstellt, und schließlich der Pfaff, der „mit seiner Kellnerin dorkelt", seien und blieben. Alle diese Figuren seien selten witzig, meist grob und gehässig gezeichnet. Auf dies sei erwidert, daß Hans Sachsens Biedersinn für Gehässigkeit keinen Raum hatte und daß jene seine komischen Lieblingstypen zwar weder aristophanisch noch molieresk gerathen, aber das Leben ihrer Tage und ihrer gebietweisen Verkommenheit athmen.

Doch zum Schlusse. J. Janssen hat uns ein Gemälde der geistigen Mächte des Reformationszeitalters entworfen, welches der Geschichte nicht entspricht. Denn diese Mächte, aus Kämpfen zum Kämpfen geboren, führt er uns vor Augen, ohne die gegnerischen Gewalten auf den Kampfplatz einzuführen, denen ihr Ringkampf galt. So erscheint denn dieser lediglich als ein Streiten mit eingebildeten Schemen oder Phantomen oder als ein frevles Anrennen gegen Satzungen und Ueberlieferungen, deren Unschuld und Schuldlosigkeit allen Zweifels spotte, wie ihre Heiligkeit über allen Menschenwitz und alle Menschenmacht erhaben sei. Er schildert uns den Geist der Reformation in seinen streitbaren künstlerischen und literarischen Bethätigungen, ohne die Voraussetzungen zu enthüllen, aus welchen der Sturm sich erzeugte, und ohne uns in die Bollwerke und Pesthöhlen einzuführen, gegen welche er gerichtet war.

Die Träger der Bewegung selbst, die Führer in dem großen Geisteskampfe, charakterisirt er innerhalb der ungemein engen Grenzen seiner persönlichen schriftstellerischen Gestaltungsgabe mit genau so halben und einseitigen Mitteln, wie er den Boden und Hintergrund der Walstatt entwarf. Den eigentlichen treibenden Kräften, welche sie bewegen, steht er von vornherein unkritisch feindselig gegenüber, und selbst wo der Glanz ihrer Bedeutung ihm ins Auge schlägt, da findet er Mittel und Wege, sich dem Einflusse seiner Ausstrahlung zu entziehen und von Finsterniß zu reden, wo ihn Morgenlicht umflammt. Wenn die Maler und Dichter unzüchtige Mönche und verbuhlte Nonnen porträtiren, so trifft die Schuld nicht die verdorbenen Kuttenmänner und entarteten Klostermädchen, sondern — wir haben es gesehen — da ist es der zuchtlose Sinn des Malers oder das gehässige, grobe Gemüth des Dichters, welches sich vergeht an deutscher Art und Kunst. Da wird kein Ausweg gescheut, weltgeschichtliche Großthaten zu verkleinern, da die Vollbringer sich in den Dienst der neuen weltbefreienden Ideen stellten; da werden geköpfte Citate zusammengesucht und kastrirte Belegstellen aufeinandergepfercht, oder die ganze großartige Erscheinung, wie die Ulrich's von Hutten, wird in wenigen sich das Wort vom Munde abdarbenden Zeilen zu der eines Brandschriftlers und Brandstifters, und dem Ruhme des lutherischen Kirchenliedes wird nach einem ausgeklügelt vorausgeschickten, wohlwollend scheinenden Streiflichte die Spitze abgebrochen mit der famosen Behauptung:

> Der deutsche Kirchengesang hatte sich im Mittelalter einer Verbreitung erfreut, welche später kaum je wieder erreicht worden.

So erscheint denn das ganze unvergleichliche Jahrhundert als eine Brutstätte bedenklichster und verwerflichster Kunstrichtungen und maßlos rabulistischen, gottlosen Literatenthums. Unzüchtigkeit und Naturalismus, vorwiegender Hang nach Immoralitäten, Nuditäten und Lascivitäten, nach Brutalitäten und Obscönitäten, kurz geistige

und sittliche Verwüstung und Verwilderung bilden nach J. Janssen die Signatur des Reformationszeitalters, und hinter all dem ragt die finstere Gestalt des Hauptschuldigen all dieser Greuel, wenn auch mitunter aus Zeilen zum grollenden Himmel empor, welche mit raffinirter Taktik ein Weilchen liebäugeln und dann um so unerwarteter aus ihren Taubenaugen Basiliskenblicke schleudern.

Aber das kränkt uns nimmer. Gewiß, sie waren Menschen, Dr. Luther wie Dürer, Ulrich von Hutten wie Melanchthon, Sachs wie Fischart; endliche Menschen, wie Menschen sind; wenn ihre Werke auch minder endlich geriethen, als J. Janssen's Geschichte endlich ist.

Und dieser Endlichkeit — wie sehr sind ihre hohen Seelen ihrer sich bewußt gewesen! Wurzelt doch die Fausttragödie in ihrem Jahrhundert. Das brennende Bewußtsein: „daß wir nichts wissen können" — in den geistigen Trägern des 16. Jahrhunderts hat es seine erste Qual entfacht. Wem wäre sie unbekannt, wen hätte sie nicht selbst einmal mit fortgerissen in die Unendlichkeit ihres gramvollen Sinnens, Albrecht Dürer's „Melancholie"? Da sitzt es vor uns, das majestätische Weib mit dem schier verzagungsvoll eingezogenen mächtigen Schwingenpaare. Ihr gedankenschweres Haupt ruht in der aufs Knie gestützten Linken, und die Rechte, die den gespannten Zirkel hält, ist über einem geschlossenen Buche muthlos in ihren Schoß gesunken. Zu ihren Füßen ist allerlei Geräth verstreut, dessen menschliche Arbeit bedarf: Lineal und Richtscheit, Hobel und Säge, Schmelztiegel, Nägel und Hammer; an der Wand des Thurmes, vor dem sie sitzt (er mag ein Observatorium bedeuten), hängen Glocke und Wage, Sanduhr und geheimnißvolle Zahlentabelle: Hülfsmittel menschlicher Forschung und menschlichen Rechnens. Ergebnisse ihres Mühens möge die rollende Kugel und der polygon behauene Block bedeuten, die zu ihren Füßen liegen, jener am Fuße einer Leiter, die zu der vielleicht im Bau begriffenen Thürzinne führt. Neben der hohen, in sich versunkenen Frau steht ein aufgerichteter Mühlstein, auf welchem ein geflügeltes Knäblein sitzt, welches kaum mit Behagen im Schweiße seines Angesichts emsig auf seiner Tafel schreibt oder zeichnet, während die sinnende Frau aus umflorten dunkeln Augen mit Kassandrablicken hinausstarrt auf die unendliche See, deren Firmament weithin im düsterrothen Lichte eines unheilkündenden Kometen flammt. Die stolze Frau mit dem prophetischen Blicke, sieht sie die Schrecken des nahenden großen Kriegs aufsteigen über den mühseligen Errungenschaften ihrer arbeitsheißen Zeit, wie sie die Compagnie Jesu so bald ihr streitig machen sollte? Nein, auf ein so enges Denken blieb der größte deutsche bildende Künstler der Reformation nicht beschränkt, und im Vordergrunde des tiefsinnigen Bildes steht ein Friedensbogen, unter welchem eine Fledermaus mit der Aufschrift „Melencolia" flattert. Das räthselvolle Blatt ist längst gedeutet worden: die sinnende Frau, zu deren Füßen ein Windhund ruht als Sinnbild des fliegenden Gedankens, ist die menschliche Vernunft, die in den Schranken ihrer Endlichkeit verzagend die Flügel sinken läßt und rath- und hülflos hinausstarrt in das Unermeßliche und Unerreichbare. Es ist die Tragödie von der Faust'schen Unzulänglichkeit, die schon hier Ereigniß wird, indessen schon hier ihre versöhnende Krönung in dem Kranze findet, welcher die aufgelösten Locken des in ferne ungeahnte Sphären verlorenen Weibes schmückt:

> Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen —

und in diesem Sinne wird es dem Genius des Fleißes gelingen, der an ihrer Seite über den Räthseln des Daseins brütet. Wenn die Reformation ein Product so unlauterer Mächte gewesen wäre und wenn ihre Heroen aus so niedrigem Stoffe geformt worden wären und ihre Geister so sehr im Banne des Verkehrten und Bösen gestanden hätten, wie das vorliegende Buch den Schein wecken möchte, dann hätte ihre Sache nachmals nimmermehr nach dreihundertjährigem Kampfe zum evangelischen Kaiserthume geführt, und nimmer hätte die deutsche Volksseele ohne die befreiende Großthat der Reformatoren sich zu literarischen Schöpfungen zu sammeln und emporzuschwingen vermocht, wie zu dem Goethe'schen „Faust", dessen Wiege neben der der Luther-Bibel stand.

Adalbert Schroeter.

Aus der neuern Erzählungsliteratur.

1. Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Eine Hochlandgeschichte von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. 8. 3 M.
2. Neu-Berlin. Was Frau Guticke in der Reichshauptstadt erlebt. Von G. von Beaulieu. Mit einem Vorwort von J. Stettenheim. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1890. 8. 4 M.
3. Neue Geschichten. Ernstes und Heiteres von Paul von Schönthan. Zittau, Pahl. 1890. 8. 1 M.
4. Eheglück. Roman von Adelheid Weber. Drei Bände. Berlin, Janke. 1890. 8. 10 M.

Neue Erzählungen! Nicht immer ist es erfreulich, dieselben zu besprechen, nicht immer erfreulich, die Besprechungen derselben zu lesen. Was heutzutage auf den Büchermarkt geworfen wird, entbehrt oft jeglicher Berechtigung dazu, während vieles, was diese im vollsten Maße hätte, nicht „herauskommen" kann. Ein Wirbeltanz schlechter und guter Erzeugnisse, ein wirres Durcheinander schroffster Gegensätze. Sunt optimi amici libri. Das alte Wort, es ist nur noch mit großer Einschränkung zu gebrauchen. Unter Büchern befindet man sich oft in gemischtester Gesellschaft — neben einem prächtigen, innerlich und äußerlich prächtigen steht ein aufgeputztes, inhaltleeres, neben einem innen und außen unschönen ein durch seinen

Umfang abschreckendes, aber doch besseres! Das ist so ungefähr die Physiognomie der Bücher, die vor mir stehen, um hier besprochen zu werden. Sie mögen Revue passiren.

Auf den Inhalt des „Herrgottschnitzers von Ammergau“ (Nr. 1) näher einzugehen, hieße Eulen nach Athen tragen — die Geschichte des alten Lehnl, des Pauli und der Loni ist weltbekannt aus dem viel gegebenen gleichnamigen Volksstücke. Aber ein anderer Umstand ist erwähnungswerth: hier haben wir im Gegensatze zu dem gewöhnlichen Gebrauche die Novellisirung eines Dramas vor uns. Es ist dies eine scheinbar leichte Arbeit: die dramatische Handlung, die psychische Vertiefung der Gestalten, die gesättigte, breit ausladende Behandlung der seelischen Conflicte bleiben, man umwindet diese nur mit Natur- und Sachschilderungen, kurz, man ahmt den Regisseur nach, man sorgt fürs „milieu“. Und weiter ist denn auch in vorliegendem Buche nichts geschehen, Hofpauer, Neuert, Albert und Frau Schönchen vom Gärtnerplatze in München stehen vor uns — und doch ist das, was Ganghofer zu seinem Volksstücke „dazugemacht“, meisterhaft. Es bildet so haarscharf die Ergänzung seiner Helden, es ist so unbedingt nöthig zur Erklärung der Charaktere derselben, es bildet so fein die Motivirung der psychologischen Eigenarten der bäuerischen Naturen, daß es gar nicht anders gedacht werden kann. So sind denn die Zuthaten nur scheinbar Gärtnerplatz, in Wahrheit sind sie völlig Ludwig Ganghofer, der sich die Arbeit durchaus nicht leicht gemacht, sondern dieselbe im Gegentheile sehr ernst genommen. Die moderne Dorfgeschichte, die in Anzengruber, Rosegger und Ganghofer ihre schönsten Blüten getrieben, unterscheidet sich scharf von der ältern, die in Auerbach ihren Hauptvertreter findet. Was bei letzterm überfirnißt war, ist hier Natur, was der letztere nach der humoristischen Seite hin ummodelte, ist hier in der herben Naturfrische geboten. Aus Ganghofer's Buch weht uns der erdige, kräftigende, reine Geruch der bairischen Hochgebirgswälder an, und das ist sein Hauptvorzug. Es stellt prächtig die Natur in Gegensatz zur Cultur, es will durch diesen Gegensatz erfrischend, kräftigend wirken, und es erreicht sein Ziel.

Das Buch soll wol gleichsam eine Festgabe zu dem diesjährigen Passionsspiele in Oberammergau bilden — und in der That, eine Festgabe ist es. Die Ausstattung ist vortrefflich, die Engl'schen Bilder, der jeweiligen Situation vorzüglich angepaßt, treffen in ihrer Schlichtheit und Natürlichkeit den Ton des Buchs prächtig, der Druck ist groß und schön und der Preis von französischer Billigkeit.

Wenn man danach Nr. 2: G. von Beaulieu's „Neu-Berlin“ mit dem Untertitel „Was Frau Guticke in der Reichshauptstadt erlebt“, in die Hand nimmt, dann überkommt einen das Gefühl der grenzenlosesten Nüchternheit. Aus einer lieblichen blumigen Oase in die sandige, eigentlich nicht einmal sandige, sondern wässerige Wüste der poesiearmsten landläufigsten Schreiberei. Das Buch soll humoristisch sein, aber humoristisch ist nichts daran, als das Bemühen der Verfasserin — denn eine solche haben wir vor uns, und noch dazu eine Verfasserin, die durch frühere Werke ihr tüchtiges Können, ihr poesievolles Talent bewiesen — es sein zu wollen. Wol sind einige Witze eingestreut, aber Witze, die nicht mehr zu den schönen gehören — von echtem Humor ist nichts zu finden. Die Erlebnisse der Frau Guticke haben mit dem „Neu-Berlin“ wenig zu schaffen, sie sind nicht charakteristisch, sind nicht kräftig erfaßt und ohne Fein- und Scharfblick, ohne das Bemühen, schlicht-natürlich sein zu wollen, niedergeschrieben. Alle diese Einzelfälle, in den verschiedensten Kreisen und Sachlagen sich abspielend, gruppiren sich um Frau Guticke, deren gediegen bürgerlich sein sollende Lebensanschauung oft bis zur Caricatur verzerrt ist. Die Schlichtheit und Einfachheit in der Anschauung der Guticke hätte einen prächtigen Stoff geboten, wenn sie wahr erfaßt und nur mit einer Spur psychologischen Verständnisses behandelt wäre. Der Humor als solcher hilft nicht über alle unangenehmen Verhältnisse hinweg, er muß psychologisch begründet sein und, über der Sachlage stehend, sich doch derselben anpassen — hier ist er da, nicht weil er im Charakter der Guticke begründet ruht, sondern weil die Verfasserin ein humoristisches Buch schreiben wollte. „Ein Seitenstück zur Frau Buchholz“ nennt die Buchhändlerreclame „Neu-Berlin“ — nun, „Frau Buchholz“ ist ein durchaus werthloses Machwerk, aber so werthlos wie „Frau Guticke“ ist es denn doch noch nicht — ich glaube aber, daß es, gerade wegen dieses Mangels an Werth, wie „Frau Buchholz“, mehrere Auflagen erleben wird. Julius Stettenheim hat eine lobende Vorrede zu „Neu-Berlin“ geschrieben — ich vermuthe, daß dies nur einer seiner beliebten schlechten Witze, in denen er ja groß ist. Das Buch bietet sich in bleiweißschimmerndem, schön blaubedrucktem Umschlage, reiht sich also prächtig in Ordnung Zwei meiner obengenannten Büchergesellschaft ein.

Paul von Schönthan hat sich bemüßigt gefühlt, unter dem Titel „Neue Geschichten“ (Nr. 3) eine Reihe kleiner Feuilletons zu sammeln: aber die Mühe dieser Sammlung hätte er sich, die Mühe, sie zu lesen, dem Publikum sparen können. Es sprüht in diesem Büchlein nur so von Witzraketen, aber Witzraketen, bei denen man nichts empfindet als das Bedürfniß nach frischer Luft. Nein — bis auf einige wenige Nummern hätte das Manuscript in den Papierkorb und nicht in die Druckerei gehört. Zu diesen wenigen Nummern gehört das ernste Geschichtchen „Eine Flasche Sect“, das hübsch erfunden und empfunden, das heitere „Der Grobian und die Ehe“ und die Parodiensammlung „Spottvogels Meisterstück“, die recht scherzhaft, wenn sie auch nur das Aeußere und nicht das Innere der behandelten Dichter parodirt. Werthlos ist allerdings auch dieses „Meisterstück“; wenig schön ist es, einen Dichter wie Ibsen in dieser Art zu parodiren, wie es Schönthan hier gethan — aber eben die grenzenlose Oberflächlichkeit entschuldigt die Parodie und entschuldigt des Lesers Lachen beim Lesen des „Witz-

reißaufalls" Axel's. Mit Recht hat die Verlagsbuchhandlung dem Büchlein eine dürftige Ausstattung gegeben, das schöne Gleichgewicht zwischen innen und außen wäre gestört, wäre die Ausstattung eine bessere.

Frau Adelheid Weber hat in „Eheglück" (Nr. 4) ein etwas umfangreiches, aber gutes Buch geboten, wenn man die Umrisse und nicht die feinen Linien betrachtet. Sie hat sich die moderne Ehe in ihren verschiedensten Auslebungen zum Stoffe genommen und hat — was allerdings bei einem solchen Stoffe nicht gut anders möglich war — ein wenig „geibsent". Ohne „Nora" und die „Frau vom Meere" wäre „Eheglück" und sein Ideengehalt nicht zu denken. Die verschiedensten Ehen werden hier behandelt. Onkel Julius und Frau — übrigens nach dem Vorbilde Turgenjew's in der „Neuen Generation" angelegt —, der Käferprofessor und Tante Therese, Rolf und Lisinka, die Heldin, sowie die Ehen der mehr episodenhaften Figuren geben treffliche Contraste und Belege für die Unzulänglichkeit der modernen Ehe. Die verschiedenen Ehefäden hat die Verfasserin geschickt verwebt, aber sie hat vergessen, die Enden zu verknoten und so das Ganze zu schließen, sodaß die Fäden weiterlaufen und nun die Frage entsteht, hält das Gewebe oder lösen sich die Maschen wieder auf? Der Schluß fehlt; wohl ist ein scheinbarer Schluß da, aber er ist nur äußerlich, nicht innerlich. Die Helden des Buchs haben sich nur scheinbar ausgelebt, sie haben sich durch Versuchungen zur Vereinigung hindurchgerungen — aber es war keine psychische Auslebung, keine psychische Einigung. Die Frage bleibt offen — hält das Glück? Letzteres — von der landläufigen Romanschreiberei als feste, eiserne Kugel, natürlich nur am Schlusse, wenn sie sich „gekriegt" haben, dargestellt — ist hier, und das ist ja lobenswerth, die rollende gläserne Kugel, aber diese gläserne Kugel ist zum Schlusse nicht in der Psyche versichert, die einzige Versicherung, die Bürgschaft bietet, sondern beim Zufall, der bekanntlich ebenso wenig wie eine Hagelversicherung vor dem Zerbrechen schützt. Es mangelt der Verfasserin aber an psychologischer Feinheit und jenem Scharfblicke, der für die äußern Vorgänge die einzig richtige innere Begründung findet.

Die beste und wahrste Gestalt ist Rolf. In seiner schlichten Einfachheit, die sich als innere Ausgeglichenheit documentirt, in seiner treuherzigen Art ist er trefflich erfaßt und wiedergegeben. Größte Schlichtheit oder ihr Widerspiel, zerrissene Leidenschaft, scheint überhaupt die Specialität der Verfasserin zu sein, was dazwischen liegt, ist meist conventionell behandelt. Dieses Widerspiel der Schlichtheit bricht in Günther durch, der ebenfalls mit realistischer Kraft durchgeführt ist. Das Werden und Wachsen seiner Leidenschaft, das Wildgeniale seines Wesens ist überzeugend dargestellt. Frau Weber hat wirklich studirt, eine Eigenschaft, die wenige Romanschriftsteller mit ihr theilen. Die zwischen diesen beiden Männern hin- und herpendelnde Lisinka ist ebenfalls trefflich entworfen, das Unsichere, Tastende, Spielige, Noraartige ihres Charakters ist trefflich geschildert, aber dem Verhältnisse dieser drei Menschen zueinander fehlt die seelische Begründung. Da ist alles zu äußerlich, zu wenig innerlich. Der ganze Aufenthalt in Berlin ist für Rolf und Lisinka, wie sie die Verfasserin geschildert, eine Unmöglichkeit. Die nebenher gehenden episodenhaften Figuren, theils Typen aus dem masurischen, theils aus dem berliner Leben, sind ebenso trefflich und kräftig realistisch behandelt, wie die Hauptfiguren, nur einigemal hat sich die Verfasserin gehen lassen und ihre Figuren entweder zu sehr carikirt, wie den Käfersammler nebst Frau und Tochter, oder zu colportageromanmäßig behandelt, wie den Schloßherrn von Bialla und die ganzen sich um denselben gruppirenden Scenen. Die Naturschilderungen, namentlich der masurischen Heide, die Schilderungen der dortigen verrotteten Zustände, sowie die des berliner Lebens und des landschaftlichen Charakters der Schweiz sind vortrefflich, ihre Anschauungen über Kunst und Leben, wie sie in einigen Scenen ausgesprochen werden, gesund und modern.

Alles in allem: die Verfasserin verfügt über starke realistische Schilderungskraft, über Schärfe der Beobachtung und des Verstandes, über tiefgehende Bildung, zudem ist in ihr der Geist der Moderne rege; aber die psychologische Tiefe fehlt ihr. Ihre Helden sind kräftig entworfene Umrisse, porträtähnlich, in die sie die seelischen Züge hineinzuzeichnen vergessen hat. Schließlich, es sei nicht geleugnet, hätte auch der Umfang des Romans ein wenig gemindert werden können. Frau Weber hat eine gediegene Gabe geboten, die freudige Hoffnung auf ihr nächstes Buch erweckt.

Hans von Basedow.

Zur Dante-Literatur.

Dante's Beatrice im Leben und in der Dichtung. Von Oskar Bulle. Berlin, Hüttig. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Erscheinung der Jugendgeliebten Dante's hat, seit man von ihrem Dasein wußte, unaufhörlich zwischen Himmel und Erde geschwebt, bald als irdische Frau, bald als verewigte Abgeschiedene, bald einzig als ideales Sinnbild alles höchsten Denkbaren in der Auffassung des Mittelalters ohne jede Beziehung zum Irdischen. Der Streit darüber, welcher Region sie zuzuzählen sei, ist auch gegenwärtig noch ein offener und wird, wie es scheint, nie zu völliger Erledigung kommen. Die Italiener und Italienerinnen der jüngsten Zeit haben in weiten Kreisen, unbekümmert um die Entscheidungen der Kritik, das sechshundertjährige Gedächtniß Beatricens gefeiert, als wenn

die Erinnerungsmomente ihres Lebens geschichtlich festständen; sie haben ihre Feier, fast bis zum Komischen, mit allen ersinnlichen Kundgebungen schwärmerischer Begeisterung ausgestattet, mit Bildwerken, enthusiastischen Reden und wissenschaftlichen Vorträgen in Festversammlungen und allem, was sonst bei solchen Anlässen großartigen Stils sich zur Erhebung und ergötzlichen Schau zu offenbaren pflegt, — aber es ist ihnen damit nicht gelungen, was lediglich die Phantasie geschaffen, zu fest umschlossener Gestaltung zu verdichten.

Von Dante-Forschern jüngster Zeit verhält sich der Italiener Carducci streng abweisend gegen die geschichtliche Wirklichkeit der Beatrice, nicht den geringsten Zweifel hegend, daß sie in der „Göttlichen Komödie" schlechterdings nichts anderes als das Sinnbild der heiligen Wissenschaft, der Theologie, zu bedeuten habe, ohne jede Anlehnung an eine geschichtliche Person. Franz Hettinger dagegen, in seinem Werke über die „Göttliche Komödie" (1889), nimmt bezüglich Beatricens den völlig entgegengesetzten Standpunkt ein: derselbe vertritt so entschieden ihre geschichtliche Wirklichkeit, daß er die Annahme ihrer bloßen Symbolität „kaum einer Widerlegung werth" erachtet. Weit tiefer eindringend, von gewichtigen Zeugnissen unterstützt, erörtert G. Gietmann, gleichzeitig mit dem Vorigen, in der Schrift „Beatrice" die entscheidende Frage mit dem entgegengesetzten Ergebnisse sinnbildlicher Deutung der Beatrice als der Kirche Christi, unter Leugnung der leiblichen Existenz einer florentinischen Jugendgeliebten Dante's, deren Liebesverhältniß zu dem Dichter „wahrscheinlich" nichts weiter als ein schöner Traum seiner Ausleger und Biographen sei; die letzte Möglichkeit einer realen Unterlage läßt er dahingestellt sein. Aber eben diesen Mangel hat die scharfsinnige Beweisführung Gietmann's, daß sie die Lösung der Frage umgeht: woher doch die lebenathmende Frische der Wirklichkeit in den einzelnen Zügen der Beatrice, wenn sie nicht aus der Glut persönlicher Herzenserfahrung stammt? Daß eine solche Lebensfrische ausgehaucht sein könne von einem allegorischen Bilde, erscheint undenkbar.

Der Verfasser vorliegender Schrift: „Dante's Beatrice im Leben und in der Dichtung", steht in dem Ergebnisse seiner gründlichen und ertragreichen Darstellung seinen beiden Vorgängern Hettinger und Gietmann mäßigend und vermittelnd gegenüber: er fußt mit ersterm auf der unzweifelhaften leiblichen Existenz der Beatrice und erschöpft zugleich, stufenweise vorschreitend, ihre Sinnbildlichkeit bis zum höchsten leuchtenden Punkte, in welchem ihre menschliche Persönlichkeit, aller Umhüllungen entkleidet, völlig im Lichte des Ewigen aufgeht. Diese Auffassung, in Beatricen ursprünglich die irdische Jungfrau, mit den Reizen der edelsten und reinsten Weiblichkeit angethan, zu sehen, dann weiterhin verherrlicht zu der sinnbildlichen Personification des ewig Wahren und Guten, wie es unmittelbar aus Gott fließt, diese Auffassung ist ja nicht neu, aber dem Verfasser gebührt das Zugeständniß, daß er der irdischen und der überirdischen Beatrice ihr geeinigtes Recht untrennbarer Wesenheit zutheilt und der Lösung dieses Problems näher als seine Vorgänger verwandter Auffassung gerückt ist. Und das Eigenthümliche seiner Darlegung geht entschieden darauf, das Sinnbildliche in Beatricens Erscheinung — nicht wie andere als von dem Dichter erst nachträglich hinzugedacht, sondern als natürlich ihrem persönlichen Wesen entquellend darzustellen. Inwieweit ihm dies überzeugend gelungen, wird sich nicht allenthalben feststellen lassen; hier genüge der Hinweis auf die Art und Weise, wie der Verfasser zu seinen Ergebnissen gelangt ist.

Derselbe will, wie er in der Einleitung erklärt, von einem großen Culturfiege des Mittelalters handeln, nämlich von der Bedeutung, die ein zartes Weib für das innere Leben des größten Dichters der Epoche gewann. Die vorliegende Hauptfrage, ob Beatrice eine irdische Jungfrau gewesen und lediglich als solche von dem Dichter in der „Göttlichen Komödie" zu dem höchsten himmlischen Preise emporgeführt worden, sieht der Verfasser eigentlich von vornherein für jeden, der sich in Dante's Wesen und Dichtung und in den Charakter des Zeitalters vertieft hat, als gelöst an; die Ausleger seien nur in der geheimnißwitternden Deutung oft allzu weit gegangen, während „vieles sich natürlich löse, wenn man es natürlich betrachte". Es gelingt ihm bei diesem unbefangenern Vorgehen manches ins Klare zu stellen, was andere mit Räthseln umsponnen haben; doch sieht sich der Verfasser auch an vielen Punkten genöthigt, den Leser mit „vielleicht" und „scheint" abzufinden und an Stelle bestimmter Ergebnisse schwankende Vermuthungen vorzubringen. Und es ist dies auch bei einem Stoffe von so unsichern Grundlagen, denen zumeist das Thatsächliche fehlt, gar nicht zu verwundern, sodaß der Ausspruch des Verfassers, das Wesentliche bedürfe eigentlich keiner besondern Lösung, doch nur in sehr eingeschränktem Sinne aufzufassen ist.

Die Untersuchung erstreckt sich auf sechs Abschnitte: im ersten wird das Lebensgeschichtliche der Beatrice, soweit es aus den Quellen ersichtlich, vorgeführt; im zweiten kommt die „Vita nuova", die Jugendarbeit des Dichters, ihren episch-lyrischen Bestandtheilen nach, zur Erörterung; im dritten werden die Sonette und Canzonen der „Vita nuova" gesondert und für die innere Geschichte des Dichters verwerthet; im vierten tritt der Prosatext dieser Jugendschrift in kritische Beleuchtung, hauptsächlich zum Erweise eines spätern Ursprungs gegenüber den Gedichten; im fünften folgt die Charakteristik der „Herrin" Beatrice nach der Darstellung des unvollendet gebliebenen philosophischen Prosawerks von Dante; der sechste endlich ist der Betrachtung der Beatrice in der „Divina commedia" gewidmet.

Zum ersten Abschnitte, der das Biographische der Beatrice Portinari festzustellen sucht, finden wir Folgendes zu bemerken. Mit Recht nimmt der Verfasser die Lebensbeschreibung Dante's von Boccaccio, trotz ihres rednerisch-poetischen Beiwerks, als ursprüngliche geschicht-

liche Quelle an, die ja mit Vorsicht zu gebrauchen sei, doch im wesentlichen Thatsächliches biete, auch bezüglich des Liebesverhältnisses Dante's zu Beatricen: ob allein schon aus dem Tone der Darstellung, welcher nach der Wahrnehmung des Verfassers ein ganz verschiedener von dem der Novellen sei, der geschichtliche Charakter der „Vita" sich erkennen lasse, mag dahingestellt bleiben, — jedenfalls sondert sie sich stofflich von den andern Erzählungen Boccaccio's, denen ja übrigens geschichtliche Beimischungen auch nicht ganz fehlen, ab. Wenn der Verfasser dann neben Boccaccio auch der andern Commentatoren gedenkt, so mußte er besonders des Benvenuto da Imola (Rambaldi) nicht blos so obenhin, sondern ausdrücklich als desjenigen erwähnen, der mit Boccaccio, doch ohne Bezugnahme auf ihn, die geschichtliche Wirklichkeit der Beatrice mit Bestimmtheit behauptet — „realiter et vere fuit mulier florentina". Dagegen spricht er irrthümlich dem Lionardo Bruni zu, derselbe habe ebenfalls, nach kritischer Prüfung des Boccaccio'schen Berichtes, an der Wirklichkeit des Liebesverhältnisses festgehalten: davon findet sich kein Wort bei ihm; der Verfasser verwechselt hier wol die „Cenni storici" des P. Fraticelli, auf welchen er sich beruft, vor dessen Ausgabe der „Commedia", mit der „Vita" von Lionardo Bruni. Aus dem bekannten Testamente des Folco Portinari, dessen Wortlaut die Existenz der Beatrice, seiner Tochter, feststellt, führt der Verfasser noch ein anderes Zeugniß, angeblich von der Hand des Pietro, Dante's Sohne, in einem einzelnen Blatte bestehend, als jüngst aufgefunden an, worin die Liebesgeschichte des Vaters — als „procus" der Beatrice — kurz erzählt ist; da indeß der Genannte in seinem weitläufigen und überaus nüchternen Commentar der „Commedia" nicht das Mindeste davon erzählt — warum hätte er es denn hier verschwiegen? —, so dürfen wir wol das authentische Vorhandensein des fraglichen Blattes bezweifeln. Der Verfasser hat wol recht, wenn er meint, die Entscheidung aller weitern Fragen über Dante's Verhältniß zu Beatricen hänge weniger von historischen und philologischen als von ästhetischen Erwägungen ab; aber er wird auch nicht bestreiten können, daß wir damit auf ein zweifelhaftes unsicheres Gebiet verwiesen werden, worin subjective Entscheidungen eine große Rolle spielen.

Der zweite Abschnitt befaßt sich mit der Sonderung der lyrischen Gedichte in der „Vita nuova" von dem dieselben verbindenden Prosatexte, trennt beide in der Abfassungszeit der Art voneinander, daß, während die Gedichte verschiedenen Zeiten vorher zugetheilt sind, der bald erzählende bald erläuternde Text, nach geschehener Zusammenstellung der Gedichte, von dem Dichter in Einem Zusammenhange geschrieben worden, so zwar, daß derselbe gewissermaßen den Eindruck des in den Liedern kundgethanen Liebesrausches zu mildern und zu entschuldigen bestimmt sei. So meint der Verfasser; was aber eigentlich damit entschuldigt werden sollte, tritt aus der Darlegung desselben nicht klar hervor — der Dichter selbst wenigstens erhebt gegen sich nirgend eine wirkliche Anklage solch jugendlicher Liebesschwärmerei.

In dem dritten Abschnitte führt der Verfasser, zum Behufe selbsteigener Prüfung des vorliegenden seelischen Verhältnisses für den Leser, die ganze Reihe der bezüglichen Sonette und Canzonen, nicht blos der in der „Vita nuova" enthaltenen, sondern auch verschiedener aus dem sogenannten „Canzionere" entnommenen, in deutscher Uebersetzung vor. Der Verfasser gebraucht diese Bezeichnung für die Gesammtheit der lyrischen Gedichte Dante's, nach dem Vorgange früherer Herausgeber, er selbst doch so, als wenn es eine lyrische Sammlung des Dichters selbst wäre, und nicht vielmehr nur eine Zusammenstellung von Späterlebenden. Die von dem Verfasser vorgenommene Gruppirung der Gedichte gewährt so manche Einblicke in das jugendliche Seelenleben des Dichters, in die Entwickelung seines Verhältnisses zu Beatrice, wie es mit dem Irdischen und Sichtbaren beginnt und sich allmählich zu dem Ueberirdischen und Ewigen erhebt; der Verfasser sieht in dieser Erhebung eine „Transsubstantiation" der Beatrice vollendet, — „können wol aber", so fragt er, „diese Lieder, die freudigen wie die klagenden, auf ein bloßes Ideal bezogen werden, und müssen sie nicht eine wirkliche Geliebte des Dichters zum Gegenstande haben?" Mit Grund verweist er auf die vielen kleinen Züge in dem Bilde dieser Jugendliebe, wie sie aus den Gedichten spricht, von dem neunjährigen Knaben an bis zum Schlusse: sollen das wirklich Ereignisse sein, die man von einer allegorischen Geliebten erzählt? „In der That", sagt der Verfasser, „Beatrice tritt uns in diesen Gedichten genugsam individualisirt und charakterisirt entgegen, um den Gedanken, daß sie ein allgemeines Ideal sei, weit abzuweisen"; die Jugendgedichte zeigen uns vielmehr ein reelles und echtes Liebesverhältniß des Dichters zu Beatrice, dem Berichte Boccaccio's in keinem Punkte widersprechend. — Eine große Unbequemlichkeit hat der Verfasser dem Leser damit auferlegt, daß er nirgend seine Uebersetzungen mit den Hinweisen auf die Originaltexte versehen, etwa durch Angabe des ersten Verses der Gedichte; es wäre dies zur Erleichterung der Controle des Wortlautes beider wol erwünscht gewesen. Was aber die Uebertragungen selbst betrifft, so leiden sie stark einerseits an zu freier Wiedergabe, andererseits an den gewöhnlichen Härten des Ausdrucks, wie: „mußt' stets", „Freud' dann", „würd' mir", Härten, die einer lyrischen Schöpfung übel anstehen; aber sprachliche Verstöße, wie „im Herz" statt „im Herzen" gehören mit hierher. Da ist eine völlig ungezwungene, genau wortgetreue Uebersetzung so scharf ausgeprägter Texte, wie die Dante'schen, in schlichte Prosa offenbar gerathener; was hat der Leser am Ende von so erzwungenen, schlecht stilisirten Reimereien, wo von Harmonie der Wortklänge, der Hauptzierde des lyrischen Gedichts, nicht mehr die Rede sein kann?

Im vierten Abschnitte erörtert der Verfasser noch insbesondere das Verhältniß des Prosatextes der „Vita nuova" zu den Gedichten: er findet in jenem keine Erzählung,

sondern nur eine Besprechung des Inhalts von diesen. Allegorische Deutung hält er hier noch meistens fern: Beatrice bleibt ihm unberührt die irdische Jugendgeliebte des Dichters; auch die Verheißung desselben, dereinst nach besserer Vorbereitung durch Studien von ihr „zu singen und zu sagen, was nie jemals von einem andern Weibe geredet worden", bezieht er auf die leibliche Beatrice, nicht allegorisch auf ein religiös-kirchliches Idealbild. Dabei zeige die Darstellungsweise, meint der Verfasser, darin ein bestimmtes Gepräge, daß sie sich wiederholt der scholastisch-lateinischen Schulausdrücke bedient zum Zeichen, daß der junge Dichter eben angefangen, aus den Brüsten der scholastischen Moralphilosophie Nahrung zu saugen — wogegen andere zum Theil daraus den Beweis entnehmen, daß derselbe von der Jugendgeliebten hier gänzlich absehe. Manche dunkle Stellen des Textes läßt der Verfasser unberührt, eben weil sie ihm unlösbar erschienen; bei andern reichen sich Fragen und Zweifel fortwährend die Hand. Als Schlußergebniß stellt sich ihm der Inhalt des Prosatextes als ein Uebergangsstadium dar von der lebenden Beatrice der Jugendgedichte zu der verklärten „Herrin", die ihre Verklärung freilich vorerst in dem Himmel der Wissenschaft finden sollte.

Diesen Himmel der Wissenschaft erschließt der Dichter, wovon der Verfasser im fünften Abschnitte handelt, in seinem unvollendeten, philosophisch entwickelnden Prosawerke, welchem er den Titel „Convito", d. i. Gastmahl, gegeben. Der Verfasser sieht in dem Fortgange von dem Prosatexte der „Vita nuova" zur Erklärung der moralphilosophischen Canzonen Dante's eine „psychologische Nothwendigkeit". Das mag seine Geltung haben; indeß doch nur bezüglich des von dem Dichter der Nachwelt hinterlassenen kleinern Theils seiner weitläufig angelegten Arbeit, was der größere Theil uns noch geboten haben würde, davon sind nur wenige Spuren sichtbar. Zu dem einen aber mögen wir uns nicht verstehen, daß die „donna gentile" der „Vita nuova", die Gütige, Mitleidsvolle, wie sie im „Convito" wiederkehrt, und zwar ausdrücklich als die „Tochter Gottes, die Königin des Alls, die edle und schöne Philosophie", mit dieser nicht identisch sei; es ist hier dem Verfasser nicht gelungen, ihr — entgegen den Worten des Dichters selbst — ohne Noth eine andere berechtigte Stellung einzuräumen. Der Erweis des Verfassers ermangelt in diesem Punkte der klaren Durchführung.

Der sechste Abschnitt endlich zeigt uns die verewigte, nun allerdings zu einem idealen Sinnbilde herangereifte, doch immer noch die bezaubernden Merkmale ihrer Endlichkeit an sich tragende Beatrice in der „Divina Commedia". Wir wollen gern mit dem Verfasser und Cesare Balbo diejenigen für Barbaren erklären, welche nach dem Lesen des dreißigsten Gesanges des „Purgatoriums" noch an eine bloße Allegorisirung ihrer Erscheinung glauben. Dessenungeachtet scheint es von dem Verfasser zu weit gegriffen, wenn er die „Divina Commedia" als „das höchste und gewaltigste Triumphlied" bezeichnet, „das je in der Welt zur Verherrlichung des siegenden Zaubers eines Weibes gesungen worden"; dieses herrliche Weib mit ihren unverkennbaren ursprünglichen Zügen geleitet allerdings den Dichter bis zum Throne Gottes, vor welchem das höchste Denken, die Philosophie, als die Magd der Gotteserkenntniß, der Theologie, erscheint; aber so gewaltig und allbestimmend ragt ihr Auftreten in Dante's „Commedia" nicht hervor, um als das Ur- und Endziel der ganzen Dichtung zu erscheinen, freilich bedeutender und eingreifender als Gretchen in Goethe's „Faust", auf welche der Verfasser vergleichend Bezug nimmt, wo ihre Rolle am Schlusse des Dramas doch nur eine episodische ist.

Bevor wir von dem trefflichen Buche, das reich an fördernden Anregungen ist, scheiden, können wir nicht unterlassen, unsere Verwunderung über die völlig neue, unbewiesen hingestellte Deutung des Parders als Ehrgeiz und der Wölfin als Haß im ersten Gesange des „Infernums" auszusprechen, wogegen der Löwe in herkömmlicher Weise als das Sinnbild des Stolzes festgehalten ist; jenen zwei andern Deutungen fehlt jede Berechtigung des Wortsinnes in der Stelle, wie der von alters her geltenden Anschauungen. Die Deutung des Virgil als Symbols der Kunst und Poesie, die ebenfalls von der Auffassung sämmtlicher frühesten Commentatoren der „Commedia" abweicht, möchte sich in mancher Beziehung empfehlen, da seine Persönlichkeit von Dante zu Anfang des Gedichts allerdings vorwaltend in seiner Eigenschaft als Dichter in Anspruch genommen wird; aber bei genauerer Prüfung erscheint diese Ansprucnahme nur formell und der Inhalt seines Epos, als der Verherrlichung des Römerthums und verständigen Waltens im großen Leben der Zeit gewidmet, überragt den Werth der dichterischen Form und bestimmt die Deutung der Person des römischen Dichters.

Theodor Paur.

Historisches.

1. Geschichtsbetrachtungen. Von Julius von Pflugk-Harttung. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Ein Schriftchen, dem wir recht viele Leser, damit aber hoffentlich auch recht vielen Widerspruch wünschen. Es wird hier in gewandter fesselnder Darstellung eine Fülle von Fragen hinsichtlich der modernen Geschichtswissenschaft berührt, und überall, auch da, wo man ihm nicht beistimmt, veranlaßt der Verfasser zum Nachdenken. In manchen Beziehungen hat er unzweifelhaft recht, so wenn er vor der Gefahr der zu weit getriebenen Specialisirung warnt oder die Schwierigkeiten, einen richtigen historischen Standpunkt zu gewinnen, hervorhebt. Im ganzen aber

malt Pflugk-Harttung zu sehr grau in grau: so schlimm, wie er sie schildert, sind Gott sei Dank die Zustände in unserer Wissenschaft doch nicht; Cliquenwesen und Recensentenunfug kommt ja gewiß vereinzelt vor, aber wenn von Pflugk-Harttung dieses so ziemlich als Regel hinzustellen sucht, so wird er in der deutschen Gelehrtenwelt nicht viel Beifall finden. Sachlich verkennt er ganz, daß in jüngster Zeit neben denjenigen, die allein in der Specialarbeit ihren Beruf sehen, doch mehr und mehr eine Richtung an Anhang und an Einfluß gewinnt, die mit Erfolg umfassendere Darstellungen versucht: freilich so große Aufgaben, wie eine Weltgeschichte oder eine deutsche Gesammtgeschichte wagt der einzelne zur Zeit noch nicht, aber überall ist man dafür bestrebt, wenigstens für einzelne enger begrenzte Perioden die Ergebnisse in gefälliger Form zusammenzufassen. Wenn von Pflugk-Harttung spöttisch die vielbändigen Werke über Stein und Gneisenau erwähnt, so hätte er doch auch die knappe, aber erschöpfende Scharnhorst-Biographie Lehmann's anführen sollen. Mit den theoretischen Erörterungen von Pflugk-Harttung's sind wir in den meisten Punkten vollkommen einverstanden. Der Gegensatz einer Sybel'schen und Waitz'schen Schule scheint uns nicht so tiefgehend, wie er hier dargestellt wird; viel mehr noch als an Waitz, von dem doch nur die Technik stammt, knüpft die ganze Richtung, gegen deren Einseitigkeiten sich von Pflugk-Harttung wendet, an Ranke an, und der Unterschied zwischen Rankianern und Nichtrankianern ist unsers Erachtens in der modernen Geschichtswissenschaft das bestimmende Moment, wobei natürlich nur die innerliche, nicht die äußere Zugehörigkeit gemeint ist, sodaß beispielsweise Sybel zur zweiten Gruppe zu rechnen ist.

2. Die Entstehung des Lehnswesens. Von B. Menzel. Berlin, Wiegandt u. Schotte. 1890. Gr. 8. 2 M.

Ueber die Frage nach der Entstehung des Lehnswesens bestehen, nachdem die ältern Anschauungen, die in dem mittelalterlichen Lehnswesen lediglich eine Fortsetzung des altgermanischen Gefolgswesens erblickten, endgültig abgethan sind, im wesentlichen zwei verschiedene Theorien, von denen die eine in dem Beneficialsystem eine Neuschöpfung der Karolinger des 8. Jahrhunderts erblickt, während die andere das Lehnswesen aus dem allmählichen Zusammenwachsen verschiedener Elemente der merovingischen Zeit erklärt. Menzel hat die ganze Frage noch einmal genau untersucht. Auf die Einzelheiten seiner Ausführungen einzugehen, ist hier nicht der Ort, da es sich um streng fachwissenschaftliche Probleme handelt; im ganzen halten seine Feststellungen eine gewisse mittlere Linie zwischen den beiden oben erwähnten Theorien ein. Es ist eine Reihe verwickelter Verhältnisse sachlicher und persönlicher Abhängigkeit, die zu dem Institute des Lehns zusammenfließen und die Menzel der Reihe nach prüft. Als Hauptergebniß wird man vielleicht bezeichnen können, daß zwar die beiden wesentlichsten Momente des Lehnswesens, das Beneficium und die vassallitische Commendation, erst der Karolingerzeit angehören, daß sie aber nicht eine reine Neuschöpfung sind, sondern eine Fortbildung von ältern, juristisch indeß wenig genau bestimmten Institutionen.

3. Aus der Geschichte der Harzlande. Von F. Günther. Drittes Bändchen: Wie die Harzer Christen wurden. Hannover, C. Meyer. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Nachdem Günther in den beiden frühern Bändchen seines Werks (vgl. d. Bl. f. 1890, Nr. 12) die Harzlande in der vorhistorischen Zeit und der Periode der Völkerwanderung geschildert, erzählt er jetzt, wie das Christenthum in diesen Gebieten Eingang fand. Vorausgeschickt ist eine kurze Uebersicht über das Heidenthum der Harzlande, die bis auf die arische Periode der Germanen zurückgreift und durchaus unbewiesene Theorien, wie beispielsweise die Hypothese eines Monotheismus der Arier, als wissenschaftlich ganz feststehende Wahrheiten vorträgt. Die ganzen Abschnitte von S. 4—17, wo der Verfasser nicht aus den Quellen, sondern aus ganz secundären Werken schöpft, hätte er besser weggelassen; auch macht sich hier mehrfach eine theologische Auffassung der Geschichte unliebsam geltend. Zu dieser Einleitung bildet eine Art Ergänzung das Schlußkapitel, das Sagen, die auf heidnische Göttermythen zurückgehen, und Festgebräuche heidnischen Charakters zusammenstellt. Den Haupttheil des Buchs macht die Geschichte der christlichen Mission aus: der schwachen Anfänge in der Merovingerzeit, der Wirksamkeit des Bonifaz, der Thätigkeit Karl's des Großen, der kirchlichen Organisation dieser Gebiete und der Klostergründungen der karolingischen Zeit. Hier bewegt sich überall der Verfasser auf ihm genau bekannten Boden und diese Abschnitte geben in knapper, aber durchaus zweckentsprechender Darstellung eine wohlgelungene Uebersicht über das Eindringen des Christenthums in den Harzlanden.

4. Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Neue Folge der „Märkischen Forschungen" des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. In Verbindung mit Fr. Holtze, G. Schmoller, A. Stölzel, A. von Taysen und H. von Treitschke herausgegeben von Reinhold Koser. Dritter Band, erste Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890. Gr. 8. 6 M.

Die fesselndste Abhandlung des neuen Halbbandes der werthvollen Zeitschrift ist für Nichtfachleute jedenfalls die von Reinhold Koser: „Zur preußischen Geschichte im 19. Jahrhundert", wo dieser darlegt, wie weit die Werke von von Treitschke, von Boyen, von Sybel für die preußische Geschichte neue Aufschlüsse geliefert haben; da jene Werke an dieser Stelle ausführlich besprochen sind, können wir hier von einem genauern Eingehen auf Koser's Aufsatz absehen. Wenden wir uns vom 19. Jahrhundert allmählich rückwärts, so führt uns eine Arbeit von Heinrich Weber in die Zeit des Siebenjährigen Kriegs; er bespricht an der Hand eines Sammelbandes der berliner Bibliothek den Eindruck, den der Siebenjährige Krieg in Venedig machte. Wir sehen daraus, daß man in der Republik aufs leb-

hafteste Antheil an den Kriegsbegebenheiten nahm; im ganzen überwog die Friedrich feindliche Stimmung, wenn es auch an Preußenfreunden nicht durchaus fehlt. Unter den hier mitgetheilten Gedichten befinden sich manche, die sowol literarisch wie zeitgeschichtlich recht interessant sind. Besonders bemerkenswerth ist noch, daß der venetianischen Anschauung der Siebenjährige Krieg unzweifelhaft als Religionskrieg erscheint.

Unter den Projecten, die der Große Kurfürst plante, deren Ausführung ihm aber nicht gelang, ist vor allem die Erwerbung Litauens zu nennen; sie sollte vermöge der Radziwil'schen Heirath geschehen. Von den Radziwils war nur eine Linie protestantisch geblieben; diese wurde naturgemäß der Führer der litauischen und polnischen Protestanten. Sie trat in enge Verbindungen zum Hause Brandenburg, und ihr letztes Haupt, Fürst Bogislav, stellte seine Tochter und Erbin Luise Charlotte unter die Vormundschaft des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Letzterm gelang es, die Prinzessin mit seinem dritten Sohne Ludwig zu vermählen, und er hoffte so die litauischen Besitzungen der Radziwils dauernd mit dem Hause Brandenburg zu verbinden. Aber durch den Tod des Markgrafen Ludwig und die Wiederverheirathung der Prinzessin mit dem Pfalzgrafen Karl Philipp von Neuburg scheitern alle diese Projecte. Diese verschiedenen Verhandlungen und Pläne werden von Theodor Schiemann eingehend erzählt. — Auch der berliner Lustgarten ist in der Hauptsache eine Schöpfung des Großen Kurfürsten. Die Geschichte dieses Lustgartens bis 1715 stellt Paul Seidel dar; da die Abhandlung mehr ortsgeschichtlichen Charakter trägt, wollen wir uns hier auf die Bemerkung beschränken, daß besondere Verdienste um die Anlage des Lustgartens sich Johann Sigismund Elsholtz erwarb. Die polemisch-aggressiven Ausführungen der Einleitung über das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. gehören in eine wissenschaftliche Abhandlung über die Geschichte des Lustgartens entschieden nicht hinein.

Friedrich Holtze jun. schildert ausführlich den 1510 gegen die märkischen Juden geführten Proceß wegen Hostienraub, und weist nach, daß in dem Strafverfahren genau die Vorschriften der bambergischen Halsgerichtsordnung von 1507 beobachtet worden sind, daß also die Bambergensis damals in der Mark schon zur Anerkennung gekommen war. — Erich Liesegang bietet uns eine Geschichte der Kaufmannsgilde von Stendal. Die innere Entwickelung der Stadt Stendal ist in mancher Beziehung eine eigenthümliche, und insofern bieten die hier ausführlich geschilderten Verhältnisse mancherlei interessante Streiflichter für die Geschichte des Handels im allgemeinen. Die Kaufmannsgilde ist die Organisation des stendalschen Patriciats, das im wesentlichen aus den vom Monopol des Gewandschnitts lebenden Kaufleuten besteht. Lange hielt diese Gilde dem Ansturme der demokratischen Elemente Stand, bis diese allmählich doch sich Eingang zu verschaffen wissen und mit der Zeit sogar die Mehrheit erlangen. Endlich wird die Gilde der Gewandschneider einfach den übrigen Verbänden gleichgestellt. Doch bald tritt der Rückschlag ein und es bildet sich allmählich eine neue Aristokratie, die 1488 festbegründet ist.

5. Der Prinz von Homburg. Nach archivalischen und andern Quellen von J. Jungfer. Mit zahlreichen Briefen und Actenstücken und einem Facsimile. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1890. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Prinz Friedrich von Homburg hat durch Kleist's Drama eine Berühmtheit erhalten, die ihm durch die Geschichte allein gewiß nicht zutheil geworden wäre. Wie viele, die irgendeinen großen Schauspieler in der Rolle des jugendlichen liebeglühenden Prinzen bewundern, mögen wol wissen, daß dieser Prinz zur Zeit der Schlacht von Fehrbellin in Wahrheit bereits zum zweiten male verheirathet war, daß er im Kampfe ein Bein verloren hatte? Mehr noch, der Angelpunkt des Dramas, die Annahme, der Prinz habe gegen den Befehl des Kurfürsten einen Angriff gemacht und sich dadurch die Ungnade des Monarchen zugezogen, ist unhistorisch und lediglich sagenhaft. Man sieht, der Prinz von Homburg der Wirklichkeit ist ein völlig anderer als der der Dichtung. Aber eine unbedeutende Persönlichkeit ist auch der erstere nicht, das erkennen wir jetzt klar aus der sorgsamen aus den authentischen Quellen geschöpften Biographie desselben. Die wichtigste Periode im Leben des Prinzen ist seine Thätigkeit als brandenburgischer General. Sein Verhältniß zu dem Großen Kurfürsten zeigt wiederholt starke Spannungen, insbesondere fehlte gerade vor der Schlacht bei Fehrbellin nicht viel daran, daß der Prinz, theils weil er sich vom Kurfürsten zurückgesetzt glaubte, theils aus Familienrücksichten, den Dienst im brandenburgischen Heere aufgab; doch wurden diese Zerwürfnisse stets durch das versöhnliche Entgegenkommen beider Theile wieder ausgeglichen. Am Siege von Fehrbellin hat der Prinz, wenn auch nicht den entscheidenden, so doch einen recht erheblichen Antheil; er findet die richtige Stelle zum Angriff und führt den ersten Ansturm energisch durch; sein Fehler liegt lediglich darin, daß er, nachdem die eigentliche Entscheidung gefallen, den Feind nicht kräftig genug verfolgt. Im allgemeinen bildet das Leben des Prinzen das typische Bild der Laufbahn der jüngern Söhne aus kleinen Fürstenthümern; früh tritt er in fremde Dienste, erst in schwedische, dann in brandenburgische, gelangt dann durch die Gunst des Zufalls wider Erwarten noch auf den Thron des kleinen Fürstenthums, das er schlecht und recht verwaltet. — Jungfer's Biographie des Prinzen, die erste, die in Wahrheit diesen Namen verdient, zeichnet sich durch gewissenhafte Verwerthung des Materials, durch besonnenes, dem Helden weder zu viel noch zu wenig gewährendes Antheil, durch schmucklose schlichte, aber gerade dadurch den Leser fesselnde Darstellung aus. Das beste Lob, das man dem Verfasser gewähren kann, ist das, daß er, trotzdem er voll die Bedeutung des Prinzen hervorhebt, doch niemals gegen den Kurfürsten ungerecht wird.

Walther Schultze.

Feuilleton.

Der unter dem besondern allerhöchsten Schutze Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs Karl Alexander von Weimar stehende „Verein für Massenverbreitung guter Schriften“ erläßt soeben an alle Berufenen deutscher Zunge ein Preisausschreiben für das beste bisher noch nicht veröffentlichte Werk aus dem Gebiete der erzählenden Literatur (Roman, Novelle oder Erzählung), welches sich im Sinne der Vereinsbestrebungen zur Massenverbreitung unter das deutsche Volk, vornehmlich unter die ärmern Schichten der Bevölkerung, hervorragend eignen würde. Als Preis ist 1000 Mark bestimmt worden, womit sich genannter Verein zugleich das ausschließliche Recht der Veröffentlichung in jeder Form erwirbt. Als letzter Einsendungstag gilt der 31. December l. J. einschließlich. Alles Nähere besagt der in mehrern Blättern und Fachzeitschriften Deutschlands (auch in Nr. 32 d. Bl.) veröffentlichte Wortlaut der Bekanntmachung, welcher sammt den Vereinssatzungen von der Geschäftsstelle des Vereins in Weimar: Herderplatz 9, II, jederzeit unentgeltlich zu beziehen ist.

— Von den „Deutschen Zeit- und Streitfragen“, begründet von Franz von Holtzendorff, herausgegeben von Jürgen Bona Meyer (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.), verzeichnen wir aus dem vierten und fünften Jahrgange der Neuen Folge die Nummern 57—70, von denen einige auch noch an anderer Stelle Berücksichtigung gefunden haben oder gewinnen werden. Die Hefte enthalten: „Die Einführung der Volkswirthschaftslehre in den öffentlichen Volksschulunterricht“, von P. Jende; „Die Entwickelung des modernen Stadtbürgerthums“, von Christian Meyer; „Sittenlehre und Strafrecht“, von Konrad Thümmel; „Ueber literarische Fälschungen“, von Hermann Hagen; „Ueber Budgetrecht“, von Max Seydel; „Die Weltanschauung Luther's und Goethe's und ihre Bedeutung für unsere Zeit“, von Christian Semler; „Internationale Fabrikgesetzgebung“, von Ludwig Fuld; „Wahrheitskampf, Gelehrtenzwist und Parteizwist“, von Jürgen Bona Meyer; „Die Eisenbahnen und die Kriegführung“, von Dr. Miles Ferrarius; „Der Familistère Godins“, von Frau Marie Fischer, geb. Lette; „Der deutsche Unterricht und die Schulreform“, von Felix Hartmann; „Die Ueberfüllung der Gymnasien und das Berechtigungswesen“, von Edmund Lange; „Rückblick auf den Anschluß Hamburgs und Bremens an das deutsche Zollgebiet“, von Eduard Roghé.

— Den festlichen Tagen, welche die Deutsche Burschenschaft in Jena im Gedächtnisse ihrer Gründung vor 75 Jahren kürzlich begangen, hat August Sturm eine weihe- und schwungvolle Festdichtung: „Schwarz-Roth-Gold“ (Jena, Mauke) gewidmet, deren poetischen Genuß wir uns nicht durch ein Verweilen bei der in ihr vorgetragenen Geschichtsauffassung trüben wollen, daß es der Kämpfe nicht bedurft hätte, um das politische Ideal der Burschenschaft zu erreichen. Wenn wir doch die Weltgeschichte, nicht die einzelnen Thaten und Geschehnisse, weniger bemäkeln als verstehen lernen wollten!

— Die „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“, herausgegeben von E. Freiherrn von Ungern-Sternberg und Pfarrer H. Dietz (Stuttgart, Belser), enthalten in den ersten beiden Heften des funfzehnten Bandes zwei sehr wichtige Themen: 1) „Der moderne Pessimismus“, von G. Voigt; 2) „Die feste Burg der evangelischen Kirche“, von Pfarrer Lic. K. Hackenschmidt. Die erste Arbeit entwickelt die Grundsätze und Beweisführung Schopenhauer's, Eduard von Hartmann's und deren Anhänger in musterhaft klarer Weise; Voigt's Kritik ist wohlthuend maßvoll und doch scharf. Vortrefflich ist der Satz: „Wie könnte die Selbstsucht die Wurzel aller Sünde sein, wenn das Ich nicht mehr ist als ein wesenloser Schein! Vom pessimistischen Standpunkte aus bleibt den zahllosen geistigen Mittelmäßigkeiten nichts anderes übrig als Selbstmord, während die Genies ihr Leben möglichst lange erhalten müßten. Aber auch letztere hätten doch keine Möglichkeit, sich mit dem blinden Willen und mit dem willenlosen Unbewußten zum Zwecke wissenschaftlicher Erkenntniß irgendwie bekannt zu machen.“ Schließlich kann Voigt dem „Glauben“ des Pessimismus nur seinen eigenen gegenüberstellen: den an den persönlichen Gott, an Unsterblichkeit, an Gottes vergebende und heiligende Gnade. Die Arbeit des Pfarrers Hackenschmidt ist mehr eine Predigt als eine wissenschaftliche Beweisführung. Er will die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben als das Palladium der evangelischen Kirche erweisen; sein Wollen ist gut, das Können aber, trotz mancher trefflichen Bemerkungen, unzulänglich.

Bibliographie.

Böhmer, G., Ethische Essays. I. Schädige Niemandeu ohne Noth! Eiu allgemein gültiges Moralpriucip. München, Bassermauu. 8. 1 M. 80 Pf.

Bolle, G., Unsere Kolonien. Roman in drei Büchern. Berlin, Fontane. 8. 3 M.

Brecher, A., In müßigen Stunden. Heitere Gedichte. Berlin, S. Fischer. 16. 1 M.

Büchner, L., Fremdes und Eignes aus dem geistigen Leben der Gegenwart. Leipzig, Spohr. Gr. 8. 7 M.

Coit, S., Die ethische Bewegnng in der Religion. Vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung von G. v. Gizycki. Leipzig, Reisland. Gr. 8. 3 M.

Denison, Mary A., So ein Mann, wie mein Mann. Eine Ehestands-Humoreske. Deutsch von E. Berg. Berlin, Lüstenöder. 8. 1 M. 50 Pf.

Deppe, L., Zwei Jahre Kapellmeister an der königlichen Oper in Berlin. Bielefeld, Selle. 8. 2 M.

Dilling, G., Heinrich Gustav Reichenbach. Eine Skizze seines Lebens. Hamburg, Graefe. Lex.-8. 1 M.

Emil, N., Die Liebesprobe. Ein Lustspiel in Versen in einem Aufzuge, frei nach dem Französischen „Les jurons de Cadillac“. Riga, Stieda. 1889. Gr. 8. 80 Pf.

Falkson, F., Spätsommerfahrten. Reisebilder und Erzählungen. Königsberg i. Pr., Teichert. 8. 3 M.

Ferschke, H., Garnison-Geschichten. Mit 73 Illustrationen von C. Speyer. Stuttgart, Krabbe. 8. 2 M.

Gebhardt, F., Zahl'n macht Frieden. Lustspiel. Nürnberg, Banckwitz. Gr. 8. 50 Pf.

Goitein, H., Der Optimismus uud Pessimismus iu der jüdischeu Religionsphilosophie. Eine Studie über die Behandlung der Theodicee in derselbeu bis auf Maimonides. Berliu, Mayer u. Müller. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Heyd, W., Beiträge zur Geschichte des deutschen Handels. Die grosse Ravensburger Gesellschaft. Stuttgart, Cotta Nachf. Gr. 8. 3 M.

Hoffmann, L., Frau Magdalena. Ein Schauspiel. München, Schweitzer. Gr. 16. 50 Pf.

Kleinstück, G., Bibliotheken und Kataloge. Literarische Plaudereien eines Bücherliebhabers. Leipzig, Moltke. 4. 30 Pf.

Landois, H., Annette Freiin von Droste-Hülshoff als Naturforscherin. Paderborn, F. Schöningh. 8. 1 M.

Lewinsky, J., O diese Künstler! Heitere und ernste Episoden aus der Bühnen-, Musik- und Malerwelt. Mit einem Vorwort von J. Stettenheim. Berlin, S. Fischer. 8. 1 M. 50 Pf.

Matsudaira, Y. v., Die völkerrechtlichen Verträge des Kaiserthums Japan in wirthschaftlicher, rechtlicher uud politischer Beziehung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 12 M.

Mirus, H., Dichterworte, für häusliche und öffentliche Feste ausgewählt. Breslau, Koebner. 8. 2 M.

Die Mitarbeit der Schule an den nationalen Aufgaben der Gegenwart. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 80 Pf.

Orsini-Rosenberg, L. Graf, Ein Nachkomme Gottfrieds von Bouillon. Humoreske aus dem österreichischen Cavallerieleben. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Perfall, K. v., Die Einrichtung der neuen Schauspielbühne des Münchener Hoftheaters — Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Schauspiel in 5 Aufzügen von Goethe. Unter Zugrundelegung des J. Baechtold'schen Werkes: „Goethe's Götz von Berlichingen in dreifacher Gestalt“ für die neue Schauspielbühne des Münchener Hoftheaters eingerichtet von K. v. P. Mit 5 Tafeln und 5 Grundrissen von K. Lautenschläger. München, Bassermann. 4. 2 M.

Ritsch, A., Fides implicita. Eine Untersuchung über Köhlerglauben, Wissen und Glauben, Glauben und Kirche. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 M.

Strobl Edler von Ravelsberg, F., Geschichte des k. und k. 12. Dragoner-Regiments seit seiner Errichtuug bis zur Gegeuwart 1798—1890. Mit einer Eiuleituug: Die Emigratiou des französischeu Cavallerie-Regiments Royal-Allemaud in k. k. österreichische Dieuste. Im Auftrage des k. und k. Regiments-Commandos auf Gruudlage archivalischer Studieu verfasst. Wien, Lechner. Gr. 8. 10 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Stanley: Im dunkelsten Afrika.

Aufsuchung, Rettung und Rückzug

Emin Pascha's,

Gouverneurs der Aequatorialprovinz.

Zweite Auflage.

2 Bände mit 150 Abbildungen und 3 großen Karten.

Geh. 20 M. Geb. 22 M. Velinausgabe geb. 40 M.

= Auch in 40 Lieferungen zu 50 Pf. zu beziehen. =

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dialektgedichte.

Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten, nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen.

Herausgegeben von

Hermann Welcker.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage von „**Die deutschen Mundarten im Liede**“.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Für Freunde der Sprache und der Dialektpoesie, in welcher Volksleben und Volkscharakter sich in treuer Ursprünglichkeit abspiegeln, bildet das Buch ein anmuthiges Geschenk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Fünf Bände.

8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

1. Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Siebente Auflage.
2. Band: **Lateinische Sommer.** Sechste Auflage.
3. Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage.
4. Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Vierte Auflage.
5. Band: **Apulische Landschaften.** Dritte Auflage.

Gregorovius' „Wanderjahre“ enthalten das Tagebuch seines langen Lebens und Wanderns und seiner Studien in dem classischen Lande, wo er die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb. Die vielseitigen, anziehenden Schilderungen sind Landschaftsgemälde von bleibendem historischen Werth wie von künstlerischem Stil. Gregorovius hat sie als ein neues Genre in der Literatur geschaffen, die vor ihm nichts Aehnliches besaß. Die schnelle Verbreitung dieser Bände zeigt, daß sie in der literarischen Welt ihren dauernden Rang gefunden haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Willenswelt und Weltwille.

Studien und Ideen zu einer Weltanschauung.

Von

Dr. Karl Peters.

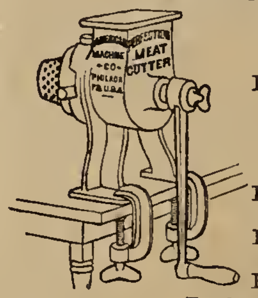
8. Geh. 8 M.

Dieses durch Klarheit des logischen Aufbaues ausgezeichnete, von patriotischem Geiste durchwehte Werk des Begründers der Deutsch-Ostafrikanischen Colonie wird jedem Gebildeten Genuß und reiche Anregung bieten. Von Kant und Schopenhauer ausgehend, führt der Verfasser die verschiedenen Richtungen der neuesten Philosophie und deren Hauptvertreter in kritischer Beleuchtung vor, um im Anschluß daran seine eigene positive Weltanschauung darzulegen.

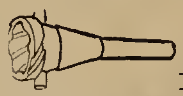
Fleisch-Hack-Maschine

„PERFECTION.“

Die neueste, verbesserte und billigste für Familiengebrauch



mit Wurststopf-Vorrichtung.
Patentirt in Deutschland, England u. Amerika.
Vorräthig in **3** Grössen.
No. 1. Hackt 1 Pfund
No. 2. Hackt 2 Pfund
No. 3. Hackt 3 Pfund
pr. Minute.



Preis von 8 bis 16 Mark.
Einfach. — Dauerhaft.
Practisch. — Billig.
Beste der Welt.
Zu haben in allen grösseren Geschäften Europas für Haus- u. Küchenbedarf.
Hauptniederlage für Wiederverkäufer
Hugo Winkhaus — Köln a. R.
E. G. Elbers — Hamburg.

Man verlange ausdrücklich Maschine „PERFECTION“.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigentheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 28. August 1890.

Erzählungsliteratur.

1. Gift und Gegengift. Roman von Anton Freiherrn von Perfall. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 4 M.
2. Am Gardasee. Novelle von Ludwig Habicht. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 2 M.
3. Quer durchs Leben. Bilder und Geschichten von Konrad Telmann. Erster Theil. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 3 M.
4. Tutti-Frutti. Heitere Erzählungen von Hugo Rosenthal-Bonin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 4 M.
5. Leberecht Hühnchen als Großvater von Heinrich Seidel. Leipzig, Liebeskind. 1890. Gr. 16. 3 M.
6. Erlebnisse eines Feldgeistlichen im Kriege 1870/71 von Edmund Pfleiderer. München, Beck. 1890. 8. 2 M. 25 Pf.

Bauernstolz und Adelsstolz, Bauernblut und Adelsblut, ihr Aufeinanderstoßen und ihre Mischung — das ist der Inhalt von Anton von Perfall's Roman „Gift und Gegengift" (Nr. 1). Es ist ein socialer Roman im besten Sinne, realistisch nüchtern und modern gedacht und doch durch Herz und Gemüth hindurchgegangen und so eine poetische Schöpfung. Das Gift ist die unglückselige Anlage der Freiherren von Lemming, die sich von Generation zu Generation fortpflanzt, und freilich nicht blos diesem Freiherrngeschlecht eigen ist: nichts zu thun, liederlich zu sein, unsinnig Geld zu verbrauchen, zu spielen und sich an Leib und Seele zu zerrütten. Alles natürlich im Rahmen der vornehmen Gesellschaft, die ihre Angehörigen aber sofort von sich stößt, wenn sie auch nur einen Schritt über den Ehren- und Sittencodex dieser Gesellschaft hinaustritt. Wo sich das Blute eines solchen Geschlechts mit verwandtem Blute mischt da kann nach den Gesetzen der Vererbung nichts anderes herauskommen als wieder eine vergiftete Generation. Und so fort von alten Zeiten an in alle Zukunft, bis das Geschlecht rettungslos an dem ererbten Gifte zu Grunde geht. Also ein Gegengift! Und dieses ist: arbeiten lernen und den verderbten Saft des Bluts mit unverderbtem mischen und wäre es Bauernblut. Bei der ersten Generation wird das Gegengift vielleicht noch schwach wirken, bei der zweiten aber muß es seine Wirkung thun. Das zu zeigen ist, mit dürren Worten gesagt, die Aufgabe, welche in der lebensvollen Form des Romans zu lösen Perfall unternommen hat. Und er hat sie glänzend gelöst; der Roman scheint stellenweise mit dem eigenen Herzblute geschrieben zu sein, jedenfalls auf Grund eigener, vielleicht sogar persönlicher Erfahrungen, nicht blos nach realistischen „Studien" aus dem Notizbuche und der Wandermappe. Darum athmen diese Menschen alle auch volles, ursprüngliches Leben, die Freiherren wie die Bauern, darum erlahmt auch die Kraft des Schriftstellers nicht bis zum letzten Worte. Den Höhepunkt erreicht der Roman in dem Kampfe, welchen die ehemalige Bauerntochter, jetzt Gattin des Grafen Roderich Lemming, den sie aus dem Sumpfe gerettet hat, um ihren einzigen Sohn führt, der mehr vom Vater als von der Mutter geerbt zu haben scheint. Mit rücksichtsloser Energie sucht sie die Heirath desselben mit einer Nichte ihres Gatten zu hindern; ja sie scheut nicht vor dem Aeußersten zurück, sich selbst nach fünfundzwanzig Jahren glücklicher Ehe als eine Gefallene anzuklagen und zu behaupten, in den Adern ihres Sohnes fließe kein Lemming'sches Blut. Nachdem sie ihren Zweck erreicht hat, bekennt sie ihrem in diesem Stücke ohnedies von Argwohn erfüllten und durch die Bestätigung desselben gebrochenen Gemahl die Lüge, und er stirbt mit dem festen Glauben an ihre Treue. Ihr Sohn aber geht denselben Weg, wie einst der Vater, nach Amerika, lernt dort, was jener dort gelernt hat, arbeiten, findet dort, was jener dort gefunden hat, eine Lebensgefährtin aus dem Bauernstande und wird der

Ahnherr eines neuen, geistig und leiblich gesunden Geschlechts.

Ob es nothwendig war, die Loslösung des jungen Lemming von seiner Familie durch die doch immerhin bedenkliche Lüge der Mutter zu bewirken, ist mir zweifelhaft. Diese Auskunft nöthigt den Verfasser, schon früher in dem Romane den ganz unberechtigten Argwohn Lemming's eine Rolle spielen zu lassen, eine romanhafte prickelnde Zugabe, die der Verfasser nicht nothwendig gebraucht hätte. Er begründet sie allerdings gelegentlich damit, daß es Leuten wie den Lemmings, denen keine Frauenehre heilig ist, die nur die Befriedigung ihrer sinnlichen Leidenschaft suchen, recht geschieht, wenn sie, sei's auch nur in der Einbildung, mit dem gestraft werden, womit sie selbst einst unbedenklich gesündigt haben. Und so mag auch dieser Punkt in der Anlage des Ganzen begründet sein.

Der Verfasser gebietet vollkommen über die Technik des Romans: es ist alles planmäßig angelegt, keine unnöthigen Seitensprünge, keine müßigen Episoden, um Bogen zu füllen, trotz der Menge von farbenechten Scenen und Bildern. Es wird alles stets unter dem einen großen Gesichtspunkte befaßt, der das Ganze beherrscht, und unaufhaltsam drängt die Erzählung auf die beabsichtigte Lösung hin. Dem Romane sind viele Leser zu wünschen, namentlich aus den Kreisen, die es angeht; er kann nur wohlthätig wirken. Aber auch ohne diesen moralischen Gesichtspunkt, der bei einer Dichtung stets Nebensache sein muß, ist dieser Roman einer der lesenswerthesten, der uns in die Hände gekommen ist.

Die Ausstattung, um von dieser auch einmal zu reden, ist, wie bei der Deutschen Verlags-Anstalt üblich, vortrefflich. Ganz besonders hoch rechnen wir Kritiker es diesem Verlage an, daß er uns nicht blos nicht unaufgeschnittene und ungeheftete, auch nicht blos beschnittene und geheftete, sondern stets in den Originalband gebundene Exemplare auf den Recensionstisch legt. Nachahmer hat er hierin leider noch nicht viele gefunden, so sehr das zu wünschen wäre.

Von diesem Romane ist ein großer Schritt zu Ludwig Habicht's Novelle „Am Gardasee“ (Nr. 2). Es wird uns hier ein echter und gerechter Dichter vorgeführt; wenigstens behauptet der Verfasser, daß sein Held ein Dichter sei, und dieser weiß sich sehr mit seinem Poetenthume und stellt sich so ein wenig mit Goethe in Parallele. Wir bezweifeln aber, daß er ein echter Dichter ist. Oder glaubt der Verfasser in der That, daß ein wirklicher Dichter nach schmerzvollstem Abschiede von der Geliebten sich auf eine Bank niedersetzt, Brieftasche und Bleistift herauszieht und spricht: „Ich will meinen Liebesschmerz in schöne Verse bringen, das wird mich am ehesten frei machen?“ Das Problem wäre an und für sich nicht übel: einen deutschen idealistischen Dichter mit dem praktischen Amerikanerthume zusammentreffen zu lassen und uns zu zeigen, wie sich die Ehe dieses Dichters mit der angebeteten Amerikanerin gestaltet. Aber so weit kommen wir nicht. Der Dichter spricht der Geliebten gegenüber sich nicht aus, liest vielmehr eine Novelle vor, die sehr erkältend auf ein Mädchenherz wirken muß, weil der Dichter sich darin rückhaltslos zur Unbeständigkeit eines Dichterherzens bekennt. Die Geliebte, die freilich an dem Dichter auch Feuer gefangen hat, reist ab, um einen amerikanischen Mann zu heirathen, den ihr die Aeltern längst bestimmt haben, und der Dichter stürzt sich in den Gardasee.

Es ist dem Verfasser nicht gelungen, uns für die Helden seiner Erzählung zu interessiren; die ganze Geschichte, die sich dort am Gardasee abspielt, läßt uns kalt, und es ist uns am Ende ziemlich gleichgültig, ob der Dichter ins Wasser geht oder weiter Verse macht. Ich bekenne, daß man gegen eine Erzählung leicht ungerecht wird, wenn man nirgends gefesselt wird, und daß auch ihre Vorzüge dem kaltbleibenden Leser mehr entgehen, als das bei andern vielleicht minderwerthigern, aber fesselnden Erzählungen der Fall sein mag. Indessen ist es eben ein Grundfehler auch der besterdachten und in Einzelheiten interessanten Novelle, wenn der Leser keinerlei Verlangen hat, die Schicksale der Personen kennen zu lernen. Dabei braucht die Erzählung gar nicht langweilig zu sein, sie kann wie die vorliegende ganz kurzweilig erzählt sein. Aber selbst langweilig erzählte Geschichten sind solchen vorzuziehen, dafern nur die Charaktere und die Schicksale unsere innere Theilnahme erwecken.

Das versteht Konrad Telmann stets und so auch in seiner Skizzen- und Novellensammlung „Quer durchs Leben“ (Nr. 3). Er faßt alles tief an und keine seiner Novellen macht den Eindruck novellistischer Spielerei. Es ist ihm stets voller Ernst mit den behandelten Problemen, er geht den psychologischen Wandlungen oder Irrungen bis in die geheimsten Tiefen nach und läßt uns das Ringen seiner Personen miterleben. Dadurch spannt er auch ohne äußerlich aufregende Ereignisse, dadurch bekommt auch jede Novelle oder novellistische Skizze eine ganz besondere Farbe. Die düstern herrschen in dieser Sammlung allerdings vor und den leichten Ton trifft Telmann weniger gut. Sächelchen wie „Halali“ sind herzlich unbedeutend; im innersten ergreifend aber „Wie es kam“, „Auf Posten“, „Spätfrühling“ und andere; dieses letztere trotz des sehr verbrauchten Stoffs, der Liebe eines ältern Mannes zu einer Mädchenblüte, die natürlich bereits für einen andern glüht und leuchtet.

Die Novellen sind unterbrochen durch Reiseskizzen aus Italien, die nach all dem vielen, was man schon in diesem Stücke gelesen hat, noch ansprechen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil Telmann nichts andern nachspricht — die Erbsünde der Reisenden und der Reiseerzähler! Mit einem prächtigen Humor ist die Reise von Neapel nach Sicilien mit ihren tausend Unannehmlichkeiten und ihren nur in Italien möglichen Störungen geschildert, während über der Schilderung der „Marmorstadt“ (die Steinbrüche von Carrara) ein ergreifender wehmüthiger

Ernst liegt. Die Skizzen haben Stimmung und zwar eben die richtige, darum fesseln sie uns.

Im flotten Tone wie immer erzählt Rosenthal-Bonin (Nr. 4), der hauptsächlichste Vertreter des exotischen Romans, seine heitern Geschichten. Die zwei psychologisch bedeutendsten: „Eine Kunstreise“ und die „Studentin“, sind freilich eigentlich keine heitern Geschichten. Der Stoff der erstern ist ja auch viel zu ernst, um in heiterer Weise dargestellt zu werden; es ist keine heitere, sondern eine traurige Geschichte, die man nicht mit dem Behagen liest wie die andere. Den vielgewanderten und vielgewandten Schriftsteller erkennt man auch aus dieser Sammlung, deren Erzählungen wieder in aller Herren Ländern spielen. Am besten gefällt uns Rosenthal-Bonin immer, wenn er Volksgeschichten erzählt, spielen sie nun in Japan, Italien oder wie hier „Die Steuerverweigerin“ in Ungarn. Da ist seine Farbe immer am echtesten und der Ton immer am glücklichsten getroffen. Unterhaltend ist alles, was er schreibt, und lustig fast der ganze Inhalt dieser Sammlung, wiewol Rosenthal-Bonin kein Humorist ist wie Heinrich Seidel, von dessen „Gesammelten Schriften“ der achte Band: „Leberecht Hühnchen als Großvater“ (Nr. 5), uns vorliegt.

Dieser Titel bedarf einer Erklärung, denn soviel ich sehe, haben d. Bl. noch kein Buch von Heinrich Seidel besprochen außer sein prächtiges Vogelbuch: „Natursänger“ (Leipzig, Elischer, 1888). Aus diesem wird man ihn nach einer Seite seines Wesens kennen lernen, und diese ist die liebevolle Versenkung in das Kleine und Allerkleinste in der Natur, hier insbesondere in das Vogelleben. Dies ist der Grundzug auch bei seinen zahlreichen Skizzen, Novellen, Novelletten, die uns in sieben Bänden gesammelt vorliegen. Seidel sucht seine Menschen nicht im Lärm der Straße, wenn sie auch großentheils in Berlin leben, sondern in den Vorstädten, in den Hinterhäusern und Dachstuben. Hier greift er am liebsten Sonderlinge auf, aber auch die, welche die Welt Durchschnittsmenschen nennt, weiß er in gar eigenartiger Weise, als Sonderwesen mit ganz bestimmter Persönlichkeit uns vorzuführen. Man muß eben mit Seidel's Augen sehen und mit seinen Ohren hören, nicht blos den Sonnenuntergang, sondern auch das Würmlein im Grase oder ein Kartoffelfeld, nicht blos die Ausbrüche elementarer Leidenschaften, nicht blos Sturm und Wetter, sondern auch die kleinen, innerlichsten Aeußerungen der Menschenseele, das leise Kommen des Frühlings und der Liebe, das sanfte Geräusch sich öffnender Knospen.

Was Seidel sieht, das sieht er mit den Augen des Dichters und des Humoristen, der vom Witzbold und Possenmacher bekanntlich durch die denkbar größte Kluft getrennt ist. Seidel ist ein Landsmann und Geistesverwandter von Fritz Reuter und hat sich an Storm gebildet — man mag daraus ermessen, von welchem Reize die besten von Seidel's Geschichten sind, welche Reuter'schen Humor und Storm'sche Anmuth und Feinfühligkeit verbinden. Bösewichter scheint es für Seidel gar nicht zu geben — der einzige wirkliche Bösewicht ist der Rabe Hoppdiquax, eigentlich unzufriedene Menschen auch nicht. Jedenfalls hat Seidel ein ganz besonderes Geschick, die Zufriedenen herauszufinden und uns zu zeigen, wie man auch unter und nach herben Lebenserfahrungen und in höchst beschränkten Verhältnissen glücklich und zufrieden sein kann. Das ist freilich sehr gegen die Zeitströmung auch in der Literatur, das ist altmodisch, zopfig — aber ist's darum minder wahr, minder poetisch? Wahrer jedenfalls als Dutzende von Greuelromanen, „getreu nach dem Leben“, als ob dieses blos Elend, Zerrissenheit, Laster und Schmuz böte; poetischer jedenfalls als ganze Bibliotheken modern realistischer Romane, bei denen das Stoffliche fast stets das Poetische niederzwingt.

Ein solcher in den kleinen und allerkleinsten Verhältnissen zufriedener Mann ist Leberecht Hühnchen, eine Lieblingsgestalt Seidel's. Wir begegnen ihm schon im ersten Bande von Seidel's Schriften („Leberecht Hühnchen, Jorinde und andere Geschichten“, erste Auflage 1882), welcher uns eine Weinlese bei demselben schildert, die ein wahres humoristisches Juwel feinsten und innigsten Kleinlebens ist. Auch der dritte Band heißt: „Neues von Leberecht Hühnchen und andern Sonderlingen“; hier erfahren wir, wie der Erzähler Hühnchen's aufblühendes Töchterlein sich zur Braut gewinnt; und jetzt stellt ihn uns Seidel als Großvater vor. Das ist nun freilich wieder eine ganz einfache, harmlose Geschichte: wie zwei Hochzeit feiern, wie sie Kinder bekommen und Tauffeste veranstalten, wie sie ein Kind sterben sehen müssen, kurz alle die großen und kleinen Freuden und Leiden des Familienlebens. Hier gibt Seidel wol mehr als sonst die eigensten persönlichen Erlebnisse, jedenfalls Dichtung und Wahrheit, und er erzählt sie theils mit liebenswürdiger Schalkhaftigkeit, theils mit derbem Humor, theils mit heiligem Ernste und ergreifender, aus dem ergriffenen Innern kommender Wärme. Ein holder Schimmer des Glücks und sonnigen Behagens liegt auf dem Ganzen, der seinen verklärenden Schein auf jeden Leser wirft. Die frühern Bände sind in ihrem Inhalte mannichfaltiger in einzelnen Stücken, tiefer greifend und bedeutender als dieser; aber wer Leberecht Hühnchen lieb gewonnen — und das sind alle, die von ihm lesen —, der würde etwas entbehren, wenn er ihn nicht auch als Großvater kennen lernte.

Man liest Seidel's Schriften mit reinstem und innigstem Behagen, mit einem Wohlgefallen nicht blos des Verstandes, sondern der Seele, von welcher in Gesellschaft dieser liebenswürdigen Menschen die harte Alltagskruste herunterschmilzt, wie das Eis im Frühling, und warm und licht wird es einem im tiefsten Innern. Nicht leicht ein anderer Dichter vermag so viel Sonnenschein in Herz und Haus zu bringen wie Seidel, und wo immer man seine Schriften liest, da wird man ihn lieben und ihm für jede neue Gabe von Herzen dankbar sein.

Die eigensten persönlichen Erfahrungen und nur diese ohne jeden Aufputz und falschen Flitter gibt uns Edmund Pfleiderer in seinen „Erlebnissen eines Feldgeistlichen" (Nr. 6). Das Interesse für das große Kriegsjahr scheint gerade gegenwärtig neu erwacht, wozu verschiedene Gründe mitwirken mögen, vor allem der, daß jene Zeit schon nach zwanzig Jahren nicht mehr zur Gegenwart zu rechnen ist, sondern zu einer vielen Deutschen leider nur allzu fernen Vergangenheit, daß der Krieg von 1870 der Geschichte angehört. Es ist ein Verdienst der Verlagshandlung, die auch dieses Buch herausgegeben hat, daß sie nach der objectiven Darstellung des großen Generalstabswerks die Deutschen erfreut mit einer Reihe subjectiver Darstellungen, die, aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten geschrieben, jenen kriegerischen Ereignissen eine ganz eigene Beleuchtung geben. Den Darstellungen des Kriegs von Mitkämpfern (sieben Bändchen), den Erinnerungen eines Krankenpflegers, eines Ordonnanzoffiziers, eines würtembergischen Feldsoldaten folgen nun die Erlebnisse eines würtembergischen Feldgeistlichen, der jetzt Professor der Philosophie in Tübingen ist. Daß von dieser Seite aus wieder ganz andere Lichter auf die Dinge fallen, daß Verhältnisse und Zustände zur Sprache kommen, die in den andern Darstellungen fehlen, ist selbstverständlich. Das Buch ist ohne Schminke und jede Selbstgefälligkeit geschrieben, vielmehr mit einer Offenheit und dabei Bescheidenheit, die nicht immer bei denen sich findet, die so Großes als miterlebt zu erzählen haben. Hat man einmal angefangen zu lesen, so kommt man nicht mehr los — aber lesen muß man das Buch, nicht blos flüchtig durchblättern. Es ist in demselben nicht wie in den andern so viel Feuer und Pulverdampf, so viel Leidenschaft und heißes Blut, sondern das Ganze ist von einer gewissen objectiven Ruhe, aber voll Gedanken und das Nachdenken anregenden Betrachtungen, und dazu mit einer Fülle von Einzelzügen ernster und humoristischer Art und mit scharfen Beobachtungen ausgestattet. Das Buch enthält hie und da auch scharfe Kritik, die vielleicht vor zwanzig Jahren in gewissen Kreisen weniger angenehm berührt hätte, heutzutage aber, da jene Zeit der Geschichte angehört, alles Peinliche verloren hat. Bei dieser Offenheit des Verfassers ist das vielfach gespendete Lob um so wahrscheinlicher und glaubwürdiger, und gerechter hat wol keiner über Freund und Feind geurtheilt als Pfleiderer. Sein Buch verdiente vor vielen andern ins Französische übersetzt zu werden und würde sicher in einzelnen französischen Kreisen Anklang finden. Aber es verdient auch die Beherzigung in Deutschland nicht blos an den Stellen, welche für die geistliche Versorgung unserer Truppen im Felde verantwortlich sind, sondern auch in andern Kreisen. Man kann sehr viel aus demselben lernen — für einen künftigen Krieg, der uns ja doch nicht erspart bleiben wird.

Wir müssen es uns versagen, von den reichen Erfahrungen und Beobachtungen des Verfassers Proben zu geben. Nur eine stehe hier, die in unserer confessionell zerklüfteten Zeit vielleicht besonders beachtenswerth ist. Sie betrifft die Confession der Soldaten im Felde. Pfleiderer berichtet von dem geradezu brüderlichen Verhältnisse, das er zu seinem katholischen Collegen hatte und wie sie einander gegenseitig unterstützten und aushalfen, und fährt dann fort:

In der That durften wir gar vielfach die Erfahrung machen, daß Soldaten und Offiziere mit dieser harmlosen Duldsamkeit und friedlichen Ortsvertheilung fast in der Weise von Abraham und Lot ganz zufrieden, ja sogar aufrichtig darüber erfreut waren. „Was braucht man das Zeug im Feld?" meinte einmal derb bezeichnend ein katholischer Unteroffizier, als man ihm bei einem Anliegen an seinen zuständigen Geistlichen verwies, der gerade nicht anwesend war. Nichts bringt ja die Menschen einander näher, als eine gemeinsam durchlebte große Zeit mit Leid und Freud. Vor ihrem Sturm und Drang sanken gar manche Scheidewände und man lernte hin und her den Menschen nach seinem allgemeinen, nach ungeschieden sittlich-religiösen Werthe schätzen. Im Felde fielen auch gar viele Formen und Formeln weg, welche dem Katholiken zu Hause und besonders unter dem Einflusse der Frauen als sehr wesentlich erschienen waren, und sein Gottesdienst vereinfachte sich großentheils zu starker Annäherung an unsere Form. Umgekehrt hat das protestantische Militär in dem starken Disciplin- und Ordnungsbewußtsein, das seine Soldatenreligion färbt, einen gewissermaßen katholisirenden Zug an sich, der namentlich bei den Offizieren nicht zu verkennen war. Und so kamen sich beide Theile in der Mitte näher, zumal sie schon als Soldaten überhaupt zu strenger Bekenntnißmäßigkeit weniger geneigt und mehr im allgemeinen religiös gestimmt waren.

Aehnliche Beobachtungen nicht blos auf religiösem Gebiete ließen sich noch dutzendfach aus dem Buche anführen, dessen Art durchaus der Ausfluß von der Persönlichkeit des Verfassers ist. Er selbst sagt: „Wer nicht eine gewisse Beimischung von Stahl in der Seele hat und namentlich seine gemüthliche Erregung nicht für wirklich berechtigte Anlässe aufspart, der sollte überhaupt von einem Schlachtfelde in That und Wort davon bleiben", und „es war mir nie nach dem Sinn und Geschmack, zumal als Feldgeistlicher in jener Weise zu schildern, welche man sonst wol zuweilen beliebte, um andächtig begeisterte Leser zu finden. Ich meine die hohle Eitelkeit, welche das Feuer der Feldschlacht zur bengalischen Beleuchtung der eigenen Wenigkeit verwerthen zu müssen glaubt." Wer das lebenswahre Bild eines Feldpredigers von 1870, der Stahl in der Seele hatte und seine mannichfache Thätigkeit kennen lernen, wer echte Farbengebung haben will, auch wenn die Bilder dadurch manchmal hart und einem weichen Geschmacke nicht zusagend ausfallen, wer einen unmittelbar und stark wirkenden Eindruck aus dem Kriegsleben haben will, der lese Pfleiderer's Buch.

Richard Weitbrecht.

Neuere Gedichte.

1. Bergkrystalle. Gedichte von Thusnelde Vortmann. Graz, „Leykam". 1890. 8.
2. Ein Streik. Novelle in Versen von August Diehl. München, Selbstverlag. 1890. 8. 1 M.
3. Berchta. Minne- und Trutzlieder von Arminius. Zürich, Verlags-Magazin. 1890. 8. 80 Pf.
4. Märzenluft und Maienklänge. Ausgewählte Gedichte und Gedanken von Hans Gerdenitsch. Zürich, Verlags-Magazin. 1890. 12. 1 M.
5. Damascus. Eine Dichtung von Hermann Koniecki. Berlin, Schneider u. Comp. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.
6. Durch Sturm zur Stille! Gedichte eines Kriegers von 1870/71 von Joseph Mischner. Mit einer Abbildung. Leipzig, Neumann. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.
7. Aus stiller Klause. Ernste und heitere Lieder von Anton Schweller. Landshut, Krüll. 1890. 8. 3 M.

Eine böse Sieben leider! Sieben Bändchen Gedichte, unter denen auch nicht ein einziges ist, das als erwünschte Bereicherung deutscher Poesie bezeichnet werden könnte. Mittelmäßig und darunter, muß das Gesammturtheil lauten, und wenn die Mittelmäßigkeit überall im Leben ihren vollberechtigten Platz hat, den ihr niemand streitig zu machen fähig oder befugt wäre, muß sie desto unerbittlicher von jedem Gebiete der Kunst ausgeschlossen bleiben. Mittelmäßigkeit ist Vernichtung der Schönheit, der Kunst. In unserer „schönen" Literatur droht die hochgehende Sündflut des Mittelmäßigen das Wenige zu ersticken, was sich über ihr Niveau zu erheben strebt, und rechtfertigt eine Strenge der Beurtheilung, die hart scheinen könnte. Doch nun zu dem Versuche, diese Strenge im einzelnen zu begründen, und da die Strenge Höflichkeit nicht ausschließt, habe die Dame den Vortritt.

Ihre Lieder bezeichnet die Dichterin der „Bergkrystalle", Thusnelde Vortmann (Nr. 1), in der Widmung selbst als:

ganz gemeine
Wasserhelle Kieselsteine —

und Höflichkeit wie Gerechtigkeit zwingen, diesem Selbsturtheile beizupflichten. In „Mädchenlos":

Es hat der erste beste
Sich stracks in mich verliebt,
Nun soll auch ich ihn lieben,
Weil er Herz und Hand mir gibt.

Der aber, den ich liebe,
Der bleibt mir ewig fremd —
Ich wollt', ich könnte wechseln
Meine Liebe wie ein Hemd! —

macht es einen, gelinde gesagt, seltsamen Eindruck, eine Dame so coram publico ihr Hemd wechseln zu sehen. Auf etwas gespanntem Fuße steht Fräulein Vortmann auch mit der deutschen Grammatik (S. 9):

Noch durchglüht mich süßer Schauer
Ob dein stürmisches Verlangen.

Gegen den Schluß des Bändchens ward die Geduld, die trotz innern Widerstrebens bis zu Ende aushaaren mußte, durch einiges belohnt, das eine denkende Frau erkennen ließ, deren Gedanken freilich zu größerer Klarheit und festerer Form gelangen müssen, wenn sie mit Recht als „Bergkrystalle" bezeichnet werden sollen.

Im Selbstverlage des Verfassers erschien „Ein Streik" von August Diehl (Nr. 2), und dieser Selbstverlag ist die einzige Erklärung für das Erscheinen dieser „Novelle". Ein so ernster Gegenstand, welcher die Denker der Gegenwart vorwiegend beschäftigt — die sociale Frage —, fordert bei poetischer Behandlung Tiefe des Gedankens wie ernste Schönheit der Form, und wirkt einfach verletzend, wenn diese beiden Haupterfordernisse so durchaus mangeln wie hier, wo der furchtbare Ernst des Stoffs im schroffsten Gegensatze steht zu dem oberflächlichen Reimgeklingel, das ihm in keiner Weise gerecht wird. Die kürzesten Proben dürften zur Bestätigung des Gesagten genügen:

Die Geschäfte
Bedurften keiner neuen Kräfte,
Ja, schon begannen die Fabriken,
Bisweilen Leute fortzuschicken.

Und weiter:

Ich herbei
Mit jähem Sprung — ein Stich, ein Schrei —
Da wand er sich vor mir am Boden!
Doch eh' er ging ins Reich der Todten,
Stellt' ich mich ihm noch einmal vor
Und schrie die Worte ihm ins Ohr:
„Den Krug hab' ich dir nicht zerbrochen!
Doch in den Bauch ein Loch gestochen!"

Aber genug und übergenug: der schreiende Widerspruch zwischen Inhalt und Form wirkt allzu verletzend.

„Berchta" von Arminius (Nr. 3) verdiente gleichfalls entschieden den Selbstverlag; es erscheint seltsam, daß ein Verleger derartigen Erzeugnissen zum gedruckten Dasein behülflich sein mag. Arminius, der den Selbstverlag verschmäht, sei wenigstens zum Selbsturtheil berufen. In dem letzten dieser „Minne- und Trutzlieder" nimmt er also Abschied von denen, die seinen Worten gelauscht haben:

Sängers Abschied.

Reime sind es, falsche, schlechte,
Holprig bald, und bald gezwungen;
Nur die Liebe ist die echte,
Die ich euch da vorgesungen.

Reime sind es, leichte, seichte,
Oft gehört und oft gelesen;
Aber eine große Beichte
Ernster Minne ist's gewesen.

Sollt die Reime drum nicht schelten,
Reim und Lieb' macht viele Sünder;
Liebesreim wird immer gelten
Als der Liebe Heilsverkünder!

Es ist überflüssig, dieser zutreffenden Selbsterkenntniß ein weiteres Wort hinzuzufügen.

In „Morgenluft und Maienklänge" von Hans Gerdenitsch (Nr. 4) braust und gärt es tüchtig durcheinander.

H. Gerdenitsch ist ein sehr junger Mann und tritt kühn heran an die großen Fragen der Menschheit; „Was der Mensch ist, was das Leben ist, was die Welt ist, das darf ich fragen, das will ich wissen", spricht er gelassen in der Vorrede, in der er auch so bescheiden ist, zu sagen: „Nachstehende Gedichte sind nicht etwa ein philosophischer Singsang, nicht etwa eine tiefsinnige, poetische Lösung des Lebensräthsels." Mehr noch als unbescheiden ist es dagegen, wenn jemand, der Anspruch darauf erhebt, ein Dichter zu sein, eine der herrlichsten Schöpfungen deutscher Poesie also kritisirt:

Goethe's Iphigenie.

Von Handlung nicht viel, doch recht viele Worte,
Ein griechisches Drama von schlechtester Sorte.
Hellenische Körper mit christlichen Seelen —
Bei Düntzer nur kann's nicht den Eindruck verfehlen.

Gar zu leicht vergißt der, welcher sich zum Richter Größerer aufwirft, daß er nicht dem anscheinend Beurtheilten, sondern einzig sich selbst sein Urtheil gesprochen durch das Maß, mit dem er jenen gemessen. Um ähnlichen Irrthum zu meiden, erlaube ich mir kein Urtheil über den Schluß des längern Gedichts „Oesterreich", sondern gebe durch Anführung jedem Leser Gelegenheit selbst zu richten:

— — — — — — — — — —

Die köstlich verbotene Frucht,
Von der zu naschen verboten der Herr
Aus purer Eigensucht.

Und weil so übervortheilt
Der Herr geworden war,
Zerraufte er den Bart sich,
Zerrauft' er sich das Haar.

Und donnert an den Adam
In alttestamentlicher Wuth
(Aus jedem Worte blitzte
Der verrath'nen Liebe Glut):

„Hinaus aus diesem Garten!
Hinaus mit deiner Braut!
O weh' mir altem Esel,
Daß ich dir hab' vertraut!

„Arbeiten sollst du und schwitzen,
Daß dir der Rücken kracht;
Hinsinken sollst wie ein Hund du
Aufs Lager, wenn kommt die Nacht!

„Die Söhne, die sollen dich schlagen,
Die Töchter dir spucken ins Gesicht . . .
Das ist fürs verbotene Naschen
Mein göttlich gerechtes Gericht!

„Als höchste Straf' aber will ich
Die eine dir noch zumessen:
In Oesterreich sollst kein Ochs du sein
Und 's Vergani-Blatt du lesen! . . ."

Trotz alledem steckt in dem jungen Schreier etwas, das sich vielleicht mit Zeit und strenger Arbeit zu Klarheit und Schönheit durchzuringen vermag. In dem hier Gebotenen fehlt dem Inhalte Maß und Klarheit, der Form Anstand und Schönheit, zu gern aber hofft man da, wo Gärung ist, auch auf Klärung.

Aehnlich muß das Urtheil lauten über „Damascus" von Hermann Koniecki (Nr. 5). Den Vorzug einer oft merkwürdig schönen, rhythmisch einschmeichelnden Form hat diese Dichtung freilich voraus vor der zuvor erwähnten. Während dort alles angezweifelt wird, scheint hier in Jesus Christus die absolute Wahrheit proclamirt zu werden. Leider ist die Unklarheit des Gedankenganges so verwirrend, daß sich nur sagen läßt: es scheint so. In Bildern, welche in der Neujahrsnacht an der Seele eines in Einsamkeit und Armuth sterbenden Jünglings vorüberziehen, soll sich die Wahrheit, der Sinn des Seins, offenbaren: von Salomonis „alles ist eitel" an führt ihn „der Geist der Weltgeschichte" durch die alten Reiche des Ostens zum Anblicke des Todes. Er fragt: „Herrscher Tod, löst du die Wahrheit?" doch die Antwort, die er erhält, schließt mit den Worten:

Aber die Wahrheit,
Welche ihr wähnet,
Bin ich nicht.
Ich löse vom Drange
Das irdische Streben,
Ich bette zur Ruhe
Das wilde Begehren,
Ich werfe zu Stücken
Den Spiegel der Sinne,
Das Bild des Gedankens, —
Aber die Wahrheit,
Die Antwort der Fragen
Des nothumrungnen Menschenherzens
Trägt ein größ'rer
Als ich.

Dem Tode und seiner Heerschar folgt das Leben, und auch dieses weist den Fragenden weiter empor:

Wahrheit suchst du?
Bei mir?
Höher hinauf!

Nachdem noch Prometheus und Buddha im Wechselchore Streben wie Entsagen gepriesen, führen Hoffnung, Glaube und Liebe den Visionär zur „Burg des Friedens" und dort:

Von des ew'gen Lebens Schwelle,
In der Wahrheit Königsmantel,
Mit der Friedenspalme naht der
Schönste aller Menschenkinder.

Doch die dichterische Kraft genügt nicht, diese Wahrheit mit zwingender Macht zur Ueberzeugung zu gestalten; das einfache: „Hochgelobt sei Jesus Christ!" leiht der Anschauung des Gläubigen Worte, doch nimmer wird der, der es nicht ist, durch die überzeugende Wirkung von „Damascus" aus dem Saulus zum Paulus werden. Unklare Bilder, in denen philosophische und dichterische Anschauung in unbestimmter Darstellung sich mischt, vermögen nicht, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Gut gemeint, zu hoch gegriffen für das Vermögen. Möge das schöne Formgefühl bei klarer durchdachtem, fester begrenztem Stoffe zu erwünschter Wirkung gelangen.

Gleichfalls überaus löblich in der Gesinnung ist „Durch Sturm zur Stille" von Joseph Mischner (Nr. 6). Tiefern Eindruck würde diese Gesinnung machen, wäre sie in kräftiger Prosa ausgesprochen, statt Prosaisches in gewöhnliche — sehr gewöhnliche — Reime zu kleiden. Merkwürdig, daß es so manchem „Dichter" nie klar wird, daß zur Poesie etwas mehr gehört als der Klingklang reimender Endsilben, daß poetische Empfindung und Anschauung unerläßliche Erfordernisse dichterischer Wirkung sind. Verse wie:

Es wird vor seiner Wallfahrt Ende
So mancher frei vom Sündenbann
Im Felde, wo der Tod behende
Ereilet oft den kühnsten Mann —

können ebenso wenig eine dichterische wie eine erhebende Wirkung ausüben. Wie seicht wirkt eine Anschauung, die Sitte und Tugend gleichberechtigt nebeneinanderstellt:

Gutes erwachse im grünenden Lenze,
Sitte und Tugend in hellem Licht glänze! —

wie unangenehm berührt die stetig wiederkehrende pharisäische Wendung von „deutscher" Tugend u. s. w.! Daß das Bändchen von beinahe 90 Seiten auch hie und da Besseres enthalte — wie die Worte „An Kaiser Wilhelm II.", welche diese Besprechung schließen sollen —, will ich nicht leugnen; aber das Ganze macht doch gar zu sehr den Eindruck von Zwangspoesie, und es ist mir unmöglich, die Ueberzeugung des Verfassers zu theilen, daß diese von ihm verfaßten Gedichte . . . „Bausteine würden zur Aufrichtung der Mauern Zions in unserm lieben deutschen Volke". Bei weitem das Beste in der ganzen Sammlung ist:

An Kaiser Wilhelm II. zum 27. Januar — Sonntag — 1889.

Heil dir, o Kaiser, im Glanze der strahlenden Krone,
Welche der sterbende Vater vererbte dem Sohne!
Kraftvoller Held,
Schirm' dich inmitten der Welt
Gott auf dem glorreichen Throne!

Heute zum ersten Geburtstag als Kaiser dir wallen
Freudig entgegen die Herzen Alldeutschlands, es schallen
Laut, dir zur Ehr',
Brausend vom Fels bis zum Meer,
Lieder durch heilige Hallen.

Aufwärts den Blick zu dem König der Könige droben
Hast du befohlen dein Herrschen mit Danken und Loben
Gläubig als Christ
Dem, der uns nimmer vergißt: —
Wie sind die Feinde zerstoben!

Nicht steht der Sinn dir nach Kriegen und furchtbaren Stürmen,
Nicht ist dein Wunsch, daß so finstere Wetter sich thürmen:
Deutsch bis ins Mark,
Sicher gegründet und stark,
Willst du den Frieden beschirmen.

Fördern die Wohlfahrt des Landes, die Gottesfurcht pflegen,
Helfen den Armen und herzliche Frömmigkeit hegen
Willst du so gern,
Ueberall, nahe und fern,
Bringen dem Volke nur Segen.

Wird aber Feindeshand blutigen Kampf uns bereiten,
Wollen wir tapfer mit dir für das Vaterland streiten,
Treu bis zum Tod,
Auch in der äußersten Noth
Werden uns Engel geleiten.

Heil dir, o Kaiser! Dich Starken der Stärkste bewahre,
Mächtig dein Geist und Gemüth es in Zukunft erfahre:
Blüte und Kraft
Gott der Allmächtige schafft
Bis in die spätesten Jahre!

Auch die Lieder „Aus stiller Klause" von Anton Schweller (Nr. 7) hätten ruhig in der stillen Klause bleiben können. Tausendfach Dagewesenes in tausendfach wiederholten Wendungen sagen, ist keine Bereicherung unserer Lyrik:

Soll dein Dichtername glänzen
Als der Mitwelt heller Stern,
Mußt du schöpferisch bekränzen
Der Idee tiefgold'nen Kern. (??)

Greif hinein ins volle Leben (s. Faust!),
Schild're wahre Leidenschaft,
Und wir nennen dein Bestreben
Echte deutsche Meisterschaft —

und viel Aehnliches ist weit entfernt davon, ein Anrecht auf „echte deutsche Meisterschaft" zu gewähren, und selbst wenn hie und da ein gelungener frischer Klang erfreut wie:

Liebesboten.

Leicht geschürzte, frohe Lieder,
Euer Sänger läßt euch los,
Sammelt Veilchen, pflücket Flieder,
Streut's der Liebsten in den Schoß.

Klopft geräuschlos an der (!) Pforte,
Wenn sich leis der Riegel senkt,
Flüstert Gruß und Schmeichelworte,
Fragt, ob meiner sie gedenkt —

so genügen doch solch vereinzelte Töne nicht zur Rechtfertigung eines ziemlich starken Bändchens — 190 Seiten — von Entbehrlichem.

M. Benfey.

Biographisches.

1. Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Literatur und Theatergeschichte von Berthold Litzmann. Erster Theil. Hamburg, Voß. 1890. Gr. 8. 8 M.

Mehr noch, als es verspricht, hält das vorliegende Buch. Dasselbe berichtet außer der Lebensgeschichte des bedeutendsten deutschen Schauspielers älterer Zeit diejenige seines Vorgängers und Lehrers Ackermann und bringt außer Beiträgen zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte solche zur Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts, insbesondere der Zeit vom Breslauer bis zum Hubertsburger

Friedensschlusse. Die Umrisse des von Litzmann entworfenen Bildes werden denjenigen, die sich mit Bühnen- und Büchergeschichte älterer Zeit beschäftigt, etwa das Devrient'sche Buch über die deutsche Schauspielkunst, Stahr's oder Danzel-Guhrauer's „Lessing“ u. dgl. gelesen haben, der Natur der Sache nach bekannt sein — rücksichtlich des Einzelnen und Besondern hat der Verfasser dafür eine Fülle neu gewonnenen Materials beigebracht und in ebenso geschickter wie anziehender Weise verarbeitet. Auf den ersten Blick sieht man dem Litzmann'schen Buche an, daß es auf Studien beruht, die nicht erst ad hoc gemacht, sondern überall dahin gerichtet gewesen sind, wo es bekannte Allgemeinheiten zu specialisiren, vorhandene Lücken auszufüllen, früher gewonnene Resultate zu vervollständigen galt. Der Verfasser hat so viel Neues und Erhebliches zu berichten, daß er den Leser mit der Wiederausbreitung alten Krams verschont und daß er nur da in das Einzelne geht, wo bei dergleichen Abschweifungen etwas zu holen ist. Dabei weiß er, daß in culturgeschichtlicher Rücksicht jede charakteristische Einzelheit von Wichtigkeit ist und daß über Dinge, die die Person eines bedeutenden Menschen betreffen, dem Leser niemals genug gesagt werden kann. Statt weit auszuholen, geht er medias in res, um überall da zu verweilen, wo es das Stillstehen verlohnt, nicht zur Sache gehörige, unterwegs aufgelesene Dinge dagegen beiseite zu lassen. Jede der verschiedenen Land- und Ortschaften, welche die Ackermann'sche Gesellschaft während der Nothjahre des Siebenjährigen Kriegs durchwandert, wird nach ihrer Eigenthümlichkeit und ihrer Bedeutung für das deutsche Leben des 18. Jahrhunderts abgehandelt, ohne daß der Gang der Erzählung auf Unkosten des Zusammenhangs unterbrochen oder zerstückelt würde.

Ob das von dem Schauspielerleben des philosophischen Jahrhunderts entworfene Bild allzu hell oder allzu dunkel gefärbt worden, dürfte schwer zu entscheiden sein. Die Mehrzahl der uns vorgeführten Bühnengestalten zeigt neben der künstlerischen eine sittliche Tüchtigkeit, die — den gegebenen Umständen nach — überraschend genannt werden kann. Insbesondere macht die Figur Ackermann's den Eindruck einer bürgerlichen und moralischen Gesundheit, wie sie bei begünstigtern Genossen jener widerspruchsvollen und armen Zeit nur ausnahmsweise, bei den anspruchsvollen Künstlern unserer verwöhnenden Tage vielleicht noch seltener gefunden wird. Gegen den Verdacht parteiischer Schönfärberei aber hat der Verfasser sich von vornherein gesichert, indem er mit dem Helden seines Buchs außerordentlich streng ins Gericht geht, keine der zahlreichen Verirrungen und Verfehlungen desselben mit Stillschweigen übergeht, die Dinge allenthalben bei dem richtigen Namen nennt und kein Hehl daraus macht, daß das Talent des großen Künstlers von einem wenig glücklichen, im Grunde unharmonischen Charakter getragen worden. Von Schröder dem Knaben und dem Jünglinge gewinnt man den Eindruck, er habe trotz aller Strebsamkeit und trotz aller Richtung auf sittliche und menschliche Vervollkommnung niemals mit sich selbst und mit den unglücklichen Gaben, welche die Natur in seine Wiege gelegt, fertig werden, sich niemals derjenigen sittlichen Zucht fügen können, deren Nothwendigkeit sein scharfer Verstand und der ideale Grundzug seines Wesens schon frühe erkannt hatten. Deutlicher können Unbefangenheit und Wahrheitsliebe des Biographen nicht bescheinigt werden als durch die Wahrnehmung, daß er und der ihm folgende Leser in die Versuchung geführt sind, rücksichtlich der Conflicte, welche das Jugendleben Schröder's bewegen, beinahe regelmäßig gegen den Helden und für Ackermann und die Mutter Friedrich Ludwig's Partei zu ergreifen. Eben durch die rücksichtslose und lebensvolle Wahrheit der Schilderung wird aber die Theilnahme für die Charakterentwickelung Schröder's beständig wach erhalten. Man hat den Eindruck, einen auf gefährlichen Pfaden wandelnden bedeutenden Mann vor sich zu haben, einen Mann, dessen Geschicken man um so spannungsvoller folgt, als man die Besorgniß, derselbe könne des rechten Wegs verfehlen, in dem bisher erschienenen Theile des Litzmann'schen Buchs kaum los wird.

Dieser erste Theil bricht bei dem Jahre 1767, mithin bei dem dreiundzwanzigsten Lebensjahre des im Alter von zweiundsiebzig Jahren verstorbenen Künstlers ab. Nachdem die Leitung der hamburgischen Bühne von Ackermann auf Seyler, Bubbens und Tillemann (die Begründer des sogenannten „Nationaltheaters“) übergegangen ist und bald nachdem er Bode und Lessing kennen gelernt, verläßt Schröder Haus und Genossenschaft des Stiefvaters, dem er das Beste seiner künstlerischen und menschlichen Erziehung und Ausbildung zu danken gehabt, um sich zunächst auf eine Wanderfahrt zu begeben. Der Leser weiß genug von ihm, um vorauszusehen, daß dem leidenschaftlichen, trotz der Großherzigkeit seiner Natur unverträglichen und friedlosen jungen Manne eine schwere, an Enttäuschungen reiche Zukunft bevorstehe und daß es besonderer Gunst des Geschicks bedürfen werde, um aus dem wilden Gesellen, der sich niemand dauernd anzuschließen vermag, den großen, innerlich sichern Künstler zu machen, dessen Name einen neuen Abschnitt in der deutschen Theatergeschichte bedeutet.

Ueber Zeitpunkt und Umfang des zu erwartenden Schlußbandes ist in der Vorrede nichts gesagt. Möchte der Verfasser in der Lage sein, mit dem Abschlusse seines lehrreichen und anziehenden Buchs nicht allzu lange zu zögern.

2. Friedrich Bodenstedt, Erinnerungen aus meinem Leben. Zweiter Band. Zweite Auflage. Berlin, Verein für deutsche Literatur. 1890. Gr. 8. 6 M.

Das vorliegende Buch stellt sich in jeder Rücksicht als „Fortsetzung“ des seinerzeit an dieser Stelle besprochenen ersten Bandes der Bodenstedt'schen Lebenserinnerungen dar: Vorzüge und Mängel sind die nämlichen wie in dem Eröffnungsbändchen. Zu den erstern sind gefällige und

liebenswürdige Darstellung, zu den letztern eine gewisse Flüchtigkeit, Unruhe und Anekdotenhaftigkeit der Berichterstattung zu rechnen, welche gehöriges Verweilen bei dem Einzelnen und Vertiefung in den Charakter des Erzählers ausschließen. Das Wort, nach welchem „jeder sich selbst den Werth gibt", hat auf Schriftsteller, welche über den eigenen Lebensgang berichten, seine besondere Anwendung. Wer, wie Bodenstedt, sein Leben ernsthaft genommen und innerhalb desselben Erhebliches geleistet hat, sollte von dem Ernste, den er bethätigt hat, dem Leser seiner Autobiographie etwas zugute kommen lassen — er sollte davon reden, wer er eigentlich ist und inwieweit er derjenige gewesen, für den man ihn genommen hat. Unser Verfasser scheint dieses Bedürfniß nicht empfunden zu haben. Er berichtet über die Verhältnisse, durch welche er gegangen, über die Menschen, mit denen er in Berührung gekommen ist, in einem Conversationstone, der die Frage nach dem Gange seiner innern Entwickelung, nach seinem Antheile an dem Erlebten kaum aufkommen läßt. Was berichtet wird, bleibt immerhin interessant, denn der Verfasser ist durch eine große Anzahl wechselnder Verhältnisse gegangen. Kaum dem Jünglingsalter entwachsen, hat er so merkwürdige Dinge, wie den Ausgang des schweizer Sonderbundkriegs, die liberale Periode Pius' IX., den Ausbruch der italienischen Revolution, den Honigmond der frankfurter Paulskirche, die wiener Octobertage des Jahres 1848 und den Beginn der berliner Reactionszeit mit eigenen Augen gesehen — hervorragende Menschen, wie Fallmerayer, den Maler Rottmann, Friedrich List, Martius, den Freiherrn von Bruck u. s. w. zu seinen vertrauten Bekannten gezählt und seinen Blick allenthalben auf die charakteristischen Momente des Erlebten und Erschauten gerichtet. Danach hat nicht ausbleiben können, daß man ihm mit Aufmerksamkeit zuhört, daß man an mehr wie einer Stelle von ihm lernt und daß man die Beweglichkeit eines Geistes bewundern muß, der sich in die mannichfaltigsten Verhältnisse zu finden, den verschiedenartigsten Aufgaben gerecht zu werden gewußt hat. Je nach den an ihn gestellten Anforderungen ist der Dichter des „Mirza-Schaffy" Lehrer, Ethnograph, Volkswirth und politischer Journalist gewesen, hat er mit Russen, Deutschen und Italienern der verschiedensten Gattungen durchzukommen und sich dennoch selbst zu behalten gewußt. Glücklich der, wem das beschieden gewesen, glücklicher noch, wer darüber so heiter und gleichmüthig berichten kann, als sei er bei dem, was sein äußeres und inneres Dasein bedingte, persönlich kaum betheiligt gewesen! Einwendungen könnten allein gegen den neunten Abschnitt („Einige Blätter von und über Michel Angelo und Vittoria Colonna") erhoben werden, weil sie den Fluß der sonst unaufhältlich vorschreitenden Erzählung unterbrechen und eine Episode darstellen, die unwillkürlich daran erinnert, daß der Verfasser an andern, für ihn und den Leser wichtigern Abschnitten seines Lebens allzu raschen Schritts vorübergegangen ist. Seinen Werth erhält diese anderthalb Druckbogen umfassende Ausführung übrigens durch eine Anzahl vorzüglich übersetzter, Bodenstedt's formale Meisterschaft neu bescheinigender Sonette Michel Angelo's, welche in den sonst wenig belangreichen Text eingestreut sind.

Der zweite Band schließt mit dem Eintritte des dreißigjährigen Verfassers in die Ehe, mit welcher für ihn „ein neues bedeutenderes Leben" beginnt, dessen Schilderung dem dritten Bande des Erinnerungsbuchs vorbehalten wird. „Ein neues bedeutenderes Leben" — diese Ankündigung läßt darauf schließen, daß der Autobiograph seine Wanderjahre als bloße Einleitungen zu wahrer und eigentlicher Existenz angesehen und bei der Betrachtung des Berichts über seine Wanderzeit ein gewisses Ungenügen empfunden hat. Danach wäre darauf zu rechnen, daß der dritte Band einen veränderten Charakter tragen und denjenigen Ansprüchen an das Selbstporträt des geistreichen Mannes werde gerecht werden, die bisher unbefriedigt geblieben waren. Es würde das eine Bestätigung des Eindrucks bedeuten, den das vorliegende Buch dem Berichterstatter zurückgelassen hat. *Franz Walther.*

3. Aus dem Leben Karl Boetticher's. Von seiner Gattin Clarissa Lohde-Boetticher. Mit einem Bildnisse Karl Boetticher's. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Ein Lebensbild des Gatten, auf den besondern Wunsch desselben von der Hand der Lebensgefährtin, der hinterlassenen Gattin gezeichnet, findet immer sympathisch gestimmte Leser und verdient auch aus ethischen Gründen diese Sympathie. Wissenschaftlich freilich gestaltet sich die Frage anders, nämlich so: ist Gewähr vorhanden, daß nicht die Liebe, sondern die Wahrheit das Wort geführt hat? Ist jenes der Fall, so konnte es nur auf Kosten der letztern geschehen, volle Unparteilichkeit ist ja auch bei diesem Verhältnisse kaum möglich. Da indessen die vorliegende Schrift, wie schon ihr Titel besagt, nicht den Anspruch erhebt, ein abgeschlossenes Vollbild des Verstorbenen, d. h. seiner menschlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Persönlichkeit, zu liefern, so verliert jene Forderung ihre Schärfe und die kritische Strenge weicht den Regungen des Gemüths. Ob die Gattin ihren Gatten richtig und objectiv geschildert habe, fragen wir weniger, als daß wir empfinden: hier haben sich zwei gefunden, die sich verstanden haben; immerhin aber ergibt sich auch aus der unbefangenen Lesung dieser Blätter die Erkenntniß, daß zu einem solchen Verständnisse, das ja auch in die Geisteswerkstätte des Mannes eindringt, von seiten der Frau Eigenschaften nöthig waren, die uns alle Achtung abgewinnen; es stellt sich aber auch eine zweite Erkenntniß ein, die nämlich, daß der Geschilderte ein bedeutender Mann war. Freilich wußte man das schon früher trotz den mancherlei Ausstellungen, welche seine beiden bekanntesten Werke, die „Tektonik der Hellenen" und „Ueber den Baumcultus der Griechen und Römer", bei Kennern zu befahren hatten; weniger bekannt aber war bisher, wenigstens in weitern Kreisen, Boetticher's Lehrwirksamkeit und

nicht minder sein (stark preußisch gefärbter) Patriotismus und seine streng protestantische Ueberzeugung — wie denn solche menschliche Züge gewöhnlich erst nach dem Tode des Betreffenden einem weitern Publikum bekannt gegeben werden. Wir erfahren hier, daß Boetticher eine harte Jugend- und Entwickelungszeit durchmachen mußte und daß auch später noch, in scheinbar gesicherten Stellungen, viel Ungemach über ihn erging; er war, nach allem zu urtheilen, ein Charakter, ein Mann, der wußte, was er wollte und nicht vor jedem die Segel strich, von höchst empfindlichem, darum auch leicht gekränktem Rechtsgefühl. Mit dem Namen der Akropolis und ihrer Tempel (an deren Restitution er sich lebhaft betheiligte), mit der Frage der Bemalung von Marmorkunstwerken, der Bestimmung von Tempelgebäuden (ob Thesaurentempel oder agonale Festtempel, welchen Unterschied er zuerst erkannte) wird Karl Boetticher's Name auf immer verbunden bleiben. Wer sich das Bild des Verstorbenen zu ergänzen wünscht, wird zu dem vorliegenden Buche noch die mehr fachmännische Schrift von Blankenstein: „K. Boetticher in seinem Leben und Wirken" (1889), hinzuzunehmen und zu studiren haben.

J. Mähly.

Zur deutschen Literatur.

1. Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts von Hellmuth Mielke. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1890. Gr. 8. 4 M.

Der Verfasser hat seinem Werke ein Wort Adolf Stahr's als Motto vorgesetzt, welches lautet: „Die Geschichte des modernen Romans ist noch zu schreiben. Sie wird ein merkwürdiges Buch werden, lehrreicher und interessanter als viele sogenannte Geschichtswerke und Literaturschriften." Offenbar sollte der letzte Satz andeuten, daß von allen Arten des poetischen Schaffens keine dem modernen Leben zugleich so entspricht und es in so vielseitiger Weise widerspiegelt als gerade der Roman. Während andere Kunstgattungen ihren Einfluß nur auf den engern Kreis der Gebildeten erstrecken, reicht der des Romans bis in die untersten Schichten des Volks und gerade da beginnt derselbe oft am meisten wirksam zu sein, wo er den Charakter des Kunstwerks am meisten abgestreift hat. Für eine historische Betrachtung des modernen Romans stehen infolge dessen zwei Wege offen: entweder man läßt das culturhistorische Interesse vorwalten und betrachtet die Entwickelung des Romans in seiner ganzen Breite, die Regungen des Volksgeistes, die in ihm zum Ausdrucke gelangen, und die Wirkungen, welche er selbst erzeugte; oder aber man geht von rein literarischen und ästhetischen Gesichtspunkten aus und gibt als Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte eine Darstellung der Entwickelung jener besondern Kunstgattung, die wir Roman nennen. Im erstern Falle muß der Historiker unverzagt auch in das Meer der Leihbibliotheken- und Colportageromane hinabtauchen und darf sich nicht darauf beschränken, einzelne hervorragende Erscheinungen nach seinem subjectiven Ermessen herauszuheben, und wenn auch unbedingte Vollständigkeit des Materials nicht durchaus erforderlich ist, so darf doch nichts außer Acht gelassen werden, was als werthvolles Zeugniß für die jeweilige Zeitstimmung gelten kann. Im zweiten Falle dagegen ist ihm diese sorgsame Auswahl des Materials, welches zu bearbeiten ist, die strenge Sonderung des ästhetisch Werthvollen von der bloßen Unterhaltungsliteratur und noch mehr von der werthlosen Fabrikwaare zur unbedingten Pflicht gemacht.

Der Verfasser des vorliegenden Werks hat keine dieser beiden Methoden befolgt oder wenigstens hat er keine derselben rein festgehalten, sondern beide vermischt. So kommt es, daß sein Werk sehr ungleich gearbeitet ist. Bald erhalten wir eingehende Darstellungen, ausführliche Beurtheilungen einzelner Schriftsteller und sorgfältige Analysen einzelner Werke, bald müssen wir uns mit der bloßen Aufzählung von Namen und Titeln begnügen. Das letztere aber ist für eine historische Darstellung immer ein großer Fehler und für gewöhnlich ein sicheres Anzeichen dafür, daß es dem Verfasser entweder an einer festen Methodik überhaupt oder doch wenigstens an einer sichern Durchführung derselben gebricht. Denn seine Aufgabe ist es, zu entwickeln, nicht zu katalogisiren, dem Zusammenhange in der Masse der Einzelerscheinungen nachzuspüren, aber nicht dieselben mechanisch aneinanderzureihen und in verschiedene Fächer einzuordnen. Indessen darf man im vorliegenden Falle mit dem Verfasser dieserhalb nicht allzu sehr rechten, weil er mit seinem Buche ein Gebiet der literarhistorischen Forschung betreten hat, das leider noch sehr wenige Bearbeiter bisher fand. Die Schwierigkeiten, welche die Massenhaftigkeit des Materials bereitet, sind allerdings keine geringen und man kann dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen, daß er ihrer bis zu einem hohen Grade Herr geworden ist.

Ich hatte vor einiger Zeit Gelegenheit, an dieser Stelle (Nr. 18) das Werk von Rehorn über den deutschen Roman zu besprechen, welches so ziemlich denselben Gegenstand behandelt wie das vorliegende, wenngleich es auch die Anfänge des deutschen Romans, namentlich im 18. Jahrhunderte, in den Kreis der Betrachtung zieht und die Form der Darstellung selbst mehr essayistisch als streng historisch ist. Gegenüber diesem Buche bezeichnet das von Mielke einen entschiedenen Fortschritt, schon deshalb, weil es den Gegenstand streng historisch zu behandeln wenigstens den Versuch unternimmt. Aber auch die Darstellung selbst ist fester und einheitlicher, der historische und besonders culturhistorische Hintergrund ist reicher gezeichnet und die Verbindungsfäden, welche die Zeitereignisse und

Zeitstimmungen mit den einzelnen Werken verknüpfen, treten wirksamer zu Tage. Aber freilich tritt auf der andern Seite das, was bei Rehorn zu tadeln war, auch bei Mielke störend hervor: der Mangel an festen ästhetischen Grundbegriffen.

So überflüssig — heißt es in der Einleitung — wie für eine Weltgeschichte eine philosophische Betrachtung über das Wesen des Menschen, wird für eine geschichtliche Darstellung des modernen Romans eine Erörterung ästhetischer Regeln und Gesetze sein. Der Roman wird selbst zu zeigen haben, was er ist und was er zu leisten vermocht hat, und wenn wir seine Thaten aufzählen, ein Bild seines Lebens zu zeichnen versuchen, erreichen wir vielleicht einen stärkern Eindruck, als wenn wir mit seinen Gegnern Begriffe spalten und Definitionen zusammenkleben.

Man kann zweifelhaft darüber sein, ob eine vorausgesandte ästhetische Erörterung über den Roman — die freilich mit „Begriffe spalten und Definitionen zusammenkleben" nichts zu thun hat — als Einleitung zu dem vorliegenden Werke am Platze war; aber nothwendig ist eine ästhetische Grundanschauung, um das Einzelurtheil danach zu prüfen und zu sichern. Der Mangel einer solchen bringt nothwendig — und auch im vorliegenden Werke — den Nachtheil mit sich, daß das Urtheil fortwährend hin- und herschwankt, bald da, bald dort Einzelzüge herausgreift, in allerlei zutreffenden und unzutreffenden Bemerkungen, geistreichen Reflexionen und banalen Redewendungen sich umherwirft und nur selten zu festen Ergebnissen hinführt. Das kann man um so mehr bedauern, als der Verfasser im übrigen eine nicht gewöhnliche Gabe lebensvoller und farbenreicher Darstellung besitzt. Er handhabt nicht einige wenige Begriffe und Redewendungen, sondern weiß sich liebevoll in die Eigenart der dichterischen Individualitäten und ihrer Werke zu vertiefen und zu deren Schilderung eine reiche Farbenscala zu verwerthen. Am meisten ist diese eingehendere und farbenreichere Darstellung natürlich den bedeutenden Romandichtern der neuesten Zeit zugute gekommen, besonders Berthold Auerbach, Gustav Freytag und Spielhagen, von denen mir nur der letztere auf ein zu hohes Postament gestellt worden ist, so wenig auch auf der andern Seite Veranlassung vorhanden sein kann, seinen wohlverdienten Dichterruhm zu schmälern. Ein eigenthümlicher Umstand verdient übrigens noch Erwähnung. Der Verfasser bemerkt in seinem Vorworte, er habe die Charakteristik Alfred Meißner's aus Anlaß der traurigen Affaire Hedrich-Meißner zurückgezogen. Was heißt das? Soll damit gesagt werden, daß jene „Affaire" die literarhistorische Stellung Meißner's wesentlich verändert und in ein anderes Licht gestellt habe, so war es Aufgabe des Verfassers, sein Bild nun in dieser neuen Beleuchtung zu zeichnen. Ist aber der allgemeine Charakter der Dichtungen Meißner's von dem Streite unberührt geblieben, so mußte er auch seinen Platz in dem vorliegenden Werke finden. Der Verfasser konnte seine Entscheidung über die Frage hintanhalten, ob und wie weit Hedrich an der Ausführung der Romane theilgenommen habe; diese Romane selbst aber, welche als einheitliche, abgeschlossene Werke vorliegen, konnten sehr wohl einer objectiven Würdigung unterzogen werden, gleichviel wie die Autorfrage entschieden wurde. Daß der Verfasser einen hervorragenden Vertreter der Romanliteratur aus seinem Werke einfach streicht, ist ein charakteristischer Beleg dafür, daß er, wie schon oben bemerkt wurde, trotz seiner redlichen Absicht, den modernen Roman streng historisch zu behandeln, vielfach in der Mitte zwischen historischer Entwickelung und bloßer Katalogisirung und Gruppirung nach wenigen Hauptgesichtspunkten stehen geblieben ist. Das zeigt sich besonders auch in dem letzten Abschnitte, der den modernen Realismus behandelt und unter deren Vertretern nicht nur die Lindau, Th. Zolling, Dernburg, sondern auch die Repräsentanten des jüngsten Deutschlands bis zu Conrad Alberti und Kretzer uns vorführt. Ansätze zur lebensvollen Charakteristik, zu strenger Entwickelung sind wohl zu bemerken; auch fehlt es nicht an trefflichen Einzelbemerkungen und ihr Ziel sicher treffenden Urtheilen; das Ganze aber kommt nicht über eine äußerliche Gruppirung und Aufzählung hinaus. Indessen bezeichnet das Buch Mielke's doch trotz alledem, wie schon hervorgehoben wurde, einen beträchtlichen Fortschritt auf dem Wege der streng historischen Behandlung des modernen Romans, und seine lebendige, fesselnde und vorurtheilslose Darstellung empfehlen es allen denen, die in großen Zügen ein Bild des deutschen Romans im 19. Jahrhundert zu gewinnen wünschen.

2. G. E. Lessing's Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Lachmann. Dritte aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt durch Franz Muncker. Fünfter und sechster Band. Stuttgart, Göschen. 1890. Gr. 8. 9 M.

Von der bekannten vortrefflichen Lessing-Ausgabe, welche von Lachmann zuerst herausgegeben wurde, wird eine dritte Auflage von Franz Muncker in München besorgt, von der jetzt zwei weitere Bände erschienen sind. Der fünfte Band enthält den größten Theil derjenigen prosaischen Schriften Lessing's, welche in den Jahren 1752—54 erschienen sind. Dazu gehören verschiedene Vorreden zu Uebersetzungen, kleinere Aufsätze aus der Vossischen Zeitung, die Briefe und Rettungen, welche im zweiten und dritten Bande der Ausgabe Lessing'scher Schriften von 1753 und 1754 enthalten waren und endlich das „Vademecum für den Pastor Lange". Der sechste Band bringt aus den Jahren 1754—58 die „Theatralische Bibliothek" (bei der indessen mit Recht alles, was bloße Uebersetzung ist und als solche für das Verständniß des Zusammenhangs entbehrt werden kann, weggelassen ist), ferner die Vorrede zu den „Vermischten Schriften des Ch. Mylius" und endlich die mit Mendelssohn gemeinsam verfaßte Abhandlung „Pope, ein Metaphysiker" aus dem Jahre 1755. Die streng chronologische Reihenfolge der Schriften, welche jetzt fast überall bei größern Gesammtausgaben zur Geltung kommt, wird auch hier festgehalten. Den Text hat der neue Bearbeiter mit kritischer Umsicht und Sorgfalt nochmals genau durchgesehen, namentlich auch

nach den Originalausgaben wiederholt geprüft. Die Ausstattung ist vorzüglich und so wirkt alles zusammen, um diese neue Gesammtausgabe — sie ist auf funfzehn Bände berechnet — zu einer Musterausgabe der Lessing'schen Schriften zu machen.

3. Lessing's Laokoon. Für den weitern Kreis der Gebildeten und die oberste Stufe höherer Lehranstalten bearbeitet und erläutert von W. Cosack. Mit einer Abbildung der Marmorgruppe, Einleitung und Namenregister. Vierte berichtigte und vermehrte Auflage. Berlin, Haude u. Spener. 1890. 8. 2 M.

Die bekannte Laokoon-Ausgabe von Cosack erscheint hier in vierter Auflage und widerlegt so am besten die Bedenken und Vorwürfe, welche man, wie der Verfasser im Vorworte hervorhebt, gegen das Unternehmen beständig erhoben hatte. Man hatte ihm vorgeworfen, er habe ein Meisterwerk verstümmelt dadurch, daß er es seines gelehrten Schmucks beraubte, und er habe so die Treue gegen den Verfasser und damit die ihm gebührende Pietät verletzt. Kein Vorwurf ist weniger berechtigt und nichts ist ungereimter, als die Pietät für verletzt zu halten, wenn aus didaktischen Gründen ein Werk umgestaltet und damit auch denen, die außerhalb der gelehrten Zunft stehen, zugänglich gemacht wird. Wie sehr dadurch das Studium des „Laokoon" — leider wird er noch immer viel zu wenig studirt — gefördert wurde, beweist der Erfolg der Cosack'schen Ausgabe, welche ja das Originalwerk für den Gelehrten in unveränderter Gestalt bestehen läßt. Ob es richtig war, die neue Orthographie auch auf diese Ausgabe zu übertragen, darüber kann man denn doch sehr zweifelhaft sein. Es kann dadurch doch leicht ein falsches Bild von Lessing'scher Schreibart sich einprägen und überdies würde es auch kaum eine Störung für den Leser verursachen, wenn man selbst die veralteten Ausdrücke, wie: itzt, Reitzungen u. dgl., oder gar veraltete Schreibweisen, wie: bey, reissen u. s. w. beibehielte. Auch sonst würde man gegen manche Grundsätze, die den Verfasser bei seiner Arbeit geleitet haben, wie gegen ihre Anwendung im einzelnen manche Bedenken erheben können. Doch wird dadurch der Werth des Buchs nicht wesentlich beeinträchtigt und so sei es auch in seiner neuen Auflage allen Gebildeten warm empfohlen.

Max Groeben.

Zur Namen- und Volkskunde der Alpen.

Zur Namen- und Volkskunde der Alpen. Von A. Prinzinger dem Aeltern. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte Baiern-Oesterreichs. München, Th. Ackermann. 1890. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Im ersten Theile dieser 71 Seiten umfassenden Schrift richtet sich der Verfasser gegen den Grundsatz geographischer Namendeutung (zunächst auf dem mitteleuropäischen Boden deutscher Zunge), welcher von den frühesten urkundlich erreichbaren Namensformen auszugehen verlangt. Der Verfasser stellt dagegen die Forderung auf, man solle vielmehr von der heute üblichen Namensform, wie sie im Volksmunde lebe, ausgehen: diese sei die echte, im Laufe der Jahrhunderte kaum je veränderte.

Den Beweis für diese letztere Behauptung kann man indessen nicht als erbracht ansehen. Daß die älteste erreichbare Urkundenform eines Ortsnamens ausnahmslos auf die richtige Deutungsfährte leiten müsse, wird freilich kein Vernünftiger behaupten, denn der Urkundenschreiber könnte sich ja gerade bei der Niederschrift eben dieses Namens verschrieben haben; aber das stößt doch nicht die Regel um, daß die dem Ursprunge des Namens näher liegenden Jahrhunderte den Namen in reinerer, also für die Erklärung günstigster Lautform darzubieten pflegen. Vollends jedoch die Unveränderlichkeit der Namenformen im Volksmunde — wer vermöchte die zu beweisen! Wie selten kennen wir die Namenaussprache früherer oder gar frühester Jahrhunderte aus der zeitgenössischen Ueberlieferung! Wenn aber z. B. bei Sonneberg eine der Thüringerwaldhöhen, welche noch gleich dem Donnershaug (Donars-Berg) unsern Oberhof das uralt germanische Wort „Haug" (altnordisch haugr) für „Berg" enthalten, einst Nis-Haug hieß und jetzt — Isaak oder Isack genannt wird, wer könnte da zweifeln, daß in diesem Falle wie in tausend andern die ältere schriftlich überlieferte Namenform die echte, die derzeitig vom Volke gebrauchte eine ganz falsche sei, veranlaßt durch das bekannte Streben, nicht mehr verstandene Worte andern lautlich anzuähnlichen, mit welchen sie dem Sinne nach gar nichts zu thun haben, wie wenn in harzer Apotheken das unguentum neapolitanum als „umgewendeter Napolium" verlangt wird.

Der Verfasser bringt unter anderm vor, daß Berchtesgaden in Urkunden Perchtoldsgaden, Berchtesgademen, Berchirchsgaden, ja Petersgaden hieße, vom Volke dagegen schon „das ganze Mittelalter hindurch" ungefähr wie heute Berchtesgaden genannt worden. Das beweist doch aber für seine These gar nichts, auch abgesehen davon, daß man Belege der Volksaussprache des Namens für sämmtliche Jahrhunderte des Mittelalters gewiß nicht beizubringen vermag. „Petersgaden" ist zweifellos verschrieben; „Perchtoldsgaden" aber führt eben zu der einzigen richtigen Deutung: „Haus (Gademen oder Gaden) Berchtold's." Noch unbegreiflicher ist des Verfassers Bedenken gegen Ableitung des Namens des mondsichelförmigen Mondsees von Mond; gerade die altüberlieferte Form „Mansee" zeugt für die Richtigkeit dieser Deutung, denn, wie unser „Monat" zeigt, sagte man ehedem „Mon" für „Mond" und noch früher „Man" (wie in Manharts-Wald, eine Tautologie für Lunae silva). Lautet nun wirklich, wie der Verfasser behauptet, das Wort „Mond" im heutigen

bairisch-österreichischen Dialekt Mā̃ (nasalirten Ausklangs), jener Seename hingegen Mannsee, so folgt daraus nur, daß entweder die ursprüngliche Beziehung des Namens auf den Begriff Mond mit der Zeit aus dem Volksbewußtsein entschwunden oder wenigstens, daß die ehemalige Aussprache des Wortes Mond dem Volke nur im Mondseenamen erhalten geblieben ist!

Anregender wirkt im zweiten Theile der Schrift der Erklärungsversuch der fünf Namen aus Salzburgs Umgebung: Tennengebirge, Göll, Untersberg, Staufen, Kees. Die herrlichen Berggestalten, auf welche sich die Namen beziehen, sind auch in treuen Umrißbildern auf den beiden angehängten Tafeln dem Leser vorgeführt. Allerdings werden Sprachwissenschaftler gleichfalls gegen diesen Abschnitt manches einzuwenden haben. So wird namentlich die Verknüpfung des Namens „Kees“, wie man in Salzburg und Kärnten, im Ziller- und Pusterthale die Gletscher nennen hört, mit „Käse“ dem Sprachforscher ebenso wenig einleuchten wie dem Laien. Hier fällt der Verfasser auch ganz aus der Rolle, denn er weiß, daß das hochdeutsche Wort Käse (lateinisch caseus) im bairisch redenden Alpenvolk „Kas“ lautete und noch lautet. Die einzige Möglichkeit, der Deutung von „Kees“ auf die Spur zu kommen, liegt offenbar in dem glücklichen Funde einer Glosse in einem Bibelcodex des Klosters Tegernsee, welche das lateinische gelu übersetzt mit „Duft, Kees (ches)“. „Duft“ soll jedenfalls den im Gebirge oft so eigenthümlich grotesken Rauhreifbehang, den „Duftanhang“ (im Harz kurz „Anhang“ genannt) bedeuten und Kees oder chees, ches wahrscheinlich Gletscher oder Gletschereis. Gegenüber dieser Beziehung von Kees auf ein alteinheimisches Alpenwort, das allerdings einstweilen vereinsamt zu stehen scheint, im Wortschatz indogermanischer Zungen, vermag der Verfasser nichts Triftiges einzuwenden, noch viel weniger seine Vergleichung des Wassergerinnens zu Eis mit dem Gerinnen der Milch erfolgreich etymologisch zu empfehlen.

Auf den letzten 20 Seiten enthüllt uns ein Schlußtheil eine ganz neue, leider jedoch ebenso gebrechliche Hypothese, nämlich die vom ursprünglichen Wohnen der Deutschen in den deutschen Alpen. Alle Ueberlieferung des Alterthums, daß bis zur Völkerwanderung dort Räter und Kelten gesessen, zuletzt von Rom unterjocht, daß die Germanen bis zum Ausgange des Alterthums allein von der Donau nordwärts Wohnsitze innehatten — all das soll falsch sein! Dr. Prinzinger knüpft dabei an seine erwähnte Namendeutung der Höhen um Salzburg an und meint, wenn der Untersberg heidnisch heiße nach dem „Unter“, dem Herrn der Unterwelt (Gott heißt in der That noch heute dort zu Lande der „Ober“, so im Trostworte: „der Ober wird's schon wieder recht machen“), so könnte er nicht von den im Sturme der Völkerwanderung einbrechenden Baiern so getauft worden sein, weil diese keine Heiden mehr gewesen. Indessen wie viel Heidenthum hat sich unter der anfangs doch rein äußerlichen Hülle des Christenthums bei unsern Altvordern tief ins Mittelalter, ja hie und da bis heute erhalten! Sehr stumpf dünkt zum Schlusse der Trumpf: die Deutschen müßten zur Römerzeit schon in den Alpen gesessen haben, sonst hätten sie nicht dort so viele Ortsnamen aus Römermund rein übernommen oder höchstens dieselben sich ein wenig mundgerecht gemacht (wie denn wirklich sogar noch gegenwärtig der Mittwoch in einigen Alpengegenden von dies Mercurii der Mircher, Mircha und Mirka heißt). Doch alteinheimische Namen werden sehr häufig von sieghaften Eroberern treu bewahrt oder der eigenen Sprache nur angeähnlicht, und lange Zeit wohnten noch im Mittelalter alpine Romanen neben den Deutschen. War's denn mit den Slawen und den slawischen Ortsnamen im deutschen Nordosten anders?

Alfred Kirchhoff.

Oberammergau.

1. Oberammergau und sein Passionsspiel von Karl Trautmann. Zeichnungen von Peter Halm. Erste bis dritte Auflage. (Funfzehnter Band der Bayerischen Bibliothek, begründet und herausgegeben von Karl von Reinhardstöttner und Karl Trautmann.) Bamberg, Buchner. 1890. 8. 1 M. 40 Pf.
2. Das Oberammergauer Passionsspiel. Geschichtlich und religiös-ästhetisch beleuchtet von G. Huyssen. Mit einem Vorwort von Friedrich Fabri. Zweite Ausgabe. Barmen, Klein. 1890. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Der Christus-Mayr. Neue Studien über Oberammergau. Von W. Wyl. Berlin, Fontane. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

In der alle zehn Jahre sich erneuernden Literatur über Oberammergau und sein Passionsspiel nimmt heuer die gleichnamige Schrift von Karl Trautmann, mit Zeichnungen von Peter Halm (Nr. 1), eine hervorragende Stelle ein. Sie ist als funfzehnter Band der im laufenden Jahre begründeten „Bayerischen Bibliothek“, herausgegeben von Karl von Reinhardstöttner und Karl Trautmann (Bamberg, Buchner), erschienen; diese hat sich zum Ziele gesetzt, die für die Geschichte des gesammten bairischen Landes in seiner heutigen Ausdehnung neugewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse in möglichst allgemeinverständlicher Form darzulegen und dabei nur solche Stoffe zu behandeln, die bisher überhaupt nicht oder doch nur lückenhaft und ungenügend bearbeitet vorlagen. Das Unternehmen ist uns erst im genannten Bande vor Augen getreten und empfiehlt sich durch diesen allerdings aufs beste. Von seiner schönen Ausstattung abgesehen, schreibt hier

ein hervorragender Kenner der Renaissance- und Barockzeit Baierns in sehr anmuthender Weise über den ihm völlig vertrauten Gegenstand und hat diesem wesentlich neue Seiten abgewonnen, deren Aufstellung auf das sorgfältigste aus den Quellen belegt wird. Danach ist das heutige Passionsspiel mit seiner ganzen örtlichen Umrahmung, soweit solche durch culturliche Einwirkung bedingt ist und nicht auf der prächtigen Berg- und Bodenbildung ruht, ein Erzeugniß unter vielen andern der neuen Bildungseinflüsse der Gegenreformation, die mit den Jesuiten als Trägern der Barockentwickelung ihren Einzug in Baiern hielt. Wir haben im heutigen Passionsspiele, von seinen Umarbeitungen, die es dreimal erfahren, abgesehen, ein Jesuitendrama zu erkennen, eine Schöpfung gelehrter, im Geiste der Zeit arbeitender Dichter, die die Bühne der italienischen Renaissance nach Altbaiern und auch in seine Alpenthäler verpflanzten. Frei von jeder subjectiven Anschauung wird vom Verfasser der Nachweis geführt, daß und wie das in unsern Tagen die Augen auf sich ziehende Schauspiel im bairischen „Pfaffenwinkel" in unlöslichem Zusammenhange mit der neuern Culturgeschichte Baierns steht. Darüber aber scheint denn doch dem Verfasser die innere Wandlung, welche das Passionsspiel im letzten Jahrhunderte durchgemacht hat, weniger ins Gewicht gefallen zu sein.

Diese Wandlung ist aber durch jene Umarbeitungen, deren wichtigste vom ettaler Pater Ottmar Weiß 1811 und 1815 vorgenommen wurde und deren letzte der oberammergauer Pfarrer Joseph Daisenberger veranstaltete, so einschneidend geworden, daß die heutige Darstellung des der dramatischen Jesuitenschule entstammten Werks des „berühmten Comicus" Ferdinand Rosner von 1750 vom evangelischen Professor Fabri in Bonn als „eine wahrhaft evangelische, von selten erbaulicher und daher auch apologetischer Kraft" bezeichnet werden kann.

So sagt er in seinem Vorworte zu des verstorbenen Consistorialraths und Oberpfarrers G. Huyssen jetzt in zweiter Auflage als „Das Oberammergauer Passionsspiel" erschienenen Buche (Nr. 2). Dieses wollte 1880 unter dem Titel „Christi Leiden im deutschen Volksschauspiel, namentlich im Oberammergauer Passionsspiel" als Führer den Besuchern des letztern dienen, trat aber erst spät im Sommer in die Welt. Jetzt hat es als eine auf guten Studien der einschlägigen Literatur, aufmerksamer Beobachtung und religiös-ästhetischer Würdigung der dramatischen Aufführung beruhende Arbeit hoffentlich vielen Besuchern das rechte Verständniß vorbereitet. Auch Huyssen zeugt wie Fabri vom evangelischen Charakter des Spiels (S. 28):

Von einer [solchen] einseitigen Hervorkehrung dogmatischer Irrthümer weiß das ganze Passionsspiel nichts, wie wir nachher auch sehen werden. Es geht nirgendwo darauf aus, für die römische Kirchenlehre zu gewinnen, behandelt überall in allen häufig vorkommenden Anreden des Chors und des Prologs die Versammelten alle gleich als Christen, ohne eine confessionelle Unterscheidung zwischen ihnen zu kennen. Der Prolog schließt sogar mit der Hoffnung, daß wir uns alle um unsern Heiland droben vereinigt wieder sehen möchten, obschon notorisch immer vielleicht die Hälfte oder ein Drittel der Zuschauer deutsche, englische, amerikanische, schweizerische Protestanten waren, denen doch die römische Kirche die Seligkeit abspricht. Auch in den Einleitungen der schon erwähnten orientirenden Textbüchlein wird nicht die leiseste Anspielung auf katholische Scheidelehren und confessionelle Verschiedenheit gemacht. Und Maria wird nie als Spenderin des Segens angerufen oder betrachtet, sondern nur Gott; jene wird nirgendwo angebetet oder als Fürbitterin in Anspruch genommen. So wird auch die Reformation unter den beklagten Zeitereignissen, die den Passionsspielen Eintrag gethan haben, gar nicht einmal erwähnt, obschon sie gewiß ihren Theil Schuld mit daran trägt. Von dem Papst ist nirgendwo die Rede und die altkatholischen Sagenstoffe, die sich ja zahlreich an die Passion Jesu angeschlossen haben, sind nur sehr wenig berücksichtigt, selbst die tiefsinnige Sage vom ewigen Juden wird nur ganz im Vorübergehen berührt und die von Veronika mit dem Schweißtuche noch kürzer.

Dagegen ist es leicht, verschiedene Stellen im Passionstexte nachzuweisen, in denen sogar eine Art von Apologie evangelischer Lehren gefunden werden könnte. Da ist zunächst der das ganze Spiel durchziehende stete Nachweis des innigen Zusammenhangs zwischen Altem und Neuem Testament, welchem die das formale Princip des Protestantismus bestimmende Idee zu Grunde liegt, daß die Bibel Alten und Neuen Testaments als die einige untheilbare Quelle unsers Glaubens, unserer Lehre und unsers Lebens zu betrachten sei. Dann ferner ist zu beachten die so überaus starke, im Texte gar oft wiederholte Hervorhebung der tiefen und schweren Sündenschuld des Menschen als Grund der Erlösung, entgegen allem katholischen Pelagianismus, der sie zu verkleinern sucht. Ueberall wird Rettung und Hülfe ganz allein durch die Gnade Gottes in Christo gesucht, entgegen aller und jeder katholischen Werkgerechtigkeit. Von dieser findet sich durchaus keine Spur, sondern es zeigt sich überall die paulinisch-augustinische Auffassung von der Erlösung und Rechtfertigung durch Leiden und Tod des Gottessohnes. So wird denn auch überall im Texte des Passionsspiels eben Christus voll und freudig als Gottessohn erkannt, und auch das ist von apologetischer Bedeutung. Endlich ist denn doch aber auch in der so außerordentlich würdig und angemessen durchgeführten Scene der Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, die wol als Tableau hätte behandelt oder sonstwie zurückgedrängt werden können, eine Art von stillschweigender Apologie der protestantischen Abendmahlsfeier im Gegensatze zur katholischen Kelchentziehung zu sehen.

Nach diesen Zeugnissen dürfte von Rosner doch wol nicht viel mehr als eine gewisse äußere Anordnung, die Verwendung der Musik und der lebenden Bilder aus dem Alten Testament, zurückgeblieben sein, der geläuterte christliche Sinn und Takt seiner Nachfolger aber neuen Geist in die stark veränderte Form gegossen haben. Und es wird uns die höchst merkwürdige und an manche Erscheinung der Reformationszeit erinnernde Thatsache bezeugt, daß in Oberammergau unter dem Festhalten an den herkömmlichen Formen des landesüblichen Katholicismus im täglichen Leben eine rein biblische Auffassung der christlichen Heilswahrheiten durch die stete Beschäftigung mit der evangelischen Erzählung zur Geltung gekommen ist.

Von der diesjährigen Aufführung, den ihm vor einem Jahrzehnt vertraut gewordenen Darstellern und dem Passionsdorfe, den ihm drohenden Gefahren und allerlei jüngsten es berührenden Vorgängen plaudert der Verfasser

der „Maitage in Oberammergau“, W. Wyl, in seinem jüngsten Büchlein: „Der Christus-Mayr“ (Nr. 3). (Joseph Mayr ist bekanntlich der Darsteller des Heilands.) Bei allen Besuchern des Passionsspiels und Lesern des Romans der Frau von Hillern „Am Kreuz“ wird das Buch viel Interesse erregen.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Anfänge des bürgerlichen Schauspiels, die sich besonders an die Namen Lillo, Diderot und Lessing knüpfen, bildet das demnächst im Göschen'schen Verlage in Stuttgart erscheinende Buch Dr. C. Flaischlen's, des Verfassers der originellen „Graphischen Litteraturtafel“: „Otto Heinrich von Gemmingen“, mit einer Vorstudie über Diderot als Dramatiker: „Le père de famille“ („Der deutsche Hausvater“). Gemmingen's heute ganz vergessenes Schauspiel, nur im Titel eine Nachahmung des Diderot'schen „Le père de famille“, verdiente seiner historischen Bedeutung wegen längst eine eingehendere Untersuchung, zumal dasselbe auch auf Schiller's „Kabale und Liebe“ von nachwirkendstem Einflusse wurde. Der Verfasser hat in anerkennenswerther Weise den ganzen damit zusammenhängenden Stoffkreis des bürgerlichen Schauspiels zur Berathung gezogen, sodaß das Buch auch für weitere Kreise Interesse haben dürfte.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Im ersten Hefte des 25. Bandes der „Revue internationale“ schreibt Jean Menos im Anschluß an Gustav Freytag's „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ (Leipzig, Hirzel): „Kaiser Friedrich, der Krieger, wird im Gedächtnisse der Menschen eine Art Friedensbote bleiben. Die Vernunft sagt uns ja, daß er Kaiser von Deutschland und der Erbe einer Macht war, welche er für sein Haus heiß ersehnt hatte und welche er sicher nicht freiwillig hätte vermindern lassen; aber der Zauber dieser Leidensgestalt ist stärker als jeder Vernunftgrund. Man kann sich nicht denken, daß er anders als gerecht und gut gewesen wäre. Ist es nicht seltsam, daß Frankreich den Sieger von Wörth beinahe liebt, während man in Deutschland sein Andenken wenig achtet, wenn man ihm nicht etwa gar feindlich ist? (?! D. Red.) Diese geringe Achtung tritt in den Erinnerungen Freytag's zu Tage. Der Verfasser der «Ahnen» muß sich natürlich gegen einen solchen Vorwurf verwahren; deshalb umkleidet er seine Urtheile mit glänzenden Lobeserhebungen über die Güte des Kronprinzen, was ihm gestattet, seinem kaiserlichen Gönner staatsmännische und soldatische Eigenschaften abzusprechen. . . . Wir erfahren nichts wesentlich Neues, aber es ist von Interesse, die Urtheile eines Mannes wie Freytag über einen Fürsten zu kennen, der sein Freund war, wenn man nach den wiedergegebenen Gesprächen urtheilt. Diese Erinnerungen würden jedenfalls niemals zu Tage gekommen sein, wenn der Kronprinz am Leben geblieben wäre. «Herr, behüte mich vor meinen Freunden; vor meinen Feinden will ich mich schon selber schützen» — ist ein Gebet, das die Mächtigen wie die einfachen Sterblichen und mehr noch wie diese früh und spät wiederholen sollten. . . . Was die Verfassung der Gemüther im Elsaß zur Zeit des Kriegs anbetrifft, so wollen wir mit Freytag's Urtheilen nicht rechten: die Folge hat sie zu sehr Lügen gestraft und thut dies noch.“

Von P. J. Möbius' Werk: „J. J. Rousseau's Krankheitsgeschichte“ (Leipzig, Vogel, 1889) gibt der Berichterstatter eine schlichte Inhaltsangabe.

Von Hans Hopfen's „Robert Leichtfuß“ (2 Bde., Stuttgart 1888) sagt Menos: „Hans Hopfen gehört zu den angenehmen Erzählern und gleicht oft Paul Heyse. Sein Roman ist langathmig und zusammenhanglos, aber er läßt sich lesen.“ Mit Unentschlossenheit beginnt der Roman, „ebenso zerhackt und mit unendlichen Reden über das, was die Helden denken und nicht denken, wird er fortgesetzt“. Die Charakterzeichnung wird gelobt.

Bibliographie.

Baltzer, A., Ferd. Tönnies: Gemeinschaft und Gesellschaft. Zur Erläuterung der socialen Frage dargestellt. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 1 M.

Bernhard, W., Ueber das Naturgesetz von der Erhaltung der Kraft. Ein populärer Vortrag. Schw.-Hall, Staib. Gr. 8. 50 Pf.

Bismarck's politische Briefe aus den Jahren 1849—1889. 3. Sammlung. 1. u. 2. Aufl. Berlin, Steinitz. Gr. 8. 5 M.

Cantor, G., Zur Lehre vom Transfiniten. Gesammelte Abhandlungen aus der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. 1ste Abth. Halle a. S., Pfeffer. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Delling, Geschichte des 5. Infanterie-Regiments „Prinz Friedrich August“ Nr. 104. 1867—1889. Auf Befehl des Regiments bearbeitet. Chemnitz, Focke. Lex.-8. 3 M.

Deuerling, A., Gymnasialreform und Einheitsschule. Vortrag. München, Lindauer. Gr 8. 1 M.

Döllinger, J. v., Briefe und Erklärungen über die vaticanischen Decrete 1869—1887. München, Beck. 8. 2 M. 25 Pf.

Erinnerungsblätter an den österreichischen Krieg 1866 und Führer über die böhmischen Schlachtfelder von R. R. Breslau, Preiser. Gr. 8. 50 Pf.

Gréville, H., Angèle. Roman. Mit ausschließlicher Ermächtigung ins Deutsche übertragen von L. Wechsler. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 4 M.

Grimm, H., Homer. Ilias 1.—9. Gesang. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 M.

Grosse, E., Herbert Spencer's Lehre von dem Unerkennbaren. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Herzfelder, F., Gewalt und Recht. Eine Untersuchung über den Begriff des Gewaltverhältnisses. Zugleich ein Beitrag zur allgemeinen Rechts- und Staatslehre. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Meyer, H., Die Willensfreiheit und das Strafrecht. Ein Vortrag. Leipzig, Deichert Nachf. 8. 60 Pf.

Michaelis, Mein Glaube. Herzens-Ergüsse eines Geistlichen. Kaiserslautern, Gotthold. 8. 20 Pf.

Miller, E., Aktengemäße Geschichte einer Offiziers-Pensionierung. Zugleich ein Aufschluß über antiwürttembergische Strömungen im XIII. Armeecorps. 1ste bis 4te Aufl. Stuttgart, R. Lutz. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pène, H. de, Zu schön. Roman. Nebst einem Briefe von O. Feuillet. Einzig autorisirte Uebersetzung. Dresden, Minden. 8. 2 M.

Schlosser, A., Aus dá Hoamát. Bilder aus dem Natur- und Volksleben der oberösterreichischen Alpen. Herausgegeben von H. Zötl, A. Matosch und H. Commenda. Der musikalische Theil bearbeitet von F. S. Reiter und L. Zöhrer. Linz, Mareis. 1889. Gr. 8. 3 M.

Stockton, F. R., Vielliebchen und andere Märchen für Erwachsene. Deutsch von P. Heichen. Berlin, Lüstenöder. 8. 1 M. 50 Pf.

Strahl, V., Unschuldig zum Tode verurtheilt. Roman aus unsern Tagen. 2 Bde. Dresden, R. H. Dietrich. Gr. 8. 10 M.

Sumner, W. G., Sociale Pflichten oder: Was die Klassen der Gesellschaft einander schuldig sind. Autorisirte Uebersetzung von M. Jacobi. Mit einem Vorwort von T. Barth. Berlin, Staude. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Türcke, E. Freih. v., Geschichte des 2. Thüringischen Infanterie-Regiments Nr. 32 von seiner Gründung an. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 8 M. 50 Pf.

Vries, H. de, Die Pflanzen und Thiere in den dunkeln Räumen der Rotterdamer Wasserleitung. Bericht über die biologischen Untersuchungen der Crenothrix-Commission zu Rotterdam, vom Jahre 1887. Jena, Fischer. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Wahrheit, Freiheit und Recht. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Von ***. Barmen, Wiemann. 8. 50 Pf.

Walcker, K., Politik der konstitutionellen Staaten. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 8 M.

Zola, E., Die Eroberung von Plassans (La conquête de Plassans). Roman. Aus dem Französischen übersetzt von O. Schwarz. Budapest, Grimm. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Madeleine Férat (Madeleine Férat). Roman. Aus dem Französischen übersetzt von O. Schwarz. Budapest, Grimm. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Die Geheimnisse von Marseille (Les mystères de Marseille). Roman. Aus dem Französischen übersetzt von O. Schwarz. 2 Thle. in 1 Bd. Budapest, Grimm. 8. 4 M.

— — Se. Exc. Eugen Rougon (Son Exc. Eugène Rougon). Roman. Aus dem Französischen übersetzt von O. Schwarz. Budapest, Grimm. 8. 2 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 4. September 1890.

Eintagssang.

1. Liebesgeschosse. Reglementwidriges Einzelnfeuer eines Artilleristen von Gustav Edmund. Prag, Härpfer. 1889. 12. 65 Pf.

Hoffentlich weiß der wackere prager Kanonier sein Stangenpferd oder sein schmuckes „Flügelchargenroß“ gewandter zu reiten als den Pegasus, der ihn auf das Eis der erotischen Lyrik gelockt hat; es sind wirklich nur groteske lyrische Eiszapfen, zu welchen sich die Lenzgefühle seiner Reiterliebe krystallisirt haben. Wäre nicht ein theils beabsichtigtes, theils unfreiwilliges Stück Humor mit hineingerathen in diese Stall- und Kasernenergüsse, so hätten sie besser auf den Thüren der dem Dichter ja so wohlvertrauten Arrestlocale seiner Garnison als in dessen Verlagsbuchhandlungen sichtbare Form gewonnen. Eine geeignete allgemein verständliche Probenauslese aus seinem Munitionsmagazin zu geben, ist nun nicht gerade leicht, da sich der Dichter zu sehr an die fachmännischen Ausdrucksmittel der artilleristischen Instructionsstunde und Kriegsartikel hält, wo „Seele“ etwas so anderes als in Theologie, Philosophie und im Seelenleben bedeutet. Nicht jeder kennt die Schmierlochschraube, um des Dichters Kummer ganz ergründen zu können, wenn er seiner Sehnsucht bitterlichst schmerzlichst Ausdruck leiht mit dem leidenschaftlichen Stammeln:

> Könnte heut' ich fort! Ich glaube
> Heute fänd' ich dich allein.
> Fest hat jede Schmierlochschraube
> Immer eingeschraubt zu sein.

Der Dichter kann sich leider nirgends von seinem Kanonierbrevier losmachen. Sogar für das ihm wie erwähnt so geläufige Arrestlocal vermag seine Dichtersprache kein höheres Synonym, keinen freundlicher schimmernden Tropus zu finden:

> Im „Loch“, da ist es fürchterlich,
> Und lästig sind die Spangen —

aber um so verständlicher freilich wird bei solcher grausamen Situationsmalerei die noch grausamere Unmöglichkeit:

> Jetzt könnt' ich nicht umarmen dich,
> Nicht streicheln deine Wangen.

Ja, sein ganzes Lieben scheint für ihn nur poetisch faßlich und poetisch ausdrucksfähig zu werden unter steter Bezugnahme auf sein jeweiliges dienstliches Verhältniß und unter steter Mitwirkung artilleristischer Factoren. So kommt seine Poesie unter der Kanone nicht heraus, während des Dichters „Dido“ ein zwar augenscheinlich etwas bockiges, aber jedenfalls im Sonstigen völlig löbliches Dienstroß zu sein scheint, als daß ihm in ihrem Sattel die Poesie frischen Reiterlebens und ritterlichen Reiterliebens hätte verschlossen bleiben müssen. Das seine — Apoll sei es geklagt! — hält sich gänzlich bombenmäßig. Gleichviel, es ist zu seinem realen, wenn auch nicht zu seinem dichterischen Ziele gelangt und nur um dieses Triumphes willen gehen wir nicht mit ihm ins Gericht, wenn er, der junge flausenvolle österreichische Corporal, am Ende seines Werks sich einen „Barden“ nennt:

> Laß nun des Friedens Fahne wehn!
> Umarme deinen Barden!
> Gekostet hat's viel Munition,
> Bevor ich dich bezwungen.
> Nun bist du mein, ich habe schon,
> Denk' ich, genug gesungen.

Ich denke auch: wünsche aber gleichviel dem wackern Eintags-Barden so unerschöpflichen wie unvergänglichen süßen Minnesold.

2. Gedichte eines Freigeistes. Von Albert Haeger. Zürich, Verlags-Magazin. 1890. 16. 60 Pf.

Die paar Blätter sind „allen Freidenkern in Staatskunde und Glauben“ gewidmet. Die wirre Fassung dieser

Weiheworte kennzeichnet sie vollauf. Es sind schrille gelle Hornrufe zum Umsturze des Bestehenden, die erschallen. Ins Leere natürlich. Denn das Wesen dieses Frei- und Sturmgeistes ist viel zu schal. Sein Gott ist der Zufall; „Laßt das Beten", schreit er: „Laßt das Beten" —

Nur ein mächt'ger Herrscher waltet
Hier im ird'schen Narrenhaus,
Der mit blindem Eifer schaltet,
Der seit Anfang nicht gealtet:
'S ist der Zufall, bunt und kraus.

Des Verfassers einziger Anker ist die absolute Verneinung; der einzige Traum, den er zu träumen vermag, ist der von der „Kraft", die dies vor Jahrtausenden aufgebaute „Narrenhaus" in Trümmer schlagen wird, damit Geister seines Schlags ein neues tolleres bauen. Alle Verbindungsfäden mit der Welt des Heute hat er durchschnitten, sodaß dem Heute alle Möglichkeit benommen bleibt, sich mit dem sonderbaren Weisen einer nur ihm entschleierten Zukunft zu verständigen. Wo wir ihm indessen auf greifbarem Boden begegnet sind, wie in der Uebersetzung des Locke'schen „Never despair!" hat er unsere Anerkennung gefunden (S. 13):

Wird auch der Schwache zu Boden geschmettert,
Wenn ihm die Sonne des Glücks nicht mehr tagt;
Steh' wie die Eiche, vom Sturme umwettert,
Nimmer verzagt, Freund, nimmer verzagt!

3. Gott, Freiheit und Vaterland! Von ♕. Zürich, Verlags-Magazin. 1890. 12. 1 M.

Auch dieses Namenlosen Gott heißt — ja, es sind der Namen viele; nur — gottlob! — der Zufall fehlt bei ihm. Jedenfalls liegt ein Aufguß des Faust'schen Glaubensbekenntnisses vor, wie er es seinem Liebchen gegenüber formulirt, sagen wir besser in schönere Dünste hüllt: der Faust'sche Gott mochte nicht für Gretchen-Augen taugen. Unser Prophet weiß aber auch uns Männern des 19. Jahrhunderts nichts Besseres zu sagen, als die alte Phrase aufzukochen: „Gott ist Gott und außer ihm ist nichts." So sind wir denn ein gut Stück weiter, wenigstens mit der Einführung unseres Poeten. Ich meine aber doch, wer uns hier nichts anderes zu sagen weiß, der mag wenigstens ehrlich schweigen und von anderm reden. Das thut denn auch unser visirter Sänger. Er singt die Freiheit. Möglich auch, daß die Krone eine Sängercumpanei bedeutet. Das ist gleichviel, wenn nur ihr Chorus sich als ein tüchtiger erweist. Aber das Trio oder das Quartett oder der rollentauschende Solist macht nur in Worten.

Nennt Wortgeflunker nicht dies Drohen!

sagt er selbst.

Mein Wort ist That, lacht seiner nicht!
Seht schon des Geistes Flammen lohen —

ach, wenn ich sie nur glimmen sähe! Aber da höre ich nur aus diesen Reimgebänden, daß Gold nicht mehr als gelber Sand sei, was ja nicht einmal ganze Wahrheit ist; da höre ich nur, daß ich der Gottheit selbstbewußtes, denkendes Atom sei, was mir der Dichter sicherlich nicht aus eigener Weisheit verkündet, denn schon andere haben mir das vor ihm weißzumachen sich bestrebt; es ist dies ein Samenkörnchen, welches, aus der Genesis ins Pantheistische verpflanzt, zu den abenteuerlichsten Phantasmen emporgeschossen ist. Da hören wir ferner in einem Kampf- und Preisliede der Frauenemancipation wie Sturmglocken der neuen Zeit die Fanfare schmettern:

Dem Weib sein Recht! wenn ihr die Erde theilt,
Die Erde, die des Weibes Muttererbe!
Dem Weib sein Recht! — Voll, ganz und ungetheilt;
Und wer sich frevelnd widersetzt, der sterbe!

Wer wird sich solchen Frevel auch erlauben! Uebrigens ist, wenn wir unserm Seher glauben dürfen, diese Zeit nahe:

Es winkt die goldne Zeit; das Weib erwacht,
Und es beginnt ein neuer Götterreigen!

Ich freue mich heftig darauf, ihn mitzutanzen. Vorher aber wird uns eitel Sturm prophezeit:

Es nahet die Zukunft mit ehernem Gang,
Dumpf grollend die Erde erzittert;
Aufleuchtet der düsteren Wolken Gehang,
Wie wenn's in der Ferne gewittert.
Nun, Brüder, erweiset euch edel und groß;
Begnad' euch das Schicksal: der Sturm, er bricht los.

Es ist „das alte Lied, das neue Lied" aus dem züricher Verlags-Magazin von J. Schabelitz, diesmal in schwarz-röth-gelber Broschüre. Eine Cantate auf „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" schließt das Ganze „sinniglich" (S. 32) ab. Die bunteste Freiheitsphrase wird mit dem solidesten Gleichheitsmaße vermessen und mit warmer Brüderlichkeitsemphase in Fluß gehalten:

Gleich macht uns der Seele Adel,
Gleich die Tugend und die Treu',
Gleich ein Wandel sonder Tadel,
Gleich, versöhnend, auch die Reu'!
Gleich die Liebe, gleich Erbarmen,
Gleich die Wahrheit, Schmerz und Lust;
Darum, Huldin, laß erwarmen
Alle gleich an deiner Brust.

Ihren wahrhaft schwindelnden Höhepunkt aber erreicht die Poesie dieses oder dieser Namenlosen in ihrem tiefsinnigen Orakelspruche über die Ehe:

Ein Eheweib ich nur verstatte,
Nicht so zum Spiele, zum Versuche;
Erziehe es als treuer Gatte,
Sei's dir zum Segen, sei's — zum Fluche.

Das nenn' ich Bruderliebe! „Ein zuckersüßes Brüderchen!" würde Schiller's Schweizer sagen. Man sieht, dies Sängerconsortium hat nicht einmal die hinreichende Schulung, seine wenn auch noch so hinfälligen Einfälle in unzweideutigem Ausdrucke zu formen.

4. Ahasver. Ein Monolog von Ego. Zürich, Verlags-Magazin. 1890. 12. 40 Pf.

Ego scheint einer der Mitschuldigen der vorigen Sammlung socialrother Lyrik zu sein. Wenigstens begegnet man dort seinem durchdachten Pseudonym unter mehr als einer Glanznummer. Hier nun wendet er sich zuvörderst „An die BB. Maurer" unter dem tiefen Motto:

Wenn mit dem schlissigen Mantel
Man mir vom Leibe nur bliebe,
Es taugte wahrlich viel besser
Ein Fallschirm der christlichen Liebe.

Er herrscht die Bündler an, ihr Geheimwesen abzulegen. Er nennt sie Jammerbrut, selbstsüchtige eigennützige Memmen u. s. w. Er trompetet ihnen ins Ohr:

Fort mit
Versteckenspiel, Affanzerei und derlei Widerzeitigkeiten.
Ihr habt euch überlebt.

Ob Ego damit recht hat, kann ich nicht beurtheilen, da ich in den Geheimbund, der ihn so ins Auge sticht, nicht eingeweiht bin. Im Folgenden stilisirt Ego sodann dem ewigen Juden einen Monolog in den Mund, der von Schmähungen auf Christus überströmt:

Weit höher stand, der nach dir folgte,
Statt Frieden pred'gend — heil'gen Krieg!
In Mahommed sah ich Jehova's Willen
Mit Kraft erblühn und folgt' ihm gerne.

Welch ein sonderbarer Jude! Dann springt sein galliges Schwärmen auf Huß über, die Gans, die den unverbrennlichen Schwan prophezeite. Dahingegen kam er nicht für diesen Ahasver. „Ein Rabe war's, der kam; so schwarz wie alle Raben." Das ist keine schöne Theologie. Ego denkt, aber Ego denkt übel.

5. Mein Vermächtniß. Dichtungen von August Pohl. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Herausgegeben von Paul Schwarzer. Neisse, Huch. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Auf dem Sterbebette hat der Verfasser auf diesen seinen poetischen Nachlaß hingewiesen und wohlmeinende Freunde haben in demselben die vorliegende Auslese gehalten und ihre Herausgabe veranstaltet. Der Dichter war Realschullehrer und er spricht aus seinem Berufe heraus manch ein gereimtes Wort, dessen Wahrheit anmuthet, wenn sie auch hausbacken ist:

Strenge, die nicht Haß erweckt,
Und der Ernst, der nicht erschreckt,
Güte, der die Schwäche fern,
Hab' ich an dem Lehrer gern.

Dies ist das Durchschnittskaliber seiner Dichtung: es sind Erholungslieder eines in der Woche vielgeplagten Klassenlehrers, beim Morgenkaffee der Ferienwochen oder bei der Sonntagscigarre geschrieben. Mitunter auch mag ihn der Geist der Muse in der Nachtmütze bei der letzten Pfeife überschattet haben. Wenigstens weckt die folgende ihrer Eingebungen einen solchen Verdacht:

Liebst ein Weib du wahr und innig,
Und sie fehlt mit dem Verstand,
Zögre niemals, mit Vergebung
Sei du jederzeit zur Hand;
Aber Fehler, tief gewurzelt
Im Gemüth, verzeihe nie,
Scheitern wird dein Glück an ihnen,
Ob es spät geschieht, ob früh.

Gleichwol scheint der Dichter ganz nach wirklicher Dichter Art das Räthsel der Weiblichkeit zum Gegenstande besonders hingebender Studien gemacht zu haben und sie haben ihm mit Erkenntnissen gelohnt, deren Unergründlichkeit man an folgendem Sinnspruche ermessen möge:

Wie bald erkennt das Weib heraus,
Ob du ein Peter Simpel;
Den Taugenichts, den liebt sie oft,
Doch nimmermehr den Gimpel.

O doch, ich habe auch das letzte erlebt und beobachtet! Es scheint dem Verfasser hier an hinreichenden Versuchsobjecten gebrochen zu haben. Den gleichen Tiefsinn bekunden andersartige Enthüllungen seiner Weltweisheit:

Kehre stets heraus das Beste,
Willst du auf Erfolge hoffen,
Hast du eine neue Weste,
Trage deinen Rock hübsch offen.

Vor allem aber blendet jene funkelnagelneue Offenbarung, die er mit der kurzen Schlagfertigkeit des Lessing'schen Sinngedichts in die schneidigen Reime zwängt:

Zwei sind die ew'gen Herrscher dieser Welt,
Der eine heißt Genie, der andre — Geld.

Nicht minder auch überwältigt uns die Entdeckung jenes dunkeln Daseinsgesetzes, welches unser Epigrammatiker in die leuchtende Form kleidet:

Wenn dir das Töchterlein behagt,
Wirst du der Mutter schmeicheln,
Wer sucht Bekanntschaft mit der Kindermagd,
Fängt damit an, das Kind zu streicheln.

Uebrigens hat dieser neue Logau auch einige specifisch lyrische Gedichte geliefert, wo der Mond still und feierlich „mit seiner Sternenheerde" aufzieht und in dem Schose der heiligen Nacht die Erde sanft entschlummert. Auch dichtet er ein erotisches Lied an eine schöne Gärtnerin, deren Hüfte fest und sicher sein Arm umschlungen hält, während er ihr in die Ohren flüstert:

Mir auch sind die Blumen theuer,
Aber, Kind, sie küssen nicht,
Können mir wie du nicht schauen
Zärtlich in das Angesicht;
Zürne nicht, daß Nelk' und Rose
Kaum begehrenswerth mich dünkt,
Wenn die schönste Mädchenblume
Mir ans Herz erröthend sinkt.

In diesem Liede möchte ich einmal bei Harmonikabegleitung schwelgen.

6. Vom Jünglinge zum Manne. Gedichte von Ernst Tenner. Salzungen. 1890. 8. 1 M.

Auch diese Poesie bleibt am Boden haften und ermangelt somit aller Fähigkeit, andere mit sich oder zu sich emporzuheben. Das Schwingungsleben des Gefühls erscheint trotz seiner Alltäglichkeit in zu zudringlicher Nacktheit und das einzelne Stimmungsbild wird erdrückt durch seine stoffliche Schwere, da die Persönlichkeit des Dichters mit bleiernen Ketten trotz aller krampfhaften Flügelschläge seiner Phantasie an die schale Prosa seiner Daseinsstufe festgeklammert bleibt. Die ersten besten Proben werden dies ersichtlich machen. Man vgl. S. 112:

Biergruß.

. . . .

Gesegnet der Gärtner, der Hopfen gezogen;
Gesegnet der Künstler, der's Glas uns gebogen;
Gesegnet der Küfer, der's Faß uns gerundet;
Gesegnet der Schenke, der's heut uns entspundet;
Gesegnet der Kellner, der's Bier uns gebracht;
Gesegnet der Trinker, den fröhlich es macht.

Oder S. 49:

Erinnerung an das Octoberfest in München 1878.

Ja, in München ist es schön,
Dieser Stadt von Prachtpalästen
Und voll braunen Biers Geruch,
Schön an den Octoberfesten.

Zählt Derartiges zu dem Originellen seiner Dichtweise, so ergibt sich anderes als ein billiges Mosaikgebilde aus gegebenen Motiven. So S. 105:

O wie schön, wie wunderschön!

Auf der Alpenhöhe o wie schön, wie schön,
Wo die Rinder grasen,
Auf dem grünen Rasen,
Wo das Alphorn klingt
Und die Senn'rin singt —
O wie schön, wie wunderschön!

. . . .

Und das Firmament, wie das herrlich brennt!
Wo die Sterne glänzen
An der Erde Grenzen,
Liegt der Hoffnung Land
Uns zwar unbekannt,
Doch wie schön, wie wunderschön.

Anderswo sinkt dies Reimen ganz ins Burleske hinunter; so als der Dichter einer „Flamme“ aus jüngern Jahren gedenkt, deren Busen, „sonst doch so heiß“, für ihn die Temperatur gewechselt hatte:

Es stachen die Worte, die einst mich berückt;
Die Taube ward Schlange, zur Pein, was beglückt.

Nennt's Moira, nennt's Fatum, das hat es vollbracht,
Es kam wie im Maimond der Reif bei der Nacht.

Ihr wißt nun, daß neidisch die Himmlischen sind,
Es sagt's euch ein Dichter, für Schönes nicht blind.

Das ist allerdings eine so tiefe wie neue Weisheit, um die unser Jahrhundert auf solche Weise von Ernst Tenner bereichert worden ist. Seiner würdig besingt er dann auch seine Liebe:

Wenn dein Auge liebend glänzet,
O dann schwinden Schmerz und Leid
Und die falbe (!) Wange kränzet
Wahre Himmelsseligkeit.

Wenn dein Busen freudig bebet
Bei der Küsse Heftigkeit,
Liebste, fühl' ich mich verwebet
Dir für Zeit und Ewigkeit.

Es ist erfreulich zu hören, daß auch Dichter mit „falben“ Wangen schöne Busen höher schlagen machen. Für unsern Sänger würde es doppelt unerträglich sein, wenn es nicht der Fall wäre, denn kein Zeitgenosse kann Liebesglück schöner würdigen als er, der da singt:

Hast du auch alles genug, doch fehlt dir die Liebe des Weibes,
Kannst du glücklich wol sein, wahrhaft glückselig — o nein!

Uebrigens ist er durchaus nicht der Don Juan, wie es scheinen möchte. Wenigstens weiß er auch sehr löblich Moral zu dichten. So lehrt er beispielsweise:

Und will die Welt dich ziehen
Mit ihrer Sünd' und Lust,
So wirf dich auf den Knien
Dem Himmel an die Brust.

Das scheint mir leichter gerathen als gethan. Aber derartiger Stilblüten zeigt diese Poesie mehr. Besonders duftig ist diese (S. 46):

Wenig Bäume stehn im Haine,
Die ich kletternd nicht erstieg;
Auf gewagtem (!) Felsgesteine
Führten wir oft kleinen Krieg.

Das heißt allerdings zu viel gewagt. Schließen wir das Heft. Es enthält kaum mehr als eine Reihe reimklingelnder Versgebinde und metrificirter Ergüsse eines Duodeztalentes über dies und das mit einer Anzahl sprachlicher und logischer Unmöglichkeiten, verworrener Einfälle, hausbackener Sittensprüche u. s. w.: die matten Ausstrahlungen eines Geistes, der über seine nächsten Kreise sich nicht zu erheben vermag, und eines Gemüths, dessen gelinde Alltagstemperatur sich an seinen Stoffen wol zu erwärmen, aber nicht sie selbstthätig mit dem Lichte seiner höhern Eigenart zu durchdringen versteht.

7. Gedichte eines Ungenannten. Norden, Fischer Nachfolger. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Auch dieser Ungenannte tischt uns wunderlichste Fadheiten auf, von denen der Genius der deutschen Lyrik entsetzt sein Haupt abwendet. Vgl. S. 5:

Diesem Spiele gleicht das Leben —
Sind wir noch so hoch erhaben,
Niemand wird, wenn wir begraben,
Deshalb einen Heller geben.

Das wagt der Ungenannte dem deutschen Volke zu sagen, dessen Sammelfreudigkeit gerade für Denkmäler seiner „Erhabenen“ sich immer wieder so lebhaft bekundet, als es seine lebenden Größen jezuweilen mit aller Bewunderung fasten oder verhungern läßt. Auch er hat nicht die Kunst, seine Geliebte so würdig zu feiern, wie sie es jedenfalls verdient (S. 37):

Und da ich mich des goldnen Lichtes freue,
Dein Haar ist's, das in Strahlenfluten quillt.
Zur Erde blick' ich hin, die junge Blüte,
Sie malt mir deinen Leib von Schnee und Sammt —
— (sonderbare Mixtur!) —
Wie schlanke Zweige, wo der Mittag glühte,
So knospen deine Glieder, blutdurchflammt.
— (Blutdurchflammte Gliederknospen!) —

Auch er endlich, der wie Tenner und Pohl dem unter Umständen so poesievollen Lehrstande anzugehören scheint, schreibt ein höchst gewagtes Deutsch (S. 43):

Doch was sie ernst und blutig uns erwarben,
Gedenkt es stets mit immergrünen Zweigen
Und Bänder heftet dran in deutschen Farben.

Wir würden in den Vordergrund der Sorgen Last, von denen der Dichter S. 40 zu unserm Kummer redet:

Da bist auch du einmal hinausgeeilt
An eines Festes schönem Morgen,
Dich plagen mannichfache Sorgen,
Wobei so gerne der Gelehrte weilt —

wir würden an die Spitze dieser seiner mannichfachen Gelehrtensorgen fürs erste das Trachten nach stilgerechter grammatischer Reinheit seiner Ausdrucksweise stellen. Schließlich wurzelt auch seine Poesie zu wenig im lautern Elemente der Stimmung. Das Beschreibende und Erzählende waltet vor und das Gedankenmäßige schnürt ihr den Hals zusammen. So verklingen die folgenden beiden Strophen, welche ein Gesammtes bilden, bei dem Mangel eines seelischen Mittelpunktes völlig ins Leere:

Pfauenauge und Libelle
Schwirrten über dem leuchtenden Beete,
Und die Eschenwipfel schwankten,
Wenn ein Sommerlüftchen wehte.

Blumen und Beeren gab es da viele,
Unter den Lauben gab es Schatten,
Und zu kindlich tändelndem Spiele
Wuchsen üppige Rasenmatten.

Hier versteckt sich das lyrische Subject gänzlich in äußerlicher Wortmalerei. Daß es ein beklagenswerther Schade ist, will ich nicht behaupten.

8. Italische Sonette. Reiseerinnerungen von Karl Reuleaux. Zweite bedeutend erweiterte Auflage. München, Kellerer. 1890. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Diese Sonette sind innerhalb der hier vorgeführten Erscheinungen die prunkvollsten. Abgesehen von ihrer stolzirenden Form zeigt auch die Sprache grell überladene Färbung und bläst sich in maßlos aufgebauschter, flitterrauschender Gewandung. Sie behängt sich mit so unschön wie gewaltsam zusammengenestelten Wortprunkketten und schreitet daher in widerwärtig kokettem, gespreizt verstiegenem Stelzengange. Andererseits schneidet sie sich, um ihre Glieder in das anspruchsvolle Metrum einzuzwängen und einzurecken, auf das selbstmörderischste in das wenn auch noch so sündhafte Fleisch, und verbricht um der elendesten Reimquartette willen die abscheulichsten stilistischen Ungeheuerlichkeiten. Unter jenem gleißnerischen Talmigeschmeide, mit welchem sich diese zerfahrene Muse aufputzt, begreife ich Verbindungen wie: glückumthronet, zährenprachtumflimmert, funkenprachtumglommen, meerbeprunkt, äonengrußumschmettert, glanzumgoren, limonengoldverschlungen. Unter den gerügten Wortverstümmelungen der Sprache verstehe ich Worttrümmer wie:

Doch als in deiner Aula Prunk ich 'standen,
Wo donnernd mich des Klägers Wortschwall 'troffen.

Oder:

Und in die Hand laß 's Haupt ich, 's schwere, gleiten.

Von stilistischen Ungeheuerlichkeiten schließlich wimmelt das ganze Heft, das sich beiläufig als „Opus 4" des Dichters einführt. Leuchten wir diesem Opus 4 etwas näher ins Angesicht.

Ich' fand dich öd'!

begrüßt es Genua:

Ich fand dich öd'! Zu Fuß, zu Roß, zu Wagen
Entquoll die Menge, eil'gen Schritts, den Thoren —

zu Roß und Wagen eil'gen Schrittes? Von San-Remo behauptet er, daß bei seinem Namen, „wenn der Hoffnung Schwingen sanken", „Musik durchbraust die Venen". Siena besingt er:

Zum Aether reckt dein Dom die Marmorschwingen (!),
Den Fuß vermählet mächt'ger Felsen Bette (!).

In der Peterskirche schwärmt er vor der Pietà Michel Angelo's:

Ich stand vor dir „Pietà!!" die Augen tranken
Den Reiz, den Michel Angelo geboren (!).

Karl Reuleaux ist sicherlich der erste Kunstenthusiast, der Michel Angelo, den Titanen, zum Femininum macht. Wenn übrigens S. 18 gelehrt wird, daß „bei dem Worte Florenz der Nachdruck stets auf die zweite Silbe zu legen" sei, so wäre eine Unterweisung über die Betonung des italienischen Wortes Pietà weit eher am Platze gewesen.

Das Wunderbarste aber vollbringt unser Italienreisender in Bajä, wo er, des Athems schier benommen, „der Tempel flammende Ruinen" trinkt! Er ist ohne Frage der größte Feuerkünstler aller Zeiten! So Merkwürdiges passirte ihm denn auch auf seiner diesmaligen Romfahrt nicht wieder. In Mantua — doch erzähle unser Sonettenkünstler selbst:

Geknatter tönt, dem Schatten sich verbunden —
Ein Held ersteht — von Kugelsaat empfahen
Aus Frankreichs Hand und haßumzückten Schlünden. (!)

In Ferrara gedenkt er ebenso sinnig Tasso's:

Das war's, was mich zu deinen Füßen lockte,
Denn seiner Lippen Schmelz hält mich umfangen. (!)

Hält denn dieser Dichter in der That um des erbärmlichsten Reimes willen den widersinnigsten Ausdruck für erlaubt? Hat er so wenig gesundes Gefühl, daß ihm nicht bewußt wird, welchen unsäglichen Schwulst und absoluten Unsinn dieses sein Opus 4 zu Tage fördert? Daß er ein Verbum: beuen (statt bieten) bildet und vor dem Particip „herbeigewunken" nicht zurückschreckt, daß er einen Genetiv: Neronen's formt und Flexionen schafft wie: „Ich ging — im Herzen bittres Weh und Hoffen auf bessre Zeit für dich — und deine Landen" oder Neuprägungen vollzieht „es sank die Sonnen", ist zwar an sich schon unerträglich genug, aber daß seine Phantasie an allen Grenzen der Vernunft mit ihren zuchtlosen Capriolen anrennt und ihre schlichtesten Gesichte und simpelsten Einfälle zu apokolyptischen Visionen aufbauscht oder in das geheimnißvolle Dunkel sibyllischer Mystik taucht, das heißt ein ärgerliches Spiel getrieben mit den Gesetzen des natürlichen Verstandes und den Rechten des Geschmacks. Wenn es da heißt:

Und Capri sah ich! sah in Strömen rinnen
Azur!

Azur fließt überhaupt in diesen 66 Seiten wahrhaft zum Ueberlaufen!

Und sah in Tinten, ros'gen, milden,
Des Golfs Umrahmung glühn, und Stürzen, wilden —

auch diese Umstellungen der Beiwörter wiederholen sich ins Unleidige —

Die felsgeschürzt, entgären Burgen, Zinnen —

so ist solche Gärung lediglich das peinliche Symptom einer entarteten Einbildungskraft oder einer fieberkranken Anschauungsweise, die sich kaum bedenkenerregender als im folgenden letzten Belege unsers Urtheils verirren und verwirren kann:

Und von den Kirchen —

der Dichter weilt in Ravenna —

Und von den Kirchen, die in Zügen, großen,
Von Dietrich mir, dem thatgewalt'gen, sprechen,
Schwelgt Sanct Vital in Prachten, namenlosen.
Und Deutschland auch gebar ihr Leuchten Rosen:
Denn jener Dom, der uns entzückt in Aachen,
Ist Nachbild ihr, gezeugt — von Karl dem Großen.

Lösen wir diesen poetischen Rattenkönig in seine Elemente auf, so hat also Karl der Große als Vater aus dem Leuchten der Sanct-Vitaliskirche zu Ravenna als mütterlichem Medium den Dom von Aachen gezeugt — mich dünkt, hier haben wir die Schranke der Vernunft bereits weit hinter uns gelassen. Diese Sonette bedeuten nahezu den niedrigsten Standpunkt, auf welchen eine Kunstpoesie heruntersinken kann, die in phantastischer Verduselung der Richtschnur der Denk- und Sprachgesetze spotten zu dürfen meint. Die Hoffart ihrer pomphaften Phraseologie tritt nur um so greller mit der Tüchtigkeit ihres flimmernden Scheinwesens in Gegensatz, je mehr der Dichter sich selbst zu überfliegen sucht, um die Erhabenheit seiner Stoffe zu bewältigen — denn es handelt sich um ein Stück Hymnenpoesie, und die Wahl des heterogenen Metrums war der technische Cardinalfehler, an welchem Reuleaux' Opus 4 verbluten mußte. Ich wünsche seinem Opus 5 ein besseres Sein! Wir verlassen diese schwüle Sphäre verstiegener Unnatur, um auf der Alm der Tiroleralp in reinern Lüften frischen Odem zu schöpfen und zu erkennen, wie Eintagssang gar hold und lieblich sich in Herzen singen kann, ob er gleich nur Eintagssang sei.

9. Tiroler Schnadahüpfeln. Zweite Folge. Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Heinrich Greinz und Joseph August Kapferer. Leipzig, Liebeskind. 1890. 32. 1 M.

Das Lebenselement des Schnadahüpfels ist Frohsinn und Liebeslust. Es hat wol die Fähigkeit, sich hier und dort streitbar zuzuspitzen, aber selbst seine Schärfe wird dann wol verwunden, aber nicht vergiften. So ist des Schnadahüpfels Reich so weit, als die Liebeswelt der Aelplerin, und die Minne-, Rauf- und Jägerlust ihres Bua reicht. Das Wesen des Schnadahüpfels ist leicht und harmlos wie das Eintagslied der Cicade. Vom Weh des Gedankens und vom Weltschmerz weiß es nichts.

A Schnadahüpfai
Is a Vog'l an Wald,
Val' er traurig thuet wear'n,
Nache stirbt er a bald!

Die eingehendste Naturgeschichte des Schnadahüpfels vermöchte es nicht treffender zu kennzeichnen, als es diese kurze Selbstcharakteristik thut: wenn das Schnadahüpfel traurig wird, da ist's mit ihm vorbei. Seine Daseinsart ist zu leicht und luftig, um Kummer zu ertragen. Schnadahüpfel sind Sonnenvögel, die sich auf Rosenwolken der Freude wiegen. In Nebel und Stürmen ist's mit ihnen vorbei. Das Schnadahüpfel braucht Luft und Freude zu seiner Lebensluft. So geht und kommt es denn mit jedem neuen Morgen- und Abendroth, immer neu, immer jung, immer froh. Aber das gedruckte Schnadahüpfel gleicht dem Schmetterling an der Nadel im Kasten des Sammlers. Das Schnadahüpfel will gesungen sein; will gehört, nicht gelesen sein. Seine einfachen Melodien bedürfen der Begleitung der Zither und seine Jodler des Widerhalls von der Alpenwand, wie der Sang des venetianischen Gondoliers des Saitenklanges der Mandoline und der Harmonie des Ruderschlags und des Wellenspiels der Lagune. Das Schnadahüpfel ist ein Augenblickskind. Es ist vom Augenblicke für den Augenblick geboren. Sein Fortleben ist reiner Zufall. Es beansprucht auch kein Fortleben. Seine flattersinnige Natur entsteht und vergeht, lebt und endet mit dem Moment. Heut umschmeichelt es die eine Alpenschöne, morgen die andere. Von jener herzinnigen Gemüthstiefe des thüringer Liedes:

Ach wie ist's möglich denn,
Daß ich dich lassen kann —

weiß es nichts. Das Schnadahüpfel des tiroler Bua singt:

Diandl gib acht,
Wenn d' a Vögal siechst fliag'n,
Und so wen'g, als das Vögal fangst,
Sollst mi nit kriag'n!

Und wenn es den Liebenden auch einmal tiefer gepackt hat und er herzbewegend klagt:

Mei Dirndl hat g'heirath',
Und warum denn nit mi?
Vor Leid muaß i sterbe!
Verzweifeln muaß i! —

dann tröstet ihn seine frische Liederkunst mit herzigem Zuspruch:

Verzweifeln muaßt nit;
Verzweifeln ist Sünd!
An anderi Muetter
Hat a 'r a schean's Kind! —

und nur zu bald macht es ihm das Fenster auf. Denn das Kammerfenster des Dirndls und die Leiter des Burschen spielen im tiroler Schnadahüpfel eine Hauptrolle, ja den musikalischen Schlüssel seines melodischen Seins:

Koa Nacht is ma z' dunkel,
Koa Weg is ma z' weit,
Koa Fensta z' hoch ob'n —
Bal mi 's Dirndl recht freut —

Hony soit qui mal y pense — denn das Schnadahüpfel ist im Sonstigen doch solider und weniger windig, als es sich den Anschein gibt, wenn es auch nicht nach dem: „Was werden wir essen? was werden wir trinken?" fragt:

Und moanst halt, es thuat si
Und i bin dir nit z' alt,
Aft gian wir zum Dechant
Und heiraspeln bald.

Und Aussteuer brauchst koani
Als a Bett und a Wiag'n,
Es weard uns in Gottsnam
Wohl dechterst (doch) nit trüag'n.

Hier pulsirt der Herzschlag gesunder Volkspoesie. Indessen sind es doch mehr Keimzellen lyrischer Organismen als ausgebildete Erzeugnisse von künstlerischer Klarheit. Ihr Wesen ist Vergänglichkeit. Es sind erste Naturlaute einer kindlichen Empfindung, die im Schnadahüpfel zum Ausdruck gelangen, unbewußt sich in primitive künstlerische Formen schmiegend und, ohne zu suchen, ihre einfachen Sangesweisen findend. Es sind bescheidene Blüten, die das Schnadahüpfel treibt, aber sie sind dem Mutterboden des Volks entsprossen, und ihr Duft ist frisch wie die sonnige Luft der Alpenhöhe, welche ihr Eintagssein beglänzt. Wol sind es Eintagslieder, um die es sich hier handelt, schmetterlingsartige Dichtungen, die mit der Stunde kommen und gehen, wenn sie nicht der Sammler mit schnellen Händen einfängt: aber dies ist der unermeßliche Abstand, der sie von sämmtlichen oben besprochenen Sammlungen trennt, daß sich diese vollbewußt auf den literarischen Schauplatz begeben mit höher oder nieder gespannten Ansprüchen auf Dichterherrlichkeit, während das Schnadahüpfel von seinem poetischen Sein kaum eine Ahnung hat, und sich aus den Tiefen der Volksseele emporschwingt, wie das Lied, das der Vogel singt in unbewußtem Drange aus reiner Freude an den melodischen Schätzen seiner Kehle und unbekümmert, ob diese unschuldigen Aeußerungen seiner Sangeslust über seinen kleinen Daseinsring hinausklingen oder nicht.

Adalbert Schroeter.

Romane und Novellen.

1. Kinder des Kaukasus. Von A. G. von Suttner. Dresden, Pierson. 1890. 8. 3 M.
2. Unter vier Augen. Kleine Romane von Balduin Groller. Dresden, Pierson. 1890. 8. 3 M.

Zwei gute Bände ernster und heiterer Erzählungen, deren der erste sechs, der zweite vierzehn enthält. Schon der Titel von A. G. von Suttner's Buch „Kinder des Kaukasus" (Nr. 1) läßt vermuthen, daß wir es da mit wenig abgedroschenen Stoffen zu thun haben, und in der That ist der belletristisch noch sehr wenig ausgebeutete Kaukasus bekanntlich längst eine literarische „Specialität" des Barons Suttner, der viele Jahre daselbst verlebt hat. Wir erinnern nur an seinen Roman „Daredjan". Das uns heute vorliegende Buch enthält durchweg eigenartige Geschichten, nichts von der Dutzendwaare, wie man ihr täglich schockweise in der Presse begegnet. Wir lernen durch die Schilderung dieser mingrelischen Herzenskämpfe nicht nur eine unbekannte Völkerschaft kennen, sondern auch ein Stück des Seelenlebens des ebenso geist- wie gemüthvollen Verfassers. Dieser geißelt bald mit offenem Visir, bald mit versteckter Ironie die Krebsschäden und Vorurtheile der mingrelischen „Gesellschaft", die übrigens, allgemein gesprochen, kaum viel besser oder schlimmer zu sein scheint als die unserige. Die Suttner'schen Charaktere berühren uns natürlich fremdartig, rufen jedoch unser vollstes Interesse wach. Sämmtliche Erzählungen sind schlicht und einfach geschrieben, aber recht packend. Die Handlung ist jedesmal künstlerisch ausgestaltet und den Neben- wie den Hauptfiguren widerfährt die gleiche volle Gerechtigkeit. Ein feines Gefühl und eine sichere Hand führen dem Autor überall die Feder. Die Perle der Sammlung dünkt uns „Khetevan", die vorletzte und längste Novelle; Suttner schildert die Seelenkämpfe der verschlossenen, willensstarken Titelheldin mit großer Meisterschaft, beschreibt wundervoll die in das Herz dieses Mädchens einziehende Liebe, dann ihre grausame Enttäuschung, ihre Eifersucht, ihren Rachedurst und dann wieder den Sieg der Liebe, endlich die Großmuth und Opferwilligkeit, mit der sie dem Treulosen, der als verstockter Pferdedieb zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt wird, zur Flucht verhilft. Ein prächtig gezeichnetes Gegenstück der heldenhaften Khetevan ist deren sechzehnjährige Stiefmutter, die leichtfertige, unüberlegte, kindische Makrine. Wohlthuend wirkt die unbefangene Wärme, mit welcher Suttner für die Frauen eintritt; schon in der ersten — titellosen — Geschichte legt er einer seiner Personen die Bemerkung in den Mund:

> Mit der Faust sind wir vielleicht die Stärkern; aber mit Kopf und Herz und in vielen andern Dingen kommen uns die Frauen zum mindesten gleich. Nur sonderbar, daß wir uns das „starke Geschlecht" zu nennen lieben.

Die „kleinen Romane", die den Inhalt von Balduin Groller's „Unter vier Augen" (Nr. 2) bilden, sind natürlich ebenfalls Novellen und Novelletten; doch gehören sie einer ganz andern Art an. In unserer Zeit wird alles mit Dampf betrieben, und da Groller ein echtes Kind unserer Zeit ist, läßt er sogar Amor seine Pfeile mit Dampfesgeschwindigkeit abschießen. Wir haben bisher

das meiste von dem, was dieser geistreiche Schriftsteller veröffentlicht hat, mit gutem Gewissen rückhaltlos loben können und auch von den vorliegenden Nippsachen müssen wir sagen, daß sie sehr hübsche Plauderfeuilletons sind, die, einzeln genossen — etwa in Zeitschriften oder Tagesblättern —, vortrefflich wirken müssen; aber in Buchform wirken sie durch ihre Menge und einen gewissen gleichartigen Zug, und zwar trotz der Eleganz, mit der sie, wie alles von Groller, geschrieben sind, ermüdend. Dieser ist ein großer Causeur und Stilkünstler, doch geht sein Pegasus in mehrern der Erzählungen in „Unter vier Augen" mit ihm durch und entführt ihn in das Land der Unmöglichkeiten, in das ihm der Leser kaum anders als kopfschüttelnd folgen kann. In einer halben Stunde verlieben und verloben sich bei ihm Leute, die einander zum ersten male sehen und nie von einander wußten, wie z. B. der Rittmeister Graf Györi, der in „Ein delicater Auftrag" — einer hübschen, aber recht unwahrscheinlichen Geschichte — die Schauspielerin Elise B. aufsucht, um sie zu bewegen, einen ihr vermeintlich näher befreundeten jungen Edelmann gegen hohe Entschädigung freizugeben. Györi verfährt gar zu schneidig — selbst für einen Rittmeister! — wenn er die Dame sofort nach Vorbringung seiner beleidigenden Zumuthungen zur Gattin verlangt. Am besten von allen vierzehn „Romanen" gefällt uns „Geheiligte Satzungen"; das ist poetisch, sinnig, reizend! Freunde eines gesunden Humors werden vielleicht „Wie man zum Keulenschwingen kommt" bevorzugen. Uebrigens ist das Meiste in dem Buche humoristisch angehaucht und sehr originell, manches etwas zu originell sogar. Die Helden und Heldinnen Groller's gehören in der Regel den „höhern" Kreisen an; Cupido kennt eben keine Rangunterschiede. Trotz der erwähnten Mängel bleibt das Buch ein recht hübsches, und wer es ratenweise liest, wird dasselbe recht unterhaltend finden.

3. In der Zehnmillionenstadt. Berliner Roman aus dem Ende des 20. Jahrhunderts von Oskar Justinus. Dresden, Pierson. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Es ist ein bezeichnender Zug unserer Zeit, daß gute Schriftsteller der verschiedensten Zungen es unternehmen, Zukunftsbilder hervorzuzaubern. Die an den verschiedensten Leiden dahinsiechende moderne Weltordnung gibt eben nur zu viel Anlaß, eine bessere Zukunft zu erträumen, und es ist sehr interessant, zu vergleichen, in wie verschiedenartiger Weise sich das künftige Jahrhundert in den Köpfen der sogenannten „Schwärmer" spiegelt; wir nennen nur Jókai's „Roman des 20. Jahrhunderts", Bellamy's „Rückblick", „Das Maschinenalter" von „Jemand", Hertzka's „Freiland", die Bücher eines Kurt Laßwitz und andere. Alle diese Bücher verfolgen — auf vielerlei Wegen — das gleiche Ziel: die Beseitigung der Uebelstände unserer Zeit. Die neueste Leistung auf dem Gebiete des „Staatsromans" ist das vorliegende Werkchen des beliebten Humoristen. Schon durch die humoristische Behandlung unterscheidet es sich von den bisherigen Büchern dieser Gattung, aber auch dadurch, daß es für zwei von allen andern Zukunftsutopisten verpönte Einrichtungen, die Rüstungen — den Militarismus — und die Monarchie einzutreten scheint und dieselben sogar wieder einführen läßt. Wir sagen „scheint", denn in Wirklichkeit halten wir den Roman für eine Satire auf die bisherigen „echten" Zukunftsbilder. Justinus schildert das kommende Leben Europas ohne Soldaten, ohne Ehe, ohne Monarchen u. s. w., namentlich dasjenige Berlins, welches 10 Millionen Einwohner hat und zur Hauptstadt des Erdtheils aufgerückt ist. Naturgemäß bringt er manches verblüffend phantastische Zeug vor; er will offenbar carikiren und da ist er — ja ein bekannter Possenschreiber — in seinem Elemente. Das Volapük ist Weltsprache, die „Teleoptik" ungeheuer entwickelt, der Gebrauch des Phonographen ganz allgemein, das „Flugrad" längst erfunden u. s. w. Doch wir wollen nicht zu viel verrathen; nur noch so viel, daß sich der Faden der Zukunftseinrichtungen an der Schilderung zweier Liebesverhältnisse abwickelt. Die Ironie, mit der Justinus manche unausbleibliche und nothwendige Reform behandelt, ist nicht nach unserm Geschmacke und das Buch hat wenig Tiefe — es will wenig Tiefe haben, aber es bleibt anziehend und macht Spaß.

Ein Roman ganz anderer hochernster Art ist

4. Dosta von Drontheim. Eine wundersame Geschichte von Paul Maria Lacroma. Dresden, Pierson. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Verfasserin erzählt hier wirklich eine „wundersame Geschichte". Jeder Leser muß für die schwergeprüfte Titelheldin das lebhafteste Mitgefühl empfinden. Hat man je gehört, daß eine Frau, und sei sie in ihrer Ehe noch so unglücklich gewesen, einen Partezettel verschickt, in welchem sie den Verstorbenen ihren „vermeintlichen Gatten" nennt? Und doch war dies das einzig Richtige, was Dosta in ihrer Lage thun konnte. Aber wie oft werden gerade die besten Regungen, die edelsten Handlungen misdeutet. Dosta mußte es erleben, daß der einzige Mensch, an dessen Werthschätzung ihr gelegen, ihr Jugendfreund und Vetter Lothar von Dünkirchen — ein wackerer, nur leider jähzorniger Mann, sie infolge des von ihm misverstandenen Partes, das ihn empörte, verhöhnte. Doch bald erfuhr der Freiherr den wahren Zusammenhang, bereute nun bitter, die arme Dosta beleidigt zu haben, und machte sich zu ihrem Ritter. Sie hatte ihn von Kindheit auf geliebt und war dieser Liebe trotz aller Stürme treu geblieben. Da verließ er die Heimat und machte, um seiner gelehrten Sammelwuth zu genügen, vieljährige Weltreisen. Mittlerweile verstand es Graf Raaden, ein armer Abenteurer, sich zu Dosta's Vormund bestellen zu lassen und sie durch allerlei unsaubere Ränke zur Frau zu bekommen. Den siechen Mann, der ihr Vermögen bald verpraßt hatte, pflegte sie aufopfernd, obgleich sie ihn haßte. Sie war eine wunderbare Schönheit, hielt jedoch allen Versuchungen stand, die ihr vielfach entgegen-

traten. Ein Roué von einem Bankier, der ihr seit Jahren vergeblich nachstellte, wollte sein Ziel schließlich dadurch erreichen, daß er an den Tag brachte, daß Raaden, dessen sämmtliche Wechsel er aufgekauft hatte, bereits verheirathet war, also Bigamist sei; es gelang ihm sogar, die erste — ungeschiedene — Frau, die der Graf heimlich verlassen hatte, aus Australien herbeizuschaffen. Er rechnete darauf, daß Dosta, deren Ehe somit ungültig war, sich ihm ergeben werde. Raaden erschoß sich nach dem Eintreffen seiner ersten Gattin. Daher das „vermeintlicher Gatte“ im Partezettel. Dosta nimmt nach Empfange der höhnischen Visitenkarte Lothar's Gift — man sieht, die Verfasserin liebt die Sensation! — und eilt dann zu dem Jugendgeliebten: „Du sollst mich nicht verachten, Lothar, du nicht! Was ich gelitten, ist doch nur dein Werk.“ Die nun folgende lange Scene ist eine der besten in dem Buche. Um uns kurz zu fassen, wollen wir nur noch sagen, daß die alte Liebe in Lothar wieder erwacht und er Dosta heimführt, nachdem sie von den Aerzten gerettet worden und er sich von den Folgen eines um ihretwillen bestandenen Duells erholt hat. Die Handlung, obgleich etwas zu grell für unsern Geschmack, ist spannend, die Charakterzeichnung vortrefflich, die in glühende Farben getauchte Schilderung Abbazias — des herrlichen Winteraufenthalts an der ungarischen Riviera — meisterhaft. Störend wirken dagegen gewisse Unbeholfenheiten der Sprache: grammatikalische Fehler, Austriacismen, Fremdwörter.

Wir haben mit einem exotischen Buche („Kinder des Kaukasus“) begonnen und nun schließen wir mit einem eben solchen:

5. Elena. Roman aus der bukarester Gesellschaft von J. Bettelheim. Dresden, Pierson. 1890. 8. 2 M.

Ist man mit der Lektüre dieses besonders elegant ausgestatteten Bändchens zu Ende, so ruft man unwillkürlich aus: „Tout comme chez nous!“ Dieser Roman hätte sich auch anderswo als in der Hauptstadt Rumäniens abspielen können, denn die Sittenlosigkeit treibt in jeder Großstadt üppige Blüten; in Bukarest vielleicht etwas mehr als im Norden, weil die Rumänen heißblütig sind und die Civilisation bei ihnen noch nicht auf besonders hoher Stufe steht. Der beiderseitige Ehebruch gehört dort zu den alltäglichsten Dingen und zwar sowol in der „guten“ (!) Gesellschaft, welche alles Französische nachzuäffen sucht, als auch beim Volke, das roh ist und nur seinen Naturtrieben folgt. Einzelne Stellen in dem ebenso fesselnd wie naturwahr geschriebenen Werke Bettelheim's werden den empfindsamen Theil der deutschen Lesewelt abstoßen, weil vielleicht allzu „realistisch“; der Kenner von Land und Leuten aber wird gestehen müssen, daß der Verfasser die Verhältnisse so schildert, wie sie thatsächlich sind. Die Titelheldin ist mit besonderer Wärme gezeichnet und ihre edle, anmuthige Gestalt hebt sich plastisch aus dem Gesammtbilde hervor. Es fehlt eben nirgends an dem „Ewig-Weiblichen“; selbst auf dem gefährlichen Boden Bukarests — das man in gewisser Hinsicht nicht ohne Grund „Klein-Paris“ nennt — gedeihen Wunderblumen, wie Elena, mit den entsprechenden Gärtnern wie Nelesco. Diese beiden haben geliebt, gelitten und sich zur Erkenntniß durchgerungen, daß es auf Erden Höheres gibt als die Sinnlichkeit. Dr. Nelesco, ein junger Arzt, der Elena mit jener reinen, keuschen Liebe liebt, welche die Angebetete zum Idol erhebt, hat die Seelenstärke, die verheirathete Frau, die ihrer Leidenschaft für ihn nicht mehr gebieten kann, auf den Pfad der Pflicht zurückzuführen. Der Briefwechsel zwischen den beiden ist höchst interessant und sei, wie überhaupt das ganze Büchlein, aufs beste empfohlen.

Ludwig Koelle.

Neue Geschichtsdramen.

1. Sejan's Tod. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ferdinand Friedland. Dresden, Pierson. 1890. 8. 1 M.

Zwar kein durchaus fehlerfreies Meisterwerk, aber eine recht beachtenswerthe Arbeit ist dieses Drama, das möglicherweise auf der Bühne einen wenn auch nicht großen, so doch ermuthigenden Erfolg haben könnte und jedenfalls ein Werk, dessen Verfasser uns noch bessere Schöpfungen hoffen läßt. Friedland folgt im wesentlichen dem Gange der Geschichte, aber er versteht, dieselbe dramatisch zu gestalten, wegzulassen, was er für seine Zwecke nicht brauchen kann, hinzuzudichten, wo ihn die Geschichte im Stich läßt. Sein Sejan ist ein Held, wie ihn der Tragiker haben muß, Größe des Helden, Schuld und Sühne sind vorhanden und das meiste scharf motivirt und die Handlung fast durchweg folgerichtig und spannend durchgeführt. Dieser Sejan muß an sein Glück glauben, der allmächtige Günstling des Kaisers Tiberius muß aus dem Wege räumen, was ihm und seinem Kaiser feindlich im Wege steht, auch des Kaisers eigenen Sohn, den Schlemmer Drusus, um so mehr, als er sein Auge auf des Drusus Gattin, die Livilla, geworfen und Drusus dafür den Ehebrecher beschimpft hat. Die Gegner müssen alle Minen springen lassen, um den allzu ehrgeizigen Mann zu stürzen, allen voran der Prätorianerpräfect Sertorius Macro, dessen Tochter er verführt hat und den es außerdem nach Sejan's Stelle gelüstet. Und der mistrauische Tiberius muß endlich den Glauben an die Treue seines Günstlings verlieren und für sein eigenes Leben fürchten, nachdem er sogar aus Livilla's Munde erfahren, daß Sejan den Kaisersohn hat vergiften lassen mit Livilla's Hülfe. Tiberius aber muß, da er immerhin noch nicht ganz an Sejan's volle Schuld glauben kann, sich vorbehalten, dem

Günstling ein milder Richter zu sein, Macro aber wieder muß den Sejan, an dessen Tod ihm alles liegt, aufs äußerste reizen, sodaß Sejan, um nicht dem verhaßten Untergebenen zu weichen, sich selber ersticht, während er nach der Geschichte auf Befehl des Senats hingerichtet wird, und Tiberius endlich muß nach dieser blutigen That und nachdem er bei dieser Gelegenheit die Senatoren, welche die Stützen seines Thrones sein sollten, in ihrer ganzen Erbärmlichkeit durchschaut hat, zum Menschenhasser werden und sich nach dem einsamen Capri zurückziehen. Das ergibt sich alles so folgerichtig eins aus dem andern, daß man dem Dichter in dieser Beziehung Bewunderung zollen muß. Dagegen ist es ein schlimmer Fehler von Friedland, daß er im zweiten Acte die Sinneswandlung der Livilla gar so rasch und unvermittelt vor sich gehen läßt. Erst will Sejan die Livilla zum Ehebruche verleiten, Livilla aber beschließt, dem Gatten die Treue zu wahren; als jedoch Drusus sie und Sejan des bereits ausgeführten Ehebruchs beschuldigt und den Sejan ins Gesicht schlägt, da wendet Livilla sofort ihr Herz dem Verführer zu und küßt ihn, um von nun an ihm anzugehören als Ehebrecherin! Allerdings hat Tiberius sie selber gebeten, sich vor ihrem Gatten Sejan's anzunehmen, falls Drusus ihn verlästern sollte. Daß sie aber zur Ehebrecherin werde, das hat Tiberius von ihr nicht verlangt und erscheint mir auch sonst zu wenig begründet. Im übrigen sind gerade die Schlußworte, in denen Livilla dem Sejan nach Drusus' Abgange im zweiten Acte ihre Sinneswandlung verräth, werth, hier wiedergegeben zu werden.

Livilla (den Sejan stützend und sich an ihn schmiegend).

Doch fasse Muth: du hast in dieser Stunde
Dir einen guten, treuen Freund gewonnen,
Der dich nicht lassen wird in Glück und Unglück.
Tief ward dein Stolz durch seinen Haß erniedrigt:
Durch meine Liebe wird er neu erhöht! —
Er schlug dir Wunden: ich verbinde sie,
Ich lege Balsam auf dein blutend Herz!
Mit roher Faust schied er sich hart von dir,
Doch unsre Hände fügen sich in eins.
Er will den Krieg — wir aber schließen Frieden,
Mit diesem Kuß beschwör' ich unsern Bund.

(Sie legt ihren Arm um seinen Nacken und küßt ihn langsam auf den Mund. Nach einer Pause.)

So rinnt die Welle mit der Flut zusammen,
So nimmt der Sturm den Frühlingshauch gefangen
Und ineinander schlagen so die Flammen.
Du hast dein Leben heut' an mich verloren,
Von dir hab' ich den Todesstreich empfangen
Und durch die Liebe sind wir neu geboren. —
(Mit Feuer.) Dein will ich sein und ewig dir gehören,
Wie's kommen mag in Elend, Sturm und Noth;
Mag sich die Welt auch wider uns empören:
Dein bin ich, dein im Leben und im Tod!

Wie man aus diesen Versen sieht, verdient auch die Sprache bei diesem Dichter, von Einzelheiten abgesehen, indem sie sowol poetisch als — und dies fast noch in höherm Maße — echt dramatisch und von packender Wirkung ist. Wenn unser Theaterpublikum nur nicht eine zu große Abneigung gegen Römertragödien hätte, so wäre ein Versuch, dies Drama auf die Bühne zu bringen, meines Erachtens schon zu empfehlen.

2. Joab. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Wilhelm Hildebrandt. Magdeburg, Creutz. 1890. 8. 2 M.

Im ersten Acte von Hildebrandt's Drama erfahren wir, daß Joab, David's Schwestersohn und Oberfeldherr, dem David zulieb den Uria, um dessen Weib Bathseba der König buhlte, in den Tod geschickt hat, daß Bathseba's Jüngster, Salomo, einst König werden soll, daß Joab dem Könige, weil diesem zu groß und angeblich auch zu eigenwillig, sehr unsympathisch ist, obwol Joab sich für ihn in Blutschuld verstrickt hat; ferner daß Bathseba den König gegen Absalom und ganz für Salomo einzunehmen versucht und daß David zuletzt rathlos dasteht, ein Schicksal, das er übrigens mit dem Leser oder Zuschauer dieses Dramas theilt. Im zweiten Acte hört Joab, daß ihm der Oberbefehl genommen worden ist, und jammert über die Weiberwirthschaft an des guten David's Hofe, zieht aber trotzdem als „Freiwilliger" seinem von Absalom bedrängten Herrn zu Hülfe. Im dritten Acte tödtet er den an einem Baume hängenden verrätherischen Absalom, muß sich aber dafür sagen lassen, das habe Joab's Fluch unwiderruflich gemacht. David ist denn in der That, undankbar wie er nun einmal ist, erbittert auf den Mörder seines Lieblingssohns, und als Joab ihm gar noch offen erklärt, es sei um David's Krone geschehen, wenn er sich jetzt nicht dem Volke zeige, da sinnt David auf blutige Rache, will dem Joab den Oberbefehl, den er ihm in der Noth hatte wieder überlassen müssen, abermals abnehmen und an Amasa übertragen, sobald dieser den abtrünnigen Seba überwältigt haben werde. Bald aber traut David auch dem Amasa nicht mehr, und nun soll wieder Joab dem Könige aus der Verlegenheit helfen. Der entschließt sich auch dazu, wiewol er schon die Absicht ausgesprochen hatte, seine lange von ihm getrennte Tochter heimzurufen und sich mit ihr aufs Land zurückzuziehen, und stößt den Amasa, der seinen König verrathen, nieder, während Seba schon vorher ums Leben gekommen. Im vierten Acte vernimmt Joab unter anderm, daß seine Tochter Mirjam sich in einen „Ritter" verliebt habe, der sich ihr als Nadir vorgestellt, während sie dem Liebenden nur unter dem Namen Sulamith bekannt sei. Besagter Ritter aber ist in Wahrheit Salomo, der inzwischen in die Nähe des todkranken David zurückgekehrt ist. Weiter vernimmt Joab, David verlange von Salomo seinen Tod und wird nun endlich infolge dessen an David selber zum Verräther, indem er zu David's abtrünnigem zweiten Sohne Adonia überläuft. Dafür ruft der sterbende David den Salomo auch offen als seinen Nachfolger aus. Im fünften Acte nun gesteht König Salomo seiner Mutter, daß er Sulamith liebe, läßt den Joab im Tempel erdolchen, findet dann Sulamith-Mirjam wieder, der nun erst die Augen aufgehen darüber, wem sie ihr Herz geschenkt. Mirjam

aber folgt dem Beispiele ihres Vaters und erdolcht sich, nachdem sie die schreckliche Gewißheit erhalten, daß ihr Salomo-Nadir der herzlose Mörder ihres Vaters ist. Und Salomo bricht an ihrer Leiche zwar nicht gleichfalls zusammen, aber in die nicht ganz unbekannten Worte aus: „Es ist doch alles eitel."

Ja, es ist doch alles eitel, sowol die von uns anfangs gehegte Hoffnung, daß Hildebrandt uns ein einigermaßen brauchbares Stück liefern werde, wie nach dieser einen Probe zu urtheilen, der Dichterruhm des Verfassers. Die ganze Handlung dieses Dramas ist so zerfahren, so langweilig, der Held seines Dramas so sehr das Gegentheil eines Helden, eine so traurige Figur und spielt im großen und ganzen eine so nebensächliche Rolle, daß ich nicht begreife, wo Hildebrandt das Publikum hernehmen will, das an diesem Phrasenhelden und Mordknecht Gefallen finden soll. Wiewol die Sprache sich hie und da zu wirklich dichterischem Schwunge erhebt, verflacht sie an andern Stellen wieder gänzlich, wie S. 65:

> Ich lobe mir des Mittelstandes Ruhe
> Und Sicherheit, die kein Rebell uns neidet —

ein Gedanke, den auch Schiller einmal in seiner „Braut von Messina" freilich mit etwas andern Worten ausgesprochen hat! Da ist S. 60 wieder der brave Joab, der doch der Held des ganzen Dramas sein soll und an dieser Stelle die Verse verbrechen muß:

> Besorge eiligst zum Transport die Thiere;
> Ihr Eigenthümer, welcher in Person
> Euch führen wird, ein mir ergebner Mann,
> Ist längst des plötzlichen Befehls gewärtig.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß Hildebrandt auch sprachlich nicht das vollständige Rüstzeug eines echten Dichters, eines echten Dramatikers mitbringt. Daß er in einem fort mit Rittern, Garden, Usurpatoren, Paradedegen, Camarilla, Intriguenspiel, Polizei u. s. w. um sich wirft, daß er kühne Redewendungen, wie S. 133: „doch unerschöpflich bleibt der Hülfen Menge, die ihm zu Diensten stehn", oder S. 142: „ein so ablegner Platz" (für entlegner, abgelegener) braucht, macht seine Sache nicht besser, sein Drama nicht schmackhafter und liefert uns nur den neuen Beweis, daß die Muse nicht jedem, der sich für einen Dichter hält, die Stirn geküßt hat.

3. Waldemar, Markgraf von Brandenburg. Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav Amelang. Dresden, Pierson. 1890. 8. 2 M.

Die Geschichte des falschen Markgrafen Waldemar von Brandenburg ist bekannt, natürlich kennt sie auch Herr Amelang. Ja er kennt sie nur zu genau, so genau, daß man in der That nicht begreift, wie ein deutscher Dramatiker die Selbstverleugnung besitzt, diesen falschen Waldemar uns als den echten vorzuführen. Der falsche Waldemar kann sich zu Beginn des Stücks für den echten halten, er muß aber, will er in Wahrheit ein Bühnenheld sein, trotzdem als betrogener Betrüger entlarvt werden und untergehen wie der Schiller'sche Demetrius. Ein echter Waldemar, zumal ein solcher, wie Amelang ihn uns vorführt, ein Fürst, der plötzlich gemüthlich aus der Versenkung auftaucht, um nur des lieben Friedens willen schließlich in dieselbe sich wieder spurlos zu verlieren, der mag ein sehr achtenswerther, wohlmeinender Fürst sein, ein tragischer Held ist er nimmermehr. Amelang's Waldemar ist ein braver Mensch, unstreitig, aber keine Bühnenfigur, welche berufen ist, ein ganzes Drama zu beherrschen. Nachdem ich mich durch dritthalb Acte ödester, langweiligster Historie mühsam hindurchgearbeitet, stieß ich endlich in dieser schier end- und trostlosen Wüste auf eine erfrischende Oase. Ich war auf Seite 115 angelangt und hatte eben einen zwei Seiten umfassenden, gleich der ganzen Dichtung langathmigen Monolog nahezu bewältigt, als ich aufjauchzend auf den erlösenden Vers stieß: „O Waldemar, warum bliebst du nicht todt!" Auf diese Selbsterkenntniß des Dichters hatte ich schon lange schmerzlich gewartet. Gustav Amelang hat recht, nur hätte er zu dieser Selbsterkenntniß sich zwei Acte früher durchringen sollen; dann hätte er voraussichtlich sich und uns das ganze Meisterwerk geschenkt. Da der geschätzte Dichter aber einmal geredet und sich gründlich ausgeredet hat, so will und darf auch ich nicht ganz schweigen, aus Rücksicht auf den Leser wie auf den Unwerth von Amelang's Werk aber mich so kurz wie möglich fassen und hiermit pflichtschuldigst bezeugen, daß ich außer vorerwähntem Verse und außer der schönen typographischen Ausstattung nichts Erfreuliches an dem ganzen Buche gefunden habe, keinen unsere Theilnahme herausfordernden Helden, keine nur einigermaßen in sich abgerundete Handlung, kaum eine Spur von Charakteristik, dafür aber ein Versgewirr und eine Sprache, wie sie schülerhafter nicht sein können. Herr Amelang in seiner unglaublichen Naivetät leistet sich z. B. Verse, wie:

> Austoben muß die Jugend, und die Kraft,
> So überschüssig in dem Körper wuchert,
> Muß sich verschäumen und zum Himmel spritzen.
> Herr, ich muß bitten, daß ihr dran gedenkt,
> Weshalb ich hier und wie mein Auftrag lautet:
> Auf Antwort steh' ich hier, ertheilt sie mir! (S. 55.)

Oder S. 135:

> So ist er lau jetzt, seine Freundschaft kältet,
> Es friert mich, wenn er zu mir spricht,
> Er säh' es gerne, wär' ich wieder todt.
> Es ist die Mark ein gar zu fetter Bissen,
> Geschaffen, daß ihn große Herrn verspeisen.

Oder S. 157:

> Noch blieb es unversucht,
> Des Volkes Grimm zur Bestie aufzustacheln....

Ich denke, wir haben uns nun ausreichend mit Herrn Gustav Amelang beschäftigt und überlassen ihn am besten seinem Schicksale.

Karl Siegen.

Geistesströmungen im englischen Schriftthume des 18. Jahrhunderts.

1. Congreve und Molière. Literarhistorische Untersuchung von Alexander Bennewitz. Leipzig, Hässel. 1890. Gr. 8. 3 M.
2. Clarissa. Roman von Samuel Richardson. Aus dem Englischen übersetzt und bearbeitet von R. und E. Ettlinger. Mit einer Vorrede von Franz Muncker. Zwei Bände. Karlsruhe, Braun. 1890. 8. 5 M. 40 Pf.
3. Ueber englische Zustände im 18. Jahrhundert nach den Romanen von Fielding und Smollet. Von Johannes Péronne. Berlin, W. u. S. Löwenthal. 1890. 8.
4. Percy's „Reliques of ancient English poetry" nach der ersten Ausgabe von 1765 mit den Varianten der spätern Originalausgaben herausgegeben und mit Einleitung, Anmerkungen und den erhaltenen Singweisen versehen von M. M. Arnold Schröer. Erste Hälfte. Leipzig, Reisland. 1889. 8. 8 M.
5. Rousseau und Byron. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte des Revolutionszeitalters. Von Otto Schmidt. Oppeln, Franck. 1890. 8. 3 M.
6. Ueber Byron's historische Dramen. Ein Beitrag zu ihrer ästhetischen Würdigung von Friedrich von Westenholz. Stuttgart, Frommann. 1890. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Nicht blos eine fast haarscharf zu umgrenzende Regelmäßigkeit in der Wiederkehr derselben theoretischen Culturerscheinungen haben Gesetzgeber der Geschichtswissenschaft behauptet, sondern auch (und das mit viel größerer Glaubhaftigkeit), daß ähnliche staatlich-gesellschaftliche Zustände auf geistigem Gebiete Verhältnisse aus frühern verwandten Sachlagen wiedererwecken. Oft und gar heftig ist über die Wechselwirkung dieser beiden Hebel der menschlichen Gemeinschaft gestritten worden, ohne halbwegs zu Einigkeit zu führen. Doch dürfte feststehen, daß das geistig-sittliche Leben eines Volks von irgend stärkerer seelischer Spannkraft von Einflüssen der die Gesammtheit betreffenden öffentlichen Geschehnisse niemals unberührt bleiben kann. Am besten beobachtet man dies bei den Engländern, weil sie in socialer Hinsicht am geschultesten, überhaupt allein mit der Möglichkeit ganz ungehinderter cultureller Bewegung in das Zeitalter hinübertraten, das neuerdings einige „die Moderne" getauft haben. Die Hauptereignisse des völligen Umschwungs vom alten Albion zum verjüngten Großbritannien, deren Keime im 16. Jahrhunderte liegen, brachte das letzte Viertel des 17. Jahrhunderts. Ein Ueberdruß am Bestehenden hatte sich der meisten wahrhaft einsichtigen Männer bemächtigt, übersättigt von dem Durcheinander der verschiedenartigsten Geistesnahrung lechzte man nach einem frischen Trunke und allerseits erscholl laut der Ruf: „Natur! Natur!" In allen Schichten der Nation regten sich die Strebsamen, um sich des kaum erwarteten Glücks, der drohenden Abhängigkeit von Rom entronnen zu sein, wahrhaft würdig zu erweisen. Namentlich zog auf dem Theater, das während des harten Drucks der puritanischen Partei verwaist gestanden hatte, ein neuer betriebsamer Eifer ein, der nur leider nicht bei den großen Meistern des Shakespeare'schen Zeitalters in die Schule ging, sondern Gehalt und Form mit ausgesprochener Vorliebe dem französischen Nachbar abborgte.

Einen anziehenden Blick in diese Vorgänge gewährt Alexander Bennewitz' fleißiges, „Congreve und Molière" betiteltes Buch (Nr. 1). William Congreve (1670—1729) ist eine interessante Gestalt von mannichfacher Eigenart, ohne daß man dabei aber sagen könnte, er stelle einen Typus dar. Es ist nämlich merkwürdig, wie gerade er, der entschieden für das dramatische Fach beanlagt war, nicht hier, sondern in der Lyrik und deren Theorie sein Hauptverdienst besitzt. Damals war unter den englischen Versdrechslern die Unsitte eingerissen, unter dem Vorwande, sogenannte „Pindarische Oden" zu fertigen, angeblich metrische Gebilde, die sich nur als völlige Regellosigkeit charakterisiren lassen, einzuschmuggeln. Diesem Treiben trat Congreve durch Einspruch und der Kritik vereinten Thatbeweis des Bessermachens entgegen. Unerheblich blieb seine Wirksamkeit im Trauerspiele. Dagegen hat er die Komödie mit Geschmack und Schick angebaut. Er versteht nicht nur die Handlung zu führen und den Dialog fein abzustufen, er fädelt auch die Verwickelung trefflich ein und führt sie, indem er sie zugleich bedacht im Dienste der Personencharakteristik verwerthet, zu überraschendem und dennoch glaublichem Ziele. Wo fand Congreve Vorbilder für diese Seiten seiner Kunst, die ja nicht urplötzlich aus der brachliegenden englischen Erde wachsen konnte? Bennewitz sieht in Molière, dem größten Lustspieldichter (die poetische Gattung hier im engern Sinne gemeint) der Weltliteratur, Congreve's Lehrmeister. Er geht zu diesem Zwecke die einschlägigen Stücke des Engländers in chronologischer Reihenfolge genau durch, indem er erst den Inhalt auszieht, dann die Charaktere bis in die verborgensten Herzensfalten Rede stehen heißt, schließlich die Handlung nach Haupt- und Nebenmomenten zergliedert. Der beabsichtigte Vergleich mit den entsprechenden Schöpfungen Molière'scher Laune ist stetig eingeflochten. Nach diesem etwas steifen Schema behandelt er die Stücke: „Der alte Hagestolz", „Der Ränkeschmied", „Liebe um Liebe", „Der Lauf der Welt" und stellt am Ende das lohnende Ergebniß aus der vierfachen Untersuchung in einer übersichtlichen Aufzählung aller übernommenen und frei erfundenen Momente und in einer ein wenig pedantisch einschachtelnden Motivtafel zusammen. Darauf vergleicht er kurz Muster und Nachahmer in formaler Beziehung und versucht Congreve's Stellung zu Molière, zur heimischen Bühne und als Lustspieldichter überhaupt möglichst deutlich zu umspannen. Man wird erkannt haben, daß der Disposition etwas Ungleichmäßiges anhaftet; sie ist jedenfalls nicht durchgreifend und gliedert den Stoff auch äußerlich nicht recht klar, selbst wenn man das in seiner Anlage zu beanstandende Inhaltsverzeichniß zu Hülfe holt. Auch der Stil ist oft seltsam unausgefeilt, ja es begegnen zahlreiche falsche Wendungen. Dem gegenüber sei aber betont, daß das Thema sachlich mit großer Umsicht in Angriff

genommen und die aufgeworfene Frage so sicher beantwortet ist, daß jeder der These (S. 154) beistimmen wird:

Die Anlehnung Congreve's an Molière kann sonach für jedes seiner Lustspiele nachgewiesen werden, und doch zeigen dieselben, in sachlicher wie formaler Beziehung, einen so originellen Charakter, daß man sie wol sein Eigenthum nennen darf.

Es wäre einseitig, Congreve's zeitweilige Erfolge blos der ungezügelten Sittenlosigkeit zuzuschreiben, die dem Zeitgeschmacke gemäß bei ihm triumphirte. Nein, es schimmert bei ihm bereits ein leichter Schein von dem Ziele der modernen Kunst, die in der Wirklichkeit und Treue der Anschauung die winkende Lösung ihrer Aufgabe erschaut. Nicht mit Unrecht spürt E. Engel in dem ersten Lustspiele, das sich um einen alten Junggesellen dreht, mehrfach die Luft des heutigen Salonstücks, in dem letzten, dem dramatisch vortrefflichen „Lauf der Welt" eine Vorahnung der prickelnden Art Sardou's. Es handelt sich hier gar nicht um einen Entscheid über das kritisch Angreifbare der Probleme, sondern nur um die Erkenntniß, daß hier in England, und damit zuerst in der modernen Welt, am Ausgange des 17. Jahrhunderts ein reinigender Wind durch Theorie und Praxis der Poesie fährt, der die matten Reste mittelalterlicher Beschränktheit verscheucht und kühn den Menschen mit seinen Leiden und Freuden selbst in den Mittelpunkt rückt. Es beginnt das Zeitalter des Gefühls. Kaum zwanzig Jahre nach Congreve war **Samuel Richardson** geboren, der in dieser Sphäre die richtige Stimmung fand, um den Leser zu packen mit der Macht der Empfindung, und seinem Vaterlande eine neue literarische Gattung von größter cultureller Bedeutung bescherte, eine Gattung, die auf britischem Boden noch eine keinesfalls geschwächte Anziehungskraft ausübt. Richardson ward Schöpfer und Meister des englischen Familienromans, und er sicherte sich von vornherein eine einschneidende Wirkung in den weitesten Kreisen durch seine unaufdringlich erziehliche Absicht, die es nicht bei einem moralischen Zöpfchen bewenden ließ. Allerdings tritt er ja in die Fußstapfen der moralisirenden Journalisten vom Schlage Addison's und Steele's, allerdings ist sein sittliches Dogma einer oberflächlichen Pädagogik entsprossen (wenn auch Thackeray's herber Spott, daß der Ungezogene bei ihm Prügel, der Artige Pflaumenkuchen kriege, übertreibt), aber er gab eben dem Ausdrucke jener herzbewegenden Gedanken eine Kunstform und handhabte sie sogleich mit mustergültiger Technik. Darf man jetzt über diese — an sich vollendeten — Romane in Briefen mitleidig lächeln, wo man einem virtuos vorgetragenen Ich-Roman höchstes Lob zollt und jedem Versuche, dem wahren Wesen der „Erzählung" durch ungeschminkten Bericht, der die Sache selbst reden läßt, möglichst nahezukommen, entzückt zujauchzt? Zudem bedenke man einmal nur die literarischen Folgen! Nimmer hätte J. J. Rousseau sein in der Geschichte unserer philosophisch-socialen Entwickelung nicht zu missendes Seelengemälde der „Neuen Héloïse" in dem ergreifenden Stile, nimmer Goethe die welthistorische Gestalt Werther's, nimmer F. Schlegel die in „Lucinde" verfochtenen tief aufrührenden Lebensansichten auf dem Büchermarkte vorgestellt. Die Glanzleistung Richardson's ist das „Clarissa" betitelte Werk, von dem uns soeben durch **R. und E. Ettlinger** eine neue Auswahlverdeutschung (Nr. 2) dargeboten wird, dasselbe, über das sein Nachahmer Rousseau äußerte: „Noch nie wurde, in welcher Sprache es sei, ein Roman geschaffen, der der «Clarissa» nahe käme, geschweige sie erreichte", an dem Goethe „das genaueste Detail, unendliche Einzelheiten, die lebendig alle aus einer wundersamen Tiefe hervorspringen" bewunderte. Die vorliegende deutsche Fassung des unglücklichen Schicksals der liebenden Clarissa zieht nach amerikanischem Vorbilde die 537 Briefe der acht dicken Originalbände auf etwa 270 in zwei schmächtigen Bändchen zusammen, indem sie alle nur auf reichlichen Thränenguß rührseliger Gemüther berechneten Mätzchen ausmerzt und so dem Bestande an fortlaufenden Ereignissen zu einem reinern Nachdrucke verhilft. Die neue Uebersetzung fließt gut im Strome Richardson'schen Stils und ist auch durch den neuen münchener Vertreter akademischer Literaturwissenschaft, Professor Franz Muncker, knapp (seltsamerweise ohne bei der Nachwirkung „Werther's Leiden" zu erwähnen) eingeleitet. Auf Erich Schmidt's feinfühlige Schrift „Richardson, Rousseau und Goethe" (1875) sei dabei hingedeutet.

Schon die Tagesgegner Richardson's bekämpften ihn, weil er mit Stoff und Wort nicht in der Wirklichkeit wurzle. Seine jüngern Berufsgenossen Fielding und Smollett vertraten eine grundverschiedene Auffassung von den Aufgaben der zeitgeschichtlichen Sittenerzählung. Sie fußen beide auf einer gediegenen und überlegten Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse. Eine kleine Studie von **J. Péronne**: „Ueber englische Zustände im 18. Jahrhundert nach den Romanen von Fielding und Smollett" (Nr. 3), entwirft an der Hand der von ihnen gewährten Hülfsmittel hübsche Bilder aus dem politischen und socialen Leben im zweiten und dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Die Schilderungen beider Schriftsteller — bei Fielding liefern „Tom Jones", daneben „Amelia", auch „Joseph Andrews", bei Smollett besonders „Roderick Random" reichliche Ausbeute — decken sich im großen Ganzen, trotz der abweichenden Ansichten in vielen Fragen, namentlich hinsichtlich der Politik. Es ergibt sich, daß man noch um 1750 das hannoversche Herrscherhaus als ausländisch betrachtete, ein nennenswerther Bruchtheil des Volks sogar als widerrechtlich im Besitze der Macht. Selbst Fielding, Inhaber eines höhern königlichen Gerichtsamts, streut oft genug halb persönlich gefärbte Urtheile dieser Richtung ein. Smollett hingegen, der in England von vielen Dingen abgestoßene Schotte, fühlt sich unter dem Walten des charakterlosen Schwächlings Georg II. nirgends angeheimelt und legt seinen Gestalten mitunter recht unzweideutige Kraftausdrücke in den Mund. Freilich erfährt man aus den von Péronne ausgehobenen Proben deutlich, wie trost-

los es damals um Sittlichkeit und Wohlstand breiter bürgerlichen Schichten der englischen Bevölkerung aussah.

Trotz alledem stieg mit dem lebhaften Drange nach allseitiger Theilnahme an Europas politischer und culturellen Entwickelung, der um die Mitte des Jahrhunderts neu erwachte, der frische Zug in der volksmäßigen Literatur. Man wandte sich eifrig dem Studium der reichen Schätze an alten Liedern und Sagen zu. Das durchschlagende Unternehmen auf diesem Gebiete wurde die Sammlung des Bischofs Thomas Percy, von deren erster Ausgabe (1765) jetzt Professor A. Schröer einen Neudruck mit Band 1 (Nr. 4) eröffnet. Die Sammlung war anfänglich auf einen bescheidenen Umfang berechnet, schwoll aber dem begeisterten Freunde des alten Volksgesanges unter der Hand an und erlangte bald eine außerordentliche Bedeutung in der englischen und deutschen Literatur, welch letzterer sie namentlich durch Herder's kundige und verständnißinnige Vermittelung nahegebracht wurde. Die Percy'sche Arbeit entsprang einer in England damals an Stärke und Einfluß erheblich gewinnenden Strömung. Wiederum grub man nach ungetrübten Quellen naturechter Poesie und entdeckte freudig, daß in dem theilweise noch nicht ausgestorbenen Volksliede ein geradezu classischer Beleg hierfür vorhanden sei. Den Werth dieser Veröffentlichung Percy's zu würdigen, dienten die später entschlafene englische „Percy-Gesellschaft", die Herausgabe des „Percy Folio Manuscript" und die vortrefflichen Balladensammlungen F. J. Child's und der „Ballad Society". Da man jedoch bis heute noch keinen zuverlässigen Abdruck der natürlich seltenen Originalausgabe mit den nöthigen literargeschichtlichen und erläuternden Beigaben besaß, so unterzog sich Schröer trotz der mehrfachen Neuausgaben der Ausfüllung dieses Mangels. Die bewährte Erledigung möge nach Erscheinen des zweiten Bandes beleuchtet werden.

Wer stand unter den Wortführern der modernen Geistesbewegung seit 1750 jenem Drange nach Naturgefühl und Naturpoesie näher als J. J. Rousseau? Er verdankt dem Studium der englischen Aufklärungsphilosophie sehr viel und hat zudem 1765—67 in England gelebt. Es ist nun höchst anziehend und lehrreich zugleich, die Stellung Lord Byron's, der ja in England nach der Französischen Revolution der führende Geist ward, zu Rousseau zu betrachten. Es muß in der That schon im Wesen der beiden merkwürdigen Männer eine auffallende Aehnlichkeit bestanden haben; denn Byron's Mutter, ferner Frau von Staël, W. Scott haben für einen eingehenden Vergleich eine Menge Gründe beigebracht, die allerdings Byron selbst beinahe ausnahmslos beseitigen wollte. In einer ausführlichen Auslassung weist er 22 Punkte dieser Art zurück, davon 17 recht äußerlicher Natur sind.

Ein umsichtiges Buch von O. Schmidt: „Rousseau und Byron" (Nr. 5), legt in Anlehnung an diese Byron'sche Selbstcharakteristik unter Verwendung eines ausgedehnten Materials dar, wie groß die seelische Verwandtschaft beider sei und daß nicht nur das Gemüthsleben, sondern auch zahlreiche poetisch geformte Gedanken einen umfänglichen Einfluß des genfer Philosophen auf den gewaltigsten Dichter des modernen England annehmen heißen. Allerdings liegt die hier festgestellte Abhängigkeit auf einem weit idealern Felde als die oben besprochene Congreve's von Molière, zumal Rousseau's Innenwelt selbst von britischen Denkern vielfältig befruchtet war. Das Verständniß beider gewinnt hierdurch jedenfalls merklich, obzwar noch manche harte Nuß zu knacken bleibt.

Freilich, so vollständig sich auch manche menschliche, insbesondere gedankliche Eigenheiten Byron's mit Rousseau'schen Empfindungen decken mögen, als Künstler wandelt er andere Bahnen. Auch in der Tendenz seiner Poesie macht sich ein nirgends zu vertuschender Widerspruch geltend: bald lieblich mild, bald berauschend duftet die volle Blume der Romantik mitten in der Trift, die das Kampfgewoge der modernen Gegensätze zertritt. Seine Dramen kranken an einer Ueberfülle von Beschreibung, von tönender Declamation; obschon gedankenvoll und tiefsinnig, gehen ihnen wirkungsvoller Zuschnitt des Stoffs und straffe Charakterzeichnung ab. Man hat lange das Unrecht begangen, über Byron's gewaltiger lyrischer, epischer und satirischer Kraft die dramatische Seite seines thätigen Schaffens arg hintanzusetzen. Freiherr von Westenholz, bisher durch eine fleißige Ueberschau der Griseldissage (1886) bekannt, lenkt in einer unlängst erschienenen Schrift: „Ueber Byron's historische Dramen" (Nr. 6), den Blick auf die an weltgeschichtlich bedeutsame Ereignisse anknüpfenden Tragödien, deren ästhetischen Werth er durch analytische Zergliederung zu bestimmen sucht. Unter begründetem Ausschlusse von „Werner", als Dramatisirung einer H. Lee'schen Novelle, und „Der umgestaltete Misgestaltete", als nach der Bruchstücküberlieferung kaum abschließend beurtheilbar, beschränkt er sich auf „Marino Falieri", „Die beiden Foscari" und „Sardanapal", die in dieser Folge 1817—21 entstanden. Es ist nun gewiß vom Standpunkte der Literaturgeschichte höchst lobenswerth, daß Westenholz mit philologischer Genauigkeit auch den quellenmäßigen Sachverhalt vorzuführen beabsichtigt. Aber einmal durfte dies dann nur auf Grund der alten Originalberichte geschehen, also bei „Marino Falieri" nach den venetianischen Staatsurkunden (wo z. B. der Anlaß der Verschwörung ganz abweichend erscheint), andererseits wird die Vorurtheilslosigkeit ästhetischer Kritik durch den bewußten Vergleich mit dem historischen Ausgangsmaterial beeinträchtigt. Das ist ein selbstverschuldeter Hemmschuh. Auf demselben Blatte stehen andere Beziehungen, die ebenfalls nur dazu dienen, die Reinheit der kunstpsychologischen Entfaltung der Gestalten und Motive zu trüben: z. B. wenn weitläufig erörtert wird, ob des Dichters Geliebte Teresa Guiccioli zur Myrrha in „Sardanapal" gesessen hat. Wenigstens müßte man dann auch eine Auslassung über Byron's persönliches Verhältniß zum Helden dieses Trauerspiels verlangen. Westenholz' Gesammturtheil

überschätzt die poetische Höhe von Byron's Dramatik nicht und meint unter anderm, „daß erst die äußern Verhältnisse seines Lebens ihm statt des Pinsels den Meißel in die Hand gedrückt haben" (!). Theoretisch stehe Byron hier oft auf kindlichem Standpunkte, wie Goethe zum Kanzler Müller äußerte. Was wir Westenholz danken, ist außer dem Verdienste, auf diese Dichtungen, die ein hohes Interesse „als Schöpfungen eines der größten Dichter schon an und für sich in Anspruch nehmen dürften", nachdrücklich hingewiesen zu haben, die anschauliche Auslese der Hauptpunkte des Inhalts und die durch allenthalben eingelegte Briefstellen und ähnliche urkundliche Belege belebte und gesicherte Auseinandersetzung. Ungern vermißt man S. 31 bei den nach-Byron'schen Bearbeitungen der Falieri-Fabel (Westenholz schreibt bald Falieri, bald Faliero) die auf der meininger Bühne unter großem Beifall gespielte Modernisirung unsers hochbegabten Arthur Fitger. Auch E. T. A. Hoffmann's dramatisch spannende Novelle „Doge und Dogaressa" war zum Vortheil heranzuziehen.

Der unaufdringliche Eindruck verwischt sich nicht, daß Byron's Drama mit seinem unzähmbaren Hochfluge nach neuzeitlichem Gehalte der Poesie nicht Schritt zu halten vermochte. Gar weltbewegende Gedanken Rousseau'schen Ursprungs, die er sonst genugsam mit Wärme vertritt, gelangen hier nicht zur Aussprache, am wenigsten setzen seine handelnden Personen sie in die That um. Denn deren Fühlen und Streben dictirt noch die Triebfeder einer Sinnes- und Gemüthsart, die die Menschen bei den Dichtern des 18. Jahrhunderts leitet und mit diesem hinabstürzt in die Nacht der Vergangenheit. So durchkreuzt die Umwälzung der allgemeinen Ideen das Schaffen eines erhabenen Dichtergenius, der, im Geiste überzeugt von der Nothwendigkeit einer neuen Poesie, nicht die literarische Form zu finden weiß, in die er den brodelnden Strom seines Grübelns und Tiftelns ergießen möchte. Gerade Byron's Dramen — die der Verfasser in richtiger Erkenntniß ihres Wesens streng von der Bühne fernhalten wollte — erfüllt Silbe um Silbe der Zwiespalt, den wir 120 Jahre früher bei Congreve bemerkt haben, der Zwiespalt des Wunsches, Modernes zu bieten, und der Ohnmacht, das Alte noch nicht endgültig überwunden zu haben. Das ist eben der bezeichnende Typus, der an des 18. Jahrhunderts Anfang und Ende steht, und gerade Englands freiere Entwickelung war beidemal früher darüber hinaus als die andern Völker Europas, die nach einem durchgreifenden Bildungsfortschritte ringen.

Ludwig Fränkel.

Feuilleton.

Von Professor Dr. Otto Richter's illustrirter Vaterlandskunde: „Das Deutsche Reich" (Leipzig, Spamer), deren erste Lieferung im März erschien, liegen zwei weitere Hefte vor. Sie führen in recht ausgiebiger Weise die Darstellung der wirthschaftlichen Verhältnisse unsers Vaterlandes zum Schlusse, bieten im siebenten Kapitel eine gute Uebersicht der staatlichen Organisation des Reichs, bei der sich nur Zahlenangaben über die Kriegsstärke des deutschen Heeres vermissen lassen, und gehen im zweiten Buche mit S. 211 zu den Einzelstaaten über, hinsichtlich welcher derselbe Weg wie im allgemeinen Theile beschritten wird. Da die Schilderung der Provinz Ostpreußen ganz und die Westpreußens bis auf die einzelnen Kreise vollendet ist, läßt sich nun schon ein Urtheil über die Gesammtanlage bilden und der Vergleich mit des altbewährten Daniel „Geographie Deutschlands" in zwei Theilen ziehen. Sieht man von der überaus weiten Fassung des Begriffs Deutschland in letzterm Werke ab und von der überreichen Berücksichtigung der geschichtlichen Beziehungen, so bleibt ihm immer der Vorzug der zusammenhängenden eingehendern Darstellung der physischen Erdkunde, die im Richter'schen Buche unsers Erachtens zu kurz kommt. Die oro- und hydrographische Beschreibung der Provinzen und Kreise, wofür Ostpreußen das Beispiel bietet, will uns für die knappe Behandlung dieser Verhältnisse im allgemeinen Theile nicht voll entschädigen. Sehr erfreulich wäre es, wenn die Verlagshandlung jeder Provinz eine Specialkarte beigeben wollte. An Beilagen finden wir gegenwärtig eine Confessions- und eine Bodenkarte von Deutschland, wie die Situationspläne von Metz, Danzig und Königsberg.

— Von der Schlesischen Verlagsanstalt, vormals Schottländer, in Breslau wird ein illustrirtes Prachtwerk: „Das malerische Schweden", von schwedischen Künstlern und Schriftstellern geschaffen, vorbereitet, das in etwa zehn Lieferungen zu 1 M. die reiche Mannichfaltigkeit der Naturschönheiten des östlichen Skandinavien und die Eigenart seiner Bewohner zur Anschauung zu bringen geeignet ist.

Bibliographie.

Gähtgens, P., Die Beziehungen zwischen Brandenburg und Preussen unter Kurfürst Friedrich II. (1437) 1440—1470. Giessen, Ricker. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Jacob, G., Ein arabischer Berichterstatter aus dem 10. oder 11. Jahrhundert über Fulda, Schleswig, Soest, Paderborn und andere deutsche Städte. Zum ersten Male aus dem Arabischen übertragen, commentirt und mit einer Einleitung versehen. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 1 M.

Koppelmann, W., Immanuel Kant und die Grundlagen der christlichen Religion. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Lessing, G. E., Abhandlungen über die Fabel. Mit Einleitung, Anmerkungen und Textbeilagen herausgegeben von F. Prosch. Wien, Graeser. Gr. 8. 3 M.

Loewenthal, E., Die Religion der Religionen. Gedenkschrift zum 25jährigen Jubiläum der Cogitanten-Allianz. Grossenhain, Baumert u. Ronge. Gr. 8. 40 Pf.

Mollmann, F., Rätsel des Daseins. Leipzig, A. Neumann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Thamm, P., Ein schüchterner Freier. Lustspiel. Nach A. v. Winterfeld. Freiburg i. Br., Fehsenfeld Nachf. 16. 75 Pf.

Tobien, W., Bilder aus der Geschichte von Schwelm. Nach den Ueberlieferungen in den Archiven. Festschrift zur 300jährigen Jubelfeier der Stadtprivilegien von Schwelm. Schwelm, Scherz. Gr. 8. 4 M.

Weiß, K., Ueber Verkehrswege in Ostafrika. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 50 Pf.

Westerkamp, J. B., Das Bundesrecht der Republik der Vereinigten Niederlande. (1579—1795.) Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wie man in Paris liebt. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schwarz. Budapest, Grimm. 8. 1 M.

Wolkan, R., Böhmens Antheil an der deutschen Litteratur des XVI. Jahrhunderts. 1ster Thl. Prag, Haase. Lex.-8. 4 M.

Wolzogen, E. v., Er photographirt. Eine nervöse Geschichte in Versen. Mit Illustrationen von C. W. Allers. Berlin, S. Fischer. 8. 1 M.

Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Die Augsburger Allianz von 1686. Wien, Tempsky. Lex.-8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Stanley: Im dunkelsten Afrika.

Aufsuchung, Rettung und Rückzug

Emin Pascha's,

Gouverneurs der Aequatorialprovinz.

Dritte Auflage.

2 Bände mit 150 Abbildungen und 3 großen Karten.

Geh. 20 M. Geb. 22 M. Velinausgabe geb. 40 M.

= Auch in 40 Lieferungen zu 50 Pf. zu beziehen. =

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1890. Neuntes Heft.

Inhalt: Prinzessin Schneeflocke. Erzählung von O. von Oberkamp. (Schluß.) — Der Hypnotismus. Von Professor E. Kraepelin in Dorpat. — Die Eisenbahnfahrpreise. Von G. van Muyden. — Federzeichnungen aus Kölns Vergangenheit und Gegenwart. Von Paul Kurth. — Preußen und Deutschland in den Jahren 1887 bis 1890. Von Wilhelm Müller. — Jean Jacques Rousseau im Urtheile der heutigen Franzosen. Von Richard Mahrenholtz. — Abessinien und die abessinische Frage. Von C. Spielmann in Wiesbaden. — Denkwürdiges: Deutsche Reichsgesetzgebung. Von Ludwig Fuld. — Todtenschau.

„Unsere Zeit“ erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueber den Polarkreis.

Von

Th. von Bayer*.

8. Mit 5 Abbildungen und 1 Karte. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Dieses neue Werk der den allerhöchsten Kreisen angehörenden Verfasserin schildert eine Reise nach dem nördlichen Norwegen und verbindet damit eine auf sorgfältigen Beobachtungen und Forschungen beruhende Darstellung von Land und Leuten. Es hat deshalb ganz besonderes Interesse für alle, welche Schweden und Norwegen besuchen wollen oder besucht haben, darf aber auch andern Kreisen als anziehende Leetüre empfohlen werden.

Verlag von C. E. M. Pfeffer (R. Stricker) Halle a. S.

Die ewigen Räthsel.

Populär-philosophische Vorträge von

Rudolf von Wichert.

I. Serie 1889. Gr. 8. 112 S. M. 1,50.
Der Instinct. — Die Erhaltung der Kraft. — Das Atom. — Das Problem der Sprache. — Der Kampf um die Seele. — Nothwendigkeit und Freiheit.

II. Serie 1890. Gr. 8. 128 S. M. 1,50.
Raum und Zeit. — Das Schöne. — Sinn und Verstand. — Der Zweck im Weltall. — Wissen und Glauben. — Der Utilitarismus.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

Ulrich von Hutten

nach seinem Leben und seinen Schriften geschildert von

Dr. Votsch.

gr. 8. 1890. geheftet. 1 M. 20 Pf.

Kohlrausch, Friedrich, die deutschen Freiheitskriege von 1813, 1814 u. 1815.

Für Schule und Haus bearbeitet.

Elfte Auflage, mit einer Karte der Umgegend von Leipzig.

gr. 8. geb. 1 M. 20 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Französische Revolution.

Von **Thomas Carlyle.**

Aus dem Englischen von **P. Feddersen.**

Zweite Auflage, umgearbeitet von E. Erman.

Drei Theile. Geh. 7 M. 20 Pf. Geb. 9 M.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per	3/1	1/1	1/2	1/4 = Pfd.-Dose
	850	300	150	75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

(Mit einer Beilage von **Wilh. Friedrich**, K. R. Hofbuchhändler in **Leipzig**.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 11. September 1890.

Karl von Hase's Werke.

Gesammelte Werke von Karl von Hase. Erster Band: Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen von Karl von Hase. Erster Theil. Alte Kirchengeschichte. Zweiter Abdruck. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1890. Gr. 8. 10 M. Dasselbe. Dritter Halbband: Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen. Zweiter Theil. Alte Kirchengeschichte: Germanische Kirche. Mittlere Kirchengeschichte: Karl der Große bis Innocenz III. Erste Abtheilung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1890. 8. 5 M.

Einer der einflußreichsten Lehrer an deutschen Hochschulen ist am Anfange dieses Jahres dahingegangen. Wie viele Hunderte haben in mehr als hundert Semestern in Jena Hase's Worten gelauscht, wie viele Tausende sind geistig zu seinen Füßen gesessen, Laien wie Theologen, und verdanken ihm, dem Theologen und Professor — zwei Worte, vor welchem sich viele bekreuzen, ihr Bestes in ihrem geistigen Leben. Wenn es ein Lehrer der deutschen Jugend und damit auch des deutschen Volks verdient hat, daß seine Werke nach seinem Tode gesammelt erscheinen, so ist es Hase.

Auf seinen Lebensgang werden wir später gelegentlich seiner Jugenderinnerungen: „Ideale und Irrthümer", zurückkommen, welche in der Sammlung erst zuletzt erscheinen werden. Hier nur folgende Notizen über denselben. Karl August Hase ist geboren am 25. August 1800 zu Steinbach in Sachsen, wurde 1829 Professor der Theologie in Jena, trat 1883 in den Ruhestand und ist gestorben am 3. Januar 1890. Er hat in seinem Leben viel geschrieben, darunter selten etwas, das nicht die Zeit überdauern wird. Von der nunmehr eröffneten Sammlung sind die eigentlich theologischen Lehrschriften ausgeschlossen; es sind dagegen alle diejenigen aufgenommen, welche auf einen nicht theologisch gebildeten Leserkreis rechnen können. Von ihnen allen gilt im ganzen, was Hase in der Vorrede zur ersten Auflage seines „Handbuchs der protestantischen Polemik" gesagt hat: „Dies Handbuch ist kein Volksbuch, hat es aber darauf abgesehen, allen auch nur im gewöhnlichen Sinne Gebildeten, die den Ernst einer solchen Untersuchung nicht scheuen, verständlich zu werden. Daher war manches etwas breiter auseinanderzusetzen, als unter Fachgenossen nöthig wäre, und so einmal von der strengen Schulform losgesprochen ist das Ich persönlicher Anschauungen, kleiner Erlebnisse und momentaner Interessen wol mehr hervorgetreten, als in wissenschaftlichen Verhandlungen üblich ist."

Die gesammelten Werke Hase's werden folgende Schriften enthalten, von welchen die Kirchengeschichte mit Ausnahme des ersten Bandes und der letzte zwölfte Band noch Unveröffentlichtes bieten:

Kirchengeschichtliche Werke. 6 Bände: Kirchengeschichte. Geschichte Jesu, nach akademischen Vorlesungen. Heiligenbilder: Franz von Assisi. Caterina von Siena. Der heilige Antonius. Bonifatius. — Neue Propheten: Die Jungfrau von Orleans. Savonarola. Das Reich der Wiedertäufer. — Rosenvorlesungen: Ein falscher Messias. Gregor VII. Aeneas Silvius Piccolomini. Pantheon und Peterskirche. Der Kanzler Krell. Die Französische Revolution und die Kirche. — Das geistliche Schauspiel. Jenaisches Fichte-Büchlein. Das junge Deutschland.

Zur Glaubens- und Kirchenlehre. 4 Bände: Des alten Pfarrers Testament. Die Proselyten. Gnosis oder evangelische Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde. Theologische Streitschriften. Theologische Denkschriften und akademisch-protestantische Reden: Vom Justizmorde. Die deutsche Kirche und der Staat. Der Quell der Kirchengewalt. Die Entwickelung des Protestantis-

mus. Das Historische und Uebernatürliche in der Religion. Die evangelisch-protestantische Kirche des Deutschen Reichs. — Gesammelte kleine Schriften. Protestantische Polemik gegen die römisch-katholische Kirche.

Politische Schriften. 1 Band: Kirchenpolitische Denkschriften: Vom Streite der Kirche, eine Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation. Die beiden Erzbischöfe. Der Papst und Italien. Des Culturkampfes Ende. — Vaterländische Denkschriften: Sachsen und seine Hoffnungen. Das Kaiserthum des deutschen Volks. Die deutsche Volksbewaffnung. Die Republik des deutschen Volks. Das Deutsche Reich und seine Staaten. Preußen und Oesterreich.

Lebensbeschreibung. 1 Band: Ideale und Irrthümer, Jugenderinnerungen. Briefe aus Italien. Annalen meines Lebens, nach Tagebuchaufzeichnungen, Briefen und anderm herausgegeben von seinem Sohne Karl Alfred von Hase.

Die Sammlung der Werke des als Kirchenhistoriker vornehmlich berühmten Mannes wurde eröffnet mit der Kirchengeschichte, von der bisjetzt drei Lieferungen ausgegeben sind. In der Vorrede zum ersten Bande, welcher 1885 erschien, sagte Hase:

Ich habe vom Anfange an gesucht, eine wissenschaftliche Kirchengeschichte herzustellen, wie sie auf deutschen Universitäten gelehrt wird; aber in diesen gedruckten Vorlesungen habe ich alles blos gelehrte Aussehen verlöscht, um jedem Gebildeten verständlich zu sein; wir gehen einer Zeit entgegen, in der man die Kirchengeschichte zur allgemeinen höhern Bildung rechnen wird.

Ist diese Zeit nicht schon vorhanden, wie wir annehmen, so wird sie sicherlich durch Hase's kirchengeschichtliche Werke herbeigeführt. In der That hat man ja allmählich, sogar im Jugendunterricht, der als das Beste in Deutschland stets zuletzt kommt, eingesehen, daß die Geschichte keine Zusammenhäufung von Schlachten, Tyrannengreueln und Dynastiewechseln ist, daß es vielmehr gilt, die geistigen Kräfte aufzufinden und in ihrer Wirksamkeit in der Geschichte aufzuzeigen. Und unter diesen geistigen Kräften nimmt das Christenthum und damit die äußere Erscheinung desselben, die Kirche, die erste Stelle ein. Man versteht die Geschichte gar nicht, wenn man nicht Kirchengeschichte versteht. Hierbei handelt es sich nicht um die Kenntniß einer Masse kirchengeschichtlicher Einzelheiten, sondern um Verständniß der in den Kirchen wirkenden und treibenden Kräfte. Dieses Verständniß vermag niemand besser zu erschließen als Hase. Mit seinem für die Studirenden bestimmten „Lehrbuche der Kirchengeschichte" (von 1834 bis 1886 elf Auflagen), das in knappster Form eine Menge von Thatsachen in sicherer Gruppirung und mit geistreicher Beurtheilung gibt, steht diese Kirchengeschichte in engem Zusammenhange. Hase selbst sagt in seiner Vorrede, sie enthalte „die gründliche Erklärung und lebendige Ausführung dessen, wovon das Lehrbuch nur den Umriß oder gedrängten Auszug enthält", theilweise auch die Worte des Lehrbuchs, denn, setzt er schalkhaft hinzu: „Andere haben dieses Compendium in seinem langen Bestande mannichfach ausgepflückt, sodaß ich wol auch einmal etwas für eigenen Gebrauch ausschreiben konnte."

Immerhin ist auch diese Kirchengeschichte, trotzdem sie alle Gebiete behandelt, die sich mit der Kirchengeschichte berühren, noch knapp genug, und setzt einen gewissen Bildungsgrad, eine Anzahl Kenntnisse und jedenfalls aufmerksame Leser voraus. Hase macht nie ein überflüssiges Wort, er rückt manchmal die Urtheile und Gedanken fast allzu eng im Satzbau zusammen und verflicht, wie schon im Lehrbuche nicht selten fremdartige, aus der Quelle genommene Ausdrucksweisen in seine eigenen Worte. In seinen Urtheilen ist er kurz und schlagend, eher mild als hart, stets gerecht. Nie finden wir „jene schulmeisterliche Reflexion, welche überall Weltgericht spielen will", vielmehr eröffnet uns Hase stets den Blick, „warum etwas so kommen mußte und wie es seinerzeit angesehen wurde". Seine Charakteristiken sind, oft nur in einem oder zwei allerdings vielleicht langen Sätzen, meisterhaft — hierin ist er Ranke ähnlich, denn sie kommen aus der tiefsten geschichtlichen Einsicht. Seine geschichtlichen Einzelbilder sind theilweise wahrhaft künstlerisch abgerundete Cabinetsstücke, und Hase — hierin Lessing gleichend — weiß uns auch für die entlegensten, unserer Theilnahme eigentlich fern liegenden Gegenstände zu interessiren, manchmal sogar zu erwärmen, wiewol sonst der objective Historiker auf nichts weniger ausgeht, als unser Gefühl in Mitleidenschaft zu ziehen. Die Kathederwitzlein und humoristisch angehauchten Sätzlein, die Hase da und dort hat stehen lassen, geben dem Buche den Reiz des Unmittelbaren. Es ist aber kein Buch zum Blättern in müßigen Stunden, auch nicht zum Nachschlagen über kirchengeschichtlichen Kleinkram geeignet, sondern ein Buch, das den Leser nicht mehr losläßt, wenn er zu lesen begonnen hat, weil es auf jeder Seite neue Anregung gibt, durch seine eigenthümliche Ausdrucksweise fesselt und geistreich ist im besten Sinne des Wortes. Es ist ein Buch endlich, das noch einen Vorzug hat: es erzieht zum Denken, denn man muß sich Hase's Urtheile, auch wenn man ihnen Wort für Wort zustimmt, in eigener geistiger Arbeit zu eigen machen; man kann sie nicht einfach nachsprechen, weil ihnen allen der nicht nachahmbare Stempel des Meisters aufgedrückt ist.

Richard Weitbrecht.

Romane und Erzählungen.

1. Unter deutschen Palmen. Roman von Christian Benkard. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 6 M.

Mag man die Aufgabe des Romandichters und die Erfordernisse, die an einen Roman gestellt werden müssen, noch so eng begrenzen, diejenigen einer passenden und Theilnahme erregenden Handlung, einer erkennbaren Charakterzeichnung, auch wo charakterlose Menschen in Frage sind, und endlich einer guten Sprache, abgesehen von feinern formalen Erfordernissen, müssen unter allen Umständen gewahrt werden. Dies scheint uns im vorliegenden Romane doch nicht in rechtem Maße geschehen zu sein.

Die Handlung spielt in Westafrika, wo bereits deutsche Factoreien gegründet sind, die mit den englischen in heimlichem und offenem Streite liegen, und wo bereits die Colonialpolitik des Deutschen Reichs in Ostafrika ruchbar wird. Diese Streitigkeiten und die Verschiedenheit der Auffassung derselben seitens der Einheimischen sowie eine Masse der verschiedensten Nörgeleien, geschäftlichen Verlegenheiten und Verwickelungen der Factoreiverwaltung bilden den ausgedehntesten Theil des Romans und von Anfang bis zu Ende erregen sie beim Leser nicht nur keine wohlthuende Empfindung, sondern fast Widerwillen gegen den Stumpfsinn, die Roheit und Dummheit der Neger und gegen die Behandlung derselben und die Ausnutzung ihrer Arbeitskraft seitens der deutschen und englischen Plantagenverwalter. Alles mag wahr sein — der Verfasser des Romans war ja Augenzeuge; es ist aber weder schön, noch steht es in einem nothwendigen Zusammenhange mit den vorkommenden Liebesverhältnissen, noch gehört es in dieser Ausdehnung in einen Roman, vielmehr in ein Werk über Colonisation oder ethnologische Culturgeschichte der Gegenwart. Die Charakterzeichnung leidet insofern an Anziehungskraft, als sie es mit der Zeichnung der Charakterlosigkeit etwas leicht nimmt. Ein fertig gezeichneter Charakter ist eigentlich nur Rabenhorst, der von seiner jungen Frau verrathene Ehemann, um deswillen er nach Afrika ging und als Vorstand der deutschen Factorei nur strengster Pflichterfüllung, tiefem Schmerze, ja fast unversöhnlichem Grolle lebt, bis endlich das Eis schmilzt. Seine Tochter eilt nach dem Tode der Mutter zu ihm. Sie ist ein sehr junges Mädchen, spricht aber mit Walfried, den sie am Ende heirathet, über die Liebe wie ein erfahrener Philosoph oder wie ein erfahrenes Weib. Sie sagt z. B. zu ihm: „Ein Mann darf seine Charakterfestigkeit nicht am Weib erproben, dessen einzige Stärke seine Schwäche ist.“ (S. 54.) Solcher Beispiele der Verzeichnung liefert das zwanzigste Kapitel noch mehrere. Der andere weibliche Charakter, Jessy, ist eben gar keiner. Erst liebt sie Walfried, wie es scheint, wahr und groß, dann gefallen ihr andere besser und sie scheidet von jenem mit der Versicherung: „Ich habe dich nie geliebt.“ Jenes geistvolle Paradoxon nimmt sich in Kora's Mund bei seiner tiefen, einem so jungen Mädchen nicht wohl erkennbaren Wahrheit nicht gut aus und dieser Wankelmuth Jessy's hat kein gehöriges Motiv und gerade deshalb ist sie charakterlos, was durchaus einer eingehendern Ausführung bedurft hätte. Die ziemlich rohen Scenen des fünfundzwanzigsten Kapitels thun auch nicht wohl, ebenso wenig die Negergespräche.

Ungeachtet dieser Mängel enthält der Roman viele anziehende Naturbilder und manche gut componirte Scenen, die ihren Eindruck nicht verfehlen und uns ein Bild des westafrikanischen Factoreilebens entwerfen, welches namentlich in der jetzigen Zeit viel Interessantes bietet.

2. Im Regiment. Roman von H. von Osten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 3 M.

Während die Dichter von jeher die Liebe in tausend und abertausend Formen besungen haben, ist ihnen in neuerer Zeit, wie es scheint, die Ehe eine ergiebigere Quelle geworden. Es ist ein realistischer Zug, indem sie die Ehe als Maßstab benutzen, an welchem sie die Liebe abmessen zu können meinen. Denken wir an die „Kreutzer-Sonate“! Auch unser Roman scheint diesen Maßstab zu suchen. Ein in einer kleinen Stadt garnisonirendes Ulanenregiment ist der Rahmen des Bildes, welches uns den Einblick in mehrere Ehen der Offiziere, aber auch in das Junggesellenleben der Unverheiratheten eröffnet. Das Buch ist sehr gut geschrieben; die Lichter sind sehr scharf, die Schatten sehr dunkel; der Thatsachen und Vorkommnisse sind es fast zu viele. Die Zeichnung der auftretenden Männer und Frauen ist reich gegliedert und von den Hauptpersonen ist keine einzige charakterlos. Besondern Fleiß hat der Verfasser auf die Schilderung der reinen Frau von Mansfeld verwendet, die ein erhabenes Beispiel treuer und aufopfernder Gattenliebe ist. Sie will ihrem Manne leichter eine wahre große Liebe zu einem andern Weibe als eine sinnliche Leidenschaft für dasselbe vergeben. Man mag das immerhin ein Problem nennen, aber es gibt dem Leser viel zu denken und bei gar manchem Zuge wird er sich im stillen sagen müssen: das bin ja ich! — Die Sprache ist durchgehends vornehm und gewählt und der Unterhaltungston den verschiedenen Charakteren und gesellschaftlichen Verhältnissen vollkommen angepaßt. Die Redeweise der koketten Frau Thea möchten wir an sich schon eine Charakterzeichnung nennen. Aus ihr erkennt man sie schon, bevor sie handelt.

3. Im Cölibat. Vier Klostergeschichten von Anton Ohorn. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1890. 8. 4 M. 50 Pf.

Diese Geschichten, drei aus alter, eine aus unserer Zeit, rücken uns das Cölibat ganz nahe vor die Augen. Man glaubt es gleichsam unter dem Mikroskope zu sehen,

und daß es trotz dem Wandel menschlicher Anschauungen im Laufe der Jahrhunderte jetzt noch dasselbe düstere Bild zeigt, wie im Mittelalter, macht uns die Erzählungen doppelt werth. Umsonst ist alles Ringen auch des stärksten männlichen Willens gegen die Macht der Frauenschönheit und des Ewig-Weiblichen. Und wenn auch die Kirche ihn von Kindheit an in ihre Zucht nimmt, wenn das Kloster mit all seinen Reizen und Schrecken das Herz und den Sinn des Mannes in die schwersten Ketten gelegt zu haben wähnt — die Liebe kommt doch und zerreißt sie alle wie leichtes Gewebe. Unsere Geschichten haben aber den Vorzug vor den gewöhnlichen Schilderungen dieses Gedankens, daß sie nicht etwa Männer von unbedeutendem Charakter und kühler Auffassung kirchlicher Vorschriften, sondern von tiefster Ehrfurcht vor dem Gebote der Kirche, von Aufopferungsfähigkeit für sie, durchdrungen von zerknirschender Reue und Buße der Liebe zum Opfer fallen lassen. Es hilft alles nichts — sie unterliegen eben doch und nicht einmal in ihrer Buße finden sie Trost in dem zwar aufkeimenden, aber nicht siegreichen Gedanken, daß das Gebot nicht von Gott kommt, sondern von den Menschen. Von ergreifender Wirkung ist die Schilderung (S. 202 fg.) der Lage während des Gewitters im einsamen Waldhause, wo der Mönch von Rudisheim unter der ungeheuern Macht des Naturereignisses sich von dieser und von der Macht der Liebe zugleich angefallen sieht und von ihr überwältigt wird. Später ergibt sich, daß die Geliebte eine natürliche Tochter seines Vaters ist, was Reue und Buße des Mönchs aufs äußerste steigert. Wie uns scheinen will, hätte dieser Zug wegbleiben dürfen. Er steht mit der Idee der Erzählung in keiner nothwendigen Verbindung und gibt dem Bilde ein sehr düsteres Colorit. Daß der Dichter auch das Talent für Wissenschaft und Kunst in seinen Mönchen zu Grunde gehen läßt, dürfte weniger dem Cölibat, als dem Klosterleben, wie er es schildert, auf die Rechnung zu setzen sein. Formell verdienen die Erzählungen alle Anerkennung.

4. Das Cölibat. Novelle von Ernst Hallier. Hamburg, O. Meißner. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Auch hier finden wir den Sieg der Liebe über alle kirchlichen Vorschriften und Gebote. Ein katholischer Geistlicher unterliegt der Liebe zu seiner Haushälterin und wird schließlich, nachdem er aus der Kirche ausgetreten, glücklicher Familienvater. Während uns aber in den vier Klostergeschichten kräftige und durch tiefste Ueberzeugung der Kirche ergebene Männer von ausgeprägtem Charakter, die ihrer Kirche treu bleiben, begegnen, macht uns Herr Pfarrer Trotz mehr den Eindruck einer weichern, der Verführung, sogar der des Spiels leicht zugänglichen Natur. Daß er ohne alle Menschenkenntniß ist, finden wir bei seiner Jugend und bei seiner geistlichen Stellung begreiflich. So kommt es, daß der große Zug, der die Klostergeschichten uns lieb macht, hier fehlt. Auch der etwas gewöhnliche und mit unnöthigen Abschweifungen sich befassende Ton der Erzählung ist gerade kein Vorzug des Werkchens. Der Professor, welcher S. 131 fg. den Hauptunterschied erörtert, den uns in ästhetischer Beziehung der Tannenwald im Sommer und die winterliche Schneedecke darbietet, hätte besser mit einer passendern Episode vertauscht werden können.

5. Andernach und Clairvaux. Roman von Ludovika Hesekiel. Zwei Theile in einem Bande. Jena, Costenoble. 1890. 8. 6 M.

Es ist die Zeit der Hohenstaufenkaiser Konrad und seines unglücklichen Kreuzzuges und Friedrich Barbarossa.

Andernach und Clairvaux kann man die Pole des Romans nennen; dort der Sitz weltlichen, aber frommen und der Kirche in ihrer Idee ergebenen Familienglücks, hier der Hort klösterlicher Seelentyrannei und des kirchlichen und religiösen Fanatismus, der die Welt mit ihrer Lust als Sünde verurtheilt und das Kreuz predigt. So tritt denn auch jener Bernhard von Clairvaux als eine der Hauptpersonen in unserm Romane auf und versucht mit scheinbarem, dann aber fehlschlagendem Erfolge in das Familienleben von Andernach und die Schicksale der Betheiligten einzugreifen, von denen zwei, Ritter Goswin und der buckelige Sänger, endlich das Kreuz nehmen. Dieser wird von den Türken erschlagen und Goswin hat mit leiblichem Auge das Elend, das Laster, die Lüge, die Verstellung und die Verkommenheit erschaut, die hinter dem schwärmerischen Gedanken, daß es erste und heiligste Pflicht der Christenheit sei, das Grab des Erlösers den Händen der Ungläubigen zu entreißen, wie giftige Schlangen verborgen liegen und wird gründlich von seinen Anwandlungen religiöser und klösterlicher Askese geheilt. Aber auch die ganze Christenheit, zunächst in Deutschland, wird durch den übeln Ausgang des Kreuzzugs ernüchtert, der König Konrad erliegt den Folgen der körperlichen Anstrengungen und der Erkenntniß der Verirrung, die ihn ins Heilige Land getrieben, und die „Tisserands", die Partei der „Ketzer", der Leute, die meist Weber waren, stille, fleißige Menschen, aber von grimmigem Hasse gegen den Klerus beseelt, ernst und streng in ihrem Leben, denen man aber die abscheulichsten Dinge nachsagte — erhoben in Frankreich das Haupt.

Das sind ungefähr die geschichtlichen Züge, welche in den Verlauf des Romans hineingeflochten sind. Am Ende tritt noch die Gestalt Kaiser Friedrich Barbarossa's auf, der wir schon in Begleitung Konrad's auf dem Kreuzzuge begegnet sind. Es sind aber inzwischen Jahre verflossen; der Kaiser war bereits mehrmals in Italien und rüstet zu einem neuen Zuge dahin, wozu er den inzwischen gealterten Helden des Romans, Goswin, einladet, als er persönlich mit seinem Gefolge in Andernach weilt. Goswin lehnt wegen seiner vorgerückten Jahre ab; seine Söhne aber folgen dem Kaiser. Daß dieser selbst später ebenfalls sich noch zu einem Kreuzzuge verstehen würde, ahnt man aus der Schilderung seiner Person und der Zeitverhältnisse, mit denen der Roman abschließt, nicht.

Aus jenen beiden Polen des Romans müssen die Charaktere der handelnden Personen und muß die Handlung selbst erklärt und von ihnen aus muß beides aufgefaßt werden, denn in der ganzen Dichtung weht kein Athemzug modernen Lebens.

Die beiden Frauencharaktere sind sich in ihrer hohen Weiblichkeit gleich und ebenbürtig, aber fein unterschieden hat sie die Dichterin auf dem intellectuellen Gebiete. Benigna, die Gattin des Ritters Joseph auf der Burg von Andernach, steht als junge Frau neben Hildegard, der kaum erblühten Jungfrau. Das geistige Leben steht bei dieser mehr im Vordergrunde; sie ist sich aber desselben kaum bewußt. Benigna's Seele geht in der Gattin und Mutter ganz auf. Wenn sie mit ihrem Manne Schach spielt, ist ihre Aufmerksamkeit auf die Thür zur Kammer gerichtet, wo das Kind schläft und beim ersten Laute springt sie auf und wirft das Spiel um.

Trauer, Unmuth, Gram, Verdrießlichkeit, das alles gehörte so wenig zu ihrem frischen, freundlichen Gesicht, daß es einen fast komischen Eindruck machte, wenn es versuchte, sich darauf festzusetzen.

Dies geschah aber, wenn auch nur vorübergehend, als es ihr schien, als wolle das „Märlein" von Goswin's und Hildegard's Liebe sich nicht verwirklichen. Ihr Gatte sagt zu Hildegard's Bruder, dem tollen Sänger Emmerich:

Verbietet einem Weibe, auch dem glücklichsten, niemals das Weinen (das hatte nämlich Emmerich seiner Schwester gegenüber gethan), ich sage euch, sie verlernt damit auch das Lachen! Wir Männer meinen, sie hätten nichts zu weinen. Mein Weib hat gewiß nichts zu weinen und sie thut es doch, sie weiß oft selbst nicht warum und ich lasse sie weinen, denn dann lacht sie doppelt hell.

Benigna ist gegenwärtig und sagt zu Emmerich mit rührender Freundlichkeit:

Laßt Euch erbitten, Emmerich, thut der Hildegard an, was Ihr wollt, aber gebt Ihr ihre Thränen frei!

Dabei ist sie doch die echte Ritterfrau. Sie mahnt Goswin, er soll sich das Mädchen, wenn es nicht anders gehe, mit Gewalt holen; ihr Joseph hätte sie der ganzen Welt abgetrotzt und wenn sie widerstrebt hätte, auch ihr selbst. „Zeigt ihr eine tapfere That und sie ist euer." Goswin begreift nicht, warum ein so zartes Mägdlein wie Hildegard lieber einem rauhen Kriegsmanne gehören wolle, als einem, der den Frieden liebt. Darauf entgegnet sie:

Ja, das ist so Mädchenart — ich war auch nicht anders — was wir am wenigsten können, das erwarten wir vom Manne. Jetzt denke ich freilich anders; das Schwert erwirbt dem Manne Kränze, daran sich das Weib freut, aber das Schwert nimmt den Müttern ihre Kinder!

Anders Hildegard. Sie ist beim Gespräche der Männer zwar weiblich beschäftigt, aber sie verfolgt jedes Wort und schmückt es oft aus mit einer feinen Bemerkung. Mehr hierdurch als durch Unterricht oder stilles Studium steigt sie immer höher im Reiche des Denkens und Wissens. Unmuth und Verdrießlichkeit kennt sie nicht, wohl aber Trauer, Gram und Thränen, die immer ihren tiefen Grund haben und nicht im Augenblick jenem frohen Lachen weichen, welches Joseph von seiner Frau rühmt. Daß Goswin vom Schwerte keinen Gebrauch machen will, thut ihrer Liebe zu ihm keinen Eintrag. An jenem Ritterthume, welches Benigna entzückt, geht sie ruhig vorüber, und selbst daß er als Held vom Kreuzzuge zurückkehrt, rührt sie nur wenig.

Auch die Charaktere der Männer tragen ihr festes Gepräge. Ritter Joseph: menschenfreundlich, fromm im tiefsten Innern, treu- und offenherzig, eine fertige, einfache Mannesgestalt, freundlich-gemüthlicher Hausherr und der zärtlichste Gatte. Goswin: ein Jüngling wärmsten Gefühls, erzogen in schwerem Leide, kühn und stark, nur strauchelnd bei dem gewaltigen Bernhard von Clairvaux, seinem Oheim, der ihn für sein Kloster gewinnen will. Er nimmt zwar das Kreuz, weiter aber bringt ihn der Oheim nicht, denn seine Liebe zu Hildegard fesselt ihn mit unlöslichen Ketten an die Welt. Der Kreuzzug hat ihn vollends von dem Fanatismus für die Kirche geheilt, den Bernhard ihm einzuimpfen versucht hatte; er hat ihn aber auch gegen die bösen Mächte gestählt, die ihm Hildegard entführt hatten und die er ihnen wieder entreißt. Emmerich, der Bruder Hildegard's, unter dessen treuem Schutze sie lebt, ist ein seit seiner Kindheit verkrüppelter, deshalb waffenunfähiger Mensch, was ihn verbittert und zur Harfe greifen läßt, mit welcher auch er mit Goswin ins Heilige Land zieht, nachdem er sich mit ihm versöhnt hat. Denn vorher haßt er ihn, weil er das Schwert nicht zieht und seine Schwester an sich gefesselt hat, die er schwärmerisch liebt. Bernhard von Clairvaux, der fanatische Mönch; seine Begeisterung für die Kirche, das Kloster und die Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen zehrt fast alle andern Regungen seines Geistes- und Gemüthslebens auf. Endlich Andronikus, ein aufgeklärter Grieche; den Kreuzzug nennt er „ein Trugbild", die Kreuzfahrer „Narren des Teufels, den es einmal wieder nach Blut gelüstet". Dann fährt er — sehr bezeichnend für den Glauben seiner Zeit, daß Gott ein gerechter Krieg wohlgefällig sei, den Hildegard mit den Worten ausdrückt: „In Gottes Namen sind sie ins Heilige Land gefahren, mein Verlobter und mein Bruder sind mit ihnen und die haben beide nichts mit dem Teufel zu thun" — fort:

Wenn der Türke den Herzallerliebsten erschlägt, so ist's eine schwere Sünde, darob Metta und Trude sich baß ereifern, erschlägt aber Hans den Türken, so jauchzen Metta und Trude und fragen nicht danach, ob Leila oder Fatme sich die Augen roth weinen. Und sind doch Gotteskinder miteinander.

Diese so grundverschiedenen Charakterbilder sind ein großer Vorzug des Romans, der abgesehen hiervon durch seine schlichte, übersichtliche Form der Erzählung einer großen Zahl ineinandergeflochtener Begebenheiten, von denen nicht eine durch Unbedeutendheit den Leser gleichgültig läßt, sich auszeichnet.

Adolf Fleischmann.

Zur Culturgeschichte Chinas.

Chinesische Studien. Von Friedrich Hirth. Erster Band. München, Hirth. 1890. Lex.-8. 15 M.

Mag es angesichts der in letzter Zeit erschienenen Reihe von Arbeiten über Ostasien — unter denen wol F. von Richthofen's „China“ zu den hervorragendsten gehören dürfte — befremdlich klingen, so ist es doch gewiß nicht in Abrede zu stellen, daß die Zahl der gründlichen, auf sorgsame Prüfung des Gegenstandes und der benutzten Quellen ausgehenden Schriften über jenen Theil der Erde immer noch verhältnißmäßig gering ist. Namentlich gewinnt die Ueberzeugung täglich mehr Boden, daß wir uns gewöhnen müssen, denselben Grad der Kritik auf die ostasiatischen Quellen der Geschichte u. s. w. anzuwenden, den wir denen des Westens zu widmen gewohnt sind. Es ist unbedingt vonnöthen, viele auf Treu und Glauben angenommene Sätze von dem „ehrwürdigen Alter“ dessen, was auf chinesischem Boden erwachsen ist oder mit China zusammenhängt, sehr bedeutend einzuschränken, wenn wir überhaupt eine den europäischen und vorderasiatischen Verhältnissen gleichwerthige Anschauung des fernen Ostens gewinnen wollen.

In diesem Sinne haben wir alle solche schriftstellerischen Versuche willkommen zu heißen, welche den culturgeschichtlichen Fragen in Bezug auf China gegenüber einen freiern, unabhängigen Standpunkt einnehmen, und damit erhalten auch die „Chinesischen Studien“ Friedrich Hirth's eine gewisse Bedeutung, da sie wenigstens theilweise — wir verweisen namentlich auf den dritten Artikel des Buchs — mit den altherkömmlichen Vorurtheilen brechen. Daß sie dies nicht durchweg und gewissermaßen mit Rückhalt, wenigstens mit Vorsicht thun, das ist angesichts der an vielen Orten herrschenden, sehr mächtigen gegentheiligen Ansichten dem Verfasser kaum zu verargen.

Was die Form des von ihm Gebotenen anlangt, so entschuldigt er sich im Vorworte deswegen, daß er einzelne Aufsätze, die er in verschiedenen Zeitschriften bereits veröffentlicht hat, ohne einheitliche Umarbeitung wiederholt. Wir glauben indessen nicht, daß dieses Verfahren an sich Tadel verdiene; auf alle Fälle bleibt dabei der ursprünglichen Fassung ihre Frische gewahrt und wenn der Verfasser meint, daß eine streng wissenschaftliche Durcharbeitung des ganzen Stoffs eine sehr lange Zeit erfordert haben würde und daß es nicht gerathen sei, mit seinen Ergebnissen solange zurückzuhalten, so ist ihm darin beizupflichten. Die in vorliegendem Buche erfolgte Zusammenstellung der einzelnen Aufsätze muß aber schon deshalb dankenswerth erscheinen, weil sie bisher nur ganz zerstreut — in fünf verschiedenen fachlichen Zeitschriften — den Lesern zugänglich waren. Nur das eine wäre wol zu wünschen gewesen, daß eine Einleitung die einzelnen Theile des Werks noch etwas mehr in Zusammenhang miteinander gebracht und insbesondere die Zwecke und Ziele des Verfassers von vornherein klar gelegt hätte.

Die Bestandtheile des Buchs sind nicht nur an Umfang, sondern auch an Bedeutung verschieden. Wir empfehlen vor allem die dritte Abhandlung über „Die chinesische Porzellanindustrie im Mittelalter“, und in ihr die bereits angedeuteten Bemerkungen über die Nothwendigkeit, mit manchen vorgefaßten Meinungen hinsichtlich des hohen Alters gewisser Funde zu brechen. Eng damit verknüpft sind die zwei ersten Abhandlungen über „Die Geschichte des antiken und mittelalterlichen Orienthandels“, in denen man viel Neues und Wichtiges finden wird. Die kürzern Aufsätze 4 und 5 geben dazu einzelne Erläuterungen; in Bezug auf Nr. 4: „Geschichte des Glases in China“, möchten wir darauf hinweisen, daß eine strengere Sichtung der Quellenangaben wol die Unhaltbarkeit der Annahme einer alten, ins 5. Jahrhundert n. Chr. fallenden, aber seither (vgl. S. 49) spurlos verloren gegangenen einheimisch-chinesischen Glasbereitung dargethan haben dürfte. Es ist ja eine besonders im östlichen Asien häufig wiederkehrende Erscheinung, daß man die langen Zeiträume, welche man kalendarisch berechnet hatte, aber nicht mit wirklich historischen Thatsachen ausfüllen konnte, mit vordatirten Verdoppelungen späterer Vorkommnisse ausschmückte; nur so erklären sich auch die — allhier vom Verfasser in anerkennenswerther Weise unberücksichtigt gelassenen — Jahrtausende langen Abschnitte des Theils der sogenannten chinesischen alten Geschichte, welche vor der immer noch halbmythischen Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 263 n. Chr.) liegt.

Daß die Culturgeschichte, welche übrigens in China wie überall der politischen wirklichen Geschichtschreibung bei weitem vorangegangen, durch solche Auffassungen in mislicher Weise beeinflußt werden kann, zeigt unter anderm der sechzehnte und letzte kurze Artikel über „Chinesische Metallspiegel“, in welchem einige in Copien beigegebene Rückseiten solcher Spiegel ohne nähere Erläuterungen der Zeit eben jener Han-Dynastie zugetheilt werden, während ihnen doch, wie es sogar die etwas flüchtige Wiedergabe erkennen läßt, eine Art der Verzierungen und überhaupt eine Kunstauffassung eigen ist, welche man sonst höchstens den Zeiten der Ming-Dynastie (von 1368 an) zuzuschreiben allen Grund hat.

Von den übrigen Abhandlungen geben die sechste und siebente neben der zehnten: „Seezölle“, eine obschon nicht ganz vollständige, doch werthvolle und anschauliche Darstellung des chinesischen Handels, besonders des im Süden von Kuangtung aus betriebenen Theils desselben, während die neunte: „Beamtenwesen“, dem Nichteingeweihten sehr schätzbare Notizen über die „Mandarinen“ des Chinesischen Reichs bietet. Nur kurz ist der elfte Artikel über die „Chinesische Presse“, jedoch von unleugbarem Interesse. Der zwischen diese Theile des Buchs eingeschobene lange achte Aufsatz „Ueber chinesische Quellen zur Geographie von Kuangtung mit besonderer Berücksichtigung der Halbinsel Leichou“ ist für die eingehende Forschung von Werth

und zeigt (in Verbindung mit dem bereits oben erwähnten fünften Aufsatze über die Benutzung der chinesischen Annalen als Quelle zur Geschichte asiatischer Völker), was für Schwierigkeiten, selbst abgesehen von der Sprache, sich oft der Benutzung der chinesischen Quellen entgegenstellen. Der Verfasser hat gewiß recht, wenn er es für nothwendig erachtet, daß man sich mit der ganzen Ausdrucksweise der Chinesen bekannt machen müsse, wenn man nicht überall Irrthümern ausgesetzt sein wolle — eine Thatsache, welche durch manche auch der neuesten Reisewerke vollauf bestätigt wird. Die Abhandlung über Erfindung des Papiers reiht sich vollwerthig den frühern an, und wenn für die dreizehnte: „Mäander und Triquetrum in der ostasiatischen Ornamentik", und vierzehnte: „Augenbrauenschminke", auch hin und wieder eine etwas strengere Durcharbeitung wünschenswerth erachtet werden könnte, so ist doch auch ihr Inhalt lehrreich und anschaulich dargestellt; auch sind die dem Aufsatze über die Mäander und runden Spiralornamente (japanisch Tomoye, besonders mit drei schraubenförmigen Schnauzen oder Mitsudomoye, daher mit einem, vgl. S. 236, „vielleicht schlecht gewählten" Ausdrucke Triquetrum) beigegebenen Zeichnungen wohl geeignet, das Verständniß zu unterstützen.

Das sehr ausführliche und die Brauchbarkeit des Buchs wesentlich erhöhende Namen- und Sachenverzeichniß, wie auch (S. 275) eine kurze Bemerkung über die Schreibweise und Aussprache der chinesischen Wörter ist dankenswerth.

D. Brauns.

Ultramontanes und protestantische Abwehr.

1. Jesuitenkünste und Seelenfang am Krankenbett. Ein Muster römischer Propaganda aus Bremen. Fünfte Auflage. Barmen, Klein. 1890. 8. 50 Pf.

Es ist immer wieder die alte Geschichte: die römische Propaganda mit ihren geriebenen Kniffen und Pfiffen treibt ihre dunkele Maulwurfsarbeit, und unter den Protestanten werden die Dummen und Gleichgültigen nicht alle. Der Jesuit, mit Jesu quitt, hat seine Jesuitenmoral und Jesuitenehre, und zahlreiche Protestanten meinen noch immer, die sei dasselbe, was auch ein deutscher evangelischer Mann unter Moral und Ehre verstehe. Was der damalige Führer der badischen Ultramontanen, der freiburger Professor von Buß, im Jahre 1851 ungenirt in Aussicht stellte: „mit dem Mauerbrecher der Kirche werde man den Protestantismus langsam zerbröckeln, in den vorgeschobensten norddeutschen Bezirken die zerstreuten Katholiken sammeln, mit einem Netze von katholischen Vereinen den altprotestantischen Herd in Preußen von Osten und Westen umklammern, diese Klammern durch eine Anzahl von Klöstern befestigen und so den Protestantismus erdrücken, die Hohenzollern unschädlich machen", das wird seitdem mit fieberhafter Eile ins Werk gesetzt. Die der Krankenpflege gewidmeten klösterlichen Niederlassungen waren bis zum Jahre 1885 von 28 auf 223 gestiegen und zählten nahezu 1500 Mitglieder. Dem Unterrichte dienten vor 1848 nur 24, nunmehr 139 Häuser mit mehr als 2700 Insassen; Krankenpflege und Unterricht zugleich trieben über 3100 Mönche und Nonnen in 361 Niederlassungen, von denen nur 40 älter waren als die Verfassung. Dazu kommen 50 Klöster mit 700 Angehörigen, die sich nur der Seelsorge oder dem beschaulichen Leben widmeten, bis auf 9 alle neuern Ursprungs (vgl. Bulle, „Geschichte der neuesten Zeit 1815—1885", IV, 45). Zu den der Krankenpflege gewidmeten klösterlichen Niederlassungen gehört auch das seit 1880 eröffnete Josephstift in dem fast ganz protestantischen Bremen. Auf etwa 120000 Einwohner kommen hier nur 5000 Katholiken, ein Vierundzwanzigstel der Bevölkerung. Aber das hinderte nicht, ein palastartiges großes Krankenhaus, zum guten Theile mit protestantischem Gelde, zu bauen, das, von sogenannten Barmherzigen Schwestern bedient, anfangs auch ohne Proselytenmacherei seinem angeblich einzigen Zwecke der Nächstenliebe ohne Unterschied der Confession oblag, bis es, sobald es nur einmal Boden in der Bevölkerung gewonnen hatte, in der von anderwärts sattsam bekannten unwahrhaftigen und zweideutigen Weise das Geschäft der Bekehrung von Andersgläubigen in Angriff nahm und in kurzer Zeit so dreist und flott betrieb, daß ein Sturm der Entrüstung losbrach und die Presse Dinge ans Tageslicht brachte, die den frommen Eifer der guten Schwestern und ihres geistlichen Herrn Vicars in ein eigenthümliches Licht rückten. Unser Büchlein bringt zum größten Theile nur Thatsachen, nackte Thatsachen, die für sich selber reden. Die Ultramontanen haben darauf geantwortet nach dem alten Recept: Si fecisti, nega, oder sie haben nach dem Grundsatze geschrieben, nach welchem die Sprache dazu da ist, die Gedanken zu verbergen, und das Druckpapier ist bekanntlich das geduldigste Ding auf der ganzen Erde. Diesmal wird es den Leutchen wenig helfen, wenn sie die Miene der Entrüstung annehmen. Die unanfechtbaren Gegenbeweise sind zu erdrückend. Und wenn auch schwerlich ihre eigene Praxis eine andere werden möchte, nur daß sie vielleicht inskünftige vorsichtiger geübt wird: der Schleier ist gelüftet, die schleichende Lüge entlarvt, und es steht zu hoffen, daß fortan in Bremen und anderwärts das Gerede verstummt, als ob die Thätigkeit der klösterlichen Krankenpflege wirklich nur ein Ausfluß selbstverleugnender Barmherzigkeit wäre und nicht vielmehr eine wohlberechnete Masche in dem über das protestantische Deutschland gezogenen Netz der jesuitischen Convertitenkünste und ihrer unbarmherzigen Seelenfängerei an Kranken- und Sterbebetten.

2. Luther's Lebensende in neuester ultramontaner Beleuchtung. Von Gustav Kawerau. Dritte Auflage. Barmen, Klein. 1890. 12. 40 Pf.

Das gemeinste und frechste Machwerk ultramontaner Schmähsucht, das uns bisjetzt geboten worden, ist die sogenannte historische Untersuchung über Luther's Lebensende, die sich Paul Majunke, der Mitarbeiter an den berüchtigten „Geschichtslügen" neuerdings (Mainz 1890) geleistet hat. Gibt es eine von unanfechtbaren, zahlreichen Augen- und Ohrenzeugen wohlbeglaubigte Thatsache der Reformationszeit, so ist es das gottergebene, selige Abscheiden des deutschen Reformators in Eisleben, der erhebende, würdige Abschluß eines herrlichen, unvergleichlichen Lebens. Dr. Jonas, der hallesche Superintendent Michael Cölius, der mansfelder Hofprediger Johann Aurifaber, Luther's Famulus Ambrosius Rudtfeld, zwei Aerzte, Graf Albrecht von Mansfeld und seine Gemahlin, der eislebener Hauswirth, alsbald auch noch die übrigen mansfelder Grafen, Fürst Wolfgang von Anhalt, ein Graf Schwarzburg, viele Herren aus ihrem Gefolge, die Dienerschaft des Hauses — sie alle waren oder kamen zur Stelle. Herzinniges Gebet hörten die Umstehenden aus dem Munde des Sterbenden, dann kurze Gebetsseufzer, dann sein deutliches, festes Ja auf die Frage der Freunde: „Wollt Ihr auf Christum und die Lehre, die Ihr gepredigt, beständig bleiben?" Dann ward's eine Weile ganz stille, zuletzt — es war ungefähr 3 Uhr morgens — ein tiefes Athemholen, und der Kampf war beendet. Eine lange Reihe von Briefen, sämmtlich am 18. Februar, zum Theile noch in der Todesnacht vor Morgengrauen geschrieben, ein Brief des Dr. Jonas an den Kurfürsten von Sachsen, Schreiben des Fürsten Wolfgang von Anhalt und des Grafen Albrecht an denselben, ein Schreiben des Jonas an Bugenhagen, ein Brief des Grafen Hans Georg von Mansfeld an Herzog Moritz von Sachsen, ein Brief des Aurifaber an einen Bürger in Halle, der Bericht eines der Augenzeugen an Herzog Albrecht von Preußen, endlich der Brief des eislebener Rathsherren Andreas Friedrich an Luther's Gegner Johann Agricola in Berlin — also ein geradezu erdrückender Zeugenstoff ist uns in Archiven und Bibliotheken erhalten geblieben; über den Inhalt der wenigen Briefe, die wir nicht mehr besitzen, gibt uns die Antwort der Empfänger Aufschluß. Die Antwort des Kurfürsten auf die ihm gewordene Anzeige von Luther's Tod traf bereits am 19. Februar abends in Eisleben ein. Auf kurfürstlichen Befehl stellten bald danach die drei bei dem Sterben zugegen gewesenen Theologen Jonas, Cölius und Aurifaber über Luther's letzte Tage und Stunden einen eingehenden Bericht zusammen, der vier Wochen nach seinem Tode im Druck erschien. Selbst die katholischen Luther-Biographen des 16. Jahrhunderts, Cochläus und Ulenberg, in unserm Jahrhundert Döllinger aus seinen frühern Jahren, sogar Janssen, haben diesen auf die Aussage so vieler unverdächtiger Zeugen und eigenes Erleben gegründeten Bericht unangefochten gelassen. Und nun kommt Herr Majunke und gibt sich das Ansehen, als ob er im Namen der Wahrheit die hier mitgetheilten Thatsachen auf Grund der zuerst im Jahre 1593 von einem italienischen Streittheologen erwähnten Aussagen eines anonymen Dieners von Luther gegenüber einem andern anonymen Gewährsmanne bestreiten müsse. Nein, Luther hat durch Selbstmord geendet; er ist in der Frühe am Bettpfosten erhängt in seiner Kammer aufgefunden worden. Das ist das saubere Ergebniß der Majunke'schen Geschichtsforschung. Nun, Kawerau hat ihm gebührend heimgeleuchtet. Seine gerade durch ihre vornehme Ruhe durchaus vernichtende Beweisführung deckt die Erbärmlichkeit des jesuitischen Pamphlets vor der ganzen Welt auf, und es ist bezeichnend, Majunke's eigene Parteigenossen machen unter dem Eindrucke der Kawerau'schen Schrift und der ebenso trefflichen Schrift von Kolde den Versuch, das unvorsichtige enfant terrible von ihren Rockschößen abzuschütteln.

3. Ist der Evangelische Bund ein Friedensstörer? Eine Antwort auf das fuldaer Hirtenschreiben deutscher Erzbischöfe und Bischöfe. Von Bernhard Rogge. Barmen, Klein. 1890. 12. 30 Pf.

In ziemlich durchsichtigen Worten hat der bekannte Hirtenbrief der in Fulda versammelten deutschen Bischöfe und Erzbischöfe, sich in das Gewand gekränkter Unschuld hüllend, den Evangelischen Bund dem deutschen Volke als einen Hetzbund und Friedensstörer verdächtigt und rundweg abgeleugnet, daß die von protestantischer Seite erhobenen Beschuldigungen der Unduldsamkeit, der Veräußerlichung und Verheidnischung der christlichen Religion irgendwie begründet sei. Was es mit dieser Ableugnung auf sich habe, ist bei Gelegenheit in d. Bl. schon mehrfach erörtert worden. Aus der jüngst erschienenen Rogge'schen Abwehr der ultramontanen Fechterkünste, die ja freilich die Thätigkeit des Evangelischen Bundes nur rechtfertigen, sei darum hier nur zweier Nachweise gedacht, die jene Ableugnung ins rechte Licht stellen.

Die deutschen Bischöfe erklären die in der katholischen Kirche angebotenen Ablässe für „ein wirksames und heilsames Mittel, den Geist der Buße zu fördern und zu wecken". Nicht um Sündenvergebung, sondern um den Erlaß zeitlicher Strafen handele es sich beim Ablaß. Nun aber hat Leo XIII. noch in seiner Jubiläumsbulle vom 12. März 1881 nicht Erlaß der Kirchenstrafen, sondern den vollkommensten „Erlaß aller Sünden" verkündet. Und die berüchtigte Sabbatinabulle Johann's XXII., die nacheinander von noch fünf Päpsten bestätigt wurde, sichert allen Gläubigen, die sterbend mit dem braunen Scapulier der Karmeliter bekleidet waren, zu, daß die allerheiligste Jungfrau Maria sie schon am nächsten Samstage nach ihrem Tode aus dem Fegfeuer befreie und in den Himmel einführe. Andern Orden ist dann das gleiche Privileg ertheilt worden, den Trinitariern für ihr weißes, den Theatinern für ihr himmelblaues, den Serviten für ihr schwarzes, den Lazaristen durch Pius IX. für ihr rothes Scapulier. Es ist aber auch gestattet, um der sämmt-

lichen an diese ärmellosen Schulterkleider geknüpften Ablässe theilhaftig zu werden, sie alle zusammen zu tragen. Nur muß das braune immer das unterste sein, und sie müssen in bestimmter Reihenfolge so aufeinander genäht sein, daß jedes obere kleiner ist, als das darunter befindliche, damit jedes besonders erkannt werden kann. Auch muß das Scapulier aus Schafwolle gefertigt sein; Baumwolle, Leinwand oder Seide sind unkräftig. Ferner muß es viereckig geschnitten sein, ja nicht etwa rund oder oval. Dafür „wird dann aber, wie es in einem mit Genehmigung der geistlichen Obrigkeit in der Erzdiöcese Köln erschienenen Buche ausdrücklich heißt, außer dem Tragen des fünffachen Scapuliers nichts weiter gefordert, und es sind darüber hinaus keinerlei Gebete oder andere gute Werke vorgeschrieben“. Ist das Veräußerlichung des Christenthums oder nicht?

Nach der kanonischen Regel müssen von der päpstlichen Heiligsprechungscommission mindestens drei Wunder als authentische anerkannt sein, ehe der Pontifex urbi et orbi seinen Stuhlspruch verkündet, und die Cardinäle, die hochweisen, erleuchteten Stützen des päpstlichen Throns, gehen dabei mit der größten Gewissenhaftigkeit, der peinlichsten Sorgfalt und strengsten Prüfung der Thatsachen zu Werke. So ist es denn auch möglich gewesen, daß, wie der Priester Carlo Consalvo 1887 aus den vaticanischen Acten in Rom mittheilt, die Thatsache für authentisch erklärt werden konnte, wonach der zu Anfang unsers Jahrhunderts in Neapel verstorbene Fra Egidio einer Händlerin eine Anzahl Eier, die zur Erde gefallen und zerbrochen waren, unversehrt wieder in den Korb legen konnte. Das zweite Wunder des Seligen bestand darin, daß er einem armen Fischer die in Stücke zerschnittenen Aale, die schon in der Pfanne schmorten, durch seine Berührung wieder lebendig machte. Und das dritte? Nun, geben wir dem römischen Berichterstatter selbst das Wort: „Im vorigen Jahrhundert gab es in Neapel heilige Schweine und heilige Kühe, beide den Klöstern gehörig, und diese Thiere spazierten frei in der Stadt umher, wo es als ein verdienstliches Werk betrachtet wurde, sie zu füttern. Eine solche Kuh besaß auch das Kloster, für welches Fra Egidio bettelte. Eines Tages nun kehrte diese Kuh nicht heim, und es erhob sich der Verdacht, daß sie gestohlen sei. Fra Egidio aber war ein Hellseher. Er trat in die Bude des frevelhaften Fleischers, sagte ihm seine That ins Gesicht und stieg dann, von dem bebenden Fleischer begleitet, in den Keller, wo sich die Stücke der geschlachteten Kuh befanden. Hier ließ er die Haut ausbreiten, die Fleischstücke und Eingeweide an den richtigen Ort auf die Haut legen. Die Haut ward zusammengefaltet, und nun machte Fra Egidio mit seinem Stricke das Zeichen des Kreuzes darüber und sprach: Im Namen Gottes und des heiligen Pasquale stehe auf, Katarinella — so hieß die Kuh. Sofort brüllte die Kuh, bewegte sich und stand lebend auf den Füßen, gesund wie vorher. Dann legte er dem Thiere einen Strick um den Hals und führte es heim.“ Dieses Schauerwunder war am Festtage des Heiligen neben der Kirche auf Leinwand gemalt ausgestellt, und nun fragen wir blos: Ist das noch Christenthum oder Heidenthum, und zwar ein recht ruppiges, geistloses, dessen sich kein gebildeter Grieche oder Römer aus Perikles' oder Cato's Zeiten schuldig gemacht hätte?

4. Schriften für das evangelische Volk. Nr. 13: Der Evangelische Bund und die ihm verwandten evangelischen Vereine. Von L. Martens. Nr. 15: Die Versammlungen deutscher Katholiken im Licht ihrer eigenen Presse. Barmen, Klein. 1890. 16. Jedes Heft 10 Pf.

Der Aufgabe, welche sie sich gestellt haben, gemäß, nämlich der Beeinträchtigung evangelischen Lebens und Wirkens von seiten Roms entgegenzutreten und die Protestanten Deutschlands aus ihrer Lauheit und Gleichgültigkeit aufzurütteln, fahren die „Schriften für das evangelische Volk“ fort, mit ihren Veröffentlichungen all die verschiedenen Gebiete und Persönlichkeiten, welche in diesem Rahmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, mit Geschick, in einfacher, volksthümlicher Sprache, zu zeitgemäßer Darstellung zu bringen. Die kleinen gelben Heftchen haben sich schon einen großen Leserkreis gewonnen und verdienen es vollauf, in immer weitern protestantischen Kreisen bekannt zu werden. Denn was bisher davon erschienen, ist wohl geeignet, zur Hebung des protestantischen Bewußtseins und zur Befestigung im Glauben unserer Väter beizutragen, gesunde Kost an sauberm Tische.

Die Ausführungen von L. Martens (Nr. 13), welchen ein auf der vorjährigen Jahresversammlung des rheinischen Hauptvereins des Evangelischen Bundes gehaltener Vortrag zu Grunde liegt, erörtern das Verhältniß des Evangelischen Bundes zu den verwandten Bestrebungen des Gustav Adolf-Vereins und des Vereins für Reformationsgeschichte, indem sie den Nachweis liefern, daß jedem dieser Vereine seine besondern Aufgaben gestellt sind, groß und wichtig genug, um für sich allein schon die Aufbietung vieler Kräfte zu beanspruchen. Aber auch die sonst wohl gegen die Thätigkeit des Evangelischen Bundes vorgebrachten Bedenken werden auf ihre Berechtigung ruhig und sachlich geprüft und führen den Verfasser zu dem Schlußergebnisse, wie dringend es zu wünschen sei, daß man sich in dem zwischen römischem und evangelischem Bekenntnisse entbrannten Streite protestantischerseits darauf beschränke, sein Recht fest, aber ohne Leidenschaft zu behaupten, katholische Angriffe mit ruhiger Sachlichkeit zurückzuweisen und bei der vielleicht hierbei nicht zu umgehenden Kritik der römischen Kirche und ihrer Einrichtungen nie zu vergessen, daß nach der geschichtlichen Entwickelung Deutschlands die beiden Confessionen darauf angewiesen sind, in Frieden nebeneinander zu leben, und daß die Erhaltung dieses Friedens die Grundbedingung für die Erhaltung des neuen Deutschen Reichs, ja des deutschen Volks selbst ist.

Das zweite Schriftchen (Nr. 15) — Nr. 14, auch im Sonderabdruck erschienen, ist als solcher schon besprochen —

führt uns die Versammlungen deutscher Katholiken im Lichte ihrer eigenen Presse vor. Natürlich fehlt es da nicht an Stimmen, die, während sie bei Erwähnung der protestantischen Versammlungen sich in rohen, plumpen Schmähungen ergehen, sich bei Besprechung der römischen gar nicht genug thun können in lobhudelnder Reclame der allerschlimmsten Sorte. Ihrer ist weitaus die Mehrzahl. Aber die das heuchlerische Treiben der heutigen Ultramontanen scharf und entschieden verurtheilenden katholischen Blätter sind doch auch noch nicht ganz ausgestorben, und insbesondere ist es der waschechte päpstliche Landsknecht Sigl, dessen „Bayrisches Vaterland" den Machern der neudeutschen Jesuitenkirche manche bittere Pille zu schlucken gibt, und seine Sprache leidet nicht an übertünchter Höflichkeit.

5. Dr. Martin Luther's Werke für das christliche Haus. Herausgegeben von Buchwald, Kawerau, Köstlin, Rade, Schneider. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1889—90. 8. In Heften zu 30 Pf.

Die von uns in Nr. 16 d. Bl. f. 1890 für die beiden ersten Hefte zur Anzeige gebrachte treffliche neue Volksausgabe von Luther's Werken ist seitdem rüstig vorgeschritten und die seitdem erschienenen Hefte haben nicht nur den zweiten Band zum Abschlusse gebracht, sondern es sind bereits auch mit dem neunten und zehnten die beiden ersten Hefte des dritten Bandes veröffentlicht. Die Anerkennung, welche wir dieser Ausgabe bei ihrem ersten Erscheinen zollten, dürfen auch die nun vorliegenden weitern Luther-Schriften voll in Anspruch nehmen. Es bestätigt sich, daß die Arbeit in die besten Hände gelegt ist. Der Text ist durchaus zuverlässig, die literarhistorischen Einleitungen zu jeder Schrift kommen dem bessern Verständnisse wohl zu statten, die Fußnoten, theils sprachliche, theils geschichtliche, theils sachliche Schwierigkeiten aufhellend, theils für die angeführten Schriftstellen Kapitel und Vers der deutschen Luther-Bibel beifügend, bieten eine nicht blos für den Nichttheologen werthvolle Zugabe und dazu kommt bei vornehmer Ausstattung der beispiellos billige Preis von nur 30 Pf. für das Heft der wohlfeilen Ausgabe. Das ganze Werk ist auf 8 Bände in etwa 40 Heften angelegt. Den Schluß wird eine kurzgefaßte Lebensbeschreibung Luther's von M. Rade bilden.

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, hat das in jeder Beziehung tüchtige Werk unter unserm protestantischen Volke die verdiente Beachtung gefunden, und sicher ist, daß es neben der Walch'schen und erlanger Gesammtausgabe seinen Platz würdig ausfüllt, während die durch H. Knaake veranstaltete Prachtausgabe bekanntlich so angelegt ist, daß ein Abschluß noch im weiten Felde steht. Werden aber die Schriften unsers deutschen Reformators, des geistesmächtigen, gottbegnadigten Zeugen der evangelischen Wahrheit, erst wieder Gemeingut der Nation; gilt von ihnen nicht mehr, daß sie im großen und ganzen mehr von den römischen Gegnern als Versuchsfeld für ihre niedrigen Schmähungen und dreisten Entstellungen durchstöbert, als von den evangelischen Glaubensgenossen als ein kostbarer, unveräußerlicher Schatz edelsten Glaubens- und Gewissenslebens gekannt und darum hochgehalten werden: dann ist an ihnen auch die sicherste Schutzwehr und schärfste Waffe gewonnen gegen alle Verleumdungen und Lügen, wie sie heutzutage bei den Römischen auf der Tagesordnung sind.

Im einzelnen bringen die Hefte 3—10 zum Abdruck das „Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation: von des christlichen Standes Besserung", „Von der Freiheit eines Christenmenschen", „Acht Sermone" aus dem Jahre 1523, „Von den Schlüsseln", „Von den Concilien und Kirchen" nebst Nachträgen dazu, „Von dem Misbrauch der Messe", „Von Menschenlehre zu meiden", „Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe" und „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche". (Ins Deutsche übertragen von Kawerau.)

6. Vademecum aus Luther's Schriften. Für die evangelischen Schulen der obern Klassen höherer Lehranstalten zusammengestellt von Gustav Krüger und Johannes Delius. Gotha, F. A. Perthes. 1890. 8. 1 M.

Während die Schwetschke'sche Luther-Ausgabe, für das protestantische Haus bestimmt, alle bedeutendern Schriften des Reformators umfaßt, auch, wie billig, die polemischen und rein erbaulichen, hat es unser Vademecum auf eine knappe Auswahl abgesehen, die in den Oberklassen unserer höhern Lehranstalten beim Unterrichte in der Religion, Geschichte und deutschen Sprache den Schülern in die Hand gegeben werden soll. Das gehaltvolle Büchlein ist eine Frucht der erhebenden Luther-Feier des Jahres 1883. Dem noch jugendlichen Leben des an zweiter Stelle genannten Herausgebers hat schon im folgenden Jahre der Tod ein jähes Ziel gesetzt, doch ist die ursprüngliche Anlage der Schrift in der von Gustav Krüger besorgten zweiten Auflage im wesentlichen unverändert geblieben. Sie bietet die 95 Thesen in Auswahl nach der deutschen Uebersetzung des Justus Jonas, eine kurze Inhaltsangabe der Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" und vollständig die Schriften „An den christlichen Adel deutscher Nation: von des christlichen Standes Besserung", „Von der Freiheit eines Christenmenschen" nebst Geleitbrief an Leo X., „An die Rathsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen" und „Sendbrief von Dolmetschen".

Für die heranwachsende Jugend unserer höhern Schulen eine solche Auswahl von Luther-Schriften zusammenzustellen, war ein glücklicher Gedanke. Durch das unmittelbare Schöpfen aus dem lautersten Borne reformatorischer Lehre wird, wie wir mit der Vorrede zur ersten Auflage zuversichtlich hoffen, ein wahrhaft protestantisches Bewußtsein und möglichst klares Verständniß für die Aufgaben der evangelischen Kirche noch vor dem Austritte in das Leben in den Herzen derer immer mehr geweckt und ge-

kräftigt werden, welche dereinst als Männer in Staat und Kirche dazu berufen sind, an dem Ausbau der evangelischen Kirche mitzuarbeiten. Daß so auch ein lebendiger Einblick in die Gedankenwerkstatt des größten religiösen Helden deutscher Nation am sichersten gewonnen wird, unterliegt keinem Zweifel. Und es ist deshalb erfreulich, wenn außer in Anhalt auch im Großherzogthume Sachsen unser Vademecum bereits Eingang zu den höhern Lehranstalten gefunden hat und die königlich preußischen Provinzialschulcollegien zu Berlin und Breslau seine Verbreitung kräftig unterstützen. Von einer Störung des confessionellen Friedens durch diese Auswahl kann nicht die Rede sein und sicherlich dürfen confessionelle Rücksichten nicht dahin führen, den evangelischen Schulen unsers Volks die Kenntniß der in Rede stehenden Schriften unsers Martin Luther grundsätzlich vorzuenthalten. Karl Sallmann.

Zur Uebersetzungsliteratur.

Gedichte von Robert Burns. Uebersetzt von Edmund Ruete. Bremen, Heinsius Nachfolger. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Gleich den vielen, schon in d. Bl. besprochenen Uebersetzungen des schottischen Dichters wird auch die vorliegende Arbeit Freunde finden. Vielleicht wäre ihr Verdienst größer, wenn sie nicht auch Gedichte enthielte, die schon seit langem in irgendeiner für den Zweck genügenden Uebersetzung unter uns Bürgerrecht erwarben, sei es daß sie componirt wurden (wie „My luve is like a red red rose" oder „The boniest lad that e'er I saw" oder „John Anderson, my jo, John"), sei es, daß sie in Schulbücher übergingen. „Hans Gersternkorn" ist längst auf letztere Art in deutschen Landen volksthümlich geworden und zwar wegen der guten Idee, die der Inhalt des Gedichts ist. Nun übersetzte Otto Baisch — es seien hier unter den zahllosen Verdeutschungen nur die bekanntern neuern hervorgezogen — den ersten Vers wie folgt:

Es waren 'mal drei Könige,
Die führten streng Gebot;
Sie schwuren hoch und feierlich
Hans Gerstenkorn den Tod.

Adolf Laun hinwieder:

Drei Kön'ge gab's im Morgenland,
Drei Kön'ge reich an Macht,
Die hatten dem Hans Gerstenkorn
Vernichtung zugedacht.

Und Ruete:

Drei Kön'ge aus dem Morgenland,
Drei Kön'ge hochgeborn,
Die schwuren einen heil'gen Eid:
Es sterb' Hans Gerstenkorn.

Vergleicht man das Original damit, so wird man in allen drei Verdeutschungen so ungefähr ausgesprochen finden, was auch Burns uns von den drei Königen mittheilen wollte:

There were three kings into the east,
Three kings both great and high;
An' they ha'e swore a solemn oath;
John Barleycorn should die.

Die Mühe solches Wiederübersetzens dürfte also eine unnöthige sein, zumal wo doch nicht die Absicht vorliegt, den ganzen Burns zu Worte kommen zu lassen, wie dies in gewissem Grade Otto Baisch angestrebt hat. Unter dem oben hingestellten Gesichtspunkte ist als verdienstlich Ruete's Verdeutschung der „Lustigen Bettler" hervorzuheben, ebenso „An den Teufel", „Die beiden Hunde" und „Eine Winternacht", lauter wenig bekannte und auch nicht durchweg erfreuliche Dichtungen — zumal „Die lustigen Bettler" hat man bisher zumeist vorsichtig umgangen —, aber ihre Mittheilung hilft denn doch die immer noch bei den meisten Burns-Schwärmern ziemlich unvollständige Vorstellung von seiner vielseitigen Natur in etwas erweitern. Robert Waldmüller.

Baltische Schriften.

1. Die evangelische Kirche in Rußland. Drei Vorträge von Hermann Dalton. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.
2. Baltenhetze. Die Verfolgung von Glauben, Sprache und Recht in den Ostseeprovinzen Rußlands. Von W. Lööralt. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890. Gr. 8. 3 M.
3. Der baltische Civilproceß nach der Justizreform vom Jahre 1889, systematisch dargestellt von Th. von Bunge. Erster Band. Reval, Selbstverlag. 1890. Gr. 8. 4 Rubel.

Wie Hermann Dalton, bis vor achtzehn Monaten dreißig Jahre hindurch Pastor der deutschen reformirten Gemeinde in St.-Petersburg, in seinem „Offenen Sendschreiben an Pobjedonoſſzew" die List und den Trug dieses staatlichen Würdenträgers der griechisch-orthodoxen Kirche Rußlands aufgedeckt und zurückgewiesen, wie er auf das Umsichgreifen des Jesuitismus in ihrem vom Oberprocureur geleiteten Klerus hingedeutet hat, ist der ganzen Welt, soweit sie auch nur den Schatten einer Theilnahme für Gewissens- und Glaubensfreiheit sich bewahrt, kund geworden. In seiner neuen Schrift „Die evangelische Kirche in Rußland" (Nr. 1) erzählt der würdige Verfasser von der Sonderart dieser Kirche, entwirft er Bilder von der überaus verschiedenen Gestalt, in der das evangelisch-kirch-

liche Leben im weit über zwei Erdtheile ausgespannten Reiche Form gewonnen hat. Das Buch bringt gemäß den drei Vorträgen, als welche diese Mittheilungen in lebendiger Rede zunächst an die Oeffentlichkeit traten, an erster Stelle eine Schilderung des evangelisch-kirchlichen Lebens in St.-Petersburg, das über 90000 Protestanten mit 18 Kirchen in gesonderten, gegeneinander fest abgeschlossenen Gemeindeverbänden mit zum Theile großer Selbständigkeit ihrer innern Verwaltung zählt. Es ist die durch ihren Zusammenhang und ihre Kapitalkraft starke, durch ihr Schulwesen einflußreiche coloniale Gestaltung der evangelischen Kirche, wie sie sich in den großen Städten des Reichs, außer in der Residenz auch in Moskau, Warschau, Odessa, inmitten der russischen Bevölkerung, gestützt und geachtet von den maßgebenden Kreisen und Persönlichkeiten, aber immer als eine bevorrechtete Einrichtung der fremden Westlinge betrachtet, herausgebildet hat.

Daneben stellt Dalton das Bild der baltischen evangelisch-lutherischen Landeskirche, wie es in den allgemeinen Umrissen aus seinen Studien ihm erwachsen, in den anschaulichen Einzelzügen aber bei wiederholten Besuchen namentlich in Landgemeinden von ihm gewonnen worden ist. Auf einigen zwanzig Seiten wird da gleichsam ein verständnißinniges, liebevolles Protokoll aufgenommen vom sonn- und werktäglichen Verkehre des baltischen Landpastors mit seiner Gemeinde in ihrer Gesammtheit und in ihren Einzelgliedern. Meine vierzigjährige Erfahrung in ungezählten Pfarrhäusern aller Gegenden der drei Provinzen bestätigt unter allem Wandel der Ereignisse, welche über das baltische Land und die baltische Landeskirche hingegangen sind, das Zutreffende des Berichts. Sein Werth erhöht sich unter dem Gesichtspunkte, daß er von einem Fremden und vom Gliede einer andern Bekenntnißgemeinschaft gegeben ist. Der Pflichtenkreis und das Verhältniß des Pastors zur Gemeinde, der kirchliche Sinn der letztern, die innige Verknüpfung von Kirche und Schule wird aus ihm ersichtlich. Aus dem Einblicke in die seelsorgerische Thätigkeit läßt sich entnehmen, wie der auf der evangelischen Kirche lastende Druck, sagen wir offen, wie ihre Verfolgung in das Leben des Einzelnen greift, wie das Glaubensleben und die Bekenntnißtreue im Landvolke unter den Gefahren gestärkt, ja gestählt wird. Sind viele Nachrichten über die Hetze gegen die Pastoren zu uns gelangt, hier erfahren wir, wie die Gemeinden leiden:

> Diese Mittheilungen aus der Pfarrstube sind theilweise tief ergreifend und berichten von arger Gewissensnoth, von schwerem Aergerniß der Gemüther, von einer Drangsal und Noth, wie man sie in unserer Zeit wol kaum mehr glaubte erwarten zu können. In der Oeffentlichkeit verlauten können sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht. Man flüstert sie sich ins Ohr, man redet von ihnen im verschlossenen Zimmer; aber sie werden darum doch nicht verhallen. Wohlverbürgt wird man sie sammeln und in einer besser und lichter gewordenen Zukunft, die dennoch nicht ausbleiben wird, den Enkeln übergeben als getreulichen Bericht, was die Aeltern und Ahnen um ihres Glaubens willen gelitten und auch in so vielen erschütternden Fällen um des Glaubens willen standhaft ertragen haben.

Und dann lese man den Abschnitt von der Schule, von den Schulfahrten des Pastors. In den Zeiten verhältnißmäßigen Glücks der Provinzen, unmittelbar nach dem Deutsch-Französischen Kriege, da ein flüchtiger Hauch warmer Theilnahme für das Baltenland in Deutschland Raum zu gewinnen begonnen, hat der verstorbene Schweizer L. von Wurstemberger ein heute vergessenes Buch: „Die Gewissensfreiheit in den Ostseeprovinzen Rußlands" (Leipzig 1872), nach gründlicher Bereisung und Durchforschung derselben geschrieben. Durch ihr blühendes Volksschulwesen waren sie in den Ring der hier bevorzugtesten Staaten eingetreten. Seit drei Jahren ist die Thätigkeit der bisherigen gut erprobten Schulverwaltung lahm gelegt; die Dienstleistungen der Ritterschaften und der Kirche sind staatlichen Schulinspectoren übertragen, die Schulen selbst dem Ministerium der Volksaufklärung unterstellt. Geblieben ist dem Pastor nur noch Sorge und Pflege des Religionsunterrichts und eine gewisse Aufsicht über sittliche Zucht in der Schule, daneben die Controle des Hausunterrichts, durch den die Mütter ihre Kleinen für die Schule vorbereiten. Es kommt so wenig von diesem verlassenen Posten evangelischen Culturlebens in unsere deutsche unkirchliche Welt, daß wir es uns nicht versagen können, an der Hand Dalton's diesen Hausunterricht zu belauschen:

> Wir treten ein in den Hof eines bäuerlichen Gesindes. Von der Straße führt ein aufgeschütteter Weg nach dem Thore, gleich links das Wohnhaus, gegenüber die Wirthschaftsgebäude. Man merkt, hier herrscht Fleiß und Ordnung; alles ist an seinem Platze, überall ein leiser Anstrich von Behaglichkeit. Keine Rauchstuben mehr, die Zimmer sind hell und geräumig, an den Fenstern ab und zu schon Vorhänge, davor Blumen; auf dem Tische ein Linnen, eine Lampe darauf, daneben die Hausbibel mit Holzdeckel und alterthümlichen Klammern, auch wenn der Druck ein neuer ist, dazu das Gesangbuch und die Lesebücher der Kinder. Es ist Winterzeit. Am Spinnrocken sitzt die Mutter, zu ihren Füßen auf einem Bänkchen oder stehend an sie gelehnt ihr Kind; das soll nun lesen lernen. Wie die Mutter einst es gelernt und alle die Geschlechter vor ihr, so lehrt sie es nun selbst mit treuer Mutterlust, schwerfällig, unmethodisch; aber nun doch: es geht. Das Kind hat die Fibel in der Hand; die Mutter sagt die Laute vor, hundertmal, unverdrossen und unverdrossen, hundertmal spricht das Kind die Laute nach und prägt sich die Zeichen ein, die den Laut, das Wort darstellen, und endlich gelingt es doch dem kleinen Meister, der seltsamen Zeichen Herr zu werden. Dazwischen prägt die Mutter aus ihrem reichen Bibelschatze dem jungen Trabanten Sprüche ein, den Wortlaut des Katechismus, der ihr selbst bis ins kleinste geläufig geblieben; die Morgen- und Abendgebetlein, die sie durchs Leben begleitet, und dann auch die biblischen Geschichten, die sie dem Kinde so treuherzig erzählt wie ein Märchen. Dazwischen dann in leisem, weichem Vorsingen die Gesangbuchlieder, die ihr selbst auf der Lippe und im Herzen leben, und während die emsige Hand den Faden des Flachses und der Wolle vom Rocken spinnt, spinnt gleichzeitig das fromme Mutterherz einen langen, starken Faden evangelischen Glaubens in die Seele des Kindes, ein kostbares Erbe, das ein Geschlecht dem andern übermittelt.
>
> Das ist die willig übernommene Pflicht des estnischen und lettischen Bauernweibes. Nun bricht der wichtige Tag an, wo die mütterliche Lehrerin ihre Kinder in die Schulstube führt, in welcher der Pastor die Prüfung des Hausunterrichts in diesem Bezirke

vornimmt. Der Mutter schlägt das Herz wie dem Kinde. Und die Kleinen: da sitzen sie in ihrem Sonntagsstaate, die kleinen, großen Augen leuchten, das Gesicht erwartungsvoll, die Hände gefaltet wie zum Gebet; und wie sie dann begierig sind, das Gelernte aufzusagen, mit ihren Kinderstimmen frei aus dem Herzen die Choräle zu singen, eine große Zahl, bis zu dreißig und vierzig und mehr! Ist dann der Pastor zufriedengestellt und hat das fleißige Kind mit einem Büchlein oder Bild beschenkt, dann sieht man auch die beglückte Mutter roth werden und es ist ihr zu Muthe, als ob sie selber eine Auszeichnung erhalten.

Nur denke man sich nicht etwa die lettischen und estnischen Bauergemeinden unter der Herrschaft der Pastoren und der Gutsbesitzer! Sie genießen seit 1866 eine Freiheit der Selbstverwaltung, eine Unabhängigkeit von jedem Einflusse außer dem der staatlichen Aufsichtsbehörde, wie er in Deutschland von den weitgehendsten Demokraten erst erstrebt wird; es ist einzig die sociale Macht der höhern Bildung und des in weiser Pädagogik erwiesenen Wohlwollens, die den Landpastor und den von jeder rechtlichen Beziehung zur Gemeinde gelösten Gutsbesitzer zum Rathgeber und zur Respectsperson der ordentlichen Bauerwirthe, nicht der unsteten Knechte und Tagelöhner machte. Auf diesem in heutiger Zeit immer tiefer greifenden Verständnisse der gegenseitigen Interessen, auf den Folgen des langjährigen Bemühens der Balten, deutsch-evangelische Cultur im national-estnischen und lettischen Gewande zu pflegen, beruht die Hoffnung, daß, auch aller Rechte beraubt, die alten Colonisatoren der baltischen Provinzen die gesellschaftlichen Machthaber wenigstens auf dem flachen Lande bleiben werden.

In gewissem Sinne sind zur baltisch-evangelischen Kirche auch die evangelisch-lutherischen Gemeinden im innern Rußland, selbst in Asien, zu rechnen, von denen der dritte Vortrag Dalton's spricht. Ihre Prediger sind zu großem Theile Söhne der baltischen Provinzen oder haben wenigstens in Dorpat ihre Studien gemacht; die Vorsteher und Glieder des Kirchenraths sind überwiegend Balten, die lettischen und estnischen Colonien im Süden und Osten Rußlands sind es selbstverständlich. Die große Mehrzahl der deutschen Gemeinden aber findet sich in den starkvermehrten Colonien, welche unter Katharina II. und Alexander I. an der Wolga und in der taurischen Steppe begründet wurden. Ganz von diesen verschieden sind die eigentlichen Diasporagemeinden, die Gemeinden in der Zerstreuung, in einer Weltabgeschiedenheit auf unermeßlichem Gebiete, von deren Glaubensfreudigkeit und Sehnsucht nach kirchlichem Gemeinschaftsleben der Verfasser ein ergreifendes Bild zeichnet.

Wie dieser berichtet, hat er Jahre hindurch sich mit dem Plane getragen, die buntgestaltete Ausprägung kirchlichen Seins und kirchlicher Sitte der evangelischen Gemeindegruppen im russischen Reiche zur Darstellung zu bringen; die Verhältnisse gestatteten es nicht, und darüber hat er das Land verlassen. Wie sehr er zur Ausführung befähigt gewesen wäre, lehren die besprochenen Skizzen.

Auf eine Theilnahme, wie sie den Vorträgen Dalton's begegnen sollte, kann W. Lööralt's „Baltenhetze" (Nr. 2) nicht rechnen. Diese Schrift verlangt Leser, die den Vorgängen in den deutschen Provinzen Rußlands genau folgen und ihre weltgeschichtliche symptomatische Bedeutung erkannt haben. Solche Erkenntniß ist aber noch nicht tief gedrungen und noch nicht weit verbreitet. Um so mehr mag einmal das große Verdienst bezeugt werden, das seit langen Jahren die Verlagshandlung Duncker und Humblot durch die Klarstellung der Sachlage in selbstlosester Weise sich erwirbt, nicht nur um die baltischen Deutschen, die sie zum Worte kommen läßt, sondern um das ganze deutsche Volk, dem sie die Möglichkeit bietet, das Wetter zu deuten, das von Osten aufzieht, und aus dem schwarzen Punkte, den einst der Baron Hübner in der österreichischen Delegation über dem Horizonte sah, zur gewitterschwangern Wolke sich ausgedehnt hat.

W. Lööralt geht im ersten Drittel seines Buchs: „Entstehung und Versuch einer Erklärung der Baltenhetze", auch sozusagen auf einen schwarzen Punkt zurück, dessen Entwickelung zum heutigen Regierungs- und Verwüstungssystem er verfolgt; es ist die Begünstigung der nationalistischen revolutionären Bestrebungen der jungestnischen und junglettischen Partei durch die Regierung seit den sechziger Jahren, um durch sie das baltische Deutschthum zu schwächen und nach dessen Niederwerfung die Letten und Esten in gleicher Weise der Geltung ihres Volksthums zu berauben — das corcyräische πάντα ἐλευθερά, σχῆζ' ὅπου θέλεις.

Der zweite Abschnitt von doppeltem Umfange ist der Widerlegung der Entgegnungen gewidmet, welche Dalton's „Offenes Sendschreiben" gefunden hat. Auf vortreffliches Material gestützt, gestaltet die Vertheidigung sich bald zum scharfen Angriffe aus sachlich uneinnehmbarer Stellung. Die etwaige Wirkungslosigkeit wäre auf den schwer durchdringbaren Panzer nationaler, kirchlicher und cultureller Gleichgültigkeit zurückzuführen.

Das uns vorliegende dritte Buch: „Der baltische Civilproceß nach der Justizreform vom Jahre 1889" vom Mag. jur. Theodor von Bunge ist dem Vater des Verfassers, dem hochbetagten verdienstvollen Förderer der baltischen Rechtsgeschichte, Friedrich Georg von Bunge, gewidmet. Dieses auf drei Bände angelegte fleißige Werk bezweckt sowol, den baltischen Juristen eine systematische Darstellung des Civilprocesses zu geben, als auch den aus dem Innern des Reichs in die Provinz versetzten, mit den baltischen Rechtsverhältnissen nicht vertrauten Juristen eine Handhabe zur richtigen und leichtern Beurtheilung der bestehenden und aufrecht zu erhaltenden Rechtsnormen zu bieten.

Wenn der Verfasser nach einer Uebersicht der historischen Entwickelung des baltischen Civilprocesses sich im §. 2 zur Charakteristik der neuen Gesetzgebung über den Civilproceß in deren Anwendung auf die Ostseeprovinzen wendet und sehr richtig bemerkt, daß der neuen Gesetzgebung eine geschichtliche Grundlage völlig fehlt, so wird die Schwierig-

keit des Versuchs einleuchten, ein geschichtlich erwachsenes Rechtssystem mit einer durchaus ungeschichtlichen Neuschöpfung organisch zu verbinden. Die Pflicht zu diesem Wagnisse erkannte und den Muth, es zu bestehen, gewann der Verfasser nach dem erwähnten §. 2 durch die Bestimmungen der Proceßnovelle, welche die volle Gültigkeit des provinziellen Privatrechts, soweit es nicht durch eben diese Bestimmungen aufgehoben ist, anerkennen, und ferner durch die Grundsätze der allgemeinen Reichsproceßordnung, welche in unklaren Fällen die Begründung der Entscheidungen auf den Geist und Sinn der Gesetze vorschreiben und in gleichen Fällen dem Friedensrichter gestatten, wenn auch nur eine Partei es fordert, das allgemein bekannte örtliche Gewohnheitsrecht zu berücksichtigen. Wie ernst der Justizminister oder, nach der ausgezeichneten Darstellung, die der „Justizreform in den Ostseeprovinzen Rußlands" im diesjährigen vierten Hefte der Monatsschrift „Unsere Zeit" (S. 372 fg.) zutheil geworden ist, sogar der Gesetzgeber selbst es mit diesen Zugeständnissen, welche die gelehrten Jurisconsulten des Justizministeriums durchgesetzt haben, nimmt, wird durch die Thatsache erwiesen, daß bei der Besetzung der Richterstellen in den Collegialgerichten kein baltischer Jurist einen Posten erhalten hat, zu den Friedensrichtern aber nur eine verschwindend kleine Zahl Einheimischer zugelassen worden ist. Die aus Rußland hingeschickten Richter kennen aber ausnahmslos das baltische Provinzialrecht nicht und erfuhren in der Mehrzahl erst bei ihrer Ankunft im Lande, daß ein solches überhaupt bestehe und sie in Civilstreitigkeiten danach zu richten hätten. Auf das wissenschaftlich und für die Kenntniß des Civilprocesses auch praktisch werthvolle Werk von Bunge's haben wir hier nicht einzugehen — im geschichtlichen Theile hätten wir mehrfach die Quellenanführungen nach neuern und bessern Ausgaben gewünscht. Unsere Pflicht war es, darauf hinzuweisen, daß unter den unerhörtesten Qualen, die ein Culturvolk durchzumachen hat, dem man auch neuerdings die geistige Erholung durch Versenkung in heimische Geschichtsstudien mittels Fortführung der vaterländischen Archive nach Moskau abschneidet, immer noch Energie zu wissenschaftlicher Arbeit und freilich auch immer noch guter Glaube an die redliche Absicht der Regierung zu finden ist. Letztern müssen wir nun freilich für ein verhängnißvolles Uebel erklären, dessen Fortwuchern noch heutzutage, wenn auch nur in vereinzelten Köpfen, fast unbegreiflich erscheint.

Friedrich Bienemann.

Psychologisches und Philosophisches.

1. Die Seele und ihre Thätigkeiten. Nach den neuesten Forschungen auf Grund physiologischer Gesetze für Theologen, Pädagogen, Juristen und Gebildete dargestellt von F. Körner. Zweite Auflage. Leipzig, Hartung u. Sohn. 1890. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
2. Ueber die menschliche Seele, ihre Selbstrealität und Fortdauer. Eine psychologisch-principielle Untersuchung von A. L. Kym. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1890. 8. 80 Pf.
3. Friedrich Albert Lange und sein „Standpunkt des Ideals". Von J. M. Bösch. Frauenfeld, Huber. 1890. Gr. 8. 2 M.

Während das von uns vor kurzem in diesen Spalten (Nr. 21 d. Bl.) erwähnte Buch von Ballauf eine selbständige Wiedergabe der Herbart'schen Psychologie für weitere Kreise bilden will, hat F. Körner (Nr. 1) den dankenswerthen Versuch gemacht, die Lehre von der menschlichen Seele „nach den neuesten Forschungen auf Grund physiologischer Gesetze für Theologen, Pädagogen, Juristen und Gebildete" darzustellen. Wenn die Fähigkeit, gewandt zu schreiben und Schriften von Helmholtz, Lotze, Horwicz, Jäger, Wundt und vielleicht andere auszuziehen, ein gutes Werk verbürgte, so müßte die Ausführung jenes Versuchs unser Lob gewinnen. Nun scheint es uns aber, als wenn mit einer kritiklosen Vermengung verschiedenartiger Anschauungen nicht einmal den so bescheiden an letzter Stelle genannten „Gebildeten" gedient ist und daß irrthümliche Behauptungen oder Mittheilungen am meisten denjenigen vorenthalten bleiben sollten, welche mit ebenso viel Vertrauen wie Unwissenheit denselben gegenüberstehen. Einige Proben mögen genügen. S. 14 wird das Princip der specifischen Sinnesenergie in der Auffassung von Helmholtz, S. 40 die entgegenstehende Anschauung von Wundt vertreten. S. 31 heißt es merkwürdig bestimmt, die Reflexbewegungen brauchten elf- bis vierzehnmal weniger Zeit zur Ausführung als die Willensbewegungen, während die S. 22 und 41 mitgetheilten Zahlen ein ganz anderes Zeitverhältniß ergeben. Die Reactionszeit wird so schief als möglich als die Zeit erklärt, „welche eine Empfindung braucht, ehe sie zur Willensbewegung wird", und die Helmholtz-Young'sche physiologische Theorie der Farbenwahrnehmung mit sicherstem Ausdrucke entstellt. Der Wille setzt sich nach S. 270 aus Nervenerregung und der centralen Uebertragung derselben auf die Muskeln zusammen, nach S. 289 ist er „eine verwickelte Gedankenentwickelung, die sich in einer Absicht, in einem Zweck zuspitzt". Auf keiner Seite verräth sich das zwanzigjährige Studium, welches der Verfasser nach dem Vorworte der Physiologie der Seele gewidmet hat.

Der metaphysischen Psychologie und rationalistischen Methode entstammt das Schriftchen von A. L. Kym: „Ueber die menschliche Seele, ihre Selbstrealität und Fortdauer" (Nr. 2). Seltsam muthet es uns an, „Beweise" für die Unsterblichkeit der Seele zu lesen und die Realität der letztern aus allgemeinen Begriffen entwickelt zu sehen. Der Verfasser scheint unberührt geblieben zu sein von dem Wandel der Gedanken und Zeiten. Ob wol das größere

Werk, von dem diese paar Bogen ein ankündigender Probeabschnitt sein sollen, durchweg das gleiche Gepräge tragen wird? Wir glauben dem Autor für diesen Fall voraussagen zu dürfen, daß es ein unbeachteter und unwirksamer Einschlag in das wissenschaftliche Gewebe moderner Philosophie sein werde.

Einen erfreulichern Eindruck macht das Schriftchen von J. M. Bösch: „Friedrich Albert Lange und sein «Standpunkt des Ideals»“ (Nr. 3). Es war ein glücklicher Gedanke, die Ansichten des berühmten Verfassers der Geschichte des Materialismus zusammenzustellen und zu würdigen. Bei aller Anerkennung, welche Bösch dem Scharfsinne und dem idealen Streben Lange's zollt, hebt er mit Recht die Mängel hervor, welche dessen Weltanschauung anhaften. Den alten Streit zwischen Wissen und Glauben will Bösch dadurch schlichten, daß er die Thatsachen und Gedanken der Religion und einer religiösen Moral in das Gebiet der Dichtung verweist, wo sie nie mit den Erkenntnissen der Wissenschaft in bedenklichen Widerspruch gerathen können. Aber weder hat er die Geltung jener idealen Welt dadurch allgemein zu sichern vermocht, noch die Grundzüge ihrer bleibenden Gestaltung ausgeführt. Bösch hat in einigen längern Anmerkungen Ansichten moderner Ethiker behandelt und hierbei selbst beachtenswerthe Beiträge zur Lösung moralphilosophischer Probleme geliefert. Eine anziehende frische Darstellung macht das Lesen des Büchleins zum Genusse.

Oswald Külpe.

Feuilleton.

Unter dem Titel „Der Gutenbergpfennig eine Dankesschuld des deutschen Buchgewerbes“ (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) hat Dr. Oskar von Hase die Rede veröffentlicht, die er als Vorsitzender des Centralvereins für das gesammte Buchgewerbe am 5. Juli d. J. im Deutschen Buchhändlerhause zu Leipzig zur vierhundertundfunfzigjährigen Gedenkfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst gehalten hat. Der in der Kenntniß der Entwickelung des Buchgewerbes tiefgegründete Verfasser weist auf den Fortschritt der Anschauung hin, der 1840 die Gutenbergfeier, „das erste große Fest, welches alle Deutschen miteinander begangen haben“, als eine Erinnerung an die Geburt der Preßfreiheit und der Aufklärung erschien, während heute wir im frankfurter Junkherrn den Schöpfer eines kunstvollen Gewerbes begrüßen, das im letzten halben Jahrhunderte durch die rechte Verwerthung der Erfindungen Senefelder's und Friedrich König's, des chemischen Drucks und der Schnellpresse, unterstützt durch die ungeheuere Regsamkeit auf technischem Gebiete, zum Gemeingute aller geworden ist. In gedankenvoller Ausführung wird der große Verband der zum Buchgewerbe Gehörigen auf seine gesellschaftlich-sittlichen Aufgaben hingewiesen und in feiner Verknüpfung die Ermöglichung der allgemeinen Schulpflicht und Wehrpflicht, wie der socialen Gesetzgebung im Sinne der Botschaft von 1881 auf die That Gutenberg's und die Mehrung seines Reichs durch Senefelder und König gegründet. Den Dank möge das Gewerbe seinem Schutzpatron sichtbar verkörpern — so schließt diese ungewöhnlich gehaltreiche Festrede — in einem allgemeinen deutschen großen Ehrendenkmal zu Leipzig, das Johann Gutenberg und daneben die genannten Fortbildner feiert. Zur Verwirklichung dieses Gedankens wird die freiwillige Steuer des Gutenbergpfennigs vorgeschlagen, den jeder selbständige Unternehmer der 7000 Betriebe wöchentlich für jeden Kopf der von ihm beschäftigten Arbeiter zu zahlen auf sich nehme. Ein Aufruf in diesem Sinne wird alsbald verbreitet werden, eine wirksamste Unterstützung dürfte er aber durch die thunlichste Verbreitung der Rede Oskar von Hase's erlangen.

— Die Lieferungen 5 und 6 von Dr. A. E. Brehm's populären Vorträgen „Vom Nordpol zum Aequator“ (Stuttgart, Union) enthalten die außerordentlich anziehenden Schilderungen der „Liebe und Ehe der Vögel“, der Affen und „Karawanen- und Wüstenreisen“. Der große Kenner des Thierlebens sagt zur „Affenfrage“: „So lange die Umwandlung einer Art in die andere noch in keinem Falle festgestellt worden ist, sind wir berechtigt, Menschen und Affen als verschiedenartige Wesen zu betrachten und die Abstammung des einen von den andern zu bestreiten. Wir mögen den Affen unbekümmert die Stellung einräumen, welche unbefangene Prüfung in der Reihe der Wesen ihnen anweist. Als die uns am meisten ähnelnden Thiere oder unsere nächsten Verwandten im thierkundlichen Sinne dürfen wir sie anerkennen; weitergehende Rechte müssen wir ihnen versagen. Vieles, was dem Menschen eigen, wurde auch ihnen beschieden, von wirklichem Menschenthume trennt sie eine noch immerhin weite Kluft. Viel, aber bei weitem nicht aller Mensch ist in ihnen verkörpert wie vergeistigt.“

— Theodor Hertzka's Zukunftsbild „Freiland“, in Nr. 7 d. Bl. f. 1890 von Werner Sombart gewürdigt, ist aus dem Verlage von Duncker u. Humblot in den E. Pierson's zu Dresden übergegangen und jetzt in dritter durchgesehener Auflage zum sehr herabgesetzten Preise von 3 M. erschienen.

Bibliographie.

Bindseil, T., Von Agrigent nach Syrakus. Reiseerinnerungen. Seehausen i. A., Roever. Gr. 4. 1 M.

Blümcke, K., Der Aufstand in Deutsch-Ostafrika und seine Niederwerfung im nördlichen Theil, mit einem Nachwort über die englische Emin Pascha-Expedition. Mit einer Spezialkarte des Kriegsschauplatzes und der Emin Pascha-Expedition. 1. u. 2. Aufl. Berlin, A. Tonger. Gr. 8. 2 M.

Degen, A. v., Acht Wochen Reservist. Erinnerungen aus der Garnison und dem Manöver. Leipzig, Reißner. 8. 1 M.

Dinckelberg, H., Kriegs-Erlebnisse eines Kaiser Alexander Garde-Grenadiers im Feld und im Lazaret 1870/71. Zur 20. Wiederkehr der Schlachttage von Gravelotte und Sedan herausgegeben. München, Beck. 8. 2 M. 25 Pf.

Gruß aus Polen. Novellen und Skizzen, übersetzt von Valeska Matuszewska. Leipzig, Rauert u. Rocco. Gr. 8. 2 M.

Heer, G., Reiseerinnerungen aus Deutschland. Vorträge. Glarus, Bäschlin. Gr. 8. 1 M.

Höfler, C. R. v., Das Ende. Eine Tragödie mit einem Vorspiele (König Lothar's V. von Frankreich Tod). Prag, Dominicus. Gr. 8. 2 M.

Kirchner, F., Helden des Glaubens. Die Kirchengeschichte im Spiegel der Poesie. Gedichte, gesammelt und mit Anmerkungen versehen. Bremen, Heinsius Nachf. Gr. 8. 3 M.

Leonhardt, J., Geschichten aus Siebenbürgen. Wien, Graeser. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

May, G., Mutter und Töchter. Erzählung aus den oberösterreichischen Bergen. Leipzig, Danz. 8. 2 M.

Merwin, P., Aus der Mappe eines Gerichtsvollziehers. 4 Bde. Leipzig, Reißner. 8. à 1 M.

Schneller, C., Sanct Valentin. Dichtung. Innsbruck, Wagner. 16. 80 Pf.

Sommerfeld, A. v., Leidenschaften. Realistische Geschichten aus der Gegenwart. Leipzig, Claußner. 8. 1 M.

Torresani, C. Baron, Mit tausend Masten. Roman. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Wachenhusen, H., Rose im Schnee und Anderes. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Zródlowski, F., Social-politische Erwägungen aus Anlass der Entsetzung Don Pedro's II., des Kaisers von Brasilien. Leitende Grundsätze für Regierende und ihre Gehülfen. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Endymion.

Von

Earl of Beaconsfield.

(Benjamin D'Israeli.)

Aus dem Englischen von Professor Dr. **C. Böttger.**

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Dieser letzte Roman des berühmten englischen Staatsmanns, eine pikante Mischung von Wahrheit und Dichtung, führt mitten in die höchsten Kreise der Gesellschaft ein und streift in geistvoller Unterhaltung alle Fragen, von welchen das politische Leben Englands während der jüngsten Decennien bewegt worden ist.

Lorin.

Roman in drei Theilen

von

Graf P. A. Walujew.

Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe.

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Als ein frappantes Lebens- und Sittenbild aus der Hauptstadt des russischen Reichs nimmt dieser Roman des vor kurzem verstorbenen russischen Staatsmanns auch in Deutschland das lebhafteste Interesse in Anspruch.

Was thun?

Erzählungen von neuen Menschen.

Roman von

N. G. Tschernyschewskij.

Aus dem Russischen.

Zweite Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Tschernyschewskij's Roman „Was thun?“ bildet ein wichtiges Blatt in der Geschichte der innern Bewegungen Rußlands und ein interessantes Gegenstück zu den fast ausschließlich in Hof- und Adelskreisen spielenden Romanen der russischen Schriftsteller.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. **Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.** 9. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in neunter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Verlag von C. E. M. Pfeffer (R. Stricker) Halle a. S.

Die ewigen Räthsel.

Populär-philosophische Vorträge von

Rudolf von Wichert.

I. Serie 1889. Gr. 8. 112 S. M. 1,50.
Der Instinct. — Die Erhaltung der Kraft. — Das Atom. — Das Problem der Sprache. — Der Kampf um die Seele. — Nothwendigkeit und Freiheit.

II. Serie 1890. Gr. 8. 128 S. M. 1,50.
Raum und Zeit. — Das Schöne. — Sinn und Verstand. — Der Zweck im Weltall. — Wissen und Glauben. — Der Utilitarismus.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Willenswelt und Weltwille.

Studien und Ideen zu einer Weltanschauung.

Von

Dr. Karl Peters.

8. Geh. 8 M.

Dieses durch Klarheit des logischen Aufbaues ausgezeichnete, von patriotischem Geiste durchwehte Werk des Begründers der Deutsch-Ostafrikanischen Colonie wird jedem Gebildeten Genuß und reiche Anregung bieten. Von Kant und Schopenhauer ausgehend, führt der Verfasser die verschiedenen Richtungen der neuesten Philosophie und deren Hauptvertreter in kritischer Beleuchtung vor, um im Anschluß daran seine eigene positive Weltanschauung darzulegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sansibar.

Ein ostafrikanisches Culturbild.

Von

Dr. Karl Wilhelm Schmidt.

8. Mit 15 Abbildungen und 1 Plan.

Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

Sansibar hat als Ausgangspunkt der meisten Expeditionen in das Innere Afrikas schon seit langem eine besondere Bedeutung gehabt, seit Beginn der deutschen Colonialbestrebungen ist das ostafrikanische Inselreich aber in commerzieller wie politischer Hinsicht noch mehr in den Vordergrund getreten. Der Verfasser, seit mehrern Jahren in Deutsch-Ostafrika thätig, ist für die Dauer der Abwesenheit des Reichscommissars Major von Wißmann im Sommer 1890 mit dessen Vertretung betraut worden.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 18. September 1890.

Inhalt: Zur deutschen Literaraturgeschichte. Von Adalbert Schroeter. — Dramatisches. Von Friedrich Kummer. — Erzählungsliteratur. Von Theodor von Sosnosky. — Bilder- und illustrirte Werke. Von Friedrich Bienemann. — Feuilleton. (Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Zur Kritik des Kürenbergers. Von F. Hurch. Linz, Mareis. 1889. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ich stuont mir nehtint spâte
an einer zinnen:
dô hôrt ich einen ritter
vil wol singen
in Kürenberges wîse
al ûz der menigîn.
er muoz mir diu lant rûmen,
ald ich geniete mich sîn.

Dieser anmuthigen Strophe, einem lieblichen Muster deutscher Lyrik aus dem Ausgange des 12. Jahrhunderts, verdankt eine ganze kleine Bibliothek neuerer germanistischer, besonders österreichischer Literatur ihr zum Theile sehr fragwürdiges Dasein. Die Verse sind uns in der bekannten pariser Liederhandschrift unter der Aufschrift: „Der von Kürenberc" inmitten einer Reihe zum Theile gleich köstlicher und historisch merkwürdiger Strophen erhalten, aber schon die Herausgeber von „Minnesangs Frühling" sprachen das Bedenken aus, daß es unsicher sei, ob die bezüglichen Lieder dem Kürenberger zugeschrieben werden dürften, da der Name des Dichters von dem Schreiber aus Zeile 5 obiger Strophe gefolgert sein könne. Gleichwol trat der fragliche Ritter in den Mittelpunkt so erregter wie unfruchtbarer wissenschaftlicher Erörterungen, wenn sie sich zum Theile auch noch so ehrenvoll für ihn gestalteten: man hielt ihn nämlich schließlich für den Dichter des Nibelungenliedes.

In der That, dem Dichter der Kürenberg-Strophen dürfte man ein Nibelungenlied zutrauen. Nur daß der Ritter selbst so völlig nebelhaft blieb. W. Scherer z. B. schrieb die Strophen zum guten Theile Frauen zu. Aber gleichviel: die Kürenberg-Strophe und das Versmaß des Nibelungenliedes schienen identisch und Stilistisches und Sprachliches von Bedeutung war ihm und den Kürenberg-Liedern gemeinsam. Und da nun im 13. Jahrhunderte innerhalb der deutschen Lyrik das Gesetz sich herausbildet, daß Metren nicht entlehnt werden dürfen, sondern jeder Dichter Eigenthümer der von ihm erfundenen Maße bleibt, so folgerte man unter leichtgemuther zeitlicher Verschiebung der Verhältnisse aus der Thatsache, daß Kürenberg- und Nibelungen-Strophe dieselben seien, daß auch der Dichter der gleiche sei, indem man einen erst für das 13. Jahrhundert nachzuweisenden, wenn auch damals zwingenden Brauch in die Entstehungszeit der Kürenberg'schen Lyrik und des Nibelungenliedes (vorletztes Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts) zurückversetzte. Zarncke zuerst (1863) zerstörte diesen Wahn, wie er auf gleichem Felde so manches zähe andere Hirngespinst mit starker Hand zerriß. Aber aus wiederkehrendem Nebel tauchte immer wieder Der von Kürenberc. Er war nicht der erste gewesen. Wolfram von Eschenbach und Konrad von Würzburg; der Schreiber des Bischofs Pilgrim von Passau, Kunrat, und Klinsor von Ungarland; Walther von der Vogelweide und Rudolf von Ems; Wirnt von Gravenberg und Friedrich von Hausen: die ganze stattliche Reihe hatte sich in dem Rathen und den Einfällen der Forscher abgelöst: der Kürenberger aber trat immer wieder in den Vordergrund. Da war es Karl Vollmöller endlich, der in preisgekrönter Schrift von neuem die Unhaltbarkeit der Kürenberg-Hypothese mit scharfer Beweiskraft erhellte und sich mit W. Scherer, wenn auch auf sehr entgegengesetztem Wege, in seinem Ergebnisse die Hand reichte. Zarncke, Scherer, Vollmöller haben also das Trugbild zertrümmert. Aber in Oesterreich sucht man immer wieder nach dem Kürenberger, dem Dichter des Nibelungenliedes. Ich erinnere hier nur an F. X. Wöber's „Reichersberger Fehde", die ich seinerzeit hier angesagt habe. Auch die vorliegende Schrift sucht auf allen Maulwurfshügeln des eine Stunde westlich von Linz steil gegen

die Donau abfallenden Waldgebirges, das noch heute den Namen der Kürnberg führt und auf einer seiner Spitzen noch jetzt Burgtrümmer zeigt, mit emsiger Hartnäckigkeit nach den Spuren des Nibelungendichters. Denn von dessen und des Kürenbergers Identität ist der Verfasser fanatisch überzeugt. Er polemisirt gegen Vollmöller (auf Scherer's und Zarncke's einschneidende Untersuchungen kommt er nicht zurück), ohne daß ihm ein einziger neuer Einwurf gelingt, abgesehen von dem sich selbst ergebenden gegen die Vollmöller'schen Schlüsse aus den scheinbar klingenden Reimen in den Kürenberg-Liedern und dem Nibelungenliede: diese Schlüsse aber werden allerdings von Vollmöller vorgetragen, sie stammen jedoch, wie er selbst sagt, nicht von ihm, sondern von seinem Lehrer Simrock her, der sie denn auch verantworten möge. Uebrigens sollte man erwarten, daß der Angreifende wenigstens seines Gegners Namen richtig schriebe. J. Hurch schreibt aber statt Vollmöller grundsätzlich: Völlmüller. Es sieht fast so aus, als solle es ein schlechter Witz sein, denn die Namensmishandlung kehrt ein halbes Dutzend mal wieder. Im übrigen hat gerade Karl Vollmöller, der ja inzwischen seine wissenschaftliche Kraft schon längst auf romanistisches Gebiet verpflanzt hat, in seiner Schrift zu viele Kirn- und Kürnbergs, d. h. Höfe, Burgen, Dörfer u. s. w., nachgewiesen, als daß uns Hurch's in ihrer Haltung überhaupt sehr abstoßende Arbeit interessiren könnte, so lange wir nicht festere Anhaltepunkte gewinnen. Fürs erste wissen wir weder, ob die Kürenberges wîse Metrum oder Melodie, noch ob der Sänger obiger Strophe mit ihrem Dichter identisch, noch weniger, ob Nibelungenstrophe und Kürenberges wîse die gleiche war, noch viel weniger aber, ob jener Herr von Kürenberg und der Nibelungendichter in irgendwelcher nähern oder weitern Beziehung gestanden haben. Was den letztern angeht, so muß ich leider die Besorgniß des alten Bodmer theilen: „Aber ich förchte, daß alle Nachsuchungen, die man deßwegen anstellen kann, vergebens seyn werden.“ Noch sei erwähnt, daß eine Reihe von Gründen den Nibelungendichter von Oesterreich auszuschließen scheint. Zarncke, gegenwärtig des Liedes tiefster Kenner, vermuthet einen Tiroler in ihm.

2. Führende Geister. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Erster Band: Walther von der Vogelweide. Ein Dichterleben von Anton E. Schönbach. Dresden, Ehlermann. 1890. 8. 2 M.

Seit Ludwig Uhland's 1822 erschienener Schrift über Walther von der Vogelweide ist weder viel Erhebliches zur Kenntniß des Lebens des Dichters zu Tage gefördert, noch Geistvolleres über ihn geschrieben worden. Allerlei ist über seine Heimat, sein Wandern und Sterben zwar gefabelt worden, aber im Sonstigen wissen wir über sein Leben, wie ich schon in der Vorrede zu meiner Nachdichtung schrieb, auch heute kaum ein Geringes mehr als die Aufschlüsse, die uns, zum Theile trugvoll und räthselhaft genug, seine Gedichte geben, so scharfsinnig und hingebend die germanistische Forschung deren sprachliche und reinphilologische Erklärung gefördert hat. Aber diese Walther-Lieder und -Sprüche enthalten dennoch auch greifbaren Stoff genug, als daß sich nicht ein anschauliches Bild seines Liebens und Singens, seines staatlichen und künstlerischen Wirkens gewinnen und ein eindrucksvolles Ganzes aus den zerstreuten Gliedern dieser einzigen Sängergestalt formen ließe. Anton Schönbach ist dies bei umfassender Beherrschung des Stoffs in einer zwar einfachen, aber warmherzigen Sprache gelungen. Nicht daß er Kennern des Meisters und seiner Zeit Neues böte. Die Enthüllungen wachsen hier eben nicht auf den Bäumen, wie die literarhistorischen Entdeckungen aus Tagen auf uns niederregnen, in welche die Studentenzeit unserer Väter fiel; jeder Fund will hier im Schweiße des Gelehrtenangesichts aus Tiefen gegraben sein, auf denen sechs Jahrhunderte dahingewandelt sind. Citirt wird nach Lachmann. Die Proben verneudeutscht Schönbach entweder selbst oder gibt sie in einer entlehnten Fassung, die theils zu sehr ent- oder verfärbt, theils zu entwerthet oder zu überladen ist. Mit dem seltsamen Acte, der neulich auf dem Johannisplatze in Bozen stattgehabt hat, weiß er sich in freundlicher Nachsicht auseinanderzusetzen. Er gesteht offenherzig zu, daß Tirol eigentlich die geringsten Ansprüche auf den Vorzug geltend machen kann, Walther von der Vogelweide den Seinen zu nennen. In der That könnte man bei nur mäßiger Widerspruchslust ebenso wol behaupten, er sei in Weende bei Göttingen oder in Entritzsch bei Leipzig oder in Schleißheim bei München geboren worden, wenn er gleich in Oesterreich „Singen und Sagen“ lernte. Dazu gehört ganz geringe Vorstellungskunst. Aber auch ich gönne den Stolz, Walther den Seinen zu nennen, unter den österreichischen Ländern keinem lieber als Tirol, wenn auch nicht gerade sein Standbild dem bozener Aepfelmarkte, für welchen sich Schönbach in so schöne Begeisterung schreibt:

> Es wäre auch schwer, einen Ort auszufinden, wo Walther's Denkmal passender stände als dort an der Grenze von Deutsch und Welsch, an der Straße, auf welcher so viele deutsche Männer alter Zeit zur Heerfahrt nach dem Süden gezogen sind, und so viele Deutsche neuerer Zeit nach Italien wanderten, um dort aus dem farbigen Leben, der Landschaft, der Kunst, sich Muth und Frische für die schaffende Arbeit heimzuholen. Auf dem Markte der malerischen Kaufherrnstadt (?) bei ihren Rebengehängen und Fruchtkörben (!), im Rahmen der wundervollen Berge, unter dem blauen Himmel, umweht von der weichen und warmen Luft — welchem Steinbilde eines deutschen Dichters ist eine schönere Stätte beschert?

Mit dem gleichen Rechte hätte man sie auf der Curpromenade von Meran suchen können, wenn der Ifinger zu hoch schien.

Vorliegendes Buch gibt sich als erste Nummer zu einer Art „Neuem Plutarch“. Hölderlin, Reuter, Anzengruber und andere „führende Geister“ sollen folgen. Wir wünschen dem heroischen Zuge alles Gute, falls, wie zu erwarten, seine Gestalten dem Walther von der Vogelweide Anton Schönbach's gleichen.

3. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert unter Mitwirkung von A. Sauer, F. Muncker, W. Scherer u. s. w. Nr. 30: Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur. Dritte Sammlung nebst Einleitung. Nr. 33: Sämmtliche poetische Werke von J. P. Uz. Stuttgart, Göschen. 1890. 8. 5 M. 60 Pf.

Die Seuffert'schen Neudrucke schreiten bruchstückweise wacker vorwärts. Die Neuherausgabe des Uz arbeitet einer Geschichte der deutschen Anakreontik der letzten beiden Jahrhunderte mit sorgfältig den verschiedenen Ausgaben und Varianten folgender Kritik rüstig vor und sammelt treulich das erreichbare biographische Material, ein Thun, dem wir die genußreichsten Erfolge wünschen und, wenn es am Ziele ist, in alter Neigung zu dem so farbenreichen und so volltönenden Liebessanges kundigen Dichter die theilnehmendste Würdigung zollen werden. — Was Alexander von Weilen's Herausgabe der Gerstenberg'schen „Schleswigschen Literaturbriefe" betrifft, so ist ihr erstlich für seine Redlich's Biographie vielartig ergänzende und aufhellende Einleitung zu danken, durch welche allerdings Goedeke's Urtheil über Gerstenberg keine günstige Beleuchtung gewinnt. Ich selbst habe seinerzeit es unliebsam empfunden, wie schwierig des fast unzugänglich gewordenen Werks habhaft zu werden ist und weiß deshalb von Weilen's Bemühungen um die Neuausgabe gerade dieser Schrift Heinrich Wilhelm von Gerstenberg's im besondern zu schätzen. „Die Quelle ist eröffnet; «man komme und trinke!»" schließt der Herausgeber sein mühseliges Wiederbelebungswerk, und gewiß wird der lange verschüttete Bronnen um so reichern Zuspruch finden, je gehaltvoller seine wenn zum Theile auch dunkeln Tiefen sich erweisen. Denn, so lautet A. von Weilen's vortreffliche Charakteristik, nachdem er die Anregungen, unter denen sie entstanden, klargelegt:

> Die „Schleswigschen Briefe" zählen nicht zu den Werken, die einen unverrückbaren Platz in der Nationalliteratur behaupten könnten; sie sind aber eins der bedeutsamsten Symptome des Ueberganges, die Morgenröthe einer neuern Zeit: sie schlagen die Brücke zwischen der ätzenden Kritik Lessing's und der warm empfindenden Exegese Herder's. Ein großer einheitlicher Zug durchströmt sie: die Verkündigung der Rechte der Natur und des Genies. Sie haben die Formel gefunden, welche die Gebilde Shakespeare's als eigenartig von allen andern trennte, und sie wagten mit denselben Augen, die entzückt auf den neuen Prometheus starrten, Altvater Homer, den Spanier Cervantes, den Italiener Ariost zu betrachten. Und was sie da gesehen, kündeten sie in dunkeln Worten, die sibyllenhaft seherisch und anlockend klangen: was in ihnen unklar war, erfaßt das Gefühl und bildet es nun in die Sprache des Herzens. Sie sind der Johannes des großen Propheten Herder.

Bei dieser weiten Umschau der Literaturbriefe in die Poesie des Auslandes war es natürlich, daß sie auch den Problemen der Uebersetzungskunst ein tiefdringendes Nachdenken widmeten. Und auch diesem verdanken wir beherzigenswerthe Errungenschaften, die sich freilich jedem offenen dichterischen Sinne von selbst ergeben mußten, die ich aber doch z. B. die Mitarbeiter an der neuen Luther-, sogenannten Probebibel ganz besonders zu studiren und zu befolgen bitten möchte. Es ist die Kritik einer neuen Hiob-Uebersetzung, an welcher Gerstenberg die Regeln „aufsucht und bestimmt", wie er als Uebersetzer sie befolgen würde. Sie lauten: Luther's Uebersetzung, wo nur immer es der Sinn erlaubt, beizubehalten, und die Stellen, die einer Aenderung bedürfen, in seinem Geiste zu übersetzen. Gerstenberg schreibt seinem Correspondenten:

> Dies ist die höchste Regel für eine vollkommenere deutsche Uebersetzung der Bibel: wie schwer ist sie, habe ich Ihnen immer gesagt; wer wird sie erfüllen! Und ich muß Ihnen nun, da ich einen neuen Uebersetzer studirt habe, abermals sagen: wie schwer ist sie!

4. Kleine Beiträge zur Schiller-Literatur. Mitgetheilt von P. Schwenke. [Festgruß Herrn Geheimen Staatsrath Dr. jur. Julius Schomburg in Weimar ihrem lieben und verehrten Senior zur Feier seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums am 20. Juni 1890 dargebracht von den Familien Schomburg (Eisenach) und Schwenke (Göttingen)]. Weimar, Hofbuchdruckerei. 1890. 8.

Wol sind es kleine, aber historisch bedeutsame Beiträge zu Schiller's Leben und Schaffen: Entwürfe zu Tellscenen; der umfänglich angelegte, leider auf dem Scheitelpunkte abgebrochene Plan zu einer Ballade: „Orpheus in der Unterwelt"; endlich Bruchstücke aus Wilhelm von Wolzogen's Tagebuche, Briefe Karolinens u. s. w. Der Herausgeber hat die edeln Reliquien aus dem Nachlasse einer Großtante, der langjährigen Lebensgefährtin und Erbin Karoline von Wolzogen's, an das Licht gefördert und einer seltenen Familienfeier eine literarische Weihe verliehen, indem er ihr Andenken mit den gehaltvollen Blättern verknüpfte. Wenn wir die Hoffnung aussprechen, ihren Inhalt in irgendeiner archivalischen Zeitschrift auch weitern Kreisen vermittelt zu sehen, so dürfen wir doch schon heute mittheilen, daß zunächst die erwähnten scenarischen Entwürfe wesentliche Punkte der Entstehungsgeschichte des „Tell" aufs neue beleuchten oder zum ersten male klarlegen und die inmitten abgerissene Orpheusskizze uns den Dichter auf dem verhängnißvollen Wege zu einer neuen „Ballade" seines Stils zeigt. Gerade dieser Entwurf erweist aufs neue, wie unendlich weit sich Schiller aus der Sphäre der echten Ballade entfernte, deren eng umschriebenes eigenstes Wesen, wie wir es in höchster künstlerischer Vollendung im „Fischer" und im „Erlkönig" sehen, er von Grund aus zerstörte, indem er ihren Gang, bei aller dramatischen Beweglichkeit, in ein selbstbewußt theatralisches Stolzieren verwandelte und ihre allem Aufputz grame Natur mit allem declamatorischen Pompe und rhythmischen Prunke überlud. Es wäre auch hier desgleichen geschehen. Sollte doch Orpheus vor dem Herrscher der Schatten einen Hymnus auf das Leben singen, einen Hymnus auf das Leben mit all seinen Wonnen und Farbenspielen, mit all seinen Zauberklängen und seiner Schönheitsfülle! Und solches durfte an Goethe's Seite geschehen, der das Wesen der Ballade, allerdings in Herder's Schule und freilich mehr intuitiv als reflectirend berechnend wie Schiller, so tief

ergründet hatte, wie nach ihm höchstens Mörike! Meine „Geschichte der deutschen Ballade", die sich langsam ausarbeitet, wird hierüber weiter handeln. Immerhin ist dieser Schwenke'sche Beitrag ein hochinteressantes Stück. Aber auch all die andern vergilbten Blätter aus einer literarisch so hoch steigenden Epoche, die hier aus trautem Familienschatze zu Tage gehoben werden, lohnen die Einkehr mit freundlichen Einblicken in Schiller's Dichten und Lieben, und auf den letzten Seiten des werthvollen Hefts, die uns in Briefen Wilhelm von Wolzogen's nach Petersburg und Gatschina führen, begegnet man Mittheilungen, welche die rege Theilnahme und das feine Gefühl bekunden, mit welchem man am Hofe Alexander's I. Schiller's Dramen folgte. Alle diese Briefauszüge, in welchen nebenbei auch charakteristische Lichter auf die Gestalt Klinger's fallen: „Es ist ein vorzüglicher Mann, sicher und wahr, wie wenig Menschen", verdichten sich schließlich zu einem liebenswürdigen Schattenrisse des Briefstellers. Möge der Herausgeber nicht mit fernern, gleich dankenswerthen Gaben kargen.

5. Finder und Erfinder. Erinnerungen aus meinem Leben von Friedrich Spielhagen. Zwei Bände. Leipzig, Staackmann. 1890. 8. 10 M.

Spielhagen reicht uns hier in zwei Bänden seine Lebensgeschichte bis zum Erscheinen seines ersten durchschlagenden Romans, der „Problematischen Naturen". Er hat uns einen weiten Weg geführt, dessen Zeit und Mühen man nach der Bedeutung abwägen möge, welche man dem Ziele zuerkennt. Offen gestanden wäre mir statt dieses biographischen Bruchstücks die umfassende Selbstbiographie werthvoller gewesen. Aber es ist dem Autor nicht weniger darauf angekommen, diesen seinen im Grunde außerordentlich eintönigen und einförmigen Lebensgang bis zu seiner ersten bahnbrechenden literarischen That zu zeichnen, als an diesem seinem Werdeprocesse die Metamorphose zu veranschaulichen, wie sich Leben in Poesie, das Stoffliche in Kunst verwandelt. Die dargereichten Bände reihen in der That die Keimzellen aneinander, aus denen sich Spielhagen's erste dichterische Leistungen entfalteten. Er ist dabei sehr gründlich — wie in all seinem literarischen Thun — zu Werke gegangen und die Zurückleitungen seiner Erfindungen in den Mutterschoß des Gefundenen sind mit aller chemischen Sorgfalt vollzogen worden. Aber gerade hierin erblicke ich das Hochbedenkliche seines Werks: er verfällt dem Lehrhaften. Seine Tendenz ist lehrhafte Analyse und ästhetisches Demonstriren in epischer Form. Goethe nannte seine Lebensbeschreibung Dichtung und Wahrheit. Denn ihm ward die Wahrheit unter den Händen zur Poesie. Spielhagen schildert sein an sich ungleich ärmeres Leben in seiner ganzen Nacktheit und Einfachheit und scheint eher seinen geringen Glanz zu entfärben auf Kosten seiner poetischen Figuren. Goethe schafft aus der elsässer Pfarrerstochter eine Gestalt von unvergänglichem dichterischem Zauber und verwandelt das hüttenhafte Häuschen und seine Umgebung in ein blühendes Idyll. Auch Spielhagen betritt als Einjährig-Freiwilliger im Manöver ein Pfarrhaus, es scheint das einzige, das er kennen gelernt hat; auch ihm begegnet des Pfarrers Töchterlein und sie steckt ihm nachts einen Blumenstrauß an die Thür: aber der Pfarrer hat keinen Faust im Hause und schläft bei des Einjährigen hinreißenden Declamationen ein, und das Mädchen hat hektisch rothe Flecken auf den Wangen, und bei der ganzen autobiographischen Geschichte kommt allein ein gemachtes Gedicht, aber kein Stückchen Poesie heraus, das herauskommen müßte, sofern das Ding überhaupt des Aufschreibens werth, d. h. das Gefundene des Aufhebens werth war. Denn diese Sichtung ist doch aller Dichtung Hauptsache: der gefundenen Materie selbst muß die Kraft innewohnen, sich unter den Händen des Finders durch die Zauberformel des Erfinders zu Wesentlichem zu verklären. Ich gebe nun zu, daß Spielhagen der Blick für die Poesie des Pfarrhauses, so des evangelischen wie des katholischen, dessen Ausbau freilich, da es auf einem alleinigen Träger ruht, die Möglichkeit einer reichern Gliederung und einer gemüthvollern innern Gestaltung benommen bleibt, immer versagt war, sodaß es hier gerade die versagende Kunst des Erfinders verschulden mochte, wenn sich der Fund des Finders nicht in eine lichtere Höhe erhob. So scheint mir hier gerade die Lehre, wie Finder und Erfinder zusammenarbeiten müsse, in der Anschaulichkeit des Beispiels in die Brüche zu gehen; denn daß in dem Dargestellten lediglich Abschrift der Wirklichkeit vorwalte, widerlegt sich durch das Pathos des Grundtons und das ganze romanhafte Colorit des Erlebnisses. Aber es ist noch ein anderes Bedenken, das die breitangelegten und weitausgeführten Blätter immer wieder in mir rege werden ließen. Wenn ich die volle Tulpe vor mir sehe, so hat es etwas Peinliches, wenn man mir, in was immer nun für Absicht, die Verhältnisse auseinandersetzt, warum sich die Tulpe just aus dieser Bodengestaltung, bei just dieser vorherrschenden Windrichtung, bei just diesen Feuchtigkeitsverhältnissen unter der Pflege just dieses Gärtners und der Schädigung durch just diese Raupe so und gerade so und nicht anders entwickeln mußte — da mich die Tulpe eben als Tulpe erfreute, sie mir aber zum Studiumsobject dieser oder jener Daseinsgesetze zu lieb oder zu gleichgültig war. Der Schmetterling als bunter Sonnenvogel ist mir ein holdes Gebilde des goldenen Sommermonds — als Insekt, d. h. in seiner naturwissenschaftlichen Rangklasse und seinen sonstigen stofflichen Eigenthümlichkeiten ist er mir ganz gleichgültig: Spielhagen's „Klara Vere" war mir seinerzeit als Lectüre gerade interessant genug; ihre Entstehungsgeschichte hingegen zu verfolgen, heißt Ansprüche stellen, die ich für gewagt halte. Anders ist es natürlich mit den „Problematischen Naturen", die ich nach wie vor zu den glänzendsten Schöpfungen unserer gesammten Romanliteratur seit dem „Simplicissimus" stelle, wenn ich auch aus aufmerksamer Selbstbeobachtung heraus einräumen muß, daß sie eine gleich erneute Einkehr wie

der „Ekkehard“ und „Soll und Haben“ nicht entfernt in gleichem Grade vertragen trotz der anachronistischen Launen des erstern und der stellenweise lähmenden Philisterei des letztern, über deren Wahlspruch ich völlig Spielhagen's Ansicht bin. Indessen die „Problematischen Naturen“ lassen wir uns gern analysiren und bewundern die Feinheit der umfassenden Vorarbeiten und das feste Gefüge der Grundlegung. Jede Figur ist in essaymäßiger Charakteristik auf das deutlichste vorher ausgestaltet worden und wenn die Linien der Ausführung sich nicht überall mit ihrem idealen Vorwurfe decken, so übt der Dichter selbst mit lächelnder Ironie die feinste Kritik: Spielhagen selbst hat über die Schwächen seiner „Problematischen Naturen“ das objectivste Urtheil gesprochen.

Sie bildeten die Hauptmarke seines Lebens. Denn parallel mit jenem oben angedeuteten Bestreben, an seinem eigenen dichterischen Werden die Gesetze zu entwickeln, unter denen Finder und Erfinder organisch sich vereinen und befruchten müssen, um einem Kunstwerke das Leben zu schenken, geht die Schilderung der geistigen und sittlichen Bildungskämpfe eines Jünglings, dessen Lebensziele sich spalten in die Sehnsucht, sich ganz der Muse zu weihen, und den prosaischen Nützlichkeitsdrang, sein Sein staatlich zu verankern. Spielhagen ist es nach langem Ringen und heißem, aber immer rein gebliebenen Streben gelungen, das erstere zu vollbringen. Auch er ist wol vorübergehend Lehrer, sogar Hauslehrer gewesen, aber die Kunst, die er so zäh wie glühend umworben, hat ihm die rettende Hand gereicht, die ihn aus dem Dienste des Alltags hob, in dem andere versimpeln, so lange der Staat Stipendien nur für Archäologen oder Farbenkünstler u. dgl. hat, und Poeten sich mit Reportersolde oder in Zeitungsredactionen u. dgl. fristen müssen. Denn das Werden des Dichters bedarf doch schließlich derselben Bildungszeit und Bildungsmittel wie die jedes andern Künstlers, und wenn sich diese Lehrjahre im Staube nackter Prosa verzehren müssen, ohne daß ein Wanderpfennig für Wanderjahre sich ergibt, da ist's um sein Können geschehen und das „Prinzlein aus Genieland“ verschachert schließlich seine Krone um Privatstundengelder. Und besser so, als daß sich sein erträumter Lorber in die Schellenkappe des Narrenhaufes oder in den Brennnesselkranz gesellschaftlichen Pariathums verwandelt. Doch Spielhagen, wie gesagt, ist der Kampf gelungen und sein Wagestück hat sich gekrönt. Er ist aus eigener Kraft emporgestiegen. Kein Staat, kein Fürst hat sich früher um ihn gekümmert, als es zur Ehre wurde, seinen Verkehr zu pflegen oder Klugheit und Macht an den Rath und die Macht des Klugen zu appelliren als ersprießlich erkannte. Bei solcher Gelegenheit sind er und Freytag sich begegnet, ohne Freunde zu werden. Es ist schade, war aber natürlich. Dann gingen ihre Wege immer weiter auseinander. Dieser verlor sich in einer traumgeborenen Vergangenheit, jener im oppositionellen Liberalismus, bis jener mit einer wunderlichen Verherrlichung seines erhabensten Gönners und dieser mit einer sonderbaren Darstellung des Bismarck'schen Wollens und Könnens tiefwurzelnde Gefühle der Verehrung ihrer Dichterherrlichkeit und das herzliche Vertrauen zu ihrer natürlichen Weisheit schmerzlich untergrub. So sollten sich die ersten Romanschriftsteller der deutschen Gegenwart in einer Art kritischer Abrechnung mit ihrer Zeit wiederfinden, die den weithallenden Widerspruch der Nüchternen weckte. Sollte man berechtigt sein, von diesem skeptischen Standpunkte aus nochmals auch die andern Zeitbilder zu prüfen, in denen sie Kern und Wesen der letzten 50 Jahre uns erklärten? Das wäre schließlich so fruchtlos wie undankbar: Romandichter sind keine Historiker. Und in diesem Lichte räumen wir Spielhagen's „Finder und Erfinder“ gern alle literarhistorische Bedeutung ein. Indem uns das Werk die Entwickelung eines deutschen Dichters des 19. Jahrhunderts schildert mit all seinen Bildungswirren und feinen geistigen Kämpfen, liefert es einen umfänglichen, authentischen Beitrag zur Geschichte des modernen deutschen Geistes und führt uns mitten hinein in die wogenden socialen und ästhetischen Probleme der Gegenwart, die in tausend geistreichen Erörterungen gestreift und mit tiefsinnigen Wahrnehmungen gefördert werden. Zugleich aber entrollt sich uns das makellose Bild einer kraftvollen, mit den edelsten geistigen Stoffen des Jahrhunderts großgezogenen Künstlernatur, der es aus eigener Kraft gelang, sich aus den Banden der Alltagsprosa und darbenden Literatenthums zu erlösen und sich in einen Wirkungskreis emporzuschwingen, der es ihm vergönnt, mit klaren Augen die Geschehnisse seiner Zeit zu verfolgen und ihre Bewegungen und deren Träger in glänzenden Gestalten in weit dauernden Dichtwerken festzuhalten. Deren besondere Art auch meinerseits zu beleuchten, darf ich mir versagen, da mir der „Neue Pharao“ seinerzeit hinlänglich Gelegenheit bot, ihre Glanz- und Schattenseiten zu entfalten. So wünsche ich herzlich, daß der autobiographische Rückblick des Dichters auf sein reiches Leben weit verfrüht sein möchte, und es ihm gelinge, noch zahlreiche immer vollendetere Gesichte seiner Phantasie, wie sie in seinem Sehnen leben, in greifbare Formen zu bannen. Daß die Kunst eine Religion und der Dienst eines Gottes sei, dessen erstes eifersüchtiges Gebot lautet: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir“, ist Friedrich Spielhagen's oberstes ästhetisches Glaubensgesetz gewesen, und er hat sein Leben unter diesem Zeichen herrlich hinausgeführt; nicht jedem aber will ich rathen, diesem Credo zu vertrauen, dem nicht des Gottes volle Weihen wurden.

Adalbert Schroeter.

Dramatisches.

1. Johann Nestroy's gesammelte Werke. Herausgegeben von Vincenz Chiavacci und Ludwig Ganghofer. Erste bis siebente Lieferung. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. Lex.-8. Jede Lieferung 75 Pf.

In 48 Lieferungen wird von zwei wiener Schriftstellern die Herausgabe der gesammelten Werke Johann Nestroy's geplant. Die erste Lieferung bringt das Porträt des berühmten wiener Komikers und ein bisher noch ungedrucktes Volksstück: „Zu ebener Erde und im ersten Stock"; daran schließen sich im ersten Bande noch vier Stücke: „Der böse Geist Lumpazivagabundus", „Die Familien Zwirn, Knieriem und Leim", „Einen Jux will er sich machen" und „Die schlimmen Buben". Ueber die folgenden zehn Bände vertheilen sich außer bereits veröffentlichten Stücken noch sehr zahlreiche, bisher nur handschriftlich vorhandene Possen und Volksstücke, z. B. „Eine Wohnung zu vermiethen", „Der Treulose", „Gegen Thorheit gibt es kein Mittel", „Der gefühlvolle Kerkermeister", „Moppel's Abenteuer", „Der gemüthliche Teufel" u. s. w.

Eine Gesammtausgabe der Werke Nestroy's wird in deutschen Theaterkreisen mit Freude begrüßt werden. Nur wenige Erzeugnisse der fruchtbaren Muse Nestroy's sind unter seinen Augen gedruckt worden. Auch die Auflagen der wenigen veröffentlichten Stücke sind im Laufe der Jahre längst vergriffen. Gar manches Volksstück, das auch noch heute eine zündende Wirkung ausüben könnte, wurde der scenischen Darstellung völlig entfremdet, weil die handschriftlichen Copien immer schwerer und seltener zu erlangen waren. Die neue, schöne und billig zu beschaffende Ausgabe wird den Schauspielern willkommen sein und manche Bühne zu Neuaufführungen oder Wiedereinstudirungen der Nestroy'schen Stücke anregen. In richtiger Erkenntniß des praktischen Bedürfnisses sind die Herausgeber von einer chronologischen Anordnung abgewichen; die zumeist gespielten, im Drucke vergriffenen oder blos handschriftlich vorhandenen Stücke Nestroy's machen den Beginn der Neuveröffentlichungen. Eine wissenschaftlich kritische Ausgabe der Nestroy'schen Volksstücke wird man selbstverständlich nicht erwarten. Der ursprüngliche Text, der aus Nestroy's Feder geflossen, war weder für alle Stücke, noch für alle Scenen mit Sicherheit festzustellen. Gegen sechzig Stücke sind nicht gedruckt worden und die Originalhandschriften boten zumeist nur dialogisirte Entwürfe, in denen zahlreiche wichtige Partien, Monologe und Einlagen fehlten oder blos knapp angedeutet waren. Erst auf den Bretern, bei den Proben der Erstaufführungen wurde der Text endgültig festgestellt. So dienten den Herausgebern neben den Originalhandschriften die Regie- und Souffleurbücher wesentlich zur Feststellung des Wortlautes der Ausgabe. Aus den zahlreichen Varianten, welche noch in den Regiebüchern vorhanden waren, wählten die Herausgeber die bühnenwirksamsten und dem Nestroy'schen Geiste verwandtesten Ueberarbeitungen aus. Ebenfalls von einheitlichen Gesichtspunkten sind in dieser Gesammtausgabe die bühnentechnischen Ausdrücke, Spielvorschriften, die Scenentheilung und die Dialektschreibung behandelt worden. Ihren Abschluß wird die Ausgabe in einer biographischen Studie über Nestroy finden, welche als werthvoller Beitrag zur Geschichte des Dramas von allen Literaturfreunden begrüßt werden wird, nachdem in der voraufgegangenen Gesammtveröffentlichung der Volksstücke Nestroy's dem Theater Deutschlands und Oesterreichs ein wesentlicher Dienst geleistet worden ist.

2. Goethe's Götz und die neueingerichtete münchener Bühne von Eugen Kilian. München, Kellerer. 1890. Gr. 8. 1 M.

Aus den Eindrücken, welche Dr. E. Kilian, der Goethe's „Götz" bereits mehrere dramaturgische Arbeiten widmete, bei der bekannten münchener Aufführung im Frühjahre dieses Jahres empfing, ist die vorliegende Studie hervorgegangen, welche dadurch besonders werthvoll erscheint, daß in ihr zwei bisher fast stets getrennte Elemente, das wissenschaftliche und das praktisch dramaturgische, aufs glücklichste vereinigt sind. Die Form, in welcher bisher „Götz von Berlichingen" auf unsern Bühnen ausschließlich heimisch war, ist die von Goethe's Bühnenbearbeitung, in welcher das Stück am 22. September 1804 und dann gekürzt am 8. December desselben Jahres auf der weimarer Bühne erschien. In der münchener Aufführung machte man zum ersten male den energischen Versuch, soweit thunlich, auf den alten „Götz" von 1773, in einzelnen Fällen sogar von 1771 zurückzugreifen. Die Errungenschaften der neuen Bearbeitung können und sollen nicht allein der Perfall'schen Bühne in München zugute kommen, auch die alte Bühne vermag sich mit Erfolg die Neuerungen zu nutze zu machen. In einem Anhange wird der Vorschlag eines Scenariums für die Aufführung des „Götz" auf der alten Bühne mit Verwandlung bei offener Scene gemacht. Wie trefflich manche einzelne Bemerkung des Verfassers ist, geht z. B. aus Folgendem hervor:

In einer der bamberger Scenen fragt Adelheid ihr Kammerfräulein mit Beziehung auf Weislingen: „Wie gefällt er dir?" Und jene antwortet: „Als mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er glich dem Kayser hier (deutet auf Maximilian's Porträt), als wenn er sein Sohn wäre. Die Nase nur etwas kleiner, ebenso freundliche lichtbraune Augen, ebenso ein blondes schönes Haar und gewachsen wie eine Puppe. Ein halb trauriger Zug auf seinem Gesicht — ich weiß nicht — gefiel mir so wohl!" Dieser Wink für den Darsteller ist doch sehr deutlich und sollte nicht ungenutzt gelassen werden. Weislingen muß etwa aussehen wie der junge Maximilian: aschblonde Locken, glattes Gesicht, scharfe Nase. Ich entsinne mich noch nie einen Darsteller gesehen zu haben, der diese Vorschrift berücksichtigt hätte. Meist wird Weislingen — völlig unpassend — mit Vollbart, in brauner oder gar schwarzer Farbe gespielt. Und doch müßte schon der Name, den Goethe gewählt hat, den Darsteller darauf führen, wie Weislingen aussehen muß. Der blonde bartlose Kopf paßt auch vorzüglich für den Charakter des geschmeidigen Höflings und bildet einen wirksamen Contrast zu dem bärtigen, dunkel gehaltenen Kopfe Berlichingen's.

3. Der Stern des Corsen. Tragödie in fünf Acten von Karl Biesendahl. Berlin, Lüstenöder. 1890. 8. 2 M.

Die Napoleon-Stücke sind ziemlich zahlreich in der modernen deutschen Literatur vertreten. Berühmte Künstler feierten in der Rolle des Napoleon Triumphe. Richard Voß und Karl Bleibtreu haben von wesentlich verschiedenen Gesichtspunkten eigenartige Napoleon-Dramen geschrieben, durch großen geschichtlichen Wurf steht dabei Bleibtreu's „Schicksal“ allen Vorgängern bis auf Grabbe's „Napoleon“ voran. Karl Biesendahl wählt nur einen Ausschnitt aus dem großen weltbewegenden Leben Bonaparte's, er stellt nicht, wie etwa Bleibtreu, den Aufgang und den Fall Napoleon's dar. Das Stück spielt zum größten Theile in Wilna, wo Napoleon mit der großen Armee auf dem Wege nach Moskau halt macht. Man könnte vielleicht aus Anlaß dieser äußern Umrahmung vermuthen, daß die Liebe völlig fehlen und dafür andere wesentlich politische Leidenschaften in den Vordergrund treten würden. Das weibliche Element gewinnt der Verfasser durch Einführung der Gräfin Valeska, der Gemahlin des Grafen Saniewski. Die Liebe läßt der Verfasser denn fast den größten und schwerwiegendsten Theil des Stücks hindurch die Triebkraft sein. Soviel vielleicht auch Memoiren von Napoleon's Leidenschaften zu erzählen wissen, für die Kunst besitzt allein die Liebe zu Josephine diejenige Größe und Bedeutung, welche der Napoleon-Gestalt angemessen ist. Zudem hat auch der Verfasser das Liebesverhältniß des corsischen Riesen zu der phantastischen Polin Valeska romantisch sentimental dargestellt, wie überhaupt die Phrase und sonstiges unbedeutende Beiwerk sehr stark den Dialog belastet. Zu verkennen ist nicht, daß bisweilen mit theatralischem Blicke die Sachlage ausgebeutet wird, aber dramatisches Leben in höherm Sinne ist nicht in Biesendahl's Stück zu finden. Von schwacher armer Erfindungskraft sind besonders die Scenen der preußisch-national gesinnten Gestalten des Stücks; im Rahmen eines Napoleon-Dramas erscheinen philiströs und hausbacken geschaffene Charaktere aber noch unerträglicher als in sonstigen Dramen, welche engere Kreise des Lebens darstellen. Der Titel „Tragödie“ ist eine Ehre, welche Biesendahl's Stück nicht zukommt. Die bescheidenere und richtigere Unterschrift „Trauerspiel“ würde sich mehr mit dem Gesammteindrucke des Stücks decken.

4. Dante und Beatrice. Schauspiel in fünf Aufzügen von Albert von Ruville. Berlin, Peters. 1890. Gr. 8. 2 M.

5. Vor dem Feind. Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. Löwenberg. Altona, Reher. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Nirgends erscheint der Dilettantismus unliebenswürdiger als im Drama. Nirgends ist er auch bei ernster Beurtheilung unbarmherziger abzuweisen als im Drama; auf keinem andern Gebiete ist er auch so unheilbar und für jede Entwickelung so unfähig als auf dem des Dramas. Ruville's Stück hat neben dem Fehler der Stümperhaftigkeit noch die hier vernichtende Eigenschaft der Langeweile. Löwenberg bringt frischere Farben und hie und da einen lebendigen Aufschwung, als Ganzes jedoch ist sein Stück mislungen. Beiden Verfassern hat die tragische Muse keine Kränze zu flechten.

6. Parzival. Mysterium in fünf Aufzügen von Wilhelm Henzen. Leipzig, Fock. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

In diesem Stücke spricht sich ein eigenartiges Talent aus; es ist aus wirklichem und kühnem Dichtergeiste geboren. Selbst dramatische Kraft ist dem Verfasser eigen, theatralisches Geschick steigert die Scenen in glücklichster Weise. Auch über Ideen gebietet der Dichter, und was noch mehr zu bedeuten hat, er weiß sie auch künstlerisch zu verkörpern. Das deutsche Theater wird unmöglich an Wilhelm Henzen auf die Dauer vorbeigehen können, wenn seine folgenden Stücke sich in aufsteigender Entwickelung von dem Punkte aus befinden, den er bereits mit „Parzival“ siegreich erreicht hat.

7. Francesco Caracciolo. Ein historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Basel, Schwabe. 1889. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Verfasser dieses Dramas nennt sich nicht, er ragt jedoch in mehr als einer Beziehung unter den heute Betrachteten um Haupteslänge hervor. Er ist der klarste, dramatisch am geschlossensten denkende Kopf, rein dichterisch genommen vielleicht unter Wilhelm Henzen stehend, als Bühnenschriftsteller jedoch ihm weit überlegen. Die Stoffwahl ist kühn, aber glücklich. Das Stück spielt von 1793 bis 1799 am neapolitanischen Hofe, wo sich Greuelscenen und Ehrlosigkeiten ununterbrochen aneinanderreihten. Die berüchtigte Lady Hamilton, der Minister Acton, der Cardinal Ruffo, die Königin Maria Karolina, der feige Despot Ferdinand IV., Lord Nelson, der Einäugige und Einarmige, sind die aus der Geschichte wohlbekannten Mitspieler des schmachvollen Dramas, in welchem Francesco Caracciolo, der heldenmüthige Admiral der neapolitanischen Flotte, den tragischen Helden spielt. Klar und bestimmt, wenn auch hie und da etwas trocken und hart sind die Gestalten der Nebenpersonen gezeichnet, durchsichtig und mit Bühnenkenntniß ist der Aufbau entworfen. Nur bei den von idealern Bestrebungen erfüllten Charakteren, Cirillo, Manthoné, Massa, erlahmt zeitweilig das Interesse. Wir hätten ein vorzügliches Drama in vorliegendem Stücke zu begrüßen, wenn der Held selbst, Caracciolo, nicht blos eine Summe von einzelnen, ursächlich fast unverbundenen Thaten vornähme, sondern wenn er Mittelpunkt einer Handlung wäre, die auf ein von allem Anfange deutlich genanntes Ziel hin sich bewegte. Eine Reihe von Einzelbildern und von Einzelwirkungen gibt niemals ein Drama. Zudem zeigt sich das etwas spröde Gestaltungstalent des Verfassers auch an seiner Hauptfigur, sie behält zum Theile starre steife Züge, sie ist seelisch nicht reich genug belebt und erzielt nicht die erschütternde Wirkung, die im Interesse des Ganzen dieser Figur zu wünschen wäre. Der ungenannte Verfasser lüfte sein Visir, er ist zu weitern und größern Thaten berufen.

Friedrich Kummer.

Erzählungsliteratur.

1. Im Jahre 2000. Ein Rückblick auf das Jahr 1887 von Edward Bellamy. Deutsch von Richard George. (Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes, 436—437.) Halle, Hendel. 1890. 8. 50 Pf.

Ein Buch, das in mehr als 300000 Exemplaren gedruckt worden, noch dazu innerhalb dreier Jahre, das ist ein Ereigniß, das jeden, der das Schicksal hat in deutscher Sprache schreiben zu müssen, mit Staunen und Neid erfüllen dürfte, und jeden, der an der Literatur nur einigermaßen Antheil nimmt, mit Neugierde. Wie muß ein Buch beschaffen sein, um dieses unerhörten Glücks theilhaftig zu werden? Verdient es dasselbe auch? Das sind wol die Fragen, die sich den meisten, die davon hören, aufdrängen. Nun: jedenfalls dürfte es in der modernen Literatur einzig dastehen. Der Verfasser sucht darin die zahlreichen Misbräuche und Gebrechen unserer Zeit möglichst wirksam zu brandmarken und bedient sich dazu des Gegensatzes als des passendsten Mittels. Den schroffsten Gegensatz zu unserm gärenden, waffenstrotzenden Jahrhunderte mit seinem fabelhaften Luxus, mit seinem himmelschreienden Elend bildet aber eine Zeit des ewigen Friedens, voll Glück und Zufriedenheit. Da es eine solche bisher aber nicht gegeben hat oder doch nur nach unwahrscheinlicher Mythe, so muß der Verfasser den idealen Gegensatz der Zukunft entnehmen. In diesem Falle müßte er durchaus im Futurum erzählen; das würde aber auf die Dauer ganz unleidlich werden, zudem bekäme die Darstellung dann das Aussehen einer Prophezeiung und dadurch würden die Lebendigkeit und der Schein der Wahrhaftigkeit, an denen dem Verfasser doch gelegen sein muß, arg gefährdet werden. Es bleibt ihm also nichts anderes übrig, als vom Jahre 2000 im Präsens zu erzählen; dann käme aber der Gegensatz zwischen dieser Zeit und der unsern, um den es ihm doch zu thun sein muß, nicht unmittelbar, also nicht so wirksam zum Ausdrucke, denn es bliebe dem Leser überlassen, Vergleiche zwischen der geschilderten Zeit und seiner eigenen anzustellen; es müßte denn der Verfasser, so oft er eine Neuerung berichtet, auf das 19. Jahrhundert zurückweisen; das würde die Darstellung aber erheblich schwerfälliger machen. Bellamy hat sich jedoch äußerst findig zu helfen gewußt und zwar auf folgende Weise: Ein Mann des 19. Jahrhunderts, der an Schlaflosigkeit leidet und sich deshalb oft auf künstlichem Wege, durch Hypnotismus, in Schlaf versetzen läßt, ist auf diese Weise am 30. Mai 1887 eingeschlafen und am 10. September 2000, also nach mehr als 113 Jahren, erwacht. Diesen langen Schlaf sucht der Verfasser dadurch glaubhaft zu machen, daß er erklärt, der hypnotische Schlaf bedinge ein vollständiges Aufhören der Lebensfunctionen, also des Verbrauchs an Zellgeweben; der Mann ist somit bei seinem Erwachen nach 113 Jahren körperlich gerade so alt wie damals, als er eingeschlafen. Wie es gekommen, daß man ihn nicht geweckt, sucht er sich selbst daraus zu erklären, daß von dem unterirdischen Gemache, in dem er eingeschlafen, nur zwei Menschen gewußt haben; der eine, sein Arzt, habe aber noch in derselben Nacht Boston verlassen (dort trägt sich die ganze Geschichte zu); der andere, sein Diener, sei offenbar bei dem Brande verunglückt, der das Haus zerstört hat, aber nicht bis in die Tiefe dieses Gemaches gedrungen ist. Erst gelegentlich eines Baues, den man auf der Brandstätte aufführen wollte, ist man auf das unterirdische Gewölbe gestoßen und hat den Schläfer darin gefunden.

Der Verfasser läßt diesen nun selbst berichten, wie es ihm nach dem Erwachen ergangen, was er gesehen und gehört, kurz wie es im Jahre 2000 aussieht. Daß Zustände dieser Zeit als gegenwärtig hingestellt werden, setzt nothwendigerweise voraus, daß wir alle schon im Jahre 2000 leben, eine Zumuthung, die freilich etwas kühn ist, sich aber nicht vermeiden läßt.

Julian West, diese einzige lebendige Erinnerung an ein längst verflossenes Jahrhundert, bildet den gewollten Gegensatz zur neuen Zeit; die Vergleiche, die er zwischen dieser und der seinen anstellt, fallen sehr zu deren Ungunsten aus. Der Unterschied der beiden liegt darin, daß das 19. Jahrhundert vom Individualismus, das 20. Jahrhundert vom Solidarismus beherrscht wird. Alle die tiefgreifenden Aenderungen, die diese neue Zeit in der ganzen Lebensweise mit sich gebracht hat, hier aufzuzählen, wäre viel zu umständlich; nur so viel sei erwähnt, daß alle Bürger des Staats wie im 19. Jahrhunderte der allgemeinen Wehrpflicht so nun allgemeiner Arbeitspflicht Genüge thun müssen, daß also jeder entsprechend seiner Kraft und dem Bedarfe des Staats arbeiten muß; daß ferner das Geld als Zahlungsmittel abgeschafft ist und alle gleichen Besitz haben; Geld- und Kaufleute gibt es nicht mehr, alles wird dem Staate abgekauft. Da nach der Ansicht West's die meisten Verbrechen der Ungleichheit des Besitzes und dem daraus entstehenden Neide entstammen, dieser aber keine Nahrung mehr findet, so zählen Verbrechen zu Seltenheiten, werden auch nicht als solche, sondern als Fälle von „Atavismus" angesehen und die, welche sie ausüben, welche also an diesem Uebel leiden, als Kranke behandelt.

Der Verfasser schildert die Zustände des neuen Jahrhunderts mit so großer Genauigkeit, daß sie für den, dem das Studium der Nationalökonomie fern liegt, häufig ermüdend und langweilig wird; er ist auf die möglichen Einwände gefaßt, legt sie dem wiedererstandenen Julian West in den Mund und entkräftet sie mit großem Scharfsinne. Festzustellen, ob manches nicht dennoch anfechtbar ist, erforderte viel Zeit und eingehende technische und nationalökonomische Kenntnisse. Jedenfalls hat es der Verfasser vorzüglich verstanden, das Idealsystem, das er

dem 19. Jahrhunderte als Muster vorhält, mit bestechender Glaubwürdigkeit auszustatten. Aber so reiflich er es auch erwogen, so geistvoll er es auch vertheidigt: eins hat er zu wenig beachtet, beachten wollen: die menschliche Natur. Niemals wird die Bildung im Stande sein, deren Schwächen, Begierden, Leidenschaften und Laster auszurotten, mag sie noch so weit fortgeschritten sein; und was jene im Gefolge haben: Lügen, Unrecht, Unglück und Elend, sie werden erst mit dem Menschengeschlechte aussterben. Der Verfasser glaubt durch die Gleichheit des Besitzes, des Rechts und der gesellschaftlichen Stellung werde dem Neid und damit der Wurzel der meisten Uebel der Boden entzogen; aber nicht einmal der Neid würde aufhören z. B. um den Besitz einer schönen Frau, geschweige denn das Heer anderer Uebel. Man braucht kein Pessimist zu sein, um einzusehen, daß dieser Idealstaat nur möglich wäre, wenn es keine Menschen gäbe, sondern nur makellose Wesen. Dem Verfasser ist es erheblich zu statten gekommen, daß er sein System auf amerikanischem Boden aufbauen konnte, wo es ja keine eigentlichen Kasten und keine Dynastien gibt; bei den europäischen Verhältnissen mit ihren tausendjährigen Einrichtungen, ihren Kasten und Herrschern wäre es ihm sicher nicht geglückt, denn in Europa würden 113 Jahre auch nicht annähernd genügen, um eine derartig tiefgreifende Neugestaltung zu ermöglichen, ganz abgesehen von der Unabänderlichkeit der menschlichen Natur; noch weniger natürlich in Asien, diesem Horte Jahrtausende alter Despotengewalt.

Die Liebesgeschichte, die der Verfasser seiner Darstellung eingeflochten hat, ist ein Zugeständniß an den Geschmack des Publikums, das ja die gewisse Romanliebe in keiner Erzählung vermissen will; sie ist aber ganz Nebensache. Daß das Buch trotzdem einen so unerhörten Erfolg erreicht hat, erklärt sich wol daraus, daß gerade unser Zeitalter keineswegs ein goldenes ist, daß gerade in unserm der Wunsch nach einer Verbesserung der Zustände lebhaft ist und ihm somit die Vorführung eines derartigen Ideallebens nur sehr willkommen sein kann; freilich werden nicht alle an die Möglichkeit eines solchen glauben, aber auch die, welche nicht so optimistisch sind, werden sich gern erzählen lassen, wie es sein könnte, wenn das böse „Wenn“ nicht wäre.

Schade, daß weder der Verfasser noch seine Zeitgenossen es je erfahren können, ob er recht gehabt; dies zu entscheiden bleibt dem Geschlechte vorbehalten, welches das Jahr 2000 erlebt. In diesem aber dürfte man einsehen, daß Bellamy's Buch nichts gewesen als ein interessantes Phantasma, das Luftschloß eines geistvollen Optimisten.

2. Glückbeladen. Novelle von F. von Kapff-Essenther. Leipzig, Elischer Nachfolger. 1890. 8. 3 M.

Frau von Kapff-Essenther behandelt in ihren Erzählungen mit ganz besonderer Vorliebe eheliche Verstimmungen und führt sie durch verschiedene Stadien meist zu versöhnendem Ausgleiche. Das gilt auch von dieser Novelle. Ein junger liebenswürdiger Mann, Epikuräer durch und durch, der vom Glücke fabelhaft begünstigt wird, liebt ein Mädchen, das ihm gegenüber, dem noch kein Weib widerstanden, kühl und ablehnend bleibt; bei ihr wird ihm eben sein Glück zum Unglücke, sie will keinen Mann, der alles erreicht, was er will, ohne daß er sich zu bemühen braucht; sie will einen Mann, der sein Glück durch Arbeit verdient. Dennoch wird sie seine Gattin auf Wunsch ihres Vaters, dem er sich verpflichtet hat, bei dem er ungeheuere Summen gut hat. Als die junge Frau durch eine rachsüchtige Nebenbuhlerin erfährt, wie ihr Gatte sie gewonnen, als sie sich zudem von ihm mit jener Frau betrogen wähnt, verläßt sie ihn. Eine Familienkatastrophe führt die beiden wieder zusammen für immer. Diese Geschichte ist ganz angenehm erzählt; allzu wahrscheinlich ist sie wegen der Gestalt der Heldin nicht.

3. Neue Novellen von F. von Kapff-Essenther. Zwei Bände. Leipzig, Elischer Nachfolger. 1890. 8. 8 M.

In diesen Novellen variirt die Verfasserin ihr Lieblingsthema, nur entstehen die Misverständnisse und Verstimmungen nicht zwischen Eheleuten, sondern zwischen noch ungetrauten Paaren, denen man übrigens gleich zu Beginn der Geschichte ansieht, daß sie einander „kriegen“ werden. Aber so findig und gefällig Frau von Kapff-Essenther ihren Stoff auch zu wenden weiß: es wird doch etwas einförmig, sechzehnmal hintereinander — nur einmal kriegen sie sich nicht — dasselbe Thema zu lesen, nur viermal von andern Novellen unterbrochen. Immerhin bieten diese Novellen eine angenehme, leichte Lektüre: es sind eben fast durchweg Lustspielstoffe; namentlich die Erzählung „Ihr Ideal“ ist ergötzlich. Auch der ungezierte flotte Stil ohne Ueberladung und ohne Sprachsünden muß gelobt werden, ein Vorzug, der bei der herrschenden Sprachverwilderung und Manierirtheit besonders zu schätzen ist.

Frau von Kapff-Essenther hat seit ihren ältern Büchern jedenfalls einen großen Fortschritt gemacht; wenn sie sich nicht auf Romane einläßt, die ihr weniger gelingen, wenn sie sich nicht zu ausschließlich mit ihrem Lieblingsthema beschäftigt und nicht durch Vielschreiben erschöpft, wird sie gewiß noch Gutes leisten.

4. Ein Circusmädchen. Roman von August Siems. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1890. 8. 5 M.

Das tugendhafte Circusmädchen ist im Romane also noch immer nicht ausgestorben! Ja, in diesem Buche hat dasselbe, das man im wirklichen Leben doch mit der Diogenes-Laterne suchen muß, sogar zwei Vertreterinnen. So sehr man auch geneigt ist, den Werth von Erzählungen mit solchen Heldinnen anzuzweifeln, sie müssen deshalb noch nicht schlecht sein; ist doch die Heldin in Hackländer's Roman „Europäisches Sklavenleben“ auch eine derartige Seltenheit: eine tugendhafte Ballerina, und er ist trotzdem ein gutes Buch. Von diesem kann man das nicht sagen; im Gegentheil, es ist gedruckte Langeweile. Es erzählt

die Lebensgeschichte eines Circusmädchens von dessen Kindheit bis zum Tode, den, wie das in derlei Romanen üblich ist, ein Sturz mit dem Pferde herbeiführt. Der Schauplatz wechselt häufig, wie es dem Nomadenleben dieser Leute entspricht, dasselbe erklärt auch das zahlreiche Personal der Geschichte; doch machen diese Menschen keinen Eindruck, es sind eben Romanfiguren und zwar sehr wortreiche. Mit wahrhaft qualvoller Breitspurigkeit werden ihre Beziehungen zueinander dargethan und überaus plump ist die Art, mit welcher der Verfasser seine Geschichte lenkt. Wiederholt trifft man Stellen wie diese: „Wir haben überhaupt noch manches nachzuholen, was mit Helenen sich zugetragen, ehe wir sie . . . weiter begleiten." Oder: „Wir haben den Kern unserer Erzählung gerade da unterbrochen".... Hier ist überdies das ganz verfehlte Bild zu tadeln; ein Kern läßt sich nicht unterbrechen! Zu erwähnen ist noch, daß der Verfasser — es könnte auch eine Verfasserin sein — das Reflexivpronomen mit einer Beharrlichkeit verstellt, die einer bessern Sache werth wäre; so schreibt er z. B.: „. . . daß er gewiß in deine Lage sich versetzen konnte"; „indem sie des Hutes und Mantels sich entledigte"; in beiden Sätzen sollte das „sich" naturgemäß als drittes Wort stehen. Auch das Personalpronomen wird verstellt: „. . . der so treu und aufopfernd im hamburger Krankenhause sie gepflegt", statt: der sie so treu . . . gepflegt.

5. Andrée. Socialer Roman von Mea Reichard. Dresden, Minden. 1890. 8. 2 M.

Dieses Buch ist eine leidenschaftliche Anklage gegen die Gesellschaft, die dem Manne so weitgehende Freiheit einräumt und die Frau in so enge Grenzen bannt. An einem tragischen Beispiele wird gezeigt, daß die Frau, die einmal gefehlt hat und es nicht verheimlicht oder entdeckt wird, der Gesellschaft für immer verloren ist, daß diese jeden Versuch, den jene zur Umkehr macht, unbarmherzig vereitelt; daß dagegen der Mann, mag er noch so viele Frauen unglücklich gemacht haben, straflos ausgeht. Diesen Vorwurf führt die Verfasserin mit einer Kraft aus, die bei schreibenden Damen nur selten zu finden ist; das Buch ist, wenn auch keine bedeutende, so doch gewiß eine beachtenswerthe Leistung. Freilich sind auch viele Mängel zu rügen. So ergeht sich die Heldin gelegentlich eines erregten Auftritts mit ihrem Gatten in der Beschreibung eines Frühlingstags, was in solcher Lage doch gewiß niemand thäte; in derselben Scene thut sie ihres Vaters Erwähnung und setzt hinzu: „ein pensionirter Oberst". Diese Erklärung soll natürlich dem Leser gelten, ist aber an dieser Stelle ganz unpassend, da der Gatte dieser Dame doch wissen wird, wer deren Vater gewesen.

An der Sprache der Verfasserin ist der häufige, meist unrichtige Gebrauch des Particips der Gegenwart zu tadeln; man glaubt fast eine französische Uebersetzung zu lesen; überhaupt erinnert der Dialog stark an die französischen Sittendramen; ganz unstatthaft ist das Particip in folgendem Satze gebraucht: „. . . aus der Menge fort, welche ihnen Platz macht, imponirt durch das stolze Vorgehen des Marquis." Lächerlich zweideutig ist der Satz: „Er reicht der Baronin die Hand, welche flüstert."

6. Humoresken von A. Oskar Klaußmann. Berlin, Schorer. 1890. 8. 2 M.

Tiefen echten Humor und jene feine Ironie, die die Dinge von der Höhe ihrer geistigen Ueberlegenheit gleichsam aus der Vogelperspective betrachtet und belächelt, wird man in diesem Buche nicht finden; aber ebenso wenig jene selbstgefällige, aufdringliche „Geistreichelei", die in den Büchern vieler sogenannter Humoristen ihre Mätzchen macht: es sind harmlose Geschichten von jener Komik, wie sie im gröbern Lustspiele und in der Posse herrscht; ein besonderes komisches Talent kann man darin nicht entdecken. In der von demselben Verleger herausgegebenen Sammlung von Reiselektüre, „Im Coupé" betitelt, mag das Buch immerhin seinen Zweck erfüllen. Störend und tadelnswerth ist darin folgende Tautologie: „. . . mit der eigenthümlichen Schnelligkeit in Bewegungen und Sprache, die ihm eigenthümlich war.

Theodor von Sosnosky.

Bilder- und illustrirte Werke.

1. Denkmäler der Kunst. Zur Uebersicht ihres Entwickelungsganges von den ersten künstlerischen Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Bearbeitet von Wilhelm Lübke und Karl von Lützow. Sechste Auflage. 203 Tafeln in Folio und erklärender Textband. Stuttgart, Neff. 1890. Querfolio. In 36 Lieferungen zu 1 M.

Ein Menschenalter hindurch behauptet dieses von den ersten Kunstgelehrten in stets neu durchgesehenen und ergänzten Auflagen herausgegebene Werk als vorzügliches Lehrmittel der Kunstgeschichte die bewährte Stellung, die ihm als bestgeordnetem Denkmälerwerke der allgemeinen Kunstgeschichte zuerkannt ist. Der echt historische gerechte und klare Geist, welcher diesem, wie allen Werken seines Begründers, des hochberühmten Franz Kugler, eigen war, leuchtet noch heute dem Beschauer aus der Anlage dieser Bildersammlung entgegen, und hieraus, sowie aus ihrer künstlerischen Darstellung und Ausstattung erklärt sich deren andauernder Ruf und Erfolg. Im Sinne des Begründers wurden denn auch, vornehmlich von den Professoren Lübke und Lützow, die nöthigen Ergänzungen und Verbesserungen überwacht, und in der neuesten Ausgabe reihen sich dem ergänzten Denkmälerschatze der Vergangenheit weitere reiche Darstellungen aus dem Kunstleben der

Gegenwart an. Konnte aber bisher infolge des frühern hohen Preises von 160 M., welcher durch die Herstellung im Stahlstiche gerechtfertigt war, nur ein kleinerer Kreis von Bibliotheken und Kunstfreunden sich das Werk anschaffen, so hat jetzt die Verlagshandlung, gestützt auf die Hülfsmittel der neuesten Technik, sich entschlossen, neben der den höchstgestellten künstlerischen Anforderungen entsprechenden Stahlstichausgabe zu 72 M. die ebenso vollständige Klassikerausgabe zu 36 M. erscheinen zu lassen.

Somit ist der Bilderatlas zur Kunstgeschichte in der That allen, die an ihr Antheil nehmen und sich aus ihr belehren wollen, zugänglich gemacht. Das gebotene Material ist außerordentlich reichhaltig. Auf den 203 Tafeln, unter denen 7 in Farbendruck die antike und mittelalterliche Polychromie veranschaulichen, werden gegen 2400 der namhaftesten Kunstgegenstände skizzirt; das ist nur möglich bei zweckmäßigster Ausnutzung des Raums. So liefern die 16 bereits ausgegebenen Tafeln, wiewol zwei derselben als Farbentafeln dem pompejanischen Hause und dem dorischen Tempel gewidmet sind, 125 Darstellungen aus allen Gebieten der bildenden Kunst. Folgt auch der Textband erst später, so ist doch nicht nur jede Darstellung benannt, sondern auch den beiden Lieferungen eine Inhaltsangabe mit kurzen Erklärungen der einzelnen Figuren beigegeben.

2. Der Böhmerwald von Friedrich Bernau. Mit Original-Illustrationen von den hervorragendsten Künstlern. Achte bis achtzehnte Lieferung. Prag, Otto. Groß-Folio. In Lieferungen zu 1 M.

Schon zweimal ist in d. Bl. auf dieses umfangreiche Prachtwerk hingewiesen, das langsam seiner Vollendung entgegengeht. Jetzt liegen uns elf neue Lieferungen und damit zwei Drittel der zu erwartenden vor. Seiner Verbreitung mag einigermaßen der Umstand entgegentreten, daß der Böhmerwald noch nicht zu den gang und gäben Reisezielen gehört, weil er zu ausgedehnt, zu wenig bewohnt ist und es daher starker Märsche eines guten Fußwanderers bedarf, um in absehbarer Zeit auch nur die schönsten Theile zu durchstreifen und dabei täglich zu einem behaglichen Nachtlager zu gelangen. Dazu kommt, daß die wenigen Eisenbahnen eben nur den Ausgangspunkten der einzuschlagenden Wege zuführen, die der Reisende sich selbst erkunden muß und für deren Bequemlichkeit und Unfehlbarkeit namentlich unsers vielleicht irrigen Wissens noch kein Gebirgsverein seine hülfreiche Hand gerührt hat. Wenigstens ist auch im werthvollen Texte dieses Buchs auf solche Förderung nicht hingewiesen. Vielleicht wäre im Hinblicke darauf, daß der Böhmerwald aus weiterer Ferne noch selten aufgesucht wird, es nicht unzweckmäßig gewesen, wenn der Herausgeber das Werk nach praktisch entworfenen Reisewegen gegliedert und dadurch manchem Leser den Entschluß, die lebhaft geschilderten Schönheiten und die anziehenden Eigenthümlichkeiten des Gebirges persönlich kennen zu lernen, erleichtert hätte, wie es auch sehr wünschenswerth zu erachten ist, daß der letzten Lieferung eine thunlichst ausführliche Karte des Böhmerwaldes in großem Maßstabe und ein Ortsverzeichniß beigefügt würde. Es ist eben zu betonen, daß der Böhmerwald in der Reiseliteratur noch nicht durchgepflügt und es nicht jedermanns Sache ist, sich selbst den Plan der Wanderung auszuarbeiten. Aus diesem Grunde sollte die Anlage dieser malerischen Schilderung von ähnlichen Werken abweichen, und es wird uns freuen, wenn noch zuguterletzt der gegebene Fingerzeig in der einen oder andern Weise benutzt werden könnte.

Vor geraumer Zeit, als die ersten Spatenstiche zur Bahn Pilsen-Eisenstein-Plattling geschahen, hat der Berichterstatter das herrliche Waldgebirge von Furth aus über den Hohenbogen bis nach Passau hinunter durchstreift, ist aber, von Anwohnern abgesehen, noch niemandem begegnet, der ihm das nachgemacht hätte. Und doch hat der Böhmerwald seinen Dichter gefunden, wie kaum ein anderes Gebirge, nur daß dieser Dichter heute leider nicht mehr so zeitgemäß ist, wie in des Schreibers Jugendtagen, und daß die wenigsten Leser wissen mögen, daß zu Adalbert Stifter's Waldpoesie und Waldverklärung eben der Böhmerwald die Anregung gegeben hat, daß dieses Gebirge und seine Holzwirthschaft im „Urgroßvater und seiner Mappe“, im „Hochwald“ mit der Feder des Dichters gezeichnet ist. Seit 1877 ist Stifter denn auch mit Fug und Recht hoch oben auf der Plöckensteiner Wand hart am Abhange ein Denkmal errichtet, ein granitener Obelisk, das der am Nordfuße lagernde stets ruhige See im Bilde wiedergibt:

> Der Wasserspiegel blinkt in goldigem Widerscheine und das Grün der Ufer strahlt aus dem Spiegel zurück. Tief schlummert der See, bewacht von hundertjährigen Fichten auf den zerwühlten Felsgehängen und Wänden, von Buchenunterholz und Knieholz am Ufer; er schlummert, als wenn er in diese wilde Einöde durch das mächtige Wort eines Zauberers gebannt worden, wie eine ewig feuchte Thräne der Einsamkeit. Zeitweilig schwingt sich die rothmündige Forelle aus dem Wasser empor, um die über die Fläche irrenden Insekten zu erhaschen — dann erscheint ein kaum merkliches Lächeln auf dem Antlitze des Träumers, das schnell wieder in die frühere stumme und stille Ruhe vergeht. Ein Sturm, in dem die Wipfel der hundertjährigen Tannen schwanken, vermag die sanfte Oberfläche kaum sanft zu kräuseln.

Die kleine Textprobe erweist, daß die Darstellung nicht in trockener Schilderung dahergeht, sondern auch, vielleicht hie und da zu viel, zu poetischem Schwunge sich erhebt. Im ganzen ist das Buch in seiner eingehenden beschreibenden Haltung, seiner Belehrung über geschichtliche Vorgänge, gewerbliche und Volksverhältnisse höchst anziehend, und auch die Naturmalerei im Werke ist oft recht gelungen. Unterstützt wird sie durch die reiche Bilderauslese, unter welcher die Wald- und Seebilder den vorzüglichsten Künstler zum Schöpfer haben; sie sind wahrhaft poetisch aufgefaßt; es ist Stimmung in allen, was von den Dorf- und Städteansichten nicht immer gesagt werden kann. Ganz hervorragend sind die Einzelbilder von „Details“ des Waldes, Wurzeln, knorrigen Stämmen, Blumen, oft als

Schluß- und Anfangsvignetten verwendet. Die mitwirkenden Künstler und Schriftsteller sind nicht genannt, doch K. Liebscher's Namenszug ist auf den Wald- und Landschaftsbildern am meisten zu erkennen. Sicherlich mit großen Opfern wird hier in schöner vaterländischer Begeisterung der heimatliche Boden zur weitern Kenntniß gebracht, und es ist sehr erfreulich, daß das Unternehmen nicht in seinen Anfängen stecken geblieben ist.

3. Im Hochgebirge. Wanderungen von Emil Zsigmondy. Mit Abbildungen von E. T. Compton. Herausgegeben von K. Schulz. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1889. Lex.-8. 25 M.

Dem Andenken des Verfassers, eines in den Alpenvereinen wohlbekannten jungen Mannes, des Dr. med. Emil Zsigmondy aus Wien, ist das schöne, mit den prächtigsten Bildern gewaltiger Berghäupter reich ausgestattete Buch gewidmet. Der hochbegabte Jüngling, bereits k. k. Oberarzt in der Reserve und Operateur in der chirurgischen Klinik des Professors Albert an der wiener Universität, büßte sein hoffnungsvolles Leben durch Sturz vom Felsen der Meije in der Pelvouxgruppe des Dauphiné im noch nicht vollendeten vierundzwanzigsten Jahre seines Alters am 6. August 1885 ein. Früh durch den Vater in die Alpenwelt eingeführt, hatte ihm und seinem ältern Bruder Otto sich der Sinn für ihre Erhabenheit und Pracht erschlossen, und schon im Alter von dreizehn und vierzehn Jahren führte Emil mit seinem Bruder die erste bedeutende Bergbesteigung allein aus. Sie haben sich zu hervorragenden Kennern der Alpen ausgebildet und Emil erwies eine ganz besondere Begabung für die Beobachtung und Wegfindung unter den schwierigsten Verhältnissen. Durch eifriges Studium und fortschreitende Erfahrung wohl vorgebildet, hat der verstorbene Alpinist genaue Schilderungen seiner Bergfahrten verfaßt, hie und da einige auch veröffentlicht und im Frühlinge seines Sterbejahres ein sehr gut aufgenommenes Buch über die Gefahren der Alpen veröffentlicht. Im vorliegenden Werke ist eine Auswahl der zahlreichen Schilderungen aus dem Tagebuche des Verfassers durch Freundeshand geboten. Der Leser wird sich der anschaulichen Darstellung, der frischen Erzählung, der kenntnißreichen Aufrollung des Berggemäldes erfreuen und den tiefen Natursinn, das liebenswürdige Gemüth des jungen Alpensteigers schätzen. Eine schöne Fülle ansprechender und anregender Bilder wird ihm aus den Ennsthaler Alpen, aus den hohen Tauern, den Zillerthaler Alpen, aus dem Stubai, den Dolomiten, dem Ortlergebiet, der Adamellagruppe, vom Piz Linard, dem Matterhorn durch die Feder Zsigmondy's geboten, und über mit ihm gemeinsam gemachte Bergfahrten und so auch über seinen Todesweg berichtet im Anhange der Herausgeber.

4. Am Vierwaldstätter See. Malerische Ansichten von Berg, Thal und See. 32 Aquarelle nach Originalaufnahmen verschiedener Künstler mit begleitendem Texte von Alfred Brennwald unter Mitwirkung von W. Grothe, herausgegeben von Fr. Schleicher. Luzern, Schleicher u. Comp. 1889. Quer-8. 8 M.

Eine schmucke Gabe! eine werthe Erinnerung an alle Besucher eines der schönsten aller Seen! Die Auffassung und namentlich der Farbenton der Landschaftsbilder ist zwar, da sie von verschiedenen Künstlern herrühren, nicht gleichmäßig; nicht in allen findet man die Stimmung und das Colorit wieder, welche das erste Bild, den Vierwaldstättersee, welche Weggis, Selisberg, die Axenstraße, das Rütli, Flüelen, das Maderanerthal, Schöllenen, Rickenbach auszeichnen; manche sind hart und kalt in der Farbe; einige wenige, das erste Luzern, Vitznau, hätten vielleicht ausgeschieden werden dürfen, weil sie doch gar zu wenig den thatsächlichen Eindruck der Landschaft wiedergeben. Es bleibt genug Herzerfreuendes nach. Der Text beschränkt sich in wohlthuend schlichter Sprache wesentlich auf kurze statistische und belehrende Angaben. Die Tell-Sage tritt wiederholt zu sehr als geschichtliches Geschehniß hervor, nachdem doch erst vor zwei Jahren Dierauer in seiner Schweizergeschichte aufs entschiedenste mit ihr aufgeräumt hat. Wir empfehlen allen Schweizreisenden dieses künstlerische Gedenkbuch an die in der Gebirgswelt genossenen Tage, wie es in seiner stattlichen Gewandung auch zum Festgeschenk sich vorzüglich eignet.

5. Die Bibel nach Luther's Uebersetzung. Mit Bildern der Meister christlicher Kunst. Herausgegeben von Rudolf Pfleiderer. Heft 18—25. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. 1890. Fol. In 100 Lieferungen zu 50 Pf.

Von Pfleiderer's „Illustrirter Hausbibel", die in ihrem Fortgange den Lesern d. Bl. wiederholt vorgeführt wurde, sind acht neue Lieferungen erschienen, von denen das einundzwanzigste Heft das 4. Buch Mosis abschließt, die folgenden vier in das sechste Kapitel des Buchs Josua reichen, sodaß nach der genau angestellten Berechnung nunmehr ein Viertel des Bibelwerks vorliegt. Die schwierige Aufgabe, das lehrhafte 5. Buch Mosis zu illustriren, ist durch geschickte Benutzung des Textes und die umfassende Bilderkenntniß des Herausgebers glücklich gelöst, sodaß zu 8, 15 und 9, 21 das wirkungsvolle Frescogemälde von Ciro Ferri, „Wasser aus dem Felsen", nach dem Stiche von Petrus Aquila und die erste Veröffentlichung des Mosaikbildes von Beccafumi im Dome zu Siena, „Die Zerstäubung des goldenen Kalbes", nach dem Carton von Brend'amour in Holz geschnitten nebst Wiederholungen Schnorr'scher und Thäter'scher Bilder, Holbein'scher Vignetten und anderer das sonst für die künstlerische Schaffungskraft unfruchtbare Deuteronomium beleben. Diesen Lieferungen ist auch theils nachträglich, theils vorläufig beigegeben die zum ersten male veröffentlichte Zeichnung Joh. Anton Koch's im Kupferstichcabinete zu Stuttgart: „Elieser und Rebekka am Brunnen"; ferner „Nadab und Abihu vom Feuer verzehrt", nach dem Stiche Gerhard Hoet's, Bernardo Luini's „Herodias" aus den Uffizien, Michelangelo's „Belebung Adam's" aus der Sixtinischen Kapelle, Alfred Rethel's Zeichnung „Absalom an der Eiche", Bernhard Rode's, eines berliner Künstlers aus dem vorigen Jahrhunderte, Radirung „Der Gichtbrüchige", Gerhard Hoet's „Joseph

als Fürst im Wagen" und das bekannte dresdener Bild Govaert Flink's „David entsendet den Uriasbrief".

Mit dem ereignißvollen Buche Josua ist nun ein längerer Textabschnitt eröffnet, bei dem nicht das Suchen nach Bildern, sondern die passende Auswahl die Hauptsorge des Herausgebers sein dürfte, die zu erledigen seinem bewährten Geschmacke getrost anheimgegeben sein mag.

6. Die Seehäfen des Weltverkehrs, dargestellt von Joseph Ritter von Lehnert, Karl Zehden, Johann Holaczek, Theodor Cicalek, unter Redaction von Alexander Dorn. Mit circa 400 Illustrationen und Hafenplänen. Erste bis dreiundzwanzigste Lieferung. Wien, Volkswirthschaftlicher Verlag Alexander Dorn. In Lieferungen zu 50 Pf.

Auf dieses umfassend angelegte Werk ist beim Erscheinen seiner ersten Hefte vor neun Monaten in der Kürze hingewiesen (Bl. f. 1889, S. 767). Die beiden Bände, in welche das Ganze sich zerlegen soll, die Häfen des Mittelländischen Meeres und der europäischen Küste des Atlantischen Oceans und die der übrigen Erdtheile, wurden gleichzeitig begonnen, sodaß je ein Heft im Wechsel diesem und jenem Bande angehörte; von der neunten Lieferung ab ist jedoch ausschließlich an der Fortsetzung des ersten Bandes gearbeitet, sodaß im zwanzigsten Hefte mit Gibraltar das Mittelmeer abgeschlossen ist und die Beschreibung der oceanischen Häfen Europas von Cadix bis Hâvre reicht. Die vier Hefte des zweiten Bandes enthalten die Hafenplätze der atlantischen Küste Nordamerikas von Montreal und Quebec bis Florida. Jeder Meerestheil wird durch eine kurze Betrachtung seiner handelsgeschichtlichen Bedeutung eingeleitet. Jedem Hafenplatze ist wenigstens eine Ansicht und ein Plan beigegeben. Die Hafenpläne sind unter der unmittelbaren Leitung des Linienschiffskapitäns Ritter von Lehnert gezeichnet und es sollen die letzten Veränderungen stets berücksichtigt worden sein, sodaß der gegenwärtige Zustand der Häfen und der zu ihnen gehörigen Bauten und Einrichtungen zur Darstellung gelangt. Bei den vorliegenden Plänen war es uns nicht möglich, die Angaben mit unserer eigenen Kenntniß zu vergleichen, da diese im überwiegenden Maße fehlte, andererseits aber der bei den einzelnen Häfen angewandte Maßstab außerordentlich verschieden ist, sodaß er hie und da nur eine sehr ungefähre Vorstellung von der thatsächlichen Lage der Dinge gewährt. Doch sind ja die Schwierigkeiten, welche der Anlegung eines größern Maßstabes bei Plätzen, wie Venedig, Neapel, Palermo und andern entgegenstehen, nicht zu verkennen und die besondern Wünsche des einzelnen Lesers müssen sich dem Hauptgesichtspunkte eines handelsgeographischen Handbuchs unterwerfen. Den Zwecken eines solchen — und wir betonen den Ausdruck Handbuch im Gegensatze zum Lehrbuch — entspricht aber das Werk durchaus, indem es nicht nur reichhaltige Auskunft in gleichmäßig geordneter Weise über jeden Platz gewährt, sondern dieses in so anmuthender, hie und da vielleicht in zu poetischer Sprache gehaltener Form thut, daß es sehr wohl auch zum zusammenhängenden Lesen einladet und nicht nur als Nachschlagewerk im Bücherschranke zu stehen die Aussicht hat. Dem weitern Gange des dankenswerthen Unternehmens ist mit Theilnahme entgegenzusehen.

7. Fürst Bismarck. Sein Leben und Wirken. Von Hermann Jahnke. Reich illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Erste bis sechste Lieferung. Berlin, Kittel. 1890. Gr. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.

Nach Hesekiel's nun veraltetem „Buch vom Grafen Bismarck" und von Köppen's Lebensbild des deutschen Reichskanzlers, den beiden einzigen für das deutsche Haus geschriebenen umfassenden Biographien des größten deutschen Mannes der Gegenwart, ist der neue Versuch Hermann Jahnke's, die neben Kaiser Wilhelm I. und Luther volksthümlichste und das deutsche Gemüth anheimelndste Charaktergestalt der Nation in thunlichster Ausführlichkeit ihr zur Anschauung zu bringen, durchaus zeitgemäß und dankenswerth. Dazu wäre es eine unliebsame Lücke gewesen, wenn in der Reihe der Lebensbeschreibungen der um die Reichsgründung verdienten großen Männer, die in schöner Ausstattung, wie sie einigermaßen der Bedeutung des Inhalts Rechnung zu tragen versucht, die Hausbibliothek ziert, das entsprechende Werk über den Fürsten Bismarck jetzt noch länger entbehrt wäre, wo im Staatsleben seine Persönlichkeit und seine Wirksamkeit von Millionen auf das schmerzlichste vermißt wird und sein unausgleichlicher Werth immer mehr auch denen zum Bewußtsein gelangt, deren Blick für diese Erkenntniß seit jeher oder seit diesem oder jenem Vorfalle sich verschlossen hatte. Wir freuen uns, in Jahnke's Buch unsern Bismarck so wiedergegeben zu finden, wie er in unsern Häusern lebendig zu walten verdient, und erkennen es gern an, daß in den vorliegenden Heften die Wiedergabe der Kunstblätter eine ganz vorzügliche ist, hoffen auch, daß in der Fortführung des Werks die gleiche Höhe der Reproduction beibehalten werden wird. Unter den Bildern heben wir hervor: Bismarck als Titelbildniß, „Schloß Schönhausen", Anton von Werner's Congreßbild, „Napoleon III. und Fürst Bismarck am Morgen nach der Schlacht bei Sedan vor dem Weberhäuschen bei Donchéry", von W. Camphausen; „Bismarck verliest die Proclamation des Deutschen Kaiserreichs im Spiegelsaale zu Versailles, den 18. Januar 1871", von Anton von Werner; „Fürst Bismarck empfängt die letzte Unterschrift Kaiser Wilhelm's I., den 8. März 1888", von P. Beckert; „Kaiser Wilhelm I., Fürst Bismarck und Graf Moltke vor Paris während der Beschießung", von L. Kolitz; „Kaiser Napoleon wird durch den Fürsten Bismarck zum König Wilhelm nach dem Schlößchen Bellevue bei Frenois geleitet", von W. Camphausen; „Begegnung Napoleon's III. mit Bismarck am Morgen nach der Schlacht bei Sedan auf der Straße Sedan-Donchéry", von W. Camphausen; „Schloß Friedrichsruh", von R. Geisler; „Fürst Bismarck im dreißigsten Lebensjahre", „Kaiser Wilhelm I.", „Kaiser Friedrich" und „Graf Moltke".

Endlich gedenken wir der Prachtausgabe:

8. Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Illustrirt von Adalbert von Roeßler und Hermann Dietrichs. Erste bis elfte Lieferung. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1889—90. Großfolio. Jede Lieferung zu 2 M.

Mit der Besprechung dieses mit aller typographischen Pracht und Sorgfalt hergestellten Werks haben wir gezögert in der Erwartung, es werde endlich einmal ein Bild kommen, das die Zeichner in Geistesverwandtschaft mit dem großen Dichter zeigen werde, das sie vom gleichen Schönheitsideal erfüllt erkennen lasse, welches dem Dichter bei seinem Schaffen vorgeschwebt, das die Großartigkeit der Auffassung wiedergebe, die wir an Hamerling bewundern. Leider ist noch nichts davon uns begegnet. Das Talent der für die Illustrirung gewonnenen Künstler zeigt sich in trefflichen Landschafts- und Massenbildern, erweist sich in der Darstellung der Architektur und des Genrehaften; ihre Arbeit verzettelt sich im Nebensächlichen, aber ihre Kraft hat sich nicht an die großen Scenen gewagt, in denen es die Charakteristik der Personen oder einen Versuch der Wiedergabe jener Schönheit gilt, die vor Hamerling's geistigem Auge gestanden, als er seine Hilla dichtete. Statt in großem Bilde Jan und die Nonne in seinem Werben um Minne, in ihrer zürnenden Abwehr zu sehen, erhalten wir eine conventionelle Umarmung; statt den Jüngling von Leiden in dem Augenblicke seines Streites mit dem Meister von Harlem zu schauen, wo er ihm ausspricht, daß ihre Wege sich scheiden, müssen wir mit dem Herantritte des kommenden Propheten uns begnügen; bis ins elfte Heft ist die Persönlichkeit Jan's dem Beschauer noch nicht recht gegenständlich geworden. Der Divara auch nur einen Schatten des Bestrickenden, Sinnbethörenden zu verleihen, ist in der zweimaligen Darstellung des Weibes dem Künstler nicht gelungen, so stimmungsvoll auch ihre Umgebung in der Davert erscheint. Auf Stimmung erregen scheint es den Zeichnern angekommen zu sein; sie bereiten auf den Hauptpunkt des jeweiligen Ereignisses vor, lassen aber bei seinem Eintritte im Stiche. Wo aber ein Dichter so plastisch geschaffen, so farbenglühend gemalt hat, wie Hamerling im „König von Sion", da hat der Zeichner wettzueifern, die im Leser geweckte Anschauung ins Körperliche zu übertragen. Uns dünkt fast, die Künstler hätten an der Lösung dieser Aufgabe von Anfang an verzweifelt und sich genügen lassen, den Boden und die Umrahmung der seelischen Vorgänge vor Augen zu stellen. Da ist denn freilich die Aufgabe der Illustrirung sehr äußerlich gefaßt; da trägt sie wenig zum Verständnisse der Dichtung bei und dient im wesentlichen nur zum gefälligen Schmucke des Büchertisches im Saale. Hoffen wir, durch die fernern Lieferungen in unserer Wahrnehmung überrascht und in unserm Urtheile schwankend zu werden.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„The Athenaeum" vom 5. Juli 1890 bringt, wie im Vorjahre, einen ausführlichen Ueberblick über die deutsche Literatur vom Juli 1889 bis Juni 1890 aus der Feder Robert Zimmermann's in Wien. Wenn es auch ein deutsches Urtheil ist, so erweckt es doch Antheil, wie den Engländern das literarische Schaffen Deutschlands gekennzeichnet wird. Der Verfasser beklagt das Ueberhandnehmen des Naturalismus in der Literatur: „Anstatt uns über die Natur zu erheben, wie die Classiker unsers Volks, anstatt Seite an Seite mit der Natur zu gehen, wie der wahre Realist, sinkt der naturalistische Schriftsteller oft unter dieselbe herab.... Die ausgesprochen moralische Tendenz, welche das Laster ungeschmückt darstellen will, nur um davon abzuschrecken, und welche vergißt, daß diese Nacktheit an sich eher einen anziehenden als einen abwehrenden Einfluß ausübt, hat selbst edle Geister auf diese Abwege verführt." Am wenigsten angekränkelt von diesem naturalistischen Zuge sei die Lyrik. Die Haupterscheinungen der Lyrik, sowie die der Epik werden mit kurzer Charakteristik aufgezählt.

Die Betrachtungen über das Drama werden durch einen warmen Nachruf an Ludwig Anzengruber eingeleitet: „Anzengruber hat für den Bauernstand Deutschlands gethan, was Lilly in England, Diderot in Frankreich und Lessing in Deutschland für den Mittelstand gethan haben: er hat ihr Leben und ihr Geschick zur Höhe tragischer Würde emporgehoben." Besonders wird der Verlust beklagt, der durch den Tod des Dichters dem vielversprechenden wiener Volkstheater erwachsen ist. Von neu erschienenen Dramen werden die von Richard Voß: „Eva" und „Alexandra", obenan gestellt, obwol die Schwächen derselben, besonders die gesuchten Gegensätze, die zu verwickelte Handlung und die mancherlei Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten nicht verschwiegen werden. „Abgesehen von diesen Unwahrscheinlichkeiten, bieten beide Stücke eine so athemlos fortschreitende Handlung, eine so tiefe Wahrheit, eine so treffende Sprache, einen so geschickten dramatischen Aufbau, der in ergreifenden Lösungen gipfelt, und eine poetische Gerechtigkeit, welche die grellen Mistöne so befriedigend löst, daß wir sie unter die allerwirkungsvollsten dramatischen Erzeugnisse der Gegenwart rechnen können." Abfälliger werden die Dramen der „Freien Bühne", besonders A. Fitger's „Von Gottes Gnaden", beurtheilt: „Ein physiologisches System von Motiven nimmt die Stelle des psychologischen ein bei diesen Dramatikern, die sich brüsten, Naturalisten zu sein. Das Streben, die wirkliche Natur treuer wiederzugeben, wird so weit getrieben, daß der Dichter seinen Charakteren ein vollständiges Verzeichniß ihrer Eigenheiten beigibt; Alter, Haarfarbe, Kleidung, persönliche Eigenthümlichkeiten werden mit der eingehenden Genauigkeit eines Polizeipasses beschrieben. Andere — wie C. Bleibtreu, welcher trotz seines übertriebenen Selbstbewußtseins ungewöhnliche dramatische Begabung besitzt, aber fast zu viel Arbeiten hervorbringt — sind von dieser Art schlechten Geschmacks frei, aber kommen in ihrem Bestreben, sich an die Wahrheit zu halten, in die Gefahr, langweilig zu werden. Dies ist in der That der Fall bei dieses Autors Stück: «Ein Faust der That», einem Werke, das in mancher Beziehung der Beachtung würdig ist." Im Gegensatze zu den Stücken der „Freien Bühne" wird Wolfgang Kirchbach's „phantastisches, aber sinnreiches und gedankenvolles" Drama: „Die letzten

Menschen" als ein hochpoetisches Werk gepriesen. „Phantastische Blicke in die Zukunft, wie mangelhaft sie auch in der prosaischen Wahrheit sein mögen, sind entschieden der Poesie entsprechender als die auch noch so naturwahre Darstellung der schmuzigen, vergifteten Tiefen der jetzigen Menschheit." Günstig beurtheilt wird auch Wilbrandt's „Unterstaatssecretär". Dieses Stück „hat mit Erfolg in anziehender Weise dargestellt, daß der Wunsch der Frauen, an der Politik Antheil zu nehmen, eine ebenso unterhaltende wie reizende Schwäche sein kann".

Wilbrandt wird auch der Preis auf dem Gebiete des Romans zuerkannt. „Spielhagen und Ebers haben ihm dies leicht gemacht; ersterer hat seine Memoiren unter dem Titel «Finder und Erfinder» niedergeschrieben; letzterer hat in seinem «Josua» nicht sowol einen Roman, als eine rhetorische Umschreibung der biblischen Erzählung gegeben, obgleich er das Licht und die Farbe der Landschaft, die wir hier besonders von dem berühmten Sinaireisenden erwarten sollten, entbehrt." Das Urtheil über Wilbrandt's „Adam's Söhne" wird folgendermaßen zusammengefaßt: „Der Gang der Handlung, welche zu dramatischer Spannung wächst, und die Zeichnung der Charaktere, welche den lebendigen Stempel der Gegenwart an sich tragen, sind bewundernswerth. Das Ganze kann betrachtet werden als ein gut abgerundetes, hinreichend erhabenes und dennoch treues Bild des gegenwärtigen Deutschland."

— In der „Revue internationale" vom 15. Juli 1890 berichtet Jean Menos über „die literarische Bewegung in Deutschland". Das erste besprochene Werk ist die deutsche Uebersetzung von Henrick Jaeger's Biographie Ibsen's durch Heinrich Zschalig. Menos gibt weniger eine Kritik über die Biographie Ibsen's, als vielmehr einen ziemlich umfangreichen Auszug aus derselben. Interessant ist, was er im Anschluß daran über die Zukunft Ibsen's in Frankreich bemerkt: „Wer immer das Buch ernsthaft durchliest ..., der wird die langsame und ruhige, aber unaufhaltsame Umwandlung begreifen, die unser alter gallischer Geist durchmacht. Von den Problemen des Lebens wendet man sich nicht mehr mit einer Witzelei weg zu einem Voltaire, sondern man verweilt ehrfurchtsvoll dabei und denkt darüber nach. O die sonderbaren Menschen! Aber eben diese sonderbaren werden vielleicht durch ihre Bücher die Führung der modernen Bewegung übernehmen."

Es folgt eine Recension von Heinrich Düntzer's Ausgabe von Goethe's Tagebüchern der sechs ersten weimarischen Jahre. Die Bedeutung der Ausgabe wird folgendermaßen zusammengefaßt: „Dieses Tagebuch Goethe's wird seinen Bewunderern nichts Neues lehren. Trotzdem ist es in mehr als einer Beziehung interessant. Zunächst als endgültiger Text und sodann durch die beständige Beobachtung, die man dem Verfasser des «Faust» gegen sich selbst vornehmen sieht, durch ein unaufhörliches Streben nach vollkommenerer Entwickelung seines ganzen Wesens zu seiner eigenen Befriedigung und zu derjenigen anderer." Im Anschluß an die Tagebücher wird noch der von Walter Vulpius in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten zwei Stammbuchblätter aus Goethe's Nachlasse gedacht.

In der theatralischen Rundschau werden die von der „Freien Bühne" aufgeführten Stücke besprochen. „Das vierte Gebot" Anzengruber's wird als treue Schilderung des wiener Lebens und seiner Verkehrtheiten gelobt, obwol der Titel unpassend sei. Dagegen wird „Die Familie Selicke" von Holz und Schlaf wegen des groben, schmuzigen Naturalismus verurtheilt. Arthur Fitger's „Von Gottes Gnaden" wird wegen des darin hervortretenden Romantismus als mit den von den Begründern der „Freien Bühne" ausgesprochenen Grundsätzen nicht übereinstimmend geschildert; über den Verfasser wird gesagt: „Er ist im allgemeinen angesehener als Maler denn als Dichter." Im Anschluß an diese Aufführungen wird auch der Zeitschrift „Freie Bühne für modernes Leben" gedacht. Ueber die Begründer derselben wird gesagt: „Da sie jede Verbindung der Kunst mit der Moral zurückgewiesen haben, so gerathen sie immer tiefer in den Sumpf. Die «Freie Bühne» liegt in den letzten Zügen, ohne Deutschland mit einem Bühnendichter von Begabung bekannt gemacht zu haben." Als wirksames Gegengewicht gegen die „Freie Bühne" wird das „Deutsche Theater" Karl Bleibtreu's bezeichnet. Sodann werden die ungünstigen Urtheile Bleibtreu's und Konrad Alberti's über die deutsche Literatur wiedergegeben. „Wir wünschen Bleibtreu, Konrad Alberti und ihren Mitarbeitern viel Glück, denn sie sind Träger von Zukunftsversprechungen. Sie stellen das neue Geschlecht dar, das mit dem alten kämpft, die jungen demokratischen Formen, die socialen Bestrebungen, indem sie Bresche schießen in die altmodischen Lehrgebäude, die unvermeidlich dem Untergange geweiht sind." Zum Schlusse des Aufsatzes wird noch Wildenbruch's „Generalfeldoberst" einer kurzen Betrachtung unterzogen: „Doch das ist Hofpoesie, und dieser werden wir immer die wenn auch noch so unvollkommenen Versuche des «Jungen Deutschland» vorziehen, welches dafür kämpft, eine Nationalliteratur zu erwerben, die gleichen Schritt hält mit den modernen Bestrebungen."

Bibliographie.

Asbach, J., Die überlieferten Aufgaben der preussischen Staatskunst. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 80 Pf.

— — Partikularismus und Einheit der deutschen Nation. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 80 Pf.

Fürst Bismarck's Selbstvertheidigung. Aus den Aufzeichnungen fremder Diplomaten und Journalisten. Leipzig, Minde. 8. 1 M.

Cauer, P., Unsere Erziehung durch Griechen und Römer. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Dostojewsky, F. M., Ein schwaches Herz. Erzählung. Aus dem Russischen. Berlin, Norddeutsches Verlags-Institut, Jolowicz. 8. 1 M. 50 Pf.

Fabri, F., Der deutsch-englische Vertrag. Rede. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 80 Pf.

Fuchs, A., Quer durch die Rhön. Eisenach, Kahle. 16. 1 M.

Geißler, K. W., Glycerion. Ein Lustspiel. Cöthen, Schettler's Erben. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Gelbcke, F. A., Die Englische Bühne zu Shakespeare's Zeit. Zwölf Dramen seiner Zeitgenossen. Uebersetzt von F. A. G. Mit Einleitungen von R. Boyle. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 15 M.

Henning, Skizze zu einer Geschichte der preußischen Wehrverfassungen. Berlin, Bath. Hoch 4. 1 M.

Kosel, H. C., Schwanengesang. Orientalisches Märchen in 5 Stücken. Mit vom Autor gezeichnetem Titelbilde und Vignetten. Prag, Dominicus. Gr. 8. 2 M.

Die Kriege Friedrichs des Großen. Herausgegeben vom großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. 1. Thl. Der erste schlesische Krieg. 1740—1742. 1. Bd. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 16 M.

Lattmann, J., Eine ausgleichende Lösung der Reformbewegung des höheren Schulwesens. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 60 Pf.

Mann, F., Das Dulong'sche Gesetz im Lichte der mechanischen Wärmelehre. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 80 Pf.

Middendorf, Dr. E. W., Wörterbuch des Runa Simi oder der Keshua-Sprache. Unter Berücksichtigung der früheren Werke nach eigenen Studien bearbeitet. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 48 M.

Peisker, Malwine, Durch Nacht zum Licht. Freiburg i. Br., Kiepert. 1889. 8. 4 M.

Renatus, J., Die Geheilten. Erinnerungen an Elgersburg und Ilmenau. Leipzig, Böhme Nachf. 8. 2 M.

Schleichl, F., Glaubensflüchtlinge im 16. Jahrhundert. Linz, Fink. Gr. 8. 50 Pf.

Schultze, F. W., Ne quid nimis. Offener Brief an den Verfasser von „Videant consules". 1. u. 2. Aufl. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Spreewald-Literatur. Nr. 1 u. 2. Lübben, Vorwerg. Gr. 16. 55 Pf.

Sylva, Carmen, Deficit. Roman. Bonn, Strauß. 8. 6 M.

— — Frauenmuth. (Sechs Theaterstücke.) Bonn, Strauß. 8. 6 M.

Thümmel, M., Des Kaisers Lager vor Wittenberg. Historische Erzählung aus dem Jahre 1547. Barmen, Wiemann. 8. 6 M.

Waizer, R., Culturbilder und Skizzen aus Kärnten. (Neue Folge.) Klagenfurt, v. Kleinmayr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wittenberg, H., Im Kampf mit Vorurtheilen. Novelle. Danzig, Hinstorff. 8. 3 M.

Wolff, G., Das römische Lager zu Kesselstadt bei Hanau. Nebst einem Anhang von R. Suchier: Fundstücke von Kesselstadt. Hanau, König. Gr. 4. 4 M. 50 Pf.

Wrubel, F., Ponte Brolle. Erzählung aus dem Tessin. Zürich, A. Müller. 16. 2 M.

Zimmer, H., Bunte Gesellen. Eine Liederreihe. Weimar, Jüngst u. Comp. 12. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die

Englische Bühne zu Shakespeare's Zeit.

Zwölf Dramen seiner Zeitgenossen.

Uebersetzt von

F. A. Gelbcke.

Mit Einleitungen von **Robert Boyle.**

Drei Theile. Geheftet 15 M.

Eine wichtige Ergänzung der Shakespeare-Literatur, welche jedem Freunde des großen Dichters willkommen sein wird. Die neben Shakespeare hervorragendsten Dramatiker der Elisabethanischen Zeit sind durch je ein bedeutendes Stück vertreten. In den mit ausführlichen biographischen Notizen versehenen Einleitungen zu jedem einzelnen Drama ist der Einfluß, welchen Shakespeare von seiner literarischen Umgebung erfuhr und auf dieselbe übte, deutlich nachgewiesen; in Verbindung mit der Allgemeinen Einleitung enthalten sie außerdem eine nahezu vollständige Geschichte des englischen Dramas jener denkwürdigen Periode.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

WÖRTERBUCH

des

RUNA SIMI

oder der

KESHUA-SPRACHE.

Unter Berücksichtigung der früheren Werke nach eigenen Studien bearbeitet

von

Dr. E. W. Middendorf.

8. Geh. 48 M.

Im Anschluss an seine als vorzüglich anerkannte Grammatik der Keshua-Sprache bietet der Verfasser ein nach langjährigen eigenen, im directen Verkehr mit der Indianerbevölkerung Perus angestellten Studien und unter sorgfältiger Berücksichtigung aller früheren Arbeiten zusammengestelltes Wörterbuch, wie es noch keine andere Indianersprache in gleicher Ausführlichkeit besitzt. Die Bedeutung der Keshua-Worte ist neben der deutschen auch in spanischer Sprache gegeben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Runa Simi

oder die

Keshua-Sprache,

wie sie gegenwärtig in der Provinz von Cusco gesprochen wird.

Unter Berücksichtigung der früheren Arbeiten nach eigenen Studien dargestellt

von

Dr. E. W. Middendorf.

8. Geh. 16 M.

CHOCOLADE

Hartwig & Vogel
Dresden

UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

= Ein neuer Roman von Ossip Schubin! =

Soeben ist erschienen:

O du mein Oesterreich!

Roman von

Ossip Schubin.

3 Bände. 8°. Preis geheftet M. 10. —; in hochelegantem Original-Einband Preis Mark 13. —

In diesem Roman besitzen wir das Bedeutendste, was die gefeierte Schriftstellerin bis jetzt geschrieben hat. Die Liebe zu ihrem schönen Oesterreich und der Schmerz darüber, daß innerhalb dieses reichbegnadeten Landes die Bedenklichkeit moderner Verhältnisse so manches tief beklagenswerte Opfer fordert — das sind die Gefühle, die den Roman beseelen, das die tief innerlichen Quellen, aus denen er entsprungen ist. Die duftigste Herzensidylle vermählt sich hier mit der erschütterndsten Tragik modernen Lebens, aus der wir uns schließlich doch wieder hinausgeleitet sehen in heitere Gefilde, deren klare, mild durchsonnte Atmosphäre dauerndes Glück verheißt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

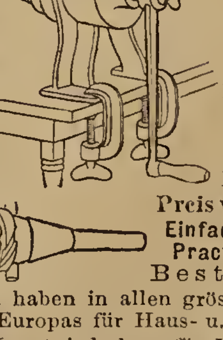
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 9. Aufl. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Fleisch-Hack-Maschine

„PERFECTION."

Die neueste, verbesserte und billigste für Familiengebrauch



mit Wurststopf-Vorrichtung.

Patentirt in Deutschland, England u. Amerika.

Vorräthig in **3** Grössen.

No. 1. Hackt 1 Pfund
No. 2. Hackt 2 Pfund
No. 3. Hackt 3 Pfund
pr. Minute.

Preis von 8 bis 16 Mark.

Einfach. — Dauerhaft.
Practisch. — Billig.

Beste der Welt.

Zu haben in allen grösseren Geschäften Europas für Haus- u. Küchenbedarf.

Hauptniederlage für Wiederverkäufer
Hugo Winkhaus — Köln a. R.
E. G. Elbers — Hamburg.

Man verlange ausdrücklich Maschine „PERFECTION".

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 25. September 1890.

Neue Romane.

1. Malaria. Roman von E. Vely. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1890. 8. 4 M. 50 Pf.
2. Der Pfennigreiter. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Drei Bände. Berlin, Janke. 1890. 8. 10 M.
3. Aus schwerer Zeit. Roman aus der niederländischen Geschichte von A. S. C. Wallis. Autorisirte Uebersetzung. Zwei Bände. Gotha, F. A. Perthes. 1890. 8. 10 M.

Ein Bild mitten aus dem vielbewegten Weltleben unserer Tage; ein umfassendes holsteinisches Gesellschafts- und Familiengemälde; ein echt historischer Roman aus den hochwichtigsten Zeiten niederländischer Geschichte.

E. Vely's „Malaria" (Nr. 1) ist der ausgesprochene Sensationsroman, heftig bewegt. Ort der Handlung Nizza, das vielgesuchte, und im Hintergrunde steht das lockend verderbende San-Carlo. Wir athmen die balsamische Luft des Mittelmeers, bewegen uns in der zwar erst etwas künstlich angelegten Region der Palmen, schlendern auf der prachtvollen Promenade des Anglais, auf den Lippen etwa jenen Vers des heitern Malerdichters Reinick mit dem Kehrreime: „Wie ist die Welt so schön, so schön!" machen das toll faschingartige Treiben des Blumencorso mit und denken dabei, wenn wir nicht von dem Scheine und Rausche all der Herrlichkeit betäubt sind, allenfalls über die Thorheiten und Eitelkeiten der Menschen nach. Die Gesellschaft ist jene bunt aus allen Zonen gemischt internationale Welt und Halbwelt, echt vornehm und talmigoldähnlich, ehrbar und anrüchig, wie sie eben nur an einem so gefeierten Sammelplatze zusammenströmt, und sie stellt sich uns in recht ausgeprägten Exemplaren dar und führt all das bekannte Spiel der Leidenschaften und Ränke durch, das in seinen vielverschlungenen Reibungen unvermeidlich ist. Zur Abwechselung steht dann am Schlusse noch, nutzlos mahnend und warnend, als furchtbares Schreckensstück das vielbesprochene große Erdbeben, welches in den letzten Jahren den anmuthreichen Fleck Erde heimgesucht hat.

Den Mittelpunkt nimmt eine reichverschlungene Handlung ein mit ganz eigenartigem Conflicte.

Der verwitwete reiche hamburger Kaufmann Eusebius Grumbach, ein gediegener ehrenfester self made-Mann, hat als einzige Erbin die sorgsam gehütete, aber gründlich verhätschelte Enkelin Mila, die durch ihre Ausschreitungen selbst in dem Allerweltsvergnügungsorte Aufsehen macht. Verheirathet an Herrn van der Gracht, der, von Beruf juristischer Beamter, nach Neigung und Talent Maler ist, fühlt sie sich doch ganz unabhängig und thut, was ihr das schöne verzogene Köpfchen sagt. Seinerzeit wollte und suchte sie mit Heftigkeit diesen Mann, wie ein unbedachtes Kind sein Spielzeug; aber bald wurde ihr die solid ruhige, leidenschaftslose, dabei ernst thätige und strebende Natur desselben langweilig, und nun geht sie vollständig im alltäglichen Welttreiben auf. Das scheint zum Unglücke Mitgabe des Bluts: sie stammt von dem einzigen Sohne Grumbach's ab, der eine leichtfertige französische Choristin geheirathet und sich jung erschossen hat, als sie ihn betrog. Alles Streben des Großvaters ging nun darauf aus, die aus dem Hause entfernte gewissenlose Schwiegertochter, die als echtes Weib der Halbwelt in den Großstädten sich herumtreibt, von ihrem Kinde fernzuhalten. Bisher ist das mit großen Opfern an Geld gelungen. In Nizza aber drängt sie sich plötzlich an die Tochter heran und die Gleichartigkeit der Naturen macht die Annäherung leicht; von da an ist Mila verloren. Eusebius trifft unmittelbar hernach einen erhörten Anbeter zu ihren Füßen; als gleich nach dieser Scene das Erdbeben hereinbricht, führt der Alte die Enkelin mit Gewalt in einen Kahn aufs Meer, das sie beide verschlingt. Der Gemahl, der

mit dieser für sein Wesen gänzlich verständnißlosen Gattin ja doch nicht hatte glücklich sein können, hat in der letzten Zeit eine Dame gefunden, welche vollauf den Ansprüchen seines Herzens und Kopfes genügt. In allen Ehren haben sich die beiden unwillkürlich einander genähert und nachdem die merkwürdige Lösung des so unselig verschlungenen Knotens eingetreten und die heftigen Erschütterungen überwunden sind, werden die zwei wie füreinander geborenen Wesen ein glücklich Paar.

Das gemüthliche Interesse wird weiter durch ein Zwischenspiel gespannt: Ein junger Arzt, selber lungenleidend und frühen Scheidens bewußt, faßt Liebe für eine reizende Patientin, die er unrettbar verloren geben muß, und sie selber hat eine durch furchtbare Schicksalsfügung gestörte Lebensbahn hinter sich. Die zwei Todescandidaten gewinnen all unsere Sympathie.

Da wäre also einmal Handlung, fast zu viel für einen nicht starken Band. Entwickelt und erzählt ist sie mit zweifelloser Anschaulichkeit und Frische. Erst werden wir leichthin, aber mit der vollen Unmittelbarkeit des geübt beobachtenden Blicks in all das elegant spielende Treiben der wirklich und scheinbar vornehmen nizzaer Bummelwelt eingeführt, ohne daß uns die flüchtigen Gestalten, vom steif gelangweilt aussehenden Engländer bis zum quecksilbernen Franzosen, vom Spieler bis zum Courmacher, vom Prinzen herab bis zum Gauner, ein tiefer gehendes Interesse einflößen; es sind wohlgetroffene Genrebildchen aus dem Gesellschaftsleben eines Cur- und Lustplatzes von erstem Range. Dann aber steigt die Verwickelung der Beziehungen, verschlingt sich das Gewebe der Handlung, wächst die Gemüthserregung, bis sie in einem ganz ungeahnt übermächtigen Ausgange und den Schreckensscenen des Schlusses ihre Spitze erreichen; es ist nach innen und außen ganz natürlich ansteigende Steigerung Schritt um Schritt.

Wer verfeinerte Menschenzeichnung und dazu starken Nervenreiz liebt und sucht, lese den Roman „Der Pfennigreiter" von E. von Wald-Zedtwitz (Nr. 2) aus dem holsteinischen Familien- und Gesellschaftsleben neuester Zeit; er ist in Wahrheit „durchweht mit echtem alten Holstengeist", wie der Verfasser darzuthun sich vornahm. Im Mittelpunkte der Handlung stehen zwei des Gründlichsten verschiedene Familien: die auf Schloß Holstenby sitzende gräflich Birkwaldische und die auf dem sogenannten Pfennigkamp schaltende des Hofbesitzers Henrik Larsens, auf welcher noch die letzte kleine Spur von altfeudalem Abhängigkeitsverhältnisse gegenüber jener Grafenfamilie liegt; das bezeichnet der Titel des Buchs. Der Unterschied zwischen beiden ist kurz und scharf gesagt dieser: die Herrenfamilie in ihren leitenden Häuptern und dem angestammten Besitzthume ist im feudalen Hochmuthe und der Einbildung alter Zeiten und Zustände verkommen und versauert, den neuzeitlichen Einrichtungen und dem deutschen Wesen feind, that- und werthlos, auch ökonomisch gründlich heruntergebracht. Die des Hofbauern dagegen thätig und umsichtig und dazu noch recht fein gebildet, den Forderungen der Zeit gerecht, gut deutsch gesinnt, strebend und in finanziell sehr guten Lage: ein recht erfreulich gesunder Kreis. Uebrigens müssen wir, um Einsicht zu bekommen, nothwendig jedes einzelne Glied der beiden Familien — dort sind es fünf, hier vier — kennen lernen; denn auch in der gräflichen finden sich zwei, die zum Glücke ganz aus der Art geschlagen sind. Und zweitens: wir müssen wohl beachten, daß zwischen ihnen eine merkwürdig bedeutsame und tiefeinschneidende Lebensbeziehung sich ausgebildet hat.

Die Personenvorstellung ist bald gemacht: Graf Sören ist eine träge, that- und willenlose, im Grunde gutmüthige, aber von ziemlich beschränktem Hochmuthe eingeschnürte, in der Erscheinung etwas Don Quixote'sche Figur. Die Gemahlin Olgaard, in erster Ehe Gräfin Ransens, auch träge und doch starrköpfig, egoistisch und beschränkt, ist beim Schlafen und Essen zum unförmlichen Fasse geworden, nicht so unähnlich ihrem häßlich mürrischen fetten Herzenslieblinge, genannt Herr Mops. Ihr Söhnchen zweiter Ehe, Niels Krag, ein flegelhafter Taugenichts, den dafür die unverständige Mama gleich ihrem Schoshunde verhätschelt. Ganz anders die herzlich sich liebenden Stiefkinder Olaf Ransens und Dagmar Birkwald, die in der Familie allein, aber endlich zueinander stehen, zwei liebenswürdig tüchtige Menschen. Henrik und Anna Larsens, das musterhafte Ehepaar, ihr zartes Töchterlein Wiebchen und der prächtig kräftige Sohn Kay sind klar durchsichtige Naturen, an denen Gott und alle verständig unbefangenen Menschen ihr Wohlgefallen haben können. Nun ist es ein von früher Jugend an groß gewachsenes Verhängniß, daß die Kinder der doch eigentlich verfeindeten Familien sich von Herzen lieben: Gräfin Dagmar und Kay, Wiebchen und Graf Olaf Ransens sind zwei heimliche Liebespaare. Wie soll das enden? Wir fürchten. Jedenfalls liegt da die interessante Verflechtung, der Knotenpunkt, um den sich die Handlung dreht; sie wird um so verschlungener, als im Verlaufe eine junge adelige Dame auf der Bühne erscheint, in welcher unwillkürlich, ihnen allen fast unbewußt und ganz ungesucht, eine Rivalin Wiebchen's in der Herzensgunst des Grafen Olaf erblickt werden muß, um so mehr, als eine eigene Wendung vorauszusehen ist: die zarte bleiche Tochter im Pfennigkamp ist entschieden lungenleidend und entpuppt sich als Braut des Todes. Seelisch ist dabei von Interesse die ebenfalls gänzlich ungewollte und höchstens in einem bedeutsamen Augenblicke, anfänglich mit Schrecken, ihm zum Bewußtsein kommende Wandlung, die in Olaf's Herzen vorgeht: ganz allmählich fängt er zu empfinden an, daß die Liebe zu Wiebchen aus einer langen Angewöhnung seit den Kinderjahren, nicht einem vollen geistigen Verständnisse des gegenseitig zusammenstimmenden Denkens und Fühlens entsprungen, daß diese ihm erst jetzt in der neuen Freundin Ulrike entgegengetreten, während Wiebchen's Horizont doch ein beschränkterer, das Denkgebiet unausgebildeter sei. So

wird er mehr und mehr in Ulrikens Kreise gezogen und genau so geht es ihr mit ihm. Kurz: alles bereitet uns folgerecht und abgewogen auf den Schluß vor: Wiebchen stirbt und bleibt als treulich gesegnete Erinnerung in den Herzen zurück, ohne den Bund ihrer zwei Getreuen zu stören. Sehr anders steht es mit Kay und Dagmar, die beiden sind ganz eins und müssen's wie innerlich so äußerlich werden.

Schwer verwickelt sich die Geschichte durch den Umstand, daß Olgaard in ihrer noch bessern Zeit, nämlich vor ihrer zweiten Heirath, den Hofbesitzer Larsens so liebte, um allen Standeshochmuth zu vergessen und ihm förmlich die Hand entgegenzutragen, die verschmäht wurde. Man kann sich nun den Haß der beleidigten Frau gegen die Larsens denken, die nach ihrem Sinne durchaus gebeugt und unter anderm durch die geforderte Ausführung des Pfennigrittes in erniedrigender Weise an ihre Abhängigkeit von der gräflichen Familie gemahnt werden sollen. Das konnte verhängnißvoll werden und so wollte sie es; aber das Schicksal und zugleich Edelmuth der beleidigten Bauernfamilie ändern alles und fügen es zum Guten für die Alten wie für die Jungen; das Ende befriedigt überaus.

Das ist eine solide Arbeit; über ihr liegt in der That ein gut Theil von dem etwas schweren und langsam bedächtigen, aber tüchtigen holsteiner Geiste, das richtige Maß zwischen Festhalten und Fortschreiten. Es sind etwas schwerfällige Gestalten, die da vor unserm Auge vorbeispazieren; sie nehmen das Leben nicht leicht, machen langsam schwer erkämpfte Wandlungen nach innen und außen durch; aber es sind ganze Menschen in ihren Irrthümern und Fehlern wie in den Tugenden; das ist Rasse und sie hat Mark. Wir begleiten die Kundgebungen ihrer Eigenart mit ganz besonderm seelischen Interesse, denn sie machen so gewaltige Umwälzungen in ihrem Innern durch, in der ganzen Denk- und Gefühlsweise, daß Kampf und Ringen mit sich und der Welt ein bedeutsames Schauspiel bilden und nicht ohne Tiefe sind. So vor allem das altgräfliche Paar, in welchem sich eine denkwürdige Läuterung schon langsam vollzieht. Was hier in den Gemüthern vorgeht, ist nur Reflex einer gewaltigen Zeitwendung des Landes nach außen: mit seinem Uebergange aus dänischen in deutsche Hände ist zugleich das Abgehen von den conservativ verknorzten, lässigen, halbfeudalen Sitten und Zuständen in eine strammere, aufrüttelnde, zur Thätigkeit und weitern Gesichtspunkten spornende Periode des kleinen Nationallebens geboten, da jeder seinen Mann stellen, wirken und streben soll. Von dieser Politik ist gerade so viel ins Buch übergegangen, als paßt, ohne sich schreiend oder störend vorzudrängen. Auch die Natur des Ländchens mit seinen eigenartigen Vorzügen kommt zum vollen Rechte; der Dichter liebt es und schaut es verständnißvoll und bringt herzig anmuthende Genrebildchen. Aufregende Scenen ausgenommen, wie die hineingeflochtene Schlacht von Königgrätz, Wiebchen's Tod und andere, ist die Haltung ruhig und fest, die Sprache mäßig. Wir wünschen dem Buche einen weiten Leserkreis.

„Aus schwerer Zeit“ von A. S. C. Wallis (Nr. 3) ist eine selten gewordene Art; der gutfarbige und tüchtig durchgeführte geschichtliche Roman ist uns fast abhanden gekommen; auch da kein deutsches Original.

Das Buch beginnt mit einem Vorspiele, welches sich von dem in der Folge gleichmäßigen Gesammtcharakter des ziemlich weitgesponnenen Werks sehr spürbar unterscheidet. Während dieses politisch-historisch ist, sodaß die weltgeschichtlichen Geschicke des niederländischen Volks den sehr stark betonten Untergrund bilden, schließen die ersten Kapitel nur ein eigenthümliches schweres Privatschicksal in aller Stille ab. Diese Einleitung führt in das zufolge seiner halben Todtenruhe ganz unbeachtete idyllisch ländliche Kloster und Dorf Ilmenoude und gibt die kurze Trauergeschichte vom Lebensende einer früh erschöpften höchst unglücklichen Frau. Das Opfer einer gewissenlosen Verführung, nachher mit ihrem Knaben der edeln Sorgfalt eines treuen Jugendfreundes anheimgegeben, der ehedem für das auffallend schöne Mädchen heiße Liebe gefühlt hatte, unfähig, das einstige sehr kurze Glück zu vergessen, das sie mit ihrer ganzen Zukunft bezahlt hat, stirbt sie noch ziemlich jung einfach daran, daß alle Lebenskraft sie verlassen hat; es ist geistige Erschöpfung, die den Leib ins Grab zieht. Nun ist das merkwürdige Zutreffende dieses, daß die fromm ergebene Klosterschwester, welche die letzten Tage der Armen pflegt, einst von ganz ähnlichem Schicksal betroffen worden, noch mehr das Opfer des gleichen verderblich bestechenden Verführers ist, nur hat sie auf einem ganz andern Lebenswege Vergessen für ihr Leid und Frieden gesucht und bei ihren frommen Werken auch gefunden. Mit dem Vorübergehen dieser Schmerzensscene ist die bestimmt abgegrenzte Einleitung zur Hauptgeschichte fertig und mit dem Sohne Edward Melville der Verstorbenen treten wir auf die Bühne des großen allgemeinen Volks- und Staatslebens, und das strömt gewaltig über, wird zur entschiedenen Hauptsache.

Wir stehen mitten in jener riesigen Revolutions- und Uebergangsperiode, welche die neuen Niederlande geschaffen hat. Das Buch hebt genau an mit den ersten Jahren der unseligen Regierung jenes finstern Tyrannen Philipp II., dem die weltberühmte Abdankung seines Vaters Karl V. die Kronen in den Schos schüttete. Die leichtlebige Residenzstadt Brüssel, wo die durch die Verflechtung in die kommende Geschichte auch berühmt gewordene Herzogin von Parma als Regentin ihren Hofstaat hält und alle Strömungen der Parteien, alle Fäden der politischen Intrigue zusammenfließen, ist Hauptschauplatz des ganzen Verlaufs. Zwar wird unser junger Held Edward daselbst als Secretär zunächst in ein ganz absonderlich von aller Welt abgeschlossenes und fast grabesstilles Haus eingeführt, das düster blickend nur noch in staubiger Vergangenheit lebt; denn der als gelehrter Einsiedler lebende Baron von Vredenborg, der nach einer trostlosen Welterfahrung zu-

sammen mit der ganz gleich denkenden Tochter einzig und allein noch in den alten Geschicken und Geschichten seines Landes lebt, ist ein weltentfremdeter Sonderling. Aber es hilft nichts, auch in diese verschlossene Burg flutet die gewaltige Zeitströmung hinein.

Der Hof der ehrgeizig ränkevollen Regentin mit allen Schwächen und Schlichen, Listen und Kleinlichkeiten eines unsicher schwankenden Weiberregiments, trüglich zwischen Hintergehen und Uebervortheilen, Verfolgen und Nachgeben gestellt, bis es nothwendig zusammenbricht, um der brutal eisernen Gewalt zu weichen, führt die verschiedensten Werkzeuge und Machinationen zusammen, das gewohnte heillose Diplomatenspiel, aber in ungewohnt bedeutsamer Weltlage. Die verschiedenen Parteien mit den mannichfachsten Vertretern stellen sich vor, bedeutende und nichtige Personen, zuverlässige und wortbrüchige, Helden und Opfer wie Verräther ihres Glaubens und der vaterländischen Freiheit; das geht hinauf bis zu den gefeierten Namen Oranien und Nassau, Egmont und Hoorn, zu den gefürchteten und verhaßten oder verspotteten eines Cardinal Granvella, Barlaimont, Alba, eines fanatischen Grafen von Viale und vieler andern. Hoffeste und Salongespräche, Parteiberathungen und Straßenauftritte lösen sich ab. Das Leben in verschiedenen Häusern des hohen Adels, sehr unterschiedenen Gepräges, nimmt einen großen Raum ein und greift gar gewichtig in die öffentlichen Zustände hinüber. Im Hintergrunde steht der madrider Hof mit Philipp's II. düsterer Figur. Die unmenschlichen Ketzerverfolgungen und die Verletzung aller Volksrechte; die erst schleichende, dann offene Unzufriedenheit der Großen wie des Volks in ihrem Wachsen bis zum aufflammenden Aufstande; eine geheime Hugenottenpredigt mit ihrer in die Herzen greifenden Wirkung; der Geusenbund in seinen Anfängen; die pöbelhaften Auftritte der Bilderstürmerei: alles das sind Momente der Schilderung. Die Handlung steigert, die Gemüther erhitzen und die Fäden verschlingen sich von dem Momente an, da der fürchterliche Herzog Alba seine Rache- und Blutherrschaft beginnt und es durch sein Wüthen dahin bringt, daß alle unabhängig und ehrenhaft denkenden Elemente der Nation, von oben nach unten, in dem heiligen Entschlusse zusammentreten, von der spanischen Herrschaft um jeden Preis, und koste es das Blut einer ganzen Generation, sich zu befreien und die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. Noch steht der gewaltige Hauptführer, der schweigsame Prinz von Oranien, besonnen, den Augenblick abwartend, im Hintergrunde; aber er erscheint bereits als der Kopf der Nation und leitet von außen her die Fäden des über den spanischen Bluthunden sich zusammenziehenden Netzes. Als aber die ersten bedeutsamen Schläge des Kleinkriegs gefallen, mit welchem der große Abfall sich eröffnet; als vor aller Welt dargethan ist, daß es sich nicht mehr um einen vorübergehenden Aufstand oder die toll ungeregelten Scenen einer wilden Pöbel- oder Parteierhebung handelt, wie das eben die Bilderstürmerei gewesen, sondern um die wohlgeplante, mit allen Geisteskräften und Machtmitteln vorgehende Revolution eines ganzen Landes, von dem nur noch eine Anzahl Feiglinge, Fanatiker, ehrsüchtige Streber und interessirte Egoisten ohne Einsicht oder Gewissen sich abtrennen und zum überkommenen Regimente halten: in dem Augenblicke hört die Geschichte auf. Und im gleichen Augenblicke endet als eins der ersten und reinsten Opfer auf dem Schlachtfelde unser förmlich im Mittelpunkte der Geschichte stehende Held Melville, nachdem der junge Mann ein innerlich und äußerlich hochbewegtes, an den schwersten Erschütterungen reiches Leben durchgekämpft und mit Ruhe den frühen Tod erwartet hat.

Die wesentliche Kunst der Erzählung beruht in der glücklich durchgeführten und sehr nahen Berührung zwischen den privaten Schicksalen eben des Helden wie der andern Hauptpersonen mit dem großen Geschicke der Nation. Die Mittelpartie mag etwas zu weit gesponnen, das Ganze zu lang sein; obschon es nie langweilt und immer wieder frische Auftritte von großem Interesse spinnt und malt, fängt es doch allgemach an zu ermüden und wir bewegen uns etwas lange in ein und denselben Kreisen und im diplomatischen Spiele. Aber das macht sich wett gegen den Schluß: das Interesse wächst stufenweise mit der ins Große und Gewaltige aufrückenden Handlung; das letzte Drittel ist das Beste am Werke. Der Ton ist ernst und fest, einfach und würdig, gemessen; es ist die Sprache der Geschichte. Ueber ihn hinaus gehen in der Erregung einzelne Auftritte, die wahrhaft erschütternder Natur sind: so im Angesichte des bewußt vorausgesehenen nahen Todes Melville's Abschied von der früher einmal eines trüglichen Phantoms willen von ihm aufgegebenen, edel hochherzigen Geliebten; so das erhebend schöne Streben seines jüngern Bruders, fast noch eines Knaben, der sich zum freiwilligen Opfer des neuen Glaubens machte; so der hochsinnige Heldentod einiger edeln Häupter des Aufstandes, deren Köpfe unter den ersten fallen, frei und im reinen hohen Glauben hingegeben fürs Vaterland und anderes mehr. Seelenbilder von großer und schwerer Entwickelung sind in großer Folgerichtigkeit durchgeführt; darin spielt das Haus Viale die hervorragendste Rolle, seltene Gestalten und denkwürdige Schicksale.

Das Buch ist lesenswerth; ernste Geister, aber nur solche wird es anziehen.

J. J. Honegger.

Kunstwissenschaftliche Literatur.

1. Aesthetik der Natur von Ernst Hallier. Stuttgart, Enke. 1890. Gr. 8. 10 M.

Es war mir die peinliche Ehre zutheil geworden, in d. Bl. (Nr. 13) des Verfassers „Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts" anzeigen zu dürfen. In diesem seltsamen Buche hatte der Verfasser bereits prophezeit, daß er nach zwanzigjährigen Mühen die philosophisch wie naturwissenschaftlich auf der Höhe unserer Zeit stehende Aesthetik der Natur gefunden habe. In der That flößte mir dieses wieder sehr umfänglich gerathene, mit dem Bildnisse des großen Aesthetikers Fr. Th. Vischer gezierte Buch zunächst schon durch sein Inhaltsverzeichniß großen Respect ein; ich war erfreut über das Wagniß, eine Aesthetik der Natur hier „für Künstler, Naturkundige, Lehrer, Gärtner, Land- und Forstwirthe, Reisende, Geistliche, sowie für Freunde der Natur überhaupt" geschrieben zu sehen, und gebe gern zu, daß, wer vieles bringt, manchem etwas bringen wird. Hallier aber hat nicht eine Aesthetik der Natur zu Stande gebracht, was übrigens nach Fr. Th. Vischer ungefähr wie eine Ilias post Homerum sein würde, sondern er hat ein Allerlei von allem möglichen Material zusammengestellt, welches er dann mit einer dünnen ästhetisirenden Brühe übergossen hat. Hallier sammelt sehr fleißig, hat sich auch ein achtungswerthes Wissen als Gelehrter seines Faches erworben; er besitzt auch eine gewisse liebenswürdige Gutmüthigkeit und biedere Gesinnung. Aber er hat nicht die leiseste Ahnung davon, daß ein Mann der Wissenschaft als Autor etwas viel Höheres sein soll als ein Bücherfabrikant.

Während ich über das Machwerk erzürnt war, welches er für eine Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts ausgab, so stehe ich dem neuesten Opus Hallier's halb humoristisch, halb wehmüthig gegenüber. Aus Hallier wäre ohne Zweifel ein sehr brauchbarer Volksschullehrer seines Fachs geworden, wenn er nicht als geborener Hamburger unglücklicherweise so reich gewesen wäre, daß er die Laufbahn eines deutschen Professors und Bücherschreibers aushalten konnte. Als ich Hallier's „Aesthetik der Natur" las, war ich anfangs auch darüber unwillig, daß der verehrte Herr sein Buch abermals mit endlosen Abdrücken aus andern Büchern, Zeitungen u. dgl. vollgestopft hatte; schließlich aber sah ich ein, daß ich die wohlmeinende Absicht des Verfassers nicht verstanden hatte: er wollte durch fremde Zuthaten in rührender Bescheidenheit sein Buch lesbarer machen!

Doch ich muß bitten, einige Proben von Hallier's Denk- und Schreibweise entgegennehmen und dann selbst urtheilen zu wollen. Da soll der große Philosoph Kant nachgewiesen haben, daß zwischen Geist und Stoff nur ein formaler Unterschied bestehe. „Kommen die Esel auch in den Himmel? Diese Frage ist durchaus nicht so absurd, wie sie auf den ersten Blick scheinen möchte." Nach Hallier besitzt der Hund sogar die Anlage zum Gewissen. „In Leipzig und andern großen Städten sind die Singvögel dreist und zutraulich, weil sie sich unter dem Schutze des Publikums wissen. Dieses ist beim Hunde oft hochgradig entwickelt." Mistöne hervorzubringen ist einer der eigenthümlichen Vorzüge des Menschen. Die Natur ist nach Hallier immer in Bewegung, sie ist immer dramatisch. Es gibt große Künstlergenies, welche wol Geschmack, aber kein Schönheitsgefühl haben. Die Dichtkunst ist die unreinste unter allen Künsten. Die Musik kann nach zwei Richtungen hin eingetheilt werden: nach den Gesetzen der Harmonie oder nach den Gesetzen des Taktes; das letztere haben die Italiener gethan. Epos, Lyrik und Drama entsprechen den Kant'schen religiösen Grundideen: Gott, Freiheit, Seele. Alle Künste sind intuitiv, die Dichtkunst allein ist discursiv. Es liegt etwas Erhabenes in dem Blicke der meisten Thiere; selbst der Affe macht keine Ausnahme, wenn wir ihn im Freien betrachten. Wer keine Kellnerin unbehelligt vorbeilassen kann (der Verfasser lebt in München) — vor dem schließt die Natur ihren heiligen Tempel zu. „Die Grundlegung der Aesthetik war mir vorbehalten" (d. h. Ernst Hallier). Unsern Nächsten dürfen wir nicht blos in unsern Nebenmenschen sehen, sondern in der ganzen Natur, der belebten wie auch der unbelebten. Erhabene Blumenformen sind selten. Ueble Laune ist für eine Frau nächst der Unsittlichkeit das größte und schmachvollste Laster. Man lese Goethe's vortreffliche Erörterung über die böse Laune im „Werther". O ihr armseligen Menschen! Wenn ihr nur wenigstens Schiller kenntet! (wörtlich). Vom Würfeln will ich gar nicht reden. Schon der Ausdruck „knobeln" ist höchst gemein u. s. w.

Doch genug! Ich will es dem Leser überlassen zu bestimmen, in welches Jahrhundert das jüngste Kind der Hallier'schen Muse gehört. Jedenfalls ist es ein interessanter Beitrag zu einer der Krankheiten unserer Zeit: zum Größenwahne.

2. Development and Character of Gothic Architecture, by Charles Herbert Moore. With illustrations. London, Macmillan and Co. 1890. Gr. 8. 18 M.

Dieses mit 190 Abbildungen und einem trefflichen Register ausgestattete Buch beruht auf gründlichen Quellenstudien; sowol die literarischen wie die monumentalen Quellen hat der Verfasser mit größtem Fleiße durchgearbeitet. Sein Urtheil verdient fast durchweg unsere Zustimmung, seine Darstellung ist einfach, allgemein verständlich und doch auf streng wissenschaftlicher Grundlage ruhend. Nachdem er Wesen und Entwickelungsgang der Gothik von ganz Europa gründlich und lichtvoll geschildert hat, läßt er auch der gothischen Sculptur und Glasmalerei die nöthige Berücksichtigung angedeihen, dabei stets die wünschenswerthen ästhetischen Urtheile einflechtend. Nicht

blos Kunstfreunde, sondern auch Architekten werden dieses Buch mit großem Nutzen lesen können. Ich glaube, diese achtungswerthe Arbeit eines englischen Forschers nicht besser empfehlen zu können, als wenn ich deren Uebertragung in fremde Sprachen befürworte.

3. Gottfried Schadow. Aufsätze und Briefe nebst einem Verzeichniß seiner Werke. Zur hundertjährigen Feier seiner Geburt, 20. Mai 1764, herausgegeben von Julius Friedlaender. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1890. Gr. 8. 4 M.

Dieses Buch sucht sein Erscheinen zu rechtfertigen dadurch, daß es in zweiter vermehrter Auflage sich darbietet, welche von Emil Hübner in Berlin besorgt ist. Veranlassung bot nicht eine kunstgeschichtliche Nothwendigkeit, sondern der Wunsch von Nachkommen Schadow's, einige in ihrem Besitze befindliche Schriftstücke zu veröffentlichen: drei bisher ungedruckte Briefe, ein Stück Tagebuch, kleine Ergänzungen zu bereits früher gedruckten Aufsätzen und dergleichen unbedeutende Sachen. Auch ist das Verzeichniß der Werke Schadow's vermehrt worden. Wir haben es mit einer bloßen Materialiensammlung im verwegensten Sinne des Wortes zu thun, welche darum das Licht der Welt erblickte, weil die Enkel die kunstgeschichtliche Bedeutung ihres namhaften Vorfahren überschätzten. Gottfried Schadow, welcher als Director der Akademie der Künste zu Berlin am 27. Januar 1850 starb, verdient als Begründer der neuern realistischen Schule in der deutschen Plastik gewiß Anerkennung; es ist aber dem Nachruhme dieses Mannes mehr gedient, wenn in einer wirklichen Biographie die brauchbaren Momente aus den hier abgedruckten Papieren zur Geltung kommen.

Interessant sind einige Aeußerungen in Schadow's Reden. So z. B. tadelt er an Reiterbildern „die sehr unbedeutende Idee mit den vier nackten Sklaven", auch der große Schlüter sei auf der Langen Brücke in Berlin wol nur durch Nachahmung anderer Bildhauer dazu bewogen worden. — In Bezug auf das Modell einer Statue des alten Dessauers hatte Schadow 1798 eine Unterredung mit Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise. Letztere beiden waren durchaus für die historisch-realistische Nationaltracht bei preußischen Helden; die Königin fragte sogar: „Wie wäre es, wenn man das Komödienhaus wegschmisse und das Denkmal Friedrich's II. dahinstellte?" Gegen Goethe (in den „Propyläen") thut Schadow den sehr wahren, aber damals unerhört kühnen Ausspruch:

> Im Vaterländischen liegt das Allgemein-Menschliche, aber umgekehrt liegt nicht im Allgemein-Menschlichen das Vaterländische.... Sind die Principien einer Wissenschaft bis zur klaren Wahrheit gebracht, dann sind sie für die ganze Welt dieselben; aber die eigentliche Kunst an sich ist stets patriotisch.

Das Beste am ganzen Buche ist das Verzeichniß der Werke Schadow's, welche gründlich beschrieben werden, zugleich unter Anführung der dahin gehörigen Literatur.

4. Münchener Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen. Zweiter Jahrgang. 1890. Zwei Theile. Text von O. J. Bierbaum. München, Kunst- und Verlagsanstalt von Dr. E. Albert u. Comp. 1890. Royal-Fol. 7 M.

Es gereicht mir zur Freude, wenn durch gute und billige Veröffentlichungen wie die vorliegende die zeitgenössische Kunst diejenige Würdigung und Verbreitung findet, welche sie mit Recht für sich in Anspruch nehmen darf. Auch gehöre ich zu denjenigen Vertretern einer kunstwissenschaftlich gesicherten Aesthetik, welche für das nationale Princip überhaupt, sowie für eingehende Pflege der neuzeitigen Kunst eintreten; ich glaube, obwol ein älterer Mann, doch mehr als viele meiner Genossen den neuen Zielen der Gegenwart wie in Erziehung und Gesetzgebung, so auch in Kunst und Wissenschaft mit vollem Verständnisse gegenüberzustehen. Ich glaube also den etwaigen Vorwurf ablehnen zu dürfen, daß ich dem herkömmlichen Doctrinarismus der Gelehrten huldige. Ja, ich gehe weiter. Ich stimme gern zu, wenn die heutige Kunst auch ein Spiegelbild der Neuzeit sein will, daß sie dabei, eine relative Selbständigkeit anstrebend, ihre eigenen Zwecke auf eigenen Wegen verfolgen will, und daß ein solches Bemühen mit Verirrungen und Einseitigkeiten verknüpft ist. Aber ich sehe das Heil der gegenwärtigen Kunst weder in völlig neuen Zielen, noch in dergleichen Wegen; ich bekämpfe den auf Hochmuth und innerer Armuth beruhenden Naturalismus, welcher unter Verhöhnung des bisher Geleisteten eine Misachtung aller Kunstgesetze, einen Heißhunger nach etwas Neuem um jeden Preis, ein blasirtes Wühlen im Sinne der gemeinsten Naturwirklichkeit zur Schau trägt.

Zu diesen Bemerkungen geben mir die beiden Hefte Veranlassung, welche ich hier anzeigen soll. Gern spende ich den zahlreichen Vollbildern und Textillustrationen ein fast uneingeschränktes Lob; der zweite Theil enthält obendrein vier farbige Wiedergaben, welche durch Andeutung des Wesentlichen in der Farbenerscheinung eines Bildes dem Beschauer das Nachempfinden des Originals erleichtern können. Ich sehe auch in den vorliegenden Typogravuren noch nicht das Höchste, was der neuzeitigen reproductiven Kunst erreichbar sein wird, wol aber eine Annäherung an den Gipfel der Vollendung. Die Auswahl der Bilder ist eine sehr geschickte und gibt Zeugniß von dem unerschöpflichen Spürsinne der lebenden Künstlerwelt. Mit Entschiedenheit aber wende ich mich gegen den Text, welcher das Kunstevangelium einer tonangebenden münchener Clique mit Fanfarengeschmetter der großen Kunstgemeinde aufdrängen möchte.

Weil ich mich durch eine wesentlich andere ästhetische Weltanschauung als durch eine unüberbrückbare Kluft von dem Verfasser dieses Textes getrennt fühle, so verzichte ich auf alle Beweisführung für meinen Standpunkt. Die Richtung meiner Gegner würde ich sogar innerhalb sehr enger Grenzen als einen Bestandtheil der (niedern) Kunst anerkennen. Nur für eins finde ich kein entschul-

digendes, versöhnendes Wort: für die förmlich sklavische Art und Weise, mit welcher sich hier der Journalismus der Reclame dienstbar macht. In einer oft verschrobenen Sprache hebt der Verfasser die Kunst der Gegenwart in den Himmel und behandelt die Kunst der Vergangenheit wie eine finstere Rumpelkammer. Keine Wendung ist mir zu scharf, um mich gegen dieses Herabziehen einer großen und reichen Vergangenheit zu erklären: diese Art von Kritik ist ein trauriges Zeichen für den innern Niedergang unsers Volks.

Wenn z. B. Fritz von Uhde den „Gang nach Bethlehem" auf die denkbar trostloseste Weise schildert und sein Herold dies preist als „Armeleutmalerei", so stimme ich vollständig zu, nur mit der kleinen Veränderung, daß mir sein genetivus objectivus ein genetivus subjectivus ist. Diese „sociale" Malerei rühmt Bierbaum als festere, nahrhafte Kost für starke und freie Geister; angeblich haben die Maler der Uhde'schen Richtung eine Fülle neuen und tiefen Inhalts unter den Proletariern gefunden. Die Freude an derber, rein körperlicher Kraft verleiht — nach Bierbaum — einem alltäglichen Vorwurfe etwas Monumentales. Da sind die Franzosen die kunstsinnigste Nation, da liegt in der gemalten Ohnmacht eine herzbeglückende Macht und undeutbare Allwirkung; da ist F. Stuck's Lucifer der gefallene Engel, welcher sich von dem ewigen Einerlei der himmlischen Güte lossagte in dem Drange seines glutenden, blutstromrasenden Herzens. Die heutige Landschaftsmalerei gibt — nach Bierbaum — die Strahlenpracht des freien Lichts wieder; die heutigen Künstler stürzten sich mit orgiseischer Freude in den sonnigen Farbenüberschwall, wenn sie — ein Stück Frühlingsackerland, einen kleinen Grasgarten auf dem Dorfe malten; ja solche Bilder wirken sogar seelisch — nach Bierbaum. Eugen Klinckenberg ist ein so trefflicher Chikmaler, daß er selbst den Nuditäten eine ganz specifisch moderne Eleganz verleiht — nach Bierbaum.

Letzteres geistreiche Witzwort gibt mir Veranlassung, mich gegen eine weitverbreitete Unsitte der heutigen Malerei und ganz besonders der Plastik zu wenden. Dieselbe Zeit, welche in allen Künsten einem widerlichen Naturalismus Vorschub leistet, schämt sich nicht, selbst in monumentalen Kunstwerken den nackten Menschenleib durch unglaublich gesuchte Draperien zu verhunzen. Das ist nicht Keuschheit, sondern nur deren Affectation. (Ein solches abschreckendes Beispiel ist übrigens auch der hölzerne Reclameheld auf der Vorderseite dieser Hefte.) Seit 10—15 Jahren greift diese Prüderie immer mehr um sich und verunstaltet selbst hervorragende Monumente. Möchten doch die Herren Maler und Bildhauer solche unglaublich roh angebrachte Gewandfetzen lieber zur Deckung ihrer eigenen Blößen benutzen!

Bierbaum verhimmelt die heutige Kunst so sehr, daß ich die Schwächen derselben doch wenigstens andeuten muß. Die ungeheuere Ueberproduction hat in ihrem Gefolge eine wilde Jagd nach immer neuen, möglichst pikanten und sensationellen Stoffen; blasirte Müdigkeit und nervöse Hast, Kokettiren mit dem Pessimismus und Socialismus, Aufspießen der gewöhnlichsten Wirklichkeit, Flucht vor jedem Gedanken, förmliche Scham vor jugendfrischer Begeisterung, Schimpfen auf die Kunstpfaffen mit ihren veralteten Dogmen: das sind vielfach die Merkmale der heutigen Künstler. Leben wir 20 Jahre nach 1870/71?

Gustav Portig.

Biographisches.

1. Aus meinem Leben. Von Leo N. Graf Tolstoi. Uebersetzt aus dem Russischen von Hermann Roskoschny. Leipzig, Reißner. 1890. Gr. 8. 5 M.

Unter dem vorstehenden Titel sind die Uebersetzungen dreier Novellen des bekannten russischen Dichters zusammengefaßt worden, die eine Jugendgeschichte, aber nicht diejenige des Verfassers, sondern eines von diesem erfundenen Helden, Nikolaus Irtenjew, erzählen. Kein Zweifel, daß Tolstoi Motive seiner eigenen Vergangenheit in die Erzählungen „Kindheit", „Knabenjahre", „Jugendzeit" hineingearbeitet hat; die Summe des Erfundenen dürfte hinter derjenigen des Erlebten indessen nicht zurückstehen. Irtenjew verliert als Kind seine Mutter, wird im Hause seiner Großmutter erzogen und verlebt seine Studienjahre in Moskau, während von Tolstoi bekannt ist, daß er im neunten Lebensjahre den Vater begraben, daß er unter dem Schutze einer Seitenverwandten desselben die Knabenjahre verbracht und daß er in Kasan und nicht in Moskau studirt hat — Verschiedenheiten, die um so erheblicher ins Gewicht fallen, als in dem vorliegenden Buche der Vater des Helden und dessen zweite Frau eine nicht unerhebliche Rolle spielen. Der von dem Uebersetzer gewählte Gesammttitel erscheint danach unberechtigt.

Ueber das Buch selbst werden die Urtheile ebenso weit auseinandergehen, wie diejenigen über die Romane und die größern Arbeiten des merkwürdigen Mannes, den kein Geringerer als Turgenjew (und das in einem auf dem Sterbebette geschriebenen Briefe) einen „großen Schriftsteller" genannt hat. Daß es sich um Schöpfungen eines außerordentlichen Talents, um Bekenntnisse und Auseinandersetzungen eines edlen, auf die höchsten sittlichen Ziele gerichteten Mannes handelt und daß dieselben mit ergreifender Wahrheit und Lebendigkeit zum Ausdruck gebracht sind, kann keinen Augenblick verkannt werden. Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher die geheimsten Falten und die peinlichsten Verirrungen und Seitensprünge eines jugend-

lichen Herzens und einer meisterlosen Phantasie enthüllt werden, macht den nämlichen bewältigenden Eindruck, den man von gewissen Partien der Rousseau'schen „Confessions" empfängt, nur daß Tolstoi den berühmten Genfer an Energie und Einfachheit des Ausdrucks übertrifft und daß er sich von jeder Selbstgefälligkeit freihält. Dinge, die in der einen oder der andern Form von den meisten ernsthaft denkenden Menschen erlebt werden, deren öffentlicher Verlautbarung aber in der Regel ein gesundes Schamgefühl entgegenstehen wird, sie werden in dem vorliegenden Buche umständlich berichtet und bei Namen genannt, die man sonst für verpönt hielt. Der Leser steht vor einer Sammlung psychologischer Momentphotographien, deren Naturtreue allein durch ihre Unschönheit übertroffen wird.

Was berühmte russische Schriftsteller über die Eindrücke ihrer Jugend zu berichten gehabt haben, klingt zumeist unerfreulich. Rein äußerlich betrachtet, sind die Verhältnisse, von denen Herzen's Selbstbiographie und gewisse unzweifelhaft selbsterlebte Geschichten Turgenjew's (z. B. die „Erste Liebe") berichten, sogar noch abstoßender als die von Tolstoi geschilderten Menschen und Zustände. Daß in den erwähnten ältern Darstellungen irgendetwas beschönigt oder bemäntelt worden, wird kein ernsthafter Leser behaupten können. Nichtsdestoweniger hinterlassen die Schilderungen des Herzen'schen Buchs — der unvergleichlichen Turgenjew'schen Novelle ganz zu geschweigen — eine zugleich ästhetische und sittliche Befriedigung, während von der Lektüre der Tolstoi'schen Bekenntnisse keine andern Eindrücke als solche des peinlichsten Unbehagens übrigbleiben. Was den russischen Schriftstellern der ältern Schule — mochten sie Sittenschilderer wie Herzen oder Künstler wie Turgenjew sein — für selbstverständlich galt, scheinen die Tolstoi und Genossen nicht zu wissen und nicht wissen zu wollen: daß man nämlich das letzte nicht zu sagen braucht, ja daß man es nicht sagen darf, wenn man künstlerisch wirken will. Voltaire's bekannter Satz: „Le sécret d'être ennuyeux, c'est de tout dire", kann auf den vorliegenden Gegenstand nicht direct angewendet werden, denn nicht von Langweiligem, sondern von Unschönem und Unkünstlerischem ist die Rede. Unkünstlerisch ist aber alles, was der Phantasie nichts zu thun übrig läßt, weil „das Beste von der Phantasie des Beschauers geboren, wiewol durch das Kunstwerk erzeugt werden muß" (Schopenhauer). Im ganz besondern Sinne gilt das von Schilderungen, die uns an die Abgründe des Seelenlebens führen. Hier muß die in dem Leser hervorgerufene Stimmung das Beste thun, hier muß die Ausmalung des Einzelnen überflüssig geworden sein. Genauer als andere sollte ein Moralist von dem Ernste und der Strenge Tolstoi's darüber unterrichtet sein, daß das Abschreckende und Gemeine im Umrisse ungleich stärker wirkt als in der Ausmalung, daß die beabsichtigte sittliche Reaction vorgängiger Durchkostung des Ekelhaften nicht bedarf, daß der „Schein nie die Wirklichkeit erreichen darf". Vorliegendenfalls kommt hinzu, daß die jugendliche Seele, in welcher diese Bilder russischen Lebens sich spiegeln, aus Elementen zusammengefügt ist, denen jedes Metall fehlt, und daß man dadurch den Eindruck empfängt, die Beschaffenheit der empfangenen Spiegelbilder sei durch diejenige des empfangenden Glases mitbedingt worden. Wer schärfer zusieht, gewahrt alsbald, daß die Gestalten des Tolstoi'schen Buchs ihm bereits in den Schriften Turgenjew's, Herzen's, S. T. Aksakow's, der Tatjana Passek u. s. w. begegnet sind, und daß es zu genauerer Bekanntschaft mit ihnen und den von ihnen geübten Wirkungen der Indiscretionen unsers Autors schlechterdings nicht bedarf. Grübelnde Naturen sind diese ältern Sittenschilderer gerade so gewesen wie der Tolstoi'sche Nikolaus Irtenjew, und an Veranlassungen zur Kritik über sich selbst und ihre Umgebung hat es ihnen ebenso wenig gefehlt wie dem Helden des vorliegenden Buchs. Sie haben sich auch nicht gescheut, die Summe der gewonnenen Ergebnisse mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe zu ziehen. Weil sie aber inmitten der sie umgebenden Verderbniß gesunde Menschen geblieben waren, haben sie sich die Empfindung dafür zu erhalten gewußt, was gesagt werden muß und was verschwiegen werden darf. An Deutlichkeit und Wahrheit lassen die von ihnen entworfenen Bilder des Häßlichen und Unsaubern nichts zu wünschen übrig. Diese Bilder sind aber nichtsdestoweniger schön und sauber geblieben. Daß man Mitschuldiger sein oder sich als Mitschuldiger betragen müsse, um die letzte Stufe der Wahrheit zu erreichen, ist eine Entdeckung der Allerneuesten gewesen. Wenn Tolstoi sich dieser Anschauung angeschlossen hat, so ist das allerdings aus andern Gründen geschehen, als bei den französischen Naturalisten und ihren russischen Nachahmern, aus Gründen sittlich-religiöser, denen eine gewisse Achtung nicht versagt bleiben soll. Das bedeutet nur einen mildernden Umstand, keine Rechtfertigung. Auf ästhetischem Gebiete ist die Irrlehre, nach welcher der Zweck die Mittel heiligen soll, noch gefährlicher als auf moralischem, wo die Grenzen deutlicher und bestimmter abgesteckt, die Irrthümer augenfälliger und nachweisbarer sind als auf dem Boden der Kunst.

2. Briefwechsel zwischen Michael Enk von der Burg und Egidius Freiherrn von Münch-Bellinghausen (Friedrich Halm). Herausgegeben von R. Schafinger. Wien, Hölder. 1890. Lex.-8. 6 M.

Zu keiner Zeit ist der Wunsch, die zwischen deutscher und deutsch-österreichischer Bildung und Denkweise bestehenden Verschiedenheiten ausgeglichen zu sehen, bei uns so allgemein getheilt worden wie heutzutage. Nichtsdestoweniger vollzieht dieser Ausgleich sich nur langsam und allmählich. Die Periode künstlicher Absperrung Oesterreichs gegen die das geistige Leben Deutschlands bewegenden Mächte hat zu lange gedauert, die Vereinsamung unserer Stammesgenossen zu tiefgehende Spuren hinterlassen, als daß guter Wille und Vorurtheilsfreiheit im Handumdrehen

gut zu machen vermöchten, was durch Jahrzehnte versäumt und verfehlt worden war.

Diese peinliche Wahrnehmung ist uns durch die vorliegende Veröffentlichung aufs neue bestätigt worden. Die „hervorragenden Plätze“, welche der Herausgeber des Briefwechsels zwischen Enk und Halm für diese beiden Männer in Anspruch nimmt, werden denselben in Deutschland schwerlich zuerkannt werden. Um festzustellen, was der „feinsinnige Aesthetiker und Psycholog, der dritte Kritiker im alten Oesterreich, der Meister in der Handhabung des Dialogs, die erzieherische Natur von seltener Kraft und Consequenz“, Michael Burg, seinen speciellen Landsleuten bedeutet hat, muß der Deutsche das Conversations-Lexikon zu Hülfe nehmen, denn keine der gangbaren Literaturgeschichten thut dieses Mannes, „dessen Scheitel niemals vom Kranze des Ruhms gestreift worden“, irgend ausführlichere Erwähnung. Bei Friedrich Halm steht die Sache allerdings anders. Wir wissen, daß der Dichter der „Griseldis“ und des „Fechters“ in einer Zeit kläglicher Verwilderung des deutschen Dramas und knabenhafter Vernachlässigung aller Ansprüche der Bühne, durch theatralisches Geschick, klangvollen Vers und eine glückliche Mischung von rednerischem Pathos und gemüthlicher Wärme verdiente Erfolge davongetragen hat. „Mächtiges dramatisches Talent“ haben aber auch diejenigen dem liebenswürdigen Manne nicht zuerkennen können, die seine Stücke auch heute noch gern sehen und sich von der eleganten Sprache und dem feinberechneten Aufbau derselben imponiren lassen. Die Namen der beiden Schriftsteller sind mithin wenig danach angethan, ihrem Gedankenaustausche besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden; ihre Briefe müssen für sich selbst reden, wenn sie Bedeutung gewinnen sollen.

Bedauerlicherweise ist der Inhalt dieses Briefwechsels aber schlechterdings nicht danach angethan, die Veröffentlichung derselben auch nur als berechtigt erscheinen zu lassen. Der Aesthetiker und Kritiker Enk bezeugt in den an seinen ehemaligen Schüler gerichteten Briefen keine der ausgezeichneten Eigenschaften, die ihm nachgerühmt werden, denn was er sagt und zu sagen hat, kommt auf wenig mehr als eine Bethätigung unbeschränkten Wohlwollens für Halm und die Verlautbarung von Rathschlägen heraus, die zum einen Theile unverständlich, zum andern unbedeutend sind. Ebenso unausgiebig sind die vereinzelten Antwortschreiben Halm's, der sich als bestimmbaren, zaghaften Charakter zeigt, an der bei Poeten seines Schlags unvermeidlichen Reizbarkeit leidet und nicht einen Gedanken von sich gibt, der bleibend genannt werden könnte. Drei Viertheile der gesammten Correspondenz sind endlich unverständlich, weil sie Personen, Verhältnisse und Geschäfte zum Gegenstande hat, die dem Herausgeber selber unbekannt geblieben sind und unbekannt bleiben mußten, weil Enk's lakonischer Stil, seine Vorliebe für Abkürzungen, lateinische Redewendungen und geheimnißvolle Anspielungen das Verständniß ebenso vollständig ausschließen wie die Theilnahme des Lesers. An Anmerkungen hat der nach streng philologischer Methode und mit dem Aufgebote aller Mittel modern-gelehrter Diplomatik arbeitende Herausgeber es natürlich nicht fehlen lassen, und genaue Angaben über Lücken in der Handschrift, muthmaßliche Schreibfehler, Irrthümer in den Daten u. s. w. so gewissenhaft angebracht, als handelte es sich um einen neuen Codex der „Nibelungen“ oder des „Parzival“. Wie in dergleichen Fällen nur allzu häufig geschieht, sagen diese Anmerkungen uns zumeist aber nur Dinge, die wir längst wissen: daß Julie Rettich eine ausgezeichnete wiener Schauspielerin war, daß unter Hoffmann nur der alte Ernst Theodor Amadeus gemeint sein kann, daß Bäuerle die „Theaterzeitung“ herausgab, daß der „Gil Blas“ ein berühmter Roman ist und daß Immermann eine Tragödie „Merlin“, Raupach die Hohenzollern-Dramen geschrieben hat, daß Friederike Bremer als Romanschriftstellerin bekannt geworden und daß der Name Lewald in einem 1857 geschriebenen Briefe nur den Novellisten bedeuten kann — das braucht niemand gesagt zu werden, der das A-B-C deutscher Literaturgeschichte kennt. Warum der Herausgeber sich die Mühe gegeben, die Zeitdaten im einzelnen zu prüfen und unter anderm festzustellen, daß der Faschingsdienstag des Jahres 1838 auf den 28. Februar gefallen, und daß Enk's vom 11. Juni datirter Brief wahrscheinlich wirklich an diesem Tage, einem Sonntage, geschrieben worden, erscheint vollends unerfindlich.

In der Summe: ein achtungswerthes, höchst gründliches, auf der Höhe moderner Philologen-Technik stehendes Buch, dessen Inhalt zu der aufgewendeten Mühe in augenfälligem Misverhältnisse steht. Das Wort, nach welchem man „sich nicht ohne großen Gegenstand regen soll“, ist ein altes Wort, das für unsere Neu- und „Jetzt“-Zeit indessen neue Bedeutung in Anspruch nehmen darf.

Franz Walther.

Staatswirthschaftliche Schriften.

1. Die internationale Fabrikgesetzgebung betrachtet unter dem Gesichtspunkte der staatsrechtlichen und wirthschaftlichen Beziehungen zwischen Oesterreich und Ungarn. Von Adolf Braun. Sonderabdruck aus „Deutsche Worte“ 1890. Drittes Heft. Wien, Selbstverlag. 1890. 8.

Heutzutage gibt es nur wenig Industrien, die sich mit der Versorgung des heimischen Marktes begnügen, fast alle wollen eine Stellung auf dem Weltmarkte erringen. Da aber bei der Preisbildung auf dem Weltmarkte das kleinste Moment mitwirkt, so liegt es auf der Hand, daß die Industrie eines Landes mit weitgehender Arbeiterschutzgesetzgebung für den Wettbewerb auf dem Weltmarkte

schlechter gestellt ist als die Industrie eines Landes mit ungenügender oder ohne Arbeiterschutzgesetzgebung. Die holländischen Fabrikanten klagen deshalb über den geringen Arbeiterschutz in Belgien, die rheinpreußischen rufen nach einer internationalen Regelung der Arbeiterschutzgesetzgebung mit Hinweis auf Belgien und Holland, und die schweizer Fabrikanten sind unzufrieden, weil das Deutsche Reich noch nicht genug für seine Arbeiter gethan habe: alle vom Standpunkte der Concurrenzfähigkeit! Dank der fast allgemein angenommenen Zollschutzgesetzgebung handelt es sich dabei nur um den Wettbewerb auf dem Weltmarkte und nicht auch um den auf dem inländischen Markte. Schlimmer kann aber die Sache bei Staatenverbindungen stehen, die eine gemeinsame Zollpolitik haben: wenn da der eine Staat eine weitgehende Arbeiterschutzgesetzgebung hat, der andere nicht, so arbeiten die Fabrikanten des erstern Staats unter wesentlich schlechtern Productionsbedingungen nicht blos für den Weltmarkt, sondern auch für den heimischen Markt. In Oesterreich-Ungarn ist offenbar der österreichische Fabrikant in einem gewaltigen Nachtheile gegen den ungarischen. Oesterreich hat Gesetze über den Maximalarbeitstag, Verbot der Nachtarbeit der Frauen und der gewerblichen Sonntagsarbeit und besitzt ein Krankenkassen- und Unfallversicherungsgesetz; in Ungarn fehlen solche Gesetze vollständig, und die Bestimmungen über die Arbeit von Kindern und jugendlichen Personen gehen in Oesterreich viel weiter als in Ungarn. Für die fiscalischen und allgemein wirthschaftlichen Interessen der einen Reichshälfte ist darum die Gefahr groß, daß die Unternehmer Neuanlagen in die andere Reichshälfte legen, ja überhaupt den ganzen Geschäftsbetrieb dahin versetzen. Diese Gefahr wird noch erhöht durch die ungarische Wirthschaftspolitik, welche die Entwickelung einer ungarischen Industrie auf jede Weise zu befördern sucht: man kann ganz absehen von den Tarifermäßigungen auf den Eisenbahnen, von der Hebung Fiumes, der Unterstützung der Seeschiffahrtsgesellschaft Adria, der Verbindung Budapests mit Fiume, dem Versuche, das bosnische Bahnnetz der ungarischen Ausfuhr allein dienstbar zu machen, der außerordentlichen Begünstigung der heimischen Industrie bei allen zu staatlichen Zwecken ausgeschriebenen Lieferungen; man braucht nur daran zu denken, daß neuzugründenden Unternehmungen oft ganze Baugründe geschenkt und Steuernachlässe, Stempel- und Gebührenfreiheiten eingeräumt werden, ja daß selbst Unterstützungen in baarem Gelde nicht selten sind: seit 1881 sind 277 Fabriken staatliche Begünstigungen dieser Art gewährt worden! Wenn nun auch bei der Verlegung einer Industrie andere Erwägungen, als z. B. Kapitalreichthum, Verkehrsverhältnisse, leichte Beschaffbarkeit von Rohstoffen und Halbfabrikaten, Kosten der Arbeitskraft, Eignung und Angewöhnung der Bevölkerung zur Industriearbeit u. s. w. eine Rolle und meist eine bedeutendere als die staatliche Gesetzgebung spielen, so darf man doch den Einfluß der wirthschaftlichen Gesetzgebung der Staaten auf ihre industrielle Entwickelung nicht unterschätzen. Sind doch die Fälle nicht mehr vereinzelt, wo österreichische Fabrikanten auf ungarischem Gebiete, knapp an der österreichischen Grenze, Fabriken errichten, in denen sie fast ausschließlich österreichische, in Oesterreich wohnende Arbeiter beschäftigen, lediglich um die „Vortheile" der ungarischen Gewerbegesetzgebung zu genießen. Daß die Fabrikanten Oesterreichs wegen ihrer Arbeiterschutzgesetzgebung unter wesentlich schlechtern Productionsbedingungen arbeiten als die Ungarns, steht außer Frage. Es ist deshalb kein Wunder, daß die österreichische Industrie den Ruf nach einer internationalen, und wenn nicht internationalen, so wenigstens „dualistischen" Regelung der Arbeiterschutzgesetzgebung erhebt. Oesterreich hat an einer solchen das größte Interesse. Es muß eine seiner wichtigsten Forderungen auf dem Gebiete der Volkswirthschaftspflege darin finden, daß in dem gemeinsamen österreichisch-ungarischen Wirthschaftsgebiete keine Verschiedenheit der künstlich geschaffenen oder geänderten Productionsbedingungen besteht. Ob man freilich in Ungarn gewillt ist, die Frage der Arbeiterschutzgesetzgebung mit Oesterreich gemeinsam zu regeln, beziehungsweise die österreichische Arbeiterschutzgesetzgebung anzunehmen, das möchte ich im Hinblick auf die ungarische Wirthschaftspolitik, die doch in dem letzten Jahrzehnt eine entschiedene Spitze gegen Oesterreich gezeigt und jedes Moment in Rechnung gezogen hat, das ihr einen Vortheil gegen dieses einbringen konnte, stark bezweifeln: trotz all des warmen Beifalls, den die Einladungsschreiben zu internationalen Conferenzen über den Arbeiterschutz wider Erwarten auch jenseit der Leitha gefunden haben. Von einem „brennenden Bedürfnisse der Einführung einer mindestens so weitgehenden Arbeiterschutzgesetzgebung wie der österreichischen" kann für Ungarn keine Rede sein. Ungarn ist eben nichts weniger als ein Industriestaat, wird auch nie einer werden. Die „rapid fortschreitende Degenerirung" der ärmern Volksklassen Ungarns, von der auch Dr. Braun spricht, ist ein österreichisches Märchen. Wer gibt denn übrigens die Gewähr, daß eine noch so weitgehende Arbeiterschutzgesetzgebung wirklich im Stande ist, eine Degenerirung des Volks aufzuhalten?!

2. Die Grundzüge des Reichsgesetzes, betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung. Unter besonderer Berücksichtigung der landwirthschaftlichen Verhältnisse dargelegt von K. Schneider. Hannover, C. Meyer. 1890. Gr. 8. 60 Pf.

Eins von den vielen neuerdings erschienenen Schriftchen, welche Kenntniß und Verständniß der nicht immer einfachen, sondern oftmals recht verwickelten Bestimmungen des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes verbreiten sollen. Ist nun schon an und für sich jeder Versuch, den Laien zu belehren, was das Gesetz eigentlich ist, was es fordert, was es leistet, als eine willkommene Mitwirkung an der Sicherung der socialpolitischen Wohlthaten mit rückhaltsloser Genugthuung zu begrüßen, so hat die vor-

liegende Arbeit den besondern Vortheil, Rücksicht auf die Landwirthschaft zu nehmen, von der ja nicht weniger als rund 6 Millionen Menschen als Rentenempfänger künftig in Betracht kommen können. Sie ist klar geschrieben, wol aber an einigen Stellen zu wissenschaftlich, als daß sie den Pfleglingen des Gesetzes, den Arbeitern, für die eine solche Schrift doch in erster Linie geschrieben sein muß, ein hinreichendes Verständniß zu verschaffen geeignet wäre. Im allgemeinen wird sich jedoch auch derjenige, dem das Gesetz bei dem Durchlesen der einzelnen Bestimmungen ein Buch mit sieben Siegeln blieb, über die Grundzüge desselben belehren können und einsehen lernen, wieviel Unwahres, Halbwahres, Falsches und Gefälschtes von den Gegnern der socialen Reform sowol über das Wesen des Gesetzes, als über die aus demselben erwachsenden Rechte und Pflichten verbreitet worden ist. Sich über einzelne Auffassungen des Verfassers auszusprechen, empfiehlt sich nicht. Es ist äußerst schwer, unerprobte Gesetze richtig zu beurtheilen und ihren Einfluß auf die Gestaltung der Dinge zutreffend abzumessen; jeder derartige Versuch wird deshalb unter Mängeln und Einseitigkeiten zu leiden haben.

Mag man dem Gesetze auch noch so freundlich gegenüberstehen, man wird doch immer das von Schneider gutgeheißene Urtheil des italienischen Volkswirthschaftlers Lezzati, das Gesetz sei „ein Riesenwerk, von übermenschlicher Kraft zusammengeschweißt und geschmiedet", als Uebertreibung anzusehen haben. Lezzati ist ein staatssocialistischer Schwärmer ersten Ranges, dem es gut ist, mit einiger Vorsicht zu begegnen. Es ist dabei nur wieder auffällig, welchen Werth man bei uns daheim immer noch den Urtheilen des Auslandes beimißt, und wie gern man die unserer eigenen Wissenschaft übersieht. Ist denn etwa in den deutschen Landen der einst so gepriesene kritische Geist ausgestorben, und hat es denn die deutsche Kritik an Lobsprüchen für Gesetz und Gesetzgeber fehlen lassen? Gelten denn die Worte eines italienischen Abgeordneten mehr als die Worte unserer Schmoller, Schäffle und Wagner?

3. Die deutsche Hausindustrie. Berichte veröffentlicht vom Verein für Socialpolitik. Dritter Band: Aus der Hausindustrie im südwestlichen Deutschland von Graf von Armansperg, Neuburg, Muth, Hubbuch, Schott, Möser, Schloßmacher. Vierter Band: Die Hausindustrie in Berlin, Osnabrück, im Fichtelgebirge und in Schlesien von von Stülpnagel, der Handelskammer Osnabrück, Schlumberger und Lange. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890. Gr. 8. 7 M.

Die vorliegenden Bände bringen erfreulicherweise weitaus bessere Arbeiten als der vorhergehende; die Arbeit von Dr. Lange ist sogar in ihrer Art eine ganz vorzügliche. Leider aber bestätigen auch sie, daß die wirthschaftliche Lage der hausindustriellen Arbeiter fast durchgängig eine höchst traurige ist. Lange Arbeitszeit, karger Verdienst, mangelhafte Ernährung, erbärmliche Arbeitsräume, ein Schlafraum für sämmtliche, auch erwachsene Familienangehörige auf dem Boden, schlechter Gesundheitszustand, erschreckend hohe Säuglingssterblichkeit, immer mehr um sich greifendes Hinschwinden des Sinnes für Religion und Sittlichkeit — das sind die trüben Bilder, die da vor uns aufgerollt werden. Am schlechtesten gestellt erscheint immer der Weber, der es selbst in den Vororten Berlins wöchentlich nicht über 12 Mark zu bringen vermag und, weil er nicht sparen kann, mit seiner Familie dem bittersten Mangel ausgesetzt ist, sobald die Bestellungen ausbleiben. Die Weberei ist deshalb meist im Niedergange begriffen, und man kann das in den meisten Fällen nicht einmal bedauern: bietet doch die Beschäftigung in der Fabrik mit ihrer geregelten Arbeitszeit und ihrem meist bessern Lohne, besonders seit Einrichtung der Kranken- und Unfallversicherung, ungleich mehr Gewähr für Leben und Gesundheit des Arbeiters als die Hausindustrie. Nächst den Webern scheinen die Arbeiterinnen in den Nähgeschäften am ungünstigsten daran zu sein, weil sie auf dauernde Beschäftigung nicht rechnen können, und weil der Lohn durch das massenhafte Angebot von Arbeitskräften, durch den Wetteifer der (beinahe durchweg jüdischen) Großkaufleute untereinander und durch das hier unvermeidliche Dazwischentreten eines Unternehmers bis auf das äußerste herabgedrückt ist. Unter solchen Verhältnissen bleibt zur Verbesserung der Lage der hausindustriellen Arbeiter nur zu wünschen, ihre Arbeiten möchten sich gleichmäßiger, als jetzt der Fall ist, auf das ganze Jahr erstrecken, und der Verdienst möchte ein reichlicherer sein, als er jetzt bemessen wird. Dem einen oder dem andern Wunsche näher zu treten, ist der Staat außer Stande.

Darin, daß in den meisten Fällen zwischen den hausindustriellen Arbeiter und den arbeitgebenden Großkaufmann eine Zwischenperson tritt, die die Geschäfte vermittelt und ihren Verdienst aus dem Lohne des Arbeiters zieht, wird allseits eine von den vielen schlechten Seiten der Hausindustrie erblickt. Aber wie soll da Wandel geschafft werden!? Manche Fabrikanten haben das Wegfallenlassen der Zwischenperson dadurch versucht, daß sie die Arbeiter, welche bisher für sie zu Hause arbeiteten, in besonders für sie eingerichteten Localen unterbrachten und sie hier ihre bisherigen Arbeiten unter unmittelbarer Aufsicht ausführen ließen. Ob man aber aus dem hieraus erwachsenen Vortheile und aus dem Wegfalle des Verdienstes der Zwischenperson nothwendigerweise eine Besserstellung des Arbeiters im Lohne in der Weise folgern darf, daß dieselbe die Schlechterstellung durch Aufgabe der Vortheile aus der hausindustriellen Thätigkeit überwiegt, erscheint mehr als zweifelhaft. Auch der Nachtheil, welcher sich aus dem Mangel der staatlichen Aufsicht über Ueberbürdung und gesundheitsschädliche Inanspruchnahme der hausindustriellen Arbeiter ergibt, wird sich schwer beseitigen lassen. Der Staat wird nicht in der Lage sein, die Verfügung des Familienoberhaupts über die Arbeitskräfte der Mitglieder seiner Familie zu beschränken. Dagegen scheint es eher ausführbar, dieselben Beschränkungen

in der Verwendung jugendlicher Arbeiter und Kinder, welche er schon dem Industriellen auferlegt hat, auch auf die Hausindustrie dann zur Anwendung zu bringen, wenn vom Familienoberhaupte oder vom Arbeitgeber andere Personen als die Familienangehörigen zur Arbeit herangezogen werden. Freilich wird die Ausübung der Controle über die wirkliche Durchführung solcher Bestimmungen ihre großen Schwierigkeiten und Bedenken haben und möglicherweise dahin führen, daß die wenigen Vortheile, die die Hausindustrie überhaupt bietet, noch verloren gehen. Schon jetzt gibt es viele Arbeitgeber, welche wegen der polizeilichen Controle auf die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter, trotz der billigen Arbeitslöhne, ganz verzichten. Am schlechtesten wird sich die Controle zur Nachtzeit, wo Häuser und Wohnungen geschlossen sind, ausführen lassen. Vielleicht ist es unter solchen Umständen besser, von einem staatlichen Eingreifen überhaupt abzurathen, zumal der Arbeiter die Wohlthat, die ihm der Staat zuwenden will, als solche nicht erkennt und bei dem leisesten Zusammenstoße mit dem staatlichen Zwange der erbittertste Feind der Gesellschaft wird.

4. Unsere Arbeiterfrauen. Wie sind sie? Wie sollen sie sein? Ein Beitrag zur socialen Frage von Oskar Pache. Zweite Auflage. Leipzig, Voigtländer. 1890. Gr. 8. 1 M.

Das Schriftchen ist populär geschrieben, aber es könnte besser und auch sehr leicht noch populärer geschrieben sein. Warum da z. B. wiederholt von einem „Budget" gesprochen wird, das „die Arbeiterhausfrau mit eiserner Energie in Ordnung erhalten solle", oder von einem „Deficit", das sich bei der Verwaltung besagten Budgets bisweilen herausstelle, ist mir unerfindlich. Ich glaube auch nicht, daß die Schrift für die Verhältnisse einer Arbeiterfamilie und für das Wesen eines Arbeiterhausstandes ein ganz besonderes Verständniß bekundet. Gleichwol mag sie in Arbeiterkreisen, wenn sie mit dem nöthigen guten Willen gelesen wird, recht gute Früchte bringen können. Leider ist nur sehr fraglich, ob sie überhaupt in weitere Schichten der Arbeiterbevölkerung dringen wird. Der Preis des kleinen Heftchens ist übertrieben hoch. Man hätte besser gethan, der Schrift ein bescheideneres Aeußere zu geben und sie für wenige Pfennige da unterzubringen zu suchen, wo sie gelesen werden soll! Richard Oertel.

Die englische Bühne in der Glanzzeit.

1. Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth. Von F. G. Hagmann. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge. Heft 88.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1889. 8. 80 Pf.
2. Die englische Bühne zu Shakespeare's Zeit. Zwölf Dramen seiner Zeitgenossen. Uebersetzt von F. A. Gelbcke. Mit Einleitungen von Robert Boyle. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 15 M.

Bei keinem Volke vermag das Theater auf eine zugleich so alte, vielseitige und großartige Vergangenheit zurückzublicken, wie bei den Engländern. Allerdings schreibt sich das italienische aus frühern Zeitläufen her, aber nur zu bald verstockte es in den Uebungen typischer Maskeraden, verleitet von dem falsch befriedigten Streben, der weitesten Allgemeinheit verständlich zu bleiben. In Spanien hinwiederum blühte es wie nirgends je, und die rasch verflogene Dauer der staatlichen Größe erweckte ungezählte Leute, die die weltbedeutenden Breter rastlos mit Nahrung versorgten; aber da liegt eben der Haken, die farbige Romantik der Pyrenäenhalbinsel ergoß sich hier zu sehr in die Breite und alle bezügliche Darbietung bewegte sich, nachdem die wenigen echten Meister weggestorben waren, im Gleise der Schablone. Auch Frankreich sah noch im vollen Banne des Mittelalters in seiner gemischten Bewohnerschaft den Sinn für mimische Darstellung rege werden; doch leider umfingen die eigenthümlichen Anlagen seiner Dramatiker bald misbegriffene Lehren des classischen Alterthums und die Sucht, frischquellendes Gefühl in den Stelzengang steifer Charaktertypen zu zwängen. Sogar der hier höchst begabte Sohn gallischer Erde, Molière, steckt in diesen Fesseln. Das weltliche Drama der Deutschen erwacht erst gemach während des Reformationszeitalters, dessen Stürme jeden keckern Aufschwung rauh niederbliesen, und auch was wirklich zur Entfaltung gelangte, ohne in den Ansätzen zu verkümmern, dankte Stoff und Art fremder Vorlage. In England allein entsproß die Kunst der Bühne frei aus dem natürlichen Boden der Heimat, schon im Anfange nicht nur volksthümliche Probleme, sondern sogar echt nationale Stoffe (man denke an des Bischofs Bale „König Johann") wählend. Nicht wie unter Kaiser Augustus oder unter Ludwig XIV. rankte sie sich, von der Sonne der Fürstengunst beschienen, empor, unter dem Prunke schimmernder Rhetorik die innere Hohlheit und Fäulniß verbergend. Nein, gleich den dramatischen Schöpfungen, die in Perikles' Tagen Athens Blüte herrlich begleiteten, erwuchsen aus den siegreichen Kämpfen mit dem katholisch-rückschrittlichen Süden auf dem britischen Eilande Werke der Feder, die für das neuzeitliche Theater ewige Geltung beanspruchen. Der unmittelbare Einfluß der Königin Elisabeth und der Eindruck ihrer Persönlichkeit kommt dabei wol noch viel weniger ernstlich in Frage, als Karl August's Stellung im weimarschen Kreise Goethe's, Schiller's, Herder's und Wieland's. Shakespeare erhielt jedenfalls vom Hofe nur unbedeutenden Antrieb, und auch auf seine Genossen wirkte im großen Ganzen die dort geathmete Luft nicht maßgeblich. Freilich verleugnet keiner von ihnen den Sohn des triumphirenden bürgerstolzen Albion, der Vormacht der Gedanken- und Gewissensfreiheit.

Nur von diesem Gesichtspunkte aus kann man, und dann noch mit leiser Einschränkung, den Unterlagen näher treten, die J. G. Hagmann in der Einleitung seiner Schrift: „Die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth" (Nr. 1) entwickelt. Er behauptet nicht nur, daß erst unter ihr der sichere Bestand und die geordnete Verwaltung des Reichs die dramatische Thätigkeit kräftig angeregt habe, sondern er erblickt in der so gern mit ihrer Gelehrsamkeit protzenden „jungfräulichen Königin" geradezu die Ermunterin, ja die nachdrückliche Förderin der Schauspielkunst. Sie wollte aber nur in schmeichelndem Verse und allegorischer Geberde gefeiert sein; denn ihr Trachten zielte zwar auf die bürgerliche Wohlfahrt des Landes, doch nicht in besonderm Maße auf die Blüte der „schönen Wissenschaften", sofern nicht ihr Lob dabei im Hintergrunde stand. Im Gegentheile, alle für die Aufführung am Hofe bestimmten Erzeugnisse der damaligen Literatur sind entweder klägliche Machwerke im niedrigsten Kriechertone, der das Schweifwedeln vor der weihrauchlüsternen Herrscherin nur durch möglichst dünnen Schleier verhüllt, oder den mittelalterlichen Kothurn benutzende Gesprächsreihen halbreligiöser Mystik oder scholastischer Moralsymbolik. Hier keimte die zugleich freigeistige und volksthümliche Kunst nicht, die das Drama schier beflügelten Schritts zu dem lichtumflossenen Gipfel von Shakespeare's mächtigsten Thaten führte; wer von den Schriftstellern jener Tage in dem Lakaienstile des Residenzschlosses tafelte, dachte und dichtete, hat sich nimmer über gespreizten Ausdruck, erheuchelte Empfindung und eingeschnürte Charakteristik aufschwingen können. Welche Umstände entfesselten also sonst „in der nationalen productiven Kraft einen solch urgewaltigen Antrieb, daß in der kürzesten Zeit der gleichen Epoche die reichste Blüte englischer Literatur aufging"? Hagmann bemerkt (S. 9), nachdem er das — unsers Erachtens höchst verderbliche — Einwirken der Umgebung des Throns beleuchtet hat:

> Der breite Strom der dramatischen Entwickelung erhält aber von anderer Seite her einen mächtigen Zufluß. Er entspringt mehrern Quellen. Einmal dem selbstbewußten, nationalen Leben des englischen Volks; dann aus dem Antheile der bürgerlichen Elemente an der Bildung jener Zeit, indem eine große Zahl derselben die Universitäten besuchte; endlich aus der Hebung der Landessprache, bewirkt durch die Loslösung Englands von der römisch-lateinischen Kirche.

Diese Erkenntniß muß nach dem frühern bedenklichen Irrthume Hagmann's immerhin als Einkehr erscheinen. Seine weitern Ausführungen schlagen nun freilich einander nicht mehr so arg ins Gesicht; das liegt jedoch daran, daß sie aus den verschiedensten Quellen zusammengeborgt sind und sich in der Reihenfolge etwas kunterbunt über blos mittelbar zusammenhängende Gegenstände verbreiten. Hagmann läßt die Glanzzeit der englischen Bühne mit Marlowe's „Tamerlan" (1586) einsetzen und eröffnet daher die Einzelheiten mit einer Inhaltsangabe dieses gewaltigen Stücks, beschlossen durch einige Ergüsse über Marlowe's, des früh geschiedenen Genies, Bedeutung. Es reiht sich eine kurze Uebersicht über die gesellschaftliche Lage der Volksbühne an, darauf ein (warum ohne Namensnennung?) stark an K. Elze's vortreffliche Skizze angelehnter Bericht über eine londoner Aufführung vom „Kaufmann von Venedig" aus dem Jahre 1605. Nochmals werden die Verhältnisse der Schauspieler auf die Bildfläche gezogen, dabei die materielle Seite der Theaterunternehmung und das Tagesleben der Dramatiker berücksichtigend. Endlich entpuppt sich als „der Held des ganzen Themas" Shakespeare, über dessen zeitgenössische Beurtheilung einige landläufige Daten zusammengeflickt werden, die in seiner Verdrängung durch die puritanischen Eiferer abbrechen. Alle diese Mittheilungen bauen sich auf Angaben zweiter Hand auf, meist freilich unbedingt verläßlicher wie Warton, Elze, Bodenstedt, Ingleby; neuer Stoff und selbständige Ansicht wird nirgends geboten, und auch die nüchterne Sprache kann den Laien, auf den das Büchelchen doch als Vortrag berechnet war, nicht erwärmen.

Die Abhandlung Hagmann's krankt hauptsächlich an einem Mangel, der als eine der größten Untugenden unserer zungenschnellen und federfixen Zeit zu rügen ist: sie urtheilt über allerlei Dinge, die sie lediglich vom Hörensagen kennt, und schöpft die kundgegebene Ansicht aus fremden Auseinandersetzungen. Auch von Shakespeare's Kunst reden gar viele, die keineswegs alle Belege aus eigener Anschauung kennen. In höherm Grade ist dies natürlich noch hinsichtlich seiner Zeitgenossen der Fall, deren Erzeugnisse allerdings mannichfach verderbt auf uns gekommen und in den wenigen vorhandenen Uebersetzungen schier ungenießbar sind. Schon deshalb legte man in Deutschland seit Beginn der Bekanntschaft mit Shakespeare Gewicht auf eine würdige Aneignung jener Stücke, die zugleich die Werke des Meisters trefflich erläutern und unserer Kenntniß der classischen englischen Dramatik die einseitige Stimmung benehmen. Eine Reihe von Unternehmungen, deren umfänglichste Friedrich Bodenstedt (3 Bde., Berlin 1858—60) veranstaltete, kam diesem Verlangen entgegen. Jetzt ist nun aus dem an „Shakespeareana" äußerst reichhaltigen Brockhaus'schen Verlage eine kaum genug zu rühmende Leistung auf diesem Gebiete hervorgegangen. Die genannte Buchhandlung hatte früher L. Tieck's „Shakespeare's Vorschule" und Graf Wolf Baudissin's „Ben Jonson und seine Schule" auf den Markt gebracht, zwei vorzügliche Hülfsmittel beim Studium der gleichzeitigen Berufsgenossen Shakespeare's. Die gegenwärtige Veröffentlichung: „Die englische Bühne zu Shakespeare's Zeit" (Nr. 2), bietet zwölf Dramen der bezeichneten Art, mustergültig von F. A. Gelbcke verdeutscht, und dazu von Robert Boyle, dem wir längst auf den Pfaden gediegenster Shakespeare-Forschung (z. B. bezüglich des „Wintermärchens" und des „Sturms") zu begegnen gewohnt sind, eine „Allgemeine Einleitung" nebst feinsinnigen Charakteristiken der in Betracht kommenden Dramatiker. Bei der Auswahl der letztern ist die Einrichtung getroffen worden,

daß die zwölf anerkannt hervorragendsten durch je ein besonders bezeichnendes Stück vertreten sind, und zwar: John Lilly („Campaspe“), Christoph Marlowe („Eduard II.“), Benjamin Jonson („Volpone oder der Fuchs“), Thomas Middleton („Die spanischen Zigeuner“), Thomas Dekker („Fortunatus und seine Söhne“), Thomas Heywood („Der englische Reisende“), John Webster („Appius und Virginia“), Francis Beaumont [und Fletcher] („Ein König und kein König“), John Fletcher [und Massinger] („Die beiden edlen Vettern“), Philipp Massinger („Der römische Mime“), John Ford („Ein gebrochenes Herz“) und das 1881 von Bullen zufällig in einer Handschrift des Britischen Museums aufgefundene verfasserlose Trauerspiel „Mynheer Jan van Olden Barneveld“, eine der eigenartigsten und auch stofflich anziehendsten Nummern der gesammten ältern englischen Bühnenliteratur. Der Gesammteindruck der drei Bände ist der denkbar wohlthuendste: die beiden petersburger Literaturkenner, die sich zur Herausgabe verbunden haben, steuerten eben ihr Bestes bei: Gelbcke seine fast unnachahmliche Fertigkeit des Versenkens in absonderliche Schriftsteller- und Charakterindividualitäten, die er bereits in classischen Verdeutschungen François Rabelais' und Lawrence Sterne's glänzend bewährt hat, und Boyle die werthvollen Ergebnisse eines gründlichen Literaturstudiums und zwar in wirklich geschmackvoller Form. Die letztere für die Darlegung des theilweise mühsam zusammengeklaubten Stoffs überall zu finden, ist keine Kleinigkeit, und doch merkt man von der Schwierigkeit der Vorarbeit kaum etwas, wenn man die allseitigstes Sachverständniß und wahres dramaturgisches Nachgefühl bezeugenden Skizzen liest, die „Das englische Drama seit Errichtung einer regelmäßigen Bühne bis 1640“, „Die Entwickelung der dramatischen Rede“, „Die Stellung der dramatischen Schriftsteller zum Theater und zum Publikum“, „Die Stellung des Theaters zu den Behörden“ behandeln. Ein ausgezeichnetes Lob verdienen sodann die zu literarhistorischen Einzelbildern erweiterten Lebensabrisse der Dramendichter, die eine erstaunliche Fülle von nähern Mittheilungen enthalten, ohne irgend das Gesicht des Verfassers zu verwischen. Und nun die Uebertragung der Stücke selbst! Wer Gelbcke's vollendete Herrschaft über die Sprache kennt und aus eigener Bewunderung weiß, wie sich bei ihm die genaueste Wiedergabe von Wortinhalt und Wortbild mit dichterischer Höhe der Gesammtauffassung paart, wird es nicht übertrieben finden, wenn die Gestalt, in der er uns die zwölf englischen Dramen vorlegt, als classische bezeichnet wird. Die Stücke lesen sich wie Urtext und trotzdem ist der Stempel des Elisabethanischen London und der britischen Bühne um 1600 noch unzerstört. Sie umfassen zudem einen Reichthum cultureller Gemälde aus der größten Ruhmeszeit des bedeutendsten uns stammverwandten Volks, mit dem wir durch tausend Bande, nicht zuletzt der Literatur verknüpft sind. Unser Stolz darf es ewig bleiben, daß wir den Engländern ihren Shakespeare wieder geschenkt und mit ihnen gemeinschaftlich seinen Zauber und seine Tiefe zu ergründen versucht haben. Daher müssen diese seine zeitgenössischen Berufsbrüder in Apoll unserer innigsten Theilnahme sicher sein; laufen doch von ihnen zu ihm und umgekehrt die persönlichen und geistigen Stege wie zwischen Goethe und seinen mitstrebenden und geistesverwandten Freunden und Gefährten. Daß ihnen diese durchaus würdige Aufmerksamkeit geschenkt werden kann, ist die schöne That der erfolggekrönten Arbeit Gelbcke's und seines Mitstreiters Boyle. Ludwig Fränkel.

Feuilleton.

Von einem neuen verdienstlichen Unternehmen: „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte“, liegt als Probenummer das erste Heft des ersten Bandes vor. Es führt sich als „Neue Folge“ ein, da an das gleichnamige in einer Reihe von Jahrgängen, 1856—58 von J. von Falke und J. H. Müller, 1872—75 von letzterm allein herausgegebene Organ angeknüpft wird. Die Zeitschrift soll in erster Linie Abhandlungen zur allgemeinen und deutschen Culturgeschichte, kleinere Mittheilungen, eine Bibliographie der einschlägigen Literatur (einschließlich der in periodischen Zeitschriften und in Tagesblättern enthaltenen), sowie Bücherbesprechungen bringen. Eine größere Anzahl Namen von gutem Klange kann der Herausgeber, Dr. Christian Meyer, königlich preußischer Archivar erster Klasse zu Breslau, als zur Mitarbeiterschaft gewonnen aufführen. Diesmal werden folgende Abhandlungen geboten: P. Cassel, „Von Waffennamen“; G. Steinhausen, „Die deutschen Frauen im 17. Jahrhundert“; Chr. Meyer, „Die «Ehre» im Lichte vergangener Zeit“; derselbe, „Die Familienchronik des Ritters Michel von Ehenheim“; P. Beck, „Ein Volksgericht in den Alpen“; zu den kleinern Mittheilungen liefert E. Braun, „Auszüge aus den Rathsbüchern der Stadt Freiburg i. Br.“; „Bergordnung von 1517 und von Zigeunern“. Wir rufen der Zeitschrift (Selbstverlag des Herausgebers, Breslau, Sadowastr. 3), die bei ihrem Wiederaufleben wol der Theilnahme weiter Kreise sicher sein darf, ein herzliches Glückauf zu.

Wir gedenken hier auch der neuen „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“, die seit Januar 1889 in Anlaß des Eingehens der „Deutschen Forschungen“ in vierteljährlichen Heften zu durchschnittlich 15 Bogen im Verlage der Akademischen Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (P. Siebeck) zu Freiburg i. Br. erscheint. Es ist der thätigen Umsicht des Herausgebers, Dr. L. Quidde in München, von Anfang an gelungen, den Freunden geschichtlicher Forschung und Darstellung in einer beträchtlichen Anzahl bedeutender Fachgenossen, die seiner Einladung zur Mitarbeiterschaft gefolgt sind, volle Bürgschaft für die Lebensfähigkeit, gesunde Entwickelung und gediegene Reichhaltigkeit seiner Gründung zu bieten. Nach dem beim Eingange entworfenen und bisher mit vernünftigen Abweichungen in Nebenfragen, die eine reifere Erfahrung aufwarf, festgehaltenen Plane soll sich der Inhalt wie folgt zusammensetzen: 1) Abhandlungen, vorzugsweise zur politischen Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit, daneben auch über allgemeinere Fragen der Geschichtswissenschaft; 2) kleinere Mittheilungen, enthaltend beschränkte Untersuchungen und Quellenstücke, auch Anzeigen neu erschienener Bücher; 3) Berichte und Besprechungen über bestimmte Forschungsgebiete,

besonders die auswärtige Literatur; 4) Nachrichten, darin Auszüge aus Berichten gelehrter Gesellschaften, Mittheilungen über die neuere Literatur, soweit solche nicht in den Bereich der Bibliographie fällt, also vorzugsweise zur außerdeutschen Geschichte, Notizen über Vereinswesen, neue Unternehmungen, auch Personalien u. s. w.; 5) eine systematische Bibliographie zur deutschen Geschichte (1889: 5151 Nummern). Der mittelalterlichen Geschichte Englands wird, dank einem besondern Abkommen mit dem Berichterstatter Professor F. Liebermann in Berlin, eine den sonstigen Plan weit überschreitende Beachtung zutheil, ohne daß deshalb der übrige Inhalt irgendwie verkürzt würde. — Gegenwärtig liegt vom Jahrgange 1890 der erste Band, d. h. der dritte des ganzen Unternehmens, in zwei Heften vor. Fügen wir hier noch einen Ueberblick des mannichfaltigen und durchweg anregenden Inhalts ein: R. Pöhlmann, „Zur Beurtheilung G. Grote's und seiner Griechischen Geschichte"; M. Ritter, „Wilhelm von Oranien und die Genter Pacification" (1576); R. Fester, „Arthur Schopenhauer und die Geschichtswissenschaft"; Th. Lindner, „Die Vemeprocesse gegen Herzog Heinrich den Reichen von Baiern-Landshut"; Alfred Stern, „K. E. Oelsner's Briefe und Tagebücher, eine vergessene Quelle der Geschichte der Französischen Revolution"; O. Fischer, „Der Zeitpunkt der ersten Austrasischen Synode"; J. Weizsäcker (Nachlaß), „Zur Absetzung König Wenzel's"; E. Arnoldt, „Kuno Fischer's Leibniz-Biographie"; L. Quidde, „Chronologisches (Kindleintag)"; Ad. Schmidt (Nachlaß), „Der Abschluß des deutschen Verfassungswerkes auf dem Wiener Congreß"; P. Scheffer-Boichorst, „Die Urkunde über die Theilung des Herzogthums Sachsen 1180"; H. Haupt, „Waldenserthum und Inquisition im südöstlichen Deutschland seit der Mitte des 14. Jahrhunderts"; E. Bernheim, „Zur Sage von der Päpstin Johanna"; J. Bernays, „Der Beiname gran capitan"; A. von Druffel, „Der Vertrag zwischen Kaiser und Papst vom Juni 1546"; C. Frey, „W. Bindi's Monumenti storici ed artistici degli Abruzzi"; A. Schmarsow, „Puglia bei Lucca, der Stammort des Nicola Pisano?" (Mit Entgegnung von C. Frey.) Außerdem enthalten beide Hefte eine außerordentlich vielartige Fülle von Nachrichten und Notizen über Neuerscheinungen, Vereinssitzungen, Funde, Ankündigungen. Daran schließen sich Berichte und Besprechungen über neuere Literatur zur Geschichte Frankreichs im Mittelalter (A. Molinier), in der Neuzeit (L. Farges), zur englischen mittelalterlichen (F. Liebermann; s. o.) und neuern (M. Brosch) Geschichte, endlich O. Maßlow's ausführliche und alles Zubehör heranziehende „Bibliographie zur deutschen Geschichte" von Juni 1889 bis April 1890, ein nach Stichproben unbedingt verläßlicher Wegweiser. Dem Gesammteindrucke der Zeitschrift ist es äußerst förderlich, daß nirgends überflüssiger actenmäßiger Ballast zurückstößt und daß der spannende Stoff fast allenthalben im Gewande geschmackvoller Darstellung auftritt.

— Die Vorbereitungen zur Herausgabe des neuen Jahrgangs von Kürschner's „Deutschem Literatur-Kalender", der im Herbst zur Ausgabe gelangen wird, haben begonnen. Das von der Presse einstimmig als unentbehrlich für Fachgenossen und Literaturfreunde anerkannte Werk wird wieder eine Reihe von Verbesserungen und Bereicherungen seines reichen Inhalts erfahren. Der Herausgeber, Professor Joseph Kürschner in Stuttgart (Alexanderstraße 3), ersucht alle Schriftsteller um Einsendung ihrer genauen Adresse mit biographischen und bibliographischen Notizen für das Schriftstellerlexikon des Kalenders, zugleich aber auch alle Schriftsteller und Literaturfreunde um Berichtigungen irriger oder veralteter Angaben im letzten Jahrgange.

— Den vollen Wortlaut der in- und ausländischen Gesetze über das Urheberrecht und die internationalen Literaturverträge in übersichtlicher Zusammenstellung zu besitzen, ist seit langer Zeit der Wunsch der Verleger, Autoren, Juristen und der gebildeten Welt überhaupt. Diesem Wunsche entspricht das jetzt bei G. Hedeler in Leipzig erscheinende Werk: „Gesetze über das Urheberrecht im In- und Ausland nebst den internationalen Literaturverträgen und den Bestimmungen über das Verlagsrecht". Die vorliegende erste Abtheilung (2 M.) enthält in deutschem Textabdruck die gegenwärtig geltenden Gesetze der Länder Deutschland, Oesterreich, Schweiz, Frankreich, Italien, Großbritannien, Vereinigte Staaten, woran sich die zweite Abtheilung in einigen Wochen schließen soll.

— Für die Literatur des deutschen Volksliedes bietet Hugo Hayn's neueste Veröffentlichung einer bereits 1870 fehlerhaft gedruckten Arbeit des 1847 verstorbenen Literarhistorikers und Sammlers K. H. G. Freiherrn von Meusebach mancherlei werthvolle Angaben. Es sind die Nachweisungen der Quellen, aus denen die 201 Lieder geschöpft sind, welche um 1690 durch Hilarius Lustig von Freudenthal (jedenfalls ein Pseudonym) im weltlichen Liederbüchlein „Tugendhafffter Jungfrauen und Junggesellen Zeit-Vertreiber" zusammengefaßt und herausgegeben wurden. Das Heftchen von 24 Seiten in 12. ist bei Franz Teubner in Köln zum Preise von 1 M. 50 Pf. erschienen.

Bibliographie.

Ballestrem, Eufemia Gräfin (Frau v. Adlersfeld), Um eine Königskrone und andere Novellen. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Biermann, O., Zur Frage nach den Ursachen der Eiszeiten. Klagenfurt, v. Kleinmayr. Gr. 8. 1 M.

Bippen, W. v., Der Rathskeller zu Bremen. Bremen, Valett u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Blücher, C. v., Anna Boleyn. Drama. Schwerin, Stiller. 8. 2 M.

Cloos, W., Twee Liesste. Een Vertellzel in ons Goch' se Modertaal. Gedecht. Goch. Gr. 8. 20 Pf.

Cohn, H., Die Schule der Zukunft. Vortrag. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. Gr. 8. 50 Pf.

Cornelius, P., Gedichte. Eingeleitet von A. Stern. Mit einem Bilde des Dichters nach einer Zeichnung von F. Preller dem Aelteren. Leipzig, Kahnt Nachf. Gr. 8. 3 M.

Förstner, C., Prinzeß Ilse. Märchen. Halberstadt, Schimmelburg. 12. 50 Pf.

Fried, A., Der Naturalismus, seine Entstehung und Berechtigung. Wien, Deuticke. Gr. 8. 1 M.

Knuth, P., Geschichte der Botanik in Schleswig-Holstein. 1. Tl. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kopetzky, F., Die Ruine Maidenburg, gewöhnlich das Pollauer Schloss genannt, in Geschichte und Sage für Jung und Alt dargestellt. Wien, Sallmayer. 12. 80 Pf.

Mautner-Markhof, O., Dissertation über das Wesen und die Arten der ästhetischen Unterhaltung. Wien, Eisenstein u. Comp. 8. 1 M. 60 Pf.

Oelbermann, H., Bonner Traktat. Socialpolitische Studien, als eben so viele Beiträge zum Stückwerk unseres Wissens und Weissagens von göttlichen und menschlichen Dingen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Schulze-Gaevernitz, G. v., Zum socialen Frieden. Eine Darstellung der socialpolitischen Erziehung des englischen Volkes im 19. Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 18 M.

Schweitzer, G., Auf Urlaub im Orient. Reise-Erinnerungen. Berlin, v. Decker. 8. 2 M. 50 Pf.

Solger, E., Das Urevangelium. Studien zur Entwicklungsgeschichte der christlichen Lehre und Kirche. Jena, Mauke. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Süpfle, T., Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der litterarischen Einwirkung. 2. Bd. 2. Abtlg. Von der Regierungszeit Louis Philippes bis zu unseren Tagen. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Teichert, A., Ormus und Ahriman. Nachklänge von der Harfe Firdusi's. Eine Sammlung von Balladen, Romanzen und poetischen Erzählungen. 1. Das Geschenk der Hölle. Berlin, Breitkreuz. 12. 60 Pf.

Thomson, E., Was ist Elektricität? Aus dem Englischen übersetzt von H. Discher. Wien, Deuticke. Gr. 8. 1 M.

Tomasin, P., Die Volksstämme im Gebiete von Triest und in Istrien. Eine ethnographische Studie. Triest, Schimpff. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Trüper, J., Die Familienrechte an der öffentlichen Erziehung. Ein kritischer Ueberblick über die Fortentwickelung des Familienprinzips in der Schulverfassungstheorie der neuern Pädagogik. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 75 Pf.

— — Die Schule und die socialen Fragen unserer Zeit. 1. u. 2. Hft. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Werchota, Anna, G'schichtn aus n Grobn aussa. Erzählungen, Gedichte und Sagen in steirischer Mundart. Graz, „Leykam". 8. 1 M. 50 Pf.

Woerl's Reisehandbücher. Wanderungen durch Sicilien. Mit Spezialkarte der Insel und Karte von Italien. Würzburg, Woerl. Gr. 16. 1 M.

Zink, J., Das Buch für die Hochzeitsreise. Fünf Novellen. Berlin, Sallis. 8. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 2. October 1890.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

König Maximilian II. von Baiern und Schelling.

König Maximilian II. von Bayern und Schelling. Briefwechsel herausgegeben von Ludwig Trost und Friedrich Leist. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1890. Gr. 8. 6 M.

Der vorliegende Briefwechsel ist, wie die Herausgeber im Vorworte bemerken, der Anfang einer Reihe von Publicationen, welche unter Benutzung des bairischen Haus- und Staatsarchivs, gestützt insbesondere auf den reichen schriftlichen Nachlaß des Königs Maximilian II., ein Gesammtbild dieses letztern liefern sollen. Die Reichhaltigkeit des Materials gebot, zunächst durch einzelne monographische Veröffentlichungen diese Gesammtdarstellung vorzubereiten. Mit gutem Grunde haben die Herausgeber als erste derselben den Briefwechsel des Königs mit Schelling gewählt. Denn wenn jener auch mit zahlreichen Männern der Wissenschaft Umgang gepflogen und von ihnen mehr noch als von seinen staatlichen Berathern in der stärksten Weise beeinflußt wurde, so hat doch keiner diesen Einfluß stärker, nachhaltiger und dauernder geübt als Schelling, der seit 1835 dem damaligen Kronprinzen Unterricht in der Philosophie zu ertheilen hatte. Es ist schwer, nachträglich noch entscheiden zu wollen, wie weit jenem die Begeisterung für die Philosophie Schelling's von diesem selbst eingepflanzt wurde und wie weit die natürliche Richtung seines Geistes dem entgegenkam: sicher ist, daß die hingebende und enthusiastische Freundschaft, welche beide Männer seit jener Zeit verbindet, in der Geistesverwandtschaft derselben ihre stärkste Wurzel hatte. Der Schelling, welcher seit 1835 der Lehrer Maximilian's wurde, war freilich nicht mehr der Schelling der Jugendperiode, welcher in wenigen Jahren in raschem Anlaufe sich seine glänzende Stellung in der zeitgenössischen Philosophie errungen hatte, der mit den Romantikern schwärmte und auf religiösem Gebiete einem durchaus antichristlichen Pantheismus huldigte, sondern es war der Schelling der spätern Zeit, der Baader und Jakob Böhme als Philosophen hoch verehrte und im Anschlusse an diese seine eigene Speculation in einem trüben, mit mystischen Elementen durchsetzten Synkretismus versanden ließ. Aber freilich hielt er an der Grundrichtung seiner philosophischen Lebensarbeit fest: die Einheit der Natur und des Lebens suchte er auch jetzt noch wie damals zu ergründen, nur daß er sich mehr dem Positiven des geistigen Daseins, der Religion, Geschichte und Mythologie zuwandte. Auch damals zeichnete ihn noch jene poetische Anschauungsweise, jene edle, feurige Begeisterung für alle weitausschauenden Ideen aus, die nach den übereinstimmenden Berichten aller Zeitgenossen, die mit ihm in nähere Berührung kamen, auf alle geistig empfänglichen Menschen die tiefste Wirkung ausübten. Zu diesen aber zählte auch der Kronprinz Maximilian von Baiern, den Schelling, im Jahre 1827 von König Ludwig I. an die neugegründete Universität München berufen, acht Jahre später in die Philosophie einzuführen den Auftrag erhielt. Wo jugendliche Antheilnahme und Energie des Geistes von den reifen, abgeklärten, auch von persönlicher lebendiger Begeisterung getragenen Anschauungen eines auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Mannes gestärkt und auf große Ideen und erhabene Ziele hingeleitet wurden, da mußte nothwendig der Grund zu einem bedeutenden, weitausschauenden Charakter gelegt werden. Die wesentlichsten Züge, die später bei Maximilian II. so eigenartig hervortreten, seine Liebe zu den Wissenschaften, sein rastloser Trieb zu lernen,

die Weite seines Blickes, die poetische Anschauungsweise, die lebendige, zu Opfern stets bereite Theilnahme an allen edlern Bestrebungen, namentlich solchen, die auf Einheit in Wissenschaft, Kunst und Leben hinzielten, Widerstreitendes versöhnen konnten, sie alle wurden erst durch Schelling und die Einwirkung seiner Philosophie in dem jugendlichen Prinzen zur Entfaltung gebracht. Diese selbst wurde ihm von nun an der geistige Mittelpunkt seines Daseins, auf den er alle seine Bestrebungen zurückbezog, und man kann ruhig sagen, daß er ohne sie und ohne Schelling nicht das geworden wäre, was er nachher thatsächlich gewesen ist.

Wie sehr dies der Fall war, beweist nichts mehr als der vorliegende Briefwechsel beider. Derselbe umfaßt die Jahre von 1836 bis 1854, also den zweiten Theil von Schelling's Aufenthalt in München und die Zeit seiner Wirksamkeit in Berlin bis zu seinem Tode. Veranlaßt wird derselbe zunächst durch verschiedene Reisen des Kronprinzen, die ihn auf seine Besitzung nach Hohenschwangau, nach Athen zu seinem Bruder, dem König Otto, führten, oder durch dringende Angelegenheiten, welche eine schnelle briefliche Erledigung erforderten. Zu einer regelmäßigen Correspondenz aber gestaltete sich dieser briefliche Verkehr erst seit dem Jahre 1841, in welchem Schelling's Berufung nach Berlin erfolgte. König Friedrich Wilhelm IV., der in mehr als einer Beziehung mit Maximilian II. die größte Aehnlichkeit des Charakters und der Denkweise zeigt, hatte es eine seiner ersten Regierungssorgen sein lassen, die Berufung Schelling's, des Romantikers unter den Philosophen, dem er sich geistig aufs nahestе verwandt fühlte, durchzusetzen. Sein Plan wurde von den Männern seiner nächsten Umgebung, den Bunsen, Savigny und Stahl, nachdrücklich unterstützt, denen ebenso wie dem Könige alles daran gelegen war, dem Hegelianismus, der die letzte Zeit fast ganz beherrscht hatte, in Schelling, dessen Philosophie, wie man glaubte, der positiven, christlichen Gläubigkeit zugewandt schien, einen namhaften Gegner entgegenzustellen. Seine wissenschaftliche Berühmtheit, die hohe Bewunderung, welche er noch immer, besonders auch in der Schule Hegel's genoß, und die Kraft seines Geistes schienen genügende Bürgschaft dafür zu bieten, um hoffen zu können, daß er bald der „verderblichen Hegelei" den Garaus machen würde. Schelling wurde nicht zum wenigsten ebenfalls durch die Aussicht gereizt, seinen einstigen Schüler, den er jetzt als seinen ärgsten Widersacher ansah, auf der Stätte seiner größten Triumphe zu bekämpfen, da er dem Meister nicht mehr entgegentreten konnte — Hegel war schon 1831 gestorben —, wenigstens seine weitverbreitete Schule in ihrem Hauptquartiere anzugreifen. Zudem waren die Bedingungen, unter denen der Ruf von Berlin an ihn erging, die denkbar glänzendsten, und so entschloß er sich, ihm Folge zu leisten. Nur eins machte es ihm überaus schwer, diesen Entschluß zu fassen: die zahlreichen ehrenden Bezeigungen der Theilnahme und Anerkennung, die er in Baiern, zumal von König Ludwig I. erhalten, vor allem aber das persönliche Verhältniß, das sich seit einigen Jahren zwischen ihm und dem Kronprinzen Maximilian herausgebildet hatte. Dieser weilte gerade in Athen, als die Nachricht von der Berufung Schelling's zu ihm drang. Schmerzlich bewegt wandte er sich sofort brieflich an ihn, um ihn zum Bleiben in München zu veranlassen:

Aus dem alten Athen richte ich diese Zeilen an Sie, wolkenlos wie sein blauer Himmel war bisjetzt mein Gemüth, ich fühlte mich so froh hier und glücklich, wie ich lange nicht gewesen, bis der letzte Brief meines Vaters mir plötzlich alle Freude nahm; er sprach von Ihrem Rufe nach Berlin. Wenn noch hundert Briefe mir dieselbe Nachricht wiederholten, ich kann es wahrhaftig nicht glauben, daß Sie, mein lieber, verehrter Freund und Lehrer, Baiern und Ihren, ich kann wohl sagen mit kindlicher Innigkeit und Liebe an Ihnen hängenden Schüler so plötzlich verlassen wollen; sagen Sie, was haben wir gethan, um das zu verdienen? Der König schrieb mir, Sie glaubten die Stimme der Vorsehung in dem an Sie ergangenen Rufe zu vernehmen — können Sie in Preußen treuer Ihnen ergebene Herzen finden als in Baiern, einem Lande, über das so lange die Sonne Ihres Geistes erleuchtend und erwärmend geschienen — tausendfältige Saat haben Sie auf seinem Boden ausgestreut und Sie wollen sie nicht reifen sehen? — Mögen sich auch in Preußen Ihnen schöne Aussichten des Wirkens und Nützens eröffnen, vergessen Sie nicht, daß ein Herz wenigstens in Baiern schlägt, in dem keins Ihrer Worte verloren gegangen noch je verloren gehen wird, welches das von Ihnen Empfangene als eine heilige Schuld betrachtet, die abzutragen die Aufgabe seines ganzen Lebens sein wird; was Sie mir thun, das thun Sie nicht nur unserm deutschen Vaterlande, sondern, wenn Gott mir hilft, dem gesammten Reiche des Geistes, der Welt! Gott, wie nöthig brauche ich Sie, wie nöthig braucht Sie Baiern!... Wie schmerzlich ist es mir, gerade jetzt so weit von München zu sein in einem Augenblicke, wo es sich darum handelt, ob Baiern den größten Gelehrten und ich meinen besten Freund verlieren soll!... Ist Ihr Geist nicht gewaltig genug, daß er über die engen Grenzen unsers Vaterlandes hinaus sich erstrecke, erleuchtend und siegreich, soweit die deutsche Zunge reicht und noch weiter?! ohne daß Sie selbst uns deshalb zu verlassen nöthig haben, ein Land, dessen Stolz Sie nun seit 37 Jahren, wo Tausende thatkräftiger Herzen Ihnen entgegenschlagen; nein, das können Sie nie und nimmermehr!

In wahrhaft rührender Weise kommt hier die Anhänglichkeit und Verehrung zum Ausdrucke, welche Kronprinz Maximilian seinem Lehrer entgegenbrachte. Es waren in erster Linie auch diese tiefgefühlten Worte seines fürstlichen Schülers, die Schelling bewogen, der bairischen Regierung vorläufig ein Provisorium zuzugestehen, wonach er zunächst nur auf ein Jahr Urlaub erhielt, um dem Rufe nach Berlin Folge leisten zu können. Er trat freilich nach Ablauf dieses Jahres dauernd in preußische Dienste über, der bairische Kronprinz wurde jedoch schon durch die geringe Aussicht, daß die Trennung von Schelling nur vorübergehend sein werde, mit außerordentlicher Freude erfüllt:

In Worte kann ich es nimmermehr fassen, wie groß meine Freude, daß Sie Ihrem Sie so innig verehrenden Schüler, daß Sie Baiern erhalten bleiben. Das erste, was ich nach Erhaltung dieser frohen Kunde that, war, daß ich Gott dafür dankte — mehr kann ich nicht sagen. Eine gesegnete nenne ich die Stunde, die Ihnen den ergriffenen glücklichen Ausweg in die Seele gab.

Doch beschränkt sich der vorliegende Briefwechsel nicht blos auf solche gegenseitigen Worte der Liebe und Verehrung, obwol diese einen sehr breiten Raum einnehmen und darum an einzelnen Stellen selbst ermüdend wirken. Auch in der Ferne ist Schelling vor allem der einflußreiche Rathgeber des bairischen Kronprinzen und später auch des Königs in allen wissenschaftlichen Fragen allgemeinerer Natur, namentlich solchen, die philosophische Gegenstände betreffen. Seitdem er den Unterricht Schelling's genossen hat, ist ihm seine Philosophie nicht nur ein Gegenstand lebhaften Interesses, sondern wahre innerste Herzenssache geblieben. Immer von neuem legt er dem Meister philosophische Fragen vor, sucht auftauchende Zweifel sich selbst nach den Grundprincipien der Schelling'schen Metaphysik zu lösen und dann seine Versuche der Kritik desselben zu unterbreiten oder von diesem selbst unmittelbaren Aufschluß zu erhalten. Er wünscht von ihm wiederholt einen Mann bezeichnet zu haben, der geeignet wäre, ihm als ein Jünger der Schelling'schen Philosophie bei seinen eigenen Forschungen zur Seite zu stehen. So oft sich ihm Gelegenheit bietet, sucht er persönliche Zusammenkünfte mit dem Meister zur Besprechung wissenschaftlicher Fragen herbeizuführen. Nach einer solchen schreibt er ihm einmal:

Wie oft denke ich der glücklichen mit Ihnen, meinem lieben Herzensfreunde, zu Berlin und namentlich hier in München verlebten Stunden; so Gott will, werden es nicht die letzten sein; ich verdanke Ihnen weit mehr, als ich es auszudrücken vermag; ich wäre sonst geistig verhungert und verdurstet. — Eine unaufhaltsame Gewalt treibt mich beständig, stets mehr in alle Tiefen Ihrer herrlichen Philosophie einzudringen und nicht eher zu ruhen, bis ich sie in ihrer Totalität erfaßt und zur Basis, zum Leitstern meiner Lebensaufgabe gemacht!

Indessen war König Max keineswegs ein Mann, dem die Gelehrsamkeit, die theoretische Forschung seiner Natur nach näher lagen als die Pflichten, welche ihm sein königlicher Beruf auferlegte. Im Gegentheile war das erstere überall nur bestimmt, dem letztern zu dienen. Er wollte allseitig wissenschaftlich gerüstet sein, um seiner Regentenaufgabe um so eher und wirksamer genügen zu können. Einen Hauptgegenstand derselben sah er freilich in der Pflege der Wissenschaften, er hoffte, auf diesem Gebiete seinem Lande dasselbe werden zu können, was sein Vater, König Ludwig I., ihm für die Kunst gewesen war. Er gedachte dabei vor allen Dingen auch Baiern aus der vereinsamten Stellung zu befreien, welche es bis dahin in dem Ganzen deutschen Geisteslebens eingenommen hatte. Was er nach dieser Richtung hin während seiner Regierungszeit, aber auch schon vorher geleistet hat, ist bekannt. Er wußte eine Gesellschaft der hervorragendsten Künstler und Gelehrten zu freier Vereinigung um sich zu sammeln — das später von den Theilnehmern so genannte „Symposion" —, unter deren Beihülfe er sich selbst weiter bildete und zugleich seine Ideen zur Pflege des künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens in Baiern zu verwirklichen suchte. Männer wie Sybel, Bluntschli, Carriere, Siebold, Pettenkofer, Geibel, Heyse, Riehl, Cornelius, Kaulbach, Piloty haben diesem „Symposion" angehört. Alle wichtigern Pläne wurden auch Schelling stets vorgelegt, so ein Plan zur Begründung eines deutschen Dichtervereins, durch den die Poesie gefördert, und die Idee einer allgemeinen Preisbewerbung, durch welche ein neuer der Zeit entsprechender Baustil geschaffen werden sollte. Die Schreiben, in welchen König Max diese Pläne Schelling vorlegte, zeigten deutlich, welches edle Streben seinen mäcenatischen Absichten dabei zu Grunde lag, aber auch wie sehr dieselben oft durch den Gedanken beeinträchtigt wurden, daß ein mechanisches Eingreifen von oben ausreichend sei, um geistige Entwickelungen zu fördern oder gar überhaupt anzuregen.

Ein sehr untergeordnetes Moment bilden in dem vorliegenden Briefwechsel die politischen Erörterungen. Das ist erklärlich, wenn man sich gegenwärtig hält, daß König Max, als er im Jahre 1848 nach der unfreiwilligen Abdankung seines Vaters den bairischen Thron bestieg, sich der schwierigsten politischen Lage gegenüber befand, deren in rascher Folge kaleidoskopartig wechselnde Momente unmittelbares und thatkräftiges Handeln erforderten und zum Entwerfen weitausschauender Pläne zunächst keine Zeit ließen. Wo er Veranlassung nimmt, seinem Lehrer gegenüber Andeutungen über die politischen Verhältnisse und seine eigenen Pläne zu geben, da geschieht dies nur in ganz allgemeinen Umrissen. Er bekundet seine Sympathien für das Streben nach Schaffung einer deutschen Einheit, aber unentwegt hält er dabei an der Triasidee fest, d. h. an dem Gedanken, daß Baiern an der Spitze der Mittelstaaten in dem zu errichtenden deutschen Einheitsbau als gleichberechtigter Factor neben die beiden Großmächte Oesterreich und Preußen treten müsse. Auf innerpolitischem Gebiete — und hier wie in der auswärtigen Politik stimmt Schelling ganz mit ihm überein — steht er seinen ganzen romantisch-conservativen Neigungen entsprechend durchaus auf seiten derer, welche das Heil der Staaten in einem humanen, aufgeklärten Absolutismus erblicken. Indessen bringt er diese Neigungen unbedenklich zum Opfer, als er sich genöthigt sieht, der Zeitströmung Rechnung zu tragen und regiert ehrlich als liberal-constitutioneller Fürst. Charakteristisch für die Weite seiner Anschauungen und den philosophischen Standpunkt, den er gern bei allen Anlässen einzunehmen pflegt, ist die Aufforderung, welche er an Schelling richtet, ihm eine gedrängte Angabe der in der Gegenwart liegenden Richtungen und der Keime künftiger Entwickelungen zu machen:

Obgleich kein sterbliches Auge mit voller Bestimmtheit die Entwickelung und Gestaltung der nähern oder entferntern Zukunft voraussehen kann, so glaube ich, ist es einem tiefer blickenden Geiste doch nicht unmöglich, der Vergangenheit und Gegenwart umfaßt, dieses bis auf einen gewissen Grad zu thun, da er die in der Zeit liegenden, halberschlossenen, einem profanen Auge unsichtbaren Keime künftiger Gestaltungen erkennt und versteht; wer vermöchte dieses besser als Sie, mein verehrter Lehrer? ... Wichtig

ist mir die möglichste Erkenntniß der Zukunft wegen des in der Gegenwart Anzustrebenden.

So suchte König Max überall, ohne daß er dadurch sein thatkräftiges Handeln lähmte, auf einen höhern Standpunkt sich zu stellen als auf den des Opportunisten, der nach den wechselnden Zuständen eine von diesen hergenommene augenblickliche Entscheidung trifft. Er schien die Forderung Plato's erfüllen zu wollen, der verlangt, daß in seinem Idealstaate die Könige philosophirten und die Philosophen Könige seien. Der hohe Geist des Platonischen Idealismus ist es, der von seinem großen Lehrer Schelling ihm eingepflanzt worden war. Er selbst hat dieser Thatsache einmal tiefempfundene Worte geliehen, welche das schöne, auf engste Geistesverwandtschaft gegründete Freundschaftsverhältniß, das beide verknüpfte, treffend bezeichnen. Es ist ein Sonett, das er von Ischia aus, nachdem er kurz vorher das berühmte Rafael'sche Gemälde im Vatican, die „Schule Athens" darstellend, gesehen hatte, an Schelling sandte. So wenig es hohen Ansprüchen in formeller Hinsicht genügen kann, so tiefempfunden ist es doch, und gleich ehrenvoll für den Philosophen auf dem Throne wie für seinen großen Lehrer:

Verloren stand ich vor dem Meisterbilde,
Uns Plato in der Schüler Mitte zeigend,
Sich vor des großen Lehrers Worte neigend,
Vor seines Geistes Riesenkraft und Milde.

Da war's, als wenn auf mich sein Auge zielte,
Dem Plato's nicht, dem Deinen, Theurer, gleichend,
Ruht grüßend, liebend es auf mir und schweigend;
Dein Geistesfeuer war's, das in ihm spielte.

Die Männer, die den Meister rings umstanden,
Die großen Denker waren's aller Zeiten,
Die in Dir, Hoher, ihren Herrn erkannten.

Du wagst, die Klüfte kühn zu überschreiten,
Zu den die Weisen keine Brücke fanden,
Die Gläubige und Denker stets entzweiten.

Max Groeben.

Romane.

1. Tino Moralt. Kampf und Ende eines Künstlers. Von Walther Siegfried. Zwei Theile in einem Bande. Jena, Costenoble. 1890. 8. 7 M. 50 Pf.

Die Scheu des Dichters, seinem Werke die Gattungsbezeichnung „Roman" zu geben, ist im kurzen Vorworte treffend begründet worden, in der richtigen Erkenntniß, daß die Dichtung, wie sie vorliegt, die Ansprüche, welche die Kunstlehre an die Idealform des Romans stellt, nicht erfüllt. Und doch gibt die schüchterne Umschreibung „Kampf und Ende eines Künstlers" lediglich den Inhalt eines Dichtwerks an, das in seiner Gesammtheit wie in seiner Ausführung durchaus unter den Begriff des Romans fällt und bei nochmaliger partienweiser Umgestaltung sich unschwer auf eine sehr beachtenswerthe Höhe unserer Romanliteratur erhoben hätte. Daß das Buch nunmehr auf einer Vor- oder Unterstufe in der kritischen Rangordnung verharren blieb, ist um so mehr zu bedauern, als dem Dichter selbst die wunden Punkte seiner Arbeit sehr genau bewußt sind. Denn bedauern wir hauptsächlich den zu fühlbaren Mangel einer wechselvollen Kette von Begebenheiten und ein zu einseitiges Zurückdrängen der Außenwelt zu Gunsten der pathologischen Zergliederung und der psychologischen Entwickelung des Helden, so gesteht der Dichter selbst, daß ihm diese Analyse das Hauptbedürfniß geblieben und es ihm mehr darauf angekommen sei, das geheime, so unendlich feine Triebwerk eines Künstlerlebens und -Leidens zu schildern als die Geschehnisse, welche solch ein Leben begleiten und dessen Inhalt vielleicht romanhaft gestalten können. Das klingt zwar höchst bestechend, sagt aber doch nichts anderes, als daß sich Walther Siegfried eine Aufgabe stellte, die er, ob nun bewußt oder unbewußt, nur zur Hälfte löste, um — nur einen halben Preis zu gewinnen. Aber diesen hat er redlich verdient und bewiesen, daß er die Fähigkeit und die Arbeitskraft besitzt, nicht nur ganze, sondern erste Preise zu erringen. Die Dichtung ist ein moderner Künstlerroman von ungemein psychologischer Ausweitung. Sein Schauplatz ist München, dessen Malerleben die lebendige Scenerie bildet. Die Schlußkapitel führen in das bairische Hochland. Der Held, eine überreich angelegte Natur, die ihrem Ideale ein Genüge thut und in jähem Wandel auf dem Gebiete der Malerei und der Dichtkunst nach Kränzen jagt, während ihre Grundanlage vielleicht am günstigsten für die Tonkunst vorgebildet ist, nimmt ein tragisches Ende. Das Hauptgewicht indessen fällt doch auf das Streben des Malers, und die Probleme der modernen Malerei werden auf das vielseitigste dargelegt, während die Formen und Ziele des modernen Schriftstellerlebens nur gestreift werden, wobei trotzdem helle Schlaglichter auf die höhere Uebersetzungskunst fallen, denn dieser Dichter kennt nur lauter abgeklärte Ideale und kein Gedanke strömt aus seiner Feder, welcher nicht das Ergebniß sorglichen Erwägens und reifer Schlüsse wäre. So schöpfen auch seine Schilderungen des münchener Lebens aus dem vollen Strome der rauschenden Gegenwart und so umgrenzt sie sich halten, um so mehr gehen seine Landschaftsmalereien des bairischen Hochlandes in die Breite und werden stimmungsvoll abgeschattet nach dem Wechsel der Jahreszeit, um die Gemüthsverfassungen des unglücklichen Künstlers mit ihren Wandlungen sympathetisch zu begleiten. Und dessen immer tiefer hereinsinkende geistige Umnachtung ist mit zwar grausamer, aber bewundernswerther Folgerichtigkeit eingeleitet und dargestellt worden, und die Träume und Visionen seiner letzten Märtyrertage athmen ein so furchtbares

Grauen, daß der gequälte Leser den Dichter bittet: „Führ' es zu Ende!" Und er führt es zu Ende in versöhnungsloser Nacht. Das ist der letzte Cardinalfehler des Buchs. Wenn nur etwas, nur ein paar keimfähige Gedanken und Skizzen vom Tino Moralt blieben! Aber sein Leben verpufft so vollständig ins Leere, daß der aufgebotene Apparat schließlich die Frage stellt: „Cui bono?" Den Grundgedanken seines Werks stellt der Dichter freilich in den Mittelpunkt wie an das Ende: „Es gibt in der Kunst wie in jedem Kampfe Helden, welche sich ganz ihrer Bestimmung hingeben und zu Grunde gehen, ohne das erstrebte Ziel zu erreichen." Das ist traurig wahr; ein „Held" indessen, der nichts erreicht, ist doch kaum des Namens würdig. Ein solcher ist lediglich Kämpfer; das Heldenthum schließt meines Erachtens erreichte Ziele ein, und sei es, daß es sich allein für das rüstige Weiterstreben anderer in die Schanze schlug. Tino Moralt aber hat die Mitstrebenden minder gefördert, als gehemmt und beirrt und seine reiche Begabung nutzlos, ja im Grunde als ein Fahnenflüchtiger verzehrt. Das ganze Buch schildert einen einzigen Krankheitsproceß. Goethe's „Werther" hat es auch gethan. Aber in Goethe's „Werther" vollzog sich ein Genesungsproceß des Dichters, während Walther Siegfried seiner pathologischen Studie objectiv gegenübertritt. Betrachte er das mit allem Fleiße durchgeführte, von tiefen ästhetischen Erkenntnissen getragene und von reger Gestaltungskraft zeugende Erstlingswerk als eine Frage an Kritik und Publikum über seine Berufung: d. Bl. antworten mit einem freudig durchdrungenen Ja! dem die Zukunft sicherlich ein herzliches So ist es! folgen lassen wird.

2. Die Spinne. Roman von Hermann Heiberg. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 6 M.

Der geistige Zauber der reizenden Sirene hätte sich ungestraft erhöhen lassen, gleichwie das intellectuelle Gepräge ihrer drei Liebhaber eine feinere Ciselirung vertragen hätte. Heiberg hat statt dessen das Vollgewicht auf die Entfaltung des Naturells und der Charaktere gelegt. Und nach dieser Seite ist ihm in der Figur der Barbro eine Originalleistung besten Stils geglückt. Die nixenhaft aus Glut und Frost geformte Seele des seltsamen und in all seinen Widersprüchen einheitlich und natürlich gestalteten Mädchens ist in ihren geheimsten Falten offen gelegt und all ihre Räthsel werden so kunstvoll wie versöhnlich gelöst. Der Bändigungsproceß oder sage ich besser, der Umbildungsproceß der Widerspenstigen erinnert mitunter wol in seinen letzten Phasen an das Shakespeare-Stück: was sich indessen hier mehr äußerlich vollzieht, hat Heiberg in Vorgängen eines tiefbewegten Seelenlebens entwickelt. Die Schilderungen des Einzelnen: der glänzenden Wohnung Tassilo's, der Schlittenpartie nach seinem Jagdschlosse, des wahrhaft classisch componirten Mittags zu vier Gedecken im Palais u. s. f., messen sich mit der besten Kleinmalerei des Nebenbeis der Franzosen an Chic — uns fehlt das Wort — und an Geschmack der Anordnung. Sprachlich hingegen ist Heiberg weniger wählerisch. Nicht daß seine Ausdrucksmittel seiner Phantasie und Dialektik nicht ebenbürtig wären, aber er versteht sie zu wenig abzustimmen und die Sprache des Alltags klingt zu rauh und aufdringlich hinein in die Welt der Poesie. So gebricht es seinem Vortrage an Abtönung und viel zu oft an poetischer Anmuth und Harmonie, und ein nüchterner verstandesmäßiger Realismus erkältet die glanzvollen Ausstrahlungen eines Talents, das ich zu den welt- und gesellschaftskundigsten wie gestaltungsmächtigsten der Epoche zähle. Zum Titel des ungewöhnlichen Werks sei bemerkt, daß er nicht das spinnenartig in ihre Netze ziehende Wesen der Hauptfigur andeuten soll, sondern eine Art bête humaine bezeichnet, die in ihrer Seele lebt: „Ja, in mir ist eine Spinne", charakterisirt sie mit kalter Selbstkenntniß diesen psychischen Parasiten in eigener liebreizender Person:

In mir ist eine Spinne. Sie sitzt auf meinem Herzen. Das Thier hat ein Band um den Hals und das haben andere in Händen, jetzt du. Dann hat dieses Geschöpf Krallen an den Beinen wie ein Raubthier, und sowie man an dem Bande zieht, läuft es durch mein Inneres. Dieses Laufen thut sehr weh, es zerreißt die Seele und hinterläßt große Narben, die immer wieder aufbrechen, wenn neue Wunden hinzukommen. Wo das Thier einmal gelaufen, dahin geht's nicht mehr zurück. Die rauhen, schwieligen Narben haben ein Aussehen wie Knüppelholz und das Blut ist dort kalt. Die Spinne läßt sich nicht fangen und zähmen, sie ist ein Theil meiner selbst, lebt und stirbt in mir! Wenn man sie nicht reizt, merkt man nichts von ihr, weder der, welcher das Band hält, noch ich selbst.

Die Vernichtung dieses Dämons ist das Problem des Buchs.

3. Zu spät. Roman von A. von Liliencron. Leipzig, Deichert Nachfolger. 1890. 8. 4 M. 20 Pf.

Die Charaktere sind mit sorgfältiger, wenn auch etwas weicher Hand entworfen und ausgeführt. Die Farben der Schilderung sind hell und rein und die Menschen aus Stoffen dieser Welt, nicht erträumt. Das Leitmotiv:

O lieb' so lang du lieben kannst,
O lieb' so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst —

gelangt an den entscheidenden Punkten immer wieder zu vollem Anschlage, bis sich die schrillen Misklänge am Schlusse lösen in friedlichen Accorden. Die Handlung verläuft ungekünstelt und ist belebt genug, um Unterhaltung suchende Stunden der Muße freundlich zu kürzen. Der ganze Roman bewahrt ein wohlthuendes Gleichmaß der Haltung und Stimmung, nur gebricht es den Figuren an jener fesselnden Originalität, welche sowol „Tino Moralt" als so hochgradig Heiberg's „Spinne" auszeichnen. Onkel Klaus und den Tanten, dem alten und dem jungen Freiherrn, dem Grafen und seiner Braut u. s. w. fehlt der Stempel einer höhern Besonderheit. Sie muthen an wie alte Romanbekannte aus den sechziger Jahren. Anziehender

wirken die norddeutschen Landschaften, durch welche uns die Dichtung führt; sie sind nicht stilisirt, aber treu nach der (schleswig-holsteinischen) Natur gezeichnet.

4. Säen und Ernten. Roman in zwei Abtheilungen von M. Quednow. Leipzig, Deichert Nachfolger. 1890. 8. 4 M.

Es ist ein Ausschnitt bürgerlichen Lebens aus der Zeit der Freiheitskriege, welchen der Roman zum Vorwurfe nimmt. Die Figuren sind die üblichen: französische Offiziere, jugendliche Preußenhelden, Spione, tugendbündlerische Bürger u. s. w. Neben scharfer Betonung Schiller'scher Beeinflussung der Geister tritt das Komödiantentreiben der Zeit stark in den Vordergrund. Leider geht die Verfasserin zu wenig ins einzelne, als daß ein gültiges Culturbild entstände, und der zeitliche Hintergrund ermangelt zu sehr festen Gebälks. Vor allem vermisse ich das Hereinragen irgendeiner bedeutendern geschichtlichen Persönlichkeit, deren Auftreten dem Ganzen nicht die Richtung, wol aber einen bestimmtern Charakter gäbe. Denn es handelt sich um ein historisches Zeitgemälde, das solcher Angelpunkte nicht entrathen will, weil die Figuren, die als mithandelnde in den geschichtlichen Rahmen gezogen werden, doch nur als Schiebende oder Geschobene wirken können. Dabei soll und darf dem Romanhelden selbst seine Rolle keineswegs verkümmert werden, damit sich im Gegentheile das Reinmenschliche und Reinpersönliche in dem Reflexlichte des großen geschichtlichen Hintergrundes des allgemeinen Völkergeschicks und seiner bestimmenden Lenker um so voller und wahrer entfalte: die Theilnahme des Lesers freilich wird auf alle Fälle zwischen den Vorgängen des Hinter- und des Vordergrundes, d. h. zwischen den weltgeschichtlichen Ereignissen und den Küssen und Thränen des schönen Leopold und der noch viel schönern Leopoldine pendeln: das ist des Teufels wohlberechtigter Antheil am historischen Romane. Wohl oder übel hat ihm denn auch die Verfasserin von „Säen und Ernten" ihre Quote entrichtet. Davon abgesehen indessen bekundet ihr Buch eine wohlgeschulte Phantasie, fleißiges Studium der Zeit, eine leichthin fließende Schreibart. „Längst sind alle die Personen", führt sie ihre Dichtung zum Schlusse, die mit der nahen Aussicht auf das Läuten der Friedensglocken abbricht,

> längst sind die Personen, von denen diese Geschichte berichtet, dahingegangen; ihre Spur wird auf Erden nicht mehr gefunden, ihre Ernte haben sie eingeheimst und ihre Kinder, Enkel und Urenkel bewohnen die verwandelte Welt. Längst dahingegangen ist das ganze Geschlecht jener sturmvollen Tage, das Geschlecht mit den in Haß und Liebe heiß aufwallenden Herzen, mit dem mächtigen Zuge nach den idealen Gütern des Lebens und der träumerisch ungelenken Behandlung der Wirklichkeit. Veränderten Antlitzes schaut die heutige Zeit auf sein gewaltiges Ringen zurück; das Samenkorn jedoch, in schwülen Tagen gereift, ist zur Aussaat geworden für tausendfältige Frucht, und so oft das Vaterland sich seines Werths und seiner Pflichten erinnert, möge es dankbar zurückblicken auf die Keime seiner Größe, die dem opferfreudigen, dem todesmuthigen Handeln der Ahnen entsproßten.

Ich bezweifle, ob die Verfasserin zu einer solchen Mahnung das Recht besaß. Wo Deutschlands alte und Deutschlands neue Kraft verankert liegt, weiß deutsche Bildung ganz genau, und kein Roman M. Quednow's braucht uns mütterlich dessen zu gemahnen.*) Doch betone ich gern, daß sich die Erzählung selbst jedes lehrhaften Kitzels erwehrt.

5. Adam's Söhne. Roman von Adolf Wilbrandt. Berlin, Hertz. 1890. 8. 6 M.

„Adam's Söhne" in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts! Die Verwandtschaft ist weit, aber doch so enge, wie die zwischen dem guten und bösen Princip, das in Abel und Kain Fleisch und Blut gewann. So ist es denn die Mystik der Vererbungstheorie, welche in vorliegendem Buche an dem Parallelismus zweier ungleichen Freunde und ihrer beiden einzigen Söhne, ich will nicht sagen demonstrirt, aber doch illustrirt wird. Dies Doppelpaar und das gemeinsame Verliebtsein der beiden Väter und ihrer Jungen in die gleiche Schönheit bildet die Hauptsäulen und Grundzüge der Fabel. So ist ihr Gewebe minder kunstmäßig als verkünstelt. Daß sich Vater und Sohn einmal in der gleichen Leidenschaft begegnen, ist natürlich; wenn sich indessen ein solches Liebhabersystem verdoppelt, dann wirkt das Motiv in der Dichtung so unnatürlich, wie ich den Fall in der Wirklichkeit, obwol ich ihr die unmöglichsten Verwickelungen zutraue, für ausgeschlossen halte. Man darf die Phantasie des Lesers und seinen Autoritätsglauben nicht vergewaltigen. Auch sonst sind die Haupttheile der Handlung zu gewaltthätig verklammert, statt harmonisch verbunden:

> Wittekind ward wohl ums Herz. „Wohin fahren wir, Herr?" fragte der Schiffsjunge. Lächelnd zuckte Wittekind die Achseln; was lag ihm daran, wohin? Nur so ins Leben hinaus.

„Nur so ins Leben hinaus!" Ja, wenn sich auf solche Weise nicht die Verknüpfung des ersten und zweiten Buchs vollzöge und auf solche Art das Spiel gefälligen Zufalls würde! „Was lag ihm daran, wohin?" So werden die in Salzburg getrennten Adamssöhne hoch oben an der Ostsee wieder zusammengeführt. Der Dichter weiß nur zu gut, wohin das Schifflein seines Helden treiben soll, und daß dieser beim Landen zufällig die Dame seines Herzens von Salzburg wiederfindet, gönnen wir ihm so sehr wie dem Dichter. Natürlicher schließt sich sodann das dritte Buch ans zweite an, wiewol die Haupthandlung mit diesem abschließt und das vornehmste Interesse mit dem Abbruche der Linie Kain erschöpft ist. So viel vom Aufbau. Ungleich vollkommener und mit vollem reifen Kunstsinne durchgeführt ist der Ausbau. Höchstes Lob ist zunächst den Charakteren zu spenden. Es ist keiner darunter, der so complicirt wäre wie Heiberg's Barbro, aber aus ihrem Zusammen- und Widerspiele ergibt sich doch ein gut Theil höherer Weisheit. Da ist zunächst dieser

*) Der Roman kommt aber doch nicht nur der deutschen „Bildung" in die Hand. D. Red.

prächtige Alte vom Berge, der fürwahr ein würdigeres Ende hätte finden sollen als unter den Messerstichen socialistischer Kannibalen. Seine politischen Ausblicke, seine an Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts" gebildeten metaphysischen Theorien und „Ahnungen" sind völlig die meinen. Ebenso sicher und in ihrer Weise überzeugend sind die beiden Kainiten gezeichnet, schillernd wie prachtvolle Schlangen; ihre Gegenfüßler, Wittekind und Sohn, treten vor ihnen zurück an geistiger Ausstattung, um sie an Gemüthstiefe und Bildung des Herzens siegreich zu verdunkeln, ermangeln aber feinerer Politur und fallen zuweilen ins Sentimentale. Der Graf, die Gräfin, Riedau und Consorten sind Leistungen trefflicher Charakterisirungskunst. Doch ist der Socialismus zu einseitig beleuchtet, als daß dies Abbild sprechend wäre. Gerade die im Süden sich fristenden Socialisten haben ungleich mehr Geist, wie ihre Gedichte beweisen. Auch sonst hat sich der Roman mit dieser Geistesströmung zu wohlfeil abgefunden. Marie von Tarnow hingegen wirkt zu ätherisch, zu clarissen- und schablonenhaft. Auf die einzelnen Scenen will ich nicht eingehen. Das Epigrammenspiel, welches Waldenburg mit dem Grafen treibt, ist für ihn wie diesen zu plump. Ebenso sein Benehmen gegen Riedau für den Klugen viel zu unklug und viel zu brutal. Die sich überstürzenden Zusammenkünfte und Begegnungen im „letzten Hause" schmecken zu sehr nach dem Theater.

Das Ganze, das ein in strahlende patriotische Farben getauchter Abschluß krönt, ist ein ganzer Roman — in seinen Tugenden, in seinen Schwächen.

Adalbert Schroeter.

Zur Schulreform.

1. Die einheitliche Mittelschule. Ein Beitrag zur Lösung der Mittelschulfrage von Rudolf Pindter. Linz, Ebenhöch. 1890. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.
2. Die Ueberfüllung der Gymnasien und das Berechtigungswesen. Von Edmund Lange. (Heft 69 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen".) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890. Gr. 8. 1 M.
3. Das Gymnasium mit zehnjährigem Cursus. Von Juling. Hannover, Meyer. 1890. 8. 2 M.
4. Der deutsche Unterricht und die Schulreform. Von Felix Hartmann. (Heft 67 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen".) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.
5. Vor der Entscheidung. Meinungen und Wünsche zur Schulreform. Von Gustav Weck. Berlin, Friedberg u. Mode. 1890. Gr. 8. 1 M.
6. Das humanistische Gymnasium und die Anforderungen der Gegenwart. Von Hermann Schreyer. Halle a. S., Schrödel. 1890. Gr. 8. 80 Pf.
7. Sint ut sunt. Für das alte Gymnasium wider die Neuerer. Fünf Thesen von Adolf Lasson. Berlin, Walther und Apolant. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Es war einmal eine wahre Lust, den frischen fröhlichen Reformkrieg führen zu sehen! Wie platzten da die Geister aufeinander, wie lebten sie sich aus, wie wuchsen sie im eigenen Ringen! Da wurde so mancher alte Zopf auf dem an Philistereien und Kleinlichkeiten so reichen pädagogischen Gebiete verschämt zu Grabe getragen, manches Bollwerk preisgegeben, aber auch mit dem Herzblute das Kostbarste vertheidigt; da entdeckte man so manchen Vorzug am Gegner und es war dem Alten nicht zum Schaden, wenn es vom Neuen lernte, und dem Neuen stand es wohl an, mit dem Alten zu rechnen. Reinigend, aber auch kräftigend wirkte der Kampf. Es war einmal! Heute droht dieser frisch-fröhliche Krieg auszuarten in eitles Gezänke, eigensinnige Rechthaberei, kleinliche Hausfehde, unfruchtbaren Guerrillakrieg! Es kommt dies daher einmal, daß zur Zeit jeder Unberufene berufen zu sein glaubt, seine Stimme zur Reform unsers höhern Schulwesens zu erheben, etwa wie heutzutage auch jeder lyrische Spatz seinen Pfiff in den Chor der Nachtigallen zu mischen sich erdreistet; sodann, daß seit einiger Zeit besonders das pädagogische Papagaienthum sich breit macht, das, was andere längst besser gesagt haben, eifrig nachplappert, und das pädagogische Fabrikantenthum, das aus zwanzig Reformvorschlägen in mechanischer Arbeit den einundzwanzigsten zusammenwebt. Und selbst unter den Berufenen — wie viel unnöthige Verwirrung, wie viel Einseitigkeit und Enge des Gesichtskreises! Stimmen A und B in x und y glücklich überein, so gehen sie dafür um so sicherer in z auseinander und beide erklären gerade dieses z für das sine qua non! C sieht dann natürlich in der Durchführung von x und y „den Ruin des gesammten deutschen höhern Schulwesens"! Es ist höchste Zeit, daß ein energisches „Es ist genug!" ertöne, daß man sich oben und unten wieder bewußt werde: nicht das „Was", sondern das „Wie" ist in aller Pädagogik die Hauptsache, nicht der Stoff, sondern der Geist, der diesen lebendig macht, und ich fasse die Aufgabe und den Nutzen des in diesen Tagen zusammentretenden officiellen Pädagogencongresses besonders in dem Sinne, daß er vor allem Beruhigung bringe, indem erklärt wird: keine Reform, oder radicale Reform, oder besonnene organische Weiterbildung des Ueberlieferten. Das letztere wünsche ich; aber wie die Entscheidung auch falle, ich werde sie als eine Erlösung begrüßen, die uns wenigstens von dem Schlimmsten befreit, was es auf pädagogischem Gebiete gibt, von der Unruhe, der Unsicherheit, die das harmonische Wirken stört, das heilige Friedensfeld der Schule mit wildem Gezänke entweiht und auch den Frieden des Hauses, ja des Staats allmählich zu gefährden geeignet ist.

Sechs Schriften zur Schulreform sind mir vor der „Entscheidung" noch zugekommen [die siebente zu spät ein-

gesandte fügt die Redaction hinzu]. Ein österreichischer Realschuldirector, Rudolf Pindter, empfiehlt „Die einheitliche Mittelschule" (Nr. 1). Die Schrift hätte für den deutschen Leser gerade so gut ungeschrieben bleiben können. Vom plattesten Nützlichkeitsstandpunkte ausgehend, ohne jede tiefere Erfassung und Begründung der Sache, verbreitet sie sich in verwaschener Darstellung über ein achtklassiges „Lyceum" der Zukunft:

Für mich sind Gymnasium und Realschule zwei vollkommen gleichwerthige Mittelschulen, die unter Verwerthung der Vorzüge, welche ihre Einrichtungen an sich tragen, und mit Wegfall des minder Guten in ihrer Organisation zum Vortheile der Jugend zu einer einheitlichen Mittelschule verschmolzen werden könnten und sollten. (S. 76.)

Davon geht Pindter aus, macht die Ausgleichung und findet so die beste Schule. Der Leser verzichtet gewiß gern darauf, dieses Additions- und Subtractionsexempel im einzelnen kennen zu lernen. Nur Einiges zur Charakteristik der ganzen Schrift. Schon äußerlich verräth sich die oberflächliche Art des Verfassers in der Ungleichheit, mit der die einzelnen Fächer behandelt sind: Geographie und Geschichte erhalten 16 Seiten, das Lateinische 6, das Deutsche 2 (!) u. s. w. Das Griechische hält er für nothwendig, weil — doch man höre:

...So weit sollte es nach meiner Ansicht jeder Mittelschüler, welcher später die Universität besuchen will, denn doch bringen, daß er mit den Grundzügen der griechischen Sprache vertraut wäre und eine griechische Chrestomathie mit Verständniß zu lesen vermöchte. Ich halte diese Kenntniß der Anfangsgründe der griechischen Sprache einerseits für außerordentlich zweckdienlich (!), andererseits aber auch für vollkommen ausreichend, um den angehenden Juristen, Mediciner, Naturhistoriker in den Stand zu setzen, die neuern wissenschaftlichen Werke, welche von Fremdwörtern, die der griechischen Sprache entnommen sind, geradezu wimmeln, ohne Schwierigkeit zu studiren, was mir bei dem Mangel an jeglicher Kenntniß der griechischen Sprache beinahe unmöglich oder höchstens nur mit einem großen Aufwande an Mühe und Zeit möglich erscheint, welche das fortwährende Nachschlagen in einem Fremdwörterbuche erfordert. (S. 20.)

Abgesehen von der geradezu schülerhaften sprachlichen Fassung des Gedankens — wo bleibt denn da der Geist des Griechenthums, wo der Geist einer vernünftigen Erziehung? Da lasse man doch lieber, wie ein findiger Kopf vorgeschlagen, blos „Vocabelsammlungen für Aerzte und Juristen" auswendig lernen — natürlich in lateinischen Buchstaben gedruckt! Philosophische Propädeutik will Pindter auch getrieben wissen; der Gegenstand wird mit folgender tiefsinniger Begründung abgemacht:

Daß der Realschüler über die Gesetze, nach welchen sich unser Denken vollzieht, wie über die einfachsten Erscheinungen unsers Seelenlebens gar nichts erfährt, halte ich für eine unbillige Verkürzung desselben gegenüber dem Gymnasiasten; deshalb möchte ich wenigstens in der achten Klasse des Lyceums eine Stunde wöchentlich zur Durchnahme des Allerwichtigsten aus der Logik und empirischen Psychologie verwendet wissen. (S. 55.)

Geradezu sinnlos aber ist für mich z. B. folgender Satz:

Der Unterschied besteht nur darin, daß das Gymnasium beim Lesen der alten Klassiker uns den Humanismus der Vergangenheit als nachahmenswerthes Vorbild aufstellt, die Realschule aber, indem sie den Unterricht der modernen Sprachen pflegt, den Humanismus der Zukunft vorbereitet. (S. 9.)

Das alles ist denn doch eine gar zu gemüthliche Auffassung und Behandlung wichtiger Fragen. Die Spitze der Gemüthlichkeit aber ist, wenn Pindter mit der holdesten Naivetät

sich nicht scheut, zu bekennen, daß er, um in seinem Urtheile nicht irre zu werden, die vielen Schriften, welche in der letzten Zeit über die einheitliche Mittelschule erschienen sind, absichtlich nicht gelesen und in die Lehrpläne der verschiedenen Kategorien von Mittelschulen des Auslandes, um mit ihrer Hülfe eine Lösung der vorliegenden Frage zu finden, keine Einsicht genommen hat! (S. 72 fg.)

Nun, so den Kopf unter die Decke der eigenen Weisheit steckend, bringt er es dann freilich auch zu Wege, von „seiner Idee" zu reden und zu fragen:

Oder soll es auch diesmal geschehen, ... daß eine auf österreichischem Boden erwachsene Idee erst im Auslande ihrem Werthe nach gewürdigt wird und dort das erste Lyceum ersteht?

Das ist schon eine unverfrorene Gemüthlichkeit!

Kaum mehr Werth vermag ich der Schrift „Die Ueberfüllung der Gymnasien und das Berechtigungswesen" von Dr. Edmund Lange (Nr. 2) beizulegen. Daß die Berechtigungenjagd mit schuld sei an der Ueberbürdung unserer Gymnasien mit ungeeigneten Elementen, daß sonach eine Reform in diesem Punkte dringend nöthig, ist denn doch schon öfters und weit gründlicher, als es hier von Lange geschieht, ausgeführt worden. Das statistische Material, mit dem er arbeitet, ist theils andern entlehnt, theils, soweit es eigenes ist, so dürftig und nicht selten ungenau, daß sich ein nennenswerthes selbständiges Resultat daraus nicht ergeben kann. Daß Lange, wie er versichert, seine Schrift geschrieben, ehe andere Besseres über dasselbe Thema gesagt haben, ist doch noch kein hinreichender Grund, sie nun auch drucken zu lassen. Auch Lange's Lösung, von der er sich goldene Berge verspricht, ist in den Grundzügen nicht neu und hat kaum den Werth, den er ihr zuschreibt. Er will die Einjährigenberechtigung und womöglich alle sonstigen Berechtigungen für die Vollanstalten mit Latein an das Abgangsexamen knüpfen. Diesen Anstalten gegenüber stände die sechsklassige lateinlose höhere Bürgerschule mit der Qualification zum Einjährigen und mit einigen andern, jetzt den Secundanern der Gymnasien zustehenden Berechtigungen. Unfolgerichtig hebt er gleich wieder diese reinliche Scheidung auf; denn jene Secundaner und Primaner, die vor Vollendung des Cursus abgehen, läßt er für das „Einjährige" eine eigene Prüfung bestehen, wobei man „billige Rücksicht auf ihre Vorbildung nehmen soll". Er jagt also das Ungeziefer zur Pforte hinaus, um es sofort zur Hinterthür wieder hereinzulassen. Trotzdem glaubt er, daß durch die Ausführung seiner Vorschläge das Gymnasium von untauglichen Schülern befreit würde, und es wäre nun die Möglichkeit der Einheitsschule gegeben, die auch für ihn nur ein Rechenexempel ist und lediglich bisjetzt an der Leistungsfähigkeit der Schüler scheiterte (!). Immer dieselbe

äußerliche, stoffsüchtige, mechanische Auffassung eines verziehenden Unterrichts!

Dr. Juling (Nr. 3) ist Gegner der Einheitsschule — ja so! Seine Schrift segelt ja unter der Flagge „Schriften des deutschen Einheitsschulvereins"! Nun, das ist mir trotz der vorsorglichen Vorbemerkung der Schriftleitung dieses Vereins ganz unbegreiflich; denn Dr. Juling hält vier Schulen zur Reform unsers höhern Schulwesens für nöthig, und von der stolzen Flagge der Einheitsschule bleibt nur das kleine Fetzchen eines zweijährigen gemeinsamen Unterbaues, um die Blöße des vollständigen Bankerotts zu decken, den der Einheitsschulgedanke hier erlitten. Die wahre Flagge Juling's ist die des reformerischen Eklekticismus. Auf Grund großer Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur entstanden, macht sein Vorschlag den Eindruck eines Apothekerrecepts und stellt den Extract der gesammten Reformbewegung dar. Recipe von jedem Vorschlage etwas, von jeder Schule so und so viel, von jedem Fache auch, mache daraus vier Portionen, jede noch ein wenig besonders gewürzt, und gib es vier Schularten zu schlucken! Und der Erfolg? Natürlich ein glänzender, wie bei allen solchen Panaceen:

Die Klagen wegen Ueberfüllung der gelehrten Fächer, Ersitzen der Berechtigungen, Ballast und Halbbildung werden verschwinden (!), das Streiten um Ueberbürdung, Berechtigungsmonopol und Gleichberechtigung wird endlich aufhören. (S. 70.)

Wie er es allen recht machen will und wie er zersplittert, davon nur ein Beispiel:

Den Lehrern des Lateinischen und Griechischen und den Gymnasiasten, die classische Philologie zu studiren beabsichtigen, wäre — bei der Einbuße an Stunden, von der allein die alten Sprachen betroffen werden — wol zu gönnen, daß ihnen noch ein paar Stunden über das vorgeschlagene Maß hinaus zuerkannt würden. Da in dem allgemeinen Plane keine freie Stunde mehr zur Verfügung steht, so kann es sich nur noch um die beiden Stunden der vier letzten Curse handeln, wo die spätern Theologen Hebräisch haben. Statt dieser zwei Stunden könnten also die zukünftigen Altphilologen, um den spätern Ausfall in etwas zu decken, in den classischen Sprachen Extrastunden haben. (S. 52.)

Da könnten dann der lateinische Aufsatz und das Lateinischsprechen geübt werden. Ja, ja, nur immer mehr die Bildung detaillirt und specialisirt! Das große gemeinsame Gut der Nation zerrissen und zersplittert! Das muß ja dem Materialismus wacker in die Hände arbeiten!

Dr. Juling glaubt, die Gleichberechtigung der Realanstalten mit den Gymnasien würde den Untergang der letztern herbeiführen. Wäre dies wirklich der Fall, so hätten nach meiner Ansicht in der That die Gymnasien ihren Untergang verdient, oder vielmehr, das deutsche Volk hätte ihren Untergang verdient. Ich glaube aber noch zu sehr an den idealen Geist unsers Volks; um ihm Gelegenheit und Reiz zur Bethätigung zu geben, würde ich einmal die Gleichberechtigung der beiden Anstalten zulassen, wenngleich ich die gymnasiale Vorbildung für die beste, ja die einzig richtige Universitätsvorbildung halte. Wol aber könnte ich mir den Untergang des Gymnasiums als Erfolg des Juling'schen Lehrplans denken, der je einen Separatplan für „classische Philologen", für „Theologen", für „höhere Technik und Militärfach" und für „die übrigen Facultäten und Fächer" aufweist. Und das hat mit ihrem Singen die Reformfrage gethan! Ich gewärtige in Ergebung baldigst einen Lehrplan für die Volksschule, der nach künftigen Schustern, Schneidern u. s. w. detaillirt und specialisirt!

Solchen Zersplitterungspädagogen und Einheitspädagogen gegenüber, die den Schüler als einen zu füllenden Sack ansehen, bei dem nur die Frage zu erörtern ist, wie er am vollsten wird, berühren äußerst angenehm die drei [vier] noch übrigen Schriften, die alle wirklich concentriren, wirklich den Geist erziehen und zu eigener reifer Arbeit vorbilden wollen, um so ein ideales Band um die Gebildeten der ganzen Nation zu schlingen, die Einheit in der Vielheit des Lebens.

Felix Hartmann in seiner gründlichen, feinsinnigen und klaren Arbeit (Nr. 4), die freilich in Einzelheiten starkem Widerspruche begegnen wird (z. B. darin, daß er die Grammatik zum Mittelpunkte alles Deutschunterrichts und zur Grundlage für den fremdsprachlichen grammatischen Unterricht gewinnen will), gehört zu der nun ziemlich großen Anzahl derer, welche in einer Verbesserung des Deutschunterrichts den Kern der Reform erblicken. Das Deutsche soll nicht nur das concentrirende Fach des Gymnasialunterrichts bilden, wo es namentlich auch den classischen Unterricht entlasten müßte, sondern auch das verbindende Band aller Schulen, das gemeinsame Bildungsband der Nation. Hartmann weist Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Möglichkeit der Verstärkung des Deutschunterrichts nach. Der Mangel an Sprachgefühl und Redegewandtheit bei Gelehrten, Literaten, Journalisten, in Handels- und andern Kreisen erfährt eine scharfe Beleuchtung. (Ob er mit Recht unser Parlament ausnimmt? Formell stehen doch die Reden auch unserer großen Parlamentarier ziemlich unter denen ihrer englischen oder französischen Collegen.) Bei der Verwirklichung seiner Vorschläge will er von der höhern Bürgerschule ausgehen; sie soll das Gymnasium von ungeeigneten Elementen entlasten, sodaß dieses das Ziel des classischen Gymnasiums auch bei einer erheblichen Einschränkung des altsprachlichen Unterrichts erreichen (?) und zugleich eine gründlichere Vorbildung der Schüler in ihrer Muttersprache erzielen kann. Für diese Bürgerschule verzichtet er nicht auf die classische Bildung, sondern nur auf die quellenmäßige Einführung in dieselbe. Aus der Bahn weichend und sehr bedenklich ist der Vorschlag, den ich in der sonst so besonnenen Schrift lieber nicht gefunden hätte: für diejenigen Bürgerschüler, welche weiter streben wollen und können, „wissenschaftliche Fortbildungsschulen" zu gründen, damit sie hier zur Gymnasialreife gefördert werden. Da blickt Halbheit durch und ein Zugeständniß an jene Halbbildung, von der Hartmann sonst nichts wissen will. Sehr gefallen dagegen hat mir seine Versicherung, daß er

keineswegs eine plötzliche und gewaltsame Revolution des Unterrichtswesens befürworten, sondern nur gewisse naturgemäß sich entwickelnde Keime sorgfältiger gepflegt und dieser Pflege eine bestimmte Richtung gegeben sehen möchte. (S. 17 fg.)

Das ist das Richtige, und gerade in den gründlichsten Schriften zur Reform (auch in den folgenden) wird diese Forderung immer entschiedener laut.

In „Vor der Entscheidung“ (Nr. 5) läßt ein erfahrener, besonnener Schulmann, Dr. Gustav Weck, seine „Meinungen und Wünsche“ vernehmen, allen Uebertreibungen — Jäger wie Neudecker und Güßfeldt u. s. w. — entgegentretend und eine maßvolle Reform verlangend. Diese hätte sich vor allem eine gesteigerte Pflege des Körpers zum Ziele zu setzen; sodann eine Gestaltung des Lehrplans nach dem pädagogischen Grundsatze: Non multa, sed multum! Scharfe Hiebe fallen da gegen den Zersplitterungsverein, der den schönen Namen „Deutscher Einheitsschulverein“ trägt! „Lieber Einseitigkeit, als eine derartige Zersplitterung der Kräfte; lernen kann der Mensch auch nach der Schulzeit noch vieles, studiren lernen aber gewiß nicht. Und so bleibt der erste und wichtigste Grundsatz für das Gebiet der geistigen Erziehung das alte «Non multa, sed multum». Während in unsern Tagen alle möglichen Dinge, von der Volkswirthschaftslehre bis zur Stenographie“ — Herr Dr. Juling verwendet die Gesangsstunde während des Stimmwechsels fürs Stenographiren! — „an die Schule sich herandrängen, muß eine vernünftige Reform mit der Feststellung des jetzt schon Ueberflüssigen beginnen, und ohne Rücksicht einschränken oder beseitigen, was die Erreichung der höchsten Bildungszwecke hindert“ (S. 20). Zu Eckpfeilern des Gymnasiums wünscht Weck Latein und Mathematik gemacht, zum Mittelpunkte das Deutsche, aber nicht wie Hartmann die Grammatik, sondern eben den Deutschunterricht, befreit von aller Grammatik, dieser „Jugendscheuche“. Am classischen Unterrichte dagegen schätzt er, im Gegensatze zu Hartmann, nicht den pädagogischen und ästhetischen Werth der Literatur, den er übel zerzaust — denkt er auch daran, wie gerade die von ihm so hochgeschätzten deutschen Literaturheroen hierüber dachten? —, sondern die pädagogische und formale Wirkung der Grammatik (ist die hier keine „Jugendscheuche“?), weshalb er auch, mir bei seinen sonstigen Ansichten unbegreiflich, den lateinischen Aufsatz und das ganze Heer von Exercitien, Extemporalien u. s. w. beibehalten wissen will. In der Vielheit der grammatischen Systeme liegt für ihn der Krebsschaden (??) des gymnasialen Unterrichts überhaupt, und er verlangt hier amtliche Abhülfe. Außerdem tritt er für Erhaltung der confessionellen Religionslehre und für Gleichberechtigung von Gymnasium und Realgymnasium ein, welche in die wissenschaftliche Vorarbeit sich theilen sollen, und deren Lehrpläne er entwirft.

[Als mit Weck's Schrift am meisten verwandt, weisen wir hier auf Professor Adolf Lasson's „Fünf Thesen“, Nr. 7, hin. D. Red.]

Ebenfalls eine nationale Erziehung strebt Dr. Hermann Schreyer (Nr. 6) an. „Den Fuß im Festen (des vaterländischen Bodens), den Blick zum Besten (aller Zeiten und Völker)“ ist sein schöner Wahlspruch einer modernen nationalen Erziehung. Er weist nach, daß zur Zeit das nationale Element nicht im Stande sei, den beherrschenden Mittelpunkt einzunehmen, oder auch nur ein gleichberechtigtes Gegengewicht gegen die verwirrende Mannichfaltigkeit der andern Disciplinen zu bilden. Er findet, durch Beschränkung an andern Orten wäre leicht die nöthige Zeit ohne wesentliche Mehrbelastung der Schüler zu gewinnen. Seine Forderungen sind in der That hierzu bescheiden genug — zu bescheiden! Den Unterricht in den altclassischen Sprachen wünscht er beibehalten, wegen der Schulung der geistigen Kräfte, die in ihm liegt. Mit dem Griechischen wäre nach ihm dem Gymnasium geradezu das Herz ausgebrochen (Weck findet es entbehrlich). Dagegen bekämpft er die Methode, nach welcher heutzutage die alten Sprachen betrieben werden, und nach welcher man nicht nur lateinisch lesen, sondern auch sprechen und schreiben lernen soll. Der lateinische Aufsatz soll abgeschafft, die Extemporalien, Exercitien u. s. w. sollen auf die Hälfte bis ein Drittel beschränkt, die Grammatik nur nach ihren Hauptregeln betrieben werden. Diese Forderungen sollten in der That einmal einer genauen amtlichen Prüfung und Probe unterworfen werden; auch mir ist fast sicher, daß der Grammatikbetrieb noch bedeutend beschränkt werden könnte, zum mindesten in den obersten Klassen, wo auch alle Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische wegfallen sollten. Besonders ansprechend ist der Lehrplan, den Schreyer für das Deutsche entwirft; nur scheint mir die Stundenzahl für die Aufgabe zu gering. Wenn er mit Recht auf den Besuch guter Theateraufführungen als ein wichtiges Bildungsmittel hinweist, so möchte ich noch ergänzend aus meiner Erfahrung auf Theateraufführungen mit den Schülern selbst hinweisen; aus solchen — ich meine in monatelanger ernster Arbeit vorbereitete — sah ich geradezu glänzende Ergebnisse in Beziehung auf Literaturverständniß, Sprachgewandtheit, Declamation und äußeres Auftreten hervorgehen. Mit Güßfeldt's Vorschlägen beschäftigt sich Schreyer am Schlusse eingehend. Er macht diesem manches — Compliment. Als höfliches Compliment und weiter nichts sehe ich es an. Im Ernste kann doch ein Buch, wie das Güßfeldt's, einem so gründlichen, kenntnißreichen und maßvollen Manne, wie Schreyer, nicht sympathisch sein. Wirklich steht er ihm auch gerade in den Hauptgrundsätzen entschieden gegenüber. Was Güßfeldt Richtiges hat, stammt fast alles nicht von ihm, und wenn Schreyer sagt, mit den Güßfeldt'schen Vorschlägen müsse sich jeder auseinandersetzen, der zur Reform das Wort ergreifen wolle, so mag das richtig sein; aber nicht wegen ihres innern Werthes, sondern wegen des urtheilslosen Beifalls vieler und wegen der hohen Protection, die man ihm zuschreibt.

Die Broschüre Schreyer's läßt deutlich merken, daß sie

nicht als ein Einheitliches entstanden ist; aber als eine einsichtsvolle, klare Stimme für die Nothwendigkeit des organischen Fortschritts auf dem Schulgebiete ist sie von Wichtigkeit.

Gerade die Vergleichung der Schriften von Hartmann, Weck, [Lasson] und Schreyer ist höchst lehrreich in Bezug auf den Charakter, der die Schulreformbewegung angenommen hat, den Charakter der babylonischen Verwirrung, dem schlechterdings ein Ende gemacht werden muß, soll der stolze Bau unsers Schulwesens nicht bedenklich ins Wanken und Stocken gerathen. Drei [vier] besonnene, erfahrene und patriotische Schulmänner finden sich glücklich in den fundamentalen Gedanken zusammen: daß nur eine organische Weiterbildung stattfinden dürfe, keine Revolution; daß man dem Gymnasium den altclassischen Unterricht lassen müsse, und daß das Deutsche ins Centrum des Unterrichts zu rücken sei. Daß sie nun in Einzelheiten auseinandergehen, ist natürlich und gut; daß sie aber diese Verschiedenheiten aufs schärfste betonen, in den stärksten Ausdrücken von Einzelnem das Ganze abhängig machen, an jenes den Erfolg knüpfen, das ist nicht wohlgethan. Einheit im Großen und Ganzen, Freiheit und Mannichfaltigkeit im Einzelnen verlangt die Pädagogik als lebendige Wissenschaft. Es ist kein Wunder, wenn einem nachgerade die ganze Reformbewegung wie das Kaleidoskop in der Hand eines spielenden Kindes erscheint! Und die Folge? Mancher, der im Anfange der Bewegung ihr sympathisch gegenüberstand, ist sehr zurückhaltend geworden. Er hat in einen Abgrund geschaut und entdeckt, daß der Weg jeder Reform sehr nahe daran vorüberführt. Darum überlegt er sich's doppelt, ehe er vom bisherigen Wege auch nur um eine Spanne breit sich seitwärts wendet.

Eduard Haug.

Culturgeschichtliches.

1. 1000 Jahre deutscher Culturgeschichte in populärer Darstellung von Friedrich Nonnemann. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1890. Gr. 8. 5 M.
2. Der Luxus nach seiner sittlichen und socialen Bedeutung. Von C. W. Kambli. Frauenfeld, Huber. 1890. 8. 3 M.
3. Unter dem Striche. Bunte Bilder aus beiden Welten von Hermann Riegel. Berlin, Lüstenöder. 1890. 8. 6 M.
4. Franz von Baader's Gedanken über Staat und Gesellschaft, Revolution und Reform. Aus sämmtlichen Werken mitgetheilt durch Johannes Claassen. Gütersloh, Bertelsmann. 1890. 8. 1 M.

Wenn es wahr wäre, was einige behaupten, daß die politische Geschichte der Culturgeschichte Platz zu machen habe, dann durfte Friedrich Nonnemann seine „1000 Jahre deutscher Culturgeschichte“ (Nr. 1) ruhig überschreiben: „Geschichte der Deutschen bis zum Jahre 1000“; denn es erzählt die ganze Geschichte mit besonderer Hervorhebung der Culturangelegenheiten. Hält man dagegen den Begriff der Culturgeschichte im engern Sinne fest, dann wird man sagen müssen, daß etwa ein Drittel des Inhalts nicht hineingehört. Der Verfasser hat das wohl gefühlt und sucht sein Verfahren auf S. 91 zu rechtfertigen. Doch haben uns seine Gründe nicht überzeugt. Die Hauptereignisse der Völkerwanderung und der deutschen Kaisergeschichte dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Freilich könnte man sagen, daß hier die Nebensachen die Hauptsache seien, weil sich der Culturzustand gerade in den Einzelheiten äußert; aber damit wäre eben nur wieder einmal klar gemacht, wie schwierig es ist, neben der Geschichte noch eine besondere Culturgeschichte zu schreiben. Den Culturzustand jeder Periode gebührend hervorzuheben, versäumen gerade die Darsteller deutscher Geschichte — bis in unsere Volksschullesebücher hinein — am wenigsten, und schon Karl Adolf Menzel hat in seiner 1815—21 erschienenen „Geschichte der Deutschen bis zur Reformation“ den Culturverhältnissen einen sehr breiten Raum gewidmet. Die Rechtspflege hätte bei Nonnemann ausführlicher dargestellt werden können; wird doch eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die Verschmelzung der weltlichen Rechtspflege mit der kirchlichen Bußanstalt im fränkischen Reiche, gar nicht erwähnt; der Gegenstand würde auf S. 241 einzufügen sein. Dagegen wird das Verhältniß von Christenthum und Kirche zum deutschen Volksthum im allgemeinen ausführlich und unsers Erachtens richtig dargestellt. Bischof Bernward von Hildesheim, den man wol als den Vater des deutschen Kunsthandwerks bezeichnen darf, wird in zwei Zeilen abgethan und sein Lehrer Thankmar keiner Erwähnung gewürdigt. Die Anekdoten aus dem Klosterleben und den Klosterschulen sind recht hübsch und gehören auch zur Sache, aber wichtiger wäre doch eine genauere Angabe dessen gewesen, was in jenen Schulen gelehrt wurde.

Nonnemann hat sein Buch geschrieben, weil er glaubt, daß die vorhandenen Werke theils ihrer Form wegen nicht geeignet seien, Gemeingut des Volks zu werden, theils der patriotischen Haltung und Wärme entbehrten:

> Eine deutsche Culturgeschichte darf vor allem nicht vergessen, das deutsche Nationalbewußtsein aufs kräftigste anzuregen, die nationale Selbsterkenntniß, das nationale Gewissen zu wecken, für das deutsche Vaterland und die Entwickelung deutscher Cultur zu begeistern.

Dieser Hauptabsicht des Verfassers entspricht das Buch vollständig, und verdient darum trotz einzelner Mängel empfohlen zu werden. Es versteht sich, daß Nonnemann mit Liebe bei dem Bilde verweilt, das Tacitus von unsern Vorfahren entwirft. In Wirklichkeit wird diese Vorzeit wol ein klein wenig anders ausgesehen haben, als sie sich unsere patriotische Einbildungskraft gern vorstellt. Die

Sprache des Buchs ist dem Gegenstande angemessen. Auf S. 16 findet sich ein ungeschickter Ausdruck: „Eroberungen des Menschen von der Natur." Der Verfasser meint damit die Erfindungen, durch die sich der Mensch die Natur unterwirft.

Die beiden folgenden Schriften stellen Culturzustände der Gegenwart dar, liefern also den Culturgeschichtschreibern der Zukunft Stoff. Das tüchtige Büchlein des wackern schweizer Pfarrers C. W. Kambli „Der Luxus" (Nr. 2) ist sehr lesenswerth. Es enthält nichts Neues, aber viel Nützliches. Daß der Verfasser oft andere Schriftsteller reden läßt, die das, was er sagen will, schon vor ihm in classischer Form ausgedrückt haben, ist kein Fehler. Wie es sich bei einem protestantischen Pfarrer der Schweiz von selbst versteht, hält er die richtige Mitte zwischen dem Asketen- oder Puritanerthum und jener überspannt fortschrittlichen Auffassung, die das Lebensziel des Menschen in der grenzenlosen Vermehrung seiner Bedürfnisse sucht. Sehr misbilligend spricht er sich über das Kneipenleben der deutschen Studenten und über die „Verherrlichung der Trunksucht" in einzelnen Liedern Victor von Scheffel's aus. Andererseits will er von Mäßigkeitsvereinen nichts wissen. „Sollten am Ende", fragt er S. 61, „noch Keuschheits-, Reinlichkeits- und Wahrhaftigkeitsvereine begründet werden? Wir leiden ohnehin schon an einem Uebermaß des Vereinslebens." Die sociale Seite der Sache kommt bei Kambli's Behandlung zu kurz. Er führt unter andern zwei Aussprüche von Philosophen an, die unsers Erachtens die grundsätzliche Lösung der großen Streitfrage über die sociale Bedeutung des Luxus enthalten. F. H. Jacobi sagt:

> Ein großer Theil des Uebels in der Welt würde mit einem male daraus weggeschafft, wenn ein jeder nur das verfolgen und ins Werk setzen wollte, was ihm wirklich Freude macht. Aber wenige haben so viel Sinn, recht zu wissen, was sie wollen, und noch wenigere den Muth, sich daran zu halten.

Und Fr. Albert Lange:

> Der Kern der ganzen socialen Frage liegt darin, daß an die Stelle der Production von entbehrlichen Verbrauchsgütern eine größere Production der unentbehrlichen tritt.

Den mit diesen Anführungen aufgenommenen Faden hätte Kambli fortspinnen sollen. Aber er thut es nicht, sondern reiht nur noch folgenden sehr anfechtbaren Satz aus J. Stuart Mill an, ohne ihn zu kritisiren:

> Sparen bereichert und Verschwendung macht arm, das Gemeinwesen ebenso gut wie den Einzelnen; mit andern Worten: die Gesellschaft ist um dasjenige reicher, was sie für den Unterhalt und für die Förderung productiver Arbeit ausgibt, aber ärmer um dasjenige, was sie zu ihrem Vergnügen verbraucht.

Bei Untersuchung der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Luxus wäre eben zu ermitteln, wie weit das Vergnügen zum Unterhalte gehört, d. h. für die Gesundheit von Leib und Seele und für das Culturleben unentbehrlich ist. Und dann: welche Arbeit ist productiv? Es gibt Leute, die nur die landwirthschaftlichen Arbeiten, und höchstens noch die Industrie als productiv gelten lassen, aber schon den Handel, noch mehr die Wissenschaft und ganz entschieden die Literatur und die schönen Künste für unproductiv erklären. Auch wäre zu fragen, ob z. B. eine Cellulosefabrik, welche ihre Umgebung auf eine Meile im Umkreise verpestet, productiv genannt werden kann. Ist ihr Product der Menschheit unentbehrlich? Oder rechtfertigt der Unternehmergewinn schon die Bezeichnung productiv? Zwar hat sich Stuart Mill selbst ähnliche Einwürfe gemacht, und Kambli führt einige derselben an; allein die Lösung der Schwierigkeit bleiben beide schuldig. Nach dieser Seite hin hat sich also der Verfasser seine Arbeit zu leicht gemacht; dagegen fühlt man sich durch die sittliche Würdigung, die er den in Betracht kommenden Erscheinungen angedeihen läßt, überall befriedigt.

Hermann Riegel schickt seinem Buche „Unter dem Striche" (Nr. 3) eine drei Seiten lange Entschuldigung voraus, die sich einigermaßen komisch ausnimmt in unserer Zeit der unentschuldbaren Bücher. Wenn seine Feuilletons der Ausgabe in Buchform nicht werth waren, dann durfte er es ruhig andern überlassen, das zu sagen. Aber er ist zu bescheiden. Abgesehen von den ersten beiden wirklich schwachen Nummern („An der Themse" und „Am Strande der Nordsee"), die an die Spitze zu stellen nicht besonders geschickt war, bieten die übrigen meist inhaltlich Beachtenswerthes in anziehender, wenn auch etwas zu breiter Form. Daß die Darstellung sich von der gekünstelten Geistreichigkeit anderer beliebter Feuilletonisten freihält, verdient als Vorzug anerkannt zu werden. In der „Unfreiwilligen Wallfahrt nach Lourdes" macht der Verfasser seinem gerechten Zorne über den dortigen Unfug auf würdige Weise Luft. Höchst anerkennenswerth ist es auch, daß er in Venedig und an andern Orten Italiens seine Aufmerksamkeit einem Gegenstande zugewandt hat, für den die meisten Reisenden und Verfasser von Reise-Feuilletons blind sind, wofern er überhaupt in ihren Gesichtskreis tritt: dem Volkselend. Den Charakter der Italiener beurtheilt Riegel sehr günstig; seine Erfahrungen berechtigen ihn dazu; wenn andere schlimmere Erfahrungen machen, so kommt das, meint er, daher, daß sie nicht mit den Leuten umzugehen verständen.

Die Reisebilder zerfallen in zwei Abtheilungen: „Von der Themse bis zu den Pyrenäen" und „Von den Alpen bis zum Vesuv". Dann folgen Aufsätze über Verschiedenes unter der gemeinsamen Ueberschrift „Aus Natur und Leben", die freilich auf alles Mögliche paßt und die wahrscheinlich den irreführenden Untertitel des Buches: „Bunte Bilder aus beiden Welten", rechtfertigen soll. Der Aufsatz: „Was ist Bildung?" schließt mit einem Fragezeichen; Antwort erhält man nicht. Die Humoreske: „Das Austernfrühstück", ist recht nett, wenn auch etwas zu breit erzählt. Der Stil ist nicht über jeden Tadel erhaben, und einzelne Ausdrücke nähern sich dem Gebiete der Stilblüte. „In Deutschland haben wir sogar englische Pflanzstätten" (S. 5). Was sind das, englische Pflanzstätten? Mit der „selbstüberzogenen" Höflichkeit der Pariser ist wahrscheinlich selbstbewußte, absichtliche

gemeint, und daß die Pariser sich etwas darauf einbilden. Der Verfasser mag sich gedacht haben: „von der eigenen Vortrefflichkeit in dieser Hinsicht überzeugt".

Der 1841 verstorbene Philosoph Franz von Baader — seine Collegen nennen ihn ein wenig verächtlich lieber den Theosophen — vertrat dem die Köpfe der Gebildeten seiner Zeit beherrschenden politischen und wirthschaftlichen Liberalismus gegenüber die Unentbehrlichkeit der Religion und der Autorität, und hielt allen atomisirenden Mächten gegenüber an der Auffassung der Gesellschaft als eines Organismus fest. Da die von den Männern jener „reactionären" Richtung vertretenen Ansichten am Ende unsers Jahrhunderts wieder zu Ehren und beinahe zur Herrschaft gelangt sind, so darf man sie wol zu den Propheten rechnen. Und da Baader seinen kernhaften Gedanken auch eine schöne Form zu geben verstand, so erscheint es nicht unzeitgemäß, wenn Johannes Claassen eine gut geordnete Sammlung derselben (Nr. 4) als „Rechtsphilosophie und Socialethik im Kleinen" herausgibt. Obwol wir nicht jeden Satz Baader's unterschreiben, wiegt doch das unzweifelhaft Wahre und Beherzigenswerthe in seinen Aussprüchen so entschieden vor, daß wir durch eine kleine Probe zum Lesen und Kaufen einladen möchten:

> Daß der Revolutionismus sich von seinem frühern politischen Boden größtentheils auf den socialen gewendet hat in jedem Lande, davon zeugen die noch immer weiter sich verbreitenden, sich immer besonnener organisirenden Associationen oder Rottirungen der Gewerbsarbeiter oder Proletarier, welche man durch Polizei- und sogenannte Wohlthätigkeitsanstalten noch immer beschwichtigen zu können meint, ohne sich die Frage gelöst zu haben, inwiefern es sich hier um etwas mehr, nämlich um eine öffentliche Rechtsanstalt für die arbeitende Klasse handelt. Soll nämlich dem Einflusse der Demagogen auf die Arbeiter mit Nachdruck und Sachkenntniß begegnet werden, so ist vorerst jene Frage zu lösen, weil eben nur der Rest eines Rechts dem Unrecht seine Kraft gibt und es zur Macht gestaltet, sowie nur der Rest einer Wahrheit den Irrthum oder die Lüge kräftig macht, und es gleich thöricht ist, durch bloßen äußern Zwang, ohne Anerkennung und Ausscheidung jenes Restes von Recht das Unrecht besiegen, als es thöricht ist, ohne die gleiche Ausscheidung den Irrglauben durch bloßes Verdammen besiegen zu wollen. (S. 70.)

Karl Jentsch.

Allerlei Bücher.

1. Emile Zola, Alphonse Daudet und andere Naturalisten Frankreichs von Emil Burger. Dresden, Pierson. 1889. 8. 2 M.

Ein sehr lesenswerthes Buch, besonders der Abschnitt über Zola, den oft langweiligen, abstoßenden, ja widerlichen Schriftsteller, der in breiter Ausmalung der plattesten Aeußerlichkeiten, in der cynischen Darstellung des Grobsinnlichen sich gefällt und in rührendstem Unverstande seinen Bannfluch über die Idealisten und Romantiker fällt, die seine naturalistischen Irrthümer nicht nachbeten; der aber zugleich auch ein bedeutender Dichter ist, sprachgewaltig wie Victor Hugo, den er angreift, obwol er von ihm, vielleicht ohne sich dessen bewußt zu sein, gelernt hat, die Dinge beim wahren Namen zu nennen; mit psychologischem Tiefblicke in die dunkelsten Abgründe der Menschennatur eindringend wie Balzac, der sein Vorbild und Meister ist in der Secirung seelischer Zustände; romantisch-poetisch wie Flaubert, dem er die Stimmungsmalerei abgeguckt hat. Emil Burger entwirft eine eindringliche und überzeugende Darstellung seiner Fehler und Vorzüge; er ist weder sein Lobredner, noch sein Gegner; er ist sein Kritiker, der mit der Bemängelung um so weniger zurückzuhalten braucht, als er seinem verblüffenden Talente die gebührende Ehrerbietung zollt. Burger's Ausführungen gipfeln in der folgenden Stelle:

> Alles Kleinliche, Widerwärtige, Gemeine, was uns im gewöhnlichen Leben begegnet, sollen wir in Zola's Romanen wiederfinden. Und doch nimmt der wahre Künstler nicht das Zufällige der Erscheinungen auf. Auch er geht von der Wirklichkeit aus, aber sie ist ihm nicht etwas Wesentliches, Bleibendes, sondern nur etwas Vorübergehendes. Sein Geist ist der Brennpunkt, in dem sich die einzelnen Erscheinungen strahlenförmig zusammenfinden und aus dem sie als vollendetes Ganzes in formschöner Verklärung wieder ausstrahlen. Gerade nach dem Idealen verlangt ja dürstend die Seele. Das Ideal ist das einzig Bleibende, Dauernde, das einzig Wahre. In diesem Sinne hat man mit Recht gesagt, die Welt der Kunst sei wahrer als die Welt der Geschichte.

Das ist sehr treffend. Empfehlenswerth ist ferner noch besonders der Artikel „Pro patria", in welchem der Chauvinismus, der Gloireteufel, die Revanchewuth der Franzosen an den Pranger, wohin diese thörichten und schlimmen Windbeuteleien gehören, gestellt werden. Für die Deutschen sind solche Betrachtungen sehr heilsam; denn noch immer schielen sie, mehr als recht und nothwendig ist, über den Rhein hinüber und noch immer sind sie dort am wenigsten patriotisch, wo sie es am meisten sein sollten: in der Kunst. Das Geschwärme für französische Literatur nimmt unter den für gebildet gelten Wollenden kein Ende. Mit französischer Waare seichtester Sorte sind Theater und Büchermarkt überschwemmt. Um wie viele male öfter wird Sardou aufgeführt als Hebbel, Ohnet gelesen als Keller. Und doch springt der Unterschied in die Augen. Das Französische ist das Frivole, das Aeußerliche, das Conventionelle; das Deutsche ist das Gemüthvolle, das Tiefe, das Ewig-Menschliche. Die beiden Paare verhalten sich zu einander wie Talglichter zu Sonnen.

2. Agramer Schreckenstage. „Jour fixe" der Resignirten. Hans Heiling. Novellen aus der Gegenwart von R. von Fels. Dresden, Pierson. 1890. 8. 3 M.

Ein ziemlich überflüssiges Buch. Wenig Nerv und wenig Blut, keine Anmuth und keine Kraft. Das Poe-

tische fehlt und das Naturgewaltige. Die Schreibweise ist nicht ansprechend und die Composition zerstückt. Die „Agramer Schreckenstage“ sind keine Novelle. In fahriger Art wird das furchtbare Erdbeben behandelt, welches vor einem Jahrzehnt etwa in der kroatischen Hauptstadt gewüthet hat. Doch gelingt es dem Verfasser nicht, ein Bild des Unglücks zu geben; er kommt über kleine, zerhackte Bilderchen nicht hinaus; dennoch bin ich dem Verfasser zu Dank verpflichtet. Sein Buch war die Veranlassung, daß ich wieder einmal Kleist's „Erdbeben von Chile“ las und darauf einige andere Erzählungen dieses geliebten und bewunderten Unsterblichen.

3. Kleine Geschichten. Von Alexandrine von Holmblad. Neue Folge. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890. 12. 2 M.

Eine zierliche, frauenhafte Filigranarbeit. Zarte Herzensneigungen und rührende Schicksalsstörungen sind die Gegenstände der Behandlung. Die Verfasserin hat sorgsam gearbeitet und einen Schimmer von Poesie über ihre kleinen, anspruchslosen Geschichten zu breiten gewußt, die auch eines Wirklichkeitsgehalts nicht entbehren. Scheinen auch ihre Menschen in weißen Flügelkleidern still dahinzuschweben, Menschen sind es doch, wenigstens in angedeuteten Umrissen.

4. Neue Geschichten des Majors. Von Hans Hopfen. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 8. 6 M.

Hans Hopfen ist noch immer der Alte. Er hat seine flotte, burschikose Schreibweise nicht eingebüßt. Indessen zeigen die „Neuen Geschichten des Majors“ sein Talent von keiner neuen oder bemerkenswerthen Seite. Sie bleiben an der Oberfläche der Dinge haften, ohne in die Natur der Menschen und ihrer Verhängnisse tiefer einzudringen. Er wandelt etwas redeselig die Mittelstraße, welche die goldene heißt, aber auch die uninteressanteste ist. Gesellschaftliche Vorurtheile und Schlechtigkeiten, Annehmlichkeit und Freuden werden behandelt vom Standpunkte des Soldaten aus, also just von keinem weiten, freien und großen. Zum Glück ist der Kasernengeruch nicht allzu kräftig. Der stehende Typus eines Reiteroffiziers bleibt dem Leser nicht erspart. Man kennt ihn: er ist „schneidig“, weiß Waffen und Pferde großartig zu behandeln, bewegt sich in den elegantesten conventionellen Salonformen, versteht auch teuflisch zu fluchen und ist im Innern ohne Reichthum und ein bischen brutal. Er ist, was man in Oesterreich einen „verfluchten Kerl“ nennt, nämlich unwiderstehlich und jungen wie alten Damen gefährlich; im übrigen ein wackerer Geselle. Das ist die allgemeine Schablone; an besondern Zügen ließ es der geschätzte Verfasser nicht fehlen. Alles ist ohne bewegende Lustigkeit und ohne bezwingende Traurigkeit geschrieben. Ein Glück für Hopfen und seine Beurtheiler, daß er bessere Schriften sein Eigen nennen darf.

5. Vogelbeeren. Kleine Geschichten und Plaudereien. Von Karl Pröll. Berlin, Lüstenöder. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.

Allerhand kleine Waare mit der Marke eines guten Feuilletonisten versehen. Zierliche Einfälle, ansprechende Gedanken, sogar Witz. Manches Tüchtige und manches Flüchtige. Karl Pröll ist ein draußen im Reiche lebender Oesterreicher, der die Interessen des Deutschthums tapfer vertritt. Das ist schon an sich ein Verdienst. Literarischen Schäden der Gegenwart wird der Bakel nicht geschenkt. Auch das ist gut. So enthält besonders der Aufsatz „Schriftmenschen“ bemerkenswerthe Ausführungen. Am Schlusse desselben wird Hamerling falsch citirt. Der Dichter rief nicht: „Aber, wehe, wenn unsere Herzen nicht rein sind! Wie sollen wir die riesigen Kämpfe bestehen?“ Sondern: „Groß ist die Zeit und gewaltig; doch wehe, wenn unsere Herzen rein nicht sind: wie sollen im riesigen Kampf wir bestehen?“ Das ist ein wesentlicher Unterschied in Bezug auf die poetische Form.

6. Meines Onkels Irrfahrten. Novellen von Ernst Chabot. Konstanz, W. Meck. 1890. 8. 3 M.

Die Erlebnisse, welche Onkel Chabot, ein biederer Schwyzer, auf seinen großen europäischen Fahrten erlebt hat, sind nicht ohne Talent, wenn auch etwas farblos erzählt. Es sind mehr oder minder ernste Abenteuer, die zu einem glücklichen Ende führen. An Menschenkenntniß und soliden Betrachtungen über den Weltlauf fehlt es nicht, doch ist das Ganze zu harmlos, um zu eingehender Beurtheilung einzuladen.

Fritz Lemmermayer.

Feuilleton.

Dem zehnten internationalen medicinischen Congresse hat die Stadt Berlin als Festschrift ein sehr stattliches Werk dargeboten: „Die öffentliche Gesundheits- und Krankenpflege der Stadt Berlin, herausgegeben von den städtischen Behörden“ (Berlin, Hirschwald, 1890, Lex.-8.). Die obere Leitung der Herausgabe hatte Professor Rudolf Virchow übernommen; mit der Redaction wurde der wissenschaftliche Hülfsarbeiter des Magistrats Dr. Arend Buchholtz betraut. Die Grundlage des umfangreichen, mit vielen Grundrissen im Texte ausgestatteten und von vier Kartenbeilagen begleiteten Bandes bilden die Berichte des Magistrats über die Gemeindeverwaltung Berlins in den Jahren 1861—1888, die Jahresberichte der einzelnen städtischen Verwaltungen, Mittheilungen hervorragender Fachmänner, Boerner's hygienischer Führer durch Berlin, die Festschrift für die neunundfunfzigste Naturforscherversammlung u. a. m. In den ersten der neunundzwanzig Kapitel, in die das Buch zerfällt, wird über die an den Boden geknüpften Bedingungen der Gesundheitsverhältnisse Berlins gehandelt, im fünften die Bevölkerungsbewegung statistisch geschildert, in den folgenden die Armenverwaltung und Gesundheitspflege der gewaltigen Stadtgemeinde zur Anschauung gebracht, wobei einzelne Institute eingehender Darstellung unterliegen. Der in dieser Weise zu gewinnende Einblick in den der öffentlichen Wohlfahrt

gewidmeten Theil der Verwaltung der deutschen Weltstadt ist überaus anziehend und das Buch somit sehr geeignet, die rechte Würdigung der fachlichen Tüchtigkeit der berliner Stadtverwaltung in die weitesten Kreise der europäischen Culturwelt zu tragen.

— Von Henrik Ibsen's „Modernen Dramen“, herausgegeben von Julius Hoffory (Berlin, S. Fischer), ist im Sommer der zweite Band erschienen — der erste und dritte wurden gleichzeitig zu Ausgang des vorigen Jahres ausgegeben. Er enthält „Ein Puppenheim“, „Gespenster“, „Ein Volksfeind“. Es wird nicht allbekannt sein, daß unter dem Namen des ersten Dramas sich die vielberufene „Nora“ birgt. Das Stück erschien seinerzeit unter dem Titel „Nora oder ein Puppenheim“; die zweite Bezeichnung ist in Deutschland wenigstens abhanden gekommen. Die Sammlung „Moderne Dramen Ibsen's“ ist hiermit geschlossen; die im zweiten Bande enthaltenen Dramen sind gleichzeitig in Einzelausgaben erschienen.

— Von September 1889 bis September 1890 sind 3345 Dissertationen, Programmabhandlungen, Habilitations- und Gelegenheitsschriften erschienen und im „Bibliographischen Monatsbericht über neu erscheinende Schul- und Universitätsschriften“ (Leipzig, G. Fock) verzeichnet. Die Mehrzahl dieser Schriften ist nicht in den Buchhandel gekommen. Auf die einzelnen Wissenschaften vertheilen sich diese 3345 Schriften wie folgt: Classische Philologie und Alterthumswissenschaften: 416; neuere Philologie: 304; Orientalia: 47; Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften: 180; Geographie: 18; Theologie: 39; Philosophie: 85; Pädagogik: 81; beschreibende Naturwissenschaften: 147; exacte Wissenschaften: 238; Rechts- und Staatswissenschaften: 212; Medicin: 1200; Chemie: 332; bildende Künste: 12; Musik: 3; Landwirthschaft: 13; Verschiedenes: 18.

— Von Dr. R. Fester, Mitarbeiter der badischen historischen Commission in Karlsruhe, erscheint demnächst im Göschen'schen Verlage in Stuttgart ein auf umfassenden Quellenstudien beruhendes Werk: „Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie“. Rousseau's Ansicht der Geschichte und der Geschichtswissenschaft und seine Staatslehre bilden den Ausgangspunkt der Untersuchung, welche sich in elf Kapiteln auf die deutsche Aufklärung auf Herder, Kant, Schiller, Fichte, Schelling, Friedrich Schlegel, Schopenhauer und Herbart, Krause, Hegel, W. von Humboldt erstreckt und auf diese Weise zugleich zu einer Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte des deutschen Idealismus wird.

— Ueber „Anarchismus und Communismus“ hat ein Gerichtsbeamter bei R. Roth in Stuttgart 1890 ein ziemlich umfängliches erstes Heft herausgegeben. Der Verfasser legt ausführlich mit eindringender Sachkenntniß, scharf und mild zugleich das Wesen, die Machtmittel und die Zukunft des Anarchismus dar. Es ist allerdings ein düsteres Bild, welches er entrollt, aber keineswegs absichtlich Grau in Grau gemalt. Wir müssen es als ein Verdienst bezeichnen, daß der Verfasser die Schäden der heutigen Culturmenschheit rücksichtslos, aber mit edelm Freimuth aufdeckt. Er entwickelt eine außerordentliche Kenntniß der Geschichte, der Menschen, der Zustände und Verhältnisse auf allen Seiten; sein Urtheil ist nüchtern, aber gesund, von einem wohlthuenden, weil nicht salbungsvoll aufdringlichen Gewissensernste getragen. Wir müssen davon absehen, hier den Gedankengang des Verfassers in seinen Grundzügen zu wiederholen, weil wir nicht wüßten, was wir aus einer Ueberfülle von vortrefflichen Gedanken herausgreifen sollten. Wir danken dem unbekannten Juristen für seine ausgezeichnete Arbeit und wünschen, daß sie in die Hände möglichst vieler Leser gelangen möge, damit sie hundertfältige Frucht bringe.

— Von Herrn Rechtsanwalt Pelizaeus geht uns folgende Zuschrift zu:

„In Rücksicht auf die in der Nummer 21 Ihrer geschätzten Zeitschrift enthaltene — mir soeben erst unter die Augen gekommene — Besprechung meines Schriftchens «Christus und Evangelium in moderner Beleuchtung» ersuche ich Sie, gefälligst Notiz davon nehmen zu wollen, daß die von dem Herrn Recensenten vorausgeschickte Bemerkung, daß ich der «lutherischen Kirche» angehöre, durch den Inhalt des Schriftchens, das lediglich den Standpunkt des positiv gläubigen Christen der neuern negativen Evangelienkritik gegenüber zu rechtfertigen sucht, nicht zu begründen, überdies auch thatsächlich unzutreffend ist.“

Bibliographie.

Antoniades, B., Die Staatslehre des Thomas ab Aquino. Leipzig, Robolsky. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Bockenheimer, K. G., Geschichte der Stadt Mainz während der zweiten französischen Herrschaft (1798—1814). Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Boguslawski, v., Der Zug der Engländer gegen Kopenhagen im Frühjahr 1801. Ein Wort zur Anregung über die Bedeutung der Flotte. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Boisgobey, F. du, Der blaue Schleier. Roman. Berlin, Slottko. 1891. 8. 3 M.

Borsod, A. Baron, Revolver. Roman aus der Gegenwart. Wien, Brockhausen. 8. 4 M.

Crome-Schwiening, C., War er schuldig? Roman. Leipzig, J. Faber. 8. 1 M. 50 Pf.

Dinspel, A., Papst Gregor I., der Große und Heilige. Ein historisch-dramatisches Gemälde in 6 Abtheilungen mit lebenden Bildern. Trier, Paulinus-Druckerei. 12. 1 M. 80 Pf.

Drummond, H., Das Beste in der Welt. Deutsche autorisirte Ausgabe. 1.—6. Tausend. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 1 M.

Edelmann, A., Luitpold, königlicher Prinz von Bayern, des Königreichs Bayern Verweser. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Förster, v., Geschichte des königlich preußischen Ulanen-Regiments Graf zu Dohna (Ostpreußisches) Nr. 8 von 1815 bis 1890. Zur Feier des 75jährigen Bestehens des Regiments dargestellt. Mit Karten, Uniforms- und Gefechtsbildern und etwa 230 Bildnissen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 4. 26 M.

Die polnische Frage. Historische Beiträge zu ihrer Lösung von einem Eingeweihten. Breslau, Freund. Gr. 8. 2 M.

Hirsch, M., Betteln und Hausiren ist hier verboten. Eine Studie zur sozialen Frage. Frankfurt a. M., Kauffmann. 8. 50 Pf.

Klein, E., Akademische Erinnerungen, kulturgeschichtliche Beiträge und Erörterungen. Marburg, Ehrhardt. Gr. 8. 1 M.

Kraszewski, J. J., Der Jude. Nach dem Französischen ins Deutsche übertragen von H. Goldschmidt. Berlin, Sallis. Gr. 8. 3 M.

Kreft, J., Schneewittchen. Weihnachts-Festspiel. Dortmund, Crüwell. 1889. 8. 30 Pf.

Lehmann, O., Herzog Georg von Sachsen im Briefwechsel mit Erasmus von Rotterdam und dem Erzbischofe Sadolet. Neustadt i. S. Gr. 8. 1 M.

Minameyer, W., Bunt durch einander. Ernste und heitere Gedichte. Kreuznach, Harrach. 12. 4 M.

Miris, v., Von mir is's. Gedichte. München, Braun u. Schneider. 8. 3 M.

Neumann-Strela, K., Das Haus Hohenzollern und das deutsche Reich. 1. Lfg. Berlin, Gramsch u. Comp. Gr. 8. 50 Pf.

Perthes, O., Die Notwendigkeit einer durchgreifenden Umgestaltung des Schulwesens. Eine Antwort auf O. Jäger's Schrift: Das humanistische Gymnasium. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 80 Pf.

Pole, W., Wilhelm Siemens. Mit Porträts, Abbildungen und einer Karte. Berlin, Springer. Gr. 8. 8 M.

Römer, W., Die Anmaßungen der römischen Päpste und ihre Eingriffe in die Rechte der Regenten und Staaten, erwiesen aus vier der berüchtigtsten päpstlichen Bullen. Schaffhausen, Kober. 8. 40 Pf.

Schall, E., Social-Revolution oder Reformation. Ein Wort an das deutsche Volk. Braunschweig, Wollermann. Gr. 8. 50 Pf.

Schuler, G. M., Der Materialismus. Gewürdigt durch Darlegung und Widerlegung. (Zur Wehr' und Lehr'.) Berlin, Germania. Gr. 8. 3 M.

Seydlitz, G. v., Von dem Reichthum und der Liebe. Zwei Novellen. München, Callwey. 8. 4 M.

— — Von der Weibererziehung. Drei Novellen. München, Callwey. 8. 4 M.

Staacke, J., Die versunkene Kapelle. Eine Uklei-Sage. Garding, Lühr u. Dircks. 12. 1 M.

Steinitz, Clara, Im Priesterhause. Original-Erzählung. Berlin, Gerstmann. 8. 2 M. 50 Pf.

Stucki, H., Ueber den Begriff der höhern Gewalt. Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Uebersicht der Geschichte des königlichen Regiments der Gardes du Corps von 1740 bis 1890. Mit Bildnissen, Abbildungen und Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 3 M. 50 Pf.

Geographische Universal-Bibliothek. Neue Folge. Nr. 25: Der Bismarck-Archipel und seine Bewohner. Von C. Lüders. Weimar, Geographisches Institut. 16. 30 Pf.

Wickede, C. v., Der Denunziant und andere Novellen. Weimar, Weißbach. 8. 2 M. 50 Pf.

Zettel, J., Acht-Stunden-Arbeit. Universalculturistische Abhandlung. Neustadt O/Schl., F. Heinisch. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Soeben erschien und ist zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Deutsche Poetik. Umriss der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst; mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre. Von Paul Heinze und Rudolph Goette.

Umfang 23 Bogen. Preis brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Die Verfasser waren bemüht, in diesem Werke bei möglichst knapper Darstellung den überaus reichen Stoff lichtvoll und übersichtlich zu gruppiren, und strebten — zum ersten Male auf diesem Gebiete — eine Aneignung und Verarbeitung der neueren ästhetischen Strömungen an.

Paul Heinze's Verlag, Dresden-Striesen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet
von
Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Neunter Band.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

In den Kreisen der praktischen Juristen, Richter und Rechtsanwälte findet diese Uebersicht über die Rechtsprechung des Reichsgerichts mit Erscheinen jedes neuen Bandes eine steigende Anerkennung. Ein Prospect mit Proben steht auf Wunsch zu Diensten. Preis jedes Bandes geh. 6 M., geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von
Ferdinand Gregorovius.

Fünf Bände.

8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

1. Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Siebente Auflage.
2. Band: **Lateinische Sommer.** Sechste Auflage.
3. Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage.
4. Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Vierte Auflage.
5. Band: **Apulische Landschaften.** Dritte Auflage.

Gregorovius' „Wanderjahre“ enthalten das Tagebuch seines langen Lebens und Wanderns und seiner Studien in dem classischen Lande, wo er die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb. Die vielseitigen, anziehenden Schilderungen sind Landschaftsgemälde von bleibendem historischen Werth wie von künstlerischem Stil. Gregorovius hat sie als ein neues Genre in der Literatur geschaffen, die vor ihm nichts Aehnliches besaß. Die schnelle Verbreitung dieser Bände zeigt, daß sie in der literarischen Welt ihren dauernden Rang gefunden haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von
F. Max Müller.

Neunte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Verlag v. F. A. Brockhaus, Leipzig.

EMIN-PASCHA.

Eine Sammlung von Reisebriefen Dr. Emin-Pascha's.

Herausgegeben von Dr. G. Schweinfurth u. Dr. F. Ratzel.

Mit Porträt und Lebensskizze.

Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

„Ein classisches Werk.“ Colonial-Jahrb.

„Von packendem Interesse.“ Illustr. Ztg.

„Der rechte Gouverneur für Deutsch-Ostafrika.“ Kreuz-Ztg.





Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 9. October 1890.

Zur römischen Geschichte.

Römische Geschichte. Von Wilhelm Ihne. Acht Bände. 1868—1890. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 39 M. 25 Pf.

Nicht weniger als zweiundzwanzig Jahre hat es gebraucht, um Ihne's Geschichtswerk zu Ende zu führen — und siehe da, es harrt auch jetzt noch, nachdem es ans Ziel gelangt, des Endes (ohne daß der Verfasser Miene machte, den wirklichen Abschluß zu liefern) — denn es hört auf bei der Gründung der Monarchie durch Octavian, also an dem Punkte, wo die römische Geschichte anfängt, die Weltgeschichte zu werden, das große Saatfeld, das die Keime alles spätern Geschehens im Orient und Occident in seinem Schose trägt, der Culturboden für alle spätern Geschlechter. Dieses Ausblühen und Ausreifen des Römerthums aber zur Weltmacht und zum Weltreiche und sein allmähliches Abblühen und Abwelken durch Aufnahme fremder Elemente, welche ihrerseits zu ihrem Gedeihen jenes Fruchtbodens bedürfen, das ist doch, meinen wir, auch ein Stück römischer Geschichte, sogar noch um vieles bedeutungsvoller und interessanter als die Kämpfe und Errungenschaften des republikanischen Rom. Insofern entspricht der Titel des Werks von Ihne dem Inhalte nicht: er quillt über ihn hinaus; andererseits kann man sich denken, daß der Verfasser anfänglich an eine Bewältigung des ganzen Inhalts gedacht hatte und erst nach und nach im Verlaufe seiner bändereichen Darstellung zu der Ueberzeugung gekommen war, daß er seiner Arbeitskraft eine nähere und erreichbare Grenze stecken müsse. Der letzte Theil des Vorhandenen ist bereits kaum mehr sein eigenes Werk zu nennen, sondern, wie uns die Vorrede zum achten Bande belehrt, die bloße Bearbeitung eines hinterlassenen Manuscripts seines im Jahre 1877 verstorbenen Freundes A. W. Zumpt; Ihne selber erklärt, das, was diese Arbeit Zumpt's Förderndes für die Wissenschaft enthält, Zumpt's geistiges Eigenthum sei; er erklärt ferner, daß seine eigenen Anschauungen sich mit denen seines Freundes so ziemlich decken; wo dies nicht der Fall war, hat er natürlich das Manuscript umgestaltet.

Nun ist die Frage, ob ein so weit angelegtes Werk neben den schon vorhandenen sich als ein wissenschaftliches Bedürfniß ausweisen kann. Der Verfasser hat es geglaubt und durfte es glauben. Es kommt hier zunächst, ja im Grunde einzig und allein, das Th. Mommsen'sche Geschichtswerk in Betracht, aber der Gedanke an einen Wettbewerb mit diesem „standard work" ist schon dadurch ausgeschlossen, daß gerade eine (negative) Eigenthümlichkeit desselben den Nachfolger zu seinem Unternehmen bestimmte, nämlich der principielle Wegfall der Quellenangaben, ein Princip, das allerdings in den neuern Auflagen nicht mehr streng durchgeführt erscheint (namentlich bei Streitfragen), aber doch nicht so, daß die Regel gegenüber den Ausnahmen nicht Stand hielte. Der wissenschaftliche Leser aber, der sich der Leitung eines auch noch so erprobten Führers blindlings und urtheilslos weder anvertrauen will noch darf, verlangt eine Controle, eine mit offenen Augen zu gewinnende Belehrung über den Weg, den er geführt wird; er will sich die Gegenden nicht blos schildern lassen, sondern selber ansehen. In diesem Sinne darf das Unternehmen Ihne's als vollständig gerechtfertigt gelten, sogar mehr als das, es ist erwünscht und willkommen. Zwar ein abschließendes, erschöpfendes Quellenrepertorium hat auch Ihne nicht aufgestapelt, aber er wollte es auch nicht. Nur die Haupt- und Urquellen hat er im ganzen und großen erschlossen, auf die abgeleiteten Rinnsale nur spärlich hingedeutet; mit Recht, denn Quellen sind dies ja

nicht. Aus demselben Grunde ist auch die vorhandene Literatur über römische Geschichte und Geschichtsepochen nicht vollständig gesammelt; über das „Wie viel?“ entscheidet keine objective Norm, sondern das subjective Ermessen; was dem einen überflüssig scheint, kann ein anderer für nothwendig halten, es ist schwer, hier zu rechten. Leicht ist es aber, darüber ins Klare zu kommen, daß das Werk von Ihne das Ergebniß gewissenhaftester Forschung und achtungswerthesten Fleißes ist und daß diesem Fleiße des Sammelns auch die Gabe des Sichtens und Lichtens zur Seite stand. Von einem Schüler Fr. Ritschl's konnte zum voraus erwartet werden, daß er nicht Schritt für Schritt den Fußspuren Mommsen's folgen und sich begnügen werde, dessen Text mit den gehörigen Quellenangaben zu verbrämen.

Ihne weicht in sehr vielen und wesentlichen Punkten von Mommsen's Auffassung ab; er betrachtet Menschen und Dinge oft in einem ganz andern Lichte, und dies ist der zweite Umstand, der ihn berechtigte, ein neues Werk über römische Geschichte zu schaffen. Mommsen hat bekanntlich, bei aller Anerkennung seiner großartigen Leistung, vielfach und in steigendem Maße Widerspruch erfahren, und gerade auch darum, weil man seine Aufstellungen nicht an den Quellen prüfen konnte; ob diese oder jene (sie sind ebenso zahlreich als originell) aus irgendeiner Quelle geschöpft oder nur in seiner Subjectivität begründet war, blieb ungewiß und oft auch, wo die Quellen bekannt waren und deutlich genug zu sprechen schienen, erhielt das Ueberlieferte durch den Mommsen'schen Denkproceß eine ganz andere Färbung, wenn nicht gar eine völlige Umgestaltung; alles das mußte den Widerspruch herausfordern. An eine negative zersetzende Kritik der „römischen Geschichte“ oder dessen, was dafür galt, war man zwar durch Niebuhr gewöhnt worden, aber Mommsen hat jener noch viel tiefer ins Fleisch geschnitten und seine Leistung war noch blendender dadurch, daß er mit mehr Glanz und Grazie operirte als sein großer, bei aller Combinationsgabe nüchterner Vorgänger. Sogar Gelehrte hat Mommsen durch die Kraft und den Zauber seiner Darstellung bestrickt und über der gleißenden Form den bedenklichen Inhalt vergessen lassen.

So ziemlich das Gegenbild der Mommsen'schen Weise finden wir bei Ihne. Seine Darstellung wird schwerlich jemand in Versuchung führen, den Schein für die Wahrheit zu nehmen; sie ist nüchtern, einfach und klar, ohne Bilder und ohne Blumen, freilich auch ohne Reiz. Aber da dieser Reiz bei Mommsen und andern oft durch ein künstliches Farbenspiel hervorgebracht wird, so wird mancher dem schlichten Stile den Vorzug geben. Schon die Alten wußten, daß sich mit demselben wahrhaft künstlerische Wirkungen erzielen lassen. Das Richtige wird sein, daß der Stil mit den Ereignissen Schritt hält. Gehen diese dröhnend, in Begleitung von Zeichen und Wundern, von Jubel oder Jammer über die Weltbühne, so wird auch der Geschichtschreiber die Darstellung auf diesen Ton zu stimmen haben; wandeln sie ruhig und im gewöhnlichen Gleise, so wird er die Stimme senken. Ihne hat dieses Gesetz nicht anerkannt, wenigstens nicht befolgt; sein Ton ist so ziemlich immer derselbe, ob er die Thaten und Leiden eines Helden besingt oder eine Verfassungsänderung erklärt.

Mommsen wurde dadurch zu einem gefährlichen Nebenbuhler, aber nicht dadurch allein. Sein Blick ist weiter und umfassender, wol auch tiefer, obwol Gelehrsamkeit und Gründlichkeit allein — und Mommsen ist doch ohne Widerspruch der genaueste Kenner römischen Lebens — noch nicht genügen, in den innersten Kern der Dinge einzudringen; es gehört noch ein Imponderabile dazu, das man gewöhnlich Geist nennt, man könnte es in unserm Falle eher Geistesverwandtschaft nennen; denn auch der Geist läßt sich nur allzu gern durch seinen eigenen Schatten, die Geistreichigkeit, zu allerlei muthwilligen Sprüngen verleiten und gibt dieser die Zügel in die Hand, er wird parteiisch und ungerecht.

Wer Ihne's Werk studirt, muß zwei Dinge vermissen: erstens, daß der Verfasser, der ausdrücklich sein Werk als Quellenwerk bezeichnet und diesen Charakter als gegensätzlich zu einem andern Werke hervorhebt, unterlassen oder wenigstens so viel als unterlassen hat, den Leser mit diesen Quellen bekannt zu machen und sie nach Werth oder Unwerth abzuwägen; zweitens, daß die zwei wichtigsten Offenbarungen des Volksgeistes, die Literatur und die Kunst, kaum an ihren äußersten Enden gestreift und nicht im entferntesten der Bedeutung des Gegenstandes entsprechend gewürdigt sind.

Das erstere hätte entschieden und zwar einläßlich geschehen sollen, mit ein paar officiellen Seiten oder gelegentlichen Anmerkungen ist es nicht gethan. Was nützt ein Hinweis auf die „Quelle“, wenn ich nicht weiß, ob diese Quelle rein oder trüb fließt? In den letzten Jahrzehnten ist in „Quellenuntersuchungen“ des Guten eher zu viel geschehen; man glaubte die Schriftstellen und vor allen gerade die Autoren über römische Geschichte über jede Seite ihres Manuscripts ausfragen, zu jedem Abschnitte die dazu benutzten Stellen aufzählen zu sollen, viel Gelehrsamkeit, noch mehr combinatorische Kunst ist dazu verwendet und verschwendet worden — aber man kann auch zu wenig thun, wie Ihne's Beispiel zeigt.

In Betreff des zweiten Mangels hat sich Ihne selber zu entschuldigen gesucht: er habe „sprachliche, ästhetische und literarhistorische Erörterungen vermieden, ebenso wie alles, was in ein Handbuch der Alterthümer, der Archäologie u. s. w. und nicht in die Geschichte gehört“. Wenn er wenigstens diesem Grundsatze treu geblieben wäre! Aber er hat ja einen ganzen Band seines Werks ausschließlich mit römischen Antiquitäten gefüllt. Hier also ist er sich jedenfalls nicht treu geblieben. Der Wegfall literarischer Erörterungen hätte zur Noth noch entschuldigt werden können, denn die Literatur bildet so wenig wie die Kunst einen wirklichen Factor im Leben und in der

Geschichte des römischen Volks, wenn man unter „Volk" die große Masse versteht. Rechnet man dagegen, wie recht und billig in einer Geschichte, auch die obern Zehntausend dazu, so gehört auch die Literatur zu dem Spiegelbilde, in welchem das Volk als Ganzes seine Züge wieder erkennt. Daß diese Literatur nur ein Abglanz der griechischen ist, thut nichts zur Sache. Ein Abglanz ist auch ein Glanz, nicht jeder kann eine Sonne sein, das freundliche Licht der Planeten hat auch seinen Werth, und jenes Bild hat wahrlich der harten unerfreulichen Züge genug, mehr als genug, es würde geradezu abstoßend wirken, wenn es nicht einigermaßen durch die milden Strahlen geistiger Schönheit verklärt würde. Wol imponirt uns der Charakter des Römervolks durch manche seiner Eigenschaften; es ist aus gutem, aber hartem Holze geschaffen, kernhaft, aber roh und rauh durch und durch, kühn in seinem Wollen, ausdauernd in seinem Handeln, standhaft im Unglücke, aber übermüthig, herzlos bis zur Grausamkeit im Glücke; sein Patriotismus besteht alle, auch die schwersten Proben, aber lastet mit zermalmender Wucht auf allem, was nicht römisch ist und nicht römisch heißt; es ist rechtschaffend für sich, aber nicht rechtschaffen gegen andere; es kennt genau und hält unverbrüchlich seine Gesetze, tritt aber mit Füßen fremdes Recht und fremdes Gesetz; es ist verhärtet bis zur gewissenlosesten empörendsten Selbstsucht, die vor keiner Gewaltthat, keinem Treubruche zurückschreckt, sein ganzes Dichten und Trachten geht auf Krieg und Eroberung, in dieser Luft lebt es und webt es, für die Künste des Friedens hat es weder Sinne, noch Nerven, kein Atom griechischer Liebenswürdigkeit und Anmuth, Empfindung und Anbequemung ist seinem Blute beigemischt, wol aber gärte in diesem Blute ein wildes Lustgefühl nach anderm Blute, die Thier- und Menschenhetzen sind Zeugen dafür. Das Bild wäre wahrlich ohne den wohlthuenden, wenn auch geborgten Widerschein griechischer Schönheit ein trostlos düsteres. Freilich die römischen Großen, welchen das Volk diesen griechischen Import verdankt, haben nicht allein die Geschicke Roms geschaffen — aber wer will abwägen, welcher Theil daran ihnen gebührt und welcher der Volksindividualität? Wer will sagen, ob sie die Schöpfer oder die Geschöpfe der römischen Geschichte sind? Aber ob nun diese Großen, diese Bahnbrecher der Cultur — es sind solcher Familien nicht einmal viele, man denke an Mummius, den Zerstörer von Korinth — ob die Scipionen und Meteller, ob Cäsar und Octavian nach eigenem freien Willen wirkten oder ob sie, wie Ihne glaubt, bloße Werkzeuge höherer Mächte waren — so viel ist fraglos, daß ohne sie und ihresgleichen die römische Geschichte ein anderes Ansehen haben würde und gewiß kein schöneres. Das Geistesleben solcher Männer aber, welches nicht nur die Geschicke ihres Volks, sondern einer Welt bestimmt haben oder, wenn man denn lieber will, zu bestimmen berufen waren, sollte doch auch in der Geschichtschreibung einen Platz finden. Cicero stammte zwar aus keiner jener erlauchten Adelsfamilien, stand aber gleichwol, wie mancher seiner Zeit-, Landes- und Standesgenossen, auf der Höhe der Bildung und war daneben auch politisch thätig — Zumpt läßt ihn sogar zur Zeit der sogenannten „philippischen" Reden den eigentlichen Leiter der römischen Politik sein; wenn er nun wirklich, wie derselbe Zumpt behauptet, „der größte Sprachkünstler aller Sprachen und aller Nationen" gewesen ist, so sollte der Geschichtschreiber auch dem Schriftsteller Cicero gerecht zu werden suchen. Ein moderner Historiker will „in der darstellenden politischen Geschichtschreibung die Krone der historischen Wissenschaften" erkennen; ist dieser Satz richtig und wird er auf den berühmten römischen Rechtsstaat angewandt, so wird die Historie desselben mehr einer Räuber- als einer Geistesgeschichte gleichen. Wem gebührt aber das Verdienst, daß sie jenes nicht geworden ist? Doch wol den Geistesheroen, den Denkern und Dichtern, den Bildnern des Volks.

Ihne gehört nicht zu den Lobrednern des Römervolks; auch dessen hervorragende Männer vermögen ihn selten zu begeistern; sein volles Lob und seine ganze Sympathie gewinnt eigentlich nur der Todfeind des Römernamens Hannibal. Die beiden Scipionen (die Karthagobesieger) ragen nicht über das Mittelmaß geistiger Begabung hinaus; Marcellus, der Eroberer von Syracus, den die Römer ihr „Schwert" nannten, ist nichts als ein Haudegen von grausamer Sinnesart; Sertorius ist wol ein geschickter Feldherr, aber ohne alles staatsmännische Talent; dagegen zollt Ihne dem Lucullus warme Anerkennung und Sulla, der eiserne, erbarmungslose, im Blute watende ist ihm der größte Mann der römischen Geschichte vor Cäsar. Cäsar selber findet eine aus Lob und Tadel ungefähr zu gleichen Theilen gemischte Würdigung; zwischen den unbedingten Lobrednern, wie Mommsen, und den strengen Tadlern, wie K. W. Nitzsch, steht Ihne in der Mitte, ohne deswegen den großen Rivalen Cäsar's, den Pompejus, viel glimpflicher zu behandeln als dies, besonders wieder nach dem Vorgange Mommsen's, Sitte geworden ist. Dieselbe Mittelstellung, wie bei Cäsar, nimmt Ihne auch bei der Würdigung Cicero's ein, des Mannes, dem man es nicht verzeihen kann, daß er sich immer gab, wie er war, daß er lieber menschlich fühlen und dieses Gefühl ausströmen, als es gewaltsam unterdrücken und hinter der trügerischen Maske der Kaltblütigkeit verstecken wollte, daß er sich nicht, nach heutigem Sittengesetze, den Mantel erlogener Bescheidenheit um die Lenden schlug, während er das volle Bewußtsein seiner Verdienste in sich trug, und daß er, der Zeitrichtung und dem Geiste seiner Muttersprache folgend, manches zu Phrasenflitter verzettelt, was besser gar nicht oder wenigstens kürzer gesagt worden wäre, im übrigen aber einen ganz achtungswerthen Stil schrieb, so achtungswerth, wie es manchem seiner stoisch und heroisch sich geberdenden Tadler nicht gelingen dürfte. Hätte Rom neben seinen Henkern und Blutmenschen zu jeder Zeit ein paar Dutzend solcher „Schwätzer" gehabt, es wäre allerdings des Geredes mehr, der Blutarbeit aber weniger geworden.

Und nun, noch einmal, Julius Cäsar, in welchem manche den Schlußstein und die Vollendung des Römerthums erblicken wollen, alle eine der gewaltigsten Gestalten der römischen Geschichte erblicken müssen — ist er wirklich jeder Zoll ein Held, jeder Zoll ein Genie, eine weit über das gewöhnliche Menschenmaß hinausragende phänomenale Erscheinung, wie Mommsen sein Bild malt? Oder ist er wirklich der „diabolische Freigeist" ohne allen und jeden sittlichen Halt, der nur darauf ausging, das Römervolk unter eine militärische Gewaltherrschaft zu knechten, wie Nitzsch ihn darstellt? Oder ist er ein Gemisch von Größe und Schwäche, wie Ihne meint, ein großer Feldherr Staatsmann, Gesetzgeber — aber mit starken Anflügen von Sultanismus —, der, ohne von Anfang an weitaus sehende Pläne zu spinnen und ohne einem bestimmten Ziele zuzusteuern, nahm, was ihm Zufall und Geschick in den Schoß warfen, bis der steigende Erfolg ihm ins Ohr raunte, das Höchste zu wagen? Zwischen diesen Standpunkten liegt eine weite und tiefe Kluft. So lange sie nicht überbrückt ist — und das kann noch lange dauern, wenn es überhaupt dazu kommt, wird man gestehen müssen, daß wir es in der Kenntniß der römischen Geschichte noch nicht so „herrlich weit gebracht" haben. Denn Fragen und Fragezeichen, wie in der Geschichte Cäsar's, tauchen noch ungezählte auf, und am Wege lagern Sphinxe, welche dem Wanderer psychologische und andere Räthsel in Hülle und Fülle aufgeben. Wol hat die moderne Forschung, als deren eifrigen Jünger sich Ihne erweist, schon manche gelöst, aber an die Stelle der alten sind neue hinzugetreten und es gilt daneben immer noch mit den Drachen der Sage zu kämpfen, die etwas gefährlicher sind als die Gänse des Capitols. Ihne ist ihnen mannhaft zu Leibe gegangen, zwar mit den Waffen Niebuhr's, Mommsen's und Schwegler's, aber er hat sie mehrmals geschärft. Nicht blos fällt die römische Königsgeschichte als solche dahin — das war ja selbstverständlich, sondern Ihne weist nach, wie die eine Figur der bloße Doppelgänger, das Schattenbild einer andern ist (Tullus Hostilius das des Romulus, Ancus Marcius das des Numa u. s. w.); Coriolan und Umgebung wandern Zug um Zug ins Reich der Sage, der Untergang der Fabier gehört ebendahin, die „Volksfreunde" Maelius, Cassius, Manlius treten in ein anderes Licht, der Secession der Plebs nach dem heiligen Berge liegen rein politische Motive zu Grunde, keine wirthschaftlichen. Diesen letztern Punkt hat in neuerer Zeit wieder K. W. Nitzsch scharf betont, überhaupt der Plebs eine ganz andere Stellung angewiesen, als sie in der römischen Historik, antiker wie moderner, etwa Niebuhr ausgenommen, einnimmt. Merkwürdig, daß in den beiden letzten Bänden Ihne keine Rücksicht nimmt auf die doch wahrlich nicht unwichtige Bemerkung des eben genannten Nitzsch, daß unsere gesammte Ueberlieferung über den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus cäsarischen Ursprungs sei (gerade wie die über den Bürgerkrieg zwischen Sulla und Marius sullanischen) — eine Thatsache, die entscheidend ist für die Nothwendigkeit der Quellenkritik. Man denke sich beispielsweise einen Labienus als Historiker statt Cäsar's — welchen grundverschiedenen Anblick würde der Krieg zwischen den beiden Machthabern gewinnen! wie hell würde das Gestirn des jetzt gewöhnlich so wegwerfend behandelten Pompejus leuchten und wie tief würde der vergötterte Cäsar im Schatten stehen! Aehnlich steht es mit Octavian; auch hier muß das, was geschehen ist, nicht das, was geschrieben steht, entscheiden, nur bietet dieser verschlossene Charakter mehr Schwierigkeiten als Cäsar. Daß auf diesem vollendeten Heuchlerangesicht, das er wenigstens bis zur Erfüllung seines Herrschertraumes zur Schau trug, jemals, wie Zumpt meint, das Feuer jugendlicher Begeisterung geglüht habe, kann nur der glauben, der das Auge geflissentlich von den Orgien einer ruchlosen und blutdürstigen Selbstsucht abwendet. Was hatte dieser Mensch alles auf dem Gewissen — wenn er überhaupt eins hatte — und was auf den Schultern! In seinem Hauptbuche hat er den schwärzesten Schuldposten einzutragen unterlassen: das sogenannte Monumentum Ancyranum schweigt von den Proscriptionen! Wohl ist er mit seinen größern Zielen gewachsen, sein kalter Verstand ist aber stets derselbe geblieben, und gemüthliche Anwandlungen brauchte er nicht wie so mancher Diplomat gewaltsam zurückzustauen, weil sie sich niemals bei ihm anmeldeten. Auch das Familienleid, das ihm reichlich zugemessen war, traf nicht sowol ein fühlendes Vaterherz als die empfindliche Stelle seiner Römer- und zugleich seiner Herrschernatur: die gravitas und die dignitas imperatoria. Der joviale Ton, in dem er sich manchmal gefiel — wir haben noch Beispiele eines solchen in seinen „Billets intimes" an Horaz, ist nicht der Widerhall gemüthlicher Regungen, sondern das Spiel verstandesmäßigen, berechnenden Witzes.

Aber wir wollen nicht über Ihne hinausgehen, denn der Kaiser Augustus liegt jenseit der von Ihne ausgefüllten Bildfläche. Ob dessen kundige Hand uns noch in die große Galerie der römischen Kaiserbüsten einführen wird, steht dahin, und daß es der wohlbekannte Andere thun werde, der alle dazu nöthigen Eigenschaften, wie keiner der Lebenden, in seiner Person vereinigt, ist sehnlich zu wünschen, aber kaum noch zu hoffen.

J. Mähly.

Erzählungsliteratur.

1. Der neue Demokrit. Von Eduard Maria Schranka. Erster Band. Zweite Auflage. Berlin, Lüstenöder. 1890. 8. 3 M. 60 Pf.

Das Buch, welches in erster Auflage unter einem andern Titel erschien, enthält eine Anzahl von Aufsätzen in der Art wie Weber's bekannter „Demokrit", der zu seiner Zeit einen nachhaltigen Erfolg errang und auch heute noch gern gelesen wird. Die ganze Gattung ist mit wenigen Worten gekennzeichnet; ein bisweilen an und für sich unbedeutender Vorwurf, oft nur ein Wort, soll geistreich-humoristisch, mit Verwerthung von möglichst vielen Lesefrüchten und Anekdoten behandelt werden. Diese Art Aufsätze waren die Vorläufer unserer heutigen Feuilletons, und der jedem Leser auffallende Unterschied hängt eben einfach mit den Wandlungen des Geschmacks und auch der allgemeinen Bildung zusammen. Man darf nicht vergessen, daß heute die Lesewelt weitaus mehr Kenntnisse arf allen Gebieten — selbst wenn sie nur aus den Zeitungen erworben ist — besitzt, und ferner, daß das jetzige Geschlecht stärkerer Reizmittel bedarf als unsere Väter, d. h. daß es wenig Gefallen mehr an harmlosen Tändeleien und Spielereien findet. Weber's „Demokrit" bot den Zeitgenossen mit den gesammelten Lesefrüchten eine Fülle des Neuen, Belehrenden und Anregenden; heute ist es ungemein schwer, mit Aehnlichem den Lesern zu imponiren, da nur zu viele das Bedeutsame schon anderweitig kennen gelernt haben, das Unbedeutende aber nicht geschätzt wird. Das Vorstehende soll nur kurz begründen, weshalb die ganze Gattung heute etwas veraltet erscheint. Sieht man davon ab, so wird man aus dem vorliegenden Buche immerhin manche angenehme Anregung schöpfen, und sich an den humoristischen Ein- und Ausfällen erfreuen können, wenn sie auch meist harmlos sind und die großen Fragen der Zeit nur äußerst selten streifen. In diesem letztern Punkte mag für die einen, welche sich eine gewisse abgeklärte Ruhe bewahrt haben, eine Quelle des Genusses liegen, von den andern, die auch in der Literatur das Spiegelbild der Zeit sehen wollen, vielleicht Anlaß zum Tadel gefunden werden. Jedenfalls würde aber der Verfasser mehr Erfolg erzielen, wenn er seinen Witz und Geist an mehr zeitgemäße Vorwürfe verwenden wollte; in unsern von Kämpfen erfüllten Tagen verlangt man auch vom Humor „Schneidigkeit". Dem Deutschen Sprachvereine sei schließlich noch eine wirklich hübsche Wortblüte auf Seite 158 zur Beachtung empfohlen, sie lautet „mannscriptuell".

2. Anna Pelzer. Roman von J. Hirsch. Hannover, Wasserkampf u. Comp. 1890. 8. 3 M.

Dieser Roman streift die „sociale Frage" und verwerthet sogar die Figur eines wirklichen Socialdemokraten, die jedoch kaum auf die Bezeichnung „naturwahr" Anspruch erheben darf. Ueberhaupt ist das Leben nicht der Wirklichkeit entsprechend geschildert, das Licht ist zu grell und die Schatten sind zu tief; man gewinnt den Eindruck, als ob nicht aus unmittelbarer Beobachtung, sondern nur nach Hörensagen oder aus Büchern die Welt und ihre Verhältnisse gezeichnet werden. Anna Pelzer ist die Tochter eines Choristen, der in sehr bescheidenen Verhältnissen ein äußerst glückliches Familienleben führt, welches mit besonderer Vorliebe ausgemalt wird. Das junge Mädchen geht zur Bühne, wird eine berühmte Sängerin und hat mannichfache Anfechtungen zu erdulden; schließlich vermählt sie sich mit einem jungen Maler, dem Sohne eines reichen Fabrikanten, welcher das Vermögen seines Schwiegervaters gestohlen und dadurch seine Schwägerin ins Elend gebracht hat. Der socialdemokratische Agitator Fahler, der mit Anna Pelzer's Vater befreundet und auch der Tochter ein anhänglicher Freund geblieben ist, entlarvt zuletzt den Verbrecher. Ein kunstfreundlicher Prinz spielt in der Geschichte auch eine größere Rolle, er liebt zwar Anna Pelzer, aber ganz in Ehren, und thut alles, um ihren Ruf tadellos zu erhalten. Der Versuch, den Roman durch Beleuchtung der socialen Verhältnisse und Gegensätze zu vertiefen, ist löblich; daß er nicht ganz gelungen ist, liegt offenbar nur daran, daß der Verfasser die Wirklichkeit zu wenig kennt. Die Phrasen Fahler's sind zum Theil sehr naiv, und es wird kaum jemand glauben, daß ein socialdemokratischer Agitator auf die Weise, wie im Romane, zu einer Audienz bei einem Prinzen gelangt. Auch sonst sind alle handelnden Personen — mit Ausnahme des einen Bösewichts — allzu vortreffliche, gute Menschen, als daß man sie ganz natürlich und lebenswahr finden könnte. Die Sprache ist ziemlich schwunglos und stellenweise platt.

3. Am Ziel. Roman von H. Waldemar. Zwei Theile in einem Bande. Freiburg i. Br., Kiepert. 1890. Gr. 8. 4 M.

Heinz von Uechteren hat die Tochter eines reichen Fabrikherrn geheirathet und ist damit zu Reichthum gelangt. Die Ehe ist kinderlos, und da die Frau durchaus ein Kind besitzen will, adoptiren sie in England eine angebliche Waise, die in der Obhut einer alten armen Frau lebte. Baron Heinz hat ferner einen Bruder Konstantin, dessen Ehe unglücklich geworden, da seine Frau Hildegarde ziemlich gemüthlos ist. Während nun die Adoptivtochter Maud heranwächst, wird die Ehe des Barons Heinz plötzlich mit Kindern gesegnet, und nun wird Maud etwas stiefmütterlich von ihrer Adoptivmutter behandelt, zumal sich bei derselben allmählich der Wahn festsetzt, daß Baron Heinz andere als blos väterliche Gefühle für Maud hege. Für diese tritt jetzt noch ein anderer Freund ein, der Maler Willmer, einst der Jugendgeliebte der Frau Hildegarde.

In den beiden freiherrlichen Familien kehrt Unfriede ein, Baron Konstantin verläßt seine Frau und geht nach Indien, Maud entflieht aus dem Hause ihrer Adoptiveltern und wird in England Gesellschaftsfräulein einer Lady. Schließlich kommt es zu Tage, daß Maud die Tochter eines Lords ist. Baron Heinz, dessen Frau an der Aufregung über Maud's Flucht erkrankte und stirbt, wirbt nun wirklich um die Adoptivtochter, die jedoch dem Maler Willmer ihr Herz geschenkt hat. Baron Konstantin versöhnt sich wieder mit seiner Frau, die in der Zwischenzeit gemüthvoller geworden ist. Das ist in knappen Zügen die Fabel des Romans, der sich, wie man daraus ersieht, in den Gleisen der hausbackenen Erzählungsliteratur bewegt, welche mit vielgebrauchten Motiven arbeitet. Die Gestaltung der einzelnen handelnden Personen ist wenig originell, nicht kräftig genug, um sie lebendig hervortreten zu lassen, und daher erwärmt man sich auch nicht recht für dieselben. Der Roman gehört zu jenen, die weder durch Fehler, noch durch Vorzüge besonders anregen, welche man durchliest, ohne einen nachhaltigen Eindruck zu empfangen. Glatt, correct, aber nüchtern und ohne tiefern Ideengehalt, sind derlei Geschichten geeignet, um die Zeit zu vertreiben, jedoch wirklichen Genuß wird man kaum finden.

4. Dichter-Steckenpferde. Imitationen von Theodor von Sosnosky. Zweite Auflage. Dresden, Minden. 1890. 12. 1 M.

Wie der Verfasser in der Vorrede hervorhebt, war es seine Absicht, die Eigenart einer Anzahl bekannter Schriftsteller zu kennzeichnen, indem er Skizzen und Novelletten genau im Stile derselben entwarf. Sie sollten — mit Ausnahme von Zweien — keine Parodien sein, sondern wirkliche Nachahmungen, und fünf der Skizzen haben ein gemeinsames Leitmotiv (das bekannte Gedicht: „Ich hab' eine alte Muhme, die ein altes Büchlein hat"), durch dessen verschiedenartige Behandlung eben der Charakter der betreffenden Schriftsteller (Karl Bleibtreu, W. Jensen, Th. Storm, E. von Wald-Zedtwitz und Emile Zola) recht verdeutlicht werden soll. Der Gedanke ist nicht übel und wird auch im Ganzen ziemlich glücklich durchgeführt; daß die Nachahmung nicht überall gleich gelungen sein kann, ist wol begreiflich. Am leichtesten läßt sich natürlich der „Ton" dort treffen, wo derselbe besonders charakteristisch ist, beziehungsweise wenn die Eigenart eines Schriftstellers durch auffallende Unarten sich kennzeichnet. Deshalb waren Ossip Schubin und Wald-Zedtwitz verhältnißmäßig leicht nachzuahmen; auch Rosegger's Schreibweise ist ziemlich gut getroffen, am besten, weil am feinsten ausgeführt, ist die Novelle im Stile Jensen's. Etwas derber, als es dem Vorbilde entspricht, ist die Imitation Emile Zola's ausgefallen; Ibsen und Bleibtreu sind parodirt, und Hermann Conradi wird durch eine Sammlung von Stilblüten gekennzeichnet. Für Literaturkenner und -Freunde bietet das Büchlein einen ergötzlichen Lesestoff.

5. Bleistift-Skizzen. Erinnerungen an die Pariser Weltausstellung von 1889. Von B. Schulze-Smidt. Bremen, Kühtmann. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Das kleine Büchlein enthält einige lebendig geschriebene Plaudereien über die pariser Ausstellung, die jedoch inhaltlich nicht viel bieten; es sind, wie der Titel ganz richtig sagt, leichte Bleistiftskizzen, die nur oberflächliche Vorstellungen erwecken können. Da sie aber flott und keck entworfen sind, ergötzt man sich immerhin daran.

6. Der Humorist. Erster Band: Flüchtlinge und andere Humoresken von Adolf Thiele. Berlin, Verlag des Humorist. 1890. 8. 1 M.

7. Kleine Humoresken von Max Hirschfeld. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1890. 8. 50 Pf.

Nichts kann eindringlicher uns zum Bewußtsein bringen, daß in unserer Zeit der Humor selten geworden ist, als wenn man die Erzeugnisse der sogenannten „humoristischen Literatur" prüft. Wir haben heutzutage zwar eine hübsche Anzahl trefflicher „Satiriker", die mit scharfer Ironie politische und sociale Zustände geißeln können, aber die eigentlich humoristische Gattung zählt nur wenige berufene Vertreter. Zu diesen kann man die beiden Verfasser der oben bezeichneten Sammlungen wol nicht rechnen; denn ihre Skizzen entbehren zum Theil der witzigen Zuspitzung, und sind im übrigen zu wenig sorgsam ausgefeilt. Man sollte eben nicht vergessen, daß auch eine Humoreske ebenso fein und gründlich ausgearbeitet werden soll, wie eine Novelle, daß auf eine möglichst scharfe und fesselnde Zeichnung der Charaktere besonderes Gewicht zu legen ist, und daß die humoristische Wirkung um so eher erzielt wird, je weniger Unwahrscheinlichkeiten, Uebertreibungen und Flüchtigkeiten sich vorfinden. Eine komische Lage ist an und für sich noch nicht ausreichend als Stoff für eine Humoreske, und es gehört einige Kunst dazu, um sie so auszugestalten, daß der Leser wirklich davon gepackt wird. Die vorliegenden Humoresken vermögen kaum ein Lächeln hervorzurufen, sie lassen kalt, und doch sollte eine Humoreske „ergötzen". Aus der ersten Sammlung wären nur zwei, „Löwengrimm und Tantenzorn" und „Fröhlicher Sylvester" zu nennen, die besser ausgeführt sind; in der zweiten sind „Der Klatsch", „Der verhängnißvolle Hofhund" und „Die Importcigarren" als Stücke zu erwähnen, die einen guten Gedanken ausführen, und „Das Märchen vom Aschenputtel" als eine gelungene Umschreibung des bekannten Volksmärchens in berliner Mundart.

8. Realistische Märchen und metaphysische Historchen. Nicht für höhere Töchter, noch für niedere Buben. Von R. P. Löhn. Zürich, Verlags-Magazin. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.

Schon der Titel kennzeichnet den Inhalt und die gereimte Vorrede enthält das Bekenntniß: „Ich bin ein Nackter". Die Aufsätze sind in der Art der modernen „Realisten und Naturalisten" radicalster Richtung gehalten, welche mit einem gewissen trotzigen Behagen gerade das behandeln, was im allgemeinen als „unanständig"

gilt. Es ist schade, daß gute Gedanken, wie sie z. B. auch in diesen Aufsätzen enthalten sind, ganz ohne Noth mit Unanständigkeiten verquickt werden. Wer den Realismus einzig und allein in der Nacktheit sieht, ist eben einseitig. Man braucht just nicht „prüde" zu sein, um diese Einseitigkeit wenig geschmackvoll zu finden, sie führt aber auch ebenso zur Unwahrheit, wie falsche Empfindsamkeit und „verlogene Prüderie". Johannes Emmer.

Ein christliches Epos.

Von den zukünftigen Dingen. Sieben Gesänge aus dem Englischen des Bischofs Bickersteth frei übersetzt von Ernst A. Roßteuscher. Basel, Spittler. 1890. 8. 1 M. 60 Pf.

Als wir in Nr. 7 d. Bl. f. 1888 Bickersteth's christliches Epos „Gestern, heute und in Ewigkeit" anzeigten, das damals, von ungenannter Frauenhand übersetzt, durch F. A. Perthes' Verlag in Gotha zum ersten male deutschen Lesern in ihrer Sprache geboten wurde, haben wir auf die ungewöhnliche Bedeutung und hohe Schönheit des Werks aufmerksam gemacht, dem trotz Dante, Milton und Klopstock ein hervorragender Platz von dem zeitgenössischen Urtheil zugestanden werden muß. Seit dem Jahre 1885 als Bischof von Exeter auf einen der angesehensten Hochsitze der englischen Staatskirche berufen, schon früher als namhafter und fruchtbarer Schriftsteller auf theologischem und philosophischem Gebiete rühmlich bekannt, auch als religiöser Dichter schon wiederholt hervorgetreten, hat Bickersteth mit seinem „Yesterday, to-day and for ever" die Höhe seines dichterischen Schaffens erklommen, und wenn binnen zwei Jahrzehnten das englische Original nicht weniger als zwanzig Auflagen erlebt hat, so redet auch dieser Erfolg eine deutliche Sprache. In der That hat das Werk, soweit die englische Zunge klingt, einen wahren Triumphzug angetreten und bei der literarischen Kritik ungetheilten Beifall errungen. Und mit Recht. Denn eine tiefgegründete christliche Anschauung, eine reiche, durch den Umgang mit der Heiligen Schrift beflügelte und geadelte Phantasie, eine warme, echt religiöse Empfindung und dazu eine edle, glänzende, schwungvolle Sprache vereinigen sich hier aufs glücklichste, um ein Meisterstück heiliger Poesie zu schaffen, das, geschöpft aus dem lautern Quelle der Offenbarung, die göttlichen Geheimnisse von Anfang der Welt bis in die Ewigkeit der Ewigkeiten darlegt.

Ernst Roßteuscher hat für seine Uebersetzung von den zwölf Gesängen des englischen Originals nur sieben, unter eigenem Titel, ausgewählt, die von den zukünftigen Dingen handeln: „Des Sehers Tod und Fahrt zur Unterwelt" (1), „Das Paradies der Seligen" (2), „Die Hölle der Unseligen" (3), „Die Auferstehung und die Hochzeit des Lammes" (4), „Das tausendjährige Sabbatreich" (5), „Das jüngste Gericht" (6) und „Die ewigen Wohnungen" (7). Durch die Ausscheidung der episodischen fünf mittlern Gesänge der Dichtung, welche die vergangenen Dinge darstellen, die Weltschöpfung, den Fall der Engel und der Menschen, das Erlösungswerk und die Geschichte der streitenden Kirche, ist, wie viel Schönes sie auch bieten, der einheitliche Charakter doch nicht verloren gegangen. Es bleibt immer noch auch so ein wohlgefügtes, stetig fortschreitendes Ganze übrig, ein Gesammtbild der biblischen Prophetie, welches keinen wesentlichen Zug vermissen läßt. Der Uebersetzer hat aber auch in dem, was er gibt, einzelne Kürzungen vorgenommen, hie und da mit schonender Hand eine Umstellung, einen Zusatz oder Uebergang sich gestattet, die, wenn auch zumeist aus den weggelassenen Gesängen des Verfassers entnommen, das „frei übersetzt" des Titelblattes erklären. Den Blankvers mit betonter Schlußsilbe handhabt der Uebersetzer mit Geschick und Sicherheit. Nur hin und wieder begegnet zu Anfang ein Trochäus, der dann mit der Senkung des folgenden Jambus als daktylischer Rhythmus in dem doch entschieden fallenden Versmaße störend wirkt. Die Sprache der Uebersetzung ist dichterisch schön, des Originals würdig. Nur hätten Ausdrücke wie Bankett, Pagencorps, Absolution, Assistenz und ähnliche vermieden werden sollen. Daß mit Rücksicht auf die biblische Grundlage der Dichtung die in Betracht kommenden Schriftanführungen gleich unter den Text gesetzt sind, darf nur willkommen geheißen werden. Um die Vergleichung beider Uebersetzungen zu ermöglichen, möge hier derselbe, dem zweiten Gesange entnommene Abschnitt Platz finden, den wir auch vor dritthalb Jahren ausgewählt haben. Er schildert uns das Wiederfinden seiner beiden ihm im Tode vorangegangenen Kinder durch den Vater:

Da plötzlich that ein neues Thal sich auf,
Anmuth'ger noch in dieser Wonnewelt,
Und wie ich's rühmen wollte, traf mein Ohr
Ein süßer Laut gleich Muttersprachenklang.
Wie Sonnenstrahl zum Blumenherzen, so
Schwang eine kindliche Seraphsgestalt
Sich an mein Herz, und eine andere
Umfaßt mein Knie, und beide lispeln süß:
„O Vater, lieber Vater!" Ja fürwahr,
Es waren meine Kinder, die schon lang
Als Säuglinge geschieden, Zug für Zug
Dieselben, die im Sterbebettlein wir
Mit Thränenblick zuletzt geschaut, doch jetzt
Geistlich durchleuchtet von des Herren Bild!
Mein Evchen, lebend nun in Wirklichkeit,
Sah kaum ein Erdenjahr; nur Lenzeszeit
Und Sommer, endlich Herbst hat sie gelebt,
Gelächelt und geträumt danieden; uns
Ein zartumhülltes Knöspchen an dem Baum
Des Eheglücks, das hellste Sternelein
In jener Sommerzeit, die Gottesgab

Und Freudenquelle der Familie,
Die allen, die sie sahn, ein Segenswort
Vom Herzen lockte: „Evchen, Gott mit dir!“
Doch wehe, plötzlich fiel ein rauher Sturm
Auf unser Blümchen, unser Licht verschwand
In düstern Schatten; angst- und thränenvoll
Sahn wir das junge Bächlein bald erschöpft.
Des Vaters Frage klopft uns an das Herz:
„Wollt ihr mir wiedergeben mein Geschenk?“
Und unsre Antwort rang sich los: „O Herr,
Dein Will' geschehe!“ — Einst in Hoffnung nur,
Und heut in Wirklichkeit durft' ich sie sehn
Am Ort der seligen Vollendeten.
Lieb Evchen blüht nun unverwelklich fort;
Das Sternlein, das am Erdenhorizont
So früh uns niederging, scheint ewig nun
In sanftem Schimmer: „Evchen, Gott mit dir!“
Und wär' es möglich, schöner noch zu sein,
So war's das Schwesterkind an meinem Knie:
Konstanze hatte längre Erdenfahrt,
Ein dritthalb Jahre steter Kränklichkeit
Besäten ihren Erdenweg mit Dornenpein.
Doch jeder Schritt, der einst den kleinen Fuß
Blutig geritzt, ergab an ihrem Geist
Jetzt heil'ge Spur von Liebe, Fried' und Preis.

Noch immer war'n sie Kinder, Kinderlein
Des Lichts in Gottes großer Haushaltung.
Des Himmels Luft und Freude hatte nur
Vollendet ihre Kindheit, nicht verwischt.
Das jüngste Mägdlein blickte furchtlos drein
Mit blitzend diamantnem Augenpaar,
Wie eins, das Schmerz und Aengste nie gekannt;
Das ältere mit demuthsvollem Blick
Voll tiefer Seelenzuversicht, die nie
Und nimmer wankt und jedes Herz gewinnt.

Ein Kind bleibt ewig Kind im Himmelreich,
Geistlich vollkommen, sonderlich geschickt
Zum Lob des Herrn im Engelzungenton.
In Gottes Pflegeschule wachsen sie —
Denn stetes Wachsen ist des Geistes Recht —
An Lieb' und Lieblichkeit, doch nimmermehr
Verlassen sie die Schranken ihres Seins.
Sie haben niemals ja den Kampf gekämpft
Und nicht getragen Mittags Hitz' und Last,
Noch das der Manneskraft bestimmte Kreuz....
Ja, Blumen sind sie, zahllos, wunderschön,
Des Himmels Zier. Und wahrlich, Gottes Werk
Erscheinet drum an ihnen nicht geschwächt.
In sich vollkommen ist die Lilie
Nicht minder als der mächt'ge Eichenbaum,
Und Rosen Sarons haben Herrlichkeit
So gut, als hehre Cedern Libanons.

Da ich von meinen Lämmelein vernahm
Den Vaterruf und ihr Angesicht
Mir wieder unverändert leuchtete,
Da mußt' ich laut bekennen: „Also ist
Ja unauflöslich unser heilig Band,
Der Aeltern und der Kinder!“ Und ich zog
Sie näher an mein Herz und weinte laut.

Karl Sallmann.

Deutsche Literatur in französischer Beleuchtung.

1. Romanciers allemands contemporains. Par Edouard de Morsier. Paris, Librairie Perrin et Cie. 1890. 12. 3 fr. 50 c.

Eduard de Morsier's treffliches Buch gibt uns die beruhigende Gewißheit, daß wir auch heute noch jenseit der Vogesen einen warmen Bewunderer unserer literarischen Großthaten haben, der fremde Vorzüge selbst auf Kosten der heimischen Eigenart zu preisen weiß. Es bleibt nur zu bedauern, daß dieser ebenso wohlwollende, wie urtheilsreife Kritiker mehr die Deutschen verflossener Zeiten, jene romantischen Schwärmer und idealen Träumer, wie sie Madame de Staël bewundert und Börne verspottet hat, als die thatkräftige, vom nationalen Bewußtsein gehobene Generation unserer Tage geschildert hat. So ist das Lichtbild, welches er im Folgenden von unsern Schriftstellern entwirft, jedenfalls nicht aus der unmittelbaren Gegenwart entnommen:

Jeder schreibt seine Werke da, wo er seinen dauernden Aufenthalt hat und läßt etwas von dem Geiste der Heimat in dieselben einströmen. Indem er an seinem Werke schafft, begnügt er sich das zu sein, was er ist. Jeder ist in vollem Maße und ausschließlich „er selbst“. Er will seine Persönlichkeit unverfälscht bewahren, der alleinige Herr seines Gedankens sein. Er bahnt sich mit den Elnbogen seinen Weg durch die Menge und folgt der Richtung, die ihm zusagt. Keine Sorge um andere, keine Nachahmung. Jeder für sich, Gott und die Volksmenge für alle. Der Schriftsteller denkt nicht darüber nach, welchen Lesern er gefallen will, welchen Kritikern er nicht misfallen will, wessen öffentliche Gunst er erobern will. Von andern nimmt er keinen Rath an, nur von sich selbst. „Klopfe an dein Herz, dort ist der Sitz des Genies.“ Und wenn das Genie fehlt, gibt jeder wenigstens sein Herz.

So schildert er im weitern unsere namhaften Schriftsteller als die ausschließlichsten „Individualisten“, die nur ihre besondern Leiden und Freuden, ihre innersten Herzensgedanken und Heimatseindrücke einem engen Kreise eingeweihter Freunde kundgäben, sich in kleine Städte — wie Wiesbaden und München (!) — vergrüben oder gar in abgelegenen Dörfern sich den Blicken der neugierigen Welt entzögen. Nun strömen freilich unsere Schriftsteller nicht, wie die meisten französischen, in einen riesigen Centralpunkt des geistigen Lebens zusammen, aber so sehr vereinsamte Sonderlinge, wie Morsier glauben machen will, sind sie doch nicht. Umgekehrt ist es auch nicht richtig, daß die französischen Romanciers und Bühnenschriftsteller für die gesammte Menschheit schrieben und wirkten, das aussprächen, was alle, ohne Unterschied der Nationen und Confessionen, bewegt, denn die pariser Localfarbe und die nationale Eigenart ist gerade in allen Schöpfungen der neuern französischen Literatur bemerkbar. Früher brachte

es die politische Stellung Frankreichs und die weite Verbreitung der französischen Sprache mit sich, daß die literarischen Werke der pariser Schriftsteller von allen Vornehmen und Höhergebildeten Europas gelesen wurden, heutzutage ist das doch ein wenig anders und Morsier irrt, wenn er glaubt, daß die deutschen Theater hauptsächlich von der Beraubung der pariser Bühnen lebten. Auch ist der vielgenannte und vielgewandte P. Lindau, der allerdings den Franzosen seine Bühnenmache abgelernt hat, keineswegs der namhafteste Vertreter unserer Theaterliteratur. Morsier lebt eben noch in Zeiten, die vergangen sind, wennschon er unser Land und unsere Landsleute aus eigener Anschauung kennt, unsere Sprache in hervorragendem Maße beherrscht.

Mehr für die Gegenwart als seine Volksschilderung und Schriftstellercharakteristik gilt das, was er über die deutsche Erziehung im Gegensatze zur französischen sagt. Nachdem er sehr treffend geschildert hat, wie die französische Jugend noch mit den Gedanken und Glanzstellen der „classischen" Schriftsteller genährt, zu rhetorischen Kunststücken abgerichtet, von dem geistigen Leben der Jetztzeit möglichst ferngehalten, mit der Kenntniß fremder Völker und Sprachen thunlichst verschont wird (nach 1871 ist das freilich ein wenig anders geworden), fährt er so fort:

In Deutschland treibt man keine Rhetorik, das Wort findet sich nicht einmal in der deutschen Sprache. Auf den höhern Schulen lernt man nicht schreiben, sondern denken. Man übt sich nicht in der Behandlung eines gegebenen Themas, in der Entwickelung einer „Materie", sondern man sucht eine vorgelegte Frage zu entscheiden, sich eine Meinung zu bilden, Gründe für und wider zu finden, neue Gedanken zu treffen, irgendeine Wahrheit zu entdecken. Was liegt dann also am Stile, an der äußern Schönheit der Form? Man denkt nur daran, in aller Freimüthigkeit seine Gedanken auseinanderzusetzen, welcher Art sie auch seien und in welcher Form es auch geschehe. Jeder zieht so seine eigene Bahn, ohne jemals in den Wegen anderer zu gehen, und für seinen eigenen Gedanken findet er natürlich einen persönlichen Ausdruck.

Wir können mit dem schmeichelhaften Bilde, das er vom deutschen Schulunterrichte entwirft, wohl zufrieden sein; ob die Franzosen Ursache haben, von der grellen Schilderung ihrer „Université" ebenso befriedigt zu sein, möchten wir bezweifeln.

Die 100 Seiten lange Einleitung, der wir obige Stellen entnahmen, und die 12 Seiten umfassende Vorrede, welche eine scharfe Strafpredigt der nationalen Ausschließlichkeit seiner Landsleute enthält, machen den Hauptwerth der Morsier'schen Schrift aus. Was er dagegen über die deutschen Romanschriftsteller auf den folgenden 400 Seiten ausführt, ist für französische Leser gewiß neu und belehrend, für deutsche aber bekannt und auch ohne eigenartiges Interesse. Nur vier unserer zahlreichen und zumeist auch auf dem Gebiete des Romans thätigen Schriftsteller — F. Spielhagen, P. Heyse, G. Freytag, W. Raabe — sind es, welche Morsier einer längern Charakteristik für würdig erachtet, ein halbes Dutzend anderer ist zwar kurz erwähnt, aber nicht eigentlich beurtheilt, Schriftsteller, wie R. Waldmüller, W. Kirchbach, Ernst Eckstein u. a. vermissen wir ganz. Morsier scheint zu glauben, daß die vier bevorzugten Autoren die ausschließlichen Vertreter der verschiedenen Richtungen des deutschen Romans sind, aber bei aller Anerkennung ihrer hohen Bedeutung vermögen wir eine derartig vorherrschende Stellung ihnen nicht zuzuerkennen. In französischer Weise gibt der Verfasser viele Proben aus den Hauptwerken der erwähnten Romanschriftsteller, denen eine geschickte Auswahl und treffende Uebersetzung nicht abzustreiten ist, aber zu einer umfassenden und erschöpfenden Charakteristik gelangt er nicht. Seine politische Abneigung gegen die Bismarck'sche Politik verleitet ihn auch, in Spielhagen z. B. ausschließlich den literarischen Vertreter der berliner Fortschrittspartei zu sehen, G. Freytag als Anhänger der Partei „Bismarck sans phrase" zu schildern und den Herzog Ernst von Coburg in sehr einseitigem Lichte erscheinen zu lassen. Am besten ist die Charakteristik P. Heyse's gelungen, die W. Raabe's schweift dagegen vom Hauptthema zu sehr ab und verliert sich in weitläufige Betrachtungen über deutschen Humor und deutsche Naturschwärmerei, welche mehr auf das vorige Jahrhundert als auf die Jetztzeit passen. Aeußern Erfolg mit wahrer Bedeutung verwechselnd, erscheinen ihm manche berliner Schriftsteller hervorragender, als sie sind, obschon er aufrichtig genug ist, an dem auserkorenen Lieblinge der pariser Literatenwelt, an P. Lindau, eine rückhaltlose, ungeschminkte Kritik zu üben.

Die Schwierigkeit, welche es einem pariser Schriftsteller bereitet, sich in die Eigenart unsers nationalen Lebens zu versetzen und die sehr begreiflichen Vorurtheile gegen das neue Deutsche Reich entschuldigen manche Schwächen des besprochenen Buchs. Jedenfalls aber haben wir in Morsier einen Freund im Feindeslande, den wir schätzen müssen, auch wo er seinen Landsleuten einseitige und irreführende Vorstellungen vom deutschen Volkscharakter und Geistesleben gibt. Richard Mahrenholtz.

2. G. A. Bürger et les Origines anglaises de la Ballade littéraire en Allemagne par G. Bonet-Maury. Paris, Hachette. 1889. 8. 5 fr.

Es könnte wundernehmen, daß gerade Bürger einen Dolmetsch in Frankreich gefunden hat, und daß es gerade ein Theologe ist, der in jüngster Zeit das Leben und die schriftstellerische Thätigkeit dieses Dichters mit gründlichem Studium und umfassender Kenntniß des schon vorliegenden Materials behandelte. Doch die Erklärung ergibt sich von selbst, wenn man weiß, daß der Verfasser des vorliegenden Werks auch feiner Psychologe ist, wie dies sein Beruf mit sich bringt, und Literarhistoriker, wie dies schon der Titel seines Werks vermuthen läßt. Bezeichnend für einen weitern Entstehungsgrund des Werks ist aber auch folgende Stelle des Vorworts:

Bürger hat nicht zum wenigsten deshalb Anspruch auf die Theilnahme des französischen Publikums, weil er wie Klopstock, Schiller und Kant als einer der ersten die 1789 hereinbrechende

Revolution begrüßt und erklärt hat, daß sie einen neuen Zeitabschnitt für das Menschengeschlecht einleite. Seine Gedichte sind von einem mächtig demokratischen und freisinnigen Hauche angeweht und athmen Abschen vor dem feudalen und pharisäisch-klerikalen Regiment.

Wir sind es Schiller und Kant schuldig, hier ausdrücklich hervorzuheben, daß es bei ihnen mit der Begeisterung für die Französische Revolution sehr bald vorbei war, als sie erkannten, in welcher Weise sich der berechtigte gute Keim, der anfangs in der Bewegung war, entwickelte.

Bonet-Maury verfährt außerordentlich klar und gründlich, indem er zunächst über die Etymologie des Wortes Ballade und dann über Ursprung, Wesen und Entwickelung der englischen Ballade bis auf Percy herab berichtet, woran sich dann die Erörterung der Vorgeschichte der deutschen Ballade reiht, die Bonet-Maury insofern von den episch-dramatischen Vorbildern Spaniens und Englands abweichend findet, als sie zum Theile mythischen, zum Theile lyrisch-sentimentalen Inhalts ist, sodaß die Werke dieser Art bis einschließlich zu denen der Gleim'schen Schule nicht hierher gehören, daß vielmehr, wie auch in Deutschland allgemein zugegeben wird, der erleuchtende Strahl aus England kam, das ja in jener Zeit politisch so eng zu Hannover gehörte, dessen Landesuniversität Göttingen als Geburtsort der deutschen Ballade gelten kann. Den Einfluß Herder's würdigt Bonet-Maury natürlich in gebührender Weise.

Nachdem nun Bonet-Maury Bürger's Leben mit allen seinen Schattenseiten offen geschildert hat, kommt er zu dem Ergebnisse, daß der Dichter unter dem Einflusse seines Elendes so und soviel geschaffen habe, wie er es gethan, wenn auch durch diese umfassende Thätigkeit viel Minderwerthiges mit untergelaufen sei. Unsers Erachtens trifft das vielfach auf Bürger angewendete Dichterwort: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und darum zerrann ihm sein Dichten und sein Leben", durchaus das Richtige, mit welchem Urtheile man seine Verdienste nicht schmälert. Diese findet Bonet-Maury auf dem Gebiete der Prosa namentlich darin, daß Bürger die deutschen Dichter zur Selbständigkeit namentlich gegenüber den Italienern und Franzosen, sowie zur Volksthümlichkeit ermahnt und damit zugleich auf den zu hebenden Schatz der alten Volkslieder hingewiesen habe, deren Kühnheit und Schwung in Ausdruck und Reim er glücklich nachzubilden verstand. Indem aber Bürger die deutschen Dichter außerdem vor Nachahmung warne, vergesse er, daß er selbst in größtem Maßstabe sich fremder, namentlich englischer Muster bedient habe. Dies gilt zunächst natürlich von den Uebersetzungen, an denen Bonet-Maury tadelt, daß Bürger nicht objectiv genug verfahre, sondern oft, zum Nachtheile des Werks, bestrebt sei, sein Vorbild zu verbessern und Eigenes der Uebersetzung einzufügen. Dasselbe wird mit Recht von den Parodien und anderweiten lyrischen und epischen Nachahmungen gesagt, wo Bürger die an sich oft sehr derben Urbilder bis zur Widerlichkeit verzerrt. Richtig wird auch hervorgehoben, daß Bürger oft leider nicht auf die Quellen zurückging, sondern minderwerthige Nachahmungen seinen Arbeiten zu Grunde legte. In diesem Punkte könnte man darauf Rücksicht nehmen, daß es sich doch um ein wesentlich neues Gebiet handelte, das erst in Angriff genommen wurde.

Von den Originaldichtungen Bürger's bespricht Bonet-Maury zunächst neun Balladen, von denen er vier als heroische, drei als tragisch-satirische und zwei als mythische bezeichnet. Bonet-Maury urtheilt ganz richtig, daß Bürger für die zweite dieser Gattungen („Pfarrers Tochter von Taubenheim" und „Lied von der Treue") am wenigsten begabt sei, wenn man auch Dramatik der Handlung selbst diesen Verirrungen nicht absprechen kann. Unserer Ansicht nach ist Bonet-Maury gerade hier in seinem Urtheile nicht absprechend genug, um so mehr aber können wir seinem Lobe der fünf wahrhaft bedeutenden Meisterwerke: „Die Kuh", „Die Weiber von Weinsberg", „Das Lied vom braven Mann" (heroische), „Lenore" und „Der wilde Jäger" beistimmen, das Bonet-Maury mit geistreichen Vergleichen und liebenswürdiger Schalkhaftigkeit zu würzen weiß. Auch darin trifft der Verfasser unzweifelhaft das Richtige, daß er den Erfolg dieser Werke dem Umstande zuschreibt, daß dieselben das deutsche Gemüth in seiner ganzen Eigenart erschütterten.

Die lyrischen Werke Bürger's bespricht der Verfasser in chronologischer Reihenfolge, und er versteht es, aus der Eigenart derselben noch einmal uns des Dichters Leben zu zeichnen und dessen Werke als Gelegenheitsgedichte im hervorragendsten Sinne darzustellen, von denen freilich viele Mittelgut oder Schlimmeres sind.

Hinsichtlich der Ausgaben des Dichters bedauert der Verfasser, daß Bürger sich zu zahlreichen Aenderungen durch die Kritik veranlaßt gesehen habe, welche meist Verschlechterungen seien.

Schiller's Urtheil über Bürger findet Bonet-Maury vielfach zu streng; der Verfasser trägt da wol nicht genügend dem Umstande Rechnung, daß Schiller's hartes Urtheil dem Menschen und dem unlautern Ausdrucke mehr als dem eigentlichen Dichter gilt. Als den sachgemäßesten Beurtheiler Bürger's bezeichnet Bonet-Maury A. W. Schlegel, während er Voß', Nicolai's und Reinhart's Urtheil verwirft, Wieland's und Schopenhauer's Urtheil aber nur schlichtweg aufführt. Die Nachahmer Bürger's theilt Bonet-Maury in vier Gruppen: die komischen (z. B. Blumauer, Langbein), die classischen (Schiller und seine Schule), die Vermittler (Herder, Goethe, Chamisso), die Romantiker. — Verwundert hat uns die Beurtheilung, welche Bonet-Maury den Balladen und Romanzen Schiller's angedeihen läßt, die er als einfach didaktische Erzählungen bezeichnet, denen er dramatischen Werth abspricht. Von diesem Urtheile nimmt er sonderbarerweise nur aus „Eberhard den Greiner" und den „Gang nach dem Eisenhammer". Die geschichtlichen Balladen Goethe's, deren meisterhafte

Form Bonet-Maury anerkennt, stellt er weit unter die Bürger'schen, während er die mythischen mit denen Bürger's gleichwerthig achtet. „Erlkönig" findet sich noch in der herkömmlichen Uebersetzung „Roi des Aulnes", was einigermaßen wundernimmt. Bei Chamisso findet Bonet-Maury gelegentlich jene feine Ironie, welche den französischen Ursprung des Dichters erkennen lasse. Für das beste Werk erzählender Art hält er „Das Riesenspielzeug" und bezeichnet die Romantiker als die eigentlichen Fortsetzer des Bürger'schen Schaffens, das, von der englischen Literatur beeinflußt, auf dieselbe zurückwirkte (Walter Scott, Burns).

Das Werk Bonet-Maury's zeichnet sich durch die große Belesenheit des Verfassers, sowie die Klarheit seiner Anordnung und Ausführung im allgemeinen und besondern aus. Nie begnügt sich der Verfasser mit einfachen Namennennungen, sondern gibt zum mindesten den Inhalt des genannten Stücks an, fügt meist aber auch die französische Uebersetzung, vielfach sogar den deutschen Text und den des benutzten Originals bei. In der Beurtheilung der deutschen Texte zeigt er feines Sprachgefühl und guten Geschmack; nirgends findet sich eine wirklich einseitige oder gar nationalparteiische Beurtheilung, sondern überall das ehrliche Streben nach Wahrheit. Unserer Literatur in Frankreich sind recht viele so unterrichteter und wohlwollender Beurtheiler zu wünschen. Leon Wespy.

Neuere philosophische Schriften.

1. Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. Von Fr. Kirchner. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Heidelberg, Weiß. 1890. 8. 4 M. 20 Pf.

Die erste Auflage dieses Wörterbuchs ist 1886 erschienen und es hat die gegenwärtige eine Vermehrung um etwa 250 Artikel erfahren. Ueber Einzelnes hierbei mit dem Verfasser rechten zu wollen, würde unbillig sein; die ganze jedenfalls auch mühevolle Arbeit besteht ja überhaupt nur aus Einzelheiten, wie dieses im Wesen eines jeden Wörterbuchs liegt. Ob eine solche Atomisirung des lebendigen Leibes der Philosophie überhaupt möglich und mit wahrhafter Consequenz durchführbar sei, auch danach soll hier nicht weiter gefragt werden. Dem gegebenen Zwecke oder Bedürfnisse scheint die Arbeit allerdings in der Hauptsache zu entsprechen. Grundrisse und Wörterbücher der Philosophie sind zwei Literaturzweige, deren Emporschießen gerade in den jetzigen Verhältnissen der Wissenschaft einen nicht ungünstigen Boden findet. Man sucht aus dem sonstigen Wuste und der Zerfahrenheit der Meinungen doch überall das Bleibende, Allgemeine und Wesentliche des historisch gegebenen Bestandes herauszuschöpfen oder zu retten. Eine bestimmte Subjectivität ist aber doch von allen derartigen Versuchen oder Bestrebungen nicht zu trennen. Darüber, wo der eigentliche Kern und das Wesentliche der Sache liege, kann immer vielfach gezweifelt oder gestritten werden. Die Grenze von allem dem, was zu den philosophischen Grundbegriffen gehört, ist überall eine schwankende und es dürfte dieselbe hier wol eher zu weit als zu eng gezogen worden sein. Es kommen viele Begriffe vor, die nicht von specifisch philosophischer Art sind; eine Beschränkung dieser äußern Grenze würde für eine vollständigere Erschöpfung des streng zur Sache Gehörigen förderlich gewesen sein. Man täusche sich aber doch nicht darüber, daß alles Interesse, was dieser ganzen Gattung von Bestrebungen jetzt etwa entgegengebracht werden mag, doch eigentlich ein erkünsteltes ist und keineswegs etwa, wie es dem Verfasser scheinen will, als das Symptom einer echten und gesunden Blüte der Philosophie aufgefaßt werden darf. Unsere Zeit ist überhaupt ergriffen von einer falschen Sucht nach einer leichten und äußerlichen Popularisirung des Wissens. Gerade bei der Philosophie aber kann der Rahm nicht so einfach von der Milch abgeschöpft werden, als dieses vielleicht sonst der Fall sein mag. Eine wahre Blüte der Philosophie hat überall nur da stattgefunden, wo irgendeine bestimmte Lehre den ganzen Geist und das Denken mächtig ergriffen und mit sich erfüllt hat. Der elegante, schwatzhafte und popularisirende Eklekticismus aber ist überall das Zeichen und Merkmal des Verfalls der Philosophie gewesen. Alle echte Philosophie ist immer nur diejenige gewesen, welche eine bestimmte Umbildung im ganzen Leben und Denken des Geistes zur Folge gehabt hat. Die großen Namen der Geschichte der Philosophie sind Heroengestalten gewesen, deren Thaten und Leistungen in den allgemeinen Fortschritt des Lebens des menschlichen Geistes entscheidend eingegriffen haben. Gerade das Einseitige, Scharfkantige und Charaktervolle hierbei ist überall das eigentlich Wirksame gewesen. Das ganze Schema einer Wissenschaft der Philosophie an sich ist eigentlich ein Unding, indem es doch immer nur einzelne bestimmt ausgeprägte und eigenthümlich geartete Lehren oder Systeme derselben gegeben hat. Der leere Aufputz, der jetzt so häufig mit sogenanntem philosophischen Wissen getrieben wird, ist ohne allen wahren und echten innern Werth. Die Eitelkeit der Phraseologie hat auch hier wie so oft den Kern und das Wesen der Sache verdunkelt. Nur aus der innern Tiefe des Denkens heraus wird wieder ein neuer Fortschritt oder eine höhere Vollkommenheit der Philosophie hervorgehen können.

2. Die ewigen Räthsel. Populär-philosophische Vorträge gehalten im Literarischen Verein zu Baden-Baden von Rudolf von Wichert. Zweite Serie. Halle, Pfeffer. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Auch die zweite Serie dieser Vorträge kann wie schon

früher die erste von einer freisinnigen Kritik in ihrer Eigenart nur rückhaltlos anerkannt werden. Das ist keine Philosophie aus bloßen Begriffen, sondern aus einer lebendigen und selbst erfahrenen, geistvoll poetischen Anschauung heraus. Man darf überall nicht vergessen, daß die Philosophie keineswegs blos zur Wissenschaft gehört, sondern auch immer mit dem ganzen Gebiete der Poesie manche Aehnlichkeiten und verwandtschaftliche Beziehungen darbietet. Das Dichterische in der Philosophie ist nicht einfach ein Fehler, sondern es hat dasselbe auch vielfach einen besondern Werth oder eine Bedeutung für sich. Ein philosophisches System ist ja zuletzt auch immer eine freie und eigenthümliche geistige Conception für sich. Man kann nicht sagen, daß das, was uns hier geboten wird, wirklich die Gestalt eines neuen und eigenen philosophischen Systems besitze. Aber ebenso wenig hat dasselbe etwas mit aller gewöhnlichen flachen und unselbständigen schönrednerischen Phrase zu thun. In schwunghafter und blühender Form tritt uns hier ein Kern eigener und bestimmter philosophischer Weltansicht und Ueberzeugung entgegen. Diese Weltansicht ist eine solche, die hauptsächlich in dem frühern reinen und echten subjectiven Idealismus von Kant und von Schiller ihre Wurzel und ihren Ausgangspunkt finden dürfte. Die Kant'sche Lehre über die Idealität von Raum und Zeit wird hier in ihrer wahren Bedeutung und Tragweite und zugleich in maßvoll besonnener Weise dargelegt und erneuert. Gegenüber dem geistlosen Mechanismus der blinden Causalität im Sinne der Naturwissenschaft und des Darwinismus wird die Nothwendigkeit des Festhaltens des teleologischen Moments in unserer Weltansicht betont. Jener ganze Ideenkreis von Kant und von Schiller ist an sich immer derjenige, der den Ausdruck alles echten und wahren menschlich-subjectiven Idealismus in der Wissenschaft und der Kunst bildet. Man ist hierüber später hinausgegangen und hat sich in einer übertriebenen Vergötterung und Werthschätzung alles äußerlich Sinnlichen oder Realen in der Welt und im Leben gefallen. Das ganze Verständniß der innern Gesinnung oder der allgemeinen und bleibenden menschlichen Motive in jener Epoche ist unserer Zeit mehr und mehr abhanden gekommen. Der Mensch selbst und als solcher in seiner geistigen Innerlichkeit ist und bleibt doch zuletzt immer der allein wahre Mittelpunkt unserer ganzen Betrachtung der uns umgebenden übrigen Welt. Die gesammte neuere Philosophie und Weltbetrachtung bedarf auch in ihrer innern Gesinnung einer Läuterung und Reinigung, die sie nur aus einer Berührung mit dem Geiste jener frühern Epoche zu schöpfen im Stande sein wird. Man hat später in der Philosophie Hegel und in der Poesie Goethe oft zu einseitig überschätzt gegenüber von Kant und von Schiller. Das ganze Streben des Verfassers wie die heute mehrfach zu beobachtende Wiederanknüpfung der Studien an Kant darf als eine erneuerte Hinweisung auf die Reinheit und Klarheit jener Epoche freudig anerkannt und begrüßt werden.

3. Philosophische Vorträge, herausgegeben von der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin. Neue Folge. Zwanzigstes Heft: Ueber den Schelling'schen Freiheitsbegriff. Von Frederichs. Ueber die Thierseele. Von Friedrich Kirchner. Halle, Pfeffer. 1890. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Was bei Schelling der Freiheitsbegriff heißt, ist zuletzt ein dialektisches Spiel und keine wahrhafte praktische Realität. Die geistreiche Genialität jener Zeit warf Subject und Object, Ich und Nichtich in eine Einheit zusammen. Der tiefe sittliche Ernst bei Kant und bei Fichte schlug in eine mystisch-anschauliche Gefühlsschwärmerei und einen ästhetisirenden orientalischen Evolutionsschwindel um. Das Wort Freiheit wurde jetzt ein Name für die Lebenserscheinungen des Subjects oder der Geschichte, aber es verlor seinen specifisch sittlichen oder angewandt praktischen Werth und Charakter für die Philosophie. Kein Scharfsinn ist im Stande, diesen Mangel oder diese Leere und Hohlheit bei Schelling zu verdecken. Man kann auch den Freiheitsbegriff nicht herausreißen aus dem übrigen Systeme oder Lehrgebäude Schelling's. Es beginnt hiermit eine Wendung der neuern Philosophie, welche den Schwerpunkt der Weltauffassung aus dem Subject in das Object oder vielmehr in das unter beiden stehende geheimnißvolle Absolute verlegt. Die ganzen Auseinandersetzungen der gelehrten Berliner lassen nicht etwas wahrhaft Neues, Fruchtbringendes und weiterhin Orientirendes über Schelling hervortreten. Ebenso wenig dürfte dieses von dem Vortrage über die Thierseele gesagt werden können. Von dem ganzen Weiterspinnen dieser Gemeinplätze glauben wir für den wahrhaften Fortschritt der Philosophie keinen Nutzen erwarten zu dürfen. Die Erbschaft Hegel's und sodann Kirchmann's hat sich in dieser Gesellschaft ohne eigentliche Bereicherung und Erweiterung fortgesetzt.

4. Die Geschichtsphilosophie Hegel's und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann. Ein kritischer Versuch von Paul Barth. Leipzig, Reisland. 1890. Gr. 8. 3 M.

Diese Schrift eines jungen hoffnungsvollen Gelehrten dürfte doch nicht ganz demjenigen gerecht werden, was sie auf dem Titel verheißt. Der Unterzeichnete möchte zunächst sein Erstaunen darüber aussprechen, daß er selbst mit seiner Philosophie der Geschichte von dem Verfasser einfach und schlechthin zu den Schülern Hegel's oder den Hegelianern gezählt wird. Ich habe ja im Gegentheile den ganzen Lehrbegriff Hegel's von der Geschichte vollständig verworfen und unter abfälliger Kritik für das wirkliche Begreifen der Geschichte als unbrauchbar erklärt. Nur als erster Versuch einer systematisch-philosophischen Construction der Geschichte ist nichtsdestoweniger auch die Leistung Hegel's von mir anerkannt worden. Dieser ganze Versuch aber steht und fällt mit den allgemeinen Voraussetzungen und Grundanschauungen der Philosophie Hegel's überhaupt. Ueber diesen ganzen Punkt spricht sich der Verfasser nicht mit der nöthigen Klarheit und Sicherheit aus. Was soll es heißen, daß Hegel als metaphysisches Urprincip nicht den Begriff, sondern das Sein anerkenne?

Das ist vollkommen außerhalb der ganzen Bedingungen und Voraussetzungen des Systems gedacht. Die wahre Wesenheit alles Seins ist ja nach Hegel eben selbst der Begriff im objectiven Sinne des Worts oder die sich in der Reihe ihrer einzelnen Elemente oder Kategorien nach einem immanenten Gesetze entfaltende absolute Idee. Die erste dieser Kategorien ist die des Seins, aus welcher Hegel in seiner Logik in dialektischem Fortgange alle weitern zu entwickeln versucht. Wir fürchten fast, daß der Verfasser sich nicht ganz in diese eigenthümlichen Anschauungen und Voraussetzungen Hegel's hineinzudenken vermocht habe. Der Begriff ist nach Hegel die sich aus sich selbst entwickelnde metaphysische Wesenheit, die dann auch die ganzen Erscheinungen der Natur und der Geschichte als einen weitern Abglanz oder Reflex an sich trägt und aus sich bedingt. Für die Geschichte geht hieraus als Folge die Vorstellung des von einem einzigen sich im Zusammenhange fortsetzenden Processe des Werdens oder der Entfaltung hervor. Dieser Gedanke hat aber thatsächlich nur eine sehr beschränkte Wahrheit und es ist schlechthin unmöglich, alles Einzelne in der Geschichte seiner Zeitfolge und auch seinem Werthgehalte nach auf eine einzige zusammenhängende Linie oder Reihe von Stufen des Fortschritts zusammenzuschieben. Kann aber Philosophie der Geschichte an und für sich nur heißen das Bestreben, die gegebene Einheit und Ordnung der Geschichte denkend zu begreifen, so sind jetzt nach Hegel gewisse weitere Richtungen hervorgetreten, welche im Anschlusse an die zunächst vorliegende ausgebreitete und mannichfaltige Vielheit des Völkerlebens in der Geschichte gewisse allgemeine und durchgehende Naturgesetze in der Entwickelung alles menschlichen Lebens aufzufinden versucht haben. Hierzu gehören z. B. Comte und die ganze Schule der neuern Sociologie, Biologie u. s. w. Hegel vertritt nur den Gedanken der starren und abstracten Einheit des zeitlichen und geistigen Werdens in der Geschichte, der blos den Werth eines ersten Anstoßes für alles weitere tiefer eindringende Erkennen derselben besaß. Die Geschichte ist ja thatsächlich nur ein Inbegriff einzelner Specialgeschichten, die sich erst allmählich zu einer Einheit oder einem höchsten Gesammtresultate verbinden zu wollen scheinen. Alles Menschliche auf der Erde ist zunächst erwachsen aus den einzelnen Volkskräften des Menschengeschlechts und den Einflüssen der dieselben umgebenden natürlichen klimatischen und geographischen Verhältnisse. Die neuere Geographie erklärt uns hieraus einem großen Theile nach die Ursachen und Bedingungen alles Fortschritts in der Geschichte. Außer allen diesen unmittelbar wirkenden realen oder Thaturſachen alles historischen Geschehens aber sind auch überall noch bestimmte allgemeine idealgeistige End- oder Zweckursachen in gewissen an sich mit Nothwendigkeit zu erreichenden Vollkommenheiten des menschlichen Lebens zu unterscheiden. Ein solches Endziel war z. B. das Hervortreten der vollendeten Idee der Kunst oder des reinen Schönen bei den Griechen, sodann das Hervortreten der vollendeten Wahrheit des Gedankens der Religion im Christenthume und anderes. Alle diese einzelnen Ideale oder Vollkommenheiten aber verbinden und durchdringen sich dann in der neuern Zeit zu einem reichern und ausgedehnten Producte der allgemeinen Cultur und Bildung des menschlichen Geistes. Die von mir aufgestellte Gesammtansicht über die Geschichte ist daher die von einer das ganze Erdenleben umschließenden immanenten Teleologie, indem auf der einen Seite ein System natürlicher Mittel und Kräfte, auf der andern aber ein solches geistiger Ziele oder Zwecke als bedingende Ursachen alles Fortschritts des menschlichen Lebens zu unterscheiden sind. Nach Hegel aber ist der menschliche Geist oder die in ihm vertretene absolute Idee der einfache, alles aus sich heraus schaffende und entwickelnde Demiurg der Geschichte. Dieses alles im einzelnen weiter durchzuführen ist dann freilich eine weitere und auch kaum vollkommen zu erschöpfende Aufgabe. Mit allen bloßen allgemeinen Lehrformeln aber ist dem wirklichen Begreifen der Geschichte in keiner Weise gedient. In allen dem ist der Verfasser noch viel zu sehr befangen in dem abstracten Kategorienschematismus der Dialektik Hegel's. Die Wahrheit der Sache aber ist hier die: man kann die Ordnung der Geschichte nur begreifen, sowie man etwa ein Kunstwerk zu begreifen versucht, aus einer unbefangenen Betrachtung aller dasselbe ausmachenden und bedingenden Verhältnisse und nicht nach irgendwelcher künstlich vorgefaßten Regel oder Theorie. Die ganzen Untersuchungen des Verfassers betreffen eine Reihe einzelner Ansichten oder Lehren, aber es ist ihm nicht gegeben gewesen, über das Problem als solches die Augen zu öffnen und die Lösung desselben einen Schritt weiter zu führen.

Konrad Hermann.

Zur Erinnerung an Richard Gosche.

Richard Gosche. Erinnerungsblätter für seine Freunde. Biographie und ausgewählte Aufsätze. Halle, Hendel. 1890. Lex.-8. 4 M.

Die Pietät der Hinterbliebenen wie des Verlegers hat das Gosche-Buch für seine Freunde bestimmt und damit schon für einen großen Kreis von Lesern. Denn Richard Gosche, ein Meister der Rede wie wenige, hat an den verschiedensten Orten Deutschlands vor Tausenden und aber Tausenden jene formvollendeten, geistdurchleuchteten und eben dadurch die Fülle des Wissens, aus dem sie erwuchsen, keusch verhüllenden Vorträge gehalten, deren Auslese den Inhalt dieses Buchs bildet; und so hat er sich tausend und aber tausend Freunde erworben. Aber

das Buch verdient es, auch über den Kreis jener Hörer von ehemals Leser zu finden.

Schon die vorangeschickte Biographie wird hohes Interesse erregen. Mit ältern Lesern bekannter Meisterschaft zeichnet Albert Fränkel das Lebens- und Charakterbild seines dahingegangenen Freundes, ja er läßt ihn vor uns auferstehen,

den hochgewachsenen Mann mit dem blühenden Antlitz und dem silbergrauen Lockenhaar, von dessen beredtem Wort und froh strahlendem Blick ein wohlthuender Zauber, ein erfrischendes Behagen ausging.

Wir erkennen staunend den Umfang und die Vielseitigkeit eines Wissens, welches dem Schüler von Böckh und Lachmann, von Jakob und Wilhelm Grimm, von Karl Ritter, von Ranke und Raumer, von Vatke und Benary, von Bopp, Lepsius und Rückert die Wahl ließ zwischen vier oder fünf Disciplinen, als deren ausgezeichneter Vertreter er den Lehrstuhl besteigen konnte. Auf der andern Seite ahnen wir aber auch, wie das Geschick dieses Mannes, dem es nicht vergönnt gewesen ist, durch ein monumentales Werk seinen Namen zu verewigen, gerade dem Triebe zum Allumfassen und zu vollendeter Gestalt unterlag. Was übrigens Gosche dennoch in seinem akademischen Fache, als Orientalist, geleistet hat — es ist höchst bedeutend —, das stellt als Fachgenosse Georg Ebers in einem Anhange zu der Fränkel'schen Biographie zusammen.

Die dreizehn Aufsätze und Vorträge sind offenbar unter dem Gesichtspunkte ausgewählt, ein Bild der Vielseitigkeit ihres Verfassers zu geben. An Werth sind sie nicht ganz gleich. Vor allem merkt man zweien von ihnen den Gelegenheitsursprung oder die Enge des Rahmens, welche den Vortrag begrenzt, einigermaßen an. Die Gedächtnißrede auf Wilhelm Müller, im Jahre 1884 in Dessau gehalten, bringt uns doch den Dichter zu wenig nahe und es stört in ihr eine gesuchte Beziehung auf den alten Dessauer; der Aufsatz über Jonathan Swift aber, welcher sonst ein wahres Meisterwerk ist, schließt weniger als er abbricht mit dem bloßen Hinweise auf das in seiner Wirkung tragische Doppelverhältniß Swift's zu Stella und Vanessa, welches, nach dem von Gosche erwähnten Hettner, Carr so trefflich dargestellt hat, und auf „Gulliver's Reisen". In dem Artikel, welcher zu des Grafen Schack siebzigstem Geburtstage geschrieben ist, streift die feinsinnige Würdigung des bedeutenden Mannes hie und da doch das Panegyrische. Dagegen ist Hermann Hettner, dessen Verlust wir nie verschmerzen werden, in der ganzen Eigenart seines Bildungsganges und Wirkens unübertrefflich dargestellt. „Ein Skalden-Jubiläum" (1882) entwirft das Bild des Menschen und Dichters Tegnér in lebenswahren Zügen und mit liebevoll gerechtem Urtheile. Einem andern Nordgermanen ist Gosche's letzte Veröffentlichung gewidmet, „Thorwaldsen" (1889). Sie ist die Frucht eines Besuchs Kopenhagens und des Thorwaldsen-Museums, welches den Titel hergibt. Mit voller Klarheit werden hier die Größe des Künstlers wie die Schranken seines Wesens gezeichnet.

Der Auerbach-Nekrolog, voll von persönlichen Erinnerungen, ist vielleicht das Beste, was über den Vater der modernen Dorfgeschichte geschrieben ist. — „Ecce homo" (1882) ist eine vorzügliche Einzelforschung über die Geschichte eines der ergreifendsten malerischen Motive. In gewissen Sinne grundlegend ist der schon 1861 in der berliner Singakademie gehaltene Vortrag „Lessing in Berlin" und äußerst interessant der nach langer Zwischenzeit (1886) sich ihm anschließende Aufsatz über „Moses Mendelssohn und die ersten literarischen Salons in Berlin". Den Cultur- und den Sprachforscher zugleich verräth der fesselnde Vortrag „Ueber die Benennungen des Arztes und seiner Abarten in verschiedenen Sprachen" (1877) und der gelehrte und sinnige Kenner des Orients offenbart sich glänzend in dem Vortrage über „Akbar und das mongolische Reich in Indien" (1858). Kein Leser wird diesen, außerhalb des Kreises der Fachgelehrten kaum bekannten mongolischen Saladin aus Gosche's Darstellung kennen lernen, ohne ihn zu lieben und zu bewundern und den Untergang einer so hohen Cultur, wie die persisch-indische des ausgehenden 16. Jahrhunderts gewesen ist, innig zu beklagen.

„Der Zug des Todes" (1877) ist sinnig ans Ende gestellt. Die tiefempfundene Nachzeichnung von Spangenberg's bestem, poesievollstem Bilde erneuert, wie sie die Schwermuth des Verfassers ergreifend fühlbar macht, so auch die Wehmuth um sein nachtumwölktes vorzeitiges Scheiden.

Adolf Brieger.

Feuilleton.

Dr. H. Gerstenberg hat über „Hoffmann von Fallersleben und sein deutsches Vaterland" eine Broschüre erscheinen lassen (Berlin, Fontane, 1890). Der kleine, mit vielen Stellen aus Hoffmann's Liedern ausgestattete Versuch will eine Art Leitfaden zu Hoffmann's Leben und Werken sein. Der Dichter sei zeitlebens ein Kämpfer für Deutschlands Freiheit und Einheit geblieben. An die Stelle der anfänglichen Verbitterung trat nach 1848 eine stille Trauer, dann Hoffnung, endlich Freude an der Gegenwart. In den Gedichten der letzten Jahrzehnte ist Hoffmann der patriotische und politische Gelegenheitsdichter im besten Sinne des Wortes. Der Verfasser scheint mit seinen Ausführungen auf eine Ausgabe der gesammelten Werke des Dichters vorbereiten zu wollen, die in demselben Verlage geplant wird.

Soeben ist denn auch das erste Heft der „Gesammelten Werke Hoffmann's von Fallersleben" (Berlin, Fontane) ausgegeben. Der Herausgeber ist Dr. Max Gerstenberg, dem der Sohn des verstorbenen Dichters zur Seite steht. In 48 Lieferungen zu 50 Pf. oder in 8 Bänden zu 3 M. soll die Ausgabe vollständig sein; sie wird die lyrischen Gedichte, die politisch-satirischen Gelegenheitsgedichte und Sprüche, Dialektdichtungen und Uebersetzungen, endlich die Selbstbiographie verkürzt und bis zum Tode fortgeführt enthalten. Vieles Ungedruckte wird hier zum ersten male

erscheinen. Wir wünschen nur, daß eine im rechten Sinne pietätvolle Prüfung vor dem Ueberflusse des Gebotenen bewahre.

— Der uns bereits vortheilhaft bekannte Karl Goldmann hat „Die Sünden des Naturalismus“ in einer Reihe von ästhetischen Untersuchungen bloßgelegt (Berlin, Eckstein Nachfolger). Soweit die naturwissenschaftliche Phrase, die Liebe, der Socialismus, das Drama, die Schauspielkunst, die Aesthetik Ausflüsse des Naturalismus sein können, werden sie mit Sachkenntniß und scharfer Kritik beleuchtet. Der Verfasser hat an einen undankbaren Stoff höchst dankenswerthen Fleiß und Freimuth gesetzt; wir möchten sein Buch in den Händen möglichst vieler sehen, denen es Ehren- und Gewissenssache ist, den giftigen Naturalismus bis in alle Schlupfwinkel zu verfolgen. Dieses Buch ist jedenfalls ein ausgezeichneter Führer. So lange aber das deutsche Volk in allen seinen Schichten weder die Kenntniß davon hat, welcher Rasse jene Autoren des Naturalismus vorzugsweise angehören, noch auch den Muth, solche Eiterbeulen auszubrennen: so lange auch werden solche Schriften wie die Goldmann'sche in der Hochflut unserer Tagesliteratur leider nicht die ihnen gebührende Wirkung ausüben können.

— Professor Dr. H. Landois, Director der zoologischen Section für Westfalen und Lippe, stellt „Annette Freiin von Droste-Hülshoff als Naturforscherin“ dar (Paderborn, F. Schöningh, 1890). Der Verfasser sucht an einer ganzen Reihe von Gedichten nachzuweisen, daß jene Dichterin eine große Kennerin der Natur gewesen sei. Dies geben wir gern zu, obwol die Dichterin in ihr viel größer ist als die Vertraute der Naturwissenschaften. Warum aber verwechselt Landois fortwährend die Begriffe „Naturforscherin“ und „Naturkennerin“? Sein Büchlein ist übrigens dem Bildhauer Kaspar Zumbusch gewidmet und vertritt mit gesperrten Lettern die Absicht, der Landsmännin ein Denkmal zu setzen. Wir sollten meinen, daß dieser Zweck gar nicht schwer erfüllbar sei.

— Dr. Joh. Baumgarten, dem wir in diesem Jahre ein bei F. A. Perthes in Gotha erschienenes gutes populäres Sammelwerk über Ostafrika, den Sudan und das Seengebiet verdanken, hat im Verlage von Theodor Kay in Kassel nun auch eine kleinere Chrestomathie französischer Schriftsteller über Afrika erscheinen lassen. „L'Afrique pittoresque et merveilleuse peinte par les explorateurs“ (mit einer Karte) setzt sich zusammen aus den ihren Reisewerken entnommenen Berichten französischer Forscher und aus den in französischen Uebersetzungen oder Bearbeitungen vorliegenden Werken deutscher und englischer Entdecker. Der Band ist der elfte der „Bibliothek interessanter und gediegener Studien und Abhandlungen aus der wissenschaftlichen Literatur Frankreichs“, die, mit deutschen Anmerkungen versehen, dem Studium der französischen Sprache in Deutschland guten Lesestoff darbietet und von Dr. Baumgarten im genannten Verlage zum Preise von 60 Pf. für das Bändchen herausgegeben wird.

— Im Verlage des Geographischen Instituts zu Weimar ist Kettler's „Handkarte von Deutsch-Ostafrika“ (jetzt bereits in zweiter verbesserter Auflage) zum Preise von 1 M. erschienen. Die Grenzen sind auf Grund des deutsch-englischen Abkommens vom 1. Juli 1890 gezeichnet und daher entspricht die Karte bei dem immerhin beträchtlichen Maßstabe von 1:3 Millionen dem gegenwärtigen Bedürfnisse. Weniger ist diesem Rechnung getragen durch die Ueberfülle eingetragener Ortsnamen einer- und durch den Mangel aller Wegstrecken andererseits. Auch durfte wol erwartet werden, daß die bisher vorzüglichste und zur Zeit einzige wissenschaftlich bearbeitete Karte Deutsch-Ostafrikas, die freilich nur bis zum 36. Meridian v. Gr. reichende Karte Brix Förster's, so weit es möglich war, Berücksichtigung gefunden hätte. In der Rechtschreibung der Namen wäre auf größere Einheitlichkeit Bedacht zu nehmen. Wenn die Karte sicher vielen willkommen sein wird, so hätte sie doch unstreitig schon jetzt um vieles besser sein können.

Eine hübsche Spielerei ist das in gleichem Verlage erschienene Kärtchen von Helgoland und den benachbarten Meerestheilen, welchem in rother Farbe ein Theil des Stadtplans von Berlin in gleichem Maßstabe untergedruckt ist. Die Karte (zu 20 Pf.) ermöglicht so einen sehr anschaulichen Größen- und Entfernungenvergleich.

Bibliographie.

Ballestrem, Eufemia Gräfin, Die Falkner vom Falkenhof. Roman. 2 Bde. Dresden, Verlag des „Universum“. 8. à 3 M. 50 Pf.

Oberammergauer Blätter. Herausgeber: R. Calwer. Englischer Teil, redigirt von Kaim. Französischer Teil, redigirt von Mouth. Saison 1890. 1. Serie. 1. bis 5. Hft. München, Administration der Oberammergauer Blätter. Gr. 4. 3 M. 50 Pf.

Bolze, A., Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. Neunter Band. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Brentano, L., Die Stellung der Gebildeten zur sozialen Frage. Vortrag. Mit Genehmigung des Herrn Verfassers herausgegeben vom Verein Deutscher Studenten zu Leipzig. Berlin, G. Nauck. Gr. 8. 25 Pf.

Degen, A. v., Aus der Kadettenzeit. Erinnerungen. Leipzig, Werther. 8. 1 M.

Draude, F. v., Aus meinem Soldatenleben. Skizzen eines Einjährig-Freiwilligen. Hamburg, Seippel. Gr. 8. 1 M.

Drexler, W., Mythologische Beiträge. 1. Hft. Der Cultus der ägyptischen Gottheiten in den Donauländern. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Froebel-Armansperg, W., Europa und die Anschauungen mohammedanischer Völker. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Gedichte von A. v. M. München, Herder u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Goethe's, J. W. v., Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 1. Abth. 28. Bd., 2. Abth. 1. Bd. u. 4. Abth. 6. Bd. (Kleine Ausgabe.) Weimar, Böhlau. Gr. 8. 12 M. 20 Pf.

Neue Goetheschriften. Nr. 1. Goethe's Bildkraft im Lichte der ethnologischen Sprach- und Mythen-Vergleichung. Von H. Brunnhofer. Leipzig, Rauert u. Rocco. 8. 1 M. 50 Pf.

Hiller v. Gaertringen, Freih., und v. Schirmeister, Geschichte des Kürassier-Regiments von Seydlitz (Magdeburgisches) Nr. 7. Im Auftrage dargestellt. Mit Bildnissen, einer Uebersichtskarte und Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Hörmann, L. v., Haussprüche aus den Alpen. Gesammelt und herausgegeben. Leipzig, Liebeskind. 32. 1 M. 50 M.

Kirsten, P., Die Morgenröthe des 20. Jahrhunderts. Roman. 3 Bde. Dresden, Pierson. 8. 8 M.

Klein, Ida, Hermann Thom. Ein litterarischer Essay. Leipzig, Claußner. 12. 1 M.

Klostermann, C. (Faustin), Böhmerwald-Skizzen. Pilsen, Maasch. 8. 2 M.

Kolde, T., Noch einmal Luther's Selbstmord. Erwiderung auf Majunke's neueste Schrift. Leipzig, Deichert Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Kopé, H., Die Elektrizität als Urkraft. Eine Darstellung der Naturerscheinungen als elektrische Erscheinungen, das ganze Weltensystem nicht nur inbegriffen, sondern jede Lebenserscheinung überhaupt. Leipzig, Grieben. Gr. 8. 1 M.

Kulke, E., Richard Wagner und Friedrich Nietzsche. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Kunow, E., Die kaiserlose Zeit. Schauspiel. Stargard i. P., Ewald Kunow's Selbstverlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Lage in Afrika unmittelbar vor und nach dem deutsch-englischen Vertrage, vom politischen Standpunkte aus betrachtet. Dresden, Pierson. Gr. 8. 1 M.

Lentzner, K., Das Kreuz bei den Angelsachsen. Gemeinverständliche Aufzeichnungen. Leipzig, Reisland. Lex.-8. 80 Pf.

L'Etoile, G. A., Lösung der römischen Frage durch Kaiser Wilhelm II. von Deutschland und Papst Leo XIII. Paderborn, Junfermann. Gr. 8. 50 Pf.

Lissignolo, Ein deutsch-französisches Bündniss. Kassel, Brunnemann. Gr. 8. 60 Pf.

Mair, A., Gute Laune. Lustige Philosophie und heitere Geschichten. Leipzig, Danz. 12. 1 M.

Neitzel, O., Der Führer durch die Oper des Theaters der Gegenwart, Text, Musik und Scene erläuternd. I. Bd. Deutsche Opern. 2. Abth. Leipzig, Liebeskind. Gr. 8. 4 M.

Stürler, M. v., Der Laupenkrieg 1339 und 1340. Kritische Beleuchtung der Tradition als Beitrag zur Läuterung der ältern Bernergeschichte. Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Sturtz, J., Land und Leute in Deutsch-Ost-Afrika. Erinnerungen aus der ersten Zeit des Aufstandes und der Blokade. In 83 photographischen Original-Aufnahmen von J. St. und Schilderungen von J. Wangemann. Berlin, Mittler u. Sohn. Quer-4. 12 M. 50 Pf.

Umlauft, F., Aus der Schule. Bisher ungedruckte Anekdoten und Aussprüche von Schülern und Lehrern. Wien, Graeser. 12. 1 M.

Werner, J., Die Hohenzollern unter der Fahne des evangelischen Glaubens und der volksfreundlichen Sozialreform. Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes von Carl Braun. Gr. 8. 1 M.

Wlislocki, H. v., Volksdichtungen der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner. Gesammelt und aus unedirten Original-Texten übersetzt. Wien, Graeser. 8. 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 42. —— 16. October 1890.

Neue Gedichte.

1. Höhenrauch. Neue Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. Zürich, Verlags-Magazin. 1890. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Maurice Reinhold von Stern, einer der fruchtbarsten und gedankenvollsten socialdemokratischen Schriftsteller der Gegenwart, erweist sich immer mehr als einen ihrer berufensten Lyriker. Es ist ihm eine so innige Zartheit des Empfindens zu eigen und eine so gemüthstiefe Anschauungsweise der Natur, dabei eine so hochgradige Fähigkeit, seine Gedanken und Gefühle in einer Sprache ausklingen zu lassen, die so reich ist an malerischer Farbenpracht wie musikalischer Rhythmik, an flammender Wucht und schneidender Schärfe des Ausdrucks, wie an schmeichlerisch-lockendem Klangzauber und tändelnden Tonspielen, daß, wo immer er in seine Saiten greift, zum mindesten volle Musik ertönt: denn darin erblicke ich allerdings die Schattenseite seiner Kunst, daß sie sich bedenklich in musikalische Malerei verirrt, d. h. daß das dichterische Subject vom Object nicht selten überwältigt wird und das Ich des Dichters sich in seinem Naturbilde verliert. Wohl wahr, es bleibt immer sein Naturbild, d. h. das Object, wie es Maurice Reinhold von Stern geschaut und ergriffen hat, aber die Subjectivität des Dichters tritt zu tief in den Schatten des Beschreibenden: das Ganze gewinnt zu sehr den Stempel lyrischer Landschaftsmalerei. Man vergleiche (S. 27):

Heimfahrt.

Heu- und blumenbeladen
Gleitet der Nachen zu Thal;
Thauige, duftige Schwaden
Dampfen im Sonnenstrahl.

Bursche und Dirnen kosen,
Lachen und singen dazu;
Duftend von wilden Rosen,
Athmet die Abendruh!

Nickend auf schwanken Stengeln,
Grüßen die Blumen am Strand;
Fernher tönet das Dengeln
Blinkender Sensen ins Land.

Heiliger goldner Frieden
Schwebt wie ein duftiger Klang;
Heimwärts ruft schon die Müden
Abendglockengesang.

Goldene Klänge schwingen
Lieblich in hallendem Chor;
Zitternd haucht in dem Klingen
„Ave Maria" empor.

Gleite, blumiger Nachen,
Wiegend in dämmernder Pracht!
Blinkend über dir wachen
Sterne der Sommernacht.

Zweifellos ist dies anmuthige Gedicht eine der allerbesten Proben der neuern beschreibenden Poesie, und ich zuerst rufe hier freudig aus: „Ein zweiter Matthisson!" Aber ich denke von Stern's Können zu günstig, als daß ich ihn gern mit einer Kunst wetteifern sähe, welcher gegenüber der Dichter stets im Nachtheile bleiben muß, weil er nicht anders als nach und nach das Gemälde in der Einbildungskraft des Lesers zusammensetzen kann, welches der Maler als ein Ganzes hinstellt. In derartiger stimmungsreicher Landschaftsmalerei ist Stern unerschöpflich, und wo das eigene lyrische Ich in ihren Vordergrund tritt, da gewinnt sie den erhöhten persönlichen Antheil auch des Lesers und die Auswahl des Berichterstatters wird schwierig. Gern theilte ich „Perth Amboy", „Frühlingssegen", „Alpentraum", „Sabbatmorgen" und andere mit, doch mag es mit folgender — „Mondscheintändelei" sein Genüge haben:

Zauberisch und nebelhelle
Ruht das Land in mildem Strahl;
Kichernd trägt die klare Quelle
Auf der flinken Murmelwelle
Mondensilber in das Thal.

Friedlich sehe ich dich schreiten,
Voller Mond, im Tannenbühl;
Durch die dunkeln Wipfel gleiten
Und ein Flimmerlicht verbreiten
Wundersam und wonnekühl.

Windverwehte Feierklänge
Zittern leise durch die Nacht;
Schwebend um die Säulengänge
Rankt in bläulichem Gehänge
Die Glyeine, mondumlacht.

Schläfrig plätschert die Fontäne,
Düfte spendet der Jasmin;
In der Mondnacht Hippokrene
Tauchen funkelnd niegesehne
Bilder meiner Phantasien.

Wir hätten gern an ihnen theilgenommen! Denn diesem so feinsinnigen poetischen Landschaftsmaler stehen auch die echten Klänge wahrer Empfindungslyrik zu Gebote. So widmet er ein rührendes Lied seiner Mutter:

O glaub' es nicht, o glaub' es nicht,
Wenn man mich kalt und herzlos schilt!
Scheu birgt sich vor dem Tageslicht
Die Thräne, die im stillen quillt.
— — — — — — — — —
Sie schluchzt und zittert, schwillt und schwingt
In meinen Liedern sehnsuchtsschwer;
Wer so wie ich von Herzen singt,
Glaub' mir, der ist nicht liebeleer. . . .

Aehnlich schmerzbewegt und trauerumflort hält sich „Heimkehr“:

Es pocht mein Herz — zum Thore hinein
Schreit' ich — Gott helf' mir darinnen!
— — — — — — — — —
Grüß Gott, du trauliches Vaterhaus!
Mir ist, ich höre ein Rufen —
Da spielt ein Kätzlein mit einer Maus
Auf grasbewachsenen Stufen.

Wie Moderhauch, so hat mir gesagt
Ein herzbeengendes Bangen:
Die Lieben alle — Gott sei's geklagt! —
Längst sind sie schlafen gegangen.

Im übrigen bleibt M. R. von Stern nach wie vor der dichterische Bannerträger der Revolution. Er, der nordische Edelmann, freut sich seines Bürgerthums und legt

sein Wappen adelsmüde
Zu all dem andern Plunder hin.

Er weiht ein grimmschnaubendes Trauerlied dem Ende Nicolai Gawrilowitsch Tschernyschewski's: „Von Hunden ist ein Löwenherz zerrissen.“ Er schildert ein Stück socialen Elends, nicht seines Könnens würdig, in „Frau Amrei. Eine Niobe des 19. Jahrhunderts“ und wählt leider für das grauenvolle Nachtstück „Das Kind“ die schauderhaftesten und scheußlichsten Kothfarben des Zolaismus, wo er am bestialischsten stinkt. Natürlich um der Sache willen, nicht aus Freude am Gestank. Denn ein Grundzug dieser Poesie ist Ehrlichkeit. Ihr Republikanerthum ist aufrichtig, redlich ihr Haß wie ihre Liebe, und mit ihrem Ernst ist kaum zu spaßen:

Migräne und Nervosität:
Sentimentaler Schnack!
Lieb' weniger und halt' Diät,
Du abgelebtes Pack!
Daß sich die Fäulniß nicht vererbt,
Ergreif', o Volk, die Wehr! —
Du, Volk, du, Volk, bist unverderbt
Drum lieb' ich dich so sehr.

Das sind gesellschaftliche Anschauungen und Liebhabereien, welche der Dichter mit sich abmachen möge. Politische Ueberzeugungen haben nur so weit Bedeutung vor den Schranken der ästhetischen Kritik, als sie die Dichtung pathologisch zu verfärben pflegen: die politischen Glaubensformen selbst aber fechten anderswo ihre Sache aus. Genug, daß M. R. von Stern hinreichend bewiesen hat, daß es ihm an Entschiedenheit und Schärfe seines Willens und Gediegenheit und Umfang seines Wissens nicht gebricht, wenn mir seine politischen Ziele auch so nebelhaft erscheinen, als sein poetisches Pantheïsiren abgeleiert ist. Seine Hauptstärke ist Stimmungsmalerei und Epigramm. Er weiß dort so anmuthend ins Breite zu gehen, wie im Sinngedicht sich wohlthuend kurz und bündig zu fassen. So widmet er, der „rothe“ Demokrat, zwei antheilsinnige Distichen Kaiser Friedrich III., die sicherlich manchem unserer Leser aus dem Herzen geschrieben sind:

Nein, sie gönnen dir nicht die heilige Ruhe des Grabes!
Ließ dich in Ehren der Feind, lobt dich zu Schanden der Freund.
Freytag, Dichter und Greis, o wahr' deine wackere Feder!
Klio's Griffel streicht durch deine gleißende Schrift.

Das ist das Bild M. R. von Stern's, wie es in seiner heutigen Entwickelung vor uns steht. Noch sind Schatten darin, die wir schwinden sehen möchten, nihilistisch-zolaistische Aufträge und pantheistische Verwässerungen, die er bannen möge. Ueber sein Republikanerthum wollen wir nicht rechten mit dem Vaterlandslosen. Aber daß er fortfahren wird in dem Läuterungsprocesse, inmitten dessen er zur Zeit befangen ist, erscheint uns fraglos, wenn wir der Fortschritte gedenken, die er zurückgelegt hat, seit er sich zum ersten male der Kritik d. Bl. unterzog. Wir haben ihm unlängst ein herzliches: Excelsior! zugerufen — wir scheiden auch heute von ihm mit der Hoffnung, ihm das nächste mal in höhern und lichtern Sphären wieder zu begegnen.

2. Das starke Jahr. Von John Henry Mackay. Der Dichtungen zweite Folge. Zürich, Verlags-Magazin. 1890. 8. 2 M.

Mackay ist ein ungleich besserer Dichter als Uebersetzer, aber das Wandeln durch die Auen seiner Poesie ist weder ein erbauliches noch ein erhebendes, weder ein erheiterndes

noch erfrischendes. Diese Gedichte sind zu weltmüde und zu schwarzseherisch. Sie bilden eine fortlaufende Verneinung des Seins und alles dessen, was Menschenherzen froher schlagen und Augen heller leuchten macht. Wohin immer wir mit den Mackay'schen schauen, blicken wir in hoffnungslose Nacht. Tiefer kann sich dichterischer Miserabilismus in die Abgründe des Lebens kaum versenken:

Stirb! die Rosen blühen
im nächsten Sommer auch ohne dich ...
Stirb! die Sterne glühen,
auch wenn von ihnen dein Auge wich ...

Stirb! Es küßt die Geliebte
morgen schon, morgen ein fremder Mund ...
Stirb! Was dich freute und was dich betrübte,
Stirb! — es wird auch den andern kund!

Ich möchte fortfahren:

Stirb! denn die Ananas schmecken
Köstlich auch ohne dich!
Stirb! denn die Sonnenflecken
Vermehren sich sicherlich.

Stirb! denn die Schneiderin prellt
Dein Liebchen zu fürchterlich!
Stirb! — Sie bringen zur Welt
Sünder auch ohne dich!

Es ist pessimistisch vergällte Poesie, die an den Räthseln des Lebens rüttelt und an den ewig verschlossenen Thüren sich die Finger blutig reißt. Schade um die Mühe, die bessern Aufgaben verloren geht, bessern Aufgaben vielleicht nicht gewachsen ist. Denn dieser Weltekel ist unheilbar:

Hoffnung und Glaube waren Splitter,
Die ein gestillter Sturm zerbrach,
Und Lieben war — — o fahrender Ritter,
Nur deine Jugend schreit ihr nach! ...
Glaubt mir: es treibt im Wogenspiele
Der Balken des zerschellten Schiffs
Weit eher zum gewollten Ziele
Als an den Tod des Felsenriffs.

Ich habe dieser Poesie, als ich ihrem ersten frohmüthigen Regen durch die thüringer Berge folgte, einst eine bessere Zukunft prophezeit. Nun scheint sie früh zu verkommen in einem Weltschmerz, der zu matt und nervlos ist, um à la Byron, und zu schal und witzlos ist, um à la Heine zu sein.

3. Gedichte eines Skeptikers von Eugen Croissant. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 1 M.

Auch hier ist es der Zweifel an Gott und Welt, welcher dieser trübsinnigen Poesien kranke Seele bildet — ein inhaltloses Sehnen nach dem ewigen Nichts, das der Dichter selbst einen Perpetuus sopor nennt (S. 27):

Ich bin des Quälens müde hier im Licht
Um einen Tropfen Glück, indeß mir Weh
Und Last und Kreuz die schwachen Knie' fast bricht —
Ich bin es müde dies Gethsemane!

Armselig Leben, wo ist deine Macht?
Was hast du für Jahrzehnte Sorg' und Plag'?
Was? gegen jenen Riesenherrn der Nacht? —
Er schenkt uns alles schon am ersten Tag!

Auch diese Harfe ist von Grund aus verstimmt und ihre Klänge tönen schrill hinein in den blühenden Tag und sein freudiges Streben. Sie vergällen seine Freuden und verschärfen sein Wehe, indem sie den Ausblick nach Drüben höhnisch verdunkeln. Freilich — diese Skepsis hat noch nicht ihr letztes Wort gesprochen. Sie fragt zunächst nur, wie Narciß die Pagode: „Gibt es ein Wiedersehen nach dem Tode?" Wol mit einem hämisch zweifelnden „Ja — a???" aber der letzten Antwort des Dichters fehlt es doch noch an Entschiedenheit. Er läßt wenigstens die letzte Frage offen:

Mir gilt nur eins: Ist jener Gott nur Märe,
Komm' was da will, der Wahrheit sei die Ehre.

Auch er, wie von Stern und Mackay, haben ein mitleidwarmes Auge für das Elend der niedern Klassen: Was wären sie,

Wenn's keinen Himmel gäb', kein Josaphat?
— — — — — — — — — —
Was thäten sie, wenn dieser Trost nicht blieb,
Die bei der Esse braten, im Tunnell
Mit nacktem Leib sich mühn beim Pickelhieb,
Damit die Haute finance mühlos und schnell,
Des Schlemmens müd' im Schlafwaggon gebettet,
Den siechen Leib an die Riviera rettet?

Auch er ersehnt wie von Stern und Mackay den Tag der socialen Abrechnung und kleidet seinen Grimm in eine furchtbare Vision:

„Schlagt an die Sicheln, denn die Ernte reift,
Voll ist die Kelter, daß sie überläuft;
Denn eure Bosheit, sie ist groß!" wird sprechen
Der Herr am Tag des Zorns ...
— — — — — — — — — —
„Entmenschtes Volk, fettwänstig, geil Gezücht!
Erkennt den Grimm des Herrn, der niederbricht
Wie Sturm auf euch, die ihr der Lüste Schale
Geleert, gefeilscht mit armer Leute Schweiß,
Die ihr dem Wuchern eurer Kapitale
Zuseht wie's Vieh, das sich im Schober weiß.

Blutdürst'ge Tiger auf dem Herrscherthron,
Die ihr mit Buhlerschmach befleckt die Kron',
Die eitel im Cäsarenwahn befangen,
Um eine Krume Land, um eine Dirn'
Dem Volk in seine Faust die Büchse zwangen,
Der Kirche Segen auf der dreisten Stirn" u. s. w.

Man sieht, dieser Pessimismus schaut wenigstens die Dinge der Gesellschaftswelt von sehr realem Boden an. Auf ähnlichem Standpunkte verharrt nahezu die gesammte jüngste Dichtergruppe, und es hieße das am schärfsten und drohendsten ausgebildete Hauptmerkmal ihres Charakters übersehen, wenn man es nicht betonte. Croissant war Mitkämpfer von St.-Privat. Eine der grausigsten Scenen der Schlacht, wie er sie miterlebt, hat er mit kraftvoller Hand in erregten Jamben gemalt, und seine

epische Skizze: „Ein Ehrenmann“, die das Umgarnen einer Unschuld durch widerliche Mächte schildert, verräth episches Erzählertalent und dramatische Anschauungsgabe; auch hier Farben der zolaistischen Schule wie bei von Stern und, gedämpfter, bei John Mackay.

In eine sehr andersartige Welt führen uns die

4. Dichtungen von Titus Ullrich. Berlin, v. Decker. 1890. 12. 3 M.

Ullrich's Hauptkraft besteht in der poetischen Reiseschilderung. Seine landschaftlichen Veduten besitzen leuchtende Farbenkraft, doch in der poetischen Klärung und Abstimmung ist ihm M. R. von Stern weit überlegen. Es fehlt Titus Ullrich zu sehr der musikalische Feinsinn, um jene zartschwingende Rhythmik zu erreichen, welche die Landschaftsbilder von Stern's bewegt. Auch ist sein Erzählen zwar fesselnd und anschaulich, aber zu breit und wortreich; die Form ist zu gedehnt, wenn auch glanzvoll genug. So schildert er die Geschicke der schönen Magda, der schmucken Kellnerin der Alpenwirthschaft, erst droben in der frischen Blüte ihrer Unschuld, dann drunten am Bergwaldsaum in der Thalschenke:

Wie, ist dies Magda? wirklich sie? Sie ist
Und ist es nicht, nicht mehr! ... O, wer vergißt
Ein Bild, das wie dem Aug' sich dem Gemüthe
Eingrub, ein Ehedem in Maienblüte,
Mit dem ein traurig ödes Heut sich mißt,
Das einen Bettler ihn an Edens Thoren
Empfinden läßt, was er zu früh verloren!
Dies Antlitz, blaß und fahl, verwandelt ganz,
Verwischt ins Trübe aller Schmelz und Glanz,
Verkümmert, schmal der Wange volles Rund,
Die Stirne schwül, entfärbt und schlaff der Mund,
Und was aus dem vertieften Auge dringt,
Im übernächt'gen Blicke blitzt und blinkt,
Ist nicht der Seele, nur des Fiebers Glut,
Die schon zu sengen scheint in ihrem Blut.

Wie würden die vorigen hier zolaisirt haben! Titus Ullrich schließt die nicht alltägliche Wanderscene:

Illusion! — Wir hatten nicht gekargt
Mit unsrer Schwärmerei in jenen Tagen
Von Ehedem, drum für des Lebens Markt
Zu hoch im Preise Magda angeschlagen! ...
— — — — — — — — — — —

Illusion! und doch war schön die Zeit,
Da uns ergötzte einst die holde Maid:
Und so erlischt der Lebenden Gedächtniß
Vor einer Todten freundlichem Vermächtniß.

Andere Reiseerlebnisse und Reiseerinnerungen, so das schreckliche Ende der Gräfin d'Arlincourt auf dem Gemmipasse (August 1861), bieten dem Dichter Gelegenheit, eine gleiche Darstellungskunst zu bewähren, ob es nun Schilderungen der Landschaften oder der Geschehnisse sind, die in ihrer Scenerie sich abspielen. So beschreibt er die letzten Augenblicke der unglücklichen Dame aus dem Munde des Führers, welcher die Reisenden damals wie heute den Höllenweg nach Leukerbad hinab begleitete:

Da kommt betäubend, athemraubend flugs
Ein Windstoß angebraust, und aus der Hand
Der Dame, der fast die Besinnung schwand,
Fährt eines krampfhaft heft'gen Zügelrucks
Unsel'ger Misgriff, also daß das Roß
Erbebt, als wie von jähem Blitzgeschoß,
Das ihm getroffen Schädel und Genick:
Es prallt zurück, und diesen Augenblick
Ertönt ein Schrei, ein gräßlicher, und klingt
So schrill, daß es den lauten Sturm durchdringt:
Das Roß steht plötzlich wie gebannt und quer
Des Wegs — doch Sattel, Bug und Krupp' ist leer ...
Die Reiterin, sie flog dem Abgrund zu
Vom Rosse taumelnd und über den Rand
Des schmalen Pfads — 's war alles wie im Nu —
— — — — — — — — — — —
Zweimal vernahm man einen dumpfen Schall ...

Auch hier fehlt der Beschreibung Geschlossenheit, ganz abgesehen davon, daß diese Erzählungsart einem Führer des berner Oberlandes gar nicht eignet; aber inhaltlich (nicht immer formal) sauber hält sie sich überall. Wir leben in Tagen, wo derartige Versicherungen in kritischen Berichten kaum mehr fehlen dürfen. Titus Ullrich hat mit Glück auch lyrisch gedichtet. Ich sage mit Glück, weil er Componisten wie Schumann, Sieber, H. Krigar und E. M. Helmund gefunden hat. Ich habe ihre Auswahl geprüft und theile ihren Geschmack nicht immer, weil mir schwerfällige Verse wie:

Und ihr entfiel ein Strauß von Immortellen —
Er war so schwer von Thränen ja —

nicht behagen. Ich weiß nicht, wie man dies nachschleppende „ja“ im Tonsatze unterbringen will. Aber Schumann wird das eben verstanden haben. Ich selbst habe einem compositionslustigen Freunde, der mich bat, bei dieser lyrischen Musterung seiner zu gedenken, das Lied: „Einsamer Stern“ ans Herz gelegt:

Einsamer Stern am Wolkensaum,
Goldfunken über düsterm Traum,
Erloschen ist dein Tempellicht,
Du leuchtest mehr der Liebe nicht,

Und nieder stieg die schöne Zeit,
Als ob sie Gunst zu viel geweiht,
Wie die Vestalin in ihr Grab,
Verhüllten Angesichts hinab,

Und ließ mich zurück am öden Strand,
Zu wühlen trüb im Ufersand
Mit müdem Stab — und kalt hinaus
Zu starren in der Flut Gebraus.

Eine ungleich reichere Ausbeute hingegen habe ich dem Tongewaltigen in dem folgenden Buche verheißen, das erfreulicherweise in kurzer Zeit die zweite Auflage erlebte:

5. Gedichte von L. Rafael. Mit einer Einleitung von Felix Dahn. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1890. 12. 3 M.

Die Sammlung, die ich seinerzeit in d. Bl. eingeführt habe, ist wesentlich bereichert, herbe Töne sind gemildert

und sprachliche und rhythmische Härten und Schärfen, auf die ich hindeutete, zum Theile in überraschenden Wohlklang aufgelöst werden. Gleichwol schwelgt diese Poesie zu selbstisch in dem Weh oder der Lust ihres Gefühls und hat noch immer sich zu befleißigen, dessen Ueberwallen zu zügeln, sonst verschwimmen ihre Gebilde zu leicht im bunten Nebel flimmernder Worte:

Eisbruch.

Es träumte die öde Winternacht
Einen thränenschweren, süßen Traum,
Der schimmert und funkelt an Strauch und Baum
Am jungen Morgen in leuchtender Pracht.

Doch in der feuchten süßen Last
Des Waldes schwere Kraft ertrank (?),
Und mit dem lichten Scheine sank
Der stolze Wald zur Todesrast.

Dein süßer Traum — mir ward er kund,
Du schöne Waldeswinternacht,
Und all die eingesunkne Pracht
Ruht tief in meines Herzens Grund.

Mit dieser Zerflossenheit der Anschauungsbilder vermag der sprachliche Schimmer nicht zu befreunden, und das schließliche Hervordrängen des Ichs schiebt dies lyrische Gebilde noch weiter über die Grenze des Zerfahrenen. Die dichtende Phantasie steht nicht von vornherein auf dem Standpunkte der empfindenden, sondern sie stürzt sich kopfüber aus dem Naturbilde in die Traum- und Gefühlswelt des Subjects. — Die Zierlichkeit der Ausstattung entspricht auf das anmuthendste der Zartheit und Reinheit dieser Lieder: es ist die bekannte reichvergoldete rothe Callicodecke, in welche Breitkopf u. Härtel ihre belletristischen Duodezausgaben zu kleiden pflegen, unbekümmert, ob es Rafael'scher Lyrik oder Dahn'schen Novellen gelte.

6. Lazzaronesken. Neapolitaner Bilderbuch. Gedichte von Adolf Schafheitlin. Leipzig, Friedrich. 1890. 12. 1 M. 50 Pf.

Es ist eine reich bewegte Folge frisch gezeichneter Genrebilder aus dem neapolitanischen Volksleben, welche der Dichter an uns vorüberziehen läßt. Liebeslieder und Barcarolen klingen darein, Capri-Abenteuer des Dichters wechseln ab mit Erlebnissen von Sorrent und Salern, und all den bunten Wechsel überglänzen die schwarzen Augen seiner vielgeliebten schwarzäugigen Zingarella:

Du mit Augen, schwarz und helle,
Deren Strahl ins Herze dringt,
Hast mich, kleine Zingarelle,
Ganz verzaubert und verjüngt.

Weißt du noch, mit welcher Wonne
Deinem Wort ich zugehört,
Als die kleine Lampensonne
Sanft die Kammer uns verklärt?

O wie um die traute Stätte
Sausend wild der Sturmwind strich,
Donner brüllten um die Wette —
Frieden wob um dich und mich.

Ruhend, Holde, dir zu Füßen,
Von der Liebe übermannt,
O wie küßt' ich deine süßen
Augen und die kleine Hand!

Und dein Mund gab süß und schnelle
Lust und Lieder mir zurück.
Ja, du kleine Zingarelle,
Dir verdank' ich all mein Glück.

Eins der interessantesten Stücke der Sammlung indessen ist „Iwan". Sie schildert das blutige Ende eines uns allen wohlbekannten Kladderadatsch-Zeichners und launigen Humoristen der „Fliegenden Blätter", dessen Zeichen unter mancher ihrer besten Schnurren stand:

Mit seinen langen, braunen Locken,
Ein wahres Christusangesicht,
In Zobelkaftan, Saffianstiefeln
Wer sah ihn an der Chiaja nicht?

Die Bärenmütze auf dem Haupte,
Die ew'ge Cigarett' im Mund,
Den Kantschu in des Mantels Falten
Und an der Schnur den Jägerhund.

— — — — — — — — —

„Der räthselhafte junge Fremde,
Ob er auch heut am Corso ist?"
So frug manch schönes Auge stockend —
Denn flüsternd klang's: „Der Nihilist."

Und durch der Mitte Menschenwogen
Hinschritt er schweigenden Gesichts,
Als ob der Schönheit höchste Blüte,
Dies Land, die ganze Welt ihm — nichts.

Gleichwol gab ihm die rächende Kugel eines reichen Sicilianers, dem der Sieggewohnte das Herz seines schönen Weibes gestohlen, den Tod:

Ist's möglich? Iwan? Armer Schwärmer!
So muß dein junger Stern vergehn?
Durchbohrt von raschen Rachekugeln,
Da liegst du blaß — noch immer schön.

Des Humoristen tragisch Ende!
Ihr alle habt ihn wohl gekannt:
In Kladderadatsch und münchner Blättern
Last ihr so oft einst: „Fecit Brand"?

So sei das schmucke Liederbuch wegen seines vielartig fesselnden Inhalts bestens empfohlen. Nur einen seiner Mängel darf ich nicht verschweigen: die landschaftliche Scenerie ist zu skizzenhaft behandelt. Neue Auflagen mögen sich angelegen sein lassen, den Hintergrund zu vertiefen und den Schauplatz selbst mit blühendern Farben zu schmücken und in ein sonnigeres Licht zu tauchen.

Adalbert Schroeter.

Allerlei von Shakespeare und den Erfolgen seiner Kunst.

1. Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. Fünfundzwanzigster Jahrgang. Mit zwei zinkographischen Facsimiles. Weimar, Huschke. 1890. 8. 9 M.
2. Geschichte des studentischen Shakespeare-Vereins in Halle a. S. während der Jahre 1864—1889. Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfeste am 23. bis 25. Juli 1889. Halle, Studentischer Shakespeare-Verein. 1889. 8.
3. Zur Shakespeare-Bacon-Theorie von Karl Lentzner. Halle, Niemeyer. 1890. 8. 1 M.
4. Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Literaturgeschichte. Von Wilhelm Wetz. Erster Band: Die Menschen in Shakespeare's Dramen. Worms, Reiß. 1890. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.
5. Shakespeare als religiöser Dichter. Von Wilhelm Klöti. Zürich, Höhr. 1890. 8. 1 M. 70 Pf.
6. Die Anfänge Shakespeare's auf der hamburger Bühne. Von Merschberger. Hamburg, Herold. 1890. 4. 2 M. 50 Pf.
7. Der Einfluß Shakespeare's auf die Sturm- und Drangperiode unserer Literatur im 18. Jahrhundert. Von Emil Walther. Chemnitz, Technische Staatslehranstalten. 1890. 4.

Ein nicht genug zu tadelnder Grundfehler der ewig hastigen Gegenwart, daß sie immer nur den Bericht hören will, statt Sache oder Vorfall selbst auf sich wirken zu lassen! Heute senden uns die nimmermüden Druckereien tausend Bogen über die Meister im Reiche des Geistes als matten zweifelhaften Ersatz für den den Denkmälern in Literatur und Kunst gewidmeten An- und Einblick, den die Glücksgüterjagd des Kampfes ums Dasein aufgeben hieß. Aber das mäkelnde Herumtasten bodenloser Klügelei, das um voraus angenommene Eigenschaften eines Dichters feilscht, entschädigt nicht für die erstorbene Liebe zu Gedanke und Klang des Genius. Nur dessen unmittelbarer Laut erfüllt mit erhebenden Gefühlen, erquickt den flügellahmen Sinn des Alltagssklaven, erbaut das kirchenflüchtige Weltkind. Allerdings eines Shakespeare Weite und Tiefe erweckt den Wunsch nach einem sachkundigen Wegweiser, der ein amtliches Abzeichen am Rocke trägt, auch in dem widerwilligsten Benutzer geistiger Krücken. Eine ebenbürtige mit Lust und nachempfindendem Gemüthe angelegte Erläuterung ist von einer schulbankmäßigen Eselsbrücke unendlich verschieden. Der erstern ist blos ein philologischer Fachmann offenen Auges und höher gestimmten Herzens fähig und Leute dieses Schlags sind fast an den Fingern abzuzählen. Zahllose Ausleger, denen im Hochmuthe gelahrter Stubenweisheit das rein menschliche Verständniß seelischer Vorgänge verholzt war, haben sich an dem Rechte der herrlichsten Poesie schwer versündigt. Bei Shakespeare, dessen Erkenntniß man angesichts des Umfangs der seinen Fersen anhaftenden Erklärerpflegschaft auf der Spitze des Erreichbaren wähnen müßte, sind auch von den Berufenen nur wenige auserwählt. Gar oft gebricht es an einem verläßlichen Führer; wie der Herold bei der Kaiserkrönung des alten Deutschen Reichs möchte man rufen: „Ist kein Dalberg da?“ der billig den ersten Ritterschlag empfange als Vorkämpfer des Wahren wider verbohrten wässerigen oder dunkeln Wortkram. Oft thut ein Haudegen noth, dessen rüstiges Schwert den Wust gespreizter Vornirtheit und dünkelhafter Kathederdürre mit einem Alexanderhiebe zersprengte.

Ohne Selbstgefälligkeit dürfen wir Deutsche uns rühmen, diese Fehler längst nicht so häufig und so verstockt begangen zu haben, wie Shakespeare's Sprachgenossen, seine Landsleute und besonders die Amerikaner. Wenn sich auch mehr und mehr herausstellt, daß die einseitig construirenden, abstract-philosophisch, beziehentlich subjectiv-historisch verfahrenden Methoden von Ulrici und Gervinus in ihren Lehrgebäuden der Shakespeare-Auffassung eben mehr hineintifteln und hineingeheimnissen, als die wirkliche Welt des Dichters zum Bewußtsein bringen, so sind doch fast keinerlei deutsche Seitenstücke zu jenen lächerlichen oder wahnwitzigen Hirngespinsten englischer und amerikanischer Köpfe aufzufinden, die Shakespeare bald vom Schiffskapitän bis zum Gärtnergehülfen und Pferdejungen die Runde durch allerhand gewerbeartige Berufe machen lassen, bald des irdischen Daseins überhaupt berauben. Ein Grund war, daß der Deutsche stets, ohne seinen individualistischen Hang zu zügeln, eine gute Menge Autoritätsglauben nährte und deshalb auch mit dem Zuschnitte seines Shakespeare-Studiums meist im Gleise maßgebender Männer ging. Seit 1864 bildet die „Deutsche Shakespeare-Gesellschaft“ den Mittelpunkt der meisten ernst strebenden Forscher und daß ihre Absichten nicht Lügen gestraft wurden, zeigt an sich das Erscheinen des von Professor F. A. Leo herausgegebenen fünfundzwanzigsten Bandes ihres „Jahrbuchs“ (Nr. 1), mit dem dieses das zweite Vierteljahrhundert einleitet. Wir begrüßen die Fortdauer mit Freude, obwol ein gewisses Schwanken im Gehalte der letzten Jahrgänge recht bemerklich ist. Ein guter Kenner Shakespeare's und der deutschen Shakespeare-Wissenschaft, Ludwig Pröscholdt, verlangte vor einigen Jahren nachdrücklich den Rücktritt des gegenwärtigen Herausgebers oder zum wenigsten ein ersichtliches Einschränken der eigenen Mitarbeiterschaft. Diesem von anderer Seite kräftig unterstützten Begehren ward insoweit Rechnung getragen, als Leo die bis dahin von ihm allein und zwar äußerst unsachlich gehandhabte Kritik Kundigern überließ. Nun aber beginnt sich seine breitspurige und unangenehm witzelnde Art wieder vorzudrängen. Die von ihm verfaßten Nekrologe Gustav Rümelin's und Richard Gosche's sind von knapp umrissenen Charakterbildern, wie man sie hier sehen möchte, weit entfernt; die Schilderung des Menschen und besonders des Shakespeareaners erstickt ganz in schönen Redensarten. Leer und flach sind die von Leo beigesteuerten Bücherbesprechungen, ein Muster literarhistorischer Ohnmacht das Notizblatt „Rosenkrantz und Guldenstern“, das aus einigen inhaltreichen Funden zur geschichtlichen Unterlage dieser beiden

Nebengestalten nichts zu gewinnen weiß und, nachdem sie sich weidlich mit fremden Federn geschmückt hat, mit der verrätherischen Armseligkeit: „Ich übergebe all dieses Material den sachkundigen Forschern und hoffe auf belehrende und aufklärende Resultate" (!), kapitulirt. So wagt der officielle Redacteur des Shakespeare-Jahrbuchs zu reden gegenüber der Thatsache, daß derartige lehrreiche und anreizende Entdeckungen, wie es sie hier auszumünzen galt, zu den ausgesuchtesten Feinschmeckereien des Shakespeare-Forschers gehören! Warum greift aber Leo zu solchem Füllsel? Weil viele bedeutende Freunde der Sache der mangelhaften Leitung wegen dem Jahrbuche ihre Unterstützung entzogen haben. Deshalb begegnen wir auch im vorliegenden Bande unter den sechs längern Abhandlungen drei bereits anderwärts gedruckten, die man trotz ihrer Trefflichkeit hier lieber missen würde. Es sind: „Shakespeare im Anbruche der classischen Zeit unserer Literatur. Einleitender Vortrag zum fünfundzwanzigsten Jahrestage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" von Bernhard Suphan, dem Director des Goethe-Schiller-Archivs („Deutsche Rundschau", Mai 1889), „Der Hamlet-Monolog III, 1 und Lessing's Freunde Mendelssohn und Kleist" von Daniel Jacoby (Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 5. Mai 1889) und „Die Anfänge Shakespeare's auf der hamburger Bühne" von Professor Merschberger (Bericht des Realgymnasiums des Johanneums zu Hamburg 1889—90). Die Festrede Suphan's ist fein und gediegen, wie alle Veröffentlichungen dieses vorzüglichen Erforschers unserer Classiker; Jacoby's Aufsatz recht dankenswerth wegen Aufhellung neuer Zusammenhänge; Merschberger's Leistung soll unten näher gewürdigt werden. An Studienmittheilungen erhalten wir ferner: „Die Dalberg'sche Bühnenbearbeitung des Timon von Athen. Nach dem handschriftlichen Souffliербuche des mannheimer Theaterarchivs veröffentlicht" von Eugen Kilian, dem durch den im Vorjahre erfolgten Abdrucke der mannheimer Götz-Bearbeitung von 1786 verdienten badischen Dramaturgen; L. H. Fischer, „Die Sage von Romeo und Julia in deutschen Prosadarstellungen des 17. Jahrhunderts", auf engem Raume wichtiges Neues, wie man es bei der Vertrautheit Fischer's mit der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts gewohnt ist (warum hat er aber nicht Tieck's Hinweis auf G. Ph. Harsdörffer's „Großen Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte" verfolgt und A. C. Loffelt's [„Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft", IV, 380 fg.] Angaben über den von ihm berücksichtigten „Schauplatz der Verliebten" herangezogen?); Professor K. Sachs, „Shakespeare's Gedichte" (eine recht willkommene Zusammenstellung aller auf die lyrischen und epischen Stücke bezüglichen Forschungsergebnisse und Annahmen); eine Beleuchtung der an Thomas Tyler's neue Ausgabe der Sonette anzuknüpfenden Fragen von Charlotte Stopes. Dazu kommen: der von Professor Zupitza erstattete Jahresbericht für die weimarer Jahresversammlung vom 23. April 1889, ein weiterer Bericht über deren Verlauf, eine Verdeutschung des von Miß Grace Latham am 9. December 1887 vor der londoner Shakespeare-Gesellschaft gehaltenen wenig tiefen Vortrags über „einige von Shakespeare's Kammerfrauen", eine Skizze über den studentischen Shakespeare-Verein zu Halle, A. Wechsung's üblicher statistischer Ueberblick über Deutschlands Shakespeare-Aufführungen des verflossenen Jahres, R. Köhler's Bibliothekausweis und das nöthige Namen- und Sachverzeichniß. Das Gesammturtheil über den jüngsten Sprößling der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft kann leider nicht günstig lauten. Aber diese Ansicht trifft nicht die nach Gebühr gelobten einzelnen Beiträge, sondern das im unrechten Tone und ohne Beherrschung der Exercirbewegungen geführte Commando. Man darf es niemandem verdenken, daß er nicht nach Leo's Pfeife tanzen will. Es fehlt jetzt dem Jahrbuche die Fülle und namentlich der Charakter: beides besaß es unter Elze, dem verblichenen Meister. Obgleich grundsätzlich andern Fahnen folgend als der Verfasser des aufrüttelnden Buchs „Rembrandt als Erzieher", so fürchte ich doch, daß manchem Gönner der „Shakespeare-Philologie" infolge der Leo'schen Herausgeberkunst das Bewußtsein jenes Individualisten aufdämmern wird:

> Es ist praktisch von wenig Werth, das Genie auf Flaschen zu ziehen, wie es heutzutage in Shakespeare- und Goethe-Gesellschaften geschieht; dasselbe will vielmehr an der Quelle genossen sein; nur so vermag es stärkend und befruchtend zu wirken —

eine Wirkung, die ich der Sache wegen lebhaft bedauere, aber völlig verstehen würde.

Wohlthuendern Eindruck als Ganzes macht die „Geschichte des studentischen Shakespeare-Vereins in Halle a. S. während der Jahre 1864—1889" (Nr. 2), von sechs „alten Herren", voran Pastor M. Allihn in Athenstedt, zum Silberjubiläum bearbeitet. Frisch und flott werden Geburt, Jugend- und Werdezeit des Vereins erzählt (eine Reifezeit werden die überbescheidenen Akademiker sicherlich der Zukunft aufbehalten wollen) und damit ein äußerst anziehendes farbenvolles Gemälde entrollt, dem culturgeschichtlich erhebliche Theilnahme einzuräumen ist. Schäumte auch manchmal der Becher der Jugendlust über, stets fand man die Grenze wieder, stets die „Maße", die nach den mittelhochdeutschen Dichtern eine Grundeigenschaft aller deutschen Geistesthat bildet. Shakespeare erkennen, lieben und von ihm lernen, schwebte dem Streben der halleschen Musensöhne voran, die dem Fachstudium und der heitern Erholung einige Shakespeare-Stunden abborgten, die sich zu ihren schönsten und genußreichsten gestalteten. Das mit aufrichtiger innerer Freude betriebene Studium der Shakespeare'schen Werke und die mit lauterstem Ernste erstrebte Erfassung seiner künstlerischen Art hielten die verschiedensten Temperamente zusammen und umschlangen Anwärter aller höhern Berufe in edelster sittlicher Eintracht. Von dem wackern Willen, in den Geist des Bühnenherrschers und gewaltigen Seelenmalers einzudringen, legen auch die beiliegenden Semesterberichte

Zeugniß ab. Solange an deutschen Universitäten Jünglinge, ohne ihre muntere Lebenslust zu verkürzen, mit solchem „Biereifer“ aus Shakespeare Genuß und Lehre sammeln, hat es mit seines Ruhmes Niedergang wahrlich noch gute Wege. Ein herzliches Glückauf in alle fernern Tage!

Da trinken nun Tausende, Jung und Alt, Laien und Gelehrte, beglückt von dem unerschöpflichen Borne der Shakespeare'schen Poesie, und hinterrücks lauern die Herren Baconianer, um den Helden unserer Andacht zu meucheln. Schon mancher einsichtige Mann hat sich redlich bemüht, den wolkigen Unsinnsnebel zu zerstreuen, den die Phantastereien der Bacon-Parteiler aufgethürmt haben. Am allseitigsten und gründlichsten ging Professor Richard Wülker in der ausführlichen Abhandlung vor, die er im December 1889 vor der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig vortrug (seither im Drucke erschienen). Nun veröffentlicht in gleicher Absicht K. Lentzner eine Schrift: „Zur Shakespeare-Bacon-Theorie“ (Nr. 3), die sich, auf einer Artikelreihe der „Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft des Hamburgischen Correspondenten“ beruhend, an weitere Kreise der Shakespeare-Freunde wendet. Allerdings rückt nun Lentzner die Frage in kein neues Licht und zieht auch nirgends wesentliches Unverwerthetes heran. Sein löblicher Zweck ist, die breiten Schichten der Shakespeare-Leser in den Stand zu setzen, ihren Glauben an die Urheberschaft des „Schwans vom Avon“ vor sich selbst und losen Anzweiflern rechtfertigen zu können. Zu solcher Aufklärung erscheinen die übersichtlichen Blätter wohl geeignet. Wir verzichten in Anbetracht dessen, daß in d. Bl. schon mehrmals der logisch und factisch allein mögliche Standpunkt mit nachdrücklicher Offenheit vertreten worden ist, auf eine erneute Abweisung des haltlosen Geschwätzes von Bacon's Vaterrecht an Shakespeare's geistigen Erzeugnissen. Kein einziger greifbarer Nachweis ist bis heute von Bacon's Anhängern — zumeist Leuten, die seinen Rang in der Geschichte der Wissenschaft und des Geisteslebens nicht im geringsten abzuschätzen vermögen — erbracht worden, der an dem Gebäude der Shakespeare'schen Dichtergröße auch nur einen Stein in den Fugen lockert; unerschütterlich bleibt unsere felsenfeste Ueberzeugung von der Echtheit des Genius des großen William. Bacon's hervorragendster Kenner, sein Biograph J. Spedding, äußerte, falls überhaupt Shakespeare's gutes Recht wanken könnte (ein unmöglicher Fall), sei Lord Francis Bacon keinesfalls ein möglicher Nachfolger: eine von den neuern Verfechtern des unverfälschten Shakespeare-Rechts durch mancherlei Einzelgründe gestützte Behauptung. Das schlagendere Verfahren ist jedoch das positive, das die Lügen über Shakespeare in ihr Nichts auflöst, und dieses bedient sich auch Lentzner. Andererseits treffen die von ihm in einem Anhange vorgeführten „Proben Bacon'scher Poesie“ schon an sich das ganze schwindelhafte Unternehmen aufs Haupt. Sie widerlegen die prunkende Inhaltlosigkeit eines Beispiels in „Rembrandt als Erzieher“ (S. 163):

> Nur diejenige künstlerische Phantasie ist den bedeutendsten Aufgaben gewachsen, welche des Ballastes einer gesunden Prosa nicht entbehrt; Shakespeare, der eine stark prosaische, und Bacon, der eine stark poetische Ader aufweist, liefern hierfür den Beweis.

Und doch liegt auch dieser Annahme das Zugeständniß eines unvereinbaren Gegensatzes zu Grunde! Von einem solchen zwingend zu überzeugen, ist Lentzner's Schrift gar wohl angethan; nur quetscht sie leider Dinge, die gerade in knappester Form am wirksamsten wären, in dünne Wortgefüge aus (so S. 15 Shakespeare's zweifellosen Besuch der Lateinschule in fünffacher Umprägung). Möge sie mit dazu dienen, dem wahnwitzigen Bacon-Humbug baldigst den Garaus zu bereiten!

Mit dem unleugbaren Schaffen eines gewaltigen geschichtlichen Genius müssen wir rechnen, wenn wir uns zur nächsten Neuheit wenden, dem umfänglichen ersten Bande von W. Wetz' „Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Literaturgeschichte“ (Nr. 4). Dies Werk ist nun freilich nicht literarhistorisch im gemein üblichen Sinne, aber es setzt trotzdem in Shakespeare eine erstaunliche dichterische und eine in langjähriger Bühnenerfahrung gereifte und erprobte dramaturgische Kraft (letztere ein beliebtes Angriffsmittel der Bacon-Männer auf den „mittelmäßigen Schauspieler“ Shakespeare) voraus. Seine Bedeutung fußt in der erstmaligen gleichmäßigen Bewahrheitung des Satzes, daß Shakespeare's Größe in der nicht zu überbietenden Charakteristik der Personen und in deren Bethätigung ihrer Eigenschaften bestehe durch die Praxis. Nicht die Stoffe beugen uns vor den zauberischen Wundern der Shakespeare'schen Kunst; denn der vielbeschäftigte Theaterdichter nahm sie, wie die Quellenkunde ergibt, stets da, wo sie ihm gerade ein Zufall vor die Feder warf. Die Ergründung der seelischen Motive, deren innige Verflechtung mit der Handlung, das Allgemeinmenschliche der Gemüths- und Herzenstriebe, das sind die Geheimnisse seines tiefgreifenden Wirkens. Die Würdigung der Thaten Shakespeare's muß also, nachdem die philologische Forschung die Vorbedingungen seiner eigenthümlichen Arbeitsweise bloßgelegt hat, ästhetisch und psychologisch zugleich betrachtet, kurzum, sie muß eine echt philosophische sein. Das ist das hohe Ziel Wetz', und es zu verwirklichen ist ihm in dem vorliegenden Theile seiner Untersuchungen, soweit der klar umschriebene Plan es fordert, gelungen. Wetz, bisher (1885) nur mit dem ersten Bande einer Belesenheit und Nachdenken bezeugenden Studie über „Die Anfänge der ernsten bürgerlichen Dichtung des 18. Jahrhunderts“, der besonders „das rührende Drama der Franzosen“ behandelt, hervorgetreten, entpuppt sich hier als äußerst feinfühliger Beobachter der kleinsten dramatischen Züge, der zudem ein glückliches Auge für des Meisters große Griffe und eine tüchtige Bekanntschaft mit dem Erdreiche, dem die Shakespeare'schen Dramen entsprießen, allerorten beweist. Daß er im romanischen Renaissancedrama genau bewandert ist, kommt ihm stetig zugute. So viel vorderhand über diese ungemein bedeutsame Erscheinung, der

eine eingehende Kritik zutheil werden soll, sowie sie (hoffentlich recht bald) abgeschlossen sein wird. Doch sei schon jetzt das Werk auszeichnender Beachtung empfohlen, sowie auf die jedem unnützen Theoretisiren abholde Einleitung „über Begriff und Wesen der vergleichenden Literaturgeschichte“, eine wohlerwogene Darlegung der befolgten Methode, aufmerksam gemacht. Ich verspreche meinerseits, die von Wetz (S. 553), wie von Fischer im Shakespeare-Jahrbuche (S. 131) erwartete Fortsetzung meiner stoffgeschichtlichen Shakespeare-Studien rasch zu fördern.

Wetz betont in den Eingängen seiner Unterabschnitte wiederholt, daß namentlich volle Unbefangenheit den Beurtheiler leiten müsse. Diese unentbehrliche Bedingung verletzen besonders alle Vertheidiger einer ausgesprochen kirchlichen Natur Shakespeare's, die trotz vieler Vorgänger nun der Pfarrer Klöti in Bachs bei Zürich durch ein Heft: „Shakespeare als religiöser Dichter“ (Nr. 5), zu versichern für nöthig erachtet. Es „ist ein erweiterter Conferenzvortrag“ und der Verfasser möchte es auch „in erster Linie allen seinen Amtsbrüdern ans Herz legen“. Shakespeare war kein Orthodoxer, er konnte es nicht sein unter den Eindrücken einer materiell lebenslustigen Umgebung, einer ketzerrichterisch zelotischen Geistlichkeit, einer gegen römisches Autoritätsdogma anstürmenden Weltanschauung. Wenn die Schlüsse verfehlt sind, die man aus etlichen Aeußerungen auftretender Eisen- und Blutgestalten für einen Atheismus des Dichters erbringen wollte, so liegt dies an dem unaufhörlichen Zusammengusse seiner Charaktere und seines eigenen Charakters. Mehr ließe sich schon aus einem sorgfältigen Vergleiche der ernstsittlichen Geistlichen und der Priestercaricaturen gewinnen; aber auch hier trübt die Maske, die die jedesmalige Rolle und der betreffende Handlungsmoment erheischen, einen unvoreingenommenen Entscheid beträchtlich. Sicherlich, und darauf kommt es hier an, lag es ihm gänzlich fern, mit seinen Personen, die Menschen von Fleisch und Blut, von starkem Lebensathem sind, bestimmte religiöse Lehren zu versinnlichen, zu belegen, zu bekräftigen. So erniedrigt ihn Klöti also zum fügsamen Werkzeuge einer einseitig auftrumpfenden kirchlichen Partei. Er deutet im Verlaufe seiner predigtmäßigen Ergüsse auf viele Feinheiten hin, mit denen der Charakterzeichner Shakespeare die Lieblinge seiner Laune ausgestattet hat, und dafür sind wir aufrichtig dankbar. Aber der Grundgedanke ist falsch: Shakespeare bietet keinerlei Handhaben zu der Behauptung, er vertrete „positiv-christliche Weltanschauung“ (S. 4) und sei ein „evangelisch-christlich-religiöser Dichter“ (S. 107). Klöti schiebt dem Dichter unter, was er nicht hat.

Wie außerordentlich nun die bewundernswürdige Vielseitigkeit des englischen Dichters unsere deutsche Poesie angeregt, deren Thespiskarren vorwärtsgeschoben und unsere gesammte Geistescultur befruchtet hat, ward in d. Bl. häufig erwähnt. Zwei vorzügliche Programmabhandlungen, die eine vom hamburger Johanneum, die andere von den technischen Staatslehranstalten in Chemnitz, versuchen (namentlich die erstere), mit Beihülfe neuen Materials, die Ansichten hierüber zu stützen und zu klären. Merschberger's speciellere Arbeit: „Die Anfänge Shakespeare's auf der hamburger Bühne“ (Nr. 6), zeigt einen reichlichen Aufwand philologisch erworbener Einzelheiten. Die Stadt Hamburg, seit Jahrhunderten auch die geistige Führerin Nordwestdeutschlands, hat den Ruhm, auch Shakespeare für die vaterländische Bühne erobert zu haben. Lessing's kurzes, aber unausmerzliches Wirken als Dramaturg hinterließ dem hamburger Theater die Shakespeare-Verehrung als heilige Erbschaft. Und man hat diese angetreten, zuerst wol nur im unvollkommenen Bewußtsein von der stammverwandten Art des genialen Briten, dann aber überwältigt von dem packenden Gemüthsreichthume, der in uns jede Saite germanischen Wesens anklingen läßt. Fr. L. Schröder, mit den Glanznummern des Shakespeare-Repertoirs „seit seiner Jugend vertraut“, steht voran, wenn man die Einführung in Hamburg verfolgen will. Bald werden wir hierüber noch genauer durch den zweiten Band von B. Litzmann's Schröder-Biographie (vgl. Nr. 35 d. Bl.) unterrichtet werden. Auch nach dem, was wir jetzt wissen, verdient Schröder einen dauernden Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst und der Entwickelung unsers heimischen Dramas. Was er z. B. für „Hamlet“ und auch „König Lear“ durch verständnißvolle Bearbeitung und geschickte Sceneneinrichtung gethan hat, bleibt unvergeßlich. Merschberger stellt dies alles mit der Gewißheit authentischen Rückhalts musterhaft dar.

Ebenfalls anziehend ist E. Walther's Aufsatz: „Der Einfluß Shakespeare's auf die Sturm- und Drangperiode unserer Literatur im 18. Jahrhundert“ (Nr. 7), die zweite der obgenannten Beilagen zu Jahresberichten. Leider erlaubt es der beschränkte Raum von 24 Seiten dem kenntnißreichen Verfasser nur, sein Thema im ganzen aus der Vogelschau zu überfliegen. Nichtsdestoweniger streut er zahlreiche feine Bemerkungen über die Einflüsse des englischen Dramas auf die strebenden Zeitgenossen des jungen Goethe ein und beweist in der Abspiegelung der Verhältnisse, unter und in denen jene Feuergeister rangen, ein geschultes literarhistorisches Vorgehen. Anschaulich und anmuthend schildert dieses Morgenroth eines erwachenden Neudeutschland Walther's Gemälde, auf dessen Einzelstriche hier einzugehen versagt bleiben muß. Aus ihm begreifen wir leicht die ewige Geltung Shakespeare's als eines ersten Kunstideals, mag er nun nach sinniger Theorie als niederdeutscher Vetter auf dem von der Elbemündung aus besiedelten Briteneiland (so will es „Rembrandt als Erzieher“) oder als unerreichter Meister einer die Menschheit umschlingenden und versöhnenden Dichtung im Bewußtsein des staunenden Deutschen thronen.

Ludwig Fränkel.

Neuerer Unterhaltungsstoff.

1. Juliane. Roman von Richard Voß. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 3 M.
2. Erinnerungen aus den Tuilerien. Von Mad. A. Carette, geb. Bouvet. Aus dem Französischen frei übertragen von Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem. Erster Band. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1890. 8. 4 M.
3. Richard Wagner. Künstlernovelle von Max Transil. Hamburg, Carly. 1890. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Die Suppe. Ein Stückchen Culturgeschichte von Eduard Maria Schranka. Zweite Auflage. Berlin, Lüstenöder. 1890. 16. 1 M.
5. Dämmerungsstücke. Vier Erzählungen von Oskar Panizza. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 3 M.

Uebermäßige Production lähmt und schwächt das künstlerische Vermögen, das ist an Richard Voß leider ersichtlich. Er, einer unserer bedeutendsten modernen Dichter, dessen Werke sich auf der Höhe seines Schaffens rein abgeklärt hatten und künstlerisch edel ausgestaltet waren, ist in der letzten Zeit dahin gekommen, das „Wie" der Production im Interesse des „Wie viel" zu opfern. In der That hat er einen großen steten Rückschritt gemacht, sowol als Dramatiker, wie als Romandichter. Von „Regula Brand" und „Alexandra" bis „Eva", von „Michael Cibula" und „Daniel der Convertit" bis „Juliane" (Nr. 1) ist ein weiter, ständig abwärts führender Weg — es ist der Weg von der reinen Kunst bis zur leeren Effecthascherei. Die beiden Endpunkte auf dem Gebiete des Dramas und des Romans, „Eva" und „Juliane", bieten so manche Parallele. Wenn in dem neuesten Romane die Verhältnisse auch ganz anders liegen als in der „Eva", so decken sich doch fast die Hauptmomente oder in diesem Falle wol richtiger die Haupteffecte. Der Gedankenreichthum ist geschwunden — die Effecte sind Selbstzweck, sie wachsen nicht nothgedrungen aus der Grundidee heraus, sondern sind willkürlich und lose angeheftet, und das sind Fehler, in die Voß, der wahre Poet, allein durch die Vielschreiberei gerathen ist. Das gilt von „Eva" wie von „Juliane". Doch nun zu letzterm Romane.

„Juliane" ist ein wenig erfreuliches Buch, nicht etwa, weil es in den Nachtseiten wühlt, weil es „zu traurig" und etwas thränenfistelig angehaucht ist, keineswegs, denn gerade diese Nachtseiten bilden die Tugend des Buchs, sondern weil es nicht durchgearbeitet, weil es sprungweise, jäh, mit Vernachlässigung jeglicher Motivirung vorwärtsschreitet. Voß erzählt, daß das und das geschehen, aber nicht warum es geschehen, geschehen mußte. Die innere Nothwendigkeit, das Haupterforderniß eines Kunstwerks, fehlt. Die seelischen Momente sind nur hie und da oberflächlich angedeutet, dabei ist den Naturschilderungen ein allzu breiter Raum gegönnt, Naturschilderungen, die mit dem Inhalte wenig zu thun haben, da das, was Voß schildert, nur in einem ganz unwesentlichen Nebenpunkte das Seelenleben der Heldin berührt. Ja, man fühlt fast eine gewisse Absichtlichkeit heraus, das Nebensächliche satt und breit, oft geradezu ausgequetscht breit, auszumalen und das Hauptsächliche, Entscheidende durchaus zu vernachlässigen. Der Schluß ist bei den Haaren herbeigezogen, nur dem Bedürfnisse nach einer grellen Schlußwirkung entsprossen, die einen zu scharfen Gegensatz zu der backfischtaschentuchfeuchtenden Entsagung in den letzten Sätzen bildet. Dieser ganze Schluß ist vom Standpunkte der Heldin aus, die Voß schildert, eine Unmöglichkeit, weil er nur oberflächlich und nicht wahrhaft motivirt ist. Es fehlt die feinere, innere Begründung, die seelische Entwickelung, die ja oftmals ein jäher, fast unmerkbarer Sprung sein kann, aber doch da sein muß. Das aber ist das Wesen der Kunst, daß sie da, wo sie Häßliches, Abstoßendes schildert, dasselbe ideell durchleuchtet, klar begründet und innerlich wahrscheinlich und nothwendig macht. In der wahren Kunst kann es Effecte geben, aber sie dürfen nicht nur Effecte sein. Mit dem Aufzählen der nackten Thatsachen ist es in der Kunst nicht gethan, zwischen einer Zeitungsnotiz und einem Kunstwerke besteht eben ein gewaltiger Unterschied. Voß hat ihn in diesem Falle vergessen, denn die Idee der That Julianens, das Keimen dieser Idee fehlt. Allerdings ist die Mutterliebe Julianens das Motiv und diese vermag hier den Gattenmord zu entschuldigen. (? D. Red.) Aber mit der Entschuldigung ist noch nicht die innere Nothwendigkeit da.

„Juliane" ist nichtsdestoweniger ein Buch, das man — wenn auch mit Vorsicht — empfehlen kann. Ueber den Wust der landläufigen Schreiberei ragt es denn doch heraus, denn es enthält einen ethischen Kern, der allerdings in der gebotenen Gestalt, in der grenzenlos oberflächlichen Begründung hart an das Unsittliche streift. „Juliane" ist ein Buch nur für verständige Leser, die es vermögen, mit dem Dichter zu empfinden und das, was der Dichter gewollt, aber nicht ausgeführt hat, zu errathen. Es ist übrigens auch möglich, daß in diesem Falle der Künstler Voß mit dem kranken Menschen Voß gekämpft hat. Da ist freilich das Anlegen des kritischen Maßstabes bedenklich; dann würde jedoch dem Verleger des Romans der Vorwurf erwachsen, ein Buch herausgegeben zu haben, das den künstlerischen Namen seines Verfassers nicht auf seiner Höhe erhält.

Frankreich ist das Land der Memoiren: kaum in einem andern Lande steht diese Literaturgattung so in Blüte wie dort, aber auf der andern Seite wird sie auch kaum so oberflächlich gehandhabt und so parteiisch gefärbt, wie in Frankreich. Welch Zwitterding von Wahrheit und Unwahrheit, von historischen Thatsachen und romanhafter Schönfärberei diese Memoiren sind, sieht man aus den „Erinnerungen" der Madame A. Carette, geb. Bouvet, einer frühern Palastdame der Kaiserin Eugenie, die uns Frau von Adlersfeld in deutscher Uebersetzung bietet (Nr. 2). Interessant sind diese Erinnerungen ungemein, wenn auch

nur sehr unter Vorbehalt aufzunehmen. Das Bestreben der Verfasserin, die in sehr enger Verbindung mit den Tuilerien gestanden, den französischen Hof als Pflanzstätte alles Edlen, das französische Kaiserpaar als in jeder Hinsicht hochbedeutend hinzustellen, ehrt sowol die Verfasserin als auch die Geschilderten. In der That werden so manche Charakterzüge des Kaiserpaares von feindlicher Seite übertrieben dargestellt sein, wie sie es hier von freundlicher sind. Das Buch ist anziehend für alle die, welche das innere Leben der Tuilerien kennen lernen wollen, ja, es ist, mit Vorsicht gebraucht, in gewissem Sinne sogar wichtig zur Kenntniß des wahren Wesens des französischen Kaiserpaares. Ein abschließendes Urtheil läßt sich jetzt noch nicht fällen, da der wichtigere zweite Band, der von der Kaiserin Eugenie selbst redigirt worden, noch in Vorbereitung ist. Nach dem Erscheinen dieses Schlußbandes hoffe ich des Nähern auf das Werk zurückzukommen.

Die Uebersetzerin betont im Vorworte, daß sie bemüht gewesen, das Buch in glatter, flüssiger Sprache zu übertragen. Leider ist ihr dies nicht gelungen, die Sprache ist oft gezwungen und schülerhaft, oft unfreiwillig komisch. Ausdrücke wie „unheilbare, junge Mädchen“ oder „er ist jetzt ein großer, stets heiterer Greis“ sind zum mindesten etwas unklar, oder Sätze wie: „Einst hatte ein Kind ihr Leben gekreuzt und sie hatte es früh verloren“, zu ungebräuchlich und gezwungen.

Die Künstlernovelle „Richard Wagner“ von Max Trausil (Nr. 3) ist ein Buch, dem jede Daseinsberechtigung fehlt. Derartige Machwerke dürfte man verbieten, nicht ernste Kunstwerke, die hie und da vielleicht einmal über die Schnur hauen. Ein Werk, das völlig falsche Anschauungen verbreitet, dessen einzelne Scenen jeglicher Wahrheit Hohn sprechen und mit „sensationellen Enthüllungen“, wie der beliebte Ausdruck lautet, spielt, wie das vorliegende, gehört in das Gebiet der schlechten Colportageliteratur. „Poetische Licenz“ kann man einwerfen; nun wohl, diese ist gestattet, aber nicht absolute Fälschung. Und durchaus gefälscht ist das, was Trausil erzählt; die Art und Weise der Darstellung, die Grundidee, der weibliche Reitknecht u. s. w. sind Erfindungen, die nur dazu beitragen können, das Charakterbild des unglücklichen Baiernkönigs, über den die Anschauungen so wie so unklar sind, und das des großen Reformators der deutschen Oper zu verzerren. Welchen Stil übrigens Trausil schreibt, mögen folgende Sätze erhellen:

> Zu gleicher Zeit hörte er Huftritte im Hofe. Da die Diebe in der Schweiz es noch nicht wie in Spanien dahin gebracht haben, ihr Geschäft zu Pferde zu betreiben, konnte um so weniger die Rede von einem Einbruche sein, als er den Schlüssel zum Hofthore in der Tasche hatte.

In der That eine Schlußwirkung von überwältigender Logik! Ein Bild von unvergleichlicher Kühnheit ist auch folgendes:

> Der Zuhörerschaft, der die Thränen in den Augen standen, war es zu Muthe, wie einem erhitzten Bergsteiger, der in eine Gletscherspalte stürzt.

Genug damit. Ich kann nur nochmals wiederholen: ein Buch ohne jede Berechtigung. Schreckt meine Kritik vom Lesen des Buchs zurück, so hat sie ihren Zweck erreicht.

Eduard Maria Schranka ist ein liebenswürdiger Plauderer, das beweist seine vom Verleger sehr hübsch aufgetragene „Suppe“ (Nr. 4), ein lebhaft geschriebener, humoristisch durchsetzter Essay. Es sind die bekannten, um ein Grundthema, in diesem Falle eben die Suppe, sich gruppirenden Feuilletonsprünge von einem zum andern, anregend geschrieben, aber ohne Tiefe. Ob eine derartige Journalarbeit berechtigt ist, als selbständiges Buch aufzutreten, ist eine andere Frage. In einer Sammlung ganz an seinem Platze, dürfte von ihm als Buch das kaum gesagt sein. Jedoch ist auch hier wie überall der Geschmack verschieden. Ich glaube sogar, daß Schranka's „Suppe“ gar oft als Gelegenheitsgeschenk, wozu sich das Büchlein ja auch eignet, benutzt wird — das jedoch hat mit dem Standpunkte, den die literarische Kritik einzunehmen hat, nichts zu thun, und diese muß sagen: als Feuilleton sehr anerkennenswerth, als Buch ohne bleibenden Werth.

Ein seltsames Talent ist Oskar Panizza, dessen „Dämmerungsstücke“ (Nr. 5) mir vorliegen. Das, was mir bislang von ihm bekannt geworden, ein Band Lyrik, ließ auf eine eigenartige Natur schließen, die allerdings mit sich selbst noch nicht ganz im klaren und im Anlehnen an große Muster etwas manierirt ist. Ich fand viel Originelles, aber wenig Originales in seiner Lyrik, in der eine leichte Neigung zum Bizarren zu spüren. Und das ist in höchst gesteigertem Grade auch in seinen Erzählungen der Fall. Es liegt etwas Fremdartiges in ihnen, aber nichts natürlich Urwüchsiges, sondern erzwungen Fremdartiges.

Panizza widmet sein Buch „dem Andenken Edgar Poe's“. Damit ist ein Fingerzeig geboten: Panizza wollte in die Fußstapfen Poe's treten, dachte aber nicht daran, daß, will man ein Poe sein, eine innere Nothwendigkeit dazu, nicht nur ein Wollen vorhanden sein muß. Die wilde Zerrissenheit, die naturalistische Uebersinnlichkeit Poe's war rein individuell, war nichts als ein Ausfluß des unseligen Lebens des großen Amerikaners. Und das, was Poe groß, was Poe zum Dichter macht, die wilde, elementare, fanatische Wahrheit der Unwahrheit, fehlt hier. Zwischen Poe und Panizza ist derselbe Unterschied, wie zwischen einer wilden zerklüfteten Felsgegend und der Wiedergabe derselben vermittelst Decorationen auf dem Theater. Bei Panizza ist alles logisch-klar, alles Uebersinnliche, Mystische mit kalter, fast nüchterner Schlußfolgerung dargestellt. Der Autor fragt sich selbst: wie ist das und das möglich? und beantwortet seine Frage nach allen Regeln der Logik; er vergißt aber dabei, daß selbst die logischste Schlußfolgerung werthlos, wenn die Basis eine falsche. Bis in die kleinsten Einzelheiten hinein zergliedert Panizza das, was er darstellt, er dreht und wendet es nach allen Seiten, erläutert, beweist so haarklein und genau, daß oft schier unüberwindbare Längen, um nicht zu sagen Langweiligkeiten ent-

stehen. Er stellt das, was er schildert, eben selbst als unnatürlich hin, und das ist der Fehler Panizza's. Für Poe ist das Uebersinnliche, was er schildert, völlig thatsächlich; er erklärt nichts, sondern stellt alles so natürlich hin, daß es überhaupt keiner Erklärung bedarf. Die Kürze und Klarheit Poe's, der die unter der Traumschwelle ruhende mystische Seite des Menschen und die daraus hervorwachsenden Eigenheiten völlig glaublich, thatsächlich darstellt, fehlt Panizza. Seine Frage- und Gegenfragemethode hebt die Wirkung des Erzählten auf. Das Uebersinnliche packt nicht, es läßt kalt; wenn die Theilnahme wachgerufen ist, wird sie plötzlich durch einen klären sollenden Einwurf des Verfassers wieder unterdrückt. Und doch ist Panizza ein tüchtiges, starkes, eigenartiges Talent, dem ich Bethätigung auf einem andern vielseitigern Gebiete als dem rein individuellen, übersinnlichen wünschte. Die logische Schärfe und Klarheit ist hier nicht angebracht, der dunkle Schleier, der über diesem geheimnißvollen Etwas ruhen soll, darf nicht gelüftet werden. Nur in der Dunkelheit, nicht in heller Beleuchtung wirken diese Werke. In richtiger Erkenntniß dieses Umstandes hat Panizza seine Geschichten „Dämmerungsstücke" benannt, aber er hätte die Dämmerung Dämmerung sein lassen müssen und sie nicht mit künstlichem Lampenlichte erhellen dürfen. Weil aber Panizza ein wahres Talent, will ich noch auf die einzelnen Geschichten, die von sehr ungleichem Werthe sind, eingehen. Ich meine, daß mit der Erkenntniß seiner Fehler sein schönes Talent sich frei entwickeln wird.

Die oben gerügte helle Beleuchtung macht z. B. „Die Menschenfabrik" völlig unmöglich, da ist doch wahrhaftig alles zu durchsichtig. Man muß schon bedenklich viel Federweißen getrunken haben, wenn man den Ausdruck „Menschenfabrik" für wörtlich nimmt, wenn man beim Betrachten der Porzellanfabrikation und der Niederlagen völlig an die Fabrikation von künstlichen Menschen glaubt und mit dem Aufseher über die Berechtigung derselben streitet: das ist ein großer Fehler. Vor allem muß die Voraussetzung klar und einleuchtend sein, der Leser muß unfehlbar auf den Boden der Voraussetzung versetzt werden — was Poe so meisterhaft verstand; dann erst hat die weitere Entwickelung den Anschein des Natürlichen. So aber muß man den Menschen, der so lebhaft die Menschenfabrikation verdammt, bedauern!

So ist es auch mit „Der Stationsberg". Hier ist die Voraussetzung ebenfalls eine völlig haltlose. Eine in der Nacht gemachte Procession, an jeder der Stationen Halt machend, gibt Anlaß zum Kopfzerbrechen, was das seltsame Gebahren, vor allem der weißen Leute im Häuschen, die einen ans Kreuz schlagen, u. s. w. zu bedeuten. Das ist geradezu ungereimt. Es gibt denn doch keinen vernünftigen Menschen in Europa, der die Darstellung der Leidensgeschichte nicht verstände, dem die Kreuzigung unbekannt wäre. Ich kann nicht umhin, zugleich als Beispiel für die Art Panizza's, die bezügliche Stelle hierherzusetzen:

> Ich war noch damit beschäftigt, mir die Bedeutung dieser merkwürdigen Scene zurechtzulegen, insonderheit mich zu fragen, welches die Rolle sei, die dieser weiße Mann den ganzen Berg herauf gespielt hatte: erst läßt er sich ins Gesicht spucken, dann liegt er stillvergnügt im Schoße einer jungen Frau, darauf hängt er sich an einen Balken und hält Zwiegespräche mit den Schwarzen ab, ob er herabsteigen soll, um sich endlich ins Bett zu legen und von den alten Weibern umarmen zu lassen....

In dieser Erzählung ist dem Leser von der ersten Zeile an alles klar, somit jede Möglichkeit einer Illusion ausgeschlossen. Der Versuch: Handgreifliches in mystisches Licht zu rücken, ist mislungen.

Die größte, nur in gewissem Sinne beste Erzählung des Bandes ist „Eine Mondgeschichte". Wiederum eine ganz seltsame Voraussetzung, hier aber doch nicht von handgreiflicher Klarheit. Der Leser wird in die Sachlage versetzt und in ihr festgehalten. Hier hebt sich die Erzählung nicht selbst auf, wie dies bei den andern der Fall war. Das ist denn auch die am meisten Poe'sche Erzählung des Bandes, die entschiedenes Interesse beanspruchen kann; auch ist hier die Erklärung nicht uninteressant, wenn auch phantastisch.

Uebrigens — ich habe in meinen Werken stets der Thatsache den gehörigen Ausdruck gegeben, bin also gewiß nicht prüde — wozu aber die derb naturalistischen Ausdrücke und Episoden in dieser Erzählung? Das ist in diesem Falle unnöthig, die Derbheiten entspringen keinem innern „Muß", und da, wo sie stehen mußten, hätten sie schärfer betont und im Stile des Ganzen gehalten werden müssen. Die erste Erzählung: „Das Wachsfigurencabinet", bedarf keiner nähern Beleuchtung. Oskar Panizza hat, wie ich schon oben bemerkte, alles Zeug in sich, etwas zu leisten, wenn er sich loslöst von den seinem Talente anhaftenden Schlacken — das hat er in seiner Lyrik bewiesen. Aus diesem Grunde verweilte ich des Längern bei ihm.

Hans von Basedow.

Geschichtliches und Publicistisches.

1. Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert von Berthold Volz. Erste bis vierte Abtheilung. Leipzig, Spamer. 1890. Gr. 8. Jede Abtheilung 1 M.
2. Die Gebietsentwickelung der Einzelstaaten Deutschlands von R. Pape. Minden, Bruns. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Westeuropa kosakisch oder geeint. Die Nothwendigkeit einer französisch-deutschen Versöhnung, dargelegt von C. Köttschau. Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Berthold Volz, Director des Victoria-Gymnasiums in Potsdam, welcher mehrere Jahre lang in der Familie des Kaisers Friedrich Unterricht in der Geschichte ertheilt hat, hat seine „Geschichte Deutschlands im 19. Jahr-

hundert" (Nr. 1), von welcher vier Abtheilungen vorliegen, in dem Sinne bearbeitet, in welchem Kaiser Wilhelm II. den Geschichtsunterricht bei dem Cadettencorps ertheilt wissen will, wenn er in seiner Cabinetsordre sagt: „Der Geschichtsunterricht muß mehr als bisher das Verständniß für die Gegenwart und insbesondere für die Stellung unsers Vaterlandes in derselben vorbereiten. Demzufolge wird die deutsche Geschichte, insbesondere die der neuern und der neuesten Zeit, stärker zu betonen sein." Das Bestreben des Verfassers ist darauf gerichtet, die Zustände Deutschlands am Anfange unsers Jahrhunderts klar darzulegen, die entscheidenden Wendepunkte der deutschen Geschichte und die maßgebenden Persönlichkeiten hervorzuheben, dazwischen auch durch Einzelzüge der Schilderung frischern Reiz zu geben. Das erste Buch, betitelt „Im Banne der Fremdherrschaft (1801—1808)", schildert, mit dem Luneviller Frieden beginnend, mit großer Genauigkeit die erbärmlichen Zustände des alten Deutschen Reichs und den Gegensatz der deutschen Großmächte, aus welchen zwei Voraussetzungen mit Naturnothwendigkeit die Auflösung des Deutschen Reichs und das Unglück der Kriege von 1805 und 1806/7 folgen. Im zweiten Buche, welches die Jahre 1809—1815 umfaßt, behandelt er den „Widerstand der nationalen Eigenart", welche zuerst vereinzelt, dann mit gemeinsamen Waffen für die Fortdauer ihrer Existenz eintritt und den Unterdrücker der Nationalitäten nach schweren Kämpfen zuletzt vernichtet. Das dritte Buch bespricht die deutsche Politik in den „Stillen Zeiten" von 1815—1848, in welchen die Metternich'sche Reaction den Bundestag und ganz Deutschland in unwürdigen Schranken hält, die Auflösung der Burschenschaft erfolgt und die Ausschreitungen des Radicalismus niedergeschlagen werden, während Preußen durch die feste Gestaltung seines Heerwesens und durch seine verständige Handelspolitik (Zollverein) sich allmählich den Rechtstitel schuf, auf dem seine Führerstellung in Deutschland beruht, und mit dem Thronwechsel von 1840 größere Regsamkeit entfaltet und eine freiere Richtung einzuschlagen beginnt. Im vierten Buche kommen die Jahre der Revolution und Reaction (1848—1858) zur Darstellung, und zwar zunächst die „Elemente und Anfänge der revolutionären Bewegung" und die Aufstände in Wien und Berlin, womit die vierte Abtheilung schließt, während zwei weitere Abtheilungen die neueste Geschichte bis zum Tode des Kaisers Wilhelm I. fortführen werden. Die Darstellung des Verfassers ist klar und richtig, was sich besonders in der Beschreibung der Schlachten der Napoleonischen Kriege und in der Schilderung der diplomatischen und staatsrechtlichen Verhältnisse zeigt. Manche Thatsache und manche Aeußerung, die sich sonst in keinem Geschichtsbuche finden, hat er mündlichen Mittheilungen entnommen. S. 270 sollte noch kurz erwähnt werden, daß in der Schlacht bei Kulm nach der Verwundung des Generals Ostermann der Prinz Eugen von Würtemberg den Oberbefehl übernahm und mit Energie und Erfolg führte, und S. 413, daß Prinz Wilhelm von Preußen im März 1848 die ihm von seinem königlichen Bruder und dem Ministerium vorgeschlagene Reise nach England erst dann unternahm, als ihm ein ausdrücklicher und schriftlicher Befehl des Königs vorgelegt wurde. Ob der Verfasser recht hat, wenn er für die Jahre 1808—1813 dem Erscheinen von Goethe's „Faust" mehr Einfluß auf die „Stärkung des Vertrauens zu dem deutschen Volke" zuschreibt als den Schiller'schen Dramen („Schiller ist der Dichter nicht sowol der Freiheit als des Selbstgefühls: er schürte den Haß, aber er wirkte nicht innerlich befreiend"), scheint uns etwas zweifelhaft zu sein.

Der Verfasser der Schrift über „Die Gebietsentwickelung der Einzelstaaten Deutschlands" (Nr. 2), der jüngst verstorbene R. Pape, Oberlehrer am Realgymnasium und Gymnasium zu Hagen in Westfalen, stellt den Satz auf, daß auf den Landerwerbungen der Einzelstaaten, auf der Vergrößerung und Verminderung ihres Gebiets nicht nur wesentlich ihre Macht, die politische Bedeutung, die sie in Fragen der innerdeutschen und der großen europäischen Politik beanspruchen durften, beruhe, sondern daß diese Gebietsentwickelung auch in hervorragendem Maße die Entscheidung der Frage über die Führerschaft in Deutschland mit herbeigeführt habe, nach welcher alle mächtigern Fürstenhäuser gestrebt haben. Wenn er in den Rahmen der deutschen Einzelstaaten auch Oesterreich aufgenommen hat, obgleich es seit 24 Jahren aus dem engern politischen Verbande mit Deutschland ganz ausgeschieden ist, so ist dies geschehen, weil Oesterreich doch allzu lange zu Deutschland gehört, und zwar nicht blos als Glied, sondern als Haupt des deutschen Reichskörpers, und als solches den größten Einfluß sowol auf das Reich, als auf die Einzelstaaten ausgeübt hat. Mit der Schlacht auf dem Marchfelde beginnend, in welcher König Rudolf von Habsburg den Grund zu der österreichisch-habsburgischen Monarchie gelegt hat, erwähnt der Verfasser die mannichfachen Veränderungen in dem Gebietsstande Oesterreichs, die zahlreichen Erwerbungen und die freiwilligen und unfreiwilligen Abtretungen, mit der Erwerbung Bosniens und der Herzegowina schließend. Durch den Erwerb so vieler nichtdeutschen Gebiete war Oesterreich immer mehr aus Deutschland „hinausgewachsen". Nicht die Deutschen, sondern die Slawen, Magyaren und Rumänen hatten die Mehrheit und das Uebergewicht. Oesterreich-Ungarn paßte schon längst nicht mehr zur Führerrolle in Deutschland, konnte aber ein treuer und geschätzter Bundesgenosse desselben sein und als solcher mit Italien die Friedensliga des Dreibundes bilden. Der Verfasser wirft die Frage auf, ob dieses Verhältniß von Dauer sein werde, und glaubt, sie bejahen zu dürfen. Der Fall, daß Preußen die deutsch-österreichischen Provinzen an sich reißen wollte, werde nie eintreten; denn Preußen müßte auch den böhmisch-mährischen Keil dazu nehmen, und „für die 6 Millionen Tschechen bedanken wir uns einfach". Auf Preußen übergehend, sucht der Verfasser nachzuweisen, daß dieses Land immer mehr in

Deutschland hineingewachsen ist, und bei dem Deutschthume seiner Bevölkerung und durch die deutsche Politik seiner Regierungen sich am fähigsten und geeignetsten gezeigt hat, an die Spitze der deutschen Nation sich zu stellen. Der Verfasser erwähnt die Anfänge der Hohenzollern in Brandenburg, die Erwerbungen des Großen Kurfürsten und der vier ersten Könige, die Verkleinerung Preußens durch den Tilsiter Frieden, die ungünstige Gestaltung durch den Wiener Congreß und die Annexionen von 1866, mit welchen der unvergleichliche Kaiser Wilhelm I. die Gebietsentwickelung des preußischen Staats zum Abschlusse gebracht und seinem Reiche eine günstige Abrundung verschafft hat. Von den übrigen deutschen Staaten hebt der Verfasser besonders Baiern hervor, welches durch Ereignisse, die andern Staaten den Untergang oder wenigstens starke Gebietsverluste gebracht haben, durch den Dreißigjährigen Krieg und die Napoleonischen Kriege, der zweitgrößte Staat in Deutschland geworden ist. Der Ausspruch Napoleon's, er wolle Baiern so mächtig machen, daß es allein Oesterreich gewachsen sei, schien sich im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts verwirklichen zu wollen. Nicht weniger als 99 ehemalige Einzelgebiete oder Theile von solchen sind allmählich in Baiern aufgegangen. Als kleinen Verstoß oder als Druckfehler möchten wir es bezeichnen, daß S. 24 Kaiser Maximilian I. als „Urgroßvater" des Kaisers Karl V. erwähnt ist, während er doch, schon nach dem Zusammenhange des Textes, der Großvater desselben war.

Der Verfasser der Broschüre „Westeuropa kosakisch oder geeint" (Nr. 3), C. Köttschau, Oberstlieutenant a. D., bezeichnet eine Versöhnung Frankreichs mit Deutschland geradezu als eine Nothwendigkeit, wenn nicht beide Staaten sich der Gefahr aussetzen wollen, von dem mächtig anschwellenden Rußland, wenn auch erst in fernen Zeiten, verschlungen zu werden. Die Frage, ob ein dauernder französisch-deutscher Ausgleich möglich sei, beantwortet er bejahend, so groß auch die Hindernisse sind, die sich der Verwirklichung eines solchen Gedankens entgegenstellen. Die Sache wäre sehr einfach, wenn entweder Frankreich in gewissenhafter Ausführung des Frankfurter Vertrags ein für allemal auf Elsaß-Lothringen verzichten oder Deutschland in verrückter Großmuth die eroberten Reichslande an Frankreich zurückgeben würde. Sicherlich wäre aber auch dann Frankreich noch nicht zufrieden: der erbleichte Glanz der militärischen Gloire müßte wiederhergestellt werden, der Ruf nach der Rheingrenze würde bald von neuem ertönen. Auch wird es den Franzosen bekanntlich sehr schwer, politische Verhältnisse, zumal solche, welche ihnen ungünstig sind und ihre Eitelkeit verletzen, unparteiisch zu beurtheilen und an die Stelle ihrer phantastischen Anschauungen, Wünsche und Hoffnungen die unverschleierte Wahrheit und die unerbittliche Nothwendigkeit zu setzen. Sie lieben es, die vaterländische Geschichte nicht zu studiren, sondern sich selbst zurechtzumachen, und dabei mit Hartnäckigkeit in dem Gebiete der Legenden zu verweilen. Als solche Legenden bezeichnet der Verfasser die von der Rheingrenze und vom Erbfeinde, die von der Verstümmelung Frankreichs und die vom Schmerzensschreie der Elsaß-Lothringer. Er warnt die Franzosen vor der Gefahr, die ganz Westeuropa von Rußland droht, und erinnert sie an den Ausspruch ihres Nationalhelden, des Kaisers Napoleon I., welcher die Prophezeiung wagte, daß Europa nach hundert Jahren kosakisch sein werde. Der Verfasser ist überzeugt, daß etwa nach einem Jahrhundert die Franzosen und die Deutschen sich wieder zusammenfinden würden entweder in einem neuen Frankenbunde zu gemeinsamer Abwehr moskowitischer Herrschaft oder als Unterthanen der Moskowiter, und sucht die Gründe hierfür in dem Eroberungsgeiste der russischen Massen, in ihrem religiösen Fanatismus und in der alle Schichten der Bevölkerung durchdringenden Idee des Panslawismus.

Auf ein Jahrhundert hinein politische Berechnungen zu machen, dünkt uns trotz Napoleon etwas gewagt. In einem so langen Zeitraume können in einem Lande wie Rußland, dessen Regierung sich selbst so viele Feinde im Innern macht, Ereignisse eintreten, welche auf die Entfaltung der russischen Uebermacht lähmend einwirken. Der Gedanke der Errichtung einer russischen Weltherrschaft hat in dem Streben Napoleon's I. nach Gründung einer französischen Weltherrschaft einen warnenden Vorgang. An die Möglichkeit eines neuen Frankenbundes können wir, angesichts der in Frankreich herrschenden Stimmungen, niemals glauben; dort wird die Besiegung Deutschlands gewünscht und unermeßliche Hoffnung an das russisch-französische Kriegsbündniß geknüpft, welchem übrigens nicht blos der Dreibund, sondern noch andere, nicht weniger bedrohte Mächte mit ihrer ganzen Macht entgegentreten würden. Das eben ist es, was den Ausbruch des gefürchteten europäischen Kriegs hinausschiebt: so kriegslustig auch die Gegner sein mögen, keiner von ihnen weiß, ob er den künftigen Friedensvertrag als Sieger oder als Besiegter zu unterschreiben hat. Wilhelm Müller.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Bibliothèque universelle" bespricht in ihrer Augustnummer H. Mielke's Buch: „Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts". Es wird anerkannt, daß der Verfasser sich bemüht habe, die verschiedenen Richtungen der deutschen Literatur auf dem Gebiete des Romans klar vorzuführen. Doch fügt der Referent hinzu: „Die Gelehrten werden ohne Zweifel finden, daß Herr Mielke seine Aufzählungen nicht weit genug ausgedehnt hat. Die Laien dagegen finden hier so viele ihnen unbekannte Namen, daß sie fragen, ob sich der Verfasser nicht hätte mehr beschränken können." Ueber Ossip Schubin's Roman „Bludička" heißt es: „Es finden

sich darin Sittenschilderungen, lebhaft aufgefaßt und mit Feinheit wiedergegeben, aber in diesen Erzählungen vom Lande fehlt es ganz besonders an Natürlichkeit." In Hans Hopfen's „Neue Geschichten des Majors" wird die zu wenig ideale Darstellung der Frauencharaktere getadelt. Ein Nachruf an Gottfried Keller nennt den Verstorbenen „den sicher größten zeitgenössischen Dichter der deutschen Schweiz, ja vielleicht des ganzen Landes deutscher Zunge".

Das Septemberheft derselben Zeitschrift sagt gelegentlich des Todes Eduard von Bauernfeld's: „Er trug dazu bei, das Lustspiel durch einen jugendlichen und frischen Hauch zu beleben. «Bürgerlich und Romantisch» und «Aus der Gesellschaft» erinnern an Molière in Bezug auf die äußerlichste Gabe des Geistes desselben, den Wortwitz, aber die Tiefe des Gedankens geht ihm ab. Molière gehört durch manche Eigenheiten allen Zeiten an; Bauernfeld hat zwar die seinige recht gut verstanden, aber darüber hinaus reicht sein Geist nicht." Auch des Todes des Jugendschriftstellers Ferdinand Schmidt wird gedacht; seine Schriften werden als „ein mächtiges Hülfsmittel der Volkserziehung" bezeichnet.

— Die „Revue des deux Mondes" vom 1. September enthält einen Aufsatz von Lévy-Bruhl über „Die ersten deutschen Romantiker". Die Darstellung schließt sich im wesentlichen an R. Haym's bekanntes Werk: „Die romantische Schule", an. Ueber dieses urtheilt der Verfasser wie folgt: „Herr Rudolf Haym hat in einer meisterhaften Studie und mit unendlicher Geduld die Geschichte der romantischen Schule geschrieben. Er hat ihre ersten Anfänge aufgesucht, er hat ihre Entwickelung verfolgt, und zwar mit einem Reichthum von Belehrung und mit einer Sicherheit der Methode, wie wir sie schon in seiner Biographie Herder's bewundert haben." Neben Haym zieht Lévy-Bruhl zur Vervollständigung des von diesem gebotenen Materials noch die seitdem (1882) erschienene Ausgabe von Friedrich Schlegel's „Prosaischen Jugendschriften" von Jakob Minor, sowie die von O. Walzel besorgte Veröffentlichung der Briefe F. Schlegel's an seinen Bruder August Wilhelm zur Vergleichung herbei: „Die literarischen Pläne der beiden Brüder . . . gehen in diesem umfangreichen Briefwechsel fast sämmtlich an unsern Augen vorüber. Mancher dunkle Punkt ihres Werks und manches Räthsel ihres Charakters findet darin eine Erklärung."

Dasselbe Heft berichtet in einem Artikel: „Frankreich und die Franzosen, im Auslande beurtheilt", eingehend über Karl Hillebrand's Buch: „Frankreich und die Franzosen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts".

— In der „Revue Bleue" vom 6. September bespricht Edouard Simon H. von Sybel's „Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I." und gibt davon eine Inhaltsangabe. „Es ist nicht die am wenigsten anziehende Seite dieses Werks, daß es als Verfasser einen ehemaligen Gegner der Politik Bismarck's hat." Im übrigen „verändert es in keinem Punkte die Physiognomie, unter welcher bisher die Ereignisse von 1861 bis 1866 gesehen wurden, und es bestätigt das Urtheil, das nicht unmittelbar betheiligte Staatsmänner und politische Schriftsteller darüber gefällt haben".

— „The Athenaeum" vom 16. August gedenkt des Todes Eduard von Bauernfeld's: „Seine Stücke zeichnen sich durch einen zierlichen und witzigen Dialog aus, aber es fehlt ihnen an spannenden dramatischen Situationen."

In der Nummer vom 13. September heißt es über Gustav zu Putlitz: „In ihm hat Deutschland einen Schriftsteller von bedeutendem Verdienste verloren, der sich als Novellist, Dichter und Dramatiker auszeichnete."

— „The Graphic" vom 21. Juli berichtet: „Eine ganz vortreffliche und werthvolle Bereicherung der englischen Reiseliteratur ist Dr. Wilhelm Junker's Werk: «Reisen in Afrika während der Jahre 1875—1878» (London, Chapman and Hall), aus dem Deutschen übersetzt von A. H. Keane, F. R. G. S. Dr. Junker's Forschungen sollen, wie Mr. Keane uns mittheilt, als Fortsetzung der seines Landsmannes Dr. Schweinfurth betrachtet werden, die 1870 mit der Entdeckung des Uelle abschlossen. Thatsächlich war ein Hauptgegenstand seiner letzten Züge die Bestimmung des Laufs des großen Stroms, den Schweinfurth für einen Zufluß des Tsadsees hielt. . . . Mr. Keane bemerkt mit Recht: «Diese Heldenthaten, ausgeführt ohne ein Zeichen von Anstrengung und ohne einen einzigen gewaltsamen Todesfall, stellen Dr. Junker's Namen hoch in der ruhmwürdigen Musterreihe von Afrikareisenden.» Eine gewisse trübe Theilnahme ziehen des Doctors Schilderungen von Tokar, Khartum, Kassala und den übrigen Gegenden auf sich, die so lange von der Woge des Mahdismus überflutet sind. Abgesehen von seinem Werthe als Bericht von einer Entdeckungsfahrt, ist dieser Band unterhaltend infolge der Eigenart und stilistischen Wiedergabe einer scharfen Beobachtung fremder Menschen und Dinge. Alles das wird uns durch eine Fülle ausgezeichneter Abbildungen nahe gebracht, während wir vermittels einer ausführlichen Wegekarte in den Stand gesetzt werden, die Ausdehnung von Dr. Junker's Reisen genau zu verfolgen."

— „The Illustrated London News" vom 23. August enthalten einen kurzen mit einem Bilde gezierten Nachruf auf Eduard von Bauernfeld: „Ein deutscher Lyriker und Dramatiker, dessen kleinere Erzeugnisse lange Zeit in Wien dasselbe Maß von Volksthümlichkeit genossen, das Béranger in Paris gewann, und der auch Lustspiele höhern Schlags, sowie Schauspiele ernster Richtung für das Hofburgtheater schuf, ist im Alter von 88 Jahren gestorben. Zu seinen besten dramatischen Leistungen gehören: „Ein deutscher Krieger", „Der neue Mensch", „Der kategorische Imperativ" und „Moderne Jugend". (Warum fehlt „Bürgerlich und Romantisch" und „Die Bekenntnisse"?)

— Das Septemberheft der „Fortnightly Review" enthält einen äußerst anziehenden Brief eines Dr. Weißenborn vom 28. März 1832, der zur Zeit von Goethe's Tod in Weimar lebte. Der genaue Kenner und feinsinnige Beurtheiler deutschen Schriftthums, Professor Edward Dowden in Dublin, begleitet den Abdruck mit einem vortrefflichen Bericht über Goethe's letzte Tage.

Bibliographie.

Breyer, A., Der Einsiedler vom schwarzen Kreuz. Roman. 1. bis 12. Hft. Neusalza, Oeser. Gr. 8. à 10 Pf.

Deutsch, E., Studien und Skizzen aus der französischen Hauptstadt. Dresden, Pierson. 8. 75 Pf.

Esselborn, J., Die Rose, der Blumen Königin. Ursprung, Sagen, Legenden, Volksglauben, Poesie, Geschichte, Verwertung &c., nebst einem Anhang: Die See- und die Alpenrose. Gesammelt und bearbeitet. Kaiserslautern, Kayser. 8. 1 M. 30 Pf.

Georg, K., Soziale Hygiene. Berlin, Fried u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Martin, Helena Faucit, Ophelia und Porzia. Zwei Shakespeare'sche Frauen-Charaktere. Nach Briefen ins Deutsche übertragen von K. Lentzner. Leipzig, Reisland. Lex.-8. 1 M. 60 Pf.

Oldenberg, K., Studien zur rheinisch-westfälischen Bergarbeiterbewegung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Otto, A., Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Römer. Gesammelt und erklärt. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 10 M.

Pascal, Das sexuelle Problem in der modernen Litteratur. Ein Beitrag zur Psychologie der modernen Litteratur und Gesellschaft. Berlin, Sallis Verl. Gr. 8. 1 M.

Rosengarten, J. G., Der deutsche Soldat in den Kriegen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Uebersetzt von E. Grosse. Kassel, Kay. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Ruppert, J., Das sociale System Bazard's. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte des Socialismus. Würzburg, Bucher. Gr. 8. 60 Pf.

Ein Schritt zur Lösung der sozialen Frage durch die Gründung einer deutsch-sozialen Partei. Von einem Arbeitgeber. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 40 Pf.

Teicher, F., Das königlich bayerische Kadetten-Korps von der Gründung bis zur Gegenwart. München, Th. Ackermann. 1889. Gr. 8. 4 M.

Weinstein, C., Von Süd-Afrika und seinen Goldfeldern. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 1 M.

Wie wir uns fanden! Verlobungs- und Hochzeitsgeschichten, herausgegeben von der Redaktion des Schweizerischen Familien-Wochenblattes in Zürich. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Orient und Occident

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

3 Bände in Oktav.

Erster Band: **Medschnun und Leila.** Orientalischer Liebesroman von Dschami. 224 Seiten. Preis geheftet M. 3. — In geschmackvollem Einband M. 4.

Zweiter Band: **Camoëns.** Erzählendes Gedicht in zehn Gesängen von J. B. **Almeida Garret.** 188 Seiten. Preis geheftet M. 3. — In geschmackvollem Einband M. 4.

Dritter Band: **Raghuvansa.** Ein indisches erzählendes Gedicht von **Kalidasa.** 174 Seiten. Preis geheftet M. 3. — In geschmackvollem Einband M. 4.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.** 14. Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M. 50 Pf.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade“ das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist.

Lipsia-Häkel-Wolle

(Qualität, Bezeichnung und Aufmachung gesetzlich geschützt)

Vorzügliche Neuheit für Damenhandarbeiten!

Vorräthig in allen renommirten Tapisserie- und Garnhandlungen!

empfiehlt

Sächsische Wollgarnfabrik, vormals **Tittel & Krüger**

Kammgarn-Spinnerei, Färberei, Tapisserie-Manufactur, Plagwitz-Leipzig.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe. — Im **9ten** Versandjahre **1889** wurden verschickt:

803 412 Flaschen.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franko.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle, Salzbrunn.“

Haupt-Niederlage der Kronenquelle in New York bei P. Scherer & Co., 11. Barclay Street.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz.

Siebente Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Urvasi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch

von

Friedrich Bodenstedt.

Volks-Ausgabe. 15. Aufl. Geb. 2 M.
Miniatur-Ausgabe. 14. Auflage. Geb. m. G. 4 M. 50 Pf.
Octav-Ausgabe. 13. Aufl. Geb. m. G. 6 M.
Pracht-Ausgabe. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche

von

Friedrich Bodenstedt.

3. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund

nach Sinn und Ursprung erläutert.

Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte

von

Wilhelm Borchardt.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Ein Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten“.

Chocolade Hartwig & Vogel Dresden und Cacao

Sorgfältigste Auswahl der **Cacaobohnen** und ein in allen **Stücken** vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der **Chocoladen** und **Cacaos** von **Hartwig & Vogel**, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 23. October 1890.

Romane und Erzählungen.

1. Der reiche Bräutigam. Roman von A. Th. Pissemski. Aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Janke. 1890. 8. 2 M.
2. Hohe Herrschaften. Roman von A. Th. Pissemski. Aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Janke. 1890. 8. 2 M.
3. Schatten. Roman von Doris Freiin von Spättgen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1890. 8. 4 M.
4. Der Fechtbruder. Erzählung von L. Haidheim. Berlin, Janke. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Wer mit den Schriften unserer neuern deutschen Realisten einigermaßen vertraut ist, der wird sich erinnern, daß in ihnen keine Klage häufiger wiederkehrt als die über die Zurücksetzung der deutschen Kunstwerke zu Gunsten derjenigen fremden Ursprungs. Wir geben die Thatsache zu, aber wir finden sie im Gegensatze zu den Klage Führenden leicht erklärlich. Der Grund für die geringere Beliebtheit der deutschen Realisten im Publikum besteht einfach in ihrer geringern Leistungsfähigkeit, keineswegs, wie sie sich einreden wollen, in der ungerechtfertigten Vorliebe der Deutschen für ausländische Producte. So großartige Leistungen unsere ältere deutsche Literatur auf dem Gebiete des Romans aufzuweisen hat, von Goethe's „Wilhelm Meister" an bis zu Freytag's „Soll und Haben", so wenig können sich Conradi's oder Alberti's Schöpfungen mit den Werken eines Zola oder eines Turgenjew, Dostojewski, Tolstoi und anderer russischer Realisten messen.

An diesen Sachverhalt, der durch die Selbstanpreisungen der Verfasser, wie sie in jenem Kreise beliebt sind, nicht aus der Welt geschafft wird, werden wir bei der Lektüre der beiden oben angeführten Romane von Pissemski (Nr. 1 und 2) wieder auf das lebhafteste erinnert. Beide Romane dürfen wir als Muster realistischer Schilderung hinstellen und begrüßen deshalb ihre Uebertragung ins Deutsche durch L. A. Hauff auf das freudigste. Pissemski versteht es, wie Hauff in der Einleitung zu den „Hohen Herrschaften" treffend bemerkt,

> das Leben und die menschlichen Charaktere mit schonungsloser Wahrheit und mit der Unparteilichkeit eines photographischen Apparates zu schildern. Er überläßt es dem Leser selbst, Gute und Böse zu unterscheiden und sich eine Meinung über die von ihm dargestellten Vorgänge und Gestalten zu bilden, ohne einen Versuch zu machen, sie durch das Pathos der Entrüstung oder durch den Ton der Satire zu beeinflussen.

Dem letztern Theile dieser Bemerkung möchten wir nicht unumwunden beipflichten. Gerade in den beiden uns zur Besprechung vorliegenden Werken Pissemski's finden wir durchgehends einen satirischen Zug, der zum Theile durch den Gegenstand geboten erscheint, niemals freilich so stark hervortritt, daß dadurch die Wahrheit der Charakterzeichnung leidet. Auf diese aber kommt es dem Dichter am meisten an. Die Composition seiner Romane ist höchst einfach, die Handlung in manchen sogar dürftig zu nennen. Um so deutlicher tritt uns der Charakter aller in die Erzählung verflochtenen Personen vor Augen. Ihr äußeres und inneres Wesen wird bis ins Einzelste hinein klar gelegt und so scharf von den verschiedensten Seiten beleuchtet, daß uns auch nicht der geringste Zweifel über die psychologische Nothwendigkeit ihrer Handlungen übrig bleibt. Das Bild, das Pissemski von dem Leben und Treiben der russischen Gesellschaft in den kleinern Landstädten und auf den Gütern des niedern Adels entwirft, ist allerdings nicht erfreulich. Aber die Treue seiner Beobachtung, die Unerbittlichkeit seiner Aussagen und nicht am wenigsten sein Erzählertalent ziehen uns mächtig an und lassen ihn als einen Künstler von großer Begabung erscheinen.

Dieses Lob findet namentlich auf den Roman „Der reiche Bräutigam" Anwendung. Er ist bereits im Jahre

1852 erschienen und gelangt daher erst ziemlich spät durch Hauff's Uebersetzung zur Kenntniß deutscher Leser. Der Held der Erzählung ist ein reicher Gutsbesitzer aus Dementjew, Namens Stepan Gerassimitsch Salnikow, der auch, da ihn seine Mutter und Bekannten so zu nennen pflegen, unter dem Namen Stepotschka auftritt. Sein Charakter zeigt mehr abstoßende als anziehende Eigenschaften: Obwol er der Sohn einer Mutter ist, die einen Landbesitz mit sechshundert Seelen ihr eigen nennt, ist er doch ungemein geizig, ein Fehler, der ihm jedoch als mütterliches Erbtheil nicht zu hoch angerechnet werden darf. Trotz ihres Geizes hat ihm die Mutter eine gute Erziehung zutheil werden lassen wollen, indem sie ihn auf das Gymnasium und, als er da wegen Mangels an Begabung nicht fortkam, nach Petersburg schickte, wo er mit Hülfe eines einflußreichen Onkels eine glänzende Beamtenlaufbahn einschlagen sollte. Da ihm auch bei diesem Vorhaben seine Beschränktheit hinderlich ist, kehrt er auf das Land zu seiner Mutter zurück und entwickelt wenigstens in wirthschaftlicher Hinsicht, wenn es sich um die Vermehrung seines Besitzes handelt, anerkennenswerthe Klugheit. Als er neunundzwanzig Jahre alt geworden ist, sendet ihn die Mutter in die benachbarte Kreisstadt, wo er sich eine reiche Frau aussuchen soll, deren Erlangung ihm als dem reichsten Freier im Gouvernement nach ihrer Meinung nicht schwer fallen kann. Indessen geht die Sache doch nicht so leicht und glatt, wie die Mutter meint. Salnikow ist ein zu großer Tölpel, als daß er bei den Damen Glück haben könnte. Seine bäuerlichen Manieren, seine körperliche Ungeschicklichkeit, sein Mangel an Takt, seine Unwissenheit erregen überall, wo er hinkommt, Spott und Hohn, den er aber in seiner Selbstgefälligkeit nicht zu bemerken scheint. Dabei ist er nichts weniger als hübsch:

> Seine Haare hatten eine unbestimmte Schmuzfarbe, das Gesicht zeigte gar keinen Ausdruck, die Aeuglein waren außerordentlich klein, auf seinem auffallend rothen Gesicht zeichneten sich blaue Adern unangenehm ab.

Natürlich versteht er es nicht, sein unvortheilhaftes Aeußere durch gewählte Kleidung zu verbergen; denn soviel Werth er auch auf seine Erscheinung legt und so gern er sich mit goldenen Ringen und andern Schmucksachen behängt, so wenig kommt ihm die Unschönheit und Lächerlichkeit seiner altmodischen Tracht zum Bewußtsein. Kurzum, er ist die reine Vogelscheuche und besitzt nichts, was ein weibliches Gemüth anziehen kann. Sein Reichthum gewinnt ihm jedoch die Zuneigung Alexej Sergejitsch Uchmirew's, eines Emporkömmlings, der mit Hülfe der Einnahmen seiner begüterten Frau das größte Haus in der Kreisstadt macht und fast allabendlich Gesellschaft bei sich sieht. Für Salnikow hat der Aufenthalt bei Uchmirew noch eine besondere Anziehungskraft, weil dort eine Verwandte der Frau Uchmirew, das Fräulein Wera Pawlowna Jensajew, lebt, deren Schönheit ihn so gefangen nimmt, daß er beschließt, um ihre Hand anzuhalten, obwol er weiß, daß Wera ohne Vermögen ist. Er tröstet sich damit, daß nach der allgemeinen Ansicht Uchmirew seine Verwandte reichlich ausstatten werde, und läßt sich weder durch die Warnungen seiner Mutter, noch durch die sichtlich zur Schau getragene Abneigung Wera's in seinem Vorhaben stören, das übrigens von Uchmirew selbst unterstützt wird.

Wera hegt ihrerseits lebhaftes Interesse für einen jungen, finanziell heruntergekommenen Gutsbesitzer, Namens Schamilow, der von dem Dichter als Gegenbild zu Salnikow erfunden ist. Wenn Salnikow beschränkt erscheint, so verräth Schamilow reiche Begabung und Interesse für alle Fragen der Wissenschaft und Kunst. Er ist trotz seiner unangenehmen Blasirtheit ein gewandter Weltmensch, der Unerfahrene zu blenden versteht und durch seine künstlerischen Pläne und poetischen Einfälle Wera's Antheil gewinnt. Aber während Salnikow bei aller Einfalt festen Willen und Beharrlichkeit verräth und trotz seines Geizes gelegentliche Anwandlungen von Gutmüthigkeit an den Tag legt, ist Schamilow völlig charakterlos, egoistisch, oberflächlich und ohne Thatkraft. Wera sieht diese übeln Eigenschaften ihres Geliebten erst ein, als es zu spät ist. Schamilow verläßt sie treulos, angeblich, um in Petersburg sich eine Stellung zu suchen. Wera, schon vorher leidend, erkrankt an einer Brustentzündung und willigt, um ihren Onkel und ihre Tante, die durch Verschwendung um ihr ganzes Vermögen gekommen sind, zu retten, noch auf dem Todtenbette ein, die Frau Salnikow's zu werden, der seine erste Liebe nicht vergessen hat, obwol er sich inzwischen mit einem andern Mädchen verlobt hat. Noch ehe die Hochzeit gefeiert werden kann, stirbt Wera, nachdem sie Salnikow die Fürsorge für ihre Verwandten ans Herz gelegt hat. Salnikow erfüllt das ihr gegebene Versprechen treulich und verzichtet nach den gemachten Erfahrungen auf jede Heirath, während Schamilow sich mit einer frühern Freundin, Katharina Petrowna, einem Weibe von gemeinster Gesinnung, vermählt, die über eheliche Treue die seltsamsten Begriffe hat und ihren charakterlosen Mann mit verdienter Misachtung behandelt.

Wenn in dem Romane „Der reiche Bräutigam" Salnikow im Mittelpunkte des Interesses steht, so ist in der nach Anlage und Darstellung nahe mit ihm verwandten Erzählung „Hohe Herrschaften" eine unglückliche Frau, Namens Anna Pawlowna Manowski, die Hauptperson. Sie ist gegen ihren Willen, durch ungünstige materielle Verhältnisse und den Wunsch ihres Vaters bestimmt, die Gemahlin des reichen Gutsbesitzers Michail Jegoritsch Manowski geworden, der sie als roher Mensch schmählich behandelt, weil er sie für reich gehalten hat und seine Enttäuschung über das Gegentheil nicht verwinden kann. Zu ihrem Unglücke begegnet Anna Pawlowna in der Gesellschaft ihrem ersten Geliebten Eltschaninow, auf den sie, um den Wunsch ihres Vaters zu erfüllen, einst verzichtet hat. Sie bewilligt ihm eine Zusammenkunft und flüchtet schließlich vor den Mishandlungen ihres Gatten zu ihm auf sein Gut. Aber Eltschaninow ist wie Schami-

low im „Reichen Bräutigam" finanziell zu Grunde gerichtet und sieht sich daher genöthigt, die Protection des einflußreichen Grafen Jury Petrowitsch Sapjega, eines alten Wüstlings, in Anspruch zu nehmen in der Hoffnung, durch seine Vermittelung Beschäftigung im Staatsdienste zu erhalten. Der Graf zeigt sich zu seiner Unterstützung bereit, weil er auf diese Weise Eltschaninow los zu werden wünscht und Anna Pawlowna als willkommene Beute zum Lohne zu erhalten gedenkt. Noch ehe jedoch Eltschaninow nach Petersburg abreisen kann, empfängt Anna Pawlowna durch ihren Mann die Nachricht vom Tode ihres Vaters, der aus Gram über die Schande seiner Tochter gestorben ist. Der Zustand der ohnehin schon schwer leidenden Frau, die von Tag zu Tag mehr einsieht, daß Eltschaninow sie nicht mehr liebt und daß sie ihm unbequem geworden ist, verschlechtert sich seitdem zusehends. Eines Tags erscheint ihr Gatte Manowski auf dem Gute Eltschaninow's, um unter Zuziehung von Gerichtspersonen Haussuchung nach dem Verbleibe seiner Frau zu halten. Eltschaninow tritt ihm zuerst großsprecherisch entgegen, verliert aber angesichts der ihm drohenden Gefahr vollständig den Kopf und verwünscht seine ehemalige Geliebte, welche durch die Umsicht Saweli's, eines ganz unbemittelten Edelmanns und Freundes Eltschaninow's, der ihr mit großer Anhänglichkeit zugethan ist, vor den Nachstellungen Manowski's gerettet wird. In seiner Noth fährt Eltschaninow zu dem Grafen, um ihn um Schutz für Anna Pawlowna zu bitten. Beim Grafen findet bei seiner Ankunft gerade Ball statt, bei welchem Kleopatra Nikolajewna Mawrow, eine kokette Witwe, der Eltschaninow eine Zeit lang den Hof gemacht hat, als Ehrendame fungirt. Eltschaninow ist schwach genug, sich aufs neue von der Dame fesseln zu lassen und darüber die vergeblich seiner harrende Anna Pawlowna zu vergessen. Uebrigens erreicht er seinen Zweck. Der Graf, der froh ist, ihn los zu werden, streckt ihm das Geld zur Reise nach Petersburg vor und verspricht, den Schutz von Manowski's Gattin zu übernehmen. Unter dem Vorwande, sein Gut Anna Pawlowna schenken zu wollen und so am besten für ihre Sicherheit zu sorgen, da sie als Herrin auf ihrem Besitzthume nicht angegriffen werden darf, reist Eltschaninow ab und läßt die unglückliche Frau, ihrer selbst nicht mächtig, in wilder Verzweiflung zurück. Der treue Saweli übernimmt die Fürsorge für die Todkranke und begleitet sie auch auf das Gut des Grafen, wohin sie dieser überführt, um ihr angeblich bessere Pflege angedeihen zu lassen. Als die Kranke erwacht und durch Saweli erfährt, daß sie im Hause des Grafen ist, wünscht sie sofort wieder aufzubrechen, da sie dem Grafen nach frühern Vorkommnissen keine guten Absichten zutraut. Und in der That irrt sie sich in diesem Punkte nicht. In einer Nacht, in der Saweli sie verlassen hat, um sich die längst entbehrte Ruhe zu gönnen, betritt der Graf ihr Schlafzimmer, um ihr die falsche Nachricht vom Tode Eltschaninow's zu bringen. Da diese Botschaft aber nicht die gewünschte Wirkung auf die Kranke hat, theilt er ihr mit, daß ihr Geliebter treulos geworden sei. Ein lauter Aufschrei Anna Pawlowna's, der dem Grafen durch Mark und Bein geht, macht ihn erbeben; er verläßt das Zimmer und reist in seiner Erregung noch dieselbe Nacht nach Petersburg ab. Anna Pawlowna aber, die bei der Unglückskunde wahnsinnig geworden ist, wird von Saweli in sein eigenes Häuschen gebracht und stirbt dort in seinen Armen. Nach der Beerdigung tritt Saweli in die Armee ein, während der inzwischen von einem Schlaganfalle betroffene und zum Bewußtsein seines Unrechts gelangte Manowski auf seinem Schmerzenslager laut um den Verlust seiner Frau klagt und Eltschaninow elend sein Leben als Schriftsteller fristen muß. Schon aus dieser kurzen Darlegung des Inhalts, welche jedoch nur die Schicksale der Hauptpersonen berührt und die der Nebenfiguren unberücksichtigt läßt, dürfte es sich ergeben, daß die „Hohen Herrschaften" Pissemski's vielmehr romanartig im gewöhnlichen Sinne des Wortes gehalten sind als „Der reiche Bräutigam". Das traurige Los der unglücklichen Anna Pawlowna, die sich blindlings auf die Hochherzigkeit des elenden Eltschaninow verläßt und ihren Untergang ihrer Leichtgläubigkeit zu verdanken hat, nimmt den Antheil des Lesers so sehr in Anspruch, daß er mit Spannung der endlichen Lösung entgegensieht und dabei leicht die vom Verfasser aufgewendete Kunst in der Charakterzeichnung übersieht. Trotzdem steht sie auch in diesem Romane auf seltener Höhe, wenn auch vielleicht nicht ganz so hoch, wie im „Reichen Bräutigam". Will man daher das gegenseitige Werthverhältniß der beiden Werke in eine kurze Formel bringen, so kann man sagen, daß im „Reichen Bräutigam" der Charakterzeichner Pissemski, in den „Hohen Herrschaften" der Erzähler am meisten zur Geltung kommt.

Die Uebersetzung L. A. Hauff's, die wir an dem Originale nicht messen können, liest sich angenehm. Sie ist gut geschrieben und erinnert nur in gewissen, leicht zu vermeidenden Wendungen und Wortstellungen, wie „ich liebe sehr die Blumen", daran, daß wir es nicht mit dem Originale, sondern mit einer Uebertragung zu thun haben.

Nimmt man nach Pissemski's Erzählungen den Roman „Schatten" der Freiin Doris von Spättgen (Nr. 3) zur Hand, so fühlt man recht den Unterschied, der zwischen der Arbeit eines reifen, welterfahrenen und scharf beobachtenden Mannes und dem Werke einer Dame besteht, die sich ihr Problem mühsam ausklügelt und es dann mit den ihr geläufigen Kunstmitteln in Scene setzt und so lang wie möglich ausspinnt. Gleichwol wollen wir über die Leistung der Dame nicht so wegwerfend urtheilen, wie dies in der „Gesellschaft" von einem Anhänger der neuern deutschen Realisten geschehen ist. Der Roman „Schatten" verdient schon deshalb mit Achtung genannt zu werden, weil er einen ernsten, der dichterischen Betrachtung durchaus angemessenen Gegenstand nicht ohne Geschick, wenn auch etwas zu breit behandelt. Der Schatten, der sich über das Schicksal der Heldin gelagert hat und es eine Zeit lang ganz zu verdüstern droht, ist der Verdacht erblichen

Wahnsinns. Schon von Jugend auf ruht er auf Adrienne, der Tochter des Geheimraths von Schütz aus seiner zweiten Ehe mit einer im Wahnsinn verstorbenen Frau, da das Mädchen ungemein reizbar und eigenwillig auftritt und obendrein an der Mondsucht leidet. Der ängstliche Vater und seine beiden Töchter aus erster Ehe, die in ihrer Gutmüthigkeit nicht im Stande sind, mit dem kleinen Trotzkopfe fertig zu werden, übergeben sie dem Director einer Nervenheilanstalt in Nizza zur Erziehung, der sie nach mehr als zweijähriger Beobachtung entläßt, völlig überzeugt, daß die Besorgnisse ihrer Familie unbegründet seien. Trotzdem bleibt der Verdacht auf Adrienne ruhen, auch dann noch, als sie die Gattin des Oberförsters von Glüzow wird. Sie selbst weiß zwar nichts davon, da jedermann es vermeidet, ihr das traurige Verhängniß ihrer Mutter zu erzählen, geschweige denn es ihr anzudeuten wagt, welcher Zukunft sie selbst entgegensieht. Der Vater und die Geschwister schweigen sich jedoch auch ihrem neuen Verwandten gegenüber über den Grund ihrer Befürchtungen aus. Herr von Glüzow erfährt ihn erst nach der Verheirathung durch seine Tante von Schollwitz, die sich durch diese Mittheilung an ihm rächen will, weil er Adrienne ihrer Tochter Sylvia vorgezogen hat. Merkwürdigerweise verliert Glüzow, der uns sonst als eine männliche, besonnene Natur geschildert wird, bei der Mittheilung der Tante vollständig den Kopf. Auch er glaubt nun jede Laune und Eigenwilligkeit seiner jungen Frau für einen Beweis beginnender Geistesstörung ansehen zu müssen und beruft den berühmten Psychiater Dr. Willhagen zur Beobachtung seiner Frau in sein Haus, indem er ihn als einen alten, Erholung suchenden Freund bei sich einführt. Aber auch der Doctor wird aus dem vermeintlichen Schatten nicht klug; dagegen geräth Adrienne durch das sonderbare, zurückhaltende Benehmen ihres Gatten, das sie sich nicht erklären kann, in die größte innere Aufregung und belauscht dann auf einem Balle ein Gespräch dritter Personen, aus dem sie erkennt, welcher Verdacht auf ihr lastet und weshalb Dr. Willhagen in ihrem Hause lebt. Sobald sie das Geheimniß erfahren, steht ihr Entschluß unzweifelhaft fest. Sie will sich Klarheit verschaffen, Klarheit um jeden Preis. Zu diesem Zwecke verläßt sie ohne Vorwissen ihres Mannes sein Haus und begibt sich in das ihrer inzwischen verheiratheten Stiefschwester, deren Gatte den Dr. Willhagen nach Nizza entsendet, um bei dem noch lebenden Leiter der Anstalt, in der Adrienne ihre Jugend verlebt hat, genaue Erkundigung über ihren damaligen Geisteszustand einzuziehen. Da die Auskunft, die Dr. Willhagen aus Nizza mitbringt, äußerst günstig lautet, gibt er selbst jedes Bedenken in Bezug auf Adrienne's erbliche Belastung auf und die getrösteten Gatten fallen sich zum Schlusse gerührt in die Arme.

Man sieht, die Lösung des Conflicts war sehr leicht. Deshalb fragt man sich, warum sie so lange hinausgeschoben wird und weshalb sich die Betheiligten so lange mit dem sie bedrückenden Schatten herumplagen müssen. Die Antwort lautet: sonst wäre der Verfasserin der Faden der Erzählung zu rasch abgebrochen, sie mußte ihn also so viel wie möglich ausdehnen und künstlich anspannen. Darin aber liegt, wie man leicht erkennt, der Hauptfehler des Buchs, das im übrigen nicht übel geschrieben ist und manche Scene enthält, deren ergreifende Darstellung zum Herzen unbefangener Leser sprechen wird.

In den Fehler unwahrscheinlicher Voraussetzungen, in den die Freiin von Spättgen in ihrem Romane verfallen ist, ist L. Haidheim in ihrer Erzählung „Der Fechtbruder" (Nr. 4) erst recht hineingerathen. „Der Fechtbruder" trägt in allen Stücken den Stempel echt frauenhafter Arbeit an sich. Abgesehen von der etwas seltsamen Idee, daß ein begüterter junger Mann aus adeliger Familie, der Student Karl von Strack, genannt „Stürmchen", eine Wette eingeht und sie gewinnt, monatelang als Fechtbruder durchs Land zu ziehen und sich durch Bettelei fortzuhelfen, erscheinen die verschiedenen in der Erzählung auftretenden Personen entweder als ganz gewöhnliche Romanfiguren oder sie sind so unwahrscheinlich gezeichnet, daß wir beim besten Willen nicht im Stande sind, an die Möglichkeit ihres wirklichen Daseins zu glauben. Das gilt in erster Linie von der Figur Wilhelm Paulowski's, eines ehemaligen Studenten der Medicin, der als philosophirender Landstreicher höherer Art eingeführt und von dem Helden der Erzählung schließlich dem geordneten bürgerlichen Leben wiedergewonnen wird, nachdem dieser selbst glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen ist und ein blondes Pfarrerstöchterlein, das sich schon für den Vagabunden warm interessirte, gefreit hat. Mehr von dem Inhalte des „Fechtbruders" zu verrathen, halten wir nicht für gerathen, wir könnten sonst in den Verdacht kommen, der Verfasserin ihr Publikum abspenstig machen zu wollen, und so ungalant wollen wir gegen Damen nicht sein.

A. Hermann.

Neue Dramen.

1. Marius und Sulla. Fragment von Christian Dietrich Grabbe. Historisch-dramatische Bilder in fünf Theilen, fortgesetzt von Erich Korn. Berlin, Conrad. 1890. 12. 1 M. 50 Pf.

Der Bearbeiter hat das Fragment unverändert gelassen. Bis zu der Antwort des Marius an Ancharius und die Gesandten ist alles von Grabbe. Das übrige ist nach seinen Plänen mit Benutzung der vorgefundenen Sätze fortgeführt. Nur einige Scenen sind zusammengezogen. Der Bearbeiter meint leider damit schon das Grabbe'sche

Werk auch zu einem bühnenfähigen gestaltet zu haben. Niemand wird die Großartigkeit des Bruchstücks „Marius und Sulla" verkennen können; aber die Hoffnung, dasselbe — vollendet oder nicht — jemals auf der Bühne verkörpert zu sehen, zeugt von einer Unkenntniß dramatischer und theatralischer Wirkungen, welche wahrhaft in Erstaunen setzt. Es ist hier nicht der Ort, das dramatische Schaffen Grabbe's im einzelnen zu zergliedern. Das dumpfe Schweigen, welches die Bühnen gegenüber Grabbe seit funfzig Jahren beobachten, ist wohlberechtigt und unabänderlich. Kleist und Grillparzer sind in unsern Tagen neu aufgelebt, Hebbel und Otto Ludwig behaupten ihren Platz — Grabbe's Dramen vernichten sich selbst, wenn sie das Lampenlicht erblicken. Und daran wird auch die etwas trockene und harte Fortsetzung von Erich Korn nichts ändern. Ja, wenn man irgendeine Bearbeitung des „Marius und Sulla" wünschen möchte, so wäre es vielleicht die, selbst das von Grabbe ausgeführte Bruchstück in die Prosa eines dramatischen Entwurfs zurückverwandelt zu sehen. Vor der dichterischen Conception dieses Römerstücks wird jeder sein Haupt neigen, vor der Ausführung aber sich unbefriedigt wegwenden. Der Bearbeiter hat ein vergebliches Werk gethan, bei welchem Einleitung, Vorwort und Prolog sich besonders thöricht ausnehmen.

2. Alexander. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich von Hindersin. Leipzig, C. G. Naumann. 1890. 8. 1 M.
3. Julius Cäsar. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich von Hindersin. Leipzig, C. G. Naumann. 1890. 8. 1 M.

Das Schauspiel „Alexander" spielt im ersten Aufzuge bei Arbela in Persien, im zweiten und dritten in Susa, im vierten in Indien, im fünften in Babylon. Eine Reihe glänzender Bilder wird dem Beschauer vorgeführt, die in ihren einzelnen Theilen geschickt geordnet und mit allem Pompe musikalischer und scenischer Erfindung ausgestattet sind, aber sicher nicht in ihrem Zusammenhange ein Drama ergeben, das wirklich zwei so gewaltige Gestalten wie Alexander oder Cäsar lebendig vor Augen stellen könnte. Das Talent Hindersin's ist anzuerkennen; eine lebhafte Phantasie vereinigt sich mit einer starken Neigung zur Romantik; käme zu beiden Eigenschaften noch wahrhaft dramatisch pulsirende Kraft, eine architektonisch bauende, straff und energisch steigernde tragische Begabung dazu, so würde Hindersin ein Talent sein, an dem die deutsche Bühne unmöglich auf die Dauer vorübergehen könnte. Aber Hindersin's beide Dramen „Alexander" und „Cäsar" ersticken in einem bunten, mannichfaltigen, bisweilen glänzenden Schwalle von Kleinigkeiten und Nebensachen; nirgends sieht man die großen starken Grundlinien, die das Drama bedarf, um die eigenthümlichen Kunstwirkungen seiner Gattung zu erreichen. Die Hand des Verfassers sucht einzelne Auftritte und Scenen, höchstens einen ganzen Act möglichst wirkungsvoll auszustatten; unharmonisch stehen aber die einzelnen Theile nebeneinander, die grelle Buntheit verwirrt und verwischt die klare Ruhe und Bestimmtheit eines echten dramatischen Kunstwerks. Es ist fraglich, ob diese Unvollkommenheit und Unruhe aus dramatischem Unvermögen stammt oder nur eine Folge noch ungeklärter Begabung ist. Zur Schaffung möglichst glänzender Bühnenbilder werden die Hülfsmittel des Theaters entschieden mehr in Anspruch genommen als es der dichterisch dramatische Inhalt der Scenen verlangt. Ein malerisches, wenn auch viel zu anspruchvolles Talent in Anordnung der Gruppen, Geräthe und Decorationen ist entschieden anzuerkennen. Die Bühnengewandtheit des Verfassers ist vermuthlich mehr eine ursprünglich veranlagte als eine durch Erfahrung gewonnene, sonst würde der Autor unmöglich so zahlreiche Personen, theils stumm, theils redend, einführen und dem modernen Theater außer durch Decorationen und Costüme auch noch durch ein riesenhaftes Personal Schwierigkeiten bereiten. Das Uebelste ist, daß die schauspielerisch dankbaren Rollen in der langen Liste der Handelnden sehr spärlich sind, daß die Verwandlungen dramatisch häufig belanglos bleiben und daß ganze Scenen — ein grausamer Regisseur würde behaupten: ganze Acte — ohne Schaden gekürzt, verschmolzen oder weggestrichen werden können. Von seelischer Vertiefung kann in dem Schauspiele „Alexander" nur an der Stelle die Rede sein, wo im Brautgemache der alten Könige von Persien Alexander und Roxane sich begegnen und der siegreiche Eroberer auch das Herz der Prinzessin überwindet. Hier eine Probe:

Alexander.
Sprich, standst du nie
An einem Hafen, wo das blaue Meer
Sich mit dem wolkenlosen Himmel deckt,
Und sehntest du dich nie hinauszuziehn
In weites Land, wenn du die weißen Segel
Im Winde schwellen sahst, wenn dir der Ruf
Der Schiffer klang, der frische freie Ruf
Nach neuem Leben, neuem Glücke, neuem
Streben und Ringen. Denn was ist der Mensch,
Wenn er nicht ringt und strebt, wenn er sein Leben
Nicht höher, voller, größer machen will,
Als er es fand. Weil uns die Dichter sangen,
Und weil die Götter unser Volk geliebt,
Wie nie ein andres; weil des Geistes Leben
Auch mir geblüht, will ich den reichen Schatz
Nicht neidisch bergen in der eignen Brust,
Und darum ziehe ich mit meinem Heer
Von Land zu Land und bringe neues Glück,
Wohin ich komme. Nenn' es Unglück nicht,
Weil ich mit Blut euch zwinge. Laß die Frucht
Erst wachsen. Steht sie voll, die goldne Saat,
Wer frägt danach, ob sie mit Blut gedüngt?
Ich seh' ein neues Reich, ich seh' die Welt,
Wie sie in stetem Suchen, stetem Kampf
Nach immer neuen Zielen ringt und strebt.
Und seh' ich diese neue starke Welt,
Die unermeßliche, vor meinem Blick,
So fühl' ich mich als König und als Mann,
Denn ich wies ihr den Weg.

An der Gestalt Cäsar's ist dagegen Hindersin's Talent gescheitert. Zwar ist es an sich ein glücklicher Ge-

danke, das Werden Cäsar's zu zeigen, von der Eroberung Galliens bis zur Katastrophe auf dem Capitol. Der symbolisch-allegorische Spuk, das Auftreten der Ahnen Cäsar's kann unmöglich ernst genommen werden. Auch die phantastische Annahme, Brutus sei der natürliche Sohn Cäsar's, den das Geschick antreibe, den eigenen Vater unwissentlich zu tödten, ist eine Schrulle, die sich vielleicht aus dem Drange herschreibt, von den großen und starken Linien Shakespeare's loszukommen. Vergeblich.

4. Nero. Trauerspiel in fünf Acten von Julius Brand. München, L. Finsterlin. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Das eigenartigste Talent unter den heute betrachteten Dramatikern ist der junge münchener Dichter, der sich unter dem Decknamen Julius Brand verbirgt. Brand schrieb vor einigen Jahren ein Drama: „Thomas Münzer", das allen, die es gelesen, wohl in Erinnerung geblieben ist. Die moderne Bühne weiß freilich nichts mit dem Stile anzufangen, in dem Brand seine Dramen schreibt. Sie sind vielleicht noch unaufführbarer als die Stücke Grabbe's. Die münchener neu eingerichtete Bühne könnte am ehesten einen Versuch der Aufführung wagen. „Nero" zeigt gegen „Thomas Münzer" bedeutende Fortschritte in Bezug auf Zusammenfassung der Handlung und Ausprägung der Idee; der geniale Schwung, die jugendliche Frische sind dagegen unverkennbar geschwunden. Goethe's holzschnittartigen Stil im „Götz von Berlichingen" läßt Julius Brand neu aufleben: er verzichtet auf geschlossene kunstvoll gegliederte Scenen; er ändert den Ort, soviel es ihm beliebt; er läßt Bild um Bild vorübereilen; fängt hier mitten in der Situation an, hört dort unvermuthet auf, wenn es ihm beliebt; bis zur Unruhe sind die Scenen bewegt; wir sehen niemals Handlungen, sondern nur Thaten; wir fühlen uns mehr einem Historiker als einem Dramatiker gegenüber und würden kaum von einem Kunstwerke sprechen können, wenn wir nicht im einzelnen die starke Bildnerkraft, den Duft der Stimmung, das charakteristische Wort im charakteristischen Momente getroffen fänden. Auch die leitende Idee entbehrt nicht der Größe und hoch muß man die Energie bewundern, mit welcher sie durchgeführt ist; die Farben freilich wären stellenweise glühender und deutlicher zu wünschen, um das Sterbewort Nero's in seiner ganzen bizarren Größe zu verstehen:

> Niemand wird mich enträthseln. Sie werden mich einen Verbrecher nennen auf dem Throne — und ich war nichts als ein Künstler — Welch ein Künstler stirbt mit mir — ein Weltenkünstler — der letzte der Götter.

Jeder Dichter hat ein Recht, in seiner Individualität aufgefaßt zu werden und seine Originalität zu behaupten. Keine Dichtungsgattung aber fordert mehr Entsagung als die dramatische, die nun einmal unwiderleglich der Bühne bedarf, um zur vollen Wirkung zu gelangen. Es wäre zu wünschen, daß der Dichter des „Nero" von der phantastischen Bühne, die nirgends existirt, überginge zu der bestehenden, einzig wirkenden und lebenden Bühne.

5. Heinrich von Kleist's Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe. Dramatisches Märchen in fünf Acten. Zum ersten male auf Grund des ursprünglichen Plans neu für Bühne und Haus bearbeitet von Karl Siegen. Leipzig, P. Beyer. 1890. 8. 1 M.

Wenn man das Titelblatt völlig abschreiben wollte, so müßte man noch hinzufügen: „Geeignetstes Festgeschenk für Damen", „von Autoritäten wie Rudolf von Gottschall warm empfohlen", „den Bühnen gegenüber Manuscript", „von zahlreichen angesehenen deutschen Bühnen angenommen". Dergleichen Geschmacklosigkeiten, zumal angesichts der dürftigen äußern Ausstattung, wären doch entschieden zu vermeiden. Soweit es einem Bearbeiter möglich ist, sind Kleist's ursprüngliche Absichten hier verwirklicht. Es ist bekannt, daß gerade bei dem „Käthchen von Heilbronn" Kleist verhängnißvollen äußern Einflüssen nachgegeben hat und Zusätze einschob, die er später selbst als beweinenswerthe Irrthümer bezeichnete. Der Bearbeiter hat den Kaiser völlig gestrichen und Käthchen zur Tochter Friedeborn's gemacht. Die Umarbeitung ist überall mit vielem Verständnisse vollzogen worden; die theatralische Wirkung und die Rücksicht auf Personal und Decoration ist sorgfältig erwogen und mit Schonung des Kleist'schen Textes durchgeführt worden. Es wäre zu wünschen, daß alle Theater auf den von Siegen festgestellten Text sich einigten. Nach der Lektüre des herrlichen Dramas tritt einem doppelt die Oede und Schwunglosigkeit der folgenden Schauspiele entgegen.

6. Irmgard von Hammerstein. Schauspiel in fünf Aufzügen von Wolfgang Freiherrn von Plotho. Leipzig, O. Wigand. 1890. 8. 2 M.

7. Gutenberg. Schauspiel in drei Acten von Dora Zollikofer. St.-Gallen, Huber u. Comp. 1890. 8. 2 M. 30 Pf.

Die dramatische Nichtigkeit, die dilettantische Farblosigkeit sind so bekannte Erscheinungen und weisen stets aufs neue so übereinstimmende Züge auf, daß man sich unmöglich damit aufhalten kann, sie hier im einzelnen genau festzustellen. Wenn der gute Wille ausschlaggebend wäre, so würden Plotho und Zollikofer Hand in Hand zur höchsten tragischen Ehre gelangen. Vorläufig müssen sie aber auf die Ehre verzichten, literarisch überhaupt ernst genommen zu werden. Soll man aufzählen, was diesen unglücklichen Dilettanten alles gebricht? In erster Linie Leidenschaft, Phantasie und dramatische Form; in zweiter Linie Kraft des Ausdrucks, Schärfe des Dialogs, Neuheit und Plastik der Bilder, theatralische Gewandtheit, wuchtige Wirkung — kurz alles. Wir haben hier zwei typische Vertreter des Voltaire'schen genre ennuyeux.

8. Eugenie. Tragödie im Anschluß an Goethe's Drama „Die natürliche Tochter" von Gustav Oekander. Leipzig, Elischer. 1890. 8. 3 M.

Einem aufrichtigen Idealismus ist die vorliegende Tragödie entsprungen. Daß sie etwas langweilig oder mindestens etwas langathmig ist, wird man kaum widerlegen können. Nur wenn wir einen so reichen und tiefen

Genius wie den Goethe'schen das enge, steife, kalte Schema des Entwurfs zur „Natürlichen Tochter“ füllen sehen, können wir uns täuschen über die Schwäche des Ganzen. Die Bühnen, die das erste Stück der Trilogie kaum auf dem Spielplan sehen, werden noch theilnahmloser an einer Fortsetzung vorübergehen. Goethe, der sich von dem ungeheuern Ereignisse der Französischen Revolution innerlich befreien wollte, fand den Stoff in den „Mémoires historiques de Stéphanie-Louise de Bourbon-Conti, écrits par elle-même“. Der Prinz Louis-François besaß eine natürliche Tochter, für welche er aus väterlicher Liebe die Anerkennung des Königs Ludwig XV. erstrebte. Allein die eigene Mutter des Mädchens, aus Furcht vor einer Bloßstellung ihres Fehltritts, und der Stiefbruder, der seine Erbrechte beeinträchtigt glaubte, entführten unter Mitwirkung der treulosen Hofmeisterin die junge Prinzeß, verbargen sie erst in einem Kloster und zwangen dann das erst elfjährige Mädchen zur Vermählung mit einem bereits bejahrten Advocaten. Die Wellen der Revolution schlugen auch über sie zusammen. Die farblosen Benennungen Goethe's: König, Herzog, Hofmeisterin u. s. w., hat der Vollender sehr richtig beseitigt. Der König, der auftritt, ist Ludwig XVI., der Herzog ist der berüchtigte Orléans, der Gerichtsrath wird in de Sèze, den Vertheidiger des Königs, umgewandelt; Vergniaud, Brissot und Henriot treten auf. Freilich wird mit den historischen Namen das historische Colorit nicht erreicht, vielmehr muthet die idealisirende, steif stilisirte Denk- und Handlungsweise durchaus unwirklich an und streift bisweilen direct ans Komische, z. B. in der Scene, wo der Herzog von Orléans dadurch zum Anschluß an die Girondepartei gebracht wird, daß sein Secretär ein verhülltes Packet hereinbringt und das Porträt der verschwundenen Eugenie daraus hervorzieht. Die Sprache bewegt sich in jenen Goethe'schen feierlichen Formen, die durchaus undramatisch sind. Es ist wohl anzunehmen, daß der gesunde Realismus Goethe's zurückschreckte, als im zweiten und dritten Theile der geplanten Trilogie die Revolution selbst geschildert werden sollte: das Misverhältniß zwischen dem Inhalte und der gewählten Form war auch durch des größten Meisters Kunst nicht auszugleichen. So unterblieb die Fortsetzung und in den Gesprächen mit Falk verbat sich der Dichter jede Vollendung.

Friedrich Kummer.

Philosophische Schriften.

1. Mechanismus und Teleologie. Eine Abhandlung über die Principien der Naturforschung von Franz Erhardt. Leipzig, Reisland. 1890. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Gegensatz von mechanischer und teleologischer Betrachtungsweise ist fast so alt wie die Philosophie selbst. Man versteht bekanntlich unter der erstern diejenige Auffassungsweise, welche alle natürlichen Erscheinungen aus bloßen körperlichen Bewegungen, die lediglich dem Gesetze der Causalität folgen, ableiten will, während die teleologische Betrachtungsart daneben auch ein Geschehen nach zweckthätigen Ursachen anerkennt. Richtiger wäre eigentlich, die beiden Seiten dieses Gegensatzes als antiteleologische und teleologische Auffassungsweise zu bezeichnen — wie das auch vom Verfasser der vorliegenden Schrift vielfach mit Recht geschieht —, weil die Verfechter der mechanistischen Theorie nach der positiven Seite die vielfältigsten Auffassungsweisen zulassen und auch thatsächlich vertreten und nur negativ, in der Verwerfung, nämlich jeder Art von Teleologie, einig sind. Man bedenke nur, wie sehr in ihren Auffassungen Demokrit von Descartes, Epicur von Spinoza, Hobbes von den übrigen Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts verschieden sind. Offenbar haben nun die Anhänger der blos mechanischen Erklärungsweise aller natürlichen Vorgänge vor ihren teleologisch gesinnten Gegnern dem ersten Anscheine nach einen bedeutenden Vorsprung. Denn einmal kommen sie mit ihren Anschauungen dem gemeinen Bewußtsein am nächsten, welches die einfachen Vorgänge, die wir mit Druck, Stoß, Bewegung bezeichnen, welche sich dem Auge sichtbar darstellen, am leichtesten auffassen kann, während die teleologische Betrachtungsweise, die uns in das innere, nicht anschaubare Wesen der Dinge hineinführt, weit schwieriger und complicirter ist. Es kommt aber auch hinzu, daß jene sich vermessen zu können glauben, alle Erscheinungen, alles Vorhandene, wie die Veränderungen, denen es unterliegt, ihrem Principe unterwerfen zu können, während auch die weitgehendsten Verfechter der Teleologie diese doch nur als Supplement neben den Mechanismus stellen wollen. So scheinen jene der wissenschaftlichen Forderung zu entsprechen, daß man die Principien möglichst auf eine Einheit zurückführen, ihre Zahl wenigstens ohne zwingende Gründe nicht vermehren solle, oder wie Kant dieses „Gesetz der Homogeneität“ ausdrückt: entia praeter necessitatem non esse multiplicanda. Sie vergessen aber, daß Kant dicht daneben zur Ergänzung ein anderes Gesetz stellt, das der „Specification“: entium varietates non temere esse minuendas, d. h. man soll um der systematischen Einheit willen nicht die in den Dingen liegenden Verschiedenheiten beseitigen, die sich nicht auf ein gemeinsames Princip zurückführen lassen. Einer solchen Verkehrtheit machen sich aber diejenigen schuldig, welche, wie die Mehrzahl der heutigen Naturforscher, der teleologischen Erklärungsweise neben der mechanischen jedes Recht abstreiten zu müssen glauben. Diesem heute so viel verbreiteten Vorurtheile — anders kann man es kaum bezeichnen — entgegenzutreten ist die Aufgabe, welche der Ver-

fasser der vorliegenden Schrift sich gestellt und die er, wenn auch nicht allseitig, so doch in klarer, verständlicher und scharfsinniger Weise gelöst hat. In der Einleitung heißt es zur nähern Begründung dieser Aufgabe:

In den Kampf dieser (vorerwähnten) entgegengesetzten naturphilosophischen Anschauungen gedenkt nun auch die vorliegende Schrift einzutreten, und zwar in der Absicht, die Rechte einer teleologischen Naturauffassung gegen anderweitige Meinungen zu vertheidigen. Um aber diese Vertheidigung mit einiger Aussicht auf Erfolg führen zu können, wird sie nicht darauf ausgehen, wohlbegründete Ansprüche der mechanischen Naturerklärung schmälern zu wollen; indem sie deren Rechte vielmehr in einem Umfange anerkennt, der, wie sie hofft, auch den heftigsten Gegner der Teleologie, wenn er anders ein besonnener Mann ist, wird befriedigen können, erblickt sie ihre Aufgabe vor allem darin, dazu beizutragen, daß auf diesem Gebiete principielle Klarheit geschaffen wird, an der es, wie sich zeigen wird, auf beiden Seiten vielfach sehr gebricht; sie glaubt daher den Nachweis führen zu können, daß die mechanische Naturbetrachtung, soweit sie eine unbestreitbare Geltung in Anspruch nehmen darf, die teleologische Erklärung nicht im mindesten ausschließt, daß ihr hingegen, insofern sie dies thut, der Charakter einer bloßen Hypothese zukommt, welche auf ganz andern Gründen, als denen der Mechanik, die keinem Zweifel Raum geben, beruht. Auf diesen Nachweis einer principiellen und nach den strengsten Anforderungen mathematischer Naturforschung möglichen Vereinbarkeit von Mechanismus und Teleologie wird sie in erster Linie ihr Augenmerk richten; erst an zweiter Stelle wird ihr daran liegen, zu zeigen, daß für das große Gebiet der organischen Naturproducte, auf welches sich das teleologische Problem, so weit wir es hier mit ihm zu thun haben, bezieht, die teleologische Erklärung auch thatsächlich wird angewendet werden müssen, wenn man anders überhaupt von einer Erklärung dieser Erscheinungen sprechen will.

Die ganze Schrift gliedert sich demzufolge in zwei Haupttheile, von denen der erste die Möglichkeit der Teleologie wie ihr Verhältniß zum Mechanismus überhaupt untersucht, während der zweite zu zeigen unternimmt, welche Erscheinungen der Natur eine teleologische Erklärungsweise nothwendig erfordern, wo also die Teleologie nicht blos eine Möglichkeit, sondern Thatsache ist. Die Möglichkeit einer Vereinbarung von Mechanismus und Teleologie gewinnt der Verfasser vor allem durch die Erwägung, daß die abstracte, blos raumerfüllende Materie, welche die Anhänger des bloßen Mechanismus bei ihren Beweisführungen fast immer voraussetzen, in Wirklichkeit nirgendwo existirt, sondern daß bei den Veränderungen derselben immer specifische Kräfte mitwirken. Zu diesen gehören freilich zunächst die Kräfte der Attraction und Repulsion, wie die chemischen und physikalischen (Affinität, Elektricität, Magnetismus, Cohäsion u. s. w.), d. h. alle diejenigen, deren Wirkungen eine blos mechanische Erklärung zulassen, die im Reiche der anorganischen Natur ausschließlich thätig sind. Aber auch diese sind doch ein Letztes, Unerklärbares, das von nichts anderm abgeleitet werden kann: nichts hindert also, zur Erklärung der Organismen besondere organisch-teleologische Kräfte anzunehmen, deren Wirkung mit den nach bloßen Gesetzen des Mechanismus sich äußernden Kräften — und deren Thätigkeit in allen Organismen kann nicht wohl abgestritten werden — so vereinigt zu denken ist, daß

die im Organismus enthaltenen organischen und teleologischen Kräfte nach solchen Gesetzen specifischer Attraction und Repulsion wirken, daß die für das Entstehen und den Bestand des Organismus schädlichen Stoffe abgestoßen oder wenigstens nicht angezogen, die hierfür nothwendigen hingegen angezogen und durch die anziehenden Kräfte nach den Punkten geschafft würden, an denen der Organismus ihrer bedarf. . . . Demnach bleiben wir nach der einen Seite durchaus innerhalb der Grenzen der Mechanik; nach der andern aber befinden wir uns ganz und gar auf organisch-teleologischem Gebiete, indem die anziehenden und abstoßenden Kräfte teleologisch specificirt sind.

Es würden sich Bedenken mancherlei Art gegen diese Lösung des Problems, welche die eigentlichen Schwierigkeiten weniger beseitigt, als einige Stufen zurückschiebt, erhalten lassen, wenn der hier zur Verfügung stehende Raum es gestattete. Ueberhaupt wird man gegenüber dem Gesammtcharakter der vorliegenden Schrift mit gutem Rechte principiell geltend machen können, daß ihr Gegenstand eine streng metaphysische Behandlung mehr als eine theils logische, theils empirisch-naturwissenschaftliche erfordere. Indessen bleibt die Arbeit darum doch eine verdienstvolle, namentlich auch deshalb, weil sie genaue Kenntniß der empirischen Thatsachen mit der strengen Schulung des philosophischen Kopfes — ein seltener Vorzug — vereinigt zeigt, und so wird sie hoffentlich zu ihrem Theile dazu beitragen, das „antiteleologische Vorurtheil" nach Möglichkeit zu zerstören.

2. Die Entstehung der Kantischen Aesthetik. Von Hugo Falkenheim. Berlin, Speyer u. Peters. 1890. Gr. 8. 2 M.

Die dritte der großen kritischen Schriften Kant's, die „Kritik der Urtheilskraft", dürfte in diesem Jahre ihr Centenarjubiläum feiern, und man kann sagen, daß mit ihr auch die Aesthetik als Wissenschaft, insbesondere in Deutschland, auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken kann. Denn so werthvoll auch vielfach im einzelnen die Untersuchungen waren, welche die Baumgarten, Mendelssohn, Sulzer u. a. in der vorkritischen Epoche anstellten, so waren es doch im Grunde nur unsicher tastende Versuche, ohne diejenige kritische Besonnenheit, welche erst durch die Kant'sche Reform in die Philosophie eingeführt wurde. Erst Kant hat darum für die Aesthetik eine sichere Grundlage geschaffen, und alle nachfolgenden Versuche auf diesem Gebiete mußten mittelbar oder unmittelbar an ihn anknüpfen. Auch die Gegenwart mit ihrer ästhetischen Begriffsverwirrung wird darum immer wieder bis auf Kant zurückgehen, an ihm zunächst historisch sich wieder orientiren müssen, wenn sie einen Fortschritt in der philosophischen Aesthetik herbeiführen will. Unter allen diesen Gesichtspunkten darf darum auch die vorliegende Schrift unser Interesse in Anspruch nehmen, welche es unternimmt, den Werdeproceß der Kant'schen Aesthetik in rein entwickelungsgeschichtlicher Weise darzustellen, eine Aufgabe, welche der Verfasser in klarer, von philosophischem wie historischem Verständnisse überall zeugender Darstellung glücklich gelöst hat. Das ist um so mehr anzuerkennen,

als die Schwierigkeiten, welche das gestellte Thema bot, nicht gering waren. Denn wenn historische Darstellungen sonst im allgemeinen in der Lage sind, sich auf urkundliche Zeugnisse stützen zu können, so handelte es sich hier darum, die innere Entstehungsgeschichte der ästhetischen Anschauungen Kant's darzulegen. Für diese aber besitzen wir, abgesehen von einigen Briefstellen, nur drei directe Zeugnisse aus den Kant'schen Schriften, nämlich die der vorkritischen Zeit angehörende Abhandlung „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen", ferner eine bedeutsame Anerkennung in der „Kritik der reinen Vernunft", endlich diejenigen Partien der „Kritik der Urtheilskraft" selbst, welche in dieser Rücksicht einen historischen Werth beanspruchen dürfen. Durch diese directen Zeugnisse Kant's werden zugleich die drei Hauptstadien scharf abgegrenzt, welche seine Anschauungen auf dem Gebiete der Aesthetik durchlaufen haben. In den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" steht Kant durchaus auf dem Boden der sensualistischen Aesthetik, wie sie namentlich von den Engländern Shaftesbury und Hutcheson ausgebildet worden war; in jener Anerkennung der „Kritik der reinen Vernunft" leugnet er überhaupt die Möglichkeit der Aesthetik, sofern man darunter eine auf wissenschaftlichen Principien fußende Lehre von dem Schönen verstanden wissen will; in der „Kritik der Urtheilskraft" endlich hat er seinen gänzlich neuen kritischen Standpunkt auch dem Probleme der Aesthetik gegenüber eingenommen. Indessen werden durch diese directen Belegstellen aus den Kant'schen Schriften nur die Wendepunkte der Entwickelung markirt, es kam aber auch darauf an, die Continuität derselben im einzelnen aufzuzeigen. Hierin lag für den Verfasser die Hauptschwierigkeit, denn er mußte, um die Entstehung der Aesthetik Kant's darzustellen, seine gesammte Speculation untersuchen, um in ihr diejenigen Ideen herauszuheben und ihrem Zusammenhange nach begreiflich zu machen, welche zur Aesthetik allmählich hinüberführten. Diese Untersuchung war zugleich sehr umfassend und schwierig, weil sie es mit den tiefsten, abstractesten Begriffen der Kant'schen Philosophie zu thun hatte, und wenn der Verfasser auch an der glänzenden Darstellung der Kant'schen Lehre durch Kuno Fischer einen zuverlässigen Führer hatte, so bleibt darum doch auch seine eigene Arbeit des Lobes würdig. Freilich bot gerade Kant in dieser Beziehung ein dankbares Feld für einen derartigen Versuch, seine philosophische Gedankenentwickelung unter einem bestimmten Gesichtspunkte gleichsam nacheonstruirend darzustellen. Denn kaum irgendwo ist dieselbe unterbrochen oder sprunghaft, sondern sie vollzieht sich fast mit der Nothwendigkeit und stetigen Folgerichtigkeit eines natürlichen Geschehens. Insofern war also dem Verfasser seine Aufgabe wesentlich erleichtert. Er bemerkt darüber in der Einleitung:

> Von den regulativen Ideen führt ein gerader Weg durch die Sittenlehre zur Teleologie und Aesthetik, ein Weg, dessen einzelne Stadien durch ebenso viele Versuche, die Machtsphäre der Freiheit möglichst zu erweitern, bezeichnet werden. Diesen Weg durchmessen heißt die Entstehung der Kant'schen Aesthetik schildern.

Es mag noch bemerkt sein, daß gerade dieser strengen Folgerichtigkeit entsprechend ein größerer Grad von Durchsichtigkeit der Darstellung am Platze gewesen wäre, als sie sich in der vorliegenden Schrift findet. Selbst die häufigere Anwendung eines so äußerlichen Mittels, wie des stärkern Drucks, hätte der Verfasser nicht verschmähen dürfen; am wirksamsten wäre es indessen gewesen, wenn in der Einleitung die Grundzüge der Kant'schen Aesthetik übersichtlich bereits dargestellt wurden, sodaß die im Verlaufe der Entwickelung gewonnenen Ergebnisse von hier aus immer wieder beleuchtet werden konnten. Indessen beeinträchtigt dieser formale Mangel für den, welcher mit der Kant'schen Philosophie schon einigermaßen vertraut ist, keineswegs die Klarheit und Verständlichkeit der Darstellung wie überhaupt die sonstigen Vorzüge der Schrift, welche als eine werthvolle Bereicherung der Kant-Literatur angesehen werden kann.

3. Fundamente der Erkenntnißtheorie und Wissenschaftslehre. Von Max Kauffmann. Leipzig, Engelmann. 1890. Gr. 8. 80 Pf.

Der Titel dieser Schrift ist sehr viel versprechend. Noch mehr werden die Erwartungen des Lesers gespannt, wenn er im Vorworte liest, daß die in der vorliegenden Schrift vorgetragene Lehre nichts anderes anstreben wird, „als gleichsam ein festgefügtes und in allen Theilen ausgeführtes Fundament zu sein, über welchem sich dann später ein ausgedehntes und stattliches Gebäude ohne Gefahr des Zusammenbruchs erheben wird", und wenn man dann in der Einleitung hört, es sei „die zunächst zu erledigende Aufgabe des vorliegenden Buchs, das Gebiet des im Bewußtsein Gegenwärtigen oder, kürzer ausgedrückt, des Bewußten in seiner ganzen Breite und Tiefe zu erforschen und zu ergründen". Indessen muß zunächst schon die Thatsache stutzig machen, daß dieses weitausschauende Unternehmen auf nur 40 kleinen Druckseiten durchgeführt werden soll. Noch mehr aber wird man enttäuscht, wenn man nun dieses selbst im einzelnen studirt. Denn da finden sich eine Reihe von Einzeluntersuchungen, welche alte, der Philosophie längst als Gemeingut angehörende Gedanken, blos in eigenthümlicher Weise darstellen und vielfach variiren. Diesen Variationen läßt sich freilich in manchen Fällen die Originalität nicht abstreiten, es gebricht dem Verfasser auch überhaupt weder an Scharfsinn noch an der Fähigkeit des abstracten philosophischen Denkens. Aber was ihm abgeht, ist die kritische Besonnenheit, welche abstracte Allgemeinbegriffe nur behutsam aufnimmt und ihre Bedeutung und Tragweite alsdann an den concretern Einzelbestimmungen zu prüfen sucht. Der Verfasser geht in seiner Schrift, welche in 94 fortlaufende Paragraphen zerfällt, von der Untersuchung der Anschauungsform und des Anschauungsinhalts aus, wobei er unter der erstern Raum und Zeit begreift, untersucht dann die Bedingungen, unter denen etwas zum Objecte für uns

wird und handelt dann in einem zweiten Hauptstücke des ersten Theils von den Symbolen der anschaulichen Dinge, d. h. den (sprachlichen und algebraischen) Bezeichnungen der Begriffe, von ihrem zweckmäßigen und unzuverlässigen Gebrauche. Dabei wird auf 4 Seiten auch nebenbei das Wesen des Irrthums, des Zweifels und der Erkenntniß auseinandergesetzt. Der zweite Theil bringt alsdann eine historisch-kritische Untersuchung über die Voraussetzungen und die Methoden der Einzelwissenschaften. Eigenthümlich ist dabei der Darstellung die, wie der Verfasser sie nennt, descriptive (aufzeigende) Methode, welche er ganz besonders für die Erkenntnißtheorie als ihr eigenthümlich in Anspruch nimmt. Denn

die Auffindung von Erkenntnissen in dieser Wissenschaft ist das Werk der frei waltenden Intuition, d. i. der nicht auf den Krückstock der Symbolik gestützt hinwandelnden, sondern der im freien Fluge umherschweifenden Phantasie.

Nach diesem Bekenntnisse ist allerdings mit dem Verfasser nicht mehr zu streiten, denn die Phantasie ist souverän; wo ihr Reich beginnt, endet das der Wissenschaft. Vielleicht aber überzeugt sich der Verfasser von der Irrthümlichkeit dieser Auffassung und gewinnt durch strengere wissenschaftliche Vertiefung — die ihm bei seiner Begabung nicht schwer fallen dürfte — greifbarere und brauchbarere Ergebnisse, als sie in der vorliegenden Schrift sich finden.

4. Psychologie de l'apperception et recherches expérimentales sur l'attention. Essai de psychologie physiologique par Georges Dwelshauvers. Bruxelles, E. Guyot. 1890. 8.

Unter dem vorstehenden Titel hat ein Belgier, Dr. Dwelshauvers, eine Studie veröffentlicht, welche auf eine Reihe von exacten Forschungen sich stützt, die in dem an der Universität Leipzig bestehenden Seminar für experimentelle Psychologie, welches von Professor Wundt geleitet wird, ausgeführt wurden. Die Experimente, welche der Verfasser angestellt hat, drehen sich hauptsächlich darum, festzustellen, welche Einwirkung die Aufmerksamkeit ausübt, wenn auf eine bestimmte Sensation (hier z. B. Gehörempfindung) eine Reaction erfolgt. Es zeigte sich, daß sowol die muskulären Reactionen (bei welchen die Aufmerksamkeit auf die in Aussicht zu nehmende Reaction sich richtet), als auch die sensoriellen (bei denen die Aufmerksamkeit blos der kommenden Empfindung sich zuwendet) eine ziemlich ständige Zeitgröße zur Ausführung erfordern. Daneben gewann der Verfasser noch eine Reihe anderer interessanter Ergebnisse, die jedoch zum Theile, wie er selbst erklärt, wegen der Unvollständigkeit des Materials auf unbedingte Zuverlässigkeit noch keinen Anspruch machen können. Neben diesem speciellen Theile enthält das Buch einen allgemeineren, der sich mit dem Wesen der Psychologie, ihren Methoden und ihrem Verhältnisse zur Philosophie überhaupt, insbesondere dann mit den Gesetzen der Apperception (im Anschluß an die Untersuchungen Wundt's), endlich auch mit kritischen Erörterungen über neueste, das Thema der Schrift berührende Publicationen beschäftigt. Auf Grund namentlich dieser allgemeinern Erörterungen hat das Buch das Schicksal erfahren, von der philosophischen Facultät der Universität zu Brüssel, der es der Verfasser als Habilitationsschrift eingereicht hatte, zurückgewiesen worden zu sein. Die Begründung für diese Abweisung gibt ein Brief von Professor Tiberghien, einem Anhänger Krause's und ehemaligem Lehrer des Dr. Dwelshauvers, den dieser nebst seiner Antwort im Anhange des vorliegenden Buchs veröffentlicht. Man kann den Ausführungen von Professor Tiberghien in mehr als einem Punkte unbedingt zustimmen, insbesondere wenn er sich dagegen wendet, daß der Verfasser in der vorliegenden Schrift die Tragweite seiner experimentellen Untersuchungen überspannt, indem er für alle philosophischen Ergebnisse eine Verification durch äußere Thatsachen, durch das Experiment, fordert und in blindem Eifer alle bisherige nicht-exacte Philosophie als apriorische Construction in Bausch und Bogen verwirft. Er darf ihm mit Recht vorhalten, daß „in der moralischen und socialen Welt, in der Welt des Ideals und der Freiheit die Erfahrung so oft in Widerstreit sich befindet mit der Vernunft, das was ist mit dem was sein sollte". Aber freilich verfällt auch Tiberghien in den Fehler, den Gegensatz von seinem Standpunkte aus in einseitiger Weise zuzuspitzen. Vor allem aber ist die Schlußfolgerung unberechtigt, daß die Anschauungen, welche sein ehemaliger Schüler nunmehr auf Grund anderweitiger Untersuchungen sich zu eigen gemacht hat, seine Ausschließung von der Lehrthätigkeit rechtfertigen. Denn in der Welt der Wissenschaft muß die weitgehendste Duldung herrschen, keine Anschauungsweise darf die andere als unbedingt verwerflich stigmatisiren, wofern sie nur vorurtheilslos die Wahrheit sucht. Niemand aber wird dem Verfasser der vorliegenden Schrift für seine Behauptung, daß es ihm nur um Wahrheit zu thun sei, den Glauben versagen können.

Moritz Kronenberg.

Das dritte Aufgebot des Volks.

Lehrbuch der freiwilligen Kriegs-Krankenpflege beim Heere des Deutschen Reiches von Friedrich von Criegern-Thumitz. Bearbeitet und herausgegeben im Auftrage des Centralcomitees der deutschen Vereine vom rothen Kreuze. Mit einer Karte. Leipzig, Veit u. Comp. 1890. Gr. 8. 5 M.

Mit dem Schreiber dieses mögen wol die meisten Leser die Erfahrung gemacht haben, daß kaum über ein Gebiet dem öffentlichen Wohle gewidmeter Thätigkeit so wenig geredet und geschrieben wird und, wenn es geschieht, so wenig umfassende Gesichtspunkte berührt werden und das Einzelne im Zusammenhange mit dem Ganzen behandelt wird, wie über die Vorbereitung zur freiwilligen Kriegs-

krankenpflege oder den Dienst des rothen Kreuzes. Laut einem in Amerika erschienenen Verzeichnisse der in den letzten vier Jahrgängen der bedeutendsten deutschen Zeitschriften allgemeinen Inhalts veröffentlichten Aufsätze ist in der periodischen Presse das Thema nicht berührt, und wenn in Tagesblättern Mittheilungen aus diesem Bereiche des Vereinswirkens erfolgen, so betreffen sie eben nur Einzelheiten, wie die Ausbildung der Schwestern und der Krankenpfleger und die erfolgreiche Heranziehung der Kriegervereine zur Gewinnung der Krankenträgercolonnen. Man darf auf Grund solcher Wahrnehmungen vielleicht sagen, die Sache der freiwilligen Kriegskrankenpflege stehe in Deutschland nicht im Vordergrunde der allgemeinen Theilnahme. Und das fällt auf, wenn wir des patriotischen Eifers gedenken, mit dem sich vor zwanzig Jahren die Liebesthätigkeit Bahn brach und viel Dankenswerthes gewirkt hat. Es fällt doppelt auf bei der nothwendig mit ganzer Spannkraft fortgesetzten staatlichen Vorsorge für die Kriegsbereitschaft in jedem Augenblicke, wenigstens in denkbar kürzester Frist, und man könnte wohl die Frage stellen, ob denn auch auf diesem Gebiete die Erfahrungen von 1870 bis 1871 nutzlos gewesen sein sollen und die Keime, die in der großen Zeit ins Sprossen gekommen, nach und nach wieder in tiefen Winterschlaf verfallen seien, um nur bei besonderm Anlasse, wenn es wieder einmal heiß zugeht, zu neuer kurzer Entfaltung zu gelangen. Wie unser Volk für seine politische Bethätigung, seine nationale Empfindung, seine patriotische Regung immer der besondern Aufrüttelung aus dem lässigen Gange des täglichen Erwerbs- und Berufslebens bedarf, so steht es auch nicht anders um seine Vorbereitung für die freiwillige Krankenpflege im Kriege.

Ein sehr kundiger Beobachter dieser vorbereitenden Friedensthätigkeit hat sich also ausgesprochen:

> Wenig oder gar kein Verständniß für sie ist in den weitern Schichten der Bevölkerung, selbst in den gebildeteren und höhern Klassen, zu finden. Es hält eben schwer, den Wahn zu bekämpfen, daß im Falle der Noth, bei Ausbruch des Kriegs die nationale Begeisterung, der edle Eifer des Einzelnen genüge, um für alles im Frieden Verabsäumte sofort Ersatz zu schaffen, und dem Satze Glauben zu verschaffen, daß eine Hülfe zu spät kommt, die erst im Falle des Bedürfnisses aus dem Nichts geschaffen werden muß.

Die Folgen dieses Mangels an Verständniß faßt der Verfasser des vorliegenden Lehrbuchs, dem als Vorsitzenden im Directorium des sächsischen Landesvereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger, als Landesdelegirten der freiwilligen Krankenpflege und als Mitgliede des Centralcomités der deutschen Vereine vom rothen Kreuze die Gelegenheit zum Einblicke in die Verhältnisse schwerlich wird abgesprochen werden können, in die ernsten Worte zusammen (S. 103):

> Es ist Thatsache, daß die Nachweisungen und Berichte über die Vorbereitungsarbeiten in den Jahren 1888 und 1889 eine auffallend geringe Leistungsfähigkeit nachgewiesen haben, und zwar ganz vorzugsweise in Bezug auf die Uebernahme der staatlicherseits zu errichtenden Reservelazarethe und auf die Errichtung von Vereinslazarethen.
>
> Es ist Thatsache, daß die Vereine für den Fall einer rasch eintretenden Mobilisirung zur Zeit nicht in der Lage sein würden, die der freiwilligen Krankenpflege zugewiesenen Aufgaben in ihrem vollen Umfange und in genügender Weise zu erfüllen.

Die Bedeutung dieser traurigen Thatsachen tritt ins rechte Licht unter der Erwägung, daß nach den Ausführungen des Verfassers die freiwillige Krankenpflege gegenwärtig einen Bestandtheil der Wehrkraft des deutschen Volks bildet, daß sie als „drittes Aufgebot des Volks" erscheint, welches hinter den Reihen der in der Front Kämpfenden steht; daß keine Armee im Falle des Kriegs diese freiwillige Mitarbeit des Volks wieder entbehren kann, und daß, je lebens- und leistungsfähiger sie ist, desto stärker die Wehrkraft des Vaterlandes sein wird.

Das Verständniß für die Aufgaben der freiwilligen Krankenpflege im Kriege zu verbreiten, für die Bedingungen, unter denen jene nur gelöst werden können, für die Organisation dieser vom Staate angenommenen und auf ihre eigenen bestimmten Wege gewiesenen freiwilligen Mitarbeit, bei der aber einzig der Wille zum Eintritt in dieselbe frei ist, in ihr aber die strengste militärische Unterordnung Gesetz wird — das ist der Zweck des Lehrbuchs. Durch das Verständniß hofft es Theilnahme für die Sache zu erwecken. Letzteres hängt von der Empfänglichkeit des Lesers ab. Ersterm hat der Verfasser in hohem Maße vorgearbeitet. Die weitschichtige Masse der Satzungen auf dem ausgedehnten und in zahllose Unterabtheilungen zerfallenden Gebiete ist mit außerordentlicher Klarheit gesichtet und in ihrem Wesen zur Darstellung gebracht.

Das Buch zerfällt in zwei Theile. Der erste schildert gedrängt die Organisation des amtlichen Sanitätsdienstes, nicht um seiner selbst willen, sondern um die Stellen zu bezeichnen, wo die freiwillige Krankenpflege einzugreifen und zu ergänzen hat. Der zweite Theil ist dieser gewidmet und handelt in sechs Abschnitten vom Begriffe und der allgemeinen Stellung der freiwilligen Krankenpflege; von ihrem Wirkungskreise im Bereiche der operirenden Armee, in dem der Etappenbehörden und dem der Besatzungsarmee; von ihren Friedensaufgaben, von ihrer Leitung; von ihrem Personal und vom Sanitätsmaterial.

In den Fachzeitschriften hat das bedeutsame Werk sich bereits großer Anerkennung zu erfreuen gehabt. Eine zweite Auflage steht in kurzem bevor. Aber zu allen Gebildeten muß das Buch dringen, und um dies zu bewirken, sollte die Presse in weit höherm Grade als bisher das Ihrige thun.

Friedrich Bienemann.

Zur Kirchengeschichte.

1. Der Augsburger Religionsfriede. Von Gustav Wolf. Stuttgart, Göschen. 1890. Gr. 8. 4 M.

Als am 2. Mai 1552 der von seinem Bruder bevollmächtigte römische König Ferdinand den Passauer Vertrag abschloß, welcher bestimmte, daß zwischen den beiden Parteien der Religion halber Frieden bestehen solle und daß, wenn auch auf dem binnen Jahresfrist zu berufenden Reichstag eine Einigung sich nicht erreichen lasse, sei es durch ein allgemeines oder Nationalconcil oder durch ein Religionsgespräch, nichtsdestoweniger der Friede bleiben und kein Stand das Recht haben solle, die augsburgischen Confessionsverwandten ihres Glaubens wegen zu schädigen oder zu vergewaltigen, da bedeutete das einen vollständigen Bruch mit dem bisherigen Reichsrechte, nach welchem Zugehörigkeit zur römischen Kirche als Bedingung galt für die Zugehörigkeit zum Reiche. Es war das gerade Gegentheil von allem, was Karl V. erstrebt hatte. Daß die bürgerlichen Rechte von dem religiösen Bekenntnisse nicht länger abhängig sein durften, lag nach den Erfolgen des Kurfürsten Moritz von Sachsen klar am Tage. So war eine gewisse, auf praktischen Erwägungen beruhende Uebereinkunft gesucht und gefunden worden, als endlich Anfang Februar 1555 der Reichstag zu Augsburg zusammentrat.

Man hat die Bedeutung des hier nach fast achtmonatlichen Verhandlungen geschlossenen Religionsfriedens häufig unterschätzt; wie Wolf nachweist, mit Unrecht. Denn wie schon damals dieser Frieden von Katholiken wie Akatholiken gleicherweise als ein Sieg der Protestanten aufgefaßt wurde, so brachte er auch in der That eine diesen günstige Entscheidung gerade in den beiden Hauptpunkten, welche ihnen zuzugestehen sich Karl V. zeitlebens beharrlich gesträubt hatte: in der Freistellung der weltlichen Stände und in der nicht blos zeitweiligen, sondern unbegrenzten, dauernden Sicherstellung und staatlichen Gleichberechtigung des evangelischen Bekenntnisses, einem Ziele, welches die Protestanten 30 Jahre hindurch vergebens erstrebt hatten.

Die örtlichen und zeitlichen Schranken, welche diese einengten, waren gefallen. Aber auch der sogenannte geistliche Vorbehalt wollte an sich nicht viel bedeuten. Da es in dem Friedensinstrument ausdrücklich hieß, daß die Evangelischen ihm nicht zugestimmt hätten, sondern der Artikel kraft königlicher Machtvollkommenheit dastehe, so blieb das Ganze nach wie vor eine Machtfrage, deren Stellung die Evangelischen in den nächsten Jahren nach Abschluß des Friedens nicht hinderte, in der erfolgreichen Aneignung der norddeutschen Stifter fortzufahren, bis dann allerdings die Erstarkung des Katholicismus dessen Anhänger in die Lage brachte, den Vorbehalt zur Geltung zu bringen.

Wolf zeigt aber auch, wie bei den Verhandlungen, welche dem Abschlusse des Religionsfriedens vorausgehen, nicht blos von den Anschauungen und Bedürfnissen der beiden Parteien als solchen geredet werden darf, sondern die religiösen und sonderthümlichen Interessen der einzelnen Fürsten und Stände den maßgebenden Bestandtheil abgeben. Wiederholt stimmen die weltlichen Kurfürsten den römischen Wünschen zu, treten andererseits die katholischen weltlichen Fürsten den Forderungen der geistlichen Kurfürsten entgegen und nur so erklärt sich der Gegensatz zwischen Sachsen und Kurpfalz. Ferner stellt Wolf fest, daß bei Beurtheilung der Friedensurkunde nicht eine lediglich juristische Auslegung genügt, sondern zur Werthung der verschiedenen Streitfragen die besondern Bedingungen und Fälle zu berücksichtigen sind, welche die Voraussetzung zu den einzelnen Artikeln und Aenderungsanträgen gebildet haben.

Gerade bei Erbringung dieses Nachweises zeigt sich die von dem Verfasser aufgewandte Mühe in Herbeischaffung seines Stoffs in hellstem Lichte. Durch sein vor zwei Jahren erschienenes Werk „Zur Geschichte der deutschen Protestanten 1555—59" vor andern zu einer Darstellung des Augsburger Reichstags berufen erscheinend, hat er den reichen handschriftlichen Stoff emsig durchforscht, die katholischen und protestantischen Acten, die Sitzungsprotokolle der Reichsräthe, den Briefwechsel zwischen den verschiedenen Fürsten und ihren Gesandten, zwischen Karl und Ferdinand, vor allem auch die zum ersten male in ihrem ganzen Umfange verwerthete Instruction des Kaisers für seine Commissare in gleicher Weise herangezogen und sich dadurch in den Stand gesetzt, uns ein klares, genaues Bild des merkwürdigen und folgenreichen Reichstags zu geben. Alle wichtigern schriftlichen Aufzeichnungen werden uns in den zahlreichen Fußnoten im Wortlaute mitgetheilt. Der Text selbst gliedert sich nach den vier Abschnitten: Vorbereitungen zum Reichstage, die getrennten Verhandlungen der Reichsräthe vor und nach Aufstellung des Entwurfs, die gegenseitigen Verhandlungen vor und nach Auftauchen des geistlichen Vorbehalts, Ferdinand und die Stände vor und nach der Resolution. Den Schluß bildet ein kurzes zusammenfassendes Wort über die Bedeutung des Religionsfriedens.

In dem reichhaltigen Verzeichnisse der gelegentlich angeführten Literatur ist C. W. Spieker, „Geschichte des Augsburger Religionsfriedens", nicht erwähnt. Sonst ist wol keine der einschlagenden Schriften unberücksichtigt geblieben. Wir beglückwünschen den Verfasser zu dem Gelingen einer so werthvollen, fleißigen und reifen Arbeit und hoffen ihm auf dem Gebiete der Reichsgeschichte des Reformationsjahrhunderts noch öfter zu begegnen.

2. Geschichte der evangelischen Kirche des Elsaß in der Zeit der französischen Revolution (1789—1802). Von J. Schneider. Straßburg, Schmidt. 1890. Gr. 8. 3 M.

Gelegentlich der Centenarfeier der Französischen Revolution mit der Darstellung einer Geschichte der prote-

stantischen Kirche des Elsaß beschäftigt, sandte der Verfasser, Pfarrer zu Oberbetschdorf i. E., in der Voraussetzung, daß hin und her in Pfarr- und Gemeindearchiven Briefschaften, in den Pfarrbüchern Aufzeichnungen für die Jahre 1789—1802 vorhanden seien, an sämmtliche evangelischen Geistlichen des Ober- und Unterelsaß, sowie an einzelne Lehrer und Bürgermeister einen Fragebogen mit der Bitte um Auskunft, infolge dessen eine Fülle urkundlichen, bisher nicht veröffentlichten Stoffs als Antwort einlief, der nun nebst den anderwärts geschöpften Mittheilungen in dem vorliegenden Buche Aufnahme gefunden hat. Wir im Reiche dürfen uns der so entstandenen Darstellung mit ihren sprechenden Einzelbildern mindestens ebenso freuen wie unsere wiedergewonnenen protestantischen Glaubensgenossen des Elsaß selbst. Denn bei der weltgeschichtlichen Bedeutung der Französischen Revolution ist es wahrlich nicht von geringem Interesse, zu beobachten, wie diese auf eine evangelische Landeskirche — sie umfaßte nahezu 200000, ein Drittel der Bevölkerung — wirkt und welche stillen und offenkundigen Veränderungen und Umwälzungen sie hier nach sich zieht.

Der Einfluß, welchen die Revolution bis nach dem Elsaß hinein ausübt, ist, wie natürlich, unter der Nationalversammlung, der gesetzgebenden Versammlung, dem Nationalconvent, dem Directorium und Consulat ein verschiedener. Die Berufung der Reichsstände wurde, wie überall in Frankreich, so auch in seiner deutschen Grenzmark mit Jubel begrüßt als das Ende eines unerträglich gewordenen Drucks, von den elsässer Protestanten auch als das Ende eines schweren kirchlichen Drucks, da die Römlinge ihnen das Leben sauer genug gemacht hatten, ohne daß sie beim Könige Rechtsschutz fanden. Als dann der Bastillesturm die Losung zu ähnlichen Gewaltthätigkeiten in der Provinz gab, war es vornehmlich die protestantische Bevölkerung, welche Ruhe und Ordnung wiederherstellte, und da sie im Gegensatze zu den zahlreichen eidverweigernden Priestern und Emigranten patriotische Gesinnung bewies, so wurde ihr von der Volksvertretung auch das Kirchengut belassen. Die Constitutionsfeste des Jahres 1791 wurden von ihr mit nicht geringerer Begeisterung als von den übrigen Franzosen begangen, bürgerlich und kirchlich. In Reitweiler und Gimbrett sang die versammelte Gemeine vor dem Vaterlandsaltar nach der Melodie: „Wie schön leuchtet der Morgenstern":

Glück zu zur Constitution!
So schallt's bei unsrer Nation
Von Ort zu Orte wieder;
So tönt auch unsres Jubels Schall,
Und Feld und Auen füllt der Hall
Der frohen Jubellieder.
Gott, nur
Die Spur
Deiner Güte
Rührt's Gemüthe;
Denn wir wissen:
Von dir kommt, was wir genießen.

Nach der Flucht des Königs greift die zunächst in den pariser Clubs sich vollziehende Scheidung in Feuillants und Jakobiner auch nach dem Elsaß hinüber. In der Umgegend von Weißenburg hieß es: „Arischtokrade werre gebrade, Ferschte und Pfaffen die werre gehenkt." Aber die Hingebung an die Sache der Freiheit auch im Kreise der Wohlgesinnten wird dadurch noch nicht erstickt. Noch im November 1791 weiht Pfarrer Oberlin eigenhändig die dreifarbigen Schärpen, ehe er sie den Municipalitätsbeamten umhängt, und bei keiner Fahnenweihe durften die Pfarrer fehlen, die freiwilligen Nationalgarden forderten solche Einsegnung. Auch die Freiheitsbäume erschienen im folgenden Jahre, von jedem Stande, jedem Alter, jedem Geschlechte umtanzt, als das Zeichen der ersehnten Erlösung vom Drucke der Vergangenheit und die Verheißung einer neuen, goldenen Zeit. Selbst nach Ausbruch des Kriegs hielt Oberlin in feierlichem Gottesdienste eine Ansprache an die steinthaler Vaterlandsvertheidiger, in deren Reihen sein ältester Sohn, damals Medicinstudirender in Straßburg, freiwillig eintrat, und in dieser Ansprache des waldersbacher Pfarrers hieß es wörtlich:

Erinnert euch stets, daß Gott, unser Gott, der Gott der französischen Constitution, der Gott der Waffen und Siege, ein Gott der Liebe ist. Und er wird mit euch sein, wie er mit David gewesen ist. . . . Wenn ihr ein feindliches Land betretet, so gedenkt daran. . . . Die französischen Prinzen, die Ueberläufer, die Emigranten, der König von Preußen, der deutsche Kaiser sind unsere Feinde.

So hoch gingen damals noch die Wogen des freiheitschwärmerischen Patriotismus, daß die ernstgesinnten protestantischen Seminaristen zu St. Wilhelm in geschlossener Reihe einem Freiwilligenbataillon sich einreihen ließen und mehr als ein Träger des geistlichen Amts seinen Talar mit dem Waffenrocke vertauschte. Erst die Hinrichtung des Königs machte diese Leute stutzig. Und als nun gar mit Anbruch der Schreckenszeit drei von jenen damals ins Land entsandten berüchtigten Volksvertretern auch am Oberrhein erschienen, um eine jakobinische Verwaltung einzurichten, als der verworfene Jesuitenzögling Eulogius Schneider als bischöflicher Vicar und öffentlicher Ankläger seine Thätigkeit begann, da war bei allen, die nicht zur Hefe des Volks gehörten, der Freiheitstraum ausgeträumt. Die Angriffe auf das protestantische Kirchengut ließen nicht lange auf sich warten, der Hunger, die Assignaten, das Maximum, endlich der Krieg vollendeten das Elend.

Es kamen die Bluttage der „heiligen Propaganda", einer Rotte von 60 bis 80 deutschredenden Jakobinern vom Oberrhein, die ihre Begriffe von Freiheit, Gleichheit, Aufklärung im Elsaß zu begründen sich anschickten und unverzüglich mit der Schließung der Kirchen und der Einführung des neuen Vernunftcultus begannen. Noch veröffentlichte gegen die Religionsspöttereien eines ehemaligen katholischen Priesters der Protestant Jung, selbst ein feuriger Jakobiner, einen Protest:

Ich Endesunterzeichneter bekenne hiermit, daß ich von dem großen Charlatan Jesus Christus unendlich mehr gelernt habe, als von dem unverschämten jungen Menschen, der ihn zu höhnen wagte. Ha, das muß eine kleine, niederträchtige Seele sein, die über den besten, den ehrwürdigsten aller Menschen spotten kann. Den Buben hätte man in der Wiege ersticken sollen, denn er ist zu allem, was gut, was schön, was edel ist, schlechterdings verdorben. Jung, Schuhmacher und ehrlicher Mann.

Nicht lange, so wurden die Zustände so, daß auch ein solcher Protest sich nicht mehr hervorwagte. Der neue Kalender erschien, die Kirchenglocken wurden in Kanonen umgegossen, die Metallsärge in Flintenkugeln. Nun hießen die Tage der ersten Decade im elsässer Kalender: Traube, Safran, Kastanien, Kürbis, Pferd, Balsamine, Gelbe Rüben, Reseda, Kartoffel, Weinbottich. In Straßburg durchzog ein wüster Pöbelhaufen bei Fackelschein die Stadt, das Brustbild des Bluthundes Marat mit sich führend, tanzte die Carmagnole um die Guillotine und sang: „Ça ira, ça ira, du bekummsch den Kopf hera!“ Viele Geistliche, darunter auch leider protestantische, schworen ihren Glauben ab. Die Kirchen wurden geschlossen, ein Theil in Kuh- oder Schweineställe, ein anderer in Heumagazine verwandelt; der straßburger Münsterthurm, der ja gegen das Gesetz der Gleichheit verstieß, entging dem ihm zugedachten Schicksale des Niedergerissenwerdens nur dadurch, daß eine findige Hand ihm eine riesige blecherne, in den drei Nationalfarben angestrichene Jakobinermütze aufsetzte. Nur ein auserlesenes Häuflein protestantischer Geistlicher und Lehrer, allen voran der wackere Oberlin, blieb im Vertrauen auf Gott standhaft und wartete auf die Hülfe des Herrn. Einer von ihnen, der Pfarrer und Inspector Liebrich in Neu-Saarwerden, jammert damals in seinem Tagebuche:

1794. Charfreitag! Todestag Jesu Christi, Trauertag für mich und jeden seiner wahren Bekenner. Ihre Zahl ist klein, wenigstens scheint es so. So ward er noch nie begangen, seitdem der Ort steht. . . . Am ersten Ostertag frühe. Wie rein und herrlich geht die Sonne auf! Morgenröthe, Sonnenaufgang ist auch für den Unempfindlichen rührend. Was war das für ein Morgen, da Jesus Christus aus dem Grabe ging! Wie war es seinen Freunden? Das spricht niemand aus. Nacht lag über Judäa, über Jerusalem und der Horde seiner Feinde. Nacht liegt auch jetzt über seiner Anbetung. Die Würmer im Staube lästern den Auferstandenen! Erbarme dich! Halleluja dem, der da lebt!

Ueber den allegorischen Sinnbildern seit Einführung des Vernunftcultus, die an Stelle der christlichen ausgestellt wurden, thronte in den jedes andern Schmucks entkleideten Kirchen die Göttin der Vernunft in Gestalt einer Gliederpuppe. Im Volksmunde wurde sie das „Jaköbchen“ oder „Nationalwiwel“ genannt. Da der Sonntag abgeschafft war, fanden die Versammlungen an jedem Dekadi statt. Allerlei fragwürdige Subjecte unter dem Titel „Volkslehrer“, in schmuzigen Kleidern, mit struppigem Barte, langem Hauptharre, ungewaschenen Händen, einem langen Säbel an der Seite und einem rothen Käppchen als Orden auf der Brust, hielten die meist unsinnigen oder lästerlichen Ansprachen. Im Vernunfttempel zu Markirch begann ein Clubist seine Rede mit den Worten: „Citoyens, avant l'origine du monde il y avait des républiques.“

Am 20. Prairial 1794 mußte der Vernunftcultus dem Feste des höchsten Wesens weichen. Das hatte Robespierre durchgesetzt. In einem oberelsässischen Städtchen sang nun der Nachtwächter wieder: „Lobet Gott den Herrn“ und nicht mehr: „Lobet Gott den Bürger“, und der colmarer Dichter Pfeffel schuf den Reim:

Darfst, lieber Gott, nun wieder sein; so will's der Schach der Franken;
Laß flugs durch ein paar Engelein dich schön bei ihm bedanken.

Die bisherige Inschrift über dem Portal des straßburger Münsters: „Tempel der Vernunft“, lautete nun: „Das französische Volk erkennt das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele an.“ Alle Kennzeichen des Christenthums blieben verboten. Kirchenschändungen waren an der Tagesordnung. Unter den Geistlichen, evangelischen wie römischen, erfolgten Massenverhaftungen. Bibeln, Gesang- und Gebetbücher mußten zum Verbrennen ausgeliefert werden. Auch Oberlin sah sich durch einen Sansculottencommissar ergriffen und fortgeschleppt. Alle wilden Geister waren noch einmal entfesselt. Da erfolgte der Sturz Robespierre's, und obgleich dieser zunächst noch nicht das Ende des Terrorismus bedeutete, so durfte man doch nun wieder auf baldige bessere Zeiten hoffen. Am 21. Februar 1795 wurde im Convent die Wiederherstellung des öffentlichen Gottesdienstes beschlossen. Auch im Elsaß wurden die durch vierzehn Monate geschlossenen Kirchen nach und nach ihrer Bestimmung zurückgegeben. Aber die protestantische Kirche glich einem Trümmerfelde: allenthalben ausgeplünderte Kirchen, ohne Bänke, ohne Altar und Kanzel, ohne Tauf- und Abendmahlsgefäße, ohne Glocke, das Kirchengut verschleudert, die Pfarrerwohnung zum Theile verkauft, nirgends eine feste, angemessene Besoldung. Fürwahr, der noch einmal ausbrechende Sturm der Reaction vom Fructidor fand nicht mehr viel zu zerstören übrig. Endlich, endlich erschienen auch am 8. April 1802 des Ersten Consuls „Organische Artikel“, die für die evangelische Kirche Frankreichs und also auch des Elsaß noch zu Recht bestehen.

Alles dieses, was hier nur andeutungsweise erwähnt werden kann, entfaltet unser Buch in lichtvollen, lebendigen Bildern, zu denen so manches Pfarrhaus seinen urkundlichen Beitrag geliefert hat. Die Geschichte der großen Revolution erfährt durch sie eine werthvolle Bereicherung und stellt sich in neuer Beleuchtung dar. Allen, die an jenem Zeitabschnitte und an den Schicksalen des evangelischen Elsaß ein Interesse nehmen, sei deshalb das Buch warm empfohlen.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

Dr. Anton Schlossar, Custos an der k. k. Universitätsbibliothek zu Graz, unser geehrter Mitarbeiter, beabsichtigt die von ihm mit unermüdlichem Fleiße in Steiermark gesammelten „Deutschen Volksschauspiele und Bauernkomödien", mit Anmerkungen versehen, in zwei Bänden zum Subscriptionspreise von 10 M. im Verlage von Max Niemeyer in Halle erscheinen zu lassen. Die Ausgabe soll funfzehn Volksschauspiele enthalten, welche alten Theaterhandschriften entnommen oder unmittelbar nach dem Volksmunde aufgezeichnet sind. Als besonders bemerkenswerth wird das Passionsspiel hervorgehoben, die Geburt Christi, das Krippelspiel, das Schäferspiel, wie das Nicolaispiel. An diese geistlichen Spiele schließen sich solche aus der Sagenwelt, sowie auch volksthümliche Legenden, wie die Genofeva, Hirlanda, Barbara, Judith, Susanna, an; endlich das Spiel nach den volksthümlichen Erzählungen vom Bayrischen Hiesel, in den sogenannten Nachspielen finden wir Beiträge zur Hanswurstkomödie. Schon diese knappe Anführung erweist, daß diese Sammlung von dem größten Werthe ist und zwar nicht nur für Germanisten, sondern auch für Literaturhistoriker und Culturforscher, nicht minder aber auch für jeden Freund der Volkskunde.

— „Zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen der «Modenwelt», 1865—1890" hat die Verlagshandlung von Franz Lipperheide in Berlin dieser am 1. October 1865 mit außerordentlich glücklicher Hand begründeten Frauenzeitung ein reich ausgestattetes und inhaltvolles Fest- und Gedenkbuch gewidmet. Daß die Zeitung einer solchen Feier werth ist, geht aus dem von Friedrich Melford geschriebenen Abrisse ihrer Geschichte hervor, die außerordentliche Erfolge erweist. Sie erscheint heute in dreizehn Sprachen und in einer Auflage von gegen 450000 Exemplaren. Die vierzehn verschiedenen Ausgaben werden in verkleinerten Textseiten vorgeführt; es folgen anziehende statistische Angaben über die zur Herstellung der Zeitschrift erforderlichen Hülfsmittel an Personen und Instituten. Beiläufig hat der Papierbedarf des letzten Geschäftsjahrs 19,850624 Bogen betragen. Friedrich Melford berichtet weiter über den aus der „Modenwelt" hervorgegangenen Buchverlag, der an die Thätigkeit und den Namen der Frau Frieda Lipperheide geknüpft ist, wie denn ausdrücklich beide Gatten als Begründer des erfolgreichen Unternehmens zu dessen Jubelfeier eine Pensions-, Witwen- und Waisenkasse für die Geschäftsangehörigen der Firma mit einem Kapital von 200000 M. gestiftet haben. Die Hälfte des Buchs von 167 Seiten nimmt der werthvolle, von Fritz Bärmann bearbeitete sechste Abschnitt ein: „Hundertfunfzehn Jahre Costüm-Geschichte in Modenbildern"; wenngleich er sich nur als „eine sehr bescheidene Auswahl" aus den Hunderttausenden von Abbildungen der internationalen europäischen Tracht seit 1775 bezeichnet, die im Besitze der Lipperheide'schen Sammlung für Costümwissenschaft sich befindet. Eine Bibliographie der deutschen Modezeitungen des letzten Vierteljahrhunderts bildet den Schluß dieses interessanten Gedenkbuchs an das großartige Gedeihen eines mit Geschick entworfenen und mit Umsicht geleiteten buchhändlerischen und kunstgewerblichen Unternehmens.

— Folgende „Berichtigung" ist uns zugegangen:

Zu der Besprechung meiner Schrift: „Die Geschichtsphilosophie Hegel's und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann, ein kritischer Versuch", Leipzig 1890, durch Herrn Professor Konrad Hermann in der Nr. 41 der Bl. vom 9. October 1890 habe ich zu bemerken:

1) Wenn Herr Professor Hermann sagt: „Ueber diesen Punkt (die Grundanschauungen der Philosophie Hegel's) spricht sich der Verfasser nicht mit der nöthigen Sicherheit und Klarheit aus"; ferner: „Der Verfasser ist noch zu sehr befangen in dem abstracten Kategorienschematismus Hegel's", so verweise ich — von allem andern abgesehen — nur auf das Schlußkapitel, „Ergebnisse" betitelt (S. 120—124). In diesem, wie im Laufe der ganzen Untersuchung, stelle ich unter beständiger Kritik der dialektischen Methode Hegel's, als einer durchaus verwerflichen, die moderne genetische keineswegs mit Kategorien, sondern mit den Thatsachen und den Gesetzen derselben operirende Methode gegenüber.

2) Herr Professor Hermann spricht nur über die zehn Zeilen, die von ihm handeln, und allenfalls noch über eine Seite des Kapitels über Hegel's Methode. Von den übrigen 147 Seiten berichtet er nichts. Es werden darin außer Hegel's Philosophie der allgemeinen Geschichte, der Religionsgeschichte, der Kunstgeschichte, der philosophischen Entwickelung auch die theilweise sehr ausgeprägten Anschauungen von Gans, Lassalle, Marx, Hartmann, Vischer, Carriere, Erdmann ausführlich dargestellt und mit Hülfe der mir sehr wohl bekannten Ergebnisse der „modernen Sociologie und Biologie", sowie vieler Einzelstudien eingehend kritisirt.

Leipzig, 15. October 1890. Dr. Paul Barth.

Bibliographie.

Alberti, C., Federspiel. Harmlose Geschichten. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Baer, C., Rosen und Cypressen. Gedichte. München, Merhoff. 8. 2 M.

Baltz, Johanna, Im Puder und Reifrock. Rokoko-Geschichten, enthaltend: Frauenkunst. — Nach hundert Jahren. — Der Hexenmeister. Hamm i. W., Grote. 8. 1 M. 50 Pf.

Cölln, D. v., Bilder aus Ostafrika. Leipzig, Wallmann. 16. 30 Pf.

Eden, Carla, Stoppelfelder. Roman. 2 Thle. in 1 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Eynatten, Carola Freiin v., Rheinsagen. Sagen und Geschichten. Weimar, Jüngst u. Comp. 8. 2 M.

Falk, V. v., Der Scharfrichter von Berlin. Roman nach Acten, Aufzeichnungen und Mittheilungen des Scharfrichters J. Krautz. 2 Bde. Berlin, A. Weichert. Gr. 8. 13 M.

Haarhoff, B. J., Die Bantu-Stämme Süd-Afrikas. Eine ethnologisch-mythologische Studie. Leipzig, Fock. 8. 2 M.

Hartenstein, Anna, Aus dem Bürgerhause. Novellen. Dresden, Verlag des „Universum". 8. 2 M.

John, A., Kohlhaas oder der Kampf um's Recht. Ein Trauerspiel für das Volk. Zum Theil nach der Kleistschen Erzählung bearbeitet. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

Kirchhoff, A., Stanley und Emin, nach Stanleys eigenem Werke. Mit Emins Porträt. Halle a. S., Hendel. Gr. 8. 50 Pf.

Kurrein, A., Die sociale Frage im Judenthume. Mülheim a. Rh. 8. 80 Pf.

Laverrenz, V., Reserve hat Ruh!? Erinnerungen eines Eingezogenen. Berlin, Laverrenz. 8. 1 M.

Lehr, O., Mars Imperator. Heitere und ernste Bilder aus dem Soldatenleben. Berlin, Laverrenz. 8. 1 M.

Nally, A., Die Rache einer Frau. In Civita Vecchia. Zwei Novellen. Berlin, A. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Pfleiderer, R., Das Münster in Ulm. Ulm, Ebner. 8. 1 M.

Polek, J., Der Protestantismus in der Bukowina. Czernowitz, Pardini. 8. 1 M.

Puder, H., Die Aufgabe des deutschen Conservatoriums. Dresden, Pierson. Gr. 8. 50 Pf.

Römpler, Das Friedensfest. Vaterländisches Lustspiel. Plauen i. V., Kell. Gr. 8. 50 Pf.

Schram, W., Unser Kaiser im Liede. Eine Festgabe zum 60. Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I. Brünn, Rohrer. Gr. 8. 2 M.

Schumann, G., Hans Sachs, ein deutscher Handwerker und Dichter. Nach seinem Leben und nach seinen Dichtungen für das deutsche Volk dargestellt. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Trinius, A., Thüringer Wanderbuch. 4. Bd. Minden, Bruns. 8. 5 M. 50 Pf.

Unter der Fahne des Regiments Nr. 76 1870/71. Tagebuchblätter eines Füsiliers. Hamburg, Eckardt u. Meßtorff. 8. 4 M.

Vikoler, H., Der Volksfreund. Schauspiel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Vogt, O., Zum Feierabende. Heitere und ernste Geschichten aus dem schlesischen Gebirge. In dessen Mundart erzählt. Wüstegiersdorf, Jacob. 1889. Gr. 8. 75 Pf.

Wäschke, H., König Siegfrieds Einkehr. Dichtung. Zerbst, Gast. Gr. 16. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ende October erscheint:

Supplement zu Stanley: Im dunkelsten Afrika.

Jephson-Stanley, Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria.

Neunmonatlicher Aufenthalt und Gefangenschaft in der letzten der Sudan-Provinzen.

Mit 46 Abbildungen, einer Facsimiletafel und einer Karte.

8. Geheftet 9 M., gebunden 10 M. In 18 Lieferungen zu 50 Pf.

Jephson, den Stanley seiner Bewunderung für Emin Pascha halber einen „Eministen“ nennt, schildert in seinem unter Mitwirkung Stanley's entstandenen Werke die abenteuerlichen Erlebnisse, die Emin Pascha und er in der Aequatorialprovinz hatten und in deren Verlauf sie mit knapper Noth grausamem Tode entgingen; er ist der einzige Offizier der Stanley'schen Expedition, welcher Emin Pascha's Provinz und sein dortiges Wirken aus eigener Anschauung kennen gelernt hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Stanley: Im dunkelsten Afrika.

Aufsuchung, Rettung und Rückzug

Emin Pascha's,

Gouverneurs der Aequatorialprovinz.

Vierte Auflage.

2 Bände mit 150 Abbildungen und 3 großen Karten.

Geh. 20 M. Geb. 22 M. Velinausgabe geb. 40 M.

= Auch in 40 Lieferungen zu 50 Pf. zu beziehen. =

Lipsia-Häkel-Wolle

(Qualität, Bezeichnung und Aufmachung gesetzlich geschützt)

Vorzügliche Neuheit für Damenhandarbeiten!

Vorräthig in allen renommirten Tapisserie- und Garnhandlungen!

empfiehlt

Sächsische Wollgarnfabrik, vormals **Tittel & Krüger**

Kammgarn-Spinnerei, Färberei, Tapisserie-Manufactur, Plagwitz-Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Aus der Ecke.

Sieben neue Novellen

von

W. H. Riehl.

Dritte Auflage.

Oktav. Preis geheftet M. 6. —.

In geschmackvollem Einband M. 7. —.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emin-Pascha.

Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern.

Herausgegeben von

Dr. Georg Schweinfurth

und

Dr. Friedrich Ratzel

mit Unterstützung von

Dr. R. W. Felkin und Dr. G. Hartlaub.

Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichniß.

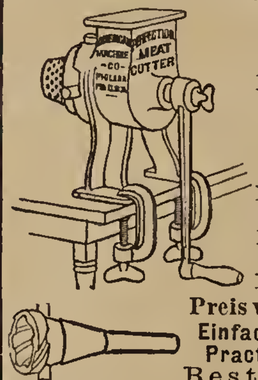
8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Eine Sammlung der zahlreichen bisher nur theilweise bekannten werthvollen Arbeiten Emin-Pascha's, namentlich auch der in seinen ausführlichen Reisebriefen enthaltenen Berichte: das einzige Werk, welches eine Uebersicht seines Schaffens und Wirkens gibt.

Fleisch-Hack-Maschine

„PERFECTION.“

Die neueste, verbesserte und billigste für Familiengebrauch



mit Wurststopf-Vorrichtung.
Patentirt in Deutschland, England u. Amerika.
Vorräthig in 3 Grössen.
No. 1. Hackt 1 Pfund
No. 2. Hackt 2 Pfund
No. 3. Hackt 3 Pfund
pr. Minute.

Preis von 8 bis 16 Mark.

Einfach. — Dauerhaft.
Practisch. — Billig.

Beste der Welt.

Zu haben in allen grösseren Geschäften Europas für Haus- u. Küchenbedarf.

Hauptniederlage für Wiederverkäufer

Hugo Winkhaus — Köln a. R.

E. G. Elbers — Hamburg.

Man verlange ausdrücklich Maschine „PERFECTION“.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**, 1890. Nr. 3.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 30. October 1890.

Drama und Theater.

Dramaturgische Vorträge. Von Alfred Freiherrn von Berger. Wien, Konegen. 1890. 8. 4 M.

Die wahre, innerliche Bedeutung der Dramaturgie für den Vollgehalt unsers Theatergenusses ist so alt nicht, wie vielleicht ein Bewunderer der einschlägigen Wirksamkeit Lessing's vermeinen möchte. Erst wenige Jahrzehnte überhaupt übt neben dem Kunstgenusse, den ein dramatisches Gebilde an sich hervorruft, die Schaustellung im Rampenlichte einen tiefern Reiz aus. Und, wie es zumeist in der Welt geht, wenn nach einem dogmatisch angehauchten Zeitalter eine Bewegung des Factischen und Praktischen kommt, es fegte das Erwachen einer lebenstreuen Bühnenkunst beinahe alle bisher gültigen Anschauungen hinweg, und die schönsten Lehrgebäude des Studiertisches brachen in sich zusammen. Nicht als ob die Gesetze erfahrener Meister des dramatischen Stils kurzerhand durch andere Normen abgelöst oder die Sätze verständnißinniger Kritiker der ältern Musterleistungen durch unanfechtbare Reformbelege Lügen gestraft worden wären: so hastig geht man im Reiche der Kunst nicht über das anerkannte Gute zur Tagesordnung über. Nur wo sich glühendes Streben mit ebenbürtiger Begabung zusammenfindet und willig zu zielbewußtem Bunde eint, darf der Anspruch, dem Fortschritte auch mit der sichtbaren That zu huldigen, kühn auftreten. Aber außer manchem andern will heute ein ferneres, laut vernehmbares Verlangen befriedigt sein und die jüngsten dramaturgischen Aeußerungen geben dies zu. Keiner vermag in unserer Gegenwart, die in jedem Winkel von drängenden socialen Fragen erfüllt ist, die Hand in die offene Wunde des Theaterwesens zu legen und dabei umfänglichere Aufmerksamkeit erregen wollen, wenn er nicht Fühlung sucht mit der socialen Gärung im Menschengeschlechte. In der Bühnendarstellung sieht der moderne Mensch, wie es Prinz Hamlet etwas doctrinär ausdrückt, das Spiegelbild seiner Persönlichkeit in ihren Leiden und Freuden. In den untersten Schichten wächst mächtig die Lust, in diesen Spiegel zu schauen, um klar zu ergründen, wie man ist, sein möchte und sein soll.*) Ein weiter Acker mit fruchtverheißender Bodenkrume winkt hier dem Dramaturgen. Sollte das Theater einst den Rang einer moralpädagogischen Anstalt einnehmen, so darf es sich nun zu dem ungleich allseitigern, aber auch verantwortungsvollern einer socialpädagogischen erheben.

Diese hehre Aufgabe seiner Kunst verficht begeistert Dr. Alfred Baron Berger in seinen „Dramaturgischen Vorträgen". Die vielbesprochenen Vorgänge, die im vorigen Winter Berger's Rücktritt von dem Secretariat des wiener Hofburgtheaters veranlaßten, überheben der Nothwendigkeit, seine Bekanntschaft zu vermitteln. Man hatte in ihm den zukünftigen Director dieser in mehr als einer Hinsicht musterwürdigen Bühne erwartet, ja erhofft. Auch Ludwig Speidel, das kluge Theaterorakel der „Neuen Freien Presse", heischte ihn, nachdem er selbst den ehrenden Antrag der Generalintendantur abgelehnt hatte, an August Förster's Platz als Leiter der ersten deutschen Bühne. Berger besitzt zweifellos als erprobter artistischer Beirath der Direction ein treffliches Wissen in allem Zubehör einer Theateraufführung, als literarisch und literarhistorisch fein gebildeter Mann einen seltenen Reichthum an geschichtlicher Sachkenntniß, als heller Kopf ein offenes Auge für die Forderungen eines reformseligen Publikums. Zugleich beherrscht er die Form literarischer Mittheilung der gewonnenen Ergebnisse und ist in der Erörterung verwandter Probleme geschult. Es sei nur an die eindringende philosophisch-literarische Arbeit über „Goethe's

*) Wir erlauben uns, zunächst die Thatsache, und wenn wir hierüber eines Bessern belehrt sein sollten, die angegebene Begründung derselben zu bezweifeln. D. Red.

Faust und die Grenzen der Naturerkenntniß" (1883) und die spätere scharfsinnige Schrift „Raumanschauung und formale Logik" erinnert. Berger hielt im Winter 1889 auf 1890 an der wiener Universität, an der er sich kurz vorher als Privatdocent habilitirt hatte, Vorlesungen unter dem Titel „Beiträge zur Aesthetik und Technik des Dramas", die von den Liebhabern des anziehenden Stoffs zahlreich besucht wurden und nun hier mit Ersetzung eines der 15 Vorträge durch einen anderwärts gehaltenen im Druck vorliegen. Berger verbreitet sich darin über alle Hauptfragen der herangereiften Dramaturgie, indem er wesentlich der Grundansicht huldigt, daß es zum Wesen des wirklichen dramatischen Kunstwerks gehöre, die Eigenschaften des Gedichts und des Bühnenstücks harmonisch zu verschmelzen und somit zugleich die Anforderungen der Poetik und des Theaterkanons zu erfüllen. Er wirft sich nicht zum Propheten eines alleinseligmachenden Glaubens auf, der die der Aufklärung harrenden Massen der Theatergönner mit dem zuckersüßen Manna hübsch mundgerecht zugestutzter Gemeinplätze füttere, obzwar er sich im Verlaufe der Auseinandersetzungen als ein äußerst kundiger Führer durch den Wirrwarr von dramatischen Erzeugnissen, Fragen und Ansichten offenbart, der wol auf die Selbständigkeit und geistige Fülle seiner Welt- und Bühnenanschauung pochen könnte.

Es mag dem regelmäßigen ernsten Besucher besserer Vorstellungen schwer fallen, sich mit Berger einmal ein Weilchen auf einen unbefangenen Standort zu versetzen. Wenn heute in den prächtig getäfelten Wandelräumen unserer reich mit allerlei flimmerndem Zierath geschmückten Schauspielhäuser die heiter lachende Zuschauermenge in Salongewändern auf- und abwogt, um eine sitteverhöhnende Ehebruchsgeschichte vom Seineufer, eine prickelnde Operette oder eine aus aufdringlicher Plattheit und großstädtischer Kalauersucht geborene Posse leichthin in angelernten Modewendungen zu richten, beschleicht den nachdenklichen Beobachter unwillkürlich der Gedanke an „die gute alte Zeit". Man braucht beileibe kein Lobhudler rückläufigen Strebens in Staat und Leben zu sein, um in der sogenannten „modernen" Weltanschauung vieles ungesund, in den anmaßenden Urtheilssprüchen zahlloser Kritiker der Gegenwart beinahe alles faul zu finden. Es heißt, kraftsaugende Giftpflanzen hätten mit ihren Wurzeln den Boden der Gesellschaftsordnung unterwühlt, auf dem wir stehen. Auf dem Felde der Bühnenkunst, die am lebendigsten unter ihren Schwestern in die Erholung, Zerstreuung, Erziehung der Zeitgenossen hereinreicht, ist das sechzig Jahre alte Wort Salvandy's: „nous dansons sur un volcan", sicherlich gültig. Die vielen jungen Reformer, mögen sie einzeln oder in vereinsartigen Gruppen Parnaß und Bühne zu stürmen wagen, wissen selbst meist am wenigsten: Wohinaus? Aber der Blick für das Schlechte und Kranke ist hierdurch geschärft, und die täuschende Hülle ausgeklügelten Aufputzes kann nicht mehr Hohlheit des Gebotenen, Wurmstichigkeit der strotzenden Früchte an dem himmelstrebenden Unterholze verdecken. Hier setze nun die Belehrung kundiger Männer wie Berger ein! Gestürzt sind die Baumriesen der Vergangenheit, in deren Schatten so sanft, so süß zu ruhen war. Freilich, man wiegte sich damals eigentlich blos in romantischen Träumen, man verließ das Diesseits des Alltags, wenn das Feld der dramatischen Dichtung beschritten war. Heute ruft man gerade das Leben der Werkelwoche auf die Bühne, nicht sonntäglich ausstaffirt, sondern unvermummt, so wie es eben ist. Ob hier Echtheit und Schönheit reden, wenn die Thatsachen splitternackt vor Ohr und Auge treten? so fragen die verbissenen Gegner der modernen Empfindung. Das dramatische Gespinst muß erlebt sein, um echt, lebenswahr, seelenerwärmend und packend, um künstlerisch groß zu sein. So meint Berger, der vermöge genauer Umblicke unter andern behaupten darf:

> Die deutsche dramatische Literatur liegt gegenwärtig tief im Argen.... In einer in ihren Tiefen aufgewühlten und verwirrten Zeit, wie die unsrige, blüht auf allen Feldern menschlichen Lebens und Strebens der Weizen der Speculanten und falschen Propheten, und auch auf der Bühne versucht man ihn auszusäen.

Er hat sich daran gemacht, die an den Rand des Horizonts gerückten Leitsterne dramaturgischer Ansicht auf den Zenith des Theaterhimmels zurückzuführen. Die gang und gäbe Kritik schilt er unfruchtbar, weil sie den Dramatiker nicht versteht und darum nicht belehren kann. Sie geziemend auszuüben, brauche es jedoch ehrlichsten Willens, warmen mit- und nachempfindenden Gemüths und gut bewanderter Umsicht in den vier Gattungen, „deren einträchtiges Zusammenwirken das dramatische Kunstwerk erzeugt", der Dicht-, Schauspiel-, Regie- und Darstellungskunst. Nicht an todter Regeln Befolgung sei der Beruf des Dramatikers gebannt, wie der des Kritikers nicht an wässerige Floskeln. Auch nicht an das Großartige des Stoffs, sondern an die geschickte Auswahl und Auffassung; der rechte Meister findet überall wo er sucht. Das Ausführen müsse in der Bühnenatmosphäre geschehen; kaum kann ein dramatisch wirksames Werk außerhalb dieser Luft gedeihen. Nur wer hier fußt, wird denen, die hierhin zu schauen und zu hören kommen, ganz verständlich sein, und das ist ein durchschlagender Beweis für oder gegen die Anwartschaft des Vollendeten: „Die schärfste Kritik eines Stückes ist in mancher Hinsicht die Unentbehrlichkeit eines Commentars." In dieser gegenständlichen (den Ausdruck verdanken wir Goethe) Herausarbeitung liegt das Geheimniß des dramatischen Erfolgs, zugleich der springende Punkt, wo Dichter und Schauspieler, wo Drama und Theater einander in die Hände arbeiten müssen, sie begründet das Charakterisiren von Person und Situation und entscheidet damit das Geschick des theatralischen Wurfs.

In dem engen Rahmen dieses Berichts ließ sich der hohe Werth der aus voller Ursprünglichkeit quellenden Gedankengänge Berger's nur mehr mittelbar streifen. Seine edle Absicht, Wissensdurstige zu unterrichten über das, was

er selbst mit schwerer Mühe sich angeeignet hat, krönt der Ruhm, nach Lessing, Schiller, Schlegel, sowie nach Rötscher, G. Freytag und Bulthaupt neue Wege, von denen er das üppige Unkraut erst wegjäten mußte, mit neidenswerther Sicherheit gegangen zu sein. Da er in den Ueberlieferungen des Burgtheaters und der österreichischen Dramatik groß ward, so klimmt er oft an Grillparzer's oder Hebbel's Hand bergan. Aber sein eigentlicher Lehrherr, sein Genius, dessen Welt und Wesen ihm ständig vorschwebt, ist Shakespeare, namentlich dessen dramaturgisch unerschöpflichstes Erzeugniß „Hamlet". Gewiß, der klaffende Spalt zwischen Leben und Poesie wird sich auch mehr und mehr verengern, wenn Berger's Forderung genügt ist, daß das dramatische Werk erst in dem Gelingen der Bühnendarstellung Beruf und Bestimmung verwirklicht sieht. Vielleicht bahnt sich dann eine Aussöhnung an zwischen den prosaisch abgestumpften Gedanken des hastenden bürgerlichen Schaffens und denen der geweihten Stunde geistigen Genießens im Schauspielhause, das immer einen im Leben wurzelnden Idealismus in der ganzen versammelten Volksgemeinde zu entfachen und so wahrhaft zu den „weltbedeutenden Bretern" sich zu gestalten den Beruf gewonnen haben würde.

Julius Deckel.

Allerlei vom Büchermarkt.

1. Ehre. Roman von Ossip Schubin. Vierte neu durchgesehene Auflage. Dresden, Minden. 1887. 8. 4 M.

Seit der ersten Auflage des Romans „Ehre" hat Ossip Schubin eine große Anzahl von Büchern veröffentlicht, in keinem aber hat sie wieder die Höhe erreicht, auf der diese ihre erste größere Arbeit steht. Dieselbe dürfte auch besonders dazu beigetragen haben, die Verfasserin so bekannt und beliebt zu machen.

Der Roman spielt in der österreichischen Aristokratie, mit deren Verhältnissen die Verfasserin wohlvertraut ist und aus der sie auch den Stoff der meisten ihrer folgenden Erzählungen genommen hat. Die Ehre, die dem Buche den Titel gegeben, ist die eines Edelmanns, des Barons Lanzberg, der als junger Offizier einen Wechsel gefälscht hat, um einer spanischen Tänzerin, für die er eine blinde Leidenschaft gefaßt hat, einen kostspieligen Wunsch zu erfüllen. Bald nachdem er seine Strafe, die durch die Gnade des Kaisers auf ein Jahr Festung herabgemindert worden, abgebüßt hat, bricht der Krieg gegen Preußen aus und er tritt freiwillig als Gemeiner in ein Jägerbataillon. Die Todesverachtung, mit der er bei Königgrätz gekämpft und die Fahne gerettet, bewirkt, daß ihm ein kaiserlicher Machtspruch seine gesellschaftliche Stellung zurückgibt; aber sie bleibt doch eine schiefe und gedrückte, er bleibt der „gewisse Lanzberg". Sie wird nicht besser, als er die Tochter des reichen Emporkömmlings Harfink heirathet, ein schönes, aber seichtes Geschöpf, dessen Vergnügungssucht ihn in das Treiben der Gesellschaft zieht, die er so ängstlich meidet. Seine Frau weiß von seinem Vergehen nichts; er hat es nicht über sich gebracht, ihr es mitzutheilen, und ihre Mutter gebeten dies zu thun. Diese aber hat es unterlassen, da ihr an dem Zustandekommen der Partie gelegen war. Nach dem Tode dieser Frau heirathet der Witwer die Spanierin, die Lanzberg's Unglück verschuldet hat; aus Rache dafür, daß sie von Lanzberg und seiner Gattin, deren Stiefmutter sie jetzt ja ist, nicht gut empfangen worden, klärt sie jene über Lanzberg's Vergangenheit auf. Die junge Frau wirft sich in der Aufregung über diese Entdeckung an ihren Anbeter weg und entflieht mit ihm. Ein halbes Jahr später tödtet sich Lanzberg, seines bemakelten Lebens müde, und sühnt so in den Augen seiner Bekannten sein Vergehen. Wenn man von ihm spricht, nennt man ihn nicht mehr den „gewissen", sondern den unglücklichen Lanzberg.

Der Roman ist keineswegs fehlerfrei. Daß Harfink gerade jene spanische Tänzerin, die seinen Schwiegersohn unglücklich gemacht, kennen lernt und heirathet, ist ein Zufall, der zu verhängnißvoll ist, um wahrscheinlich zu sein. Die Verfasserin hätte seiner übrigens durchaus nicht unumgänglich bedurft, um ihre Erzählung zu dem beabsichtigten Schlusse zu führen. An der Sprache sind manche Nachlässigkeiten und Ueberschwenglichkeiten auszustellen. Daß die Verfasserin wiederholt als solche in die Erzählung hineinspricht, wenn auch nur mit kurzen Bemerkungen, ist ein Verstoß gegen die Technik, der noch etwas dilettantenhaft aussieht.

Aber trotz all dieser Mängel und selbst dann, wenn man die Benutzung des Zufalls, als eines Gewaltmittels, streng verurtheilt, muß man das Buch doch als eine selten gute Leistung anerkennen, denn seine Fehler werden durch seine Vorzüge mehr als aufgewogen. Vor allem ist die glänzende von großer Menschenkenntniß zeugende Zeichnung der Charaktere hervorzuheben, die der Verfasserin zu jenen geistvollen und überraschenden, wenn auch oft bizarren Einfällen und Sarkasmen Gelegenheit gibt, welche ein Hauptmerkmal ihrer Eigenart bilden. So schildert sie eine Tischscene, bei welcher der Emporkömmling Harfink, der mit den Fremdwörtern auf gespanntem Fuße steht, von den „Medisationen" Lamartine's gesprochen hat, in folgender ergötzlichen Weise:

Susanne stürzt dem bedrängten Gatten zu Hülfe. „Ah, ah, ah" ruft sie mit schrillem Lachen, „mein Mann nennt die Meditationen immer Medisationen — sehr boshaft, finden Sie nicht? Aber ein guter Witz." Papa Harfink, traurig durch das Bewußtsein, daß es immer eine Gardinenpredigt setzt, wenn seine Frau vor Leuten so energisch einen Witz von ihm belacht hat, an dem er sich unschuldig fühlt, leckt mit Grazie und Melancholie sein

Messer von allen Seiten ab. Seine Frau sieht aus, als wär sie's geradezu müde, ihm die Löwenhaut immer und immer wieder über den langen Ohren zusammenzuziehen.

Auch das zweite Merkmal von Schubin's Eigenart, das zwar als solches vielleicht weniger bekannt, aber darum nicht minder bezeichnend ist, kommt in diesem Romane zu voller Geltung: jene schwärmerische, meist schwermüthige Poesie, die nicht selten verschwommen und überschwenglich wird, oft aber anziehend ist. Als Probe dafür diene folgende Beschreibung des Frühlings:

Ein Seufzen und Schluchzen, wie das von gequälten Engeln, ein Toben und Schnauben, wie das eines Tyrannen, der seine letzte Stunde nahe fühlt, eine laue Atmosphäre, die ein kalter Sturm durchfährt, Hagel, Frost, erfrorene Schneeglöckchen, liebliche Vasallen des Frühlings, die es eilig hatten, ihren Herrn zu begrüßen und die zu seinen Füßen sterben — ein schwarzes Unwetter, durch das sich ein Sonnenstrahl ringt, ein Himmel, der Diamanten regnet, eine Erde, die im Schlamm erstickt, dann plötzlich Stille, die todte Stille, die auf einen großen Sieg, eine große Niederlage folgt.

Durch die Lüfte zieht eine verschwommene Musik, wie Kinderlachen oder Rauschen von Engelsflügeln, die Erde erwacht mit einem Schlage, ganz weiß und duftig geschmückt, gleich einem jungen Mädchen am Tage seiner ersten Communion.

Es ist der Frühling, der wunderschöne Frühling von Paris.

Die Vereinigung dieser zwei Eigenthümlichkeiten verleiht Schubin's Erzählungen jenen pikanten seltsamen Reiz, den man mit einem feinen narkotischen Dufte vergleichen möchte. Aber nicht darin allein liegt die Schönheit dieses Romans, sondern mehr noch in seiner erschütternden Tragik, die in ihrer einfachen Lebenswahrheit zu Thränen rührt, deren man sich hinterher nicht zu schämen braucht. Das Seelenleiden des „gewissen" Lanzberg, sein Verhältniß zu seinem Kinde, seinen Tod, das hat nicht nur eine geistvolle Schriftstellerin geschrieben, sondern eine Dichterin.

2. Mit tausend Masten. Roman von Karl Baron Torresani. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Baron Torresani hat in seinem Romane „Aus der schönen, wilden Lieutenantszeit" einen literarischen Anfang gemacht, der Gutes versprochen hat. Sein zweites Buch: „Schwarzgelbe Reitergeschichten" zeigt auch dank der gedrängtern Form einen Fortschritt. Leider ist von diesem in dem dritten und neuesten Buche des Verfassers nichts zu bemerken. Allerdings fehlt auch in diesem weder die frische Urwüchsigkeit noch der derbe Humor, die die andern Arbeiten des Verfassers so anziehend machen; auch der unfertige, ja unordentliche Eindruck des Romans läßt sich vielleicht theilweise daraus erklären, daß er noch nicht zu Ende ist und in einem zweiten Bande zum Schlusse geführt wird: aber ganz verfehlt und scharf zu rügen ist die Form, die der Verfasser seiner Erzählung gegeben hat. Baron Torresani begeht damit zwar nur einen Fehler, der von den meisten andern Schriftstellern gemacht wird, der aber eben darum nicht oft und nicht scharf genug getadelt werden kann. Vom Realismus der Form hat er gleich jenen keine Ahnung, und doch ist dieser ebenso nöthig wie der des Inhalts, um eine Erzählung natürlich und wahrhaft zu machen. Mit unbegreiflicher Vorliebe legen die Autoren ihre Geschichten irgendjemand in den Mund oder erzählen sie in der Ich-Form, ohne zu bedenken, daß diese unnatürliche Technik unausbleiblich eine lange Kette von Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten nach sich schleppt; ja sie vergessen nicht selten im Laufe der Erzählung die subjective Form und lassen Dinge berichten, von denen der Erzähler unmöglich etwas wissen kann, weil sie sich nicht in seiner Gegenwart zugetragen haben.

Baron Torresani erzählt die Geschichte selbst zwar nicht in der ersten Person, aber in der Einleitung, die er ihr vorausschickt, tritt er persönlich auf, bringt sich mit der Heldin in Beziehung und sagt, er wolle deren Schicksal erzählen. Aus dieser Einleitung soll man entnehmen, er berichte Thatsachen; im Laufe der Erzählung aber widerspricht er dem, indem er schreibt:

Es ist eine misliche Sache, in einer örtlich bewegten Erzählung, wie die vorliegende, die Reisebeschreibung mit der Fabel fortlaufend verbinden zu sollen....

Diese Aeußerung wäre übrigens auch ohne den Widerspruch, den sie enthält, tadelnswerth; denn es ist äußerst unpassend, mit solchen Bemerkungen mitten in die Erzählung hinein zu platzen. Baron Torresani thut dies öfter. So unterbricht er die eben sehr bewegte Handlung plötzlich mit folgender Apostrophe:

Mein Leser! Du und ich, die wir keine Klatschbasen ... sind....

Gelegentlich einer Beschreibung der Spielertypen in Monte Carlo schreibt er:

Gehen wir weiter! Mit dem Russen da ist nicht zu spaßen; er wäre im Stande uns zu insultiren, weil wir ihn anschauen u. s. w.

Es wäre zu wünschen, Baron Torresani bewahrte die in Aussicht gestellte Fortsetzung seines Romans frei von diesen häßlichen Schlacken; es gereichte ihm zum Vortheile, denn dann käme sein starkes, frisches Erzählertalent erst recht zur Geltung; der Leser aber könnte sich ungestört daran erquicken.

3. Blumenmärchen. Von Paul Mantegazza. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Italienischen von R. Teuscher. Jena, Costenoble. 1890. 8. 4 M.

Man wäre versucht sich darüber zu wundern, daß ein Gelehrter wie Professor Mantegazza ein Buch geschrieben, das den Titel „Blumenmärchen" führt; kennt man aber einige seiner andern Werke, so wird man es keineswegs befremdend finden, auch wenn er das überspannteste Epos schriebe. Er spricht ja mit großer Vorliebe in prunkenden, womöglich hyperbolischen Bildern, mit einem Feuer, das die kühle nüchterne Wirklichkeit erstickt. Da muß es ihm ja eine Wonne sein, wenn er seiner ungestümen Einbildungskraft einmal die Zügel schießen lassen, wenn er in Tropen schwelgen kann. Und dazu geben ihm seine

Blumenmärchen vollauf Gelegenheit. In jedem von ihnen — es sind deren 60 — erzählt er die Entstehungsgeschichte einer andern Blume.

Den Ursprung dieser und jener Blume auf wunderbare Weise, durch ein Märchen, zu erklären, mag ja eine ganz glückliche Idee sein, die sich namentlich für die Versform eignet; vorausgesetzt natürlich, daß sich zwischen den Eigenschaften der betreffenden Blume und ihrer erdichteten Entstehung eine ungezwungene, sinnige Beziehung ergibt. Die läßt sich aber bei einer so großen Anzahl von Blumen, wie Mantegazza sie genommen, unmöglich herstellen; und selbst wenn es ihm geglückt wäre: so oft hintereinander, einen dicken Band von mehr als 400 Seiten hindurch, Variationen desselben Themas zu lesen, müßte langweilig werden. Nun ist es ihm aber durchaus nicht gelungen. Die Erfindung ist weit herbeigeholt, meist ganz ohne innern Zusammenhang mit der betreffenden Blume; der phantastische prunkhafte Tand, mit dem der Verfasser all diese Geschichten ausgestattet hat, können über ihre Hohlheit nicht hinwegtäuschen. Für diese spricht besonders deutlich das Märchen vom Cyclamen: der Verfasser vergleicht diese Blume mit einem „geflügelten Kusse", ein Gedanke, dessen sinnreiche Anschaulichkeit schon in seinem Buche „Lebensweisheit für die Jugend" aufgefallen ist. Von dieser merkwürdigen Vorstellung ausgehend, die außer ihm gewiß niemand beim Anblick eines Cyclamens haben wird, erzählt er dessen Geschichte. Auch bei den Märchen von der Hyacinthe und Narcisse zeigt sich seine Ohnmacht, denn sie fordern zu einem Vergleiche mit den diese Blumen betreffenden „Verwandlungen" Ovid's heraus.

Mantegazza wird von seinen überschwenglichen Landsleuten vermuthlich dieser Märchen wegen auch als großer Dichter gepriesen werden; nun, wem eine schrankenlose Phantasie und schwülstige Tiraden Poesie bedeuten, der mag diese Märchen poetisch finden, allen anderen aber werden sie als überspanntes Geschwätz erscheinen.

Er hat diese Märchen den künftigen Kindern seiner jetzigen Kinder gewidmet, „damit sie eines Tages erfahren, daß ihr Großvater in seinem Alter wieder zum Kinde geworden"; nichtsdestoweniger passen sie keineswegs für Kinder, denn fast in jedem gebraucht er das Wort „Wollust", schwärmt von den Schönheiten des Frauenleibes und preist die Freuden der Liebe. Für Erwachsene eignet sich diese Lektüre nun freilich auch nicht.

Der Uebersetzer hat nicht eben ein verdienstliches Werk gethan, indem er zur Verbreitung dieses Buchs beigetragen; er hätte seine Kenntniß der italienischen Sprache zur Uebertragung eines bessern Werks verwenden sollen.

4. Zur Philosophie der Kindersprache. Gereimtes und — Ungereimtes. Von Agathon Keber. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Grieben. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser dieses kleinen Buchs hat das Werden der Sprache am Kinde sorgfältig beobachtet, die so gemachten Erfahrungen fleißig gesammelt und systematisch geordnet zu einer Philosophie der Kindersprache geformt. Er hat damit gewiß ein löbliches Werk gethan. Sein Aufsatz bietet jedem, der sich für die Sprache interessirt, Lesenswerthes, namentlich aber ist er den Aeltern kleiner Kinder zu empfehlen, die eben sprechen lernen.

Unbegreiflicherweise hat der Verfasser diese Arbeit mit Aphorismen und Gedichten, die mit ihr nicht im entferntesten Zusammenhange stehen, zu einem Buche vereint. So ganz unpassend dies auch ist, man könnte es noch hinnehmen, wenn dieser Anhang Gutes böte. Das „Ungereimte", die Aphorismen sind noch annehmbar, ja sie enthalten sogar manchen hübschen Gedanken, aber das Gereimte, die Gedichte! Einige Proben mögen deren Werth zeigen:

Wonne der Wehmuth.

Es tönt der Freude Klang
In Wald und Fluren all,
Im lauten Vögelsang
In Berges Widerhall;
In Himmels blauer Höh'
In Wassern tiefer See (!)
Rauscht lebensfroh Gewühl. —
Der Wehmuth Hochgefühl,
Der Sehnsucht süßen Schmerz
Hast du nur, Menschenherz.

Im Gedicht „Der neue Bau" heißt es einmal:

Laßt Herz und Hand uns regen!
Ein Bauwerk fest und schön,
Soll mit des Höchsten Segen
Jetzt in uns selbst erstehn (!)

Ein Sinnspruch lautet:

Ein Gelenk, das knackt,
Ist nicht mehr vertrackt.

Das ist kaum mittelmäßig; die Form ist mangelhaft, denn die Verse sind meist ungelenk und die Reime gezwungen, oft unrein; der Inhalt aber ist unbedeutend. Das Ergebniß beider kann also kein gutes sein, und schon die Mittelmäßigkeit ist in der Poesie unerträglich, geschweige denn, was unter ihr ist.

Theodor von Sosnosky.

Ungereimte Epik.

1. Mehmed's Brautfraut (Smailagić Meho). Ein Volksepos der südslawischen Mohammedaner. Aufgezeichnet von Friedrich S. Krauß. Deutsch von Karl Gröber. Wien, Hölder. 1890. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Weltliteratur verdankt die Aufzeichnung und damit die Rettung dieses alten südslawischen Volksepos dem um slawische Culturgeschichte überhaupt so hochverdienten unglücklichen Kronprinzen Rudolf von Oesterreich. Dr. Krauß hat es im Auftrage des der Wissenschaft und Kunst und seinen ihm so innig ergebenen Völkern so jäh entrissenen

Herrn aus dem Munde eines fünfundachtzigjährigen Rhapsoden der Herzegowina aufgeschrieben, und Karl Gröber hat es in deutsche Verse übertragen, die ein so treues metrisches Abbild der Dichtung geben, wie sie ihre urwüchsige Frische athmen. Dieser frohe, um Blut und Leben unbekümmerte Heldensinn gemahnt in seiner heroischen Leichtherzigkeit an die vielgerühmte Perle der Percy-Sammlung: „Die Jagd im Chevy-Forst". Die örtliche Farbe ist naturgemäß so verschieden wie die englisch-schottische Grenzlandschaft und die Wiesen des Glina-Ufers, und die Form des Vortrags ist in beiden Fällen eine so andersartige, als die vierzeilige Strophe der englischen Ballade und der fünffüßige Trochäus der kroato-serbischen Poesie: hier und dort aber liegen gleich bedeutungsvolle, altehrwürdige Urkunden lauterer Volkspoesie vor, in welchen sich das nationale Heldenthum verklärt.

2. Wieland der Schmied. Von Otto Behrend. Leipzig, Renger. 1890. 8. 3 M.

Die erste Hälfte der Sage ist im Verhältnisse zur zweiten, inhaltlich ungleich bedeutenderen, zu eingehend behandelt worden, doch sind die Gestalten der drei Brüder und der drei Walküren anschaulich und zum Theile anmuthig dargestellt. Freilich weiß die ganze Geschichte Scheffel's Spazzo um vieles drastischer und schließlich auch poetischer zu erzählen als Otto Behrend. Wir gestehen ihm gern eine lebendige Phantasie und eine leidlich dienstfertige Sprache zu, aber sein rhythmisches Gefühl bedarf noch sehr der Bildung und Verfeinerung, denn die Scansion seiner Verse mit ihren fast durchgängigen sinnwidrigen Abbrüchen gibt dem Ganzen eine unschön zerhackte Physiognomie und stellt an die Mitarbeit des Lesers Ansprüche, die so ungerechtfertigt sind, als die Mühe sich fruchtarm erweist. Denn der Hergang der Mär von Wieland dem Schmied ist uns ja seit der Quinta geläufig geblieben und für alle Fälle in „Ekkehard" in den vergeßlichen Gemüthern wieder aufgefrischt worden. Daß ich dem Dichter nicht Unrecht thue, wenn ich seinem metrischen Gewissen die feinere Besaitung abspreche, sei mit Proben belegt, wie sie sich Seite für Seite finden; so S. 196:

> ... Hart dröhnend schlug der Leib des
> Unglücklichen Thorlewar zu
> Niding's Füßen nieder, aus dem
> Munde drang ein Strom hellrothen
> Blutes.

Oder S. 139:

> Ich lebe und das
> Ist für einen Mann genug, um
> Alle Hoffnung dran zu knüpfen.
> Wie die Sinne wieder frisch und
> Frei sich regen, neu erwacht aus
> Nächtigem Dunkel, soll mein Leib auch
> Wieder sich erheben, wär' ich
> Tausendfach gelähmt auch; für mich
> Lebt jetzt nichts, als nur das einzige
> Streben frei zu werden. Und ein
> Mann kann, was er will. Und bin ich
> Frei. ...

Man sieht, das ist reine, in achtzeilige Zeilen zerhackte Prosa. Dieser Trochäenbau übertrifft an Hartkantigkeit noch das Voß'sche Hexameterwesen. Der Verfasser muß durchaus einen längern Cursus in der Verslehre nehmen, ehe er wieder zu dichten anhebt.

3. Vevi. Eine Erzählung aus den Tagen des ersten Passionsspiels in Oberammergau. Von Gustav Schollwöck. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 2 M.

Ungleich correcter ist der Versbau dieser Dichtung. Ihren Inhalt bildet die unglückliche Liebe einer jungen Oberammergauerin und eines bairischen Prinzen. Andere Figuren, zum Theile aus romantischen Verhältnissen, ragen herein. Die Landschaft ist künstlerisch geschaut und gestaltet. Sonst waltet hier wie vorhin die Scheffel'sche Schablone des „Trompeter": der über Gebühr billige vierfüßige Trochäus und ein paar eingestreute Liederchen. Hiddigeigei wird vertreten durch einen Jagdhund, so bei Behrend, wie bei Schollwöck. Ein ernstes Streben, die Culturfarbe der Zeit zu treffen, ist indessen beiden nachzurühmen: nur ist die Scenerie bei Behrend in zu weiche Tinten getaucht. Jedenfalls sind beide mit ganzem Herzen bei ihrer Aufgabe gewesen. Hat Schollwöck ein schärferes Auge für das Einzelne und ist ihm überhaupt die größere Reife zu eigen, so pulsirt doch auch bei Behrend ein so frischer Herzschlag der Empfindung und eine so ersichtliche Schaffenslust, daß wir auf seinen fernern literarischen Pfad angenehm gespannt sind. Mit wie schönem Rechte wir auch Schollwöck wieder zu begegnen hoffen dürfen, würde seine gereimte Lyrik zwar kaum beweisen und selbst die hübschen Worte auf S. 174:

> Möchte weilen — darf nicht bleiben;
> Möchte fliehen — kann nicht eilen!
> Möchte ihn noch einmal grüßen —
> Muß doch seinen Anblick meiden,
> Der mit Zaubermacht entwaffnet
> Jeden schmerzerkauften Vorsatz!
> Ach wohin, und was beginnen! —

erheben sich zum Theile über die Gedanken- und Ausdruckssphäre selbst eines oberammergauer Bauermädchens: um so rüstiger aber ist sein epischer Stil, und seine Schilderungen wurzeln in sinniger Naturbetrachtung:

> Höher klimmt des Tages Leuchte;
> In verschwenderischer Fülle
> Streut sie sonnenwarme Grüße
> Auf der Loisach Fluren nieder,
> Wie die Küsse des Geliebten
> Heißer glühn im Abschiednehmen.
> Durch des Hochwalds Kronen zieht
> Leises Rauschen; manchmal schwillt es —
> In den Wipfeln rauscht Erinn'rung
> Von des Lenzes Blütenreizen,
> Von des Sommers Fruchtgepränge,
> Seiner Lüfte mildem Walten —
> Aber dann ein leiser Schauer

Rieselt durch's Geäste hin —:
Nun ade, du liebe Sonne,
Nun ade, ihr sanften Tage,
Jubellieder schmucker Vöglein,
Und des Waldbachs heimlich Plaudern,
Der so manche Sommernacht
Schaurig süße Elbenmärlein
Unermüdlich uns erzählte!

4. Hans Volkmar. Die Geschichte eines Künstlers von Georg Bormann. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1890. 8. 4 M.

Die Dichtung entrollt ein breit ausgeführtes Culturgemälde des 16. Jahrhunderts, dessen Mittelpunkt ein nürnberger Künstler bildet. Das Landsknechtsleben mit seinen Liedern spielt hinein und der Türkenkrieg mit seinen blutigen Greueln. Dann führt des Künstlers Pfad hinüber in den Süden. Venedig taucht vor uns auf in allem Glanze der Epoche. Ein Fest rauscht an uns vorüber in Tizian's Palazzo. Das deutsche Volkslied entfaltet selbst unter dem strahlenden Himmel Venedigs seinen rührenden Zauber, mitunter vom modernen Dichter gemodelt, aber doch nicht so einschneidend, als daß ihm der Vorwurf einer Versündigung am Geiste des Volksliedes nicht erspart bliebe, wie er dieser Hoffnung S. 365 Ausdruck lieh. Der Künstler wallt weiter nach Rom. Er tritt vor Michel Angelo. Der Gewaltige führt ihn vor seinen Moses und entläßt ihn mit dem Abschiedsgruße:

Auch dich mach' Liebe stark zum Ueberwinden,
Und treibe dich, das Schöne zu verkünden.
Gedenk des Alten, wie er dein gedenkt,
Und mit dir sei, der unsre Wege lenkt.

Die Worte klingen nicht eben michelangelesk. Man folge des deutschen Bildhauers Bahn denn selber weiter und zurück in die Heimat. Sie ist metrisch wenigstens hinreichend glatt. Der Scheffel'sche Trochäus waltet zwar auch hier vor, aber fünffüßige zum Theile gereimte Jamben und zahlreiche Volkslieder, wie erwähnt wurde, unterbrechen seine Eintönigkeit. Auch hier indeß kann man sich des leisen Wunsches nicht erwehren, der mich in den beiden vorhergehenden Epen auf keiner Seite losließ: hätte der Dichter doch in Prosa geredet! — Diese reimlosen Metren bleiben zu sehr Halbwerk. Sie lähmen den Epiker mehr, als sie ihn fördern. Mit Scheffel's „Trompeter“ hatten wir von dieser Gattung hinlänglich genug. Nun wird sie zu Tode gehetzt. Wenn ich der Form begegne, ergreift mich ein Staunen über die Wohlfeilheit der formalen Ansprüche, welche die Poeten an sich stellen. Und es rächt sich stets durch prosaische Verflachung. Lieber ehrliche ganze Prosa als halbe Poesie. Scheut man die Strophe, so folge man Byron. Da ist eine Fülle classischer Muster. Der reimlose Vier- und Fünffüßler ist für Epik zu schmuckarm und zu dürftig an Klangfarbe. Selbst das Drama, das doch der Odem der gesprochenen Rede und die lebendige Handlung der Personen trägt, greift hier in gehobenen Momenten unwillkürlich oder berechnend zum Reime.

Uebrigens kann Bormann, der sein Werk der Prinzessin Heinrich XVIII. Reuß j. L. zu Füßen legt, die edlere und kunstreichere Form nicht schwer werden. Denn seine Herrschaft über die Sprache ist vollkommen. Vielleicht lernt er auch, wenn er die formalen Anforderungen an sich höher stellt, gebundener zu reden. Die Reimlosigkeit läßt dem Ausdrucke zu sehr die Zügel schießen. Sie verführt ins Breite zu gehen. Sie lenkt ab vom Grundsatze strengerer Sichtung zwischen Wesentlichem und Nebensächlichem. Sie vergönnt dem Wesenlosen zu weiten Raum. Sie verwässert den Vortrag und verschleppt die Lösung. Sie ernüchtert die poetische Intuition und löst das Anschauungsbild in vagem Rahmen auf. Sie führt mit einem Worte selten zum Heile und ist mir persönlich — dies nebenbei — höchst unsympathisch, weil mir alles künstlerische Halbwesen zuwider ist.

Adalbert Schroeter.

Aus der Musikliteratur.

1. Wandernde Melodien. Eine musikalische Studie von Wilhelm Tappert. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, List u. Francke. 1890. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der vorliegenden Studie erste Auflage bildete den ersten Abschnitt der 1868 erschienenen „Musikalischen Studien“ des Verfassers. Bei dem unermüdlichen, nimmer ruhenden Sammelfleiße Tappert's ist es leicht erklärlich, daß innerhalb der 22 Jahre, die seit dem Erscheinen der ersten Auflage verflossen sind, eine große Menge neuer Beiträge zu seiner in diesem Schriftchen niedergelegten musikalischen „Transmutationstheorie“ sich gefunden haben. Und so erscheint denn die Neuauflage in der That sehr wesentlich durch Zusätze und Vermehrung der musikalischen Belege bereichert, als auch ihrem Umfange nach durch einen stattlichen „Anhang“, geistvolle musikalische Aphorismen enthaltend, vergrößert. Unter den letztgenannten nimmt der letzte — eine gedrängte Darstellung der Controverse über den Ursprung des „God save the king“ — die hervorragendste Stelle ein. Mit Chrysander betrachtet auch Tappert Henry Carey als den Componisten dieser Hymne, deren ursprüngliche Form nach einem Arrangement für Flöte auf S. 90 gegeben ist. Die Melodie findet sich mit geringen Abweichungen ferner in einer 1766 in Haag erschienenen Sammlung Freimaurerlieder („Lire maçonne“); noch überraschender aber ist, daß sie in einem Lautenmanuscript des Germanischen Museums, allerdings in einer sehr mangelhaften Transscription, vorkommt. Anklänge an die Melodie findet der Verfasser in einem

Stücke aus P. Fabritius' Lieder- und Lautenbuch aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts (Handschrift der kopenhagener Bibliothek), desgleichen in einem Menuett Telemann's, in dem Furienchor: „Wer ist der Sterbliche" aus Gluck's „Orpheus", in dem Volksliedchen: „Wenn ich ein Vöglein wär'", schließlich auch noch in einer ganz modernen Composition für Männerchor.

Dieses eine Beispiel scheint mir die starke wie die schwache Seite der Tappert'schen Auseinandersetzungen ziemlich deutlich darzulegen. Die Gleichheit der rhythmischen Bewegung zwischen der Hymne und dem Volksliedchen genügt doch wol nicht, um daraus den Schluß auf eine Art darwinistischer Transmutation der einen Melodie zu der andern zu ziehen, wie sie der Verfasser annimmt. Es ist ein unbestreitbarer und auch von Tappert angenommener (vgl. S. 2) musikalischer Grund- und Hauptsatz: „jede noch so ausgeführte Melodie hat eine einfache Grundlage". Diese kann aber keine andere sein als das einfache harmonische Element, das bereits in der Tonleiter verborgen liegt und das überhaupt den allerprimärsten Anstoß zur Bildung der Tonleitern selbst gegeben hat. Das in der Natur begründete nahe Verwandtschaftsverhältniß des Grundtons zur Quinte (3 : 2) brachte die Dominantenharmonie hervor, das demnächst nähere natürliche Verwandtschaftsverhältniß, Grundton zur Quarte (4 : 3), die Subdominantenharmonie. Die Quintenharmonie genügte in der ältesten Zeit, seit dem Guidonischen Hexachord tritt die Quartenharmonie bedeutsamer hervor und unsere Dur-Tonleiter ist nichts als eine ideale Combination dieser drei Harmonien. Wenn sich nun auf diesen Grundharmonien einfache Melodien aufbauten — vielleicht im Bereich eines einzigen Tetrachordes: g, a, h, c, so war die Möglichkeit sehr gering, aus diesen beschränkten Mitteln mannichfaltige Combinationen herauszugestalten. Daher denn auch die alten und ältesten Melodien bezüglich ihrer harmonischen Grundlage eigentlich zum größten Theile miteinander verwandt sind. Dem Verfasser genügt nun diese einfache harmonische Grundverwandtschaft zweier Melodien, um an ihnen ihre „Wahlverwandtschaft", bezw. ihren einheitlichen Ursprung zu erweisen. Ich meine indessen, daß dieses äußere Moment doch noch nicht ausreicht, eine innere, wirkliche Verwandtschaft, geschweige denn eine Art darwinistischer Descendenz zu erweisen, und so richtig es ist, daß Beethoven's „Air autrichien" in Op. 105 nichts anderes ist, als das Volkslied „A Schüsserl und a Reindel", so wenig kann ich glauben, daß die gleiche harmonische Folge unsers „Gaudeamus igitur" dieses Lied als einen Abkömmling jener Volksweise charakterisirt. Wenn alles verwandt wäre, was auf jenen drei Harmoniefolgen aufgebaut ist, dann gäbe es in der alten volksthümlichen Musik wol nichts mehr, was nicht verwandt wäre. Bisweilen genügt übrigens dem Verfasser der gleiche Duetus der Melodie bei verschiedener Harmonisirung, bezw. auch Rhythmisirung, um die Zusammengehörigkeit zweier oder mehrerer Melodien zu einer Sippe anzunehmen. Ich verweise hier auf das oben erwähnte Volkslied und die Melodie „God save the king". Die beiden Melodien zu Grunde liegende Harmonie ist grundverschieden, nur der Rhythmus ist gleich; und andererseits sind die zwei ersten Takte des Krönungsmarsches aus dem „Propheten" von Meyerbeer doch nur in sehr geringer Beziehung und ganz äußerlich und zufällig verwandt mit Haydn's „Gott erhalte Franz den Kaiser". In dem letztern Beispiele widerstreitet Rhythmus und Harmonie der vermeintlichen musikalischen Descendenz vollkommen. Man könnte mit gleichem Rechte auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft nicht blos gegenseitige Sprachenverwandtschaft, sondern auch genetische Entwickelung der einen Sprache aus der andern annehmen, wenn zufällig zwei an sich ganz Verschiedenes bedeutende Wörter in verschiedenen Sprachen lautliche Aehnlichkeiten aufweisen. Das wird aber, glaube ich, keinem Sprachgelehrten einfallen.

Wenn ich somit in manchen Beispielen keineswegs die geforderte nahe Beziehung zu erkennen vermag, wenn andererseits manche Zusammenstellung mehr den Charakter überraschender aber immerhin geistvoller „Reminiscenzenjägerei" (das Wort sei hier im guten Sinne gebraucht) an sich trägt, so liegt hingegen in alle dem, was über die Entstehung und die Wanderung der Volkslieder gesagt ist, unendlich viel Wahres und Ueberzeugendes. Vor allem ist auch die Form, wie es gesagt ist, so ansprechend, daß man sich von dem kleinen Schriftchen wirklich vom ersten Augenblicke angezogen fühlt und willig durch alle die Gebiete der musikalischen Literatur aus alter wie neuer Zeit mit den Melodien mitwandert. Ein buntes Kaleidoskop mit immer wechselnden Farben zeigt uns der Verfasser und überrascht uns ebenso sehr durch die Sicherheit, mit welcher er uns auf den entlegensten und verborgensten Pfaden zum richtigen Ziele führt, wie durch den unglaublichen Reichthum an Literaturkenntnissen. Seit vielen Jahren arbeitet der Verfasser an einer „Entwickelungsgeschichte der Harmonielehre". Es wird wol nur noch wenige Bibliotheken geben, deren in sein Fach schlagende Schätze der Verfasser nicht durchforscht und in peinlich genau geführten Collectaneen geborgen hätte. Leider hat die Welt von all diesen Schätzen bisjetzt nur aus gelegentlichen flüchtigen Andeutungen des Verfassers in Wort oder Schrift einiges erfahren; aber dieses verschwindend Geringe genügt bereits, die Aufmerksamkeit der gesammten musikalischen Welt zu erregen und auf die Wunder, die sich in dem geplanten Werke enthüllen werden, gespannt zu machen. Und so erregt denn auch der vorliegende „Tropfen aus dem Meere" von neuem das Verlangen, daß die unendlich reichen Sammlungen Tappert's endlich der Welt in der beabsichtigten Form zugänglich werden: der Kunst zum Nutzen, ihm selbst zur Ehre und zum unvergänglichen Verdienste! —

Wem Musikwissenschaft mehr ist als ein unfruchtbares Umherwühlen in „alten Scharteken", der nehme dies Buch zur Hand und staune, wie fruchtbar an interessanten Be-

ziehungen unter den Händen eines genauen Kenners der musikalischen Entwickelung auch das kleinste musikalische Motiv wird. Es gibt weniges, das — ganz abgesehen vom musikalischen Standpunkte — anziehender wäre, als diese Wanderungen der Volksmelodien zu verfolgen. Der Verfasser sagt mit Recht von ihnen:

Sie sind die unermüdlichsten Touristen der Erde. Sie überschreiten die rauschenden Ströme, passiren die Alpen, tauchen jenseit des Oceans auf und nomadisiren in der Wüste; überall andern begegnend, welche den entgegengesetzten Weg machen.... Oft kehren die Landstreicher mehr oder weniger verbrämt, maskirt und umgestaltet zurück und leben als „Importirte" ein neues, glänzendes Leben in der alten Heimat.... Aus der Werkstatt ziehen sie auf die Landstraße, mit dem Handwerksburschen in die Herbergen... vom Tanzboden gelangen sie in die Kinderstuben, aus den Concertsälen entschlüpfen sie und mischen sich unter die Schnitter auf dem Felde, leisten dem Jäger im Walde Gesellschaft oder kürzen dem Soldaten auf der Wache die Stunden. Vom Theater und der Gasse bahnen sie sich den Weg in die Kirchen und — umgekehrt.... Niemals, oder doch nur selten bleiben sie, was und wie sie sind... schon auf dem Wege zum Nachbar gehen bisweilen kleine Eigenthümlichkeiten verloren und andere treten an die Stelle, wie wir aus den unzähligen, fast täglich sich vermehrenden Lesarten der Volksweisen ersehen können. Die Umbildung hat kein Ende —!

Nur eine Ungenauigkeit im Citiren ist mir und zwar gleich in dem ersten Beispiele S. 7 aufgefallen: der Gesang der Magdalena: „Ubi est spes meus?" rührt nicht aus einem prager, wie angegeben, sondern aus einem frianler Processionale her; aus demselben ein Beispiel 2: „Cur moerore deficis" (vgl. Ambros, „Musikgeschichte", II², 304 fg.).

2. Marco da Gagliano. Zur Geschichte des florentiner Musiklebens von 1570 bis 1650. Von Emil Vogel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1890. Gr. 8. 3 M.
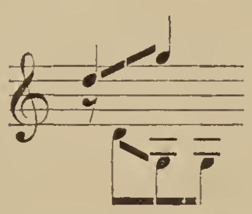
Der äußern Form wie dem Inhalte nach macht diese Arbeit den Eindruck einer höchst achtbaren, mit größter, peinlichster Gewissenhaftigkeit abgefaßten Doctordissertation, oder wenn man will, einer Habilitationsschrift. Eine Darstellung der in vieler Beziehung noch sehr wenig aufgeklärten Stellung und Bedeutung des florentiner Meisters wäre ein höchst lohnender Vorwurf für einen biographischen Essay im Sinne Rudolf Gottschall's gewesen. Hier bot das reichbewegte, literarische, ebenso bedeutende als äußerlich glänzende Leben an dem berühmten toscanischen Fürstenhofe, vor allem aber das Erwachen eines neuen Geistes in der Musik: der Beginn der Herrschaft des „Stile rappresentativo", einen so wirkungsvollen, farbenprächtigen Hintergrund, wie er nur selten zu finden sein wird. Der Verfasser hat leider die Gelegenheit nicht benutzt, oder ich will lieber sagen, zu wenig ausgenutzt, das Bild seines Helden im Lichte seiner Zeit leuchten zu lassen: es kommt ihm augenscheinlich viel mehr auf die Berichtigung einiger an sich ja nicht unbedeutender Daten (Geburtsjahr Gagliano's: ungefähr 1575, Ernennung zum Kapellmeister bei San-Lorenzo 1608, anstatt 1602, wie bisher angenommen wurde u. dgl.) an, als auf eine wenn auch allgemein gehaltene Gesammtdarstellung der musikalischen Bewegung jener Zeit, aus der heraus die Bedeutung Gagliano's erst vollkommen gewürdigt werden kann.

Der Verfasser gibt im ersten Abschnitte (S. 3—11) lediglich kurze, mehr den Charakter trockener Statistik tragende Notizen über diejenigen „Vertreter der musikalischen Welt", welche von 1570 bis 1595 „das florentiner Musikleben beeinflußten", aber keine gedrungene, das Wesentliche bringende Uebersicht über den musikalischen Geist jener Epoche. Dies aber war um so nothwendiger, als der Verfasser nicht ansteht zu behaupten, bald nach der Veröffentlichung der ersten Madrigale Gagliano's (1602 und 1604) sei dessen „geistige Ueberlegenheit über die Begründer des monodischen Stils" entschieden gewesen; sie sei nach der Aufführung seiner „Dafne" vollends zu Tage getreten und habe Caccini's und Peri's, d. h. der Begründer des „Stile (nicht stilo!) rappresentativo", Ruhm stark verdunkelt. Ich meine nun freilich, Gagliano selbst widerlegt in seiner Vorrede zur „Dafne" diese letztere Annahme des für seinen Helden begreiflicherweise enthusiasmirten Verfasser am besten, wenn er sagt: „Ich werde nie ermüden, jene von Signor Jacopo Peri erfundene kunstvolle und von ganz Italien bewunderte Art, singend zu recitiren, immer wieder zu loben; ist doch niemand, der ihr nicht unendliches Lob zollte und kein Musikliebender, der die Gesänge des «Orfeo» (aus Peri's Oper «Euridice») nicht stets vor sich hätte." Die Thatsache aber, daß nach der „Euridice" Peri's vom Jahre 1600 nur noch ein Werk dieses Meisters und zwar neun Jahre später erschien, und daß nach den „Nuove Musiche" Caccini's (1601) innerhalb zehn Jahren nur noch zwei Werke von ihm erschienen, muß andere Erklärungsgründe haben, da doch wahrlich nicht anzunehmen ist, der Ruhm dieser großen Meister, denen alle Welt „unendliches" Lob zollte, hätte bereits im Verlaufe von zwei bis drei Jahren verdunkelt werden können. Das Aufsehen, welches jene Werke erregten, scheint mir vielmehr ein so ungeheures gewesen zu sein, daß es auf ein Decennium hinaus jedes andere Interesse lahm legte. Dazu kam, daß Peri selbst ein außerordentlicher Sänger und Darsteller war — Gagliano selbst spricht in diesem Sinne mit der größten Bewunderung von ihm als „Orfeo" —! Nach dem Vorbilde Peri's mußte Monteverdi für den Herzog von Mantua die „Arianna" componiren, und schließlich war Peri's „Euridice" auch das alleinige, vielbewunderte Vorbild für Gagliano's „Dafne", die 1608, also acht Jahre nach der „Euridice" erschien. Endlich steht es gar nicht einmal so unerschütterlich fest, daß die „Dafne" in Florenz gleich nach ihrem Erscheinen zur Aufführung kam! Wir haben für die Möglichkeit einer eventuellen Aufführung der „Dafne" in Florenz einen Spielraum von einem Drittel-Jahrhundert! Ein sicheres Datum ist also überhaupt nicht überliefert —, eine Thatsache, die doch wahrlich nicht für Gagliano spricht. Endlich muß hier auch noch erwähnt und erwogen werden, daß eine Anzahl Gesänge in Gagliano's „Dafne" von dem Cardinal Ferdinando Gonzaga herrührten, und daß Gagliano selbst bekennt (mag es immerhin eine captatio bene-

volentiae sein): gerade diese Stücke Gonzaga's leuchteten unter den seinigen „wie glänzende Sterne" hervor. Dies alles zusammengenommen, macht es mir geradezu unannehmbar, in jenes übergroße Lob Gagliano's mit einzustimmen.

Auch die Angriffe, die Gagliano wegen verschiedener arger Schulschnitzer in seinem sechsten Madrigalbuche von Muzio Effrem, einem offenbar sehr scharfen Kritiker, aber mindestens ebenso tüchtigen Theoretiker und Componisten, erfuhr, sind nicht dazu angethan, die Bedeutung Gagliano's in so uneingeschränkter Weise anzuerkennen, als dies der Verfasser augenscheinlich als das Hauptziel seiner Arbeit erwünscht und erstrebt.

Zur Beurtheilung des Streites zwischen Gagliano und Effrem muß man folgende Momente in Betracht ziehen: Der offene Brief Gagliano's im sechsten Madrigalenbuch (s. Doc. 32) enthält die wesentliche, auch von E. Vogel zugestandene Unrichtigkeit (vgl. S. 63 Anm.), daß Effrem kein Musiker sei, weil er noch zu wenig Uebung im Componiren besitze; desgleichen noch eine zweite, schlimmere (vgl. S. 66): daß Effrem seine erste Kritik vor Gagliano habe verborgen halten wollen, während Abschriften davon „in ganz Italien vorhanden gewesen seien". Ferner: die unmittelbare Antwort Effrem's auf den Brief Gagliano's, die E. Vogel entgegen der frühern Annahme, Effrem habe fünf Jahre mit derselben gezögert, ausdrücklich feststellt (vgl. S. 64); vor allem aber der maßvoll entschiedene und durchaus überzeugende Ton der „Censure"; die Würde, mit welcher Effrem das „non multa, sed multum" betont! Endlich die entschieden vorhandenen Mängel in der Stimmführung Gagliano's, die ich hier nicht näher erweisen kann, die aber durch das auf S. 67 gegebene schlimme Beispiel verdeckter Octaven charakterisirt sind; als Gegensatz dazu aber das völlige Mislingen des Versuchs von seiten des Verfassers, in dem Madrigal Effrem's (S. 69) ähnliche Schulschnitzer herauszufinden. Der Verfasser bezeichnet hier in Takt 19 eine Stimmführung Effrem's als „verdeckte Octaven":



die niemals und nirgends auf der Welt als „verdeckte Octaven" gegolten haben. Octaven und Quintenparallelen sind doch nur bei gleicher Stimmbewegung nach oben oder unten verpönt! Das Gleiche gilt von den bei Takt 20, 35 u. s. w. gerügten Führungen. Auch hier finde ich von eigentlichen Schulschnitzern, wie deren Effrem eine ganze Anzahl bei Gagliano aufzählt, keine Spur!

Doch genug hiervon. Neben vielen Vorzügen weist die Arbeit den schwachen Punkt auf, daß die eigentlich praktische musikalische Seite kaum gestreift ist. Wir besitzen in der, ich wiederhole es, in archivarischer Beziehung sehr sorgsamen und außerordentlich gewissenhaften Arbeit einen lediglich literarischen, oder wenn man will auch bibliographischen Beitrag über Gagliano, der durch die Veröffentlichung der Correspondenz Gagliano's mit den Gonzagas ein erhöhtes Interesse bekommt. Die eigentliche biographische Seite ist ebenso wie die praktisch-musikalische zu wenig berücksichtigt. Ich zweifle keinen Augenblick, daß jeder der sein von dem Componisten Gagliano, von der Zeit- und Geschmacksrichtung jener Epoche einen Begriff machen will, dies genauer und packender durch die Lektüre der wenigen Seiten thun kann, die der von gewisser Seite so viel geschmähte A. W. Ambros im vierten Bande seiner „Musikgeschichte", S. 288 fg. über den Messer Marco da Gagliano geschrieben hat. Dagegen ist, ich betone dies noch einmal und nachdrücklichst, der archivarische Werth vorliegender Schrift unbestreitbar.

3. Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Würtembergischen Hofe. Von Joseph Sittard. Nach Originalquellen. Erster Band: 1458—1733. Stuttgart, Kohlhammer. 1890. Gr. 8. 5 M.

Da von dem vorliegenden Werke bisjetzt erst der erste Band erschienen ist, so muß füglich von einer eingehenden kritischen Besprechung desselben noch Abstand genommen werden. Indessen darf hier gleich erwähnt werden, daß der allgemeine Eindruck, den dieser Band hinterläßt, ein bei weitem günstigerer ist, als derjenige war, welchen ich von der „Hamburger Musikgeschichte" desselben Verfassers, über welche vor etwa einem halben Jahre an dieser Stelle berichtet wurde, gewinnen konnte. Wie der Verfasser mittheilt, war es zunächst seine Absicht, über die Oper am würtembergischen Hofe unter Herzog Karl Eugen und über die Thätigkeit Jomelli's Untersuchungen anzustellen. Die Quellen flossen ihm aber hier so reichlich zu, daß er „schließlich" den Entschluß faßte, eine Geschichte der Musik und des Theaters am königlich würtembergischen Hofe zu schreiben. Ein gewiß höchst dankenswerthes Unternehmen! Je größer immer noch die Unsicherheit auf dem weiten Gebiete der Musikgeschichte im ganzen und großen ist, um so erfreulicher ist das Eingehen auf die musikalische Localgeschichte wichtiger, d. h. für die Kunst bedeutungsvoller Orte, zu denen Stuttgart zweifelsohne — wenngleich nicht in demselben Maße wie Hamburg — gehört.

Das Material, welches der Verfasser bearbeitet hat, besteht im wesentlichen aus den Acten des königlichen Geheimen Haus- und Staatsarchivs zu Stuttgart und des Finanzarchivs zu Ludwigsburg. Wie wir bei Sittard immer voraussetzen können, begnügt er sich nicht mit den specifisch musikalischen Forschungsergebnissen, sondern er sucht das Ganze in einen culturhistorischen Rahmen zu bringen und damit seinem Werke ein allgemein literarisches Interesse zu verschaffen.

Der Anfang behandelt die Geschichte der Hofkapelle unter den Herzögen Ulrich (1498—1550), Christoph (bis 1568), Ludwig (bis 1593) u. s. w. bis Eberhard Ludwig (gest. 1733), oder richtiger bis auf Cousser, den Begründer der stuttgarter Opernaufführungen (Ende des 17. Jahrhunderts). Dem Wirken Cousser's, wie insbesondere der Thätigkeit Reinhard Keiser's ist vollkommen genügender

Raum gegeben, wenngleich die betreffenden Mittheilungen zumeist von den äußern Verhältnissen dieser beiden Kapellmeister handeln und deren künstlerische Bedeutung nicht so hervortreten lassen. Der dritte Abschnitt handelt von dem Beginn dramatischer Darstellungen im allgemeinen (den alten Mysterien und kirchlichen Spielen), wie von denen am stuttgarter Hofe, desgleichen von den Schüleraufführungen im besonderen. Eine ausführlichere Darstellung ist dem Wirken des unglücklichen Nikodemus Frischlin gewidmet. Allerdings ist dieser Abschnitt in allem wesentlichen dem bekannten Werke D. F. Strauß' über jenen Humanisten (Frankfurt a. M. 1856) zum Theile wörtlich entnommen. Die satirischen Randbemerkungen, mit welchen der Verfasser ab und zu die Citate aus Frischlin's Werken begleitet, beweisen leider, daß derselbe es nicht vermocht hat, sich in den Geist und den literarischen Charakter jener Zeit zu versenken. Der Deutsche rang damals noch mit seiner ungefügen Muttersprache, und die Alleinherrschaft des lateinischen Idioms, das auch der deutschen Sprache Regel und Gesetz zu geben sich erkühnte, mußte die Schwierigkeit im Ausdrucke, in der Construction u. dgl. um vieles erhöhen. Sittard hätte dies bedenken und seine nicht recht geschmackvollen Ergüsse: wie auf S. 149: „die Sprache ist von einer höchst ungeschlachten Derbheit, wenn nicht Roheit", oder S. 150: „sie spricht ihr Erstaunen in ebenso geschmackvollen wie eleganten Worten aus" (folgt Citat), unterlassen sollen.

Das vierte Kapitel ist den Turnieren und Hoffestlichkeiten gewidmet, das folgende behandelt die zunftmäßigen Komödianten in Deutschland; das sechste die Oper, das Singspiel und das Ballet am Hofe bis zum Jahre 1705. Den Schluß bildet eine Geschichte der „Stiftskirche" in musikalischer Beziehung bis auf die Neuzeit (J. Faißt).

Auffällig ist, daß an den einzelnen Stellen, wo ich Citate auf ihre bibliographische Genauigkeit geprüft habe, diese letztere sehr viel zu wünschen übrig ließ. Ich erwähne namentlich den Titel: „Der berühmten ältesten Sammlung englischer Komödien" (S. 219, Anm. 2) und der S. 31 fg. verzeichneten Musikdrucke. Auch der Titel von „Serule und Astrea" (S. 220) ist ganz ungenau wiedergegeben. Die bekannte Sequenz des Wipo heißt: „Victimae paschali (nicht paschalis) laudes", (S. 129) und man sagt doch wohl: Horribile und nicht horribili dictu (S. 82)! Was S. 159 bedeuten soll: „Die Fabel des Stücks (des Frischlin'schen «Julius Redivivus») enthält ein Gedicht von Frischlin's Beschreibung dieser Hochzeit" (des Herzogs und Ursula) verursachte mir nicht geringe Unruhe und Kopfzerbrechen, bis ich bei Strauß, S. 133, die Lösung jenes eines Abderiten nicht ganz unwürdigen Räthsels fand. Bei D. F. Strauß heißt es nämlich vom „Julius Redivivus": „Die Fabel des Stücks gibt uns der Dichter selbst in einem spätern Gedichte, seiner Beschreibung der zweiten Hochzeit des Herzogs Ludwig, bei welcher dasselbe aufgeführt wurde." (!!)

Der Verfasser hat offenbar stellenweise zu schnell gearbeitet, denn es finden sich noch anderweitige Spuren arger Flüchtigkeit. Auch darf ich nicht unerwähnt lassen, daß dem Verfasser G. Rodolf Weckherlin's „Triumf NEwlich bey der F. Kindtauf zu Stutgart gehalten (Stutgart, Getruckt bey Johan-Weyrich Rößlin 1616)" nicht bekannt ist. S. 177 ist diese Schrift nicht citirt, obwol sie unzweifelhaft hier erwähnt werden mußte.

Heinrich Reimann.

Zur Geschichte der Reichsgründung.

1. Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preußischen Staatsacten von Heinrich von Sybel. Vierter Band. Dritte unveränderte Auflage. Fünfter Band. Zweite unveränderte Auflage. München, Oldenbourg. 1890. 8. 15 M.
2. London, Gastein und Sadowa 1864—1866. Denkwürdigkeiten von Karl Friedrich Graf Vitzthum von Eckstädt. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1889. Gr. 8. 13 M.

Den drei ersten in Nr. 15 d. Bl. f. 1890 besprochenen Bänden des großartigen Werks Heinrich von Sybel's, das dem leichtlebigen Geschlecht von heute und seinen Nachkommen „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." zu außerordentlich klarer Darstellung bringt, sind inzwischen zwei weitere Bände (Nr. 1) gefolgt. Sie umfassen die Ereignisse vom Wiener Frieden mit Dänemark (30. October 1864) bis zum Berliner Frieden zwischen Preußen und Sachsen (21. October 1866), und der Inhalt vertheilt sich zeitlich ungleich, der Fülle und Tragweite der jeweiligen Thatsachen entsprechend, derart, daß der vierte Band bis zum 14. Juni 1866, dem Tage der Auflösung des Deutschen Bundes durch die Erklärung Preußens, sein König sehe den Bundesvertrag als erloschen an, reicht, der fünfte nur die kaum fünfthalb Monate behandelt, welche die lange bange Frage nach Deutschlands Einheit und Größe endlich entschieden.

Der gemeinschaftliche Besitz des in Waffenbrüderschaft erkämpften Schleswig-Holstein sollte den beiden deutschen Großstaaten zum Prüfstein für die Möglichkeit eines dauernden Einvernehmens innerhalb der deutschen Bundesverfassung werden. Man kann nicht sagen, daß die Unmöglichkeit schlechthin gegeben gewesen sei. Freilich hatte es dem Fürsten Bismarck schon in Frankfurt a. M. unausweichlich geschienen, die berechtigten Ansprüche Preußens auf eine seiner Bedeutung entsprechende Machtstellung in den deutschen Verhältnissen gegen Oesterreichs ererbte Vorherrschaft und die Eifersucht der Mittelstaaten mit den Waffen durchzusetzen. Doch verschloß er sich nicht der Hoffnung, auf der Grundlage neuer politischer Gestaltungen und des frisch geknüpften besondern Bündnisses den diplo-

matischen Einfluß und die kriegerische Tüchtigkeit Preußens dem Genossen der Kämpfe und Erfolge in ein helleres Licht treten zu sehen, als das war, in dem man in der Hofburg das emporgekommene Brandenburg zu betrachten beliebte. Auch läßt sich nicht leugnen, daß in Oesterreich viel guter Wille vorhanden war, von den eingewurzelten Vorurtheilen manches aufzugeben, um ein leidliches Einvernehmen zu erlangen. Aber das Maß der Zugeständnisse, zu denen man in Wien bestenfalls bereit war, entsprach doch nimmer den Lebensbedürfnissen des preußischen Staats und dessen geschichtlich erwachsener Verpflichtung, dem deutschen Volke ein geeintes Vaterland zu gewähren. So aufrichtig Bismarck den Frieden zu erhalten und eine gemeinsame Leitung der deutschen Angelegenheiten zu verwirklichen bemüht war — die Unwahrscheinlichkeit, Hand in Hand mit Oesterreich die Neugestaltung Deutschlands durchzuführen, drängte sich immer klarer auf und führte zur Vorbereitung des Augenblicks, in dem der blutige Kaiserschnitt mit der größten Sicherheit des Gelingens vorzunehmen wäre. Am 29. Mai 1865 wurde die Forderung der Annexion der Herzogthümer im Ministerrathe unter dem Vorsitze des Königs erwogen. Allseitig stand fest, daß die Forderung den Krieg zur Folge haben werde. Nichtsdestoweniger stimmte weitaus die Mehrzahl der Anwesenden für die Annexion. Der König schloß die Berathung mit der Erklärung, daß er sich seine Entschließung noch vorbehalte. Daran knüpft der Verfasser die Betrachtung:

Die Hohenzollern der letzten Jahrhunderte waren ein kriegsstarkes, aber kein kriegslustiges Geschlecht. Sie waren bereit, Leib und Leben einzusetzen, wo es nothwendig war für das, was sie als Recht und Ehre ihres Staats erkannten: aber sie hatten keine Freude an der greuelvollen, wenn auch lorberreichen Blutarbeit der Schlacht. Fast wie eine Familientradition hatte sich die Stimmung herausgebildet, zwar in den unvermeidlichen Kampf mit fortreißender Entschlossenheit einzutreten, aber nicht das Schwert zu ziehen, so lange irgendein Mittel friedlichen Ausgleichs noch unversucht geblieben war. Mochte dadurch ein besonders günstiger Augenblick versäumt, dem Gegner Zeit zur Rüstung gelassen, die Gefahr des zuletzt doch aufflammenden Kampfes vermehrt werden: immer blieb das Gefühl, daß die Zögerung denn doch Erfüllung einer Gewissenspflicht gewesen war. . . . Nicht am wenigsten machten sich Gedanken der angegebenen Art dem König Wilhelm bei dem Verhältniß zu Oesterreich geltend. Die bittern Erinnerungen an Olmütz und die darauffolgenden Jahre waren mit dem Beginn des dänischen Kriegs zurückgetreten; in dem neuen gemeinsamen Kampfe gedachte man wieder der Waffenbrüderschaft von 1813 und des langjährigen Bündnisses der Restaurationszeit. Damit vereinte sich die nahe Verwandtschaft und persönliche Freundschaft der beiden Souveräne: die Vorstellung eines österreichischen Kriegs war für den König eine tieftraurige. Um alles wollte er keine übereilte Entschließung fassen.

Aber andererseits drängten die Verhältnisse vorwärts mit anschwellender Wucht. Die Frage, ob der Conflict sich ohne Schaden und Schande vermeiden ließe, wurde für Preußen drückender von Tage zu Tage. Es hatte seine Ansprüche vor aller Welt erhoben, sie bei jeder Wiederholung mit steigendem Nachdruck geltend gemacht, und sah sie in ihren wesentlichsten Punkten von Oesterreich hartnäckig abgewiesen. Und nur zu bald hatte der Gegensatz weitere Dimensionen angenommen. Kein Mensch und kein Staat kann seine Vergangenheit auslöschen, und wie seit 100 Jahren die Dinge gewachsen waren, fand Oesterreich das Gedeihen seiner Macht in der Zersplitterung Italiens und Deutschlands, Preußen aber das seine, wie Italien, in der Einheit des großen Vaterlandes. Zweimal hatte Oesterreich den nordischen Rivalen von diesen Bahnen abgelenkt, unter Metternich durch schmeichelnde Ueberredung, unter Schwarzenberg durch Drohung übermächtiger Gewalt. Jetzt war die Frage zum dritten male gestellt. Oesterreich verbot dem Alliirten die Verwerthung der Siegesfrucht für sich und Deutschland; es verbot sie auf Grund des alten Bundesrechts. Wenn es auf diesem Boden verharrte, so hatte Preußen nur zwischen einem neuen Olmütz und dem Bruch des Bundes die Wahl. . . .

Bismarck begann, den Glauben an die Möglichkeit jener Zweiherrschaft in Deutschland aufzugeben, die er dem Grafen Rechberg und anfangs auch dessen Nachfolger (Mensdorff) so oft und so dringend empfohlen hatte. Ganz so wie Mensdorff hielt auch er die Allianz der beiden Mächte hoch, aber ebenso wie jener wollte er sie nur auf die eigenen Bedingungen, nicht auf die des Genossen. Bei der stolzen Selbstgefälligkeit, womit man in Wien einen kriegerischen Entschluß Preußens für unmöglich hielt, sah Bismarck den Zusammenstoß nahe und näher rücken, und hätte es, so weit gedrängt, aus hundert Gründen vorgezogen, das Unausweichliche in möglichst rascher Entwickelung abzuthun. Wenn wirklich nicht auszuweichen wäre, würde auch der König derselben Gesinnung sein; ihm war aber zur Zeit die Frage, ob in der That eine solche Unmöglichkeit vorläge, noch nicht entschieden.

Zu Zeiten gewann es den Anschein, die Stunde der Auseinandersetzung über das endgültige Schicksal der Herzogthümer und, wie die Dinge lagen, zugleich über das Schicksal Deutschlands, sei gekommen, nie mehr, als da Preußen nach dem 21. Juli aus Regensburg sein Ultimatum nach Wien richtete. Aber eben war in Oesterreich ein vollständiger Systemwechsel in der innern Politik eingeleitet, ein Verfassungssturz in naher Aussicht, der Conflict mit Ungarn noch ungelöst, die Armee auf den tiefsten Friedensstand gebracht, die Finanzen in völliger Hülflosigkeit. Diese Zustände ermuthigten nicht zu kriegerischem Vorgehen, zu geharnischter Antwort. Da brachte Graf Blome, der österreichische Gesandte in München, ein Holsteiner, das beschwichtigende Auskunftsmittel der Theilung des Gemeinbesitzes der Herzogthümer in Vorschlag, dessen Annahme in der gasteiner Uebereinkunft vom 14. August das schier unmöglich gewordene Bundesverhältniß der beiden Mächte noch eine Weile in der Schwebe erhalten zu können verhieß. Die Hoffnung ging bald vorüber. Nach vier Monaten, gelegentlich der großen Augustenburgischen Kundgebung zu Altona am 23. Januar 1866 und der Haltung Oesterreichs dazu, war der Zweifel am Zusammenbruche der Allianz der letzten zwei Jahre ausgeschlossen. Die Berichte des Generals von Manteuffel als Gouverneurs von Schleswig waren durch die Erläuterungen des wiener Cabinets vollbestätigt.

Der König war tief bewegt. Bei dem Schlusse eines in diesen Tagen wegen anderer Geschäfte von ihm berufenen Ministerraths nahm er aus eigenem Antriebe das Wort, um unter Darlegung der Verhältnisse auszusprechen, wie ernst er die Lage auffasse, wie die Dinge wieder auf dem Punkte ständen wie vor dem Gasteiner Vertrage, wie er selbst fest entschlossen sei, dieses aggressive Vor-

gehen gegen ihn und seine monarchische Autorität sich nicht gefallen zu lassen.

Bismarck's Depesche vom 26. Januar und die prompte Antwort der k. k. Hof- und Staatskanzlei vom 7. Februar besiegelten die Auflösung des österreichisch-preußischen Bündnisses.

Wenn dann im großen Ministerrathe vom 28. Februar der König entschieden hatte, „daß zur Zeit nur diplomatische Einleitungen zu treffen seien, um für den Fall des Kriegs günstige Chancen zu gewinnen", so hat seines unvergleichlichen Ministers geniale Thätigkeit dieser Weisung in denkbarster Vollkommenheit entsprochen. Heinrich von Sybel's hohes Verdienst ist es aber, diese weitgreifende gewaltige Thätigkeit unsers Bismarck so eingehend verfolgt, so klar erfaßt und so anschaulich geschildert zu haben, daß allen, die sehen wollen, welch Riesenwerk den Gedanken und Nerven dieses Felsenmannes obgelegen, das Herz von unauslöschlicher Dankbarkeit geschwellt werden muß, daß er die ihm gestellte Aufgabe in einer Weise gelöst hat, die die Geburtsstunde des Deutschen Reichs frei hielt von jedem bittern Wehgefühl verletzter nationaler Empfindung. So wenig aus dem dritten Bande dieser monumentalen Geschichte der Reichsgründung die geniale Strategie sich kurz skizziren ließe, kraft deren Bismarck dem verbündeten Preußen und Oesterreich freie Bahn für den dänischen Feldzug geschaffen, ebenso will zur vollen Würdigung der Thatsache, daß Preußen mit Italien gegen Oesterreich ziehen und den Vollgewinn davontragen konnte, der vierte und fünfte Band von Sybel's im Zusammenhange gelesen und durchdacht werden. Wenn aber unlängst der sehr verständliche und völlig von uns getheilte Wunsch nach einer Fortführung des Geschichtswerks bis zum Frankfurter Frieden in der befremdenden und fast lächerlichen Weise begründet wurde, daß dann auch unser unvergeßlicher Kaiser Wilhelm I. mehr in den Vordergrund treten werde, als es bisjetzt in der Erzählung von Sybel's geschehen sei, so ist die Stumpfheit der Anschauung zu beklagen, der angesichts der Schilderung des Historikers vom Zusammen- und Ineinanderwirken dieses Königs und dieses Staatsmannes der Blick für die Herrschergröße abgeht, die mit einem Bismarck zu leben und mit ihm sich auszugleichen das Verständniß und die Kraft der Selbstverleugnung hatte. Gewiß, wir sehnen uns nach einem sechsten und siebenten Bande, aber erkennen auch in den vier letzten Bänden des Sybel'schen Werks ein Ehrenmal unsers hochherzigen seligen Kaisers, wie unsers Bismarck, von dem sich niemals zu trennen der Wille und der Ruhm des hohen Herrn gewesen ist. Denn wenn der Politiker dafür gesorgt hat, daß im entscheidenden Augenblicke den Waffen freie Bahn gegeben war und daß, was sie dann in heißem Kampfe errungen, festgehalten und voll verwerthet werden konnte, so vermochte er seine Spannkraft für jene Augenblicke in Thätigkeit zu erhalten doch nur im Bewußtsein, daß die Waffen eben auch wirklich in Bereitschaft waren, und die Sorge hierfür war König Wilhelm's Lebensaufgabe gewesen. Seine stille Größe läßt sich in das Wort fassen: Reif sein ist alles!

In der Reife des von Sybel'schen Werks — es mag zugegeben werden: einer nur verhältnißmäßigen Reife, einer Reife für den Standpunkt der Gegenwart — liegt auch sein ungeheuerer Vorzug vor allen andern Darstellungen, die sich der Betrachtung jener Jahre gewidmet haben. Zur Vergleichung drängen sich neben dem betreffenden Abschnitte des dritten Theils der Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha die Denkwürdigkeiten des Grafen Vitzthum von Eckstädt auf „London, Gastein und Sadowa" (Nr. 2). In einem starken Bande wird fast genau dieselbe Zeit wie in den beiden letzten Bänden von Sybel's behandelt. Der Verfasser, durch die beiden frühern Veröffentlichungen aus seiner diplomatischen Thätigkeit als kenntnißreicher, objectiver und angenehmer Erzähler bekannt, hatte „nicht die Absicht, die Geschichte jener Tage zu schreiben", es handelte sich ihm „einfach um die sachliche Beleuchtung des causalen Zusammenhangs weltbekannter Ereignisse". Als sein Buch vor mehr als Jahresfrist erschien, mochte es manchen bedünken, als habe der Verfasser seinen Plan ausgeführt. Nach der Kenntniß der Sybel'schen Geschichte wird man ihm diesen Werth doch nicht zugestehen können. Sein Buch zeigt aufs klarste, wie wenig selbst „auf dem höchsten Observatorium Europas, dem londoner Leuchtthurme", der Werdeproceß und die Geburtswehen des neuen Deutschen Reichs sich wahrnehmen ließen. Können die Denkwürdigkeiten des einstigen sächsischen Gesandten in dieser Hinsicht wenig Bedeutung beanspruchen, so sind sie dagegen außerordentlich wichtig als urkundliche Belege der Anschauungen und Stimmungen der dem Aufschwunge Preußens und seinem großen Staatsmanne feindlich oder mistrauisch gesinnten Kreise Europas. Gerade durch das Sybel'sche Geschichtswerk und nach dessen Erscheinen hat Graf Vitzthum's Buch uns erst eingehendes Interesse abgewonnen. Während jenes in streng geschlossenem Schritte der Entwickelung des großen Schicksals Deutschlands näher und näher tritt und alles beiseite läßt, was keinen unmittelbaren Zusammenhang mit der Förderung oder Hemmung dieses Hauptgeschehnisses hat, sehen wir durch des Grafen Mittheilungen den Widerschein der Ereignisse in den hohen Kreisen, die die Dinge zu verstehen vermeinten und im Grunde doch so herzlich wenig Einsicht in die Lage derselben besaßen.

Der Verfasser bekennt gleich zu Anfang, daß er sich redlich und treu auf den Boden des Reichs gestellt habe, sobald er erkannt, daß „Graf Bismarck jederzeit das Mögliche gewollt, das Nothwendige gethan" habe, um nicht nur Preußen, sondern Deutschland gesunden zu lassen; er hat, nachdem die große Täuschung über Preußens Macht und Bismarck's Charakter durch die Schlacht von Königgrätz und die Präliminarien von Nikolsburg ihm zerstört worden, seinen praktischen Blick für die neu gegebenen Verhältnisse schon durch seine Denkschrift vom 7. August bewiesen, daß es für Sachsen vortheilhafter

sei, dem Norddeutschen Bunde als dem in Aussicht gestellten süddeutschen anzugehören. Nichtsdestoweniger berichtet er im ganzen Werke über alle irrigen Meinungen und oft genug kenntnißlosen Ansichten und Pläne, welche gegen Preußen umliefen, mit einer Offenheit, die für die Ueberzeugung vom guten Rechte seines frühern Standpunktes spricht. Und für diese Unbefangenheit kann der Geschichtsforscher nur dankbar sein. Das Bild der merkwürdigen Zeit, die Vertrautheit mit dem geistigen Boden, aus dem das neue Reich erwuchs, wird dadurch immer klarer und gegenständlicher. Im Hinblick auf diesen großen Werth der gebotenen Mittheilungen wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß persönliche Dinge mehr, als es geschehen, getilgt wären; „der nicht gehaltene Trinkspruch" und manches aus Rom in gebundener und ungebundener Form hätten unsers Erachtens fehlen können.

Sehr dankenswerth ist dagegen die reiche Sammlung urkundlicher Beilagen, die, wenn sie auch meist bekannt, doch nicht immer gleich zur Hand sind.

3. Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann von Boyen. Aus seinem Nachlaß im Auftrage der Familie herausgegeben von Friedrich Nippold. Dritter Theil: Der Zeitraum vom Bündniß von Kalisch bis zur Leipziger Schlacht. Mit Namenregister, Abdruck einer Denkmünze und mehreren Karten. Leipzig, Hirzel. 1890. Gr. 8. 15 M.

Der Schlußband dieses in seiner Darstellung und seinem Quellenwerthe gleich ausgezeichneten Memoirenwerks darf mit Fug und Recht unter die Ueberschrift „Zur Geschichte der Reichsgründung" gestellt werden. Denn er schildert die glorreiche Heldenzeit des Befreiungskriegs, das Aufflammen des deutschen Patriotismus, die Einheit von Herrscher und Volk, die Bewährung der neuen Heeresorganisation im Kampfe und die Erstarkung des selbstbewußten Nationalgefühls im Widerstande gegen und in den Siegen über den Feind — alles Erscheinungen, an deren Wiederaufleben die Großthaten von 1866 und 1870 und ihre Ergebnisse geknüpft sind.

Im gewaltigen Bande von 700 Seiten fallen nur 200 auf die Erzählung; 500 Seiten werden von den Beilagen eingenommen, wie sie der Verfasser selbst geordnet und auf die er im Gange der Darstellung hingewiesen hat. Aber die Erzählung beginnt mit der Stiftung des Eisernen Kreuzes und schließt mit dem Siege in Leipzig am 19. October — leider wurde der Verfasser durch seinen auf den Wunsch Friedrich Wilhelm's IV. erfolgten Wiedereintritt in den Staatsdienst und in das active Heer im Sommer 1840 an der Fortführung seiner Geschichtschreibung für immer behindert — und damit ist der thaten- und folgenreichste und zugleich erhebendste Abschnitt des gewaltigen Jahres 1813 vor uns aufgerollt. Mit solch tiefer Kenntniß der Verhältnisse und Ereignisse aus der persönlichen Anschauung und weitgreifenden eigenen Mitwirkung heraus, mit solch klarem, auf umfassender Bildung gegründetem Urtheile, mit solch vorurtheilsfreier und sicherer, durch mehr als fünfundzwanzigjähriges Nachdenken und mannichfachste Erfahrung gereifter Ruhe ist nie aus erster Hand über jene Zeit berichtet worden. Die Autorität dieser Quelle ist überwältigend. Um so wohlthuender ist auf jeder Seite ihr Zeugniß für die Tiefe und Kraft der patriotischen Begeisterung und ihrer Leistungsfähigkeit, wie sie in der Landwehr sich dauernd bethätigte und im Landsturm sich zu bewähren verhieß (S. 77—79).

Der damalige Oberst von Boyen war nach dem Bündnisse von Kalisch als preußischer Militärbevollmächtigter im russischen Hauptquartier gewesen, hatte die Schlacht bei Groß-Görschen mitgemacht, und war dann Anfang Mai nach Berlin entsandt, mit allen Mitteln die Bildung der Landwehr zu beschleunigen, die Ausführung der Verordnung über den Landsturm zu betreiben, die ernste Vertheidigung von Berlin vorzubereiten und einen allgemeinen Vertheidungsplan für die Provinz Brandenburg unter Mitwirkung der Landwehr und des Landsturms zu entwerfen — Aufträge, die ihm den vollsten Einblick in die Sachlage boten, zumal er eine Inspectionsreise durch alle Kreise des nördlich von Berlin gelegenen Theils der Mark machte, die sich, nach seinem Zeugnisse, zu einer der angenehmsten in seinem ganzen Leben gestaltete, „da sich überall der Geist echt vaterländischer Gesinnung bis zur Begeisterung gesteigert aussprach". Unter den mancherlei von Boyen angeführten Belegen zeugt für seine edle Gesinnung die Erwähnung, daß der alte Feldmarschall von Möllendorf, der ein ehrenwerthes Soldatenleben durch sein Verhalten 1806 nicht eben würdig beschlossen hatte und deshalb entlassen worden, sich den Rüstungen mit allem Eifer hingab und auf einen freilich blinden Lärm hin mit dem ihm freudig zujauchzenden Landsturm gegen den vermeinten Ueberfall der Franzosen an die Elbe zog.

Als zu Ausgang des Waffenstillstandes die Nordarmee unter dem Befehl des Kronprinzen von Schweden gebildet wurde, ward von Boyen Chef des Generalstabes bei dem Bülow'schen Armeecorps und leitete theils, theils wirkte er mit in den Schlachten bei Groß-Beeren und Dennewitz, und diese Schlachten wie die Persönlichkeiten Bernadotte's und Bülow's und die zwischen ihnen beständig sich erneuernden Zerwürfnisse haben in ihm ihren unwiderleglichen Zeugen und Erklärer gefunden. Von hohem Werthe war bei der Vertheilung der drei preußischen Corps unter die drei großen Armeen der rege freundschaftliche und brieflich unterhaltene Verkehr Bülow's und Boyen's mit Blücher und Gneisenau, der sich bisher der Kenntnißnahme entzogen hatte. Die Belagerung Wittenbergs, das Zaudern des schwedischen Kronprinzen, sich mit Blücher auf dem Zuge gegen Leipzig zu vereinen, das Vorwärtsdrängen Bülow's und seine Theilnahme an den Kämpfen des 18. October, sein Eindringen in die Stadt wird mit hoher Lebendigkeit geschildert, zuletzt die erfolgreichen Bemühungen von Boyen's, die Trennung des Bülow'schen Corps von der Nordarmee durchzusetzen.

Der Verfasser erzählt nur von dem, wo er selbst dabei gewesen und mitgewirkt hat; daher bietet er keine all-

seitige Beleuchtung des Herbstfeldzugs. Aber was er gibt — und es ist, wie gezeigt, ein gutes Theil des Ganzen —, ist vortrefflich; nicht zum wenigsten sind auch in diesem Bande wieder seine Personen- und Charakterzeichnungen zu schätzen; außer den genannten Feldherren kommen der König von Sachsen, Kutusow und Blücher besonders in Betracht.

Für die Veröffentlichung des außerordentlichen werthvollen Werks ist den Nachkommen des Verfassers, dem Herausgeber und dem Verleger aufrichtiger Dank zu schulden. Ich möchte aber den Wunsch nicht unterdrücken, nachdem der Wissenschaft und der Pietät ihr volles Recht geworden, nun auch weitern Kreisen die Darstellung der Erhebung Preußens in einer Volksausgabe eröffnet zu sehen, die etwa mit S. 300 des zweiten Bandes anhöbe und den ganzen Text des dritten Bandes umfaßte, dazu manche Briefe aus den Beilagen in sich schlösse. Vielleicht fällt der Gedanke auf gutes Land!

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

In Hamerling's Selbstbiographie wird der Lyriker Albert Möser in Dresden unter denjenigen genannt, mit welchen der verstorbene ausgezeichnete Dichter in „regem Briefwechsel" gestanden. Dieser Briefwechsel fällt dem größern Theile nach in die eigentliche Hauptepoche von Hamerling's Leben, d. h. diejenige, in welcher er den „Ahasver in Rom" und den „König von Sion" schrieb; und die Briefe Hamerling's werfen nicht nur die interessantesten Schlaglichter auf die Entstehung dieser seiner eigentlichen Meisterwerke, sondern enthalten auch die eigenartigsten und treffendsten Urtheile über viele Erscheinungen der deutschen Literatur. Nicht minder zeigen sie Hamerling als Menschen von der liebenswürdigsten und edelsten Seite. Albert Möser hat deshalb geglaubt, dieselben dem größern Publikum nicht vorenthalten zu sollen, und die Briefe werden schon in kurzem im Verlage von Hans Lüstenöder in Berlin erscheinen.

— „Die Familien-Stiftungen Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs" (München, Eduard Pohl, 1890) ist der Titel eines Buchs, dessen erster Theil (zum Preise von 2 M.) 121 Stiftungen anführt, das Wesentlichste aus deren Satzungen mittheilt und die Familien nennt, welche durch Verwandtschaft mit dem Stifter Anspruch auf den Genuß der Stiftung erheben können. Was der zweite Theil bringen soll, ist nicht gesagt; aber wahrscheinlich doch eine zweite Reihe von Stiftungen, unter denen wir auch das von Ziegler'sche Fräuleinstift zu Joachimstein bei Nikrisch in der Lausitz nicht missen möchten. Der Zweck des Buchs ist, den Interessenten ein Mittel in die Hand zu geben, ihr Recht kennen zu lernen und dessen Wahrung zu versuchen. Bei der großen Menge von Familienstiftungen wird das ganz wohlthätige Werk wol noch mehrere Bände erreichen müssen, um zu einiger Vollständigkeit zu gelangen.

— Von C. Falkenhorst's „Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen" (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) ist das dritte und vierte Bändchen erschienen: „Henry Stanley's Forschungen am Kongo und Nil" und „Deutsch-Ostafrika. Geschichte der Gründung einer deutschen Colonie". Auf je hundert und einigen achtzig Seiten ist jedes der beiden Themata in gedrängter und doch lebendiger Weise, für ein mäßiges Bedürfniß auch immerhin in einiger Ausführlichkeit behandelt und zwar so, daß einerseits die wichtigsten forschungs- und colonisationsgeschichtlichen Thatsachen, andererseits Land und Leute ihres Schauplatzes zur Darstellung gelangen. Diese beiden Bändchen (in je drei Heften zu 40 Pf.) kommen der weitgreifenden Theilnahme an den Geschicken und der Zukunft unserer größten und wichtigsten Colonie augenblicklich entschieden entgegen.

— Eduard Mörike's reizende Novelle: „Mozart auf der Reise nach Prag", durch die Göschen'sche Gesammtausgabe der Schriften Mörike's zu Ende des vorigen Jahres aufs neue in Erinnerung gebracht, ist jetzt für sich besonders in dritter Auflage (Stuttgart, Göschen) in vornehmem Leinwandbande (2 M. 50 Pf.) als schönes Festgeschenk sehr geeignet erschienen.

— Ludwig Dóczi's Novelle „Carmela Spadaro", in Nr. 3 d. Bl. f. 1890 besprochen, ist soeben in zweiter Auflage bei Bonz u. Comp. in Stuttgart ausgegeben.

— „Der Zeitgeist, kritische Revue aus Oesterreich". Im Verlage der Buchdruckerei „Helios" Wien erscheint vom 1. November d. J. an alle zwei Wochen diese Zeitschrift, welche außerhalb des Bannkreises der politischen Parteien und literarischen Gevatterschaften zu stehen verspricht. Sie will die Erscheinungen auf dem Gebiete der Politik, der Socialökonomie, der Kunst, Wissenschaft und Literatur nur vom Gesichtspunkte des Gemeinwohls der humanitären Interessen, der Gerechtigkeit und Billigkeit besprechen. Ihr vornehmster Zweck ist, das Gemeinsame in den vielfältigen Bestrebungen der Gegenwart zur Geltung zu bringen und die schroffen Gegensätze des Parteilebens dort zu mildern, wo sie in der Sache selbst nicht begründet sind und nur schädlich wirken. Artikel über die innere und äußere Politik Oesterreichs, socialökonomische Arbeiten von hervorragenden Fachmännern, Biographien berühmter Zeitgenossen, streng sachgemäße Kritik aller bedeutenden Erscheinungen der Literatur, Kunst und Wissenschaft sollen den Inhalt des „Zeitgeist" bilden. Der Abonnementspreis beträgt ganzjährig 10 Fl., halbjährig 5 Fl. mit Francozusendung.

Bibliographie.

Bartels, F., Pädagogische Psychologie nach Hermann Lotze in ihrer Anwendung auf Schulpraxis und auf die Erziehung. 2. Tl. Jena, Mauke. 8. 3 M. 20 Pf.

Beethoven's unsterbliche Geliebte, nach persönlichen Erinnerungen von M. T. Bonn, Neußer. 16. 1 M.

Born, J. H., 30 Lieder eines alten Musketiers. Erinnerungen aus dem grossen Kriege 1870/71. Witten, Konetzky. 16. 30 Pf.

Brunner, S., Lessingiasis und Nathanologie. Eine Religionsstörung im Lessing- und Nathan-Cultus. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Herding, W., Ein Gang durch die Geschichte der Pädagogik von Montaigne bis Rousseau (Einleitung). Erlangen, Blaesing. Gr. 8. 80 Pf.

Hottinger, C. G., Die Welt in Wort und Bild. Straßburg i. E., Hottinger's Schriften-Verlag. Gr. 4. 20 M.

Kiel, R., Kirche und Schule. Eine Beleuchtung des Kampfes um die Volksschule. Donauwörth, Auer. Gr. 8. 50 Pf.

Lampert, F., Ludwig II., König von Bayern. Ein Lebensbild. Mit vielen Lichtdruck-Beilagen und Text-Illustrationen. 1. Hft. München, Franz. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Molitor, L., Georg Ritter. Ein Lebensumriß. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von O. Dingler. Zweibrücken, Ruppert. Gr. 8. 50 Pf.

Starkenhort, H., Klänge aus dem Reiche der Unsterblichkeit. München, F. Fricke. 8. 2 M. 50 Pf.

Stock, O., Kantianismus und Kriticismus. I. Das Problem der Kritik der reinen Vernunft. Stargard. 4. 1 M.

Thom, H., Der Ideal-Roman. Kritik-Studie. Leipzig, Claußner. 12. 50 Pf.

Die Völkerschaften der Bukowina. 1. Hft. Czernowitz, Pardini. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Widdern, M., Die Sünden der Väter. Novelle. Berlin, A. Goldschmidt. 12. 1 M.

Zell, B. W., Zigeunerliebe. Eine Großstädterin. Zwei Novellen. Berlin, A. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von Rudolf Mosse in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 6. November 1890.

Zu den Meisterwerken deutscher Literatur.

Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von Arnold, G. Balke, K. Bartsch u. a. herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 582—601. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsanstalt. 1890. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Bei einer Ueberschau des Fortschritts der großen Sammlung ist gemäß der Zeitfolge die Fortsetzung von Professor P. Piper's Ausgabe der „Nibelungen" (Lief. 599) voranzustellen. Die erste bis sechste und ein Theil der siebenten Aventiure werden abgedruckt und mit einem eingehenden Erläuterungsapparat ausgerüstet, der sich auf alle dem heutigen nicht philologisch geschulten Leser aufstoßenden Schwierigkeiten erstreckt. Es ist hier weder der Ort, um die gründliche Behandlung aller einschlägigen sprachlichen Dinge ausführlicher hervorzuheben, noch gar stückweise die für ein Durchschnittswissen zugeschnittenen Anmerkungen nachzuprüfen. Den Dienst, dem ungelehrten Freunde unseres gewaltigen deutschen Heldenepos kräftig unter die Arme zu greifen, erfüllt Piper's Commentar gewiß. Möge durch ihn endlich in unserem Volke die allgemeine Fähigkeit, an Stelle der meist verballhornenden Modernisirungen den Urtext zu lesen, angebahnt werden.

Sodann sind die Hefte (Lief. 582—585) einzureihen, die die weiteren Abschnitte von Thomas Murner's „Die Narrenbeschwörung" und des streitbaren Franciscanermönchs Biographie aus der Feder G. Balke's enthalten. Die von demselben beigesteuerten Fußnoten zu Murner's klerikal-demokratischer Satire halten sich auf recht niedrigem Standpunkte, indem sie in der Mehrzahl einfach die alte Form des beginnenden 16. Jahrhunderts modernisiren oder umschreiben. Es ist dies nicht zu tadeln, wenn eine möglichst seltene Unterbrechung der Lektüre durch längeres Abschweifen in Balke's Absicht lag. Daß er seinen Schriftsteller gleichwol genau kennt, beweist die angehängte, 89 Seiten lange Lebensschilderung und Charakteristik, die nur in der knappen Bibliographie Kritik und Gleichmäßigkeit ein wenig vermissen läßt. Aus dieser Skizze, die mit vielen bezeichnenden Proben anderer Gedichte Murner's durchwoben ist, steigt dessen Gestalt greifbar empor. Wir erkennen in ihm das Urbild jenes wiener Predigers Ulrich Megerle, der die Literatur als Abraham a Santa Clara durch so eigenartige Auswüchse eines derben Humors bereicherte und theils selbst, theils in seinen volksthümlichen Sittenpredigten Schiller zu seinem Kapuziner saß. Murner ist der älteste ultramontane Hetzkaplan deutscher Zunge. Doch „ist man meist nur zu sehr geneigt gewesen, dem Bilde zu folgen, das seine Gegner von ihm entworfen haben". Er war zwar kein zunftmäßiges Mitglied der stürmischen Literatenschar jener Jahrzehnte, aber als Schriftsteller doch weit mehr als ein „Thersites in der Kutte", wie ihn W. Scherer trotz seines katholischen Glaubens verunglimpft. Sogar in seiner Sprache findet Balke formell ausgeprägt, wie eine neue Zeit aus dem Verfalle emporblüht. Damit stimmt auch, wie ich soeben sehe, Woldemar Kawerau in seiner als Nr. 30 der „Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte" bei Niemeyer in Halle erschienenen Abhandlung: „Thomas Murner und die Kirche des Mittelalters", IV, 103 (1890), überein. Das Drunter und Drüber seiner Schicksale spiegelt das deutsche Leben in seiner gärendsten Periode mit voller Deutlichkeit ab, und die Ereignisse, die sich an ihn und seine Wirksamkeit heften, werfen manches willkommene cultur-, insbesondere sittengeschichtliche Licht.

Professor H. Lambel führt seine gediegene Ausgabe von Herder's theoretischen Werken weiter (Lief. 595). Wir erhalten diesmal den Rest vom „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker", den berühmten Aufsatz, der kühn zuerst für „Shakespear" eine Lanze einlegt, die

wichtige kurze Studie „von Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst, nebst Verschiedenem, das daraus folgt“, endlich den Eingang der 1778 bei J. Fr. Hartknoch in Riga erschienenen Arbeit über „Plastik“, die auf dem Titel den Zusatz trägt: „Einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt aus Pygmalion's bildendem Traume.“ Wie keiner seiner Genossen verstand es Herder, auf den poetischen Triften fremder Zonen entsprossene Blüten zu pflücken, ohne den Doldenstaub und den Duft zu zerstören. Gerade aus der auswärtigen Volkspoesie und ihrem eindringenden Studium, das das Streben nach inniger Aneignung, nach wahrer Ueberführung in unsere Muttersprache begleitete, stieg ihm der Gedanke einer Weltliteratur und dazu einer vergleichenden Literaturgeschichte auf. Die sinnig und echt nachempfindenden Blätter über Shakespeare verdienen heute noch vollste Achtsamkeit, wo dem Satze Herder's „Welche Bibliothek ist schon über, für und wider ihn geschrieben worden!“ drei Ausrufzeichen anzufügen wären. Die mittelenglische und mittelhochdeutsche Poesie betrachtet man heute allerdings mit schärfer geschliffenem Glase, aber hat denn durch all die katheder-philologische Buchstabenklauberei der Genuß jener naturgeborenen Schöpfungen gewonnen? Einige Notizen über die Abhandlung zur Plastik versparen wir auf weiterhin. Doch läßt sich das Gefühl, Herder hier auf einem Lessing gelegeneren Felde zu treffen, nicht unterdrücken.

Von der großen Goethe-Ausgabe, die Kürschner's Encyklopädie einverleibt ist, empfangen wir diesmal „Die Wahlverwandtschaften“, „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, die reizende „Novelle“ „Das Kind mit dem Löwen“, „Die guten Weiber“, „Reise der Söhne Megaprazon's“ und „Der Hausball. Eine deutsche Nationalgeschichte“ (Lief. 584, 587, 593, 594, 597), sämmtliche Nummern herausgegeben von Professor H. Düntzer. Die Verdienste dieses Gelehrten, mögen sie auch zersplittert sein und aus vielen Steinchen sich aufbauen, seien hier einmal unverhohlen anerkannt. Seine Erklärungsart ist ja beschränkt und nicht darauf angelegt, das Senkblei des Aesthetikers und Psychologen tief zu werfen. Trotzdem hat Düntzer zahllose dunkle Stellen in den Werken der deutschen Classiker aufgehellt und auch durch literarhistorische Forschung wesentlich zu deren Verständnisse beigesteuert. In dieser Art spendet er diesmal eine Einleitung zu „Werthers Leiden“, die alles Wesentliche unter die Lupe nimmt. Interessante Einblicke in Goethe's Methode, einzelne Stoffglieder zusammenzuschweißen, gewährt Düntzer's Begleitstudie zu den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“. Besonders lehrreich ist das an die Novelle vom Procurator Angeknüpfte; erweitert wird die Geschichte der internationalen Beziehungen durch M. Hermann's Mittheilungen zur lateinischen Marina-Erzählung des 15. Jahrhunderts im vorigen Bande der „Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte“. (Was die Glosse auf S. 25 der Lief. 593: „Giraldo Cinthio gab eine Sammlung Hecatommitti von hundert Novellen“ bedeutet, ist unklar; jedenfalls stecken drei Versehen drin; es muß heißen: Giraldi, Cintio, Hecatommithi.) Hübsch erzählt ist die Darstellung der Vorbedingungen zur „Novelle“, auch die sonstigen Proben Goethe'scher Erzählungskunst sind angemessen eingeleitet. Die unter den Text gesetzten Varianten bieten fast nur Kleinliches; sie stören leider oft genug den weihevollen Eindruck von Goethe's Prosa.

Sechs Schiller-Hefte (Lief. 588, 590, 591, 598, 600, 601) schließen sich an. Unser Robert Boxberger, dessen „Schwanengesang“, die trefflich beendete Lessing-Ausgabe wir bei der vorigen Gelegenheit nach Gebühr hervorhoben, und Professor Anton Birlinger in Bonn, überwachten den Abdruck mit bekannter Sorgfalt. Geboten werden dieses mal: „Wallensteins Tod“, Act 4 und 5, „Die Braut von Messina“, „Wilhelm Tell“, „Semele“, „Der Menschenfeind“, „Iphigenie in Aulis“, „Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides“, „Macbeth“ bis Vers 1944. Die Weise der Textbehandlung und Auslegung, die die beiden Redactoren einschlagen, gibt zu keinerlei Tadel Anlaß. Birlinger verwerthet mit Glück seine tüchtigen Kenntnisse auf dem Gebiete der ältern Sprache und Literatur, während Boxberger aus seiner gründlichen Uebersicht der textkritischen, entstehungsgeschichtlichen und verwandten Verhältnisse schöpft. Im einzelnen stellt sich die Sache so, daß Boxberger „Die Braut von Messina“, „Semele“, „Der Menschenfeind“ und die Uebersetzungen, Birlinger das Uebrige besorgt hat. Die erklärenden Beigaben sind je nach Stück und Zwang verschieden weitläufig, recht brauchbar z. B. zu „Tell“, wo manche überraschende Winke zu neuer und eigenartiger Auffassung eingestreut werden. Eine bescheidene Ergänzung zu dem bei „Wallenstein's Tod“, Act 4, Beigebrachten sei hier aus Alois John's „Drittem literarischen Jahresbericht“ aus dem Egerlande (1890) S. 56 fg. eingefügt: „Im Drama participiren wir zunächst an der Wallenstein-Tragödie. Schiller's Wallenstein-Studien in Brüx und Eger sind da zu nennen, bekannt sind der «Trompeter aus Eger» in «Wallensteins Lager» und die Bürgermeisterscene in Pachhelbel's (richtig Paul Junkher's) Haus («Wallensteins Tod», 4. Act). — Das fascinirende Localcolorit dieser egerer Sterbescenen im alten düstern Hause, die Vorbereitungen der Mordgesellen, das Bankett auf der Burg, die bangen Ahnungen Wallenstein's, die astrologische Zeichendeutung und Constellation, die tragische Schwüle, die traurig und bedrückend über diesem Acte lagert und das Ende über einen Gewaltigen in dieser finstern Grenzfestung anzeigt, verdankt Schiller seinem längern Aufenthalt in Eger und konnte nur durch Selbststudium des Locals zu so effectvoller Bedeutung gelangen.“ Die literargeschichtlichen Einleitungen sind, wie bei zwei solch kundigen Männern nicht anders zu erwarten, äußerst gediegen, wenn auch das rein Sachliche und urkundlich Festgestellte das Aesthetische ziemlich in den Schatten stellt; doch werden stets sämmtliche Möglichkeiten der Betrachtung in Rücksicht gezogen. Möge die neue Schiller-Ausgabe, wie sie es verdient, an ihrem Theile dazu beitragen, dem neuerdings

stark ins Hintertreffen gerathenen größten Dramatiker deutscher Zunge die gebührende Werthschätzung wieder zu erringen.

Schiller's früh, im hoffnungsvollen Lenze des Lebens und Dichters geschiedener Jünger, Theodor Körner, ist in der vorliegenden Fortsetzung der „Deutschen Nationalliteratur" durch Lyrisches, Episches und Dramatisches (Lief. 586, 589, 592, 596) vertreten, herausgegeben durch Professor Adolf Stern. Im einzelnen sind es folgende Schöpfungen: „Nachlese später veröffentlichter Gedichte" (115 Nummern), „Räthsel" (Charaden, Homonyme, Logogryphe, Anagramme, Palindrome), „Lyrische Spiele und Scherze" (anmuthig ist darin das Festspiel zu Wilhelm von Humboldt's Geburtstag, niedlich die Versallegorie „Die Blumen"), „Epische Fragmente" („Eduard und Veronika" und „Die Verlobung"), die bekannten knappen Prosaerzählungen, denen als „Mündliche Erzählungen Theodor Körner's, schriftlich wiedergegeben von Karoline Pichler" „Die Tauben" und „Die Rosen" angehängt sind, schließlich „Dramatische Beiträge" („Die Braut", „Der grüne Domino", „Der Nachtwächter", „Toni", „Die Sühne", „Der Vetter aus Bremen" bis V. 316). Ueber diese beinahe ausnahmslos der deutschen Lesewelt geläufigen Kleinigkeiten (zu hervorragenderen Leistungen kam ja leider die frische Kraft des Dichters blos in der Kriegslyrik) kritische Ergüsse einzuflechten, verzichten wir. Auch Stern hat die eigene Zuthat auf dem einfachsten Maße gehalten und zwar außer gedrängten Vorbemerkungen zu den einzelnen Abtheilungen des Dichters Lebenslauf auf 32 Seiten ansprechend vorgeführt; zu schärferer Charakteristik setzt diese Skizze wol deshalb nicht an, weil ihr Verfasser seinem Helden eigentlich nur eine zeitweilige Wirkung und Bedeutung zumißt. Die erstere wird sich bei dem allgemach siegenden Drange nach vollständigem Ersatze der Poesie jener Periode durch Heutiges nie wieder aufbessern. Um so mehr bleibt es aber Pflicht des Literarhistorikers, den schönheitsbegeisterten Th. Körner gegen fälschenden Unglimpf und Trug zu schützen, wie ihn neulich („Die Gegenwart", XXXVIII, Nr. 39) Fr. Latendorf, der uns vor fünf Jahren mit Körner's Liebesgrüßen an seine liebreizende Braut Antonie Adamberger beschenkte, dem „Freunde" und Herausgeber des Dichters, Friedrich Förster, nachgewiesen hat. Andererseits wollen wir in deutscher Treue nie vergessen, daß Körners' vaterlandsfreudige Gesänge bei ihrem ersten Erklingen in dem 1813er Feldzuge die Brust der wackeren Streiter für unseres Volkes Ruhm und Ehre höher schwellen ließen und so ihrerseits ehrlich mitwirkten im Kampfe für die Freiheit der gesammten deutschen Heimat.

Ludwig Fränkel.

Eine Werther-Nachahmung.

Schmerzliche Wonnen. Roman von Oskar Klein. Elberfeld, Hoeckner. 1890. 8. 3 M.

Oskar Klein hat nichts Geringeres unternommen, als Goethe's „Werther" noch einmal zu schreiben. Die Handlung des Romans ist wesentlich die der Goethe'schen Dichtung. Daß Hilda-Lotte gleich von vornherein verheirathet ist, daß ihr während des gefahrvollen Verhältnisses ein Kind stirbt, daß ein Pflegekind, eine allmählich zur Ahnung ihres Wesens erwachende Mädchennatur eingefügt ist, das und Aehnliches reicht nicht aus, um beide Fabeln auseinanderzuhalten, um so weniger, als die Stadien der Handlung wesentlich dieselben sind, auch Eduard-Werther flieht, wiederkehrt, die Frau einmal leidenschaftlich küßt und sich — unmittelbar vor Weihnachten todtschießt. Auch das Aeußerliche ist nachgemacht. Nach zwei Büchern von Briefen folgt auch hier: „Der Herausgeber an den Leser". Die Sprache ist durchaus Nachahmung der Werther-Sprache. Satzbau, Wortwahl, Wendungen zeugen von einem wahrhaft raffinirten Streben der Nachahmung. Diese Nachahmung ist recht gelungen. Man kann einem gebildeten Goethe-Freunde, vorausgesetzt daß er den „Werther" nicht halb auswendig weiß, Seiten aus den „Schmerzlichen Wonnen" als aus dem Goethe'schen „Werther" entnommen vorlesen, ohne daß er den Trug merkt. Man müßte nur die Namen ändern. Z. B.:

Die liebe Frau war in ihre Lektüre so vertieft, daß sie den Ankömmling nicht sogleich bemerkte, und erst dann seiner ansichtig ward, als er auf sie zutrat und leise ihren Namen rief. Sie erschrak im Augenblick heftig, ließ mit einem kaum unterdrückten Ausruf der Ueberraschung das Buch fallen und machte eine Bewegung, als ob sie sich erheben wollte. Werther, der sie unverwandt anblickte, kam ihr zur Hülfe, reichte ihr die Hand und gab ihr durch seine ruhige Freundlichkeit bald die Fassung wieder. Er frug sogleich, während er unbefangen seinen Arm in den Lottens legte, umständlicher nach Albert. Darauf setzte er sich in das Kanapee am Fenster — Lotte nahm ihm gegenüber Platz —, und begann auf eine vollkommen harmlose Weise zu plaudern. Die Vergangenheit schien für ihn nur freundliche Erinnerungen zu haben und die Gegenwart ihm keine Schmerzen zu bieten.

Wohl würde ein Kritiker Spuren der Unechtheit finden, auch ohne den „Werther" daneben zu haben, aber der naive Hörer, auch der feinfühlige, würde ziemlich lange getäuscht werden.

Und welchen Werth hat eine solche Wirkung? Ich denke, gar keinen. Wer das Buch liest, kennt den „Werther" und sieht in den Schönheiten des Klein'schen Buchs — Similidiamanten. Es ist schon längst die Frage aufgeworfen worden, warum uns ein nachgeahmter Nachtigallenschlag kalt läßt, während uns der wirkliche entzückt. Der Verfasser möge sich diese Frage beantworten. — Oder handelt es sich um eine verhüllte Kritik des Goethe'schen Werks? Sie käme etwas spät und wäre jedenfalls mislungen. Manchmal möchte man glauben, es handle sich um eine Wette.

Adolf Brieger.

Dramatische Versuche.

1. Agamemnon. Trauerspiel in drei Aufzügen von Gustav Kastropp. Hannover, Wasserkampf u. Comp. 1890. 8. 2 M.

Die Tantalidensage übt auf dramatische Talente noch immer ihren Zauber. Immer neue Aeschylus- und Euripides-Uebersetzungen erscheinen, und die tragischen Geschicke des Königshauses Mykenä bieten unsern Dichtern immer neue tragische Motive. Der Schacht scheint unerschöpflich. Begrenzter bleibt naturgemäß die Theilnahme des Publikums. Denn schließlich begegnet es doch nur vorgebildeten Gestalten. Nur in Nebenfiguren vermag der Dichter eine höhere Selbständigkeit zu entfalten, aber die Hauptcharaktere stehen in lebensvoller Gestaltlichkeit vor der Anschauung der Gebildeten. Das Gleiche ist der Fall mit der Handlung. Ihre Einzelheiten sind allen geläufig und die letzte Lösung der verschlungenen Conflicte hat Goethe's „Iphigenie" mit einer Meisterschaft gegeben, die es als Kühnheit erscheinen läßt, nach dieser Seite neue Pfade einschlagen zu wollen. Mit ähnlichen Bedenken werden viele an Kastropp's „Agamemnon" herantreten. Und leider werden viele sie begründet finden. Die Handlung ist in kurzen Worten folgende. Klytämnestra hat in Agamemnon's Abwesenheit mit Aegisthos ihrem Gemahl die Ehe gebrochen. Agamemnon kehrt zurück. An seiner Seite Kassandra. Beide lieben sich. Er ahnt Klytämnestra's Treubruch, verbannt Aegisth und erhebt Kassandra zur Königin. In diesem Augenblicke ersticht ihn Klytämnestra. Aegisth wird König. Kassandra wird zum Tode geführt. Eins ihrer letzten Worte ist: „Ihr Mörder, zittert! Denn Orestes lebt!" Das Stück läuft also im ganzen und großen im alten Gleise. Gerade jene Wandlung der Ueberlieferung, daß Agamemnon vor versammeltem Hofe von seiner Gemahlin erstochen wird, scheint mir nicht glücklich zu sein, denn die Frevelthat tritt solchergestalt in zu schroffer Nacktheit auf. Der Mythos versteckt sie bekanntermaßen im Badezimmer. Sonst sind die Hauptfiguren von fürstlicher Würde getragen und reden löblicherweise kein Wort zu viel. Den Ausdruck zeichnet im Durchschnitt eine schlichte Gewähltheit aus. Er meidet Schiller'sche Declamation und die übliche prunkende Rhetorik der Jambentragödie. Dafür wechseln mitunter prosaische Nüchternheiten mit Excentricitäten:

Agamemnon.
Längst war mir's bekannt:
Du liebst mich!

Kassandra.
Und ich gebe dir das Wort
Zurück: du liebst mich!

Agamemnon.
Ja! — bei Aphrodite!
Gewonnen hast du mich, du zündest mir
Ein Feuer an in meinem Geist, das heller
Als Ilions Häusermeer emporflammt! (?!!)

Ein andermal macht Klytämnestra eine zu kühne Anleihe bei Shakespeare:

Ich sehe schaudernd Dinge vor mir, die
Nicht sind! — ich sehe Blut! — es schimmert roth
Vor meinem Blick — es quillt hervor — das ist
Ein Dolch!

Hier denkt jeder an Macbeth's berühmten Monolog:

Ist dies ein Dolch, den ich da vor mir sehe?

Der Versbau ist gefällig. Fehlerhaft ist S. 99:

Des eigenen Sohnes Schwert durchbohrt dich!

Mit der kleinen Aenderung:

Des eignen Sohnes Schwert wird dich durchbohren!

wäre dem vierfüßigen Krüppel geholfen.

2. Graf Wigger. Dramatisches Zeitgemälde aus Thüringens Geschichte. Volksschauspiel in zwei Acten von L. Just. Mühlhausen i. Th., G. Danner. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser hat sich seinen Stoff aus einem fernen Jahrhunderte der vaterländischen Geschichte geholt. Insonderheit in den Büchern der deutschen Kaisergeschichte, sagt er, lägen reiche Schätze als Goldsand und ungeschliffene Edelsteine verborgen, welchen die Dichter und Volksschriftsteller nur den rechten Schliff und die ansprechende Fassung zu geben hätten, um dies Gold in Currentmünze zu verwandeln. Er ist denn niedergetaucht in die bewegten Tage Heinrich's IV. und hat das Leben eines vornehmen Parteigängers, des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben, zum Gegenstande einer Reihe dramatischer Bilder gemacht, die er einer beliebten Neuerung folgend durch zwei vorerzählend-reflectirende Figuren, den Herold und den Thurmwart, episch verschnüren läßt. Im besondern soll der Herold am Anfange, in der Mitte und am Ende des Stücks „dem Verständnisse des Publikums zu Hülfe kommen", während der Thurmwart vor jeder einzelnen Scene, ehe der Vorhang aufgeht, mit kurzem Worte die Zuschauer auf das, was sie erwartet, vorbereiten und die Handlung „in das Licht seines höhern Standpunktes" stellen soll. Beide Figuren sind also nichts anderes als eine Gattung redender Commentare, welche hofmeisternd dem Hörer oder Leser die tiefere Weisheit der Dichtung erläutern sollen und derart ihren Rahmen aus den Fugen treiben. Hat der Dichter nicht die Fähigkeit, sich verständlich zu machen mit den Mitteln seiner handelnden Personen, so ist ihm die dramatische Technik fürs erste noch nicht hinlänglich erschlossen, und die Strohmänner, welche er in die Lücke springen läßt, machen die Unzulänglichkeit nur fühlbarer. Sie reißen den Zuschauer oft ganz unnütz aus der Situation und maßen sich an, für ihn zu denken: so erscheinen sie durchaus als überflüssig, wenn nicht gar als Unfug. Mit Hinweisen auf den griechischen Chor ist hier gar nichts anzufangen. Jede

Aufführung der „Braut von Messina" lehrt den Unbefangenen von neuem, wie unversöhnlich griechischer und germanischer Kunstbrauch sich in dieser Beziehung gegenüberstehen und welche Ungeheuerlichkeiten entstehen, wenn man Nichtnationales mit Nationalem künstelnd verschweißen will. Im ganzen verhält sich das Ding bei L. Just so, daß er seine beiden Lückenbüßer ruhig nach Hause schicken kann. In den allerwenigsten Fällen würde dadurch mehr verloren gehen, als diesem ganzen „dramatischen Zeitgemälde aus Thüringens Geschichte" von vornherein an dichterischem Werth, an Anziehungskraft und Gehalt gebricht. Was würde es verschlagen, wenn Enthüllungen, wie sie der Thurmwart S. 47 gibt, überhaupt in Fortfall kämen:

Rückzug ist schlimmer oft als Schlacht!
Das hat vor beinah tausend Jahren,
Als er zur Flucht sich aufgemacht,
Herr Heinrich damals auch erfahren.
Das Weitere soll Graf Rosenhagen
Am Hainichpasse jetzt euch sagen.

Das Vorherige hätte uns Graf Rosenhagen am Hainichpasse auch sagen können! Sonst ist die Haltung dieses Ritterspiels maßvoll und sein Patriotismus, wiewol der Held auf seiten der papistischen Rebellen kämpft, erwärmt das Herz. Doch die Anlage der Charaktere ist zu einfach und die poetische Ausarbeitung der Conflicte bleibt zu oberflächlich. Um so ergreifender wirken die eingestreuten Gesänge.

3. Kaiser Friedrich III. Geschichtliches Schauspiel in fünf Acten von Siegfried Mendthal. Memel, Selbstverlag. 1890. 8. 1 M.

Ich fürchte, der Dichter wird sein Werk auf Lager behalten. Ich wenigstens vermag ihm nicht einen empfehlenden Zug abzugewinnen. Ja, stellenweise habe ich mich des Eindrucks nicht erwehren können, daß sich der Verfasser mit der Kritik, die er herausfordert, einen faulen Scherz leiste. Denn wer kann annehmen, daß Verse wie:

Jungfer, sträub' dich nicht!
Ich muß dich küssen.
Was schert uns dein Gewissen,
Mich zaubert dein Gesicht —

ernst gemeint seien? Das Metrum schwirrt richtungslos durcheinander. Oft verliert es sich ganz ins Schattenhafte, Ungreifbare. Die Charakterzeichnung übersteigt nicht die Kunst des Knäbleins, das auf seiner Schiefertafel physiognomische Uebungen macht. So sagt der gelehrte Occam:

Der Strahl des Bannes trifft mich kalt, (?)
Da Majestät geruhet mich zu schützen.
Der Papst ist Geistlicher, ich bin ein Philosoph.
Es ist wohl vorgekommen, daß Philosophie
Die Kirche in den Bann gethan, doch daß der Papst
Den Philosophen ächtet — das ist neu.

Wenn die Gedankenreihen des Doctor invincibilis so schnurrige Wege gehen, so kann es kaum befremden, daß sein Famulus kopfüber aus seinem Jahrhundert in den militärischen Meldestil des unsern stürzt mit den Worten: „Eine junge Dame will Herrn Doctor sprechen." Kurzum, die ganze Komödie ist ein poetischer Greuel. Bald schillert sie in griechelnder Getragenheit, bald im Jargon der Offenbach'schen Operette. Das letztere thut besonders die wunderbare Jagdgeschichte, die der Prinz von Böhmen, Johann Heinrich, der Gemahl der Margarete Maultasch, S. 47 zum Besten gibt:

Da wo die Gemsen nisten, (?)
Um sie zu überlisten,
Wir jagten mit den Damen,
Doch unsre List mußt' bald erlahmen.
Die Nannerl lauerte im Busch,
Die Toni hinten gab den Tusch.
Darob die Gemse sich erschreckte,
Der kleinen Fanny, die sie neckte,
Sprang sie aus sammt'ne Mieder,
Und Fanny schlug sie nieder. (!)
Da jede wollt' die Gemse haben,
So hackten sie sich wie die Raben. (!)
Hätt' Tonerl nicht getuschet,
Das Jagen wär' verpfuschet.
Hätt' Nannerl nicht gelauert,
Die Gemse nicht erschauert. (Grammatik!)
Doch Fanny wollt' sie züchten, (!)
Mit ihr zur Alm flüchten.
So hauten sie sich munter weiter,
Die Gemse wurde wieder heiter.

Das ist allerdings mehr als heiter!

4. Gundelbauer's Lore. Volksstück in fünf Acten. Von Kurt Müller. Leipzig, Bouman. 1890. Gr. 8. 1 M.

Der Stil des Stücks ist für die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts, in welche die Handlung verlegt ist, zu modern. Sonst ist der Aufbau verständig und die Gestalten leben. Ihr Dasein freilich haftet zu sehr am Staube der nackten Wirklichkeit. Es hat zu viel Alltagswahrheit und zu wenig Poesie. Was aber ist ein Dichtwerk ohne diese? Ein Sommer ohne Sonne, ein Stern ohne Licht. Jedenfalls ist die Lore ein charakterfestes Geschöpf und ihr Vater, der alte Gundelbauer, keiner von den hergebrachten steinernen Theateralten, sondern ein warmblütiger Greis mit menschlichem Gefühl und wohlthuender Vaterliebe. Das junge Paar wird einem gesunden Geschlechte das Leben geben. Den Studenten, die in das Stück eingreifen, wäre mehr Geist zu gönnen. Ein besonderes Lob verdient schließlich die würdige, klare Gestalt des Pfarrherrn, der den Widerstreit der Handlung zu schlichten berufen wird. Im ganzen: ein wohlgemeinter, nicht aussichtsloser Versuch.

5. Frau Magdalena. Ein Schauspiel in vier Acten. Von Ludwig Hoffmann. München, Schweitzer. 1890. Gr. 16. 50 Pf.

Frau Magdalena ist ihrem Manne mit einem jungen Reiteroffizier durchgegangen, hat löblich dafür Buße gethan und wird durch die Liebe ihrer inzwischen erwachsenen Tochter in die Arme oder besser: zu den Füßen des verzeihenden Gatten zurückgeführt. Aus dieser nicht eben

eigenartigen Geschichte zieht der Dichter die kühne Folgerung (S. 39): „Freundlicher ist das Leben als die Kunst.“ Er stellt also auf Grund der allerdings gemüthlichen Fabel seines Stücks die bisher geachtete Meinung: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst“ — launig auf den Kopf. Ich meine doch, wir stellen sie schnell wieder auf die Beine. Der Verfasser hat die französischen Stücke im Auge, „die alle mit Mord und Selbstmord enden, das Ungeheuerliche des Lebens auf die Bühne bringen und den Hörer mit einem Gefühle des Schreckens und der Unbefriedigtheit entlassen“. Ob sie trotzdem nicht tiefere und nachhaltigere Eindrücke hinterlassen, als Versöhnungsfeste à la Kotzebue, zieht der Verfasser nicht in Ueberlegung. Schließlich vergißt er, daß er gegen die Dichtung keineswegs das Leben, sondern nur Dichtung gegen Dichtung ausspielt.

6. Ulmer Münster-Festspiel 1890 in drei Abtheilungen mit einem Vorspiel, zwei Zwischenspielen und einem Nachspiel von Karl Oesterlen. Zweite Auflage. Ulm, Ebner. 1890. 12. 50 Pf.

Die freundliche Festschrift wird geschichtliches Interesse bewahren, wenn ihr poetisches Verdienst auch begrenzter ist. Sie feiert in drei Abtheilungen bedeutungsvolle Momente der ulmer Geschichte, die sie in lebensvoller Anschaulichkeit an uns vorüberführt. Die Kunst, die Frömmigkeit und Ulma bilden die Personen des Vorspiels, der Zwischenspiele und des Nachspiels, allegorische Gestalten, welche in sinnigen Gesprächen die dramatischen Wandelbilder einleiten, erklären und sonst darauf Bezügliches erbaulich erörtern. So schließt das anmuthige Vorspiel mit folgenden wohlgebauten Versen:

Kunst.

Im Münster, schön in Stein gebaut,
Siehst du nunmehr für alle Zeit
Der alten Bürger Frömmigkeit.
Ja schaut nur, wie der stolze Bau
Tief aus dem Grund sich ringt ins Blau,
Nach unten massig, und nach oben
Als wie von Geisterhand gewoben;
So licht und klar, so zart und luftig,
So zierlich und so wolkenduftig,
Als wollt' mit weichen Harmonien
Die Seele es nach oben ziehen.
Und als des heitern Werkes Krönung
Siehst du das Zeichen der Versöhnung,
Die Menschen mit dem Himmel bindend,
Das Kreuz, im Aether fast verschwindend.

Frömmigkeit.

Vor Freude sich die Brust mir schwellt,
Seh' ich nun klar ins Licht gestellt,
Was in des Mittelalters Nacht (??)
Die ulmer Väter fromm erdacht.

Zeiten, welche den Plan zu einem ulmer Dom ersannen, sollte doch am wenigsten der Festspieldichter nächtige nennen, welcher des mittelalterlichen Entwurfes Vollendung feiert. Gerade unsere Baukunst ist es, die sich aus des „Mittelalters Nacht“ immer neues Licht holt. Ja, ich weiß in dieser Nacht verschiedene andere schöne Lichtpunkte, um die sie unser taghelles Jahrhundert beneiden könnte, dessen Ruhm ein wohlgemeintes Nachspiel singt:

Ermannt hat sich das deutsche Land
Vom Bodensee zum Meeresstrand.
Der Rhein ist wieder Deutschlands Strom,
Deutsch ist auch wieder Straßburgs Dom.
Es kam auch wieder deutsche Kunst
Nach langem Schlaf zu neuer Gunst.

Welchen langen Schlaf der Sänger meint, ist unerfindlich. Für alle Fälle wollen wir uns freuen, daß sie endlich ausgeschlafen hat, die deutsche Kunst.

Adalbert Schroeter.

Aus Oesterreich.

1. Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Heft 57 bis 117. Wien, Hölder. 1889—90. 4. Jede Lieferung 60 Pf.

Das groß angelegte Werk, welches vom Kronprinzen Rudolf begründet wurde, hat, gefördert durch die mächtige Unterstützung des Kaisers selbst, keine Unterbrechung erfahren, obwol der hochgestellte Begründer und oberste Leiter dieser umfassenden Darstellung aller Gebiete der Monarchie vom jähen Tode dahingerafft wurde. In dessen Geiste vielmehr und ganz nach der Anordnung, welche der Verewigte noch bei Lebzeiten getroffen, wurde und wird der Text jedes Bandes von berufenen Fachleuten und Kennern der bezüglichen Länder fortgeführt. Auch eines zweiten wichtigen Todesfalles ist zu erwähnen, nämlich des Hinscheidens Joseph R. von Weilen's, der die Chefredaction von Anbeginn an führte und dem die zweckmäßige Einrichtung des Ganzen mit zu verdanken war. An seine Stelle ist Professor Heinrich R. von Zeißberg, der bekannte österreichische Geschichtschreiber, berufen worden, während die Kronprinzessin Witwe Stephanie das Protectorat über das nunmehr weiter fortzuführende Werk übernommen hat.

Es liegen von ihm in den Lieferungen 57 bis 117 die Bände: „Oberösterreich und Salzburg“ sowie „Steiermark“ vollständig abgeschlossen, die Darstellung „Kärntens und Krains“, sowie der zweite Band von „Ungarn“ beinahe zu Ende geführt vor. Die ethnographischen, landschaftlichen und historischen Schilderungen der österreichischen Alpenländer, deren landschaftliche Reize ja weltbekannt sind, werden auch für den weitesten Leserkreis besonders ansprechend sein. Der knappe klar geschriebene Text geht überall, wie es der Haupttitel des Werks andeutet, mit

der Illustration Hand in Hand und sowol der Freund der Naturschilderung als auch jener des geschichtlichen, kunst- oder literarhistorischen, des gewerblichen und des volksthümlichen Lebens im Lande findet aus berufener Feder stammende Darstellungen, sowie künstlerisch ausgeführte Abbildungen in trefflichen Holzschnitten, deren Originale die besten Künstler österreichischer Abstammung entworfen haben. Hier möge nur auf die Schilderung des oberen Traungebietes von F. Simony, auf die vorgeschichtlichen Schilderungen des Grafen Gundaker Wurmbrand, auf die Darstellung des deutschen Literaturlebens in Oberösterreich von H. Lambel und des künstlerischen Lebens von Erzherzog Johann, einem feinsinnigen Kenner desselben (welcher seitdem den fürstlichen mit dem einfachen Namen Johann Orth vertauscht hat), hingewiesen sein. Illustrationen wie die Ansichten von Ischl, die Aussicht von der Zwieselalp, die Abbildung des Karls-Eisfeldes auf dem Dachstein, welche Simony selbst ausgeführt hat, und anderer landschaftlich bedeutender Punkte, nicht minder aber die charakteristischen Scenen aus dem oberösterreichischen Volksleben von A. Greil dienen ebenso zur Erläuterung wie zur Zierde des Textes. Die Ausführungen, welche das literarische Leben sowol Oberösterreichs als auch Salzburgs behandeln, sind allerdings sehr kurz gefaßt, doch war hier die Anlage des Werkes, nach welcher den landschaftlichen und ethnographischen Theilen mehr Aufmerksamkeit zugewendet werden sollte, maßgebend. Mit Adalbert Stifter schließt die Aufzählung der bemerkenswerthesten oberösterreichischen Dichter; wie der Verfasser H. Lambel trotz des beschränkten Raumes seine Charakteristik zu entwerfen weiß, davon hier eine kurze Probe:

Seine (Stifter's) Erzählungen fesseln meist durch reiche, überraschend geführte Handlung, ihr Werth liegt in der bis ins kleinste musterhaft sorgfältigen, künstlerischen Ausführung. Ihm ist es auch nicht um das Aeußere einer Handlung zu thun, sondern um das Innerliche, die Seele. Auch seine berühmten Landschaftschilderungen der Heide, des Hochwaldes, der Majestät unsers Hochgebirges sind ihm doch keineswegs etwas Aeußerliches oder die Hauptsache, wozu die Menschen nur Staffage wären; sie gehören als Stimmunggebendes, Bedingendes mit zum Ganzen, die Natur wird dadurch bei ihm zu einem mithandelnden Factor, und wo dies Verhältniß am richtigsten gewahrt ist, erzielt er seine schönsten Wirkungen. In der Natur wie im Menschenleben bevorzugt er die welt- und lebenerhaltenden, ruhig und still wirkenden Kräfte vor den gewaltigen, aber zerstörenden.

Es ist natürlich, daß der Abtheilung des Bandes, welche „Salzburg" behandelt, in den weitesten Kreisen beinahe noch mehr Aufmerksamkeit entgegengebracht wird. Der von E. Richter verfaßte Text, welcher die Geschichte Salzburgs skizzirt, bietet einen guten historischen Ueberblick und die zahlreichen Bewunderer der herrlichen Stadt an der Salzach werden gerne daraus die geschichtliche Vergangenheit der Stadt und des Landes verfolgen. Für diese wird auch die alte Ansicht Salzburgs vom Jahre 1553 (S. 409) besonders werthvoll sein. Daß auch hier in allen übrigen Kapiteln tüchtigen Kennern das Wort gegeben wird, daß die Bilder so ziemlich alle schönsten Punkte des Landes vorführen oder uns das Volksleben in den lebendig entworfenen Zeichnungen (von Karl Mayer z. B.) ersehen lassen, braucht wol nur angedeutet zu werden.

Der „grünen Steiermark", wie sie gern wegen ihres herrlichen Grüns auf Wiesen und Matten genannt wird, ist ein eigener Band zugewiesen. Da in diesem Lande deutsche und slawische Elemente sich berühren, so mußte insbesondere in den Abtheilungen, welche das Schriftthum und das volksthümliche Leben behandeln, eine gewisse Theilung vorgenommen werden, es erscheint daher das „Volksleben der Deutschen" (von J. Krainz) und jenes der Slowenen (von Fr. Hubad) gesondert behandelt; beachtenswerth ist auch eine Abhandlung, welche, hier wol zum ersten male für die weitesten Kreise berechnet, sich der „Sprache der Slowenen" allgemein verständlich zuwendet. Daß Rosegger uns die Schönheiten seines geliebten „Mürzthales" in der bekannten gemüthvollen Darstellung schildert, ist bei einem derartigen Werke, welches die bewährtesten Schriftsteller des Landes in einzelnen Arbeiten vorführt, beinahe selbstverständlich. Eine besonders gute Meinung wird der Kenner von der „Kunstindustrie" Steiermarks gewinnen, es bietet der betreffende Aufsatz Karl Lachner's viel des Neuen und höchst Bemerkenswerthen. Neben den schönen Landschaftsbildern Ditscheiner's und H. Bank's werden die reizenden Vignetten Adolf Schumann's auffallen. Diese niedlichen Kinderscenen, welche überall die steirischen Eigenthümlichkeiten hervortreten lassen, gereichen dem Buche zum wahren Schmucke und dem Künstler zur Ehre.

Mit dem angrenzenden Steiermark hat Kärnten vieles gemein; der begonnene Band „Kärnten und Krain" weist dies in den Kapiteln, welche das Volksleben und die Landschaft, selbst in jenen, welche der Geschichte gewidmet sind, deutlich nach. Es konnten diese Kapitel deshalb auch vielfach kürzer gefaßt werden, da ja Wiederholungen zu vermeiden ein Grundsatz in der Anlage des Werks ist. Allerdings ist andererseits die Landschaft des Kärntnerlandes in gewissen Theilen desselben von mehr großartigem und wildem Charakter, die Hochgebirgswelt, die zahlreichen Binnenseen im Lande bieten Abwechselung und malerische Ausschmückung; Alois Egger hat das Gebiet der „hohen Tauern", die gewaltige Schönheit des Großglockners, des Möllthales und anderer berühmter Gebiete des kärntner Hochlandes geschildert, Willroider und Robert Ruß haben die Zeichnungen der Landschaft entworfen, R. Waizer und Fr. Franzisci, V. Pogatschnigg und andere sind den Eigenthümlichkeiten des Volkslebens in entsprechender Weise gerecht geworden.

Einen ganz eigenartigen Charakter unter den Ländern der Monarchie weist Ungarn auf; von dem zweiten ihm gewidmeten Bande ist nunmehr ebenfalls eine Zahl von Heften erschienen. Die Größe des Hauptlandes Ungarn bedingte es, in der Darstellung eine andere Anordnung zu treffen, als sie bei den Ländern der diesseitigen Reichshälfte eingehalten wurde. Infolge dessen behandeln die landschaftlichen Schilderungen je ein größeres Gebiet, wie das

Alföld und die Theißgegend, die pester Ebene, Jazygien und Kumanien, das Hajduckengebiet, die Nyirgegend, die licharer Ebene u. s. w.; mit großer Anschaulichkeit sind einzelne Städte geschildert wie Debreczin (von Maurus Jókai), Großwardein, Szegedin und Temesvar. Der Leser erhält durch diese Darstellungen abwechslungsreiche, oft mit gesättigten Farben entworfene Bilder, so hat J. Hunfalvy seiner Beschreibung des Alföld oft wahrhaft poesievolle Schilderungen des Morgens auf der Pußta, der eigenthümlichen, Délibab genannten Luftspiegelung auf derselben und anderer Eigenthümlichkeiten des ungarischen Heidelebens einverleibt. Seltsam muthet das Volksleben in seinen hie und da sogar an orientalische Zustände gemahnenden Aeußerungen in den Darstellungen von Maurus Jókai, Alex. Laksay u. a. an. Auch die Illustrationen des ungarischen Gebiets sind sauber ausgeführt und weisen landschaftliche und Städtebilder, Volksscenen und Volkstypen auf; das zuletzt erschienene Heft, welches insbesondere die szegediner Ueberschwemmung aus dem Jahre 1879 behandelt, enthält lebendige und anschauliche Scenen aus jenen Schreckenstagen, welche Paul Vágó in seinen Bildern festgehalten hat.

Damit erscheint die Bedeutung und der Werth der angeführten Theile dieses großen ethnographischen Werks angedeutet. Für den Leser dürfte der nochmalige Hinweis darauf beachtenswerth sein, daß eine Darstellung des literarischen Lebens und zwar auf dem Gebiete der Nationalliteratur von jedem Kronlande Oesterreichs geplant ist und nach Abschluß des Ganzen somit zum ersten male die Uebersicht der gesammten nationalliterarischen Entwickelung in allen österreichischen Ländern ermöglicht wird.

2. Gesammelte Werke von Ludwig Anzengruber. Dritter und vierter Band. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 1890. 8. Jeder Band 3 M. 50 Pf.

Den frischen Fortgang dieser Ausgabe beweisen die rasch erschienenen Bände, welche die „Dorfgänge" und die Skizzen „Großstädtisches und Gefabeltes" enthalten und uns den Dichter auch als Meister auf dem Gebiete der kürzern Dorfgeschichte, der Dorfnovelle vorführen. Ueberall sind es die prächtigen, dem Leben entnommenen Bauerngestalten, mit welchen Anzengruber in diesen „Dorfgängen" den Leser bekannt macht; ob sie uns nun mehr oder weniger anziehend entgegentreten, die treffliche Zeichnung aller dieser Figuren wird der Leser bewundern. Da finden wir die zu ihrem Burschen, der sie schließlich doch verläßt, von Vertrauen erfüllte Gänseliesel, deren Geschichte ein kleiner, aber recht trauriger Roman ist; die nicht minder ergreifende Erzählung vom „Sündkind", dem einem verfehlten geistlichen Berufe zugedrängten jungen Menschen, welchem auf seinem Todtenbette zu spät die richtige Erkenntniß hiervon zutheil wird; die erschütternde Novelle vom „Einsam", dem einem düstern Geschicke erliegenden Pfarrerssohne; die zu Herzen greifende Schilderung, wie der Holzknecht Valentin durch den schrecklichen Tod seines Kindes, das er den Fels herabstürzen sieht, „Gott verloren" hat. Sind auch alle diese und andere Dorfgeschichten von düsterer trüber Färbung, so ist es doch echtes Menschengeschick, von dem uns der Dichter darin berichtet, das wir den schlichten Bauersmann oder die Bauerndirne treffen sehen, vielleicht gerade darum sprechen diese kurzen Erzählungen aber um so mehr zum Herzen des Lesers. Auch der Humor fehlt übrigens den „Dorfgängen" nicht; er gelangt zur besondern Geltung, wenn wir den „gottüberlegenen Jakob" die Kuh sammt den auf derselben ruhenden Gelöbnisse an einen andern übertragen sehen oder die so fein psychologisch begründete Liebesgeschichte zwischen dem „starken Pankraz und der schwachen Eva" verfolgen, oder gar lesen, wie der Hangl-Rudl, der „Sinnierer", durch seine tiefem Nachdenken entsprungene Bemerkung die Erbschaft der alten Tante verliert. Einige humoristische Stücke, von dem Verfasser eigens als „Humoresken" bezeichnet, finden sich in der zweiten Abtheilung dieser „Dorfgänge" (Bd. 4 der Gesammtausgabe), aber gewissermaßen unbewußt dringt selbst in den ernsten Erzählungen Anzengruber's seine humoristische Begabung durch und zwingt dem Leser bei der Schilderung gewisser Gestalten oder Scenen manches Lächeln ab. Die „Plauderei als Vorrede" zu diesem vierten Bande rechtfertigt mit des Dichters eigenen Worten manchen Vorwurf, den er wegen seiner Erzählungsweise befürchten zu müssen vermeinte, insbesondere auch bezüglich eben der Art des Humors, welche er anwendet. Der Leser übersehe diese lehrreiche und tief in des Dichters Schaffensweise Einblick gewährende „Plauderei" ja nicht, wenn er diesen Schöpfungen warmes und inniges Verständniß entgegenbringt.

In der übrigens kurzen Abtheilung „Großstädtisches und Gefabeltes" hat der Dichter das Gebiet der Dorfgeschichte verlassen. Daß er auch außerhalb desselben zu fesseln und zu rühren vermag, zeigt gleich die erste Novelle: „Sein Spielzeug", eine Geschichte des Herzens und der Herzlosigkeit aus dem städtischen Leben. Es sind überhaupt recht ernste Erzählungen und Skizzen, die sich in dieser Abtheilung finden, so auch die kurzen Stücke: „Teufelsträume" und „Vereinsamt", nur das Märchen „Aus der Spielzeugwelt" weist wieder humoristische Züge des Poeten auf. — Man wird aus der Sammlung dieser erzählenden Dichtungen am besten ersehen, daß nicht nur der Dramatiker, als welcher er weit mehr bekannt geworden ist, sondern auch der Erzähler Anzengruber hohe Beachtung verdient und eine eigenartige, überaus angesehene Stellung in der neuesten deutschen Literatur einzunehmen berechtigt ist.

3. Vom wandernden Zigeunervolke. Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner. Von Heinrich von Wlislocki. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890. 8. 10 M.

Der Ursprung, das Leben, die Religion und das Denken und Dichten der Zigeuner bietet so viel des Räthselhaften und doch auch dabei des Sinnigen und Poesievollen, daß es leicht erklärlich erscheint, wie so viele Forscher, die

solchen Gebieten auch räumlich näher standen, wo Zigeuner vorkommen, sich mit der Ergründung des Wesens dieser Nomaden beschäftigten. Hat doch selbst ein gelehrter Fürst, Erzherzog Joseph in Ungarn, Studien über die Zigeuner betrieben und das Ergebniß dieser Studien in einem wissenschaftlich geradezu grundlegenden Werke veröffentlicht. Ungarn und Siebenbürgen sind jene Länder, in denen Zigeuner außerordentlich zahlreich sich finden, ja wo sie, die sonst umherwandernden, in vielen Orten gewissermaßen ansässig erscheinen; in letzterm Lande hat jeder Ort gewöhnlich sein Zigeunerviertel, die „Ziganei", und in diesem lebt und wirkt das braune Volk mit den pechschwarzen Haaren, allerdings scharf bewacht von dem Auge der Stadtpolizei, denn das „Wirken" besteht nicht nur im Arbeiten, sondern auch wol im Stehlen, da es der Zigeuner mit dem fremden Eigenthum außerhalb seines Stammes nicht genau nimmt, ja, wie gerade in Wlislocki's Werke nachgewiesen wird, nach zigeunerischen Gesetzen derartiges Entwenden mit keiner Strafe bedroht ist.

Der Verfasser des vorliegenden dankenswerthen Werks hat sich schon seit langer Zeit ausschließlich mit der Erforschung des Volkslebens der Zigeuner beschäftigt und seine bezüglichen kleinern Arbeiten theils einzeln, theils in Zeitschriften veröffentlicht, deren Ergebnisse in ausführlicher Darstellung er jetzt geboten hat. Der Aufenthalt in dem von Zigeunern viel bewohnten Siebenbürgen, sowie die Kenntniß aller Sprachen im Lande kommt seiner Thätigkeit sehr zu statten.

Der Inhalt des „gleichsam kleinere Bilder aus dem Leben der Zigeuner" bietenden Buches zerfällt in drei Hauptgruppen, in eine geschichtliche, eine ethnologische und eine der Sprache und volksthümlichen Poesie gewidmete. Wlislocki macht mit den verschiedenen Ansichten über Abstammung und Herkunft, über die Urheimat und Wanderungen dieses Volks in Kürze bekannt; er schildert die Schicksale der Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen, sowie die ziffermäßige Vertheilung derselben in diesen Ländern. Das ungarische Gesammtkönigreich weist nach der letzten Volkszählung (1880) 79393 Zigeuner auf, von denen etwa 61 Procent, also die überwiegende Mehrheit, auf Siebenbürgen fallen. Von besonderm Werthe und wichtig für die Ethnologie erscheint die zweite, eigentlich die Hauptabtheilung des Buchs, worin der Verfasser die Resultate seiner eigenen langjährigen Beobachtung über das Leben und die Verhältnisse dieses Volks in den verschiedensten Richtungen darlegt. Wir erhalten hier ansprechende Belehrung und Aufklärung über die Familienverhältnisse überhaupt, sowie über das Leben des Zigeuners von seiner Geburt an bis zum Tode, über seine verschiedenen Beschäftigungen, über die religiösen und mythologischen Anschauungen, Krankheiten, Besprechungsformeln u. dgl. Wie reichhaltig diese Abtheilung ist, möge die Andeutung nachweisen, daß dem Kinderleben und Kindersprüchen und -Spielen allein über 40 Seiten gewidmet sind. Insbesondere verdienen auch Beachtung einige mitgetheilte Kindermärchen von eigenthümlicher Anlage. Auch sonst bietet der Verfasser Beiträge zur volksthümlichen Märchenpoesie durch Aufnahme verschiedener dem Volksmunde entnommener und übertragener Märchen, die sich hauptsächlich in der letzten Hauptabtheilung des Bandes finden. Mit Interesse folgt man den Auseinandersetzungen, welche Wlislocki weiterhin über den Aberglauben der Zigeuner bietet, über die Wahrsagerei in ihren verschiedenen Ausübungsformen: Chiromanthie, Kartenaufschlagerei, Traumdeuterei und andere Zauberkünste; von großem Werthe erscheinen die mitgetheilten Besprechungs- und Beschwörungsformeln gegen Krankheiten, sowie die seltsamen Todtenklagen.

Eine kurze, aber klar abgefaßte Grammatik der Zigeunersprache eröffnet die letzte der erwähnten Hauptabtheilungen, welche außerdem die Darstellung der Volkspoesie enthält. Man wird überrascht von dem Reichthume derselben, von der Mannichfaltigkeit, Tiefe und Innigkeit dieser Zigeunerlieder, welche der Verfasser in ansprechender Form übersetzt hat. Hier finden sich Lieder der Liebe und der Schwermuth, Strophen der Trauer über die Heimatlosigkeit und der Klage über den Verlust geliebter Wesen, Spott- und Scherzlieder, sowie Balladen und Romanzen. Von den Balladen ist eine: „Der todte Gatte", welche einen ähnlichen Stoff wie Bürger's „Leonore" behandelt, besonders hervorzuheben. Eine Probe der wehmüthigen Lieder, welche die Heimatlosigkeit des wandernden Zigeuners betreffen, möge hier folgen:

Ein Zigeuner, muß ich ziehn
Heimatlos durchs Leben hin!
Bin verlassen stets und arm,
Mir zur Seite Leid und Harm!
Schweift mein Blick auch in die Ferne,
Oben Himmel nur und Sterne.
Und auf Erden muß ich wandern
Fremd von einem Ort zum andern!
Niemand, ach erbarmt sich mein,
Nur im Himmel Gott allein.

Daß die äußere Form solcher Lieder von primitiver Art ist, weist ihre wahrhaft volksthümliche Entstehung nach. Das Buch kann Freunden echter Volkspoesie, sowie dem Ethnographen in gleicher Weise empfohlen werden.

Anton Schlossar.

Schriften zur Religion und Kirche.

1. Immanuel Kant und die Grundlagen der christlichen Religion von Wilhelm Koppelmann. Gütersloh, Bertelsmann. 1890. 8. 1 M. 80 Pf.

Der Plan des Verfassers ist nicht, die religiösen Anschauungen Kant's überhaupt darzustellen, ebenso wenig wie dessen Verhältniß zur christlichen Dogmatik; vielmehr möchte er, von der Ansicht ausgehend, daß Kant's Stellung zum Christenthume gar nicht die nothwendige Folge seiner

Grundgedanken ist, sondern daß diese ihren Urheber zu ganz andern Ergebnissen hätte führen müssen, die Punkte angeben, an denen Kant sich mit seinen eigenen Voraussetzungen in Widerspruch zu setzen anfängt, und die Fehlerquellen dafür aufdecken. Von allen dogmatischen Voraussetzungen absehend, will er sich einmal ganz auf den Boden des reinen Rationalismus stellen, um von hier aus im Anschluß an Kant zu untersuchen, was von dem Christenthume übrig bleibt, wenn man es vom Standpunkte der „bloßen Vernunft" aus betrachtet.

Gewiß ist es nicht gleichgültig, welche Stellung ein Mann wie Kant gegenüber dem Christenthume einnimmt; ob seine Philosophie in ihren Folgerungen wirklich zur Verneinung des geschichtlichen, wirklichen Christenthums führt, oder ob dies nur Schein ist. Und wenn der Verfasser, wie er von sich bekennt, vollständig auf dem Boden der „reinen" sowohl wie der „praktischen Vernunft" steht, wenn er die Meinung, als ob die Grundsätze Kant's auch schon in ethischer Beziehung von denen des Christenthums grundverschieden seien, für ein Vorurtheil hält, während er an die christliche Dogmatik die Forderung stellt, daß sie mit der „bloßen Vernunft" nicht in Widerspruch stehe und eine unbefangene Prüfung seitens der Vernunft nicht zu Ergebnissen führe, mit denen sie unvereinbar, so darf die angestellte Untersuchung mit ihren der geschichtlichen Offenbarungsreligion günstigen Schlußfolgerungen von vornherein auf Beachtung rechnen von seiten aller, die mit ihrer Ueberzeugung in dieser wurzeln.

Im einzelnen legt der Verfasser zunächst einleitungsweise die ethischen Grundbegriffe Kant's dar, untersucht dann in einem zweiten Abschnitt („Der Glaube an Gott"), was die christliche Religion zur christlichen macht, und erörtert weiterhin eingehend in vier Hauptabschnitten die Sünde, das Gnadenbedürfniß, die Offenbarung der Gottesgnade in Christus und die christliche Kirche. Seine Kritik ist besonnen und hält sich frei von Machtsprüchen. Man fühlt ihr überall die Ehrfurcht ab, die er vor dem großen Philosophen von Königsberg hegt. Aber diese hindert ihn auch nicht, wo die eigene christliche Glaubensüberzeugung dazu drängt, die schwachen Seiten aufzudecken und falsche Schlüsse, die aus richtigen Voraussetzungen gezogen werden, zu verbessern. So legt denn im Grunde der Verfasser uns keine polemische, sondern eine im besten Sinne irenische Schrift vor.

2. Das vierte Evangelium, ein authentischer Bericht über Jesus von Nazareth, wiederhergestellt, übersetzt und erklärt von Hugo Delff. Husum, Delff. 1890. 8. 2 M.

Für die Herstellung eines geschichtlichen Charakter- und Lebensbildes Jesu hält der Verfasser das vierte Evangelium, als von einem Augenzeugen, dem Hohenpriester und Presbyter Johannes, herrührend, vor allen neutestamentlichen Berichten geeignet. Bis auf wenige spätere Einschiebsel, die sich als solche leicht erkennen und ausscheiden lassen, ist ihm dieses Evangelium so, wie es noch uns vorliegt, authentisch. Wir besitzen in ihm die einzige echte, noch in den nächsten persönlichen Jüngerkreis zurückführende Quelle über Leben und Wirken des Herrn. Daher denn auch Delff in seiner „Geschichte des Rabbi Jesus von Nazareth" wesentlich aus dem hier gegebenen Stoffe sein Lebensbild gestaltet. Da wir jenes seinerzeit in diesen Blättern ausführlicher besprochen, dürfen wir uns jetzt auf die Bemerkung beschränken, daß der Verfasser in der vorliegenden Schrift zunächst noch einmal die Verfasserfrage eingehend und mit Berücksichtigung aller dagegen vorgebrachten Einwände erwägt, sodann die von ihm für Interpolation erklärten Stellen erörtert, weiterhin die religiöse Persönlichkeit Jesu nach seinen Selbstaussagen im vierten Evangelium würdigt und endlich als Hauptstück eine mit Anmerkungen versehene vollständige Uebersetzung der Evangelienschrift bietet. Diese soll nach seiner Absicht gleichsam die Probe sein auf die Haltbarkeit seiner Hypothese, und es kann nicht geleugnet werden, daß allerdings auf Grund des so hergestellten Berichtes sich ein einheitliches, lebenswahres Bild des Messias zeichnen läßt. Die Arbeit zeugt von Ernst und achtungswerthem Fleiße und verdient jedenfalls in den Kreisen der Fachgenossen volle Berücksichtigung.

3. Die biblischen Vorstellungen vom Teufel und ihr religiöser Werth. Ein Beitrag zu der Frage: Gibt es einen Teufel? Ist der Teufel ein Gegenstand des christlichen Glaubens? Von Georg Längin. Leipzig, O. Wigand. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Die vorliegende Schrift, aus einem vor gemischtem Hörerkreise gehaltenen Vortrage erwachsen, gibt sich als eine Ergänzung zu des Verfassers früher veröffentlichten beiden Werken über den gleichen Gegenstand: „Der Wunder- und Dämonenglauben der Gegenwart im Zusammenhang mit Religion und Christenthum" und „Religion und Hexenproceß, zum 400jährigen Jubiläum der Hexenbulle und des Hexenhammers". In einer objectiven Darstellung des geschichtlichen Entstehens und Werdens der biblischen Vorstellungen vom Teufel will der Verfasser zeigen, wie wenig im Sinne der Bibel selbst die dämonologischen Vorstellungen einen Bestandtheil des christlichen Glaubens bilden können. Dabei findet die Stellung Jesu zu diesen und im Zusammenhange damit die Versuchungsgeschichte eine eingehende Besprechung.

Daß der Verfasser die Forderung aufstellt, die biblische Satansidee sittlich zu vertiefen, wird nur auf allseitige Billigung rechnen können. Ob es ihm gelungen ist, den unbefangenen Bibelleser von der bloßen Zeitgestalt der dämonologischen Vorstellungen und ihrer nur zufälligen und deshalb entbehrlichen Stellung im christlichen Glauben zu überzeugen, möchten wir bezweifeln. In dem Dämonen- und Teufelsglauben blos ein Stück grob materialistischen, mythologisirenden, heidnisch-jüdischen Aberglaubens zu sehen, wie Längin thut, verbietet schon die Auffassung der neutestamentlichen Schriften und Jesu selbst, die trotz allem, was hier zu deren Entkräftung vorgebracht wird, doch eine andere Stellung zu der in Frage stehenden Anschauung einnehmen.

4. Stimme eines griechisch-katholischen Christen gegen den Papismus. Von Joann Werchowski. Aus dem Russischen. Leipzig, Schmaler und Pech. 1889. 8. 4 M.

Dem Verfasser, der seinerzeit als Geistlicher der altritualen, sogenannten einglänbigen Gemeinde in St. Petersburg über 40 Jahre thätig gewesen, ist von seiner vorgesetzten Behörde, dem petersburger rechtgläubigen Consistorium und dessen Erzbischof, übel mitgespielt worden. Um einer Meinungsverschiedenheit willen, in welcher das klare Recht auf seiner Seite stand, ist er vor fünf Jahren genöthigt worden, Amt und Vaterland zu verlassen. Trotz dieser Maßregelung ist er ein treuer Sohn der griechischen Kirche geblieben. In seinen Augen ist die Orthodoxie das gutherzigste und anspruchsloseste unter den christlichen Bekenntnissen, sind Glaube und Vernunft, Gnade und Liebe, Freiheit und Selbständigkeit die wesentlichen Elemente derselben, standen der russischen Regierung die nationalen Interessen wie die der Orthodoxie immer in letzter Linie. Ja, er ist noch heute von der Ueberzeugung durchdrungen, der Zar Nikolaus habe Truppen nach den Ostseeprovinzen geschickt, um eine zu Gunsten der russischen Kirche entstandene Bewegung der lutherischen Letten und Esten zu beruhigen. Das will viel sagen, doppelt viel bei einem Manne, den um seines Bekenntnisses willen das russische Kirchenregiment für einen Verbrecher erklärt hat, würdig einer lebenslänglichen Einzelhaft im Strafkloster. Uns Deutschen will nach allem, was wir über die Propaganda der russischen Staatskirche wissen, insbesondere nach den wüsten Gewaltthätigkeiten, in denen sie sich seit Jahren in den Ostseeprovinzen gegen deren lutherische Landeskirche ergeht, die Mishandlung eines ihrer Priester, der es gewagt hat, die Person des moskauer Metropoliten Makarius auf Grund von dessen „Einleitung in die orthodoxe Theologie" des Papismus zu beschuldigen, weder unerhört noch verwunderlich erscheinen. Ebenso wenig, wie der Papismus, kann die orthodoxe Kirche ihrem Wesen nach eine freie Meinungsäußerung dulden. Die evangelische Gewissensfreiheit ist für sie ein leerer Schall, wo nicht ein gefährliches, ketzerisches Ding. Ebenso, wie die Romkirche, ist die orthodoxe Kirche durch den Sauerteig ihres Hierarchismus dazu verurtheilt, das nur durch Gottes Wort gebundene persönliche Glaubensleben zu unterdrücken. Die Romkirche ist nur zielbewußter und hat in der Person des unfehlbaren Papstes das, was die russische Kirche mit ihrem heiligen Synod und dem Zar-Patriarchen erst noch anstrebt.

Werchowski möchte nun aus den Schwierigkeiten, die sich einer freiern religiösen Bewegung in der orthodoxen Kirche entgegenstellen, dadurch herauskommen, daß er einen Kirchenbegriff betont, nicht nach Art des convertirten russischen Jesuiten Gagarin, aber auch nicht im Sinne der Reformation, sondern nach der Richtung, wie ihn der sakramentale Tractarianismus der englischen Hochkirche in den letzten Jahrzehnten seit Pusey aufgestellt hat. Ohne einen persönlichen Vertreter der kirchlichen Einheit glaubt auch er nicht auskommen zu können. Es müsse, meint er, ein Vollzieher der gottesdienstlichen Verrichtungen da sein, der in dieser seiner Eigenschaft als Vermittler zwischen Christus und der gläubigen Menschheit die Gebete und Danksagungen der Menschen vor Christus bringe und ihnen seinen Segen vermittele. Nur die Macht, die Sakramente zu verrichten, sei im Grunde die Gnade des Apostelthums, und so groß und geistbegabt auch eine Gemeinde von Gläubigen sein möge, habe sie keinen Bischof über sich, so sei sie keine Kirche, sondern nur das Material zu einer solchen. Die Freiheit aber und die Selbstthätigkeit des Volkes als der Kirche zu verkörpern, zu leiten, zu bewahren, hat nach Werchowski die Vorsehung zum Preise des dreieinigen Gottes dem orthodoxen Zaren vorzugsweise vor allen Regenten auferlegt. Der Zar-Selbstherrscher inmitten seiner Kirche ist als ihr ältester Sohn der demüthige Diener ihrer Concile. Der seinem Berufe und seiner Salbung von oben getreue Zar ist nicht nur der nächste Diener Christi des Heilands, sondern auch sein Freund, Gehülfe und Mitarbeiter. „Dann sind alle Wege von der Kirche zu Gott und von Gott zu der Kirche in gehöriger Ordnung."

Mit einem derartigen Kirchenbegriffe wird sich gegen den Papismus nichts ausrichten lassen, weil er selbst halb im Papismus stecken bleibt. Außerhalb der Romkirche wird er höchstens bei den englischen und nordamerikanischen Tractarianern und allenfalls bei der schon in sich zerfallenden Irvingianersekte ein gewisses Verständniß finden. Die deutsch-evangelische Kirche ist in ihrem Kerne gesund genug gewesen, um ähnliche Vorstellungen, die ihr protestantisches Gepräge zu vernichten drohten, von sich auszuscheiden.

Karl Sallmann.

Aus Bibliotheken.

1. Die Wappen, Helmzierden und Standarten der Großen Heidelberger Minnesängerhandschrift (Manesse-Codex). Mit Einleitung von K. Zangemeister. Görlitz, C. A. Starke, und Heidelberg, A. Siebert. 1890. Fol. 100 M.

Im obengenannten gemeinsamen Verlage beginnt soeben ein Werk zu erscheinen, dem in Anbetracht des wichtigen Gebiets, das der Forschung ein bedeutendes, leider lange verschlossenes Material zugänglich macht, größtes Interesse gezollt werden wird. Es ist dies die in Facsimile-Farbendruck ausgeführte Wiedergabe der Wappen, Helme und Standarten der großen heidelberger Minnesängerhandschrift (Manesse-Codex) — des unter hartnäckigem Wider-

stande der Nationalbibliothek zu Paris zurückerworbenen werthvollen nationalen Schatzes. In den Bl. f. 1888, S. 163 und 275, haben wir der einzelnen Phasen dieser Erwerbung gedacht.

Im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts hergestellt, ist der Manesse-Codex, welchen man mit Recht als einer ganzen mittelhochdeutschen Bibliothek von 140 Handschriften gleichwerthig bezeichnet hat, eine unerschöpfliche Fundgrube für die Literatur und Cultur jener Zeiten. Insbesondere zeichnet sich der mächtige Band aus durch 138 Bilder, mit denen die Liedersammlung illustrirt ist. Von Künstlern auf Grund langjährigen Sammelns nach eigener Anschauung des damaligen Lebens geschaffen, sind diese Malereien als getreue Zeugnisse aus jenen Jahrhunderten und besonders aus der Hohenstaufenzeit für uns von höchstem Werthe. Namentlich gilt dies auch von den zahlreichen in der Handschrift enthaltenen Wappen, Helmen und Standarten der fürstlichen und ritterlichen Geschlechter; kein sonst aus dieser Zeit bekannter Codex bietet solch eine Fülle von heraldischem Material in gleicher Vollendung der Darstellung. Die Einzelforschung hat hier noch viele Aufgaben zu lösen, aber schon jetzt ist erkannt, daß die Wappen des Codex wesentlich authentischen Quellen entnommen sind; ja es läßt sich bemerken, daß die Verfasser in Fällen, wo ihnen die erforderlichen Angaben fehlten, es vorzogen, das Wappen leer zu lassen.

Diese wichtige Fundgrube wird nun allen Forschern durch getreue Wiedergabe erschlossen. Doch da höre ich die Frage aufwerfen, welcher Forschung denn damit gedient sei? Doch wol nur den Aufgaben der abgelegenen und vereinzelten Wissenschaft der Heraldik? Diese Stellung nimmt jedoch die Heraldik heutzutage nicht mehr ein. Ihre unlösliche Verknüpfung mit der Genealogie ist ja wol anerkannt — denn wie sollten die Verzweigungen eines Geschlechts aufgefunden oder Familien gleichen Namens auf ihre Zusammengehörigkeit untersucht werden ohne Hülfe der Wappensiegel mit ihren oft vorhandenen Umschriften? Bei der Bedeutung aber, welcher der Geschlechterkunde und Familiengeschichte für die Lehre von der Entstehung der Arten und dem Einflusse der Vererbung beizumessen ist und von einem naturwissenschaftlichen Forscher ersten Ranges wie Alphonse de Candolle voll gewürdigt wird, ohne daß freilich seine „Histoire des sciences et des savants depuis deux siècles" in Deutschland die gebührende Beachtung gefunden hätte — bei diesem Eingreifen der Genealogie in die Entwickelungsgeschichte im weitern Sinne des Wortes gewinnt jene oft übersehene Hülfswissenschaft der Heraldik eine bemerkenswerthe Wichtigkeit. Denn ein Werkzeug, das vielen Interessen dient, zieht schließlich um seiner selbst willen die Augen auf sich. So hat der Aufschwung unsers Kunstgewerbes, die Nachahmung kunstgewerblicher Erzeugnisse des Mittelalters und der Renaissance, in denen so vielfach das Wappen als Mittelpunkt des künstlerischen Schmucks auftritt oder als Vorwurf zu decorativem Beiwerk verwendet ist, mit Nothwendigkeit zu eingehenderem Studium der Wappenkunde geführt und das Verständniß für heraldisch stilvolle Darstellung der Wappen und Wappenthiere geweckt. Daß die Heraldik sich nicht mit ab- und ausgelebten Dingen beschäftigt, erweist die Thatsache der Entstehung immer neuer Wappenschilder von Staaten, Städten, Corporationen, Vereinen und Familien, und der neuerwachten Würdigung heraldischer Kunst ist die Bildung und Blüte der heraldischen Vereine „Herold" und „Adler" zur Pflege reiner heraldischer Grundsätze erwachsen, die im wesentlichen sich auf die Forderung der Einfachheit, der Gemeinverständlichkeit und daher der Haftbarkeit im Gedächtnisse zurückführen lassen.

Der sichern Erkenntniß dieser Grundsätze, wie sie im früh- und mittelgothischen Zeitalter der Heraldik in reinem Gebrauche waren, dient die Herausgabe der Wappenbilder des Manesse-Codex. Darum ist es besonders erfreulich, daß der Oberbibliothekar der heidelberger Universität, Professor Dr. Karl Zangemeister, dem besonders die Obhut des nationalen Schatzes anvertraut ist, in Würdigung des hohen Werthes des Unternehmens nicht nur in entgegenkommender Weise es übernommen hat, die Einleitung zu schreiben und jedem Blatte eine kurze Erklärung beizugeben, sondern namentlich auch die genaueste Vergleichung der Drucke mit dem Originale zu veranstalten.

Das Werk, von dem zur Zeit ein Probeblatt vorliegt, wird etwa 55 Tafeln in Farbendruck nebst Einleitung, Text und Inhaltsverzeichniß in Mappe enthalten und soll bis zum Schlusse des Jahres vollendet sein. Der Subscriptionspreis beträgt 75 M.; auch ist ein Bezug in 10 Lieferungen zu 7 M. 50 Pf. ermöglicht. Nach Beendigung der Subscription tritt der Ladenpreis von 100 M. ein.

Mit der Heraldik sich berührend und zu vollem Verständnisse ihrer bedürftig, ideal gefaßt so recht der Gesammtheit der Bibliotheken entnommen und auf das Gemüth eines echten Bibliothekars oder eines von der besondern Art der Bücherliebhaber gemünzt ist der Inhalt des folgenden im Erscheinen begriffenen Werks, von dem uns auch erst ein Probeheft vorliegt:

2. Die deutschen Bücherzeichen + Ex-Libris + von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart von F. Warnecke. Mit einem Titelblatt von E. Doepler d. J., 21 Abbildungen im Text und 26 Tafeln. Berlin, Stargardt. 1890. Lex.-8. 30 M.

Wenn wir meinen, daß der volle Reiz dieser Veröffentlichung nur einem berufenen Bücherhüter und Bücherfreunde sich erschließt, so wissen wir wohl, daß wir damit den Widerspruch der Heraldiker, wie der Holzschnitt- und Kupferstich- und noch verschiedener anderer Sammler wecken. Das kann uns jedoch nicht abhalten, zu betonen, daß der Werth des Werks wesentlich darin besteht, den Verwalter eines alten Bücherschatzes in ihm recht heimisch und immer vertrauter mit den Schicksalen jedes einzelnen Buchs werden zu lassen, ihm die Anknüpfung eines gleichsam persönlichen Verhältnisses zu den einzelnen zu ermöglichen. Die Kenntniß der Bücherzeichen gelangt zur rechten Geltung eben nur in einer Bibliothek, so lange

das Ex-libris dem Buche, über dessen gegenwärtige oder einstige Zugehörigkeit es Auskunft gibt, noch anhaftet. Ex-libris nennt man die in graphischem Verfahren hergestellten Zeichen, welche, in die Innenseite der Buchdeckel geklebt, das Besitzrecht auf ein Buch feststellen, wie z. B. die „Collection Spemann“ alle ihre Bände mit solchen Ex-libris versehen hat. Nur gewinnt dieses für alle Tausende von Käufern der Spemann'schen „Hand- und Hausbibliothek“ gleiche Zeichen sein unterscheidendes Merkmal einzig durch den vom Erwerber hinzuzufügenden Namenszug. Das eigentliche Wesen des Ex-libris besteht dagegen in der individuellen Gestaltung des Bücherzeichens eines jeden Besitzers, sei es durch sein Wappen, seine Hausmarke, seinen besonders verzierten Namenszug oder durch irgendeine von feinerem oder gröberem Geschmack zeugende bildliche Darstellung. Hierdurch wird dem Interesse des Bücherfreundes an den Ex-libris auch das des Heraldikers und das des Forschers in der Geschichte der vervielfältigenden Künste gesellt, wennschon die letztern die Bücherzeichen nicht als solche, sondern als Ausflüsse der Wappenkunde, bezw. als Kunstblätter oder als Belege für die Thätigkeit einzelner zeichnender Künstler Anziehung gewinnen.

Die beiden letztern Gruppen der Sammler von Ex-libris bilden für den echten und rechten Bestand derselben, nämlich in den Büchern, zu denen sie einmal gehören, eigentlich eine ernste Gefahr, da ihnen meist nur am Blatte gelegen ist, und insofern ist der Sammeleifer, welcher im letzten Jahrzehnt sich auch auf dieses Zeugniß der Freude unserer Altvordern an ihren Büchern geworfen hat, keine willkommene Erscheinung. Wo aber wirkliche Bücherfreunde sich dem Zusammentragen und Erforschen der Ex-libris widmen, sind hübsche Ergebnisse für Bibliothekswissenschaft und Culturgeschichte zu erwarten. Frankreich war uns, wie in der eigentlichen Bibliophilie, so auch in der Literatur darüber voraus. In dem jetzt erscheinenden Buche Warnecke's wird, von einzelnen Aufsätzen abgesehen, der Gegenstand eigentlich erst in das deutsche Schriftthum eingeführt. Das Probeheft bietet nächst dem Vorworte, das über die bei der Ausarbeitung des Hauptstücks der Ausgabe, des Verzeichnisses, maßgebend gewesenen Grundsätze berichtet, den ganzen typographisch reich hergestellten Text von 20 Seiten, eine Probe des Verzeichnisses der Ex-libris in den ersten 47 der 2566 Nummern, die zur Besprechung verheißen werden, und ein Muster der Liste von Künstlern, die aus jenem Verzeichnisse sich haben ermitteln lassen. Mit großer Theilnahme darf der Vollendung des Werks entgegengesehen werden, obschon wir in ihm nur einen ersten Versuch umfassender Berichterstattung zu begrüßen haben, da die Textangaben darauf schließen lassen, daß von einer systematischen Absuchung der Fundorte noch nicht die Rede gewesen sein kann.

Wir erlauben uns hieran ausnahmsweise den Hinweis auf den Katalog 180 desselben Verlags wegen seiner seltenen Reichhaltigkeit zu schließen:

3. Bibliotheca Genealogico-Heraldico-Diplomatica. II. Berlin, Stargardt. 8.

Er verzeichnet nämlich außer einer reichen Fülle einschlägiger Bücher 6 umfängliche Pergamenthandschriften, 23 Pergamenturkunden, 16 päpstliche Bullen und Breve und über 200 zum Theile sehr bemerkenswerthe Autographen, von denen wir nur zwei eigenhändige Briefe Kaiser Wilhelm's I. aus dem Jahre 1831 hervorheben wollen, vom 1. August aus Potsdam, in dem es heißt:

Der König hat's so entschieden, also verstumme ich. Die Garde ist gegen die Cholera marschirt mit 4 Füsilier-Bataillons und 3 Escadrons. Wer hätte das nach 16 Friedensjahren geglaubt, — nach Osten und gegen eine Seuche. — „Kommt Zeit, kommt Rath; der Westen wird uns auch Alle noch sehen!“

Und vom 20. October aus dem Neuen Palais zwei Tage nach der Geburt Kaiser Friedrich's:

Ja! der Himmel hat es sehr wohl mit uns gemeint, indem Er uns einen Sohn schenkte, und somit alle unsere Wünsche in Erfüllung gingen! Der Tag, den sich der Kleine zur Geburt wählte, zeigt von vielem Verstand u. Weltkenntniß. Möge er diese Eigenschaften Zeit seines Lebens dokumentiren! Die Prinzeß ist sehr angegriffen, denn die Entbindung war gar schwer! Mit Gottes Hülfe wird Alles gut vorübergehen. Der Kleine ist kräftig u. gesund, aber auch stark u. schwer. Er mißt 20 Zoll u. wiegt 11 Pfund.

Die Preise für diese beiden Stücke sind 135 und 150 M. — Es folgen Adelsdiplome, Wappenbriefe, Patente, Ahnentafeln und Urkunden aller Art, Hochzeits- und Trauercarmina ohne Angabe der Sprache, in der sie verfaßt sind, Leichenreden, Wappensammlungen, Zeichnungen, fast alles mit ausreichender Bezeichnung der Personalien versehen.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Auch eine Vorfeier des unter der Theilnahme ganz Deutschlands begangenen 90. Geburtstags des Mitbegründers unseres Reiches und eine Erinnerungsschrift an die vielseitige geistige Begabung unseres genialen Feldherrn ist Dr. Adolf Kohut's kleines Buch: „Moltke als Denker. Goldene Worte aus sämmtlichen Werken, Reden und Briefen des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke. Mit einem Porträt von A. von Werner“ (Berlin, Gerstmann, 1890). Wie Kürschner's „Literaturkalender“ den erlauchten Namen in der Reihe der deutschen Schriftsteller aufzählt, so hat Kohut sich bemüht, den hochverehrten Liebling der Nation ihr noch näher zu bringen durch eine ganz gut gewählte und gruppirte kleine Sammlung von Gedanken, Ausführungen und Schilderungen aus Moltke's Büchern, Briefen und Reden, die den ausgezeichneten Schriftsteller, den gedankenreichen und klaren Redner im Generalstabsoffizier erkennen lassen. Zur Vermittelung der ersten Kenntniß von Moltke's geistiger Eigenart ist das Büchlein wohl zu empfehlen. Fehler wären bei einer 2. Auflage zurechtzustellen: „Graf Moltke als Redner“ in der „Collection Spemann“ ist nicht 1886, sondern 1889 erschienen, reicht aber allerdings nur bis ins Jahr 1886; S. 98 ist in den die Auszüge verbin-

denden Worten Kasanlik irrig als Hafenstadt angegeben; S. 99 ist statt „Makrokosmus“ Mikrokosmus zu lesen.

— Im Verlage von Paul Neff in Stuttgart erscheint „Homer's Odyssee in freier Umdichtung für das deutsche Haus von Emil Engelmann. Mit vielen Bildern und Zeichnungen von Tischbein, Genelli, Preller u. a.“ Von den zehn Lieferungen (zu 60 Pf.), die das Werk enthalten sollen, liegen uns die ersten fünf vor. Es ist eins der bekannten und immer schätzbaren Familienbücher, zu denen sich Herausgeber und Verleger schon so manches mal rühmlich und erfolgreich verbunden haben. Engelmann's „Umdichtung“ scheint im vorliegenden Falle doch nur in einer neuen Uebertragung, zu der die Ursache schwer einzusehen ist, verbunden mit der Ausmerzung solcher Stellen, die ihm für die Jugend nicht geeignet erschienen, zu bestehen. Solcher Beschneidung ad usum delphini können wir nun nie unsern Beifall zollen und berufen uns hinsichtlich des pädagogischen Gesichtspunktes auf die Erfahrung aller früheren Zeiten, in denen die Jugend durch das Lesen Homer's unverdorben geblieben ist. Da die neue Uebersetzung nun einmal gegeben wird, beanstanden wir unser Urtheil, bis sie uns abgeschlossen vorliegt, betonen aber gern, daß das Werk in seiner Ausstattung und seinem sehr ausgezeichneten Bilderschmucke, zu dem die Wiedergabe der Preller'schen und Genelli'schen Zeichnungen die Perlen liefern, ein werther Schatz für das Haus und eine schöne Weihnachtsgabe sein wird.

— Von Friedrich Spielhagen's „Ausgewählten Romanen“ (Leipzig, Staackmann) hat die zweite Serie in 8 Bänden oder in 52 Lieferungen zu 30 Pf. begonnen. Drei Bände sind bereits erschienen. Der erste bringt als „Kleine Romane“ Spielhagen's Erstlingsnovelle „Clara Vere“, über deren Entstehung er erst jüngst in seinen Lebenserinnerungen „Finder und Erfinder“ eingehend berichtet hat; es folgt das Eifersuchtsdrama in der Form der Erzählung „Auf der Düne“ und die Rheinnovelle „In zwölfter Stunde“. Die alten Jugendeindrücke beim ersten Lesen dieser lange nicht wieder ergriffenen Dichtungen werden beim Ueberblättern der Seiten lebendig, die erste Bekanntschaft mit Edgar Poe ward hier vermittelt! „Röschen vom Hofe“ schließt den Band. Der zweite erfüllt unsern früher geäußerten Wunsch: „Allzeit voran“, den prächtigen Roman des großen deutschen Krieges zur deutschen Einheit, in die Sammlung aufgenommen zu sehen. Der dritte enthält den rügenschen Roman aus der Gründerzeit „Was die Schwalbe sang“ und die Novelle „Ultimo“. Im vierten, der eben begonnen, werden die „Kleinen Romane“ fortgesetzt: „Die schöne Amerikanerin“, „Hans und Grete“, „Die Dorfkokette“, „Deutsche Pioniere“. Es ist doch recht erfreulich, diese erlesene, formschöne — auch will uns scheinen, viel weniger als in den jüngeren Werken Spielhagen's am Uebermaße der Fremdwörter leidende — und immer anziehende Poesie im Hause zu haben.

— Theodor Brecht's Charakterzeichnung des gegenwärtigen Inhabers des Stuhles Petri in seiner Schrift „Papst Leo XIII. und der Protestantismus“ als des echten Realpolitikers im unverrückten Kampfe gegen den Protestantismus ist ihrerzeit in den Bl. f. 1888, Nr. 34 eingehend besprochen werden. Gegenwärtig ist eine zweite Auflage im gleichen Verlage (Barmen, Klein, 1891) zum auf die Hälfte herabgesetzten Preise von 1 M. erschienen.

— Der Kalendermann für 1891 hat sich zeitig einzustellen begonnen. Als die erste seiner Gaben erschien der altbewährte „Volksbote“ in seinem 54. gut und reich illustrirten Jahrgange (Oldenburg, Schulze). Ein Rückblick auf das verflossene Jahr vom August 1889 bis August 1890 und warme, der unauslöschlichen Verehrung Bismarck's gewidmete Aufsätze (darunter eine Sammlung der Sprüche, die durch 20 Jahre die Geburtstagsgaben der „Getreuen von Jever“ begleiteten) leiten den literarischen Theil ein, aus dem wir die dem Marschendichter Hermann Allmers zum siebzigsten Geburtstage dargebrachte Lebens- und Charakterzeichnung hervorheben.

Von der Herold'schen Buchhandlung in Hamburg ward gleichzeitig ein „Ewiger Kalender“, von Professor Dr. Schubert in Hamburg entworfen, in Tafelform zum Preise von 80 Pf. herausgegeben, dessen Gebrauch Geschichtsforschern, soweit sie nicht den Brinckmeier oder Weidenbach besitzen, Geistlichen, Beamten ein werthvolles Hülfsmittel sein kann, der jedoch kaum in weiteren Kreisen sich einbürgern dürfte.

Der Kalenderverlag von Trowitzsch u. Sohn in Berlin ist mit einer reichen Auswahl seiner Erzeugnisse für das Jahr 1891 hervorgetreten. Da ist in goldverziertem rothem Leinwandbande der altbekannte „Volkskalender“ in seinem 64. Jahrgange mit der Ansicht der dem Abbruche geweihten berliner „Schloßfreiheit“ und verschiedenen Haupt- und Textbildern, mit Gedichten von Joh. Trojan und Aug. Kurs, eine Erzählung aus der Kriegszeit vor zwanzig Jahren von Hauptmann Tanera, eine Skizze von Maximilian Schmidt, mehreren Novellen, sogar einem Romane, und unter andern endlich mit der illustrirten Geschichte der jüngsten Vergangenheit. Desselben Inhalts, nur etwas einfacher ausgestattet, ist der „Berliner genealogische Kalender“. Ferner sind die verschiedenen wohlfeileren Ausgaben von Kalendern in Octav und Quart zu erwähnen und endlich der Notiz- und der „Landwirthschaftliche Notizkalender“, der seine Brauchbarkeit durch den Antritt des 28. Jahrganges erwiesen hat.

Als neue Erscheinung auf diesem Gebiete ist ein „Deutscher National-Kalender für 1891. Jahrbuch zur Pflege deutschen Volksthums. Herausgegeben von Karl Pröll“ (Berlin, Lüstenöder; 1 M.) hervorzuheben. Karl Pröll ist bekannt als ein wackerer Kämpfer für die Erweckung und Stärkung deutschen Volksbewußtseins in und außer dem Reiche. Erst unlängst erschienen seine „Sturmvögel. Deutsch-nationale Klage- und Zorn-Lieder“ in zweiter vermehrter Auflage und in ebensolcher dritter seine Streit- und Weckschrift „Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz“, beide im Verlage des „National-Kalenders“. In diesem Jahrbuche hat er sich mit gleichgesinnten Männern, meist aus den Kreisen des Deutschen Schul- und des Deutschen Sprachvereins verbunden. Von diesen Vereinen und ihren Bestrebungen, von den Deutschen jenseit unserer staatlichen Grenzen in Oesterreich und Siebenbürgen, in Livland und Amerika, von verdienten Männern dort drüben handeln die Beiträge. Felix Dahn, Oskar Linke, Ernst Wechsler haben patriotische Gedichte zugefügt. Ein reiches Kalendarium mit „Deutschen Gedenkworten“ sorgt für den praktischen Tagesbedarf. Nicht bedeutungslos scheint uns das Buch in die Farben Schwarz-Roth-Gold gekleidet, es hätte sich füglich Schwarz-Weiß-Roth erwarten lassen; wir sehen in der Rückkehr zu jenen Farben das offene Bekenntniß der schmerzlichen Einsicht, daß das staatlich geeinigte Deutschland zum Vertreter und Hort deutschen Volksthums nicht geworden ist und nicht zu werden verspricht, daß nationales Ehr- und Hochgefühl seine Hoffnung auf die Gesinnung der Einzelnen setzen muß, die nach wie vor in den Farben der Jugendträume ihren Ausdruck finden. Ist es nicht so gemeint, so ließe es sich doch verstehen, wenn es so gemeint wäre.

— Georg Ebers bringt in diesem Herbste keinen Roman und auch nichts, das er aus dem Alterthum schöpfte, sondern „Drei Märchen“, die zum großen Theil auf heimischem Boden spielen. „Das Elixir“ und „Die graue Locke“ geben ernsten Lebensproblemen dichterischen Ausdruck; „Die Nüsse“, ein Weihnachtsmärchen, wird den Aeltern als fesselndes und herzerwärmendes Geschenk für die Kinder besonders willkommen sein.

— Eine junge, aber hoffnungsvoll in die Zukunft schauende Wissenschaft ist die Volkskunde, die früher meist dilettantisch betrieben, nun mit tüchtigem Rüstzeuge in Händen gepflegt wird. Namentlich in Deutschland zählt sie viele treffliche Vertreter unter den Gelehrten, viele theilnehmende Freunde unter dem weiteren Publikum. Jüngst hat sich nun eine Deutsche Gesellschaft für

Volkskunde mit dem Sitze in Berlin gebildet und die von Steinthal und Lazarus herausgegebene, seit drei Jahrzehnten in Fachkreisen berühmte „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft" zu ihrem „Organ" erhoben. Neben diesem Sammelpunkte besteht unter andern noch ein Stelldichein der „Folkloristen" in dem sich aus kräftigen Anfängen entwickelnden Blatte: „Am Ur-Quell. Monatsschrift für Volkskunde" (Lunden in Holstein, C. H. W. Carstens), herausgegeben von dem als Erforscher der slawischen Mythologie, Märchen- und Sagenwelt bekannten Dr. Friedrich S. Krauß in Wien. Es liegen gegenwärtig die beiden ersten Hefte vom zweiten Bande vor. Aus ihrem reichhaltigen Inhalte erwähnen wir Indianermärchen über die Windhose; Beiträge zur Volkskunde der Juden, Polen, Bosniaken und Zigeuner; Volksmedicin der Ruthenen, eine slowakische Ballade, mitgetheilt und übertragen vom Herausgeber, ostpreußische Sprichwörter und verschiedene kleine Mittheilungen, denen Ludwig Fränkel eine Mahnung an die Sammler mundartlichen Materials vorausschickt. — Zur „Enquête", die der Herausgeber über „Geheime Sprachweise" beginnen will, sei bemerkt, daß die unter Nr. 2, 5 und 6 bezeichneten „Sprachen" auch in den Baltischen Provinzen als Kinderscherze und zwar unter den Bezeichnungen B-, P- und F-Sprachen so bekannt sind, daß Schreiber dieses noch jetzt jedes Buch einer ihm bekannten Sprache in dieser „Geheimsprache" zu lesen vermag.

— Das „Repertorium für Kunstwissenschaft", redigirt von Professor Dr. Hubert Janitschek in Straßburg, enthält im vierten bis sechsten Hefte des dreizehnten Bandes folgende vortreffliche Abhandlungen: „Eine trapezuntische Bilderhandschrift vom Jahre 1346", von Joseph Strzygowski; „Die Sixtinische Decke Michelangelo's", von Dr. H. Wölfflin; „Das Abendmahl Christi in der bildenden Kunst", eine Artikelreihe von Eduard Dobbert; eine Abhandlung von Karl Woermann über Kirchenlandschaften. Die Wölfflin'sche Untersuchung bestimmt äußerst feinsinnig die wahrscheinliche Reihenfolge, in welcher Michelangelo seine Bilder an der Decke der Sixtina ausgeführt; E. Dobbert liefert mit Rücksicht auf Hasenelever und Schultze einen sehr werthvollen Beitrag zur Symbolik des altchristlichen Bilderkreises und verfolgt seinen Gegenstand bis an den Schluß des 14. Jahrhunderts. Aus dem Literaturberichte heben wir als ganz besonders gelungen hervor eine Besprechung der „Geschichte der deutschen Kunst" (Berlin, G. Grote) durch Anton Springer, sowie eine Kritik des neuesten Buchs von Ivan Lermolieff: „Die Galerien Borghese und Doria Panfili in Rom", worin Henry Thode den bekannten italienischen Kritiker in seine Schranken zurückweist. Wir nennen ferner mit Auszeichnung eine Kritik der Lübke'schen „Geschichte der deutschen Kunst" durch Janitschek, desgleichen des A. Goldschmidt'schen Buchs „Lübecker Malerei und Plastik bis 1530" durch Schlie; von dem gewohnten staunenerregenden Fleiße zeugt der Literaturbericht von F. X. Kraus über christliche Archäologie 1889—90. Die Zeitschrift ist ein Muster ihrer Art.

Bibliographie.

Albert, E., Der Krüppel von Bremen. Die Sage der Entstehung des Bremer Bürgerparks. Volks-Epos in 6 Gesängen, nach geschichtlichen Quellen und Volkserzählungen gedichtet. Bremen, Meinhardt. 8. 1 M.

Ayrer, G. H., Karl der Kühne. Eine Tragödie. Hannover, Schulbuchhandlung. Gr. 8. 2 M.

Beck, J., Zeitstimmen über Oberammergau und sein Passionsspiel im Jahre 1890. Zusammengestellt und herausgegeben. München. Leipzig, Minde. 12. 1 M.

Blümcke, O., Pommern während des nordischen siebenjährigen Krieges. Stettin, Saunier. Gr. 8. 5 M.

Böhling, G., Aus nordrussischen Dörfern. Erlebtes und Studiertes. Minden i. W., Köhler. 8. 1 M.

Böhringer, A., Kant's Erkenntnis-theoretischer Idealismus. Leipzig, Fock. 4. 1 M. 50 Pf.

Brunnhofer, H., Giordano Bruno's Lehre vom Kleinsten als die Quelle der prästabilirten Harmonie von Leibnitz. Leipzig, Rauert u. Rocco. 8. 1 M. 20 Pf.

Buschan, G., Germanen und Slaven, eine archäologisch-anthropologische Studie. Mit 1 Karte, 4 Tafeln und mehreren Abbildungen im Text. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 M.

Clasen-Schmid, Mathilde (C. v. Wildenfels), Genrebilder und Skizzen. Leipzig, Laudien. 8. 3 M.

Coppée, F., Henriette. Pariser Roman. Einzige autorisirte Uebersetzung von R. Pen. Dresden, Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Degen, A. v., Lose verbunden. Roman aus der Gesellschaft. 2 Bde. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 3 M.

Döring, P., Die Eroberung Alsens durch den Großen Kurfürsten. Sonderburg, la Motte jr. 12. 60 Pf.

Dostojewski, F. M., Helle Nächte. Ein sentimentaler Roman. Uebersetzt aus dem Russischen. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 1 M.

Eberstein, A. Freih. v., Kritische Bemerkungen über Heinrich von Sybel's Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. 2 Thle. Wiesbaden, Schellenberg. Gr. 8. 9 M.

Eckert, R., Geschichte von Landsberg Warthe, Stadt und Kreis. 1. Tl.: Bis zum Beginn der Hohenzollernherrschaft in der Neumark (1455). 1. Lfg. Landsberg a. W., Schaeffer u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Elster, O., Eine Winterreise nach Helgoland. Ein Hochzeitscarmen. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Fugger, R. L. Graf, Ludwig d'Orleans de la Motte, Bischof von Amiens. Ein Lebensbild aus dem 18. Jahrhundert. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 M.

Gärtner, F., Friedrich Güll. Ein Bild seines Lebens und Wirkens, gewidmet seinen Freunden, Verehrern und Kollegen. München, Kellerer. Gr. 8. 1 M.

Gillwald, A., Bilder aus dem Völkerleben aller Weltteile. Nach den besten Quellen zusammengestellt und herausgegeben für das deutsche Volk. Danzig, Kafemann. Gr. 8. 2 M.

Gumppenberg, H. v., Apollo. Eine Komödie. München, Lindauer. 12. 1 M.

Hecht, M., Worin besteht die Hauptgefahr für das humanistische Gymnasium, und wie lässt sich derselben wirksam begegnen? Gumbinnen, Sterzel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Henkel, H., Goethe und die Bibel. Leipzig, v. Biedermann. 12. 2 M.

Koeber, R. v., Leo Tolstoi und sein unkirchliches Christenthum. Herausgegeben mit einer Nachschrift: Die Flucht aus dem brennenden Cirkus von Hübbe-Schleiden. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 75 Pf.

Krause, K. C. F., Anschauungen oder Lehren und Entwürfe zur Höherbildung des Menschheitlebens. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. 1. Bd. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Krestowski, W., Hinter der Wand. Altes Weh. Zwei Erzählungen. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 1 M.

Kurt, N., Willensfreiheit? Eine kritische Untersuchung für Gebildete aller Kreise. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Noelting, J., Erich und Elsa. Eine holsteinische Sage. Hamburg, R. Karstens. 8. 4 M.

Reindell, W., Luther, Crotus und Hutten. Eine quellenmässige Darstellung des Verhältnisses Luthers zum Humanismus. Marburg, Ehrhardt. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Reinhold, K. T., Das System Bismarck. Eine Festbetrachtung zum 75. Geburtstage des Fürsten von Bismarck. Barmen, Wiemann. Gr. 8. 50 Pf.

Ritter, Der deutsche Kaiser. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Rives, Amélie, Der Lebende oder der Tote? In's Deutsche übertragen von H. Koch. Mit Porträt der Verfasserin. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 1 M. 50 Pf.

Roller, C., Welmor, genannt der Salzburger. Ein denkwürdiges Charakterbild aus dem Ende des letzten und Anfange dieses Jahrhunderts. Heilbronn, O. Weber. 1889. Gr. 8. 2 M.

Salias, Graf E. A., Der Doppelgänger. Erzählung. Uebersetzt aus dem Russischen. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 1 M.

Schulze, G. E. A., Pietismus, Ritschlsche Theologie und Luthertum. Hannover, Feesche. Gr. 8. 1 M.

Schmeißer, R., Dr. Paul Möbius als Schulmann und Dichter. Jena, Mauke. Gr. 8. 40 Pf.

Simböck, M., Schilderungen aus dem Mährisch-Schlesischen Gesenke. Olmütz, Hölzel. 8. 1 M. 40 Pf.

Sommer, J., Madeleine. Schauspiel aus dem deutsch-französischen Krieg 1870/71. Mit dem vollständigen Scenarium und Regiebemerkungen versehen. Freiburg i. Br., Elchlepp. Gr. 8. 2 M.

Starkenhort, H., Klänge aus dem Reiche der Unsterblichkeit. München, F. Fricke. 8. 2 M. 50 Pf.

Stempel, M., Morphium. Schauspiel. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 1 M. 50 Pf.

Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßwegg, A. Reichsfreih. v., Neues illustrirtes vaterländisches Ehrenbuch. Geschichtliche Denkwürdigkeiten und Lebensbeschreibungen berühmter Persönlichkeiten aus allen Ländern und Städten der österreichisch-ungarischen Monarchie von der Gründung der Ostmark bis zur Feier der 40jährigen Regierung unseres Kaisers Franz Josef I. 1. u. 2. Lfg. Teschen, Prochaska. Gr. 8. à 65 Pf.

Tscharner, B. v., Die bildenden Künste und das Kunstgewerbe in der Schweiz im Jahre 1889. Uebersichtliche Darstellung. Bern, Schmid, Francke u. Comp. 8. 1 M. 60 Pf.

Wissmann, H. v., Antwort auf den offenen Brief des Herrn Dr. Warneck über die Thätigkeit der Missionen beider christlichen Confessionen. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Wöhnert jr., G., Ein Besuch im Yellowstone-National-Park. Nach dem Tagebuche. Altona. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Zola, E., Lebenswonne (La joie de vivre). Roman. Deutsche Uebersetzung, besorgt durch P. Heichen. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Supplement zu Stanley: Im dunkelsten Afrika.

Jephson-Stanley,

Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria.

Neunmonatlicher Aufenthalt und Gefangenschaft in der letzten der Sudan-Provinzen.

Mit 46 Abbildungen, 1 Facsimiletafel und 1 Karte.

8. Geheftet 9 M. Gebunden 10 M. In 18 Lieferungen zu 50 Pf.

Jephson, den Stanley seiner Bewunderung für Emin Pascha halber einen „Eministen“ nennt, schildert in seinem unter Mitwirkung Stanley's entstandenen Werke die abenteuerlichen Erlebnisse, die Emin Pascha und er in der Aequatorialprovinz hatten und in deren Verlauf sie mit knapper Noth grausamem Tode entgingen; er ist der einzige Offizier der Stanley'schen Expedition, welcher Emin Pascha's Provinz und sein dortiges Wirken aus eigener Anschauung kennen gelernt hat.

Das Werk füllt somit eine in Stanley's Werke „Im dunkelsten Afrika“ vorhandene Lücke aus und ist als Supplement allen Lesern desselben unentbehrlich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1890. **Elftes Heft.**

Inhalt: Der goldene Käfig. Erzählung von Leo Hildeck. — M. J. Ssaltykow-Schtschedrin. Von Wilhelm Henckel. — Die Gestaltung der Handlung und die Technik in Wildenbruch's Dramen. Von Emil Wolff. — Russische Offizierstypen. Mitgetheilt von Hauptmann Zernin. — Lorenz von Stein (1815—1890). Von Professor August von Miaskowski in Wien. — Zur neuern Ausgestaltung der Lehre Darwin's. Von Dr. med. Moritz Alsberg. — Ueber Kunstausstellungen. Von S. — Todtenschau.

„Unsere Zeit“ erscheint in 12 Monatsheften. Preis jedes Heftes 1 Mark. Abonnement vierteljährlich 3 Mark, halbjährlich 6 Mark, jährlich 12 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Schliemann's Ausgrabungen

in

Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka

im Lichte der heutigen Wissenschaft.

Dargestellt von

Dr. Karl Schuchhardt,

Director des Kestnermuseums zu Hannover.

Mit 2 Porträts, 6 Karten und Plänen und 290 Abbildungen.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von Sansibar zum Tanganjika.

Briefe aus Ostafrika

von

Dr. Richard Böhm.

Nach dem Tode des Reisenden nebst einer biographischen Skizze des Verstorbenen herausgegeben von

Herman Schalow.

Mit einem Porträt und einer Karte.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Wer die Landschaft in Deutsch-Ostafrika aus prächtigen, packenden Schilderungen kennen lernen will, der nehme diese Briefe zur Hand; hier wird er finden, was ihm die zahlreichen Berichte über die deutschen Gebiete in Ostafrika nicht bieten: lebenswahre Gemälde von Land und Leuten in meisterhafter Darstellung. Ein kühner Forschergeist, ein echt deutsches, warmes Gemüth spricht aus diesen Briefen. Der Verfasser, ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Naturforscher, bereiste Afrika vier Jahre lang als Mitglied der Expedition, welcher sich Paul Reichardt anschloß, wurde aber durch einen frühzeitigen Tod hinweggerafft.



Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 46. —— 13. November 1890.

Zur Kritik von „Rembrandt als Erzieher".

1. Billige Weisheit. Antidoton gegen Rembrandt als Erzieher. Von Nautilus. Vierte Auflage. Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichts (A. Seemann). 1890. 8. 30 Pf.
2. Höllenbreughel als Erzieher. Auch von einem Deutschen. Leipzig, Reißner. 1890. Gr. 8. 1 M.

Es war zu erwarten, daß der ganz ungewöhnliche Erfolg, welchen das Buch „Rembrandt als Erzieher" errungen — es hat es auf dreiundzwanzig Auflagen gebracht —, die eine oder andere Gegenschrift hervorrufen würde. Bietet es doch, wie wir in unserer Besprechung (Nr. 20 d. Bl.) hervorgehoben haben, Angriffspunkte auf fast jeder Seite dar, reizt es doch um so mehr zum Widerspruch, je apodiktischer und paradoxer die einzelnen Behauptungen des Verfassers lauten, deren keine einzige von ihm wirklich bewiesen wird.

Diese Schwäche des Buchs war es wol in erster Linie, welche Nautilus in seinem „Antidoton" (Nr. 1) zur kräftigen Abwehr gegen den selbstbewußten Autor veranlaßte. Er hat sie in vollstem Umfange erkannt und in seiner Gegenschrift so klar und trefflich beleuchtet, daß niemand sich der Logik seiner Beweisführung wird verschließen können. Wir stimmen Nautilus völlig bei, wenn er das Haschen des Verfassers nach Citaten geißelt und darin eine gewisse geistige Unselbständigkeit findet; wir glauben, daß Nautilus den Nagel auf den Kopf trifft, wenn er den Verfasser wegen seiner sprunghaften Methode und seines regellosen Gedankenganges mit einem „schlecht gezogenen Hunde" vergleicht, der „jedem Hasen nachläuft und ihn mit lautem Gebell verfolgt, bis ein neues Wild sich zeigt"; wir sind Nautilus zu Dank verpflichtet für den Nachweis, daß der Verfasser wiederholt seine Quellen falsch verstanden oder zum mindesten oberflächlich gelesen hat, und schließen uns seinen Ausführungen über die weitgehende Misachtung der modernen Naturwissenschaft und ihrer Erfolge, die in dem Rembrandt-Buche allenthalben hervortritt, vollkommen an; wir erkennen überhaupt durchaus in Nautilus' Schrift die Geltendmachung des gesunden Menschenverstandes gegenüber der phantastischen, die bestehenden Verhältnisse übersehenden Weltanschauung des Rembrandt-Enthusiasten an — meinen aber doch, daß Nautilus im Eifer des Kampfes den sittlichen Ernst seines Gegners zu wenig in Anrechnung gebracht, den gesunden Kern des Buchs, den wir in der Kritik unserer herrschenden Zustände finden, gar nicht gewürdigt und sich durch die in dem Buche enthaltenen scharfen Angriffe auf Modegötzen und Lieblingsvorurtheile unserer Zeit zu wenig gerechtfertigtem Zorne hat hinreißen lassen. Dazu kommt noch, daß beide Autoren auf einem grundsätzlich verschiedenen Standpunkte stehen. Während der Rembrandt-Mann den Gipfel der Cultur in der Blüte der Kunst sieht, erklärt Nautilus die Wissenschaft, weil sie die Wahrheit sucht und die Wahrheit höher steht als die Schönheit, für die werthvollere Culturleistung und räumt dem Forscher einen höhern Rang als dem Künstler ein (S. 22). Wir haben schon früher bemerkt, daß wir eine solche Gegenüberstellung von Wissenschaft und Kunst für höchst unfruchtbar halten und müssen heute Nautilus gegenüber betonen, daß geschichtlich in der That die Kunst das Primäre und die Wissenschaft das Secundäre ist und nicht umgekehrt, wie er unter Berufung auf Buckle's höchst einseitige Ausführung behauptet. Wenn es sich aber nach der Ansicht seines Gegners für das Heil unserer Zukunft allein darum handelt, daß der Individualismus bei uns wieder zur Geltung gelangt, so müssen wir ihm beipflichten, daß in diesem Punkte die Kunst weit wichtiger ist als die Wissenschaft. Denn wie viel auch ein Künstler seinen Vorgängern in technischer Hinsicht verdanken mag, das Beste, was er leistet, muß ihm doch seine eigene Persönlichkeit darbieten,

während selbst der größte Forscher keinen Schritt weiter thun kann, ohne an die Errungenschaften seiner Vorgänger anzuknüpfen. Und ferner ist kein Zweifel möglich, daß für den, der den Standpunkt des Rembrandt-Mannes theilt, kein besseres Ideal sich denken läßt als eben Rembrandt. Denn weder Dürer, den Nautilus als den echtesten deutschen Künstler an Rembrandt's Stelle auf den Schild erhoben sehen will, noch Goethe, der von anderer Seite vorgeschlagen worden ist, kann sich in Bezug auf Selbständigkeit der Entwickelung und Unbekümmertheit um fremde Vorbilder und Meinungen mit Rembrandt vergleichen, den Nautilus nicht richtig charakterisirt, indem er ihn für einen „fremdländischen Starrkopf, für derbsinnlich und etwas hochfahrend" erklärt. Eine andere Frage ist freilich die, ob Individualitäten wie Rembrandt für unsere Zeit passend wären und ob sie überhaupt möglich sind. Wir können keine dieser beiden Fragen bejahen, und bestreiten in Uebereinstimmung mit Nautilus die Möglichkeit eines von seinem Gegner geforderten „Localismus der Kunst", der mit der thatsächlichen Entwickelung unserer geschichtlichen Verhältnisse in directem Widerspruche steht. Jedenfalls hat Nautilus recht, wenn er am Schlusse seiner Ausführungen behauptet, daß das geweissagte Zeitalter der Kunst noch in weiter Ferne steht, weil uns die erste Grundbedingung zu ihrer Blüte fehlt, die Sorglosigkeit und Behaglichkeit des Daseins, „der Boden, auf dem die Kunst sich allein voll entwickeln kann".

Das „Antidoton" ist als eine ernst gemeinte Gegenschrift eingehender Erwägung würdig. Es ist trefflich geschrieben und läßt in manchen Wendungen und in der ganzen Methode des Angriffs erkennen, daß der Verfasser die Streitschriften Lessing's eifrig studirt und ihnen den einen oder andern Handgriff scharf abgesehen hat.

Dagegen vermögen wir dem Buche „Höllenbreughel als Erzieher" (Nr. 2) wenig Geschmack abzugewinnen. Aeußerlich genau so ausgestattet wie das Rembrandt-Buch, erscheint es zwar auf den ersten Blick als eine witzige Parodie, doch hält dieser erste Eindruck nicht lange vor. Der unbekannte Verfasser hat seinem Vorbilde alle Aeußerlichkeit wol abgeguckt und sich vortrefflich gemerkt, „wie es sich räuspert und wie es spuckt". Er versieht seinen Text gleichfalls mit kurzen Randbemerkungen, Stichwörtern, die den Inhalt andeuten sollen, und weiß ihnen durchweg ein mysteriöses oder pikantes Gepräge zu verleihen, z. B. wenn er an den Rand druckt: „Dunkeles", „Sächsisches", „Sitzfleisch", „Verkalkung" u. s. w. Auch darin schließt er sich an sein Vorbild auf das engste an, daß er vom Hundertsten auf das Tausendste kommt und die wunderlichsten Einfälle nebeneinander aufhäuft. Indem er die Manier seines Gegners nach Kräften übertreibt, meint er ihn der Lächerlichkeit preisgeben zu können. Offenbar aber ist seine geistige Kraft derjenigen seines Gegners nicht gewachsen; sie steht hinter dieser weit zurück und hat daher nicht nur nichts Geistreiches, sondern etwas höchst Abgeschmacktes zu Stande gebracht, das den gebildeten Leser weit mehr abstößt als anzieht. Wenn z. B. in „Rembrandt als Erzieher" vor der Ueberschätzung unserer Bildung gewarnt wird und die Rückkehr zur Natur und die Geltendmachung der Individualität, die in Rembrandt so stark hervortritt, als bestes Correctiv dagegen empfohlen wird, so soll Höllenbreughel, wie der Verfasser parodistisch meint, dem übelberathenen deutschen Volke dazu dienen, „es liebevoll hinunterzudrücken unter das Niveau der viel zu klaren und bildungsüberfütterten Gegenwart". Er kann das am besten, weil er Caricatur ist und die Caricatur erzieherisch wirkt:

> Darum muß er uns lieb und theuer sein und darum wird sein Name als Feldgeschrei in dem zu erwartenden Kampfe gegen Bildung und Schönheit Wunder wirken.

Diese Bemerkungen müssen uns genügen, um zu erfahren, weshalb der Verfasser gerade den Namen Höllenbreughel's als Aushängeschild für seine Verherrlichung unserer gegenwärtigen Zustände gewählt hat. Denn als eine solche erscheint schließlich sein Buch, wenn wir es recht verstehen, worauf wir übrigens keinen Anspruch erheben wollen, da es auch einige Partien enthält, welche offenbar rein satirisch aufzufassen sind, wie die Hiebe gegen Jadassohn und andere Männer, die der Verfasser persönlich zu hassen scheint. Die im „Höllenbreughel" eingehaltene Methode ist aber die, daß alle Vorwürfe und Einwände, die man gegen unser öffentliches Leben und Treiben und unsern Bildungshochmuth gemacht hat und machen kann, in übertriebenster Weise breitgetreten und durch Verzerrung als ungereimt erklärt werden, sodaß sich schließlich wie von selbst das Endresultat ergibt, daß wir in der besten der Welten leben und Klagen und Bestrebungen wie die des Verfassers von „Rembrandt als Erzieher" keineswegs am Platze sind. Wenn dieser z. B. die Schädlichkeit des eingebildeten deutschen Professorenthums hervorhebt, so übertrumpft der Höllenbreughel-Mann sein Vorbild, indem er vorschlägt, einen Verein zur Vertilgung des deutschen Professors, „dieser traurigen Don Quixote-Gestalt unserer Zeit", zu gründen, „weil er das edelste Gut der Unbildung wie die Heuschrecke vernichtet und wie die Nonne epidemisch auftritt". Wir wollen zugeben, daß derartige Einfälle vereinzelt als witzig erscheinen mögen, können aber nicht umhin zu erklären, daß sie, durch ein ganzes Buch von 96 Seiten fortgesponnen, schließlich widerlich werden und ihre Wirkung verfehlen, ganz abgesehen davon, daß unsere Gegenwart keineswegs so erfreulich ist, um nach jeder Richtung hin, wie es im „Höllenbreughel" geschieht, in Schutz genommen zu werden. Jedenfalls wird durch diese Parodie der gesunde Kern des Rembrandt-Buchs nicht im mindesten angetastet.

A. Hermann.

Erzählende Dichtungen.

1. Goldblondes Haar. Von Pierre Sales. Autorisirte Uebersetzung. Mannheim, Bensheimer. 1890. 8. 4 M.
2. Im Staub der Breter. Roman aus dem pariser Künstler- und Bühnenleben von Jules Claretie. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Arthur Roehl. Mannheim, Bensheimer. 1890. 8. 5 M.
3. Deficit. Roman von Carmen Sylva. Zweite Auflage. Bonn, Strauß. 1890. 8. 6 M.
4. Ausgewanderte. Roman in vier Büchern von Mite Kremnitz. Zwei Bände. Bonn, Strauß. 1890. 8. 8 M.
5. Diana Abnoba. Eine Schwarzwaldgeschichte von der Baar von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Leipzig, Reißner. 1890. Gr. 8. 6 M.

Ein Buch, auf dessen Umschlag Worte stehen wie „Bilder aus dem pariser Leben" oder gar „Bilder aus dem pariser Künstler- und Bühnenleben", wird immer Käufer finden, besonders in Deutschland. Das ist eine Thatsache, und kein vernünftiger Deutscher nimmt es einem Buchhändler und Kaufmann übel, mit dieser erfreulichen oder unerfreulichen Thatsache zu speculiren. Ein Buch ist für den Kaufmann ein Handelsartikel wie ein anderer. Er will ein Geschäft damit machen. Und das bedeutet an sich vielleicht gar kein Uebel, man muß sich nur dessen bewußt bleiben. Freilich könnte man sagen, auch ein Kaufmann habe seinem Volke gegenüber ideale Pflichten, so gut wie der Lehrer, der Gelehrte, der Künstler, der Staatsmann, besonders ein Kaufmann, der, wie der Verlagsbuchhändler, in seinem Geschäfte so eng mit den höchsten geistigen Interessen der Nation zusammenhängt. Man könnte sagen, er sollte wenigstens nicht einzig auf seinen Geldgewinn, er sollte auch darauf sehen, ob sein Artikel für die Nation ein Gewinn und von welchem geistigen und moralischen Werthe derselbe ist. Jedenfalls hat die Kritik diese Pflicht.

Dieselbe kann nun nicht sagen, daß die beiden unter Nr. 1 und 2 oben angeführten Bücher den geistigen Besitzstand der deutschen Nation in irgendetwas vermehrten. Für ihre Uebertragung ins Deutsche können kaum zureichende innere Gründe angeführt werden. Schwerlich sind andere dafür vorhanden gewesen als die in der Einleitung angedeuteten.

Doch ist ein Unterschied zu machen. Ganz unberechtigt ist das deutsche Dasein des „Goldblonden Haars" von Pierre Sales (Nr. 1), einer durch und durch mittelmäßigen Criminalerzählung. Ja sie ist nicht einmal mittelmäßig, sie ist plump und vor allem riecht sie nicht im geringsten nach pariser Luft und Literatur. Unser nicht sehr angesehener — aber um so mehr gelesener — seliger Landsmann Ewald August König (der noch immer in kleinen Zeitungen umgeht) hat solche Geschichten hundertmal besser geschrieben. Das will viel heißen.

Anders verhält es sich mit dem Romane von Jules Claretie: „Im Staub der Breter" (Nr. 2). Derselbe ist zwar auch nicht hervorragend charakteristisch für das gegenwärtige pariser Leben, er ist es noch weniger für die gegenwärtige pariser Literatur; er ist auch kein Werk hors ligne, wie die Franzosen sagen; wir besitzen in unserer gleichzeitigen deutschen Literatur Romane genug von ähnlichem Werthe. Aber immerhin haben wir es hier mit dem Werke eines hochbedeutenden Schriftstellers zu thun, mit einem auf alle Fälle lesenswerthen Buche. Sein höchster Werth liegt aber nicht in der Schilderung, ich will sagen Darstellung äußerer Zustände, hier der Sitten-, Kunst- und Bühnenzustände, was man aus dem deutschen Nebentitel schließen könnte, sondern in einer Reihe psychologischer Feinheiten und Innerlichkeiten, und dann besonders in der leichten feinen Art, die Dinge zu sagen. Dagegen ist er nach der erstern Seite hin weniger befriedigend als Daudet, Zola, Maupassant und viele Verwandte auch geringern Schlags; Claretie huscht gern nach alter, romantisch graziöser Weise über unbequeme Aufgaben hinweg und erzeugt den Eindruck der Flüchtigkeit und der Unruhe; der Feuilletonist und Chroniqueur stecken ihm im Blute. Er ist auch gar kein Freund von den Genannten, und seine Stellungnahme gegenüber dem, was er gelegentlich „Trivialismus" nennt, gehört nicht zum Uninteressantesten in seinem Buche, gleichviel ob man ihm dabei recht oder unrecht gibt. Dies mag trotzdem ein wunder Punkt des Werks sein; aber es ist ein Punkt, der zu denken gibt, wenigstens denen, die beim Romanlesen überhaupt etwas denken. Die Lektüre des Claretie'schen Buches ist übrigens nicht ungeeignet für deutsche Frauen, die an deutschen Romanen noch nicht genug haben oder Uebersetzungen aus fremden Sprachen vorziehen. Und solche deutsche Frauen und Jungfrauen gibt es ja genug.

Der Uebersetzer Arthur Roehl hat Claretie's reizvolle Sprache mit viel Talent und im allgemeinen gut verdeutscht. Aber dabei begegnet man einzelnen Geschmacklosigkeiten, die den Eindruck des Ganzen sehr beeinträchtigen und die man oft gar nicht begreifen kann. Zum Beispiel wenn einer immer ohne Abwechslung „sagte er" schriebe, wäre das schlimm, und auch Roehl scheint dieser Meinung zu sein; dafür setzt er nun beständig: „meinte er zu ihm". Die Leute reden nicht mehr miteinander; sie meinen alles nur zueinander. Und dieser wunderbare Gallimathias wiederholt sich auf jeder Seite ein paarmal.

Ich muß noch von einer Aeußerlichkeit sprechen. Die Verlagshandlung scheint von der Voraussetzung ausgegangen zu sein, daß die beiden Werke, welche sie auf den Markt bringt, nicht ein bleibender Bestandtheil unsers Schriftwerks, sondern wol nur vorübergehendes Lesefutter für ein nicht sehr gewähltes Publikum bilden werden, nämlich eben für Leute, die, ohne Französisch zu verstehen, doch auch einmal ein französisches Buch lesen wollen. Ich schließe auf diese Voraussetzung aus der beispiellos schlechten Ausstattung der beiden Werke. Ein so trübselig graues Löschpapier ist mir bisjetzt in der neuern deutschen Literatur noch nicht begegnet. Man ist überrascht, wenn man

die Bücher aufschlägt, sie sind außen grau, innen aber griesgrau. Und ein solcher Band wird zu 5 Mark berechnet; in Frankreich mit seinen hohen Schriftstellerhonoraren kostet er im Original, in vornehmster Ausstattung 2 Mark 40 Pf., also nicht die Hälfte, vielleicht aber gar noch weniger. Das sind deutsche literarische Zustände!

Wenn die beiden genannten Bücher grau in grau geheftet und gedruckt sind, prangt und schimmert dafür das Velin der zwei folgenden in freudigstem Rosa, als ob sie den finstern Recensenten zwingen wollten, ihnen ein freundliches Gesicht zu machen. Auch sind es Werke einer Königin und ihrer Freundin.

Die französischen Romane werden überall gelesen, in Berlin, in Wien, in Kopenhagen, in St. Petersburg und Bukarest; die Deutschen werden überall geschrieben, in Paris, in Wien, in Kopenhagen, in St. Petersburg, in Bukarest; das ist der Unterschied zwischen Französisch und Deutsch.

Ich kannte bisjetzt noch keine Zeile der fruchtbaren Schriftstellerin Carmen Sylva und ging nur mit mäßigen Erwartungen an ihren dickbändigen Roman „Deficit" (Nr. 3). Wenn schon im Bürgerlichen schöne Frauen leicht begeisterte Kritiker finden, wie viel mehr Königinnen, regierende Königinnen; aber ich fand und muß bestätigen, was viele andere vor mir ausgesprochen haben, daß Carmen Sylva als Schriftstellerin ernst zu nehmen ist und durchaus für voll gelten muß. Sie besitzt sogar mehr als gewöhnliches Talent und ist noch mehr Dichterin als Schriftstellerin. Sie mag es selber tief empfunden haben, was sie ihren Harfner Llewellyn in wunderbaren Worten aussprechen läßt:

... Wenn mir ein neues Lied einfällt, ja, dann wälze ich mich im Moose, wenn ich kann, und reiße die Kleider auf, weil mir die Brust springt, und weil das Herz hinaus will ins Freie, mit wildem Pochen. Ein Lied! Mein Gott! ein Lied! So muß es dem lieben Gott gewesen sein, als er den Finger ausstreckte, und die Sonne stand da, und als er hauchte, und seine Menschen bekamen eine Seele. Ein Lied! Selbst die Liebe ist kleiner als des Schaffens Glückseligkeit, wenn der Wohllaut uns umwogt und der Gedanke uns erschüttert, daß wir leben vom Scheitel bis zur Zehe, und meinen, solch ein Gedanke sei noch nie gedacht worden. Kein Schatzgräber kann seinen Fund mit ähnlichem Entzücken betrachten. Es ist wie der englische Gruß der Maria, und man fühlt ein Flügelwesen um die Stirn, als wäre der Himmel herabgestiegen. Das Lied! Ja die Liebe ist groß; denn sie ist Schaffenskraft, aber irdische; das Lied ist auch Schaffenskraft, aber himmlische und sie entzündet sich an sich selbst und gebiert sich aus sich selbst, in gewaltigen Wehen, manchmal in ungeheuern Schmerzen, und einer Angst, als bräche man zusammen unter des Geistes Aufschwung, als ginge das elende Gefäß in Stücken, das die Begeisterung durchglüht. ...

Ja wirklich, ein Harfner kommt in dem Romane vor, ein Harfner, der an den Goethe'schen erinnert und der doch ein anderer ist — eine Gestalt, unmöglich in ihrer äußern Erscheinung, aber in ihrer innern Natur so wahr, wie die Wahrheit selbst, der Typus des Dichters, die Fassung seines sich gleichbleibenden Grundwesens — eine Schöpfung, worauf der Schöpfer stolz sein darf. Dabei ist die übrige Welt des Romans auch äußerlich eine streng reale, gegenwärtliche, und man muß die geniale Unbefangenheit bewundern, mit welcher die Dichterin ihre Llewellyn-Vision zwischen Fabrikanten und Arbeiter, Kassirer und Bergleute hineinstellt. Es ist also die Welt der Arbeit, welche die königliche Schriftstellerin darstellt, Volk und Bürgerthum, nicht das bei schreibenden Frauen der vornehmeren Stände so beliebte „High life" mit seinem Spleen und müßiggängerischem Sport. Und ebenso anerkennenswerth wie die Wahl ist die Behandlung des Stoffs. Sie ist zugleich vornehm darüberstehend und liebevoll ins kleinste eingehend. Carmen Sylva hat eine eigene Darstellungsmethode; sie scheint fast nie zu erzählen, alles scheint sich von selber darzustellen und zwar mit bewunderungswürdiger Lebendigkeit. Es ist eine Kunst, die wie Feenzauber wirkt. Vor allem erklärt die Dichterin nichts, sie huldigt mit Recht dem Grundsatze, daß die Erscheinungen in der Kunst wie in der Natur unvermittelt auftreten und sich von selber aus ihrem Verhältnisse zueinander erklären müssen, in einem sprachlichen Kunstwerke nicht weniger wie in einem farbigen oder marmornen.

Eines hat mich an dem Buche unangenehm berührt. Dieser deutsche Roman, von einer deutschen Fürstentochter geschrieben, einem Kinde des Rheins, stellt keineswegs Deutsche — aber auch keine Rumänen — sondern Engländer dar, Engländer von A bis Z. Man meint oft geradezu die Uebersetzung eines englischen Originals zu lesen, ja, man muß sich mit Gewalt gegen diese Täuschung wehren, ein Umstand, der dem Buche gewiß nicht zum Vortheile gereicht. Aber auch hieran muß ich noch ein Lob knüpfen. In dem ganzen Buche steht außer den Eigennamen kein einziges englisches Wort, keine Spur von englischen Satzbrocken und ähnlichem. Dieses seit Paul Heyse — die Romantiker brauchten es noch nicht — so beliebte Mittel, Farbe zu geben, verschmäht Carmen Sylva, weil sie es unkünstlerisch-naturalistisch findet, von schlechtem Stile; sie weiß auf bessere Art den Localton in ihr Werk zu bringen.

Carmen Sylva hat verschiedene ihrer Werke in Verbindung mit Mite Kremnitz verfaßt oder herausgegeben. Von dieser ist der Roman „Ausgewanderte" (Nr. 4), und ein Theil des Lobes, welches wir dem Buche der Königin spenden konnten, ist auch auf ihre Mitarbeiterin anzuwenden.

Die „Ausgewanderten" sind ebenfalls ein ausgezeichnetes Buch, nur liegt sein Werth nach einer andern Seite als bei „Deficit". Der Roman der Mite Kremnitz hat weniger glänzende Eigenschaften. Ihm eignet weder der hohe Flug der Gedanken, noch die männlich-kräftige künstlerische Sinnlichkeit in der Gestaltung, welche die Erzählung Carmen Sylva's zum Dichterwerke stempeln; seine Stärke liegt vielmehr in der feinen Beobachtung und Festhaltung des Kleinen in Zuständen und Vorgängen äußerlicher oder innerlicher Natur, und in einem tiefen ruhigen Ernste der Auffassung. Mite Kremnitz ist im Produciren mehr Frau, ihr Buch hat vor allem weniger

Temperament als das ihrer Freundin; es ist ein specifischer Frauenroman im guten Sinne des Wortes.

Das mir persönlich liebste Buch habe ich bis zuletzt aufgespart, die „Diana Abnoba" von Wilhelm Jensen (Nr. 5).

Leben ohne Liebe ist kein Leben, lautet der Grundgedanke dieses Romans, einer höchst originellen und sehr gedankenreichen Dichtung. Dieselbe bietet nicht nur drei Erscheinungsformen der genannten Naturwirkung in der Gegenwart der Romanhandlung, sondern auch eine doppelte Spiegelung derselben in längst vergangenen Culturen, welche durch Charaktere und Handlung auf geistreiche Weise zur Gegenwart in Beziehung gebracht werden. Mit großer Deutlichkeit, ja mit fast erschreckender Folgerichtigkeit kommt der oben angeführte Satz zur Anschauung. Die allmähliche Versimpelung eines leben- und weltentfremdeten alten Junggesellen und die Verwilderung und gemüthliche Verrohung eines Jüngern, den die Liebe betrogen und der auf dem Wege ist, ein Menschenfeind zu werden, bilden die Schürzung des Knotens im innern Gewebe der Handlung. Die erstere Gestalt — der gelehrte Archäologe Berchtold Morneweg — ist besonders interessant. Seine Entwickelung zeigt, wie der Mensch ohne liebevolle Theilnahme am Leben, ohne innigen Zusammenhang mit der lebendigen Mitwelt und Gegenwart auch für Kunst und Wissenschaft todt wird, indem seine Schaffensversuche auf diesen Gebieten zu Schrullen und Verschrobenheiten ausarten, oder mindestens zum unfruchtbaren Spiele sich gestalten ohne lebendige und lebenschaffende Wirkung auf sich und andere. Ich finde hierin den Kernpunkt der gegenwärtigen Jensen'schen Dichtung. Die Lösung des bezeichneten Knotens geschieht natürlich, indem Venus in das Zeichen des „Steinbocks" tritt — um in der Sprache der alten Euphrosine zu reden, welche mit dem Steinbock den steinsammelnden Archäologen und unter Umständen auch dessen Schüler und Neffen Alwig Morneweg gemeint haben würde. Leben ohne Liebe ist kein Leben. Jensen hat dieses Thema schon verschiedene male behandelt. Eins ist dabei zu bemerken, nämlich, daß wenn die Behauptung volle Allgemeingültigkeit behalten soll, der Begriff der Liebe nicht engherzig genommen sein will. Wer das thäte, gäbe dem Satze einen schiefen Sinn. Darum darf man nicht vergessen, daß, wie jede Dichtung, so auch die vorliegende symbolisch verstanden werden muß; sonst könnte einer dem Dichter gar die Absicht unterschieben, zur Beifallsfreude aller Pantoffelhelden zeigen zu wollen, daß ein Junggeselle kein Mensch, kein Mann ist. Auch ein Dichter kann nicht alles in einem Athem sagen. Gut thut er allerdings, es den Philistern immer wieder entgegenzuhalten: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken u. s. w., wie beim Propheten geschrieben steht.

Noch eine allgemeine Wahrheit lehrt Jensen in seinem jüngsten Buche, eine Wahrheit von specifisch künstlerischer Bedeutung. Er zeigt, wie die „Zeiten der Vergangenheit" dem bloßen Gelehrten immer „ein Buch mit sieben Siegeln", d. h. todt und abgethan sind und nur für den wieder aufleben, im Ganzen oder in einzelnen Gestalten, der die warm-lebendige Fülle des Menschenherzens und allen Lebensinhalt der Gegenwart in sie hineinzutragen versteht, also in Wahrheit nur für den Poeten, und daß also der Geschichtschreiber wenigstens ein Theil der Kraft sein muß, die in jenem wirkt. Nicht einen eigentlichen Dichter benutzt Jensen, um dies zur Anschauung zu bringen, sondern, mit richtigem künstlerischen Takte, einen Liebenden; denn wie der Dichter die potenzirte Wärme der Liebe, besitzt die Liebe poetische Fühlfäden.

So verstehe ich die „Diana Abnoba", die, wie der Name schon verräth, viel archäologische Gelehrsamkeit enthält, aber sich nicht darin verliert. Zwei nachgemachte altrömische Briefe sind besonders köstlich; aber das Beste daran ist doch, daß man sie nicht im Ernste für Originale halten soll, daß sie nur dem Zwecke dienen, Herzensregungen lebendig gegenwärtiger Menschen zum Ausdrucke und Verständnisse kommen zu lassen. „Und das war nach Menhir-, Kelten-, Römer- und Minnesängertagen die lebendige Gegenwart auf der alten Berchtolsbaar", darf mit frohem Gefühle der Dichter erklären, nachdem im Archäushofe die alten Scherben und Scharteken hinausgeräumt und die hohen Zimmer und Kammern zur Beherbergung wachsender Geschlechter eingerichtet worden sind. Darin liegt noch etwas, ein Drittes: Historischer, staubiger Wissensplunder nützt wenig zu That und Leben; er ist gut für Menschen und — Nationen, die nicht einen würdigen, kräftigen, sie ausfüllenden Lebenstrieb und Zweck in sich tragen und spüren, scheint der Dichter andeuten zu wollen, und der Recensent, wenn es ihm erlaubt, sagt dazu Amen.

Benno Rüttenauer.

Räthsel der Sprache.

Die Räthsel der Sprache. Grundlinien der Wortdeutung. Von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Friedrich. 1890. Gr. 8. 10 M.

Zwischen dem Kleinpaul'schen Buche über „Die Sprache ohne Worte" und dem hier vorliegenden klafft leider eine große Lücke. „Die Mittelpartie, den Ursprung und die Entwickelungsgeschichte der Sprache selbst enthaltend, steht noch aus." Wenn nun die Grundzüge dieser Hauptpartie unzweifelhaft auch dem Verfasser selbst klar sind, so muß der Leser es doch bedauern, daß er eher mit den Räthseln der Sprache als mit dem Räthsel derselben befaßt wird. Indessen haben jedenfalls zwingende Umstände den Verfasser bestimmt es so zu machen, wie er es gemacht hat.

Ehe ich auf den Inhalt des Buchs eingehe, muß ich etwas über den Stil desselben sagen. Der Verfasser hat sich einen trotz einzelner leiser Anklänge an ältere deutsche Humoristen eigenartigen, höchst persönlichen und lebendigen, drastischen, oft ironischen und sarkastischen Stil ausgebildet,

der besser fürs Feuilleton als für ein Buch paßt. Das Pikante will in kleinen Gaben genossen sein. Es ist übrigens sonderbar: der Verfasser urtheilt über Geistreichthum und Witz höchst ungünstig (S. 173), und wird doch niemand finden, welcher den Stil dieses Buches nicht geistreich und witzig fände. Noch einen andern Punkt muß ich berühren. Der Verfasser sagt in der Vorrede, er schreibe nicht für Schüler und junge Mädchen. Nun gut. Er konnte alle natürlichen Dinge mit voller Offenheit und Nacktheit behandeln: aber die Form hätte hie und da eine andere sein können. Cynisch sein, nur um die Prüden zu ärgern, lohnt sich das der Mühe?

Man bedauert diese Dinge um so mehr, als es sich um kein gewöhnliches Buch handelt. Der Verfasser verbindet in einem erstaunlichen Grade Sprach- und Sachgelehrsamkeit; sein Scharfsinn und seine Combinationsgabe sind erstaunlich und ebenso seine Kunst lichtvoller Entwickelung, wo ihn nicht eine Laune zum Versteckspielen treibt. Es ist ein Buch von bleibendem Werthe, wenn auch das durch die volksthümliche Haltung erklärte Fehlen fast aller Quellenangaben die wissenschaftliche Verwerthung beträchtlich erschwert. Uebrigens mangelt es nicht ganz an Flüchtigkeiten, denn nur so sind doch wol Unrichtigkeiten zu erklären, wie „wir gehören in Europa dem indogermanischen Sprachstamm an" (S. 17). Die Türken und die Finnen auch, um kleinere Völker nicht zu nennen?

Das Buch beginnt, nach einer leider auch witzig geschriebenen Inhaltsübersicht, mit einem „ersten Gange" und will in „Vorlage I" „eine wahrheitsgetreue Schilderung der kläglichen Misstände" geben, „welche die Wortdeutung veranlassen". Die redenden Menschen sind „schlechte Musikanten", und bleiben „schlechte Musikanten" funfzig Seiten lang. „Der Sprechende macht durch Unachtsamkeit, Hast, Bequemlichkeit und grobe Nachlässigkeit das organische Wachsthum der Sprache wieder rückgängig." Daß das geschieht, nehmen wir alle Tage wahr, nach Kleinpaul aber soll es schon von Urzeiten her geschehen sein. „Der Etymolog möchte am liebsten den gesammten Lautwandel wie einen Sündenfall ignoriren" — wol vielmehr: rückgängig machen, wie es gleich darauf von der Bewegung der Begriffe heißt (S. 482); der Etymolog Kleinpaul jedenfalls. Käme es auf seinen sehr nachträglichen Wunsch an, so müßten die arischen Völker noch heute alle ein Ur-Indogermanisch reden. Schon das Lateinische ist ihm eine in sichern Formen jämmerlich verarmte Sprache. Und das Griechische? Er muß es auch als eine verhunzte Sprache ansehen, denn welche Sprache bringt dem Wohlklange größere Opfer? Höchstens noch das Italienische. Wohlklang — damit kommen wir bei Kleinpaul schön an. Wohlklang ist nur „eine Entschuldigung, mit welcher die Leute ihre Indolenz rechtfertigen". Was läßt sich gegen eine solche Absprecherei machen? Also es war Indolenz, wenn die Griechen nicht amrotos sondern ambrotos, nicht drakonts sondern drakon u. s. w. sprechen? Diese Sprache von wunderbarer Klangschönheit ist das Product von „schülerhafter Indolenz, Faulheit und Unüberlegtheit"? Uebrigens hängt Schwersprechbarheit und Uebelklang allerdings eng zusammen: „Der Kottbusser Postkutscher putzt den kottbusser Postkutschkasten."

Es ist schade um die ungeheuerliche Einseitigkeit der Kleinpaul'schen Ansicht. Sie entwerthet den bisher besprochenen ersten Abschnitt zum Theile. Der Verfasser handelt nun auch nur folgerichtig, wenn er im zweiten Theile der ersten Vorlage, welcher eine „übersichtliche Darstellung der äußern Erscheinungen des Lautwandels" gibt, in den Vorgängen der Lautverschiebung nur ein unzweckmäßiges Gebaren sieht, zu dem es „in der Geschichte der menschlichen Dummheit" genug Analogien gebe. Man sieht, zu welchen Schiefheiten die Neigung zu Kraftausdrücken den Verfasser verleitet.

Die „Vorlage II" behandelt zuerst den Wandel der Begriffe, welcher „ein tausendfaches Wachsthum und eine reiche Entwickelung" bedeute. Er unterscheidet hier drei Perioden, deren frühere aber keineswegs mit dem Beginne der nächstfolgenden aufhörten. Die erste Periode ist die der Eigennamen: Wer nur einen Strom, nur einen Berg kennt, für den ist „Strom" und „Berg" Eigenname. Viele noch bestehende Flußnamen bezeichnen nur das Fließen oder das Fließende, viele Getränknamen nur das Trinkbare. Die zweite Periode ist die „der begrifflichen Uebertragung". Das Volk vergißt gleichsam den allgemeinen Begriff über der vorherrschenden Art. Ein Cicero gebiert tausend Ciceroni. Man muß auch dieses Kapitel mit großer Vorsicht lesen. S. 125 sagt der Verfasser:

> Die Sprache wird beständig eine andere, weil die Erkenntniß beständig zunimmt; denn erkennen heißt übertragen und jede neue Uebertragung involvirt einen neuen Namen.

Wer das zu verstehen glaubt, sehe sich das zweite der vorgebrachten Beispiele an. Die Deutschen sollen früher den Elefanten als das Kamel kennen gelernt haben.

> Als sie dann gelegentlich auch ein Kamel zu Gesicht bekamen, glaubten sie wieder einen Elefanten vor sich zu haben und nannten das große Thier abermals olbente.

Entweder hat also „übertragen" hier einen andern Sinn, als es sonst hat, oder der Satz ist falsch.

> Erst zur Zeit der Kreuzzüge lernten sie das eine Monstrum von dem andern unterscheiden —

und nannten es mit seinem orientalischen Namen „Kamel". Es mußte also vielmehr heißen: „Erkennen heißt unterscheiden." Ferner heißt es S. 143:

> Denken heißt übertragen, nennen einer begrifflichen Uebertragung Ausdruck geben; Namen sind abgekürzte Vergleiche zwischen neuen und alten Exemplaren einer Gattung.

Wenn also die Griechen die Kähne mit Schüsseln (kymbai) verglichen und sie „Schüsseln" nannten, wie Kleinpaul S. 133 meint, so bilden, nach ihm, Schüsseln und Kähne eine Gattung (?) und Kähne sind neue Exemplare der Gattung Schüssel! Und nach der oben angeführten Stelle erkannte man den Kahn, d. h. gelangte man zu dem Begriffe Kahn, indem man auf dieses Ding den

Namen der Schüssel übertrug. Aber wenn man weiter nichts erkannt hätte als die Aehnlichkeit, dann verwechselte man ja Kahn und Schüssel. Es handelt sich vielmehr um eine doppelte Unterscheidung: um die des Kahns von der Schüssel und um die dieser Art von Schiff von allen andern Schiffen, welche keine Aehnlichkeit mit einer Schüssel haben.

Die Auseinanderhaltung von logischer Uebertragung und Metapher ist dem Verfasser nicht recht geglückt. Der Ausdruck Metapher ist überhaupt übel gewählt, weil er, wie der Verfasser S. 149 selbst bemerkt, eine (rhetorische) Figur bezeichnet. Diese Metapher läßt er nun von einzelnen dem Volke gleichsam vorgeschlagen werden. Hier tritt ein Grundfehler der Kleinpaul'schen Ansicht hervor: die Ueberschätzung der Sprache. Er hat ja recht: Ohne Sprache kein Begriff. Aber dem Begriffe geht doch die Wahrnehmung und die Vorstellung voran, und je mehr wir uns, rückwärts schauend, dem Urzustande der Völker nähern, desto fruchtbarer und mächtiger ist die Phantasie. Nun schränkt Kleinpaul die ungeheuerliche Behauptung, die alten Götter seien „poetische Metaphern", S. 144, später (S. 150) einigermaßen ein, indem er sie volksthümliche Bilder sein läßt, welche vom Volke auf einer niedrigen Bildungsstufe wirklich genommen und geglaubt wurden: aber auch das ist falsch. Das Volk glaubte in sonderbaren Wolkengestalten wirkliche Riesen zu sehen; es sah das Schimmern des droben geschwungenen Beils, sah des Himmelsgottes Stirn klaffen und eine Lichtgestalt hervorspringen. Die Urelemente der Mythe haben mit der Metapher nichts zu thun.

Der zweite Abschnitt dieses Hauptstückes heißt: „Böse Zungen." Durch eine pessimistische Neigung der Sprache, d. h. der Sprechenden werden die Begriffe einheimischer Wörter vielfach herabgesetzt: die Dirne wird zur — Dirne, der Bube zum — Buben, der Schalk zum — Schalk (pleonastisch: Schalksknecht). Fremdwörtern geht es nicht besser: Phrase, Galan, Maitresse. Die Sprache hat aber ihre Launen, d. h. sie ist veränderlich wie luna.

Manche Wörter machen in der fremden Sprache ihr Glück. Der Knecht wird im Englischen zum Ritter, knight, der Zaun zur Stadt, town. Ein Säckchen, budget, wird zum gewaltigen Sack, welchen die Völker keuchend schleppen. Der Magister muß sich, trotz seines magis, vor dem Minister, den sein minus zum Diener machte, tief verbeugen. — Unter „Figuren und Tropen" behandelt der Verfasser auch „Obst", das er von — der Göttin Obs herstammen läßt. Ich wollte, ein anderer hätte die Etymologie gemacht und Kleinpaul sie zu kritisiren gehabt.

Der zweite Gang bringt „Regeln der Kunst". Wie viele Räthsel gibt die Sprache auf! „Warum stehen die Hyacinthen in Leipzig wie die Daudäffchen? Vielleicht wie die Thautröpfchen?" — Der Verfasser spielt mit dem Leser Versteck. Was Daudäffchen heißen soll, muß man — im Sachregister nachsehen: „Der Ursprung des Wortes liegt im Dunkeln". Was heißt „Gott"? Die Alten haben principlos, meist auch sinnlos etymologisirt, daher der Spott: Canis, quia non canit. Auch modernen Gelehrten begegnen sonderbare Dinge, wenn sie die Sachen nicht kennen. Wie wäre jener Gelehrte auf Claudii forum als Ursprung von „Klagenfurt" gekommen, wenn er gewußt hätte, daß Klagenfurt an der Glan liegt? Aber auch das Zusammenstimmen von Sache und Klang kann täuschen. Warum nennt der Italiener beim Zutrinken die Stadt Brindisi? Er denkt nicht daran das zu thun. Brindisi ist das „Bring' dir's" der Landsknechte. Einleuchtend; dagegen Toast aus „Stoßt an!" ganz verfehlt. — Die Etymologen trieben meist Unfug mit dem Hebräischen, dann mit dem Griechischen, noch jüngst mit dem Keltischen. „Ich dien'" im Wappen des Prinzen von Wales sollte, nach einer dummen etymologischen Anekdote aus Eych dinn, „Da ist der Mann", entstanden sein. Keineswegs! Der schwarze Prinz nahm das „Ich dien'" vom Stirnreife des blinden Königs Johann von Böhmen. An die Wortdeuterei, die eine unartige Abart der Wortdeutung ist, schließen sich die verschiedenen Arten des Wortwitzes an, des calembour (nach dem Pfaffen vom Kahlenberge), umgemodelt in „Kalauer", nach der stiefelberühmten Stadt. Es gibt Leute, die aus Gibingen und solche, die aus Nehmingen sind. (Man sagt auch: vom Stamme Nimm sein.) Sind die Corsen blutgierig? Antwort: Non tutti, ma buona parte (Buonaparte). Volksthümlich umgestaltet, wol ohne die Absicht einen Witz zu machen: Dellampination, Zanktippe. Doch gibt es auch sinnlose Anbildungen an Bekanntes: Armbrust aus arcuballista. (Noch merkwürdiger dürfte sein: Ereigniß aus Eräugniß.) Besonders bildet das Volk geographische Namen fremden Ursprungs um: aus Val Rinwied Rheinwald, aus Kosenopole Kuhschnappel.

Salomon war vogelsprachekundig. Wie die Vögel, so haben auch die Glocken ihre Sprache. Ein Dreigeläute ruft den Trinkern zu: Anis, Zimmt und Kümmel. Große Glocken mahnen den Frommen: Lauda Deum! (oder Laudo Deum). Der getreue Dolmetsch (Hauptstück III) vermeidet das Zuviel, das Zuwenig und das Unterlegen. Er setzt dem Moses keine Hörner statt Strahlen auf, er läßt dem Jupiter Ammon seine Hörner und läßt die Gäste auf der Hochzeit zu Cana ruhig betrunken sein.

In einem Nachworte meint der Verfasser, der Leser werde hoffentlich aus dem Buche die Ueberzeugung nach Hause nehmen, „daß die Etymologie trotzdem und alledem, wenn sie gescheit betrieben werde, die nützlichste und interessanteste aller Wissenschaften, der Weisheit Mutter sei". Das ist ja nun eine ungeheuerliche Ueberschätzung, aber das Kleinpaul'sche Buch ist unzweifelhaft nützlich und interessant, es ist überreich an Belehrung und Anregung.

Adolf Brieger.

Staatswirthschaftliche Schriften.

1. Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen. Bearbeitet von Friedrich Holtze. Erster Theil: Bis zur Reformation des Kammergerichts vom 8. März 1540. Berlin, Vahlen. 1890. Gr. 8. 6 M.

Das Werk, das auf vier Theile berechnet ist, verdankt sein Entstehen der Anregung des jetzigen Staatssecretärs im Reichsjustizamte von Oehlschläger, frühern Präsidenten des Kammergerichts. Aus dem gewaltigen Material der preußischen Staatsarchive geschrieben, legt es eine Seite der Staatsentwickelung klar, für die ebenso dem Historiker wie dem Juristen bisher das sichere Verständniß gefehlt hat. Die großen Geschichtschreiber des preußischen Staats, die Ranke, Droysen und Treitschke, vermochten bisjetzt ein zusammenhängendes Bild der rechtlichen Fundamentirung des preußischen Staats nicht zu geben, da eine eingehende, erschöpfende Darstellung derselben nicht zu Gebote stand. Diesem Mangel wird das vorliegende Werk neben dem einige Monate früher erschienenen, gleich gehaltvollen Werke Stölzel's: „Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung", abhelfen.

Es drängt, der Bewunderung darüber Ausdruck zu geben, daß es neben der Last der Amtsgeschäfte gelang, die Wissenschaft mit einem Werke zu bereichern, das zweifellos einen Platz in der vordersten Reihe unserer rechtsgeschichtlichen Literatur erhalten wird. Liegt auch erst ein Theil vor, so läßt er doch schon deutlich erkennen, daß die Hoffnungen, die man dem Werke entgegengetragen hat, durchaus gerechtfertigte waren. Was uns da vorliegt, ist nicht blos das Ergebniß mühevoller, scharfsinniger, fleißiger, von begeisterter Liebe zur Sache getragener Forschung, eine glückliche Vereinigung tiefer rechtsgeschichtlicher Bildung mit hervorragender, glänzender Darstellungsgabe, sondern auch eine patriotische That in des Wortes vornehmster Bedeutung: da wird uns die Grundlage vorgeführt, auf der sich das kleine Brandenburg allmählich zum Führer unsers geeinten Deutschlands emporgeschwungen hat. Politik der Landesherren und Wesen der Zeit spiegeln sich in den Geschicken des Kammergerichts mit großer Klarheit wieder; eine Reihe der berühmtesten Namen, eine Summe ehrlichster Arbeit und mannhafter Gesinnung ist unauflöslich mit der Geschichte dieses ältesten und angesehensten Gerichtshofes Preußens verbunden. Der oberste Grundsatz des preußischen Staats, das suum cuique, hat im Kammergerichte seine schönste Verkörperung, die altpreußische Gerechtigkeit und unerschrockene Pflichttreue ihren weithin Segen wirkenden Brennpunkt gefunden. Trotz all der schmachvollen Versuche verirrter Volkstribunen, die Achtung für Rechtsprechung im Volke zu erschüttern, ist das Kammergericht in Brandenburg-Preußen noch heute selbst beim gemeinen Manne durchaus volksthümlich, und gern erzählt man sich noch jene, die Unbeugsamkeit dieses Gerichts kennzeichnende bekannte Anekdote von dem Müller in Sanssouci, der dem absolutesten Könige, als dieser ihn mit Expropriation bedroht, ruhig erwidert: „Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre!"

Das Werk ist frei von jeder gelehrten Pedanterie, die selbst dem Fachgelehrten den Genuß manches gediegenen Werks verleidet. Möge es allgemein die Beachtung und Würdigung finden, die es so reichlich verdient! Wir empfehlen es von ganzem Herzen allen denen, die das Recht nicht als eine Summe von Rechtssätzen auffassen, sondern im Rechtsleben der Nation einen wesentlichen Factor wie ein gewichtiges Zeugniß ihrer Culturgeschichte erblicken.

2. Frieden! Frieden! Frieden! Zeitgemäße Bemerkungen und Hinweise von Leopold Katscher. Dresden, Pierson. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bei dem immer steigenden Anschwellen der wirthschaftlich-politischen Tendenzliteratur ist niemand mehr im Stande, all den Ideen und Reformvorschlägen, die in den verschiedenen Culturländern gezeitigt werden, zu folgen. Eine dem ähnliche Betrachtung mag Katscher, der in Deutschland durch seine englischen Skizzen vortheilhaft bekannt geworden ist, veranlaßt haben, in der vorliegenden Broschüre drei neuerdings erschienene Werke, Theodor Hertzka's „Freiland", Edward Bellamy's „Looking backward" und Bertha von Suttner's „Die Waffen nieder!" unter Verzicht auf ihr romanhaftes Beiwerk auszugsweise in ihren bedeutendern Ideen vorzuführen. Es soll nicht geleugnet werden, daß diese drei Werke, die weiter nichts sind als Proteste wider die social-ökonomischen Zustände unserer Zeit, eine gewisse Bedeutung haben oder, besser gesagt, ein gewisses Interesse beanspruchen können. Aber das Aufsehen, das sie, besonders Bellamy, erregt haben, entbehrt in diesem ungeheuerlichen Maße jeglicher Rechtfertigung. Schon ihre Tendenz — die ersten beiden kämpfen für den socialwirthschaftlichen, also den innern Frieden der Länder, das dritte für den militärpolitischen, also den Völkerfrieden nach außen — zeigt, daß es sich im wesentlichen um phantastische Träumereien handelt. Hertzka's Angst, mit den Utopisten à la Morus, Fourier, Cabet „in einen Topf" geworfen zu werden, war eine vollauf begründete. Auf den Inhalt seines seltsamen Buchs brauche ich nicht näher einzugehen, da es vor einigen Monaten Gegenstand einer Besprechung Sombart's in d. Bl. (Nr. 7) gewesen ist. Nur einiges aus dem in Deutschland letzter Zeit so viel verschlungenen Buche des Amerikaners Bellamy und einiges über den von Suttner'schen Roman.

Die Menschen des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts, sagt Bellamy-Katscher, sind den Zeichen der Zeit gegenüber seltsam blind: statt Furcht vor der Zukunft sollten sie Hoffnung haben. Die Lösung der socialen Frage ist so leicht, „daß es eigentlich gar keiner Lösung bedürfte". Die furchtbaren Strikes der großen Arbeitervereinigungen sind

die natürliche Folge der riesigen Kapitalanhäufungen. Diese machen den einzelnen Arbeiter bedeutungs- und machtlos, sein Aufsteigen in die Klasse der Unternehmer seltener und beschwerlicher als zur Zeit der Postkutschen. Die Monopolisirung nimmt überhand, die kleinen Betriebe werden immer mehr aufgesaugt — der Arbeiter glaubt, die Kapitalanhäufung bedrohe die Gesellschaft mit einer beispiellosen Knechtschaft; die Nothwehr treibt ihn zum Zusammengehen mit seinen Genossen: daher der furchtbare Aufschrei gegen das Zusammenlaufen von Handel und Gewerbe in wenigen kapitalkräftigen Händen. Aber die Erfolglosigkeit dieses Aufschreies beweist die volkswirthschaftliche Berechtigung dieser Consolidirung des Kapitals. Diese übt eine unerträglich drückende Herrschaft aus, aber sie erhöht die gewerbliche Leistungsfähigkeit, erzielt durch einheitliche Leitung Sparsamkeit im Betriebe, verbilligt die Erzeugnisse und steigert den Nationalwohlstand gewaltig. Die Kapitalanhäufung muß beibehalten werden; aber um sie beizubehalten, ohne die Mehrheit der Menschen zu Sklaven zu machen, muß man sie bis in ihre letzten Folgerungen durchführen, d. h. den ganzen Betrieb in einer Hand vereinigen, kurz alles verstaatlichen. Durch die nationale Organisation der Arbeit unter einheitlicher Leitung ist die sociale Frage gelöst. Die großartige Umwälzung vollzieht sich ohne jeden Gewaltact. Im Staate der Zukunft werden Handel und Gewerbe einem einzigen Aufsichtsrathe anvertraut, der das Volk vertritt und in gemeinsamem Interesse zu gemeinsamem Vortheile wirkt; das Volk ist die einzige vorhandene Handels- und Gewerbegesellschaft, der einzige Kapitalist, der einzige Unternehmer; jeder Bürger nimmt an dem Gewinne theil. Die ganze Bürgerschaft bildet ein Arbeitsheer, das in vier Klassen eingetheilt ist: 1) Arbeitsrekruten, 2) Lehrlinge, 3) ausgebildete Arbeiter, 4) leitende und beaufsichtigende Beamte. Man braucht nur 25 Jahre zu arbeiten, vom einundzwanzigsten bis zum fünfundvierzigsten Jahre. Jeder kann das ihm am besten zusagende Fach beliebig wählen. Löhne gibt es nicht, der Lohnbegriff existirt überhaupt nicht. Es gibt auch keinen Arbeitsmarkt, keine Arbeiterconcurrenz, keinen Marktpreis mehr. Von jedem wird die gleiche Anspannung der Arbeitskräfte verlangt. Liebe zum Ruhm bildet das hervorragendste Aufstachelungsmittel. Nächstenliebe, Ehrgeiz, Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe, Ehrgefühl u. s. w. werden zu hoher Entfaltung gebracht. Alle Menschen sind Brüder. Die Oberleitung des Arbeitsheeres ist so einfach, daß sie auch bei nur mittelmäßiger Fähigkeit zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt wird. Der Oberleiter wird gewählt durch die Stimmen der pensionirten Arbeiter, d. h. der über 45 Jahre alten Bürger. Trotz ihrer Riesengröße bleibt die Maschine von selbst im Gange. Handel und Zwischenhandel sind verschwunden; es gibt weder Käufer noch Verkäufer. Geld ist überflüssig. Jeder Bürger erhält einen seinem Antheile an der Production angemessenen Jahrescredit in der Staatsbuchführung und erwirbt, was er braucht, aus den öffentlichen Waarenhäusern auf Grund einer Creditkarte, die er in der Höhe jenes Guthabens empfangen hat. Staats-, Provinzial- und Stadtschulden und infolge dessen Steuern gibt es nicht mehr u. s. w.

Weit weniger phantastisch als Bellamy, dessen „Lösung der socialen Frage" meines Erachtens Kritik und Commentar ganz überflüssig macht, ist Bertha von Suttner. Ihr Werk, ein Roman wie jeder andere Roman, schildert in ergreifender Weise die Schrecknisse, die der Krieg über den stillen Frieden einer glücklichen Familie bringt. Der österreichische Finanzminister von Dunajewsky hat kürzlich im österreichischen Abgeordnetenhause gesagt, man solle diesem Werke einige Stunden widmen; wer dann noch Passion für den Krieg habe, den bedauere er. Katscher scheint daraus zu schließen, daß man an hoher Stelle den sentimentalen Schwärmereien dieser Dame gar nicht so abgeneigt ist. Ganz mit Unrecht: die Empfehlung, die von Dunajewski dem von Suttner'schen Romane mit auf den Weg gegeben hat, sagt an und für sich gar nichts; was spricht man im Parlament nicht alles, um den Gegner matt zu setzen! Passion für den Krieg — ja, wer hat sie denn? Jedermann weiß, daß jeder Krieg, selbst der glücklichste, ein Unglück für die ihn führenden Nationen bedeutet, ein Unglück selbst dann, wenn man ganz von den Millionen und aber Millionen Thränen absieht, die um seinetwillen vergossen werden. Aber das ist doch ganz klar, den Krieg aus der Welt zu schaffen, ist eitle Träumerei. Es gibt eben zu Zeiten kein anderes Mittel, um Conflicte der Völker zu beseitigen.

Katscher nennt diese drei Bücher die vortrefflichsten, edelsten und voraussichtlich „weitesttragenden" Tendenzwerke der letzten Zeit und meint, er hoffe ihnen recht viele Leser zu gewinnen. Offen gesagt, bedaure ich den, der von den Katscher'schen Auszügen noch nicht genug hat und willens ist, nach ihnen noch die langathmigen Bücher selbst vom Anfang bis zum Ende durchzulesen. Das Katscher'sche Heft genügt vollkommen, um jeden praktisch denkenden und klar schauenden Menschen Mitleid und Bedauern abzunöthigen, daß ernste Männer, wie Hertzka und Bellamy, so viele schöne Zeit und Arbeit an solche Hirngespinste wandten. In dieser Richtung liegt das einzige Verdienst, das der Katscher'schen Schrift zukommt.

3. Praktischer Leitfaden durch das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz vom 22. Juni 1889. Zum Gebrauch für Gemeindebehörden, Arbeitgeber und Versicherte in Stadt und Land. Von Christian Jenssen-Hannover. Hannover, C. Meyer. 1890. Gr. 8. 1 M.

Das Inkrafttreten des Alters- und Invaliditätsgesetzes steht vor der Thür. An den mannichfachsten Versuchen, das Verständniß seiner ziemlich verwickelten Bestimmungen weitern Kreisen zu ermöglichen, hat es nicht gefehlt. Den Arbeiten von Dr. Fuld, Hahn, Schneider, Schmitz, Dr. Freund, Henning, Dr. Bosse und von Woedtke reiht sich die vorliegende würdig und ebenbürtig an. Sie hat sogar einige

Vorzüge, die jenen zum Theil fehlen: kurze Fassung, gedrängte Zusammenstellung des Verwandten und Gegensätzlichen, große Uebersichtlichkeit des Stoffs und besondere Hervorhebung des Wesentlichen. Dem praktischen Bedürfniß der Arbeiter, Gemeindebehörden und Arbeitgeber genügt sie, glaube ich, vollkommen.

Die Massen sind durch die socialistische Verhetzung so bethört, daß sie nicht im entferntesten ahnen, welche Wohlthat das Gesetz für sie bedeutet. Aus allen industriellen Kreisen wird bekundet, daß die Arbeiter dem Gesetze gegenüber eine rücksichtslose Gleichgültigkeit beobachten. Ich wiederhole deshalb, was ich bei Besprechung der Schneider'schen Arbeit (Nr. 39 d. Bl.) sagte: Jedem Versuche, das Gesetz volksthümlich zu beleuchten, die groben Entstellungen, Fälschungen und Unwahrheiten, die über das Gesetz verbreitet werden, als solche zu kennzeichnen und dem irregeleiteten Arbeiterstande klar zu machen, was das Gesetz in Wahrheit bietet, muß man mit rückhaltloser Genugthuung beipflichten. Die Jenssen'sche Broschüre möglichst zu verbreiten, charakterisirt sich als eine an alle einsichtigen Freunde und Förderer der nationalen Arbeit herantretende Pflicht, damit die großen Wohlthaten dieses bedeutendsten aller socialpolitischen Gesetze unsern Arbeitern in ausgiebigster Weise zugute kommen, und keiner von ihnen leer ausgeht, wenn er einen begründeten Anspruch auf Fürsorge durch Staat und Gesellschaft machen kann.

4. Reichsgesetz betreffend die Gewerbegerichte vom 29. Juli 1890. Einrichtung und Zusammensetzung der Gewerbegerichte. Verfahren. Thätigkeit der Gewerbegerichte als Einigungsamt. Gutachten und Anträge der Gewerbegerichte. Verfahren vor dem Gemeindevorsteher in gewerblichen Streitigkeiten. Zum praktischen und wissenschaftlichen Gebrauch erläutert von K. Bachem. Köln, Bachem. 1890. 8. 2 M.

Der bekannte Centrumsabgeordnete hat in dem vorliegenden Commentare alles dasjenige zusammengetragen, was zum richtigen Verständnisse des nunmehr zu Stande gekommenen Reichsgesetzes über die Gewerbegerichte führt. Die Materialien der Gesetzgebung sind dabei ebenso sorgfältig benutzt wie bisherige Erfahrungen und wissenschaftliche Arbeiten, sodaß das Buch allen bei den Gewerbegerichten Betheiligten, in erster Linie den Vorsitzenden, Beisitzern und Gerichtsschreibern, in zweiter Linie den Arbeitgebern und Arbeitern, welche ihrer Gerichtsbarkeit unterstehen, in der Rechtsprechung und sonstigen Thätigkeit der Gewerbegerichte ein brauchbares Hülfsmittel sein wird. Der Ausschluß der Rechtsanwälte, das Absehen von dem Erfordernisse einer juristischen Vorbildung für den Vorsitzenden, die Zuziehung rechtsungelehrter Beisitzer und die ganze Einfachheit des Verfahrens charakterisiren die Gewerbegerichte als Gerichte, in denen weniger nach der Schärfe juristischer Logik und nach der Feinheit wissenschaftlicher Distinctionen als nach den praktischen Bedürfnissen des gewerblichen Verkehrs und nach dem gesunden, gewerblich gebildeten und erfahrenen Menschenverstand auf Grund der einfachen Rechtsbegriffe des täglichen Lebens Recht gesprochen werden soll. Wenn dabei nicht Misgriffe zahlreicher als erträglich unterlaufen sollen, so müssen die Betheiligten stets eine Erklärung des Gesetzes zur Hand haben, welche ihnen mit Vermeidung schwieriger juristischer Fragen die alltäglichen, meist einfachen Zweifel über die Tragweite und Bedeutung der einzelnen Bestimmungen lösen hilft. Diesem Bedürfnisse ist der Verfasser entgegengekommen.

5. Verein für Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig-Lindenau. Mitgetheilt vom Vereinsmitglied Hermann J. Meyer. An Stelle handschriftlicher Mittheilung. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1890. 8.

Der Verein hat die Wohnungsfrage, die wol den wundesten Punkt in unsern socialen Zuständen bedeutet, praktisch zu lösen versucht und versichert, daß bei 112 Miethparteien in 18 Monaten nur vier zwangsweise Miethwechsel vorgekommen seien, d. h. daß der Versuch sich bewährt habe. Derselbe beruht auf der Erwägung, daß es wirthschaftlich unmündigen, von der Hand in den Mund lebenden Arbeitern ungemein schwer fällt, der in längern Zwischenräumen auftretenden Miethforderung prompt zu begegnen, weil sie nicht die sittliche Kraft haben, Woche für Woche den auf diese Zeit entfallenden Miethzins für den kommenden Zahlungstermin zurückzulegen, und auf der fernern Erwägung, daß dem Nothstande, der aus dem Nichttilgen der angesammelten Miethschuld entspringt, nur begegnet werden kann, wenn die Sorge um das Obdach, die Sicherung dieses nächsten und unentbehrlichsten Bedürfnisses, mit den andern Bedürfnissen des Lebens mindestens auf gleiche Linie gestellt wird. Diese Gleichstellung soll durch zwei Factoren erreicht werden. Der eine Factor ist der billige Miethpreis. Der Miether muß in der von ihm gewählten und seinen Bedürfnissen entsprechenden Wohnung einen Vortheil vor andern gleichwerthigen Wohnungen erkennen; dadurch wird seine Zufriedenheit mit der getroffenen Wahl erhöht und der Wunsch befestigt, die Wohnung zu behaupten. Der Vermiether darf, um das zu erreichen, für das zu Anlagen von Arbeiterwohnungen aufgewendete Kapital keine hohe Verzinsung beanspruchen, muß also auf einen Unternehmergewinn verzichten. Daraus folgt wieder, daß sich angekaufte Häuser, denen ein Unternehmergewinn des Erbauers oder Verkäufers bereits anhaftet, zu Arbeiterwohnungen nicht eignen, daß vielmehr eine solche Anlage ihre Vortheile nur dann ganz bieten kann, wenn diese schon von Anfang an durch Erwerbung des Bodens unter günstigsten Bedingungen und Errichtung des Baues in rationellster Weise wahrgenommen werden.

Der andere wichtigere Factor ist die Zahlungsform der Miethe. Der Miether soll von seinem jedesmaligen Wochenverdienste sogleich den für dieselbe Woche schuldigen Miethzins abgewähren. Durch den damit verbundenen moralischen Druck wird nicht nur der sonst zu befürchtende Miethausfall vermindert, sondern auch die dadurch geschaffene Ordnung dem Miether bald zur Gewohnheit,

nach welcher sich seine übrigen Ausgaben regeln. So gesellt sich zu dem realen wirthschaftlichen Nutzen noch ein idealer erziehlicher Einfluß.

Solche Versuche sind ja nicht neu. Aber bei der Wichtigkeit der Wohnungsfrage für unsere gesammten socialen Verhältnisse ist es gut, die angewandten Mittel und Wege immer und immer wieder vorzubringen. Denn ein einzelner, wenn auch in großem Stile durchgeführter Versuch bedeutet so viel wie nichts; wenn er aber hundert- und tausendfältige Nachahmung findet, bedeutet er viel. Möchten sich durch diese Schrift, die leider nur als Manuscript erschienen ist, recht viele überzeugen lassen, daß man mit geringen Opfern im Stande ist, Tausenden von Existenzen, die an der Klippe, die die Wohnungsfrage nun einmal für sie ist, scheitern würden, ein menschenwürdiges Obdach zu verschaffen. Jeder Einzelne halte sich vor, daß er berufen, für seinen Theil zur Minderung der socialen Schäden beizutragen!

Trotz der vielgerügten materialistischen Richtung, welche breite Volksschichten in Fesseln geschlagen hat, ist unsere Zeit unverkennbar durchweht von einem Hauche echter Menschenliebe. Kalte Berechnung ist sicherlich nicht die Triebkraft der in der Gegenwart bei Bekämpfung jeder Art von Noth und Elend waltenden Thätigkeit. Mögen die individuellen Anschauungen, zu denen der religiöse Glaube sich in den Einzelnen ausgestaltet, recht verschieden sein, und mag es Menschen geben, die selbst ohne Glauben an Gott und Ewigkeit der Tugend eine Herrschaft zuweisen, es ist doch wahres Christenthum, welches uns in all der Fürsorge entgegentritt, mit der man in unsern Tagen bestrebt ist, das Los der Aermern nach Kräften zu erleichtern.

Richard Oertel.

Historisches.

1. Verschiedene Geschichtsauffassungen. Ein Vortrag von Paul Weisengrün. Leipzig, O. Wigand. 1890. 8. 80 Pf.

Der Titel der vorliegenden Schrift läßt ein Misverständniß zu, deshalb sei zunächst bemerkt, daß es sich hier nicht um verschiedene geschichtliche Auffassungen einzelner Thatsachen und Ereignißgruppen, sondern um verschiedene Auffassungen über die Grundprincipien in der Geschichte der gesammten Menschheit handelt. Der Verfasser skizzirt zunächst in Kürze die bedeutendsten geschichtsphilosophischen Systeme, diejenigen Herder's, Comte's, Spencer's, Buckle's, Taine's und Rodbertus', und geht dann ausführlicher auf den „ökonomischen Materialismus" ein, wie er vor allem von Marx, Morgan und Engels vertreten ist. Das eigentliche Grundprincip alles geschichtlichen Lebens sieht diese Richtung in der Lebensfürsorge; durch Steigerung der Production in allen Zweigen entwickelt sich aus der „ursprünglichen Gruppirung", aus den primitiven gesellschaftlichen Einrichtungen der Klassenkampf, der das bestimmende Agens, die treibende Kraft der wirklich historischen Zeit ist. Er vollzieht sich in den drei großen Perioden der Sklaverei (Alterthum), des Feudalismus (Mittelalter) und des Kapitalismus (Neuzeit). Auch die eigene Anschauung des Verfassers, der die Schlußausführungen gewidmet sind, lehnt sich sehr eng an die Marx-Engel'sche Theorie an, die er nur in gewissen Punkten zu ergänzen sucht. An die Spitze der Geschichte der civilisirten Welt stellt er einen verhältnißmäßig einfachen Zustand, wo im Vordergrunde der ästhetische Genuß steht; das zu erstrebende ethische Ziel sei eine Rückkehr zu diesem Zustande, indem zunächst durch Lösung der socialen Frage der materielle Kampf ums Dasein beseitigt werde und der dann an seine Stelle tretende Kampf um andere, complicirtere Werthe immer mildere Formen annehme. — Die ganze Theorie, die hier dargelegt wird, baut sich auf ganz einseitigen ökonomischen Voraussetzungen auf. Viel eher als eine wirkliche Geschichtsphilosophie kann man sie als Anwendung einer socialen Theorie — deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit ich hier natürlich nicht erörtern kann — auf das historische Gebiet bezeichnen. Der principielle Fehler der ganzen Anschauung ist unverkennbar; er besteht darin, daß aus dem reichen geschichtlichen Leben willkürlich ein Moment — das materielle — herausgegriffen und fälschlich als das einzig wirksame betrachtet wird. Ein Historiker, der gewöhnt ist, die menschliche Thätigkeit in allen ihren Richtungen als Object seiner Wissenschaft zu betrachten, wird an sich wenig geneigt sein, in der bunten Mannichfaltigkeit des historischen Daseins ein einziges Grundprincip erkennen zu wollen, ganz geschweige daß er, der überall auf die geistigen, hinter dem Aeußern verborgenen Triebfedern zurückzugehen hat, Lust hätte, sich diese socialistische und materialistische Auffassung anzueignen. Freilich muß andererseits offen und ehrlich zugestanden werden, daß die Schriften der ökonomisch-materialistischen Schule auch dem Historiker von Fach eine Menge neuer Gesichtspunkte bieten, und es ist deshalb auch zu wünschen, daß sie mehr gelesen werden, als es bisher geschehen.

2. Deutsche Kaiser in Schleswig. Eine geschichtliche Studie, der Anwesenheit Sr. Majestät des deutschen Kaisers Wilhelm II. in Nordschleswig gewidmet von Mackeprang. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1890. 8. 80 Pf.

Der Titel deckt sich nicht ganz mit dem Inhalte; es wird nicht blos von der Anwesenheit deutscher Kaiser in Schleswig geredet, sondern überhaupt von den Beziehungen hervorragender deutscher Kaiser zu diesem Lande. Die kleine Schrift ist eine Gelegenheitsschrift, darf daher nicht mit dem Maßstabe strenger Fachkritik gemessen werden. Die Darstellung gibt im wesentlichen ein richtiges Bild

der behandelten Verhältnisse; nur tritt das patriotische Moment etwas zu sehr in den Vordergrund; der Stil ist blühender, als es bei einer historischen Skizze angebracht ist. Die Wortstellung steht vom Anfang bis zu Ende mit den Gesetzen der deutschen Sprache im Widerspruch.

3. Englands Stellung zur ersten Theilung Polens von Wolfgang Michael. Habilitationsschrift. Hamburg, Voß. 1890. 8. 2 M.

Ueber die Stellung und die Politik der an der ersten Theilung Polens direct betheiligten drei Mächte sind wir durch eingehende, auf archivalischen Studien beruhende Untersuchungen genau unterrichtet; es ist eine dankenswerthe Ergänzung zu diesen Arbeiten, daß uns nunmehr Michael die Politik Englands in Bezug auf die polnische Frage auf Grund der Acten in klarer, gut verständlicher Darstellung in allen ihren einzelnen Phasen vorführt. Hinsichtlich der Theilung selbst hat England eine officielle Anerkennung des Theilungsvertrags auszusprechen zwar stets vermieden, aber auch durchaus nichts gethan, um irgendwie gegen das Geschehniß zu protestiren; als einmal Frankreich an ein diplomatisches Vorgehen gegen die Theilungsmächte dachte, stieß es in England durchaus auf taube Ohren. Die englische Diplomatie trat erst hervor, als infolge der Bedrängung Danzigs durch Preußen, die sich vor allem in Unterbindung des danziger Transithandels nach Polen äußerte, englische Verkehrsinteressen ins Spiel kamen. Man versuchte zunächst Rußland und Oesterreich zu Vorstellungen gegen Preußen zu veranlassen, indeß vergeblich; man bemühte sich dann eine directe Verhandlung zwischen Danzig und Friedrich dem Großen ins Leben zu rufen, wobei man am liebsten eine friedliche Einigung Danzigs mit Preußen wünschte, bei der der Handel fortbestand, wenn auch die Stadt finanziell etwas geschädigt würde. Danzig indeß wollte sich zu directer Verständigung mit Preußen nicht verstehen, sondern suchte Englands Vermittelung zu erlangen, die indeß nun auch formell abgelehnt wurde. Im Verlaufe dieser Verhandlungen schien es sogar einmal zu einem diplomatischen Bruche zwischen England und Preußen zu kommen, doch vermied es Friedrich schließlich, seinen Gesandten abzuberufen. In den danziger Zwistigkeiten trat die Vermittelung Rußlands ein, die durchaus Preußen günstig war; England war jetzt in Petersburg nur noch auf die Wahrung seiner eigenen Interessen bedacht; es erreichte, daß der britische Handel in den neuerworbenen preußischen Gebieten ebenso gestellt wurde, wie es zur Zeit der polnischen Herrschaft gewesen war; in die Streitigkeiten zwischen Preußen und Danzig mischte sich die englische Politik fortan nicht mehr ein.

4. Geschichte der Deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Congresses 1812 bis 1815. Von Wilhelm Adolf Schmidt. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Alfred Stern. Stuttgart, Göschen. 1890. 8. 7 M. 50 Pf.

In dem Nachlasse des 1887 verstorbenen jenenser Historikers Adolf Schmidt fand sich eine nahezu abgeschlossene Geschichte der deutschen Verfassungsfrage während der Freiheitskriege vor. Der Verfasser hat für sein Werk nicht nur das gedruckte, sondern auch sehr vielfach neues archivalisches Material verwerthet, und schon deshalb bezeichnet seine Darstellung eine sehr wesentliche Erweiterung und Bereicherung unserer Kenntnisse. Er hat ferner überall das ihm dargebotene Rohmaterial mit sehr scharfer und eindringender Kritik benutzt und auch hierdurch das Verständniß der Entwickelung der deutschen Verfassungsfrage in vielen Punkten gefördert. Sehr oft bieten seine Darlegungen eine Polemik gegen von Treitschke, und man wird zugestehen müssen, daß weitaus in den meisten Fällen Schmidt unzweifelhaft recht hat und daß durch sein Buch die von Treitschke'sche Darstellung dieser Verhältnisse in vielen und zwar recht wichtigen Momenten verändert und berichtigt wird. Die Form der Erörterungen Schmidt's ist streng fachwissenschaftlich und er hält es nicht für überflüssig, in die Einzelheiten der Verhandlungen und Entwürfe bis zu einem Grade einzugehen, der den nicht fachmännischen Leser manchmal etwas ermüden wird: trotzdem ist seinem sich durch strenge Methodik und Objectivität auszeichnenden Buche ein recht weiter Leserkreis dringend zu wünschen; mindestens alle die, welche einst den ersten Band von Treitschke's deutscher Geschichte ihrer Aufmerksamkeit für werth erachtet haben, sollten auch an dem Werke Schmidt's nicht vorbeigehen.

Das bedeutsamste Ergebniß, das uns dies Buch bietet, ist das neue Licht, das wir über die Rolle erhalten, die Stein in der deutschen Verfassungsfrage gespielt. Er ist nicht, wie Treitschke hat wollen glauben machen, Unitarier; er hat niemals einen Einheitsstaat, eine Beseitigung aller Fürsten und Dynastien gewollt, sondern nur eine Verminderung derselben auf 15 bis 16. Was noch wichtiger, nie hat er an ein Deutschland unter preußischer Führung gedacht, immer hat er den überwiegenden Einfluß Oesterreich zugestehen wollen; ebenso wenig hat er ein wirkliches deutsches Parlament beabsichtigt, sondern nur eine ganz untergeordnete Betheiligung von Abgeordneten ständischer Collegien. Man muß es offen aussprechen, trotz seines glühenden deutschen Patriotismus zeigt Stein in der ganzen Verfassungsangelegenheit sehr wenig wirkliches Verständniß. Es ist wol überflüssig zu bemerken, daß dadurch Stein's Verdienste im ganzen in keiner Weise verringert werden; der Mann ist wahrlich groß genug, um es vertragen zu können, daß man in einem einzelnen Punkte nachweist, daß auch er nicht das erkannte, was noththat. Was er für Preußen und Deutschland gethan, bleibt noch immer gigantisch, wenn er auch den richtigen Weg, um zur deutschen Einheit zu kommen, nicht gesehen. Von der Bedeutung Preußens für die Nation hat er, trotzdem er preußischer Minister gewesen und den Staat so unendlich gefördert, keine rechte Einsicht; seine Gedanken sind größtentheils geradezu phantastisch, so der wahrhaft ungeheuerliche Vorschlag, Deutsch-Oesterreich und Deutsch-Preußen, Wien und Berlin inbegriffen, aus dem

deutschen Bunde auszuschließen. Sein Ideal ist nicht ein neugeeintes Deutschland, sondern das Kaiserthum des 10. bis 13. Jahrhunderts, das sich freilich in seinen Vorstellungen recht anders abmalte, als es in Wirklichkeit gewesen. Gegenüber Stein, der durch Schmidt's Werk in dieser Beziehung verliert, erscheint jetzt Wilhelm von Humboldt als derjenige Staatsmann, der für das unter den obwaltenden Umständen Erreichbare und Erstrebbare am meisten Einsicht zeigte. Da an eine Vorherrschaft Preußens füglich nicht zu denken war, wollte er wenigstens auch keine solche Oesterreichs, sondern gemeinschaftliche Oberleitung Deutschlands durch Oesterreich und Preußen. Dieser Dualismus war ja durchaus nicht das Ideal, aber dem gegenüber, was nachher entstand, wäre er ein ganz erheblicher Fortschritt gewesen. Mit Zähe und Energie hielt Humboldt im Laufe der Verhandlungen an dieser Gleichberechtigung der beiden deutschen Großmächte fest; viel weniger bestimmt vertrat Hardenberg diese Forderung, wenn er auch an sich ganz mit ihr einverstanden war. Daß sie nicht zur Ausführung gelangte, verschuldete in erster Linie Friedrich Wilhelm selbst, dessen diplomatischer Frontwechsel von England zu Rußland hinüber nicht blos für die sächsisch-preußische, sondern auch für die deutsche Frage verhängnißvoll wurde. Neben ihm aber wirkte vor allem das Eingreifen Stein's hindernd und verzögernd; ja als alles bereits dem Abschlusse nahe schien, wurden die Verhandlungen plötzlich von neuem unterbrochen, indem Stein ganz unnützerweise das von ihm selbst bereits fallen gelassene Kaiserproject wieder aufnahm.

Mit diesen wenigen Bemerkungen über den Inhalt des Buchs muß ich mich hier begnügen; es braucht wol nicht erst gesagt zu werden, daß wir auch über die Stellung und Mitwirkung der sonstigen deutschen Staaten und Staatsmänner vielfach neue Aufklärungen erhalten. Gerade hier liegt ein Punkt, wo wir mit Schmidt, mit dem wir in den Hauptfragen ganz einverstanden sind, nicht übereinstimmen können: über die Kleinstaaten urtheilt er zu scharf; ihre Kaiseradresse ist doch wol nicht in erster Linie, wie Schmidt meint, ein Deckmantel particularistischer Bestrebungen, sondern aufrichtig gemeint: es war eben damals und später bei den Kleinstaaten viel mehr ehrlicher Patriotismus, als man oft glaubt; die eigentlichen Gegner der deutschen Einheit waren nicht sie, sondern die Mittelstaaten, vor allem Baiern und Sachsen.

Dem Werke Schmidt's hat der sachkundige Herausgeber überall sehr dankenswerthe Hinweise auf die neueste von Schmidt noch nicht benutzte oder nach seinem Tode erschienene Literatur beigegeben; von einer Aenderung des Textes hat er mit Recht abgesehen, um so mehr als in wesentlichen Punkten die Darlegungen Schmidt's durch diese spätern Veröffentlichungen nicht in Frage gestellt werden.

5. 1815—1840. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. Vom Wiener Congreß bis zum Thronwechsel in Preußen. Von Karl Biedermann. Eine Ergänzung nach rückwärts zu des Verfassers „Dreißig Jahre deutscher Geschichte, 1840—1870.“ Zweiter Band. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt. 1890. 8. 3 M. 50 Pf.

Der zweite Band von Biedermann's Werk führt die Darstellung bis 1840 fort. Dabei wird einiges nachgeholt, was man im ersten Bande ungern vermißte, so vor allem die Angliederung der neuen preußischen Provinzen und das neue preußische Zollsystem. Ueberhaupt hat sich der Verfasser bemüht, nach Möglichkeit alle Seiten des nationalen Lebens zur Erörterung zu bringen, so die wissenschaftliche Bewegung, das Eisenbahnwesen, die Wandlungen in Poesie und Philosophie. Die Vorzüge, die dem ersten Bande seinerzeit nachgerühmt wurden, gelten auch von dieser Fortsetzung: mit Rücksicht auf den Zweck eine in der Hauptsache genügende Vollständigkeit der mitgetheilten Thatsachen — eine Forderung, an der ich trotz des Widerspruchs der Redaction d. Bl. für ein „Volksbuch im besten Sinne“ festhalte*) — ein meistens besonnenes ruhiges Urtheil, eine einfache klare Erzählung. Natürlich wird ein anderer Forscher hinsichtlich des mitgetheilten Materials bald mehr bald weniger wünschen; doch unterliegt natürlich das Aufnehmen nebensächlicher, aber der Anschaulichkeit dienender Einzelheiten immer dem subjectiven Bemessen. Dagegen dürfte das Fehlen einiger anderer Dinge über dieses Gebiet subjectiver Freiheit hinausgreifen: so hätte die Neuordnung des preußischen Steuerwesens in den zwanziger Jahren (Klassensteuer, Mahl- und Schlachtsteuer, Gewerbesteuer) keinesfalls wegbleiben sollen**); auch von dem Verfalle des preußischen Heerwesens hätte in Kürze geredet werden müssen. Bei der Zollunion Preußens mit Hessen-Darmstadt (S. 248) mußte der Minister Du Thil genannt werden, da er an Einsicht alle andern kleinstaatlichen Minister weit überragte und wol mehr als Hoffmann um das Zustandekommen der Union sich verdient machte. Wenn überhaupt die Entwickelung der Historiographie erwähnt wurde (S. 4), so war auch darauf hinzuweisen, wodurch sich die Geschichtschreibung Niebuhr's und Ranke's von der ihrer Vorgänger unterschied, wie hier die kritische Methode begründet wurde, die sich für so unzählige Gebiete als bahnbrechend erweisen sollte. Abgesehen von solchen Einzelheiten sind die Hauptbedenken gegen das Buch dieselben, die ich gelegentlich des ersten Bandes geltend gemacht habe: es fehlt der Darstellung an Anschaulichkeit, an Plastik. Wangenheim z. B. wird oft genannt, trotzdem wird der Leser aus den Ausführungen Biedermann's kein klares Bild von den Ansichten und Bestrebungen des merkwürdigen Mannes gewinnen; ebenso kommt nicht recht zum Ausdruck, wie die Idee der troisième Allemagne doch einer breiten Strömung in Süddeutschland entsprach, während sie hier mehr als Privatansicht des Königs Wilhelm von Württemberg er-

*) Unser jeweiliger Widerspruch gegen Ansichten der Herren Mitarbeiter bezweckt nie deren Bekehrung, sondern ist nur das Bekenntniß unserer Nichtübereinstimmung. D. Red.

**) Die Seehandlung wurde nicht erst 1820 errichtet (S. 152), sondern damals nur reorganisirt; errichtet ist sie von Friedrich dem Großen.

scheint (S. 104). Charakteristiken der politisch bedeutenden Bundesgesandten (Buol-Schauenstein, Gagern u. s. w.) erhalten wir nicht. Für ein „Volksbuch" will es mir als ein Mangel erscheinen, daß die Disposition des Buchs wenig geschickt gemacht ist. Damit der Leser selbst urtheilen kann, führen wir sie an: Entwickelung der Wissenschaft; politische Geschichte des Bundestags; die Centraluntersuchungscommission gegen demagogische Umtriebe; Verfassungsgeschichte Preußens; Rückwirkungen der Revolutionen von 1830 auf die deutschen Einzelstaaten und die Gesammtheit; der Zollverein; das Eisenbahnwesen; der Staatsstreich in Hannover; die inneren Zustände Oesterreichs; die kirchlichen Conflicte in Preußen; Wandlungen in der Literatur. Man erkennt nicht recht, nach welchem Princip hier bald von der Entwickelung der einzelnen Staaten, bald von Angelegenheiten von allgemeiner Bedeutung gesprochen wird. Eine sehr dankenswerthe Beigabe ist ein kurzes Literaturverzeichniß, das als Auswahl ganz seinem Zwecke entspricht, und ein alphabetisches Register, die beide auch für das frühere Werk des Verfassers „Dreißig Jahre deutscher Geschichte" beigegeben sind; leider scheint das letzte Register nicht vollständig zu sein, es fehlen z. B. Harms, Maassen, Motz. Zum Schlusse eine persönliche Bemerkung:

Herr Professor Biedermann hat auf S. IX—XIV der Vorrede gegen meine Kritik seines ersten Bandes ausführlich Einspruch erhoben, gegen den ich in der Kürze Folgendes zu erwidern habe. 1) Ueber den von mir vermißten Streit um die badische Thronfolge steht nach Biedermann das Nöthige S. 49, 213, 214. Dort ist wol von Ansprüchen Baierns auf Theile Badens die Rede, aber nicht die Motivirung dieser Ansprüche angegeben; daß sie sich in erster Linie auf die Unebenbürtigkeit der Grafen Hochberg gründete (der Name Hochberg wird hier gar nicht genannt!), daß jener Ansprüche wegen die Untheilbarkeit des Landes in der Verfassung ausgesprochen wurde, daß diese auf dem Aachener Congresse anerkannt wurde, ist nicht gesagt. Wenn „alles Nöthige" dort schon wirklich mitgetheilt war, weshalb hat es denn der Verfasser für rathsam gefunden, in Band II, S. 172 alles noch anzuführen, was meine „ungerechtfertigte" Kritik in Band 1 vermißte? 2) Ich hatte hervorgehoben, daß die Neuordnung der Verwaltungsorganisation, der Accise, der Zölle in Preußen fehle. Prof. Biedermann beruft sich darauf, daß er S. 242 die preußische Verfassungsgeschichte ausdrücklich dem zweiten Bande vorbehalten habe. Ja eben jener Bemerkung wegen habe ich nicht von der Verfassung sondern nur von Verwaltungssachen geredet; daß er auch diese dem zweiten Bande zuweisen wolle, konnte ich aus jener Bemerkung unmöglich entnehmen; übrigens findet sich vieles von mir Vermißte gar nicht in Band 2. 3) Der Verfasser bestreitet in Bezug auf die Frage der sächsischen Theilung die Berechtigung des preußischen Standpunktes zu wenig hervorgehoben zu haben. Ich verweise auf S. 37: „Vom streng juristischen Standpunkt aus war Sachsen ein erobertes Land", man muß doch denken: vom moralischen also nicht. S. 39: Gesammtdeutschland gewann durch Abtretung Sachsens an Preußen nichts. S. 40: Der Congreß verfügt über die Völker wie über Schafheerden. Den Laien möchte ich sehen, der aus solchen Aeußerungen nicht herausliest, daß die Theilung ein bitteres Unrecht gewesen. Es wird dagegen nicht hervorgehoben, daß Sachsens Stellung dadurch ganz anders war als die der Südstaaten, mit denen es der Verfasser in Parallele stellt, daß jene sich durch Verträge vor dem endlichen Siege der Alliirten letztern angeschlossen, Sachsen aber nicht. 4) Das Urtheil über Haugwitz wird vertheidigt damit, daß Stein ein noch schärferes ausgesprochen. Nun, Stein kannte eben die wirkliche Sachlage nicht so, wie wir sie jetzt kennen; wir wissen aus Baillen, „Preußen und Frankreich", II, 28, 31, 33, 37, 46, 76, daß Haugwitz eine consequente Politik verfolgte, und daß es nicht an ihm lag, daß man den Krieg erst 1806 in so ungünstiger militärischer Lage begann. 5) Dafür daß Castlereagh nicht preußenfeindlich gesinnt war, wie Prof. Biedermann behauptet, verweise ich auf „Historische Zeitschrift", 60, S. 461, 462, 463, 464, 466. 6) Der vom Verfasser vermißte Zusammenhang zwischen der reactionären Politik Preußens und seiner Großmachtstellung ist der, daß Preußen bei seinem in zwei Stücke geschiedenen Territorialbestande zunächst innere Reformen nöthig hatte, um diese vorzunehmen aber dringend des Friedens bedurfte und deshalb auf gutes Einverständniß mit den Großmächten, speciell mit Oesterreich angewiesen war. — Der einzige Punkt, in dem ich dem Verfasser Unrecht gethan, ist der Aachener Congreß, dessen Erwähnung auf S. 292 mir entgangen.

Walther Schultze.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der „Revue internationale" vom 15. October bespricht Jean Menos das „Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuche von H. Graf Moltke" (Berlin 1879): „Es finden sich darin Seiten von wahrhaftem Interesse, und wenn man sich in die Zeit zurückversetzt, wo sie geschrieben wurden, indem sie den neuern Studien über diesen Gegenstand vorangehen, so kann man an dem Feldmarschall nur die Ausdehnung seiner Kenntnisse und die Richtigkeit seiner Beweisführungen bewundern." An eine wörtliche Anführung wird die Bemerkung geschlossen: „Das ist ein Dichter, nicht wahr, der diese Zeilen geschrieben hat? Man wäre versucht es zu glauben, und es kostet Mühe, sich zu erinnern, daß derjenige, welcher sie aufgezeichnet hat, der erste Marschall des deutschen Heeres ist, der Chef seines Generalstabes und einer von denen, die am meisten dazu beigetragen haben, das junge Deutsche Reich zu begründen." In Bezug auf die Betrachtungen, die Moltke an seine Reisen knüpft, heißt es: „Es ist interessant, dem Verfasser in seinen Ausführungen zu folgen, und man findet hier den überaus klaren Kopf wieder, der große Menschenmassen mit mathematischer Genauigkeit in Bewegung zu setzen gewußt hat." Bei der Inhaltsangabe wird besonders auf die Schilderung der Reise durch Frankreich Rücksicht genommen.

Weiter gelangen zur Anzeige Rudolf Schleiden's „Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners; neue Folge 1841—1848." Im Vergleiche mit den „Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners", wozu der besprochene Band die Fortsetzung bildet, wird gesagt: „Dieser Band ist noch anziehender als der erste wegen der Wichtigkeit der Ereignisse, inmitten deren der Verfasser gelebt hat." Nach Vorführung des Inhalts spricht der Berichterstatter die Hoffnung aus, daß bald ein dritter Band folgen werde, da die Stellung Schleiden's zu Preußen in den Jahren 1848—1863 ganz besondere Theilnahme beanspruchen müsse. „Aber welches auch die Partei sei, die er ergriffen hat, so glauben wir doch, daß er sie aus Ueberzeugung und ohne eigennützigen Beweggrund hat ergreifen müssen; denn durch die beiden Bände der Erinnerungen hindurch haben wir mit Hochachtung eine freimüthige, thatkräftige und ausgezeichnete Persönlichkeit begleitet."

Zum Schlusse weist Menos auf eine Reihe von Artikeln hin, welche Ernest Tissot unter dem Titel „Das Theater in Deutschland" in der „Revue Générale" veröffentlicht hat, von denen der zweite: „Lustspiele und Lustspieldichter", den Unterschied in der Auffassung des Liebesverhältnisses im deutschen und im französischen Drama schildert: „In Frankreich der Ehebruch, in Deutschland die rechtschaffene Liebe, die mit der Ehe endigt." Sodann wird besonders Richard Wagner's „Parzival" eingehender behandelt und philosophische Betrachtung werden daran geknüpft.

— „The Athenaeum" vom 4. October beschäftigt sich mit der von Bailey Saunders ausgeführten Uebersetzung von Arthur Schopenhauer's „Aphorismen zur Lebensweisheit". Dabei kommt der Referent auch auf Schopenhauer's Bedeutung und Stellung überhaupt zu sprechen: „Schopenhauer's metaphysisches System ist nicht für das große Publikum. Es ist für den gewöhnlichen Leser zu dunkel, zu streng logisch und zu künstlich in seiner Sprache. . . . Aber Schopenhauer ließ neben seiner systematischen Arbeit eine Anzahl kleinerer Schriften hergehen, in denen der Metaphysiker von seiner luftigen Höhe herabsteigt und sich dem Gesichtskreise des gemeinen Mannes nähert." Nachdem die Licht- und besonders die Schattenseiten der besprochenen Schrift aufgezählt und namentlich über den charakteristischen Stil derselben Andeutungen gegeben worden sind, heißt es weiter: „Die Aphorismen verdanken keinen geringen Theil ihres Interesses der Thatsache, daß sie eine unmittelbare Offenbarung der Persönlichkeit des Schreibers sind. Die schneidende, durchdringende Sprache scheint die innere Stimmung des Verfassers genau wiederzugeben." Zum Schlusse wird noch auf den Mangel jeden Humors bei Schopenhauer aufmerksam gemacht.

In der Nummer vom 20. September wird angezeigt, daß Dr. Buchheim mit einer Ausgabe des ersten Theils von Goethe's „Faust" beschäftigt ist, welche in Bohn's „Standard Library" erscheinen und neben dem Urtexte die englische Prosaübertragung von Hayward enthalten soll.

In ihrer Nummer vom 18. October macht dieselbe Zeitschrift aufmerksam auf eine Uebersetzung ausgewählter Predigten Schleiermacher's, mit einer Biographie des Verfassers versehen, von Miß Wilson. Die Uebersetzung wird als gelungen bezeichnet, doch zeuge die Einleitung nicht immer von vollem Verständnisse der Stellung Schleiermacher's.

— Das Octoberheft von „Blackwood's Magazine" enthält eine Uebersetzung von Schiller's Gedicht: „Die unüberwindliche Flotte" von Sir Theodore Martin.

— „The Saturday Review" vom 18. October bespricht Ernst Eckstein's Roman „Nero" in der englischen Uebertragung durch Klara Bell und Mary J. Safford: „Um Erfolg zu haben, muß ein historischer Roman ein außergewöhnlich interessantes Buch sein, und das können wir von «Nero» nicht sagen, so gut das Werk auch in gewisser Beziehung sein mag. Die Geschichte Nero's ist den meisten Lesern zu bekannt, als daß sie einen anregenden Stoff für einen Roman hergeben könnte." Es wird getadelt, daß der Verfasser an den gegebenen historischen Thatsachen zu viel ändere, ohne daß es ihm doch gelinge, unsere Theilnahme lebhaft zu erregen. Ebenso wird dem Verfasser vorgeworfen, daß er die Scenen und Gespräche oft zu sehr in die Länge ziehe. „Trotzdem findet sich mancherlei Gutes in dem Buche; überdies verbürgt ihm schon die Thatsache, daß der Verfasser eine selbständige Auffassung von Nero's Charakter zur Geltung bringt, ein gewisses Interesse."

— „The Athenaeum" vom 18. October behandelt die von Miles Corbet verfaßte englische Uebertragung des Romans: „Der Präsident" von Emil Franzos: „«Der Präsident» ist ein eindrucksvolles und sorgfältiges Buch, wie man es von dem Verfasser und seiner Schule gewöhnt ist. . . . Die galizische Schule ist außerordentlich klar ausgeprägt und völlig frei von jener Nachahmung französischer oder englischer Vorbilder, welche die festländische Dichtung verdirbt."

In der folgenden Nummer des „Athenaeum" wird Keane's Uebersetzung von Wilhelm Junker's „Reisen in Afrika während der Jahre 1875—1878" besprochen: „Der gewöhnliche Leser wird darin eine bedeutende Menge zuverlässiger Belehrung, in anziehender Form vorgeführt, finden; der Mann der Wissenschaft — ob nun Naturforscher, Anthropolog oder Geograph — wird sich an dasselbe wenden, um die strenger wissenschaftlichen Abhandlungen des Verfassers zu vervollständigen und zu veranschaulichen. Das Buch kann füglich mit Schweinfurth's «Im Herzen Afrikas» in eine Linie gestellt werden. Ein höheres Lob läßt sich schwerlich einer Reisebeschreibung ertheilen."

Bibliographie.

Alcock, D., Die Schüler der ewigen Stadt. Erzählung aus der Zeit der Renaissance. Autorisiert. Uebersetzt von Elisabeth Klee. Anklam, Schmidt. Gr. 8. 2 M.

Alumneumserinnerungen. Von einem alten Kreuzschüler (G. Wustmann). Leipzig, Grunow. 8. 1 M. 50 Pf.

Bundle-Charles, Elisabeth, Gegen den Strom. Erzählung. Anklam, Schmidt. 1889. Gr. 8. 3 M.

Diplomaten-Klatsch. Ein Beitrag zur geheimen Geschichte der letzten zwanzig Jahre. *** Berlin, Eckstein Nachf. Gr. 8. 4 M.

Edler, O., Darstellung und Kritik der Ansicht Lessings über das Wesen der Fabel. Herford. Gr. 8. 80 Pf.

Die Emancipation des Vierten Standes und die Zerstörung des russischen Uebergewichts. Leipzig, Ehrlich. 1891. Gr. 8. 80 Pf.

Falk, F., Die deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdruckes bis zum Jahre 1520. Mit 9 Facsimiles. Köln, Bachem. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Gießler, M., Aus den Tiefen des Traumlebens. Eine psychologische Forschung auf Grund eingehender Beobachtungen. Halle a. S., Pfeffer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Harleß, W., Beiträge zur Kenntnis der Vergangenheit des Bergischen Landes in Skizzen zur Geschichte von Amt und Freiheit Hückeswagen. Mit 12 archivalischen Beigaben und 2 Bildtafeln. Düsseldorf, Voß u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Der Herzog von Lauenburg und die Nonen des März. Eine antimacchiavellistische Denkschrift. 1. bis 3. Aufl. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 50 Pf.

Hevesi, J., Falsche Diamanten. Gesellschaftliche Novelletten und Skizzen. Nach dem Magyarischen frei übersetzt und bearbeitet von A. Kohut. Einzig autorisirte Ausgabe. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M.

Jephson, A. J. M., und H. M. Stanley, Emin Pascha und die Meuterei in Aequatoria. Neunmonatlicher Aufenthalt und Gefangenschaft in der letzten der Sudan-Provinzen. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von H. von Wobeser. Mit 46 Abbildungen, einer Facsimiletafel und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 8. 9 M.

Kindt, A., Moderne Hexen. Novelletten. Berlin, Zoberbier. 8. 2 M.

Korth, L., Köln im Mittelalter. Köln, J. u. W. Boisserée. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Lichtstrahlen aus Bismarcks Reden, Briefen und Gesprächen. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 2 M.

Meyer, J., Buchhändler Andreas Pecht, ein Opfer napoleonischer Gewalt-Herrschaft. Lindau, Stettner. 4. 60 Pf.

Neff, W., Geschichte des Infanterie-Regiments von Goeben (2. Rheinisches) Nr. 28. Im Auftrage des Regiments verfaßt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Piorkowska, Jenny, Gwenda, des Sträflings Tochter. Weimar, Jüngst u. Comp. 8. 2 M.

Rain, E. F., Die Hygiene der Nahrungsmittel. Berlin, Fried u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Schimmelpfeng, A., Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen und seine Politik im Jahre 1866. Melsungen. 8. 30 Pf.

Schmid, O., Edmund Kretschmer. Sein Leben, Schaffen und Wirken. Dresden, Hoensch u. Tiesler. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Schöpf, J., Erzählungen ernsten und heiteren Inhalts. Brixen, Weger. 12. 3 M.

Tolstoy, L. N., Nachwort zur Kreutzersonate. Nach der einzigen vom Dichter anerkannten Redaction aus der Handschrift übertragen von R. Löwenfeld. 1. u. 2. Aufl. Berlin, Trautwein. 12. 60 Pf.

Töppe, H., Us Thüringen. Schnurren un Schtimmen. 1. Bd. Erfurt, Moos. 8. 2 M. 25 Pf.

Um den Kaiserthron. Historisches Trauerspiel von P. L. Dresden, Pierson. 8. 1 M.

Vogel, B. (K. Hessel), Kreiznach is Trump! Lokalschwank. Musik von F. Fries. Mit einer Abhandlung über Kreuznacher Art und Mundart und einem Wörterbuch. Kreuznach, Harrach. 8. 1 M. 50 Pf.

Walter, H., Bildung, nicht Gelehrsamkeit! Ein Beitrag zur Schulreform. Gotha, Behrend. Gr. 8. 1 M.

Windisch, A., Thomas Rockhardt, der Zwirnmüller. Ein schlichter Sang aus dem Zschopauthale. Frankenberg, Roßberg. 12. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 20. November 1890.

Zur Literaturgeschichte Spaniens.

Geschichte des spanischen Nationaldramas. Von Adolf Schaeffer. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 16 M.

„Viele der besten Werke über Spanien verdanken wir Ausländern" mußte dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber vor manchen Jahren der bekannte Orientalist und Literarhistoriker Amador de los Rios eingestehen. Und das ist heute noch nicht anders, obgleich es Spanien nicht an tüchtigen, wissenschaftlich leistungsfähigen Kräften fehlt, die wol im Stande wären, die zahllosen Lücken auszufüllen, welcher jeder findet, der in Spanien über dieses Land Studien macht. In den meisten Fällen und selbst über die wichtigsten Gegenstände sind überhaupt noch keine brauchbaren, zuverlässigen Werke geschaffen worden, und wo sie existiren, da sind sie entweder von Ausländern geschrieben oder verdanken der Anregung derselben ihren Ursprung oder sind auf fremdländischen Vorarbeiten begründet. Gute und gründliche Werke sind nur über einzelne Specialfragen, über hervorragende Persönlichkeiten und Leistungen, über kleine Zweige der verschiedenen Wissenschaften vorhanden, für eine objective Behandlung großer Studiengebiete fehlt den Spaniern aber offenbar die nöthige Ausdauer. Geschichtliche, literarhistorische Monographien finden sich massenhaft, aber noch gibt es keine einheitliche, zusammenfassende, unparteiische Geschichte, keine Literaturgeschichte, keine Culturgeschichte, keine Kunstgeschichte, die man unbedingt als grundlegend betrachten könnte. So müssen denn allerdings Ausländer sich der unendlich mühsamen Aufgabe unterziehen, nicht nur in Spanien, sondern hauptsächlich auch in London und Paris die zahllosen Einzelarbeiten und Quellenwerke zu studiren und den Versuch machen, zu schaffen was bisjetzt fehlt, den Spaniern die wissenschaftlichen Grundlagen zu liefern, auf denen sie für ihre eigenen ferneren Studien fußen können. Ein Amerikaner, Ticknor, schrieb das Werk, das bis heute in aller Welt immer noch als das beste über die Geschichte der gesammten schönen Literatur Spaniens gilt. Prescott, Washington Irving bearbeiteten hervorragende Abschnitte der Geschichte Spaniens und seiner Colonien. Graf Schack und Dozy legten den Grund zu einer richtigen Beurtheilung der Herrschaft der spanischen Araber. Lemcke, Baumgarten, Schirrmacher und viele andere deutsche Geschichtsforscher bearbeiteten einzelne Perioden der Geschichte. Graf Schack endlich versuchte einen Ueberblick über die Geschichte des spanischen Dramas zu geben.

Dieses letztere Werk, das auch in Spanien gebührende Anerkennung gefunden hat, konnte, das wußte sein Verfasser wol am besten selbst, kein abschließendes und vollkommenes sein, denn wenn es selbst etwas übertrieben sein sollte, daß die dramatische Literatur Spaniens über 60000 verschiedene Werke umfaßt, von denen etwa drei Viertel verloren sind, so ist doch selbst das wirklich Vorhandene so massenhaft, so weit zerstreut, so schwer zugänglich, daß ein einzelner Forscher es gar nicht übersehen kann. Als ich im Jahre 1887 einem der bekanntesten spanischen Gelehrten das damals bei Brockhaus erschienene zweibändige Werk Adolf Schaeffer's vorlegte, in dem dieser acht bis dahin mehr oder minder unbekannte Werke hervorragender dramatischer Schriftsteller zum ersten mal veröffentlicht hatte, war das Erstaunen des gedachten Herrn sehr groß, er bestritt die Möglichkeit, daß dieselben nicht in spanischen Ausgaben neu aufgelegt sein sollten, er überzeugte sich aber sofort von seinem Irrthum und erklärte das Werk von Schaeffer für äußerst verdienstlich.

Auch das oben erwähnte neue Werk dieses eifrigen Forschers und Sammlers auf dem Gebiete altspanischer Literatur wird sicher nicht nur von allen Hispanophilen Deutschlands, sondern von den Spaniern selbst mit Freude begrüßt werden, denn es ergänzt die vorhandenen Literaturgeschichtswerke in vieler Hinsicht.

Der allgemeine Titel deckt sich allerdings nicht voll-

ständig mit dem Inhalte des Werkes, denn wenn wir etwa annehmen, eine Geschichte des spanischen Dramas von seinen frühesten Anfängen bis zur Gegenwart zu finden, so sehen wir uns getäuscht. Der Werth des Werkes wird dadurch aber in keiner Weise vermindert, sondern im Gegentheile vielmehr erhöht. Das Ganze der Entwickelungsgeschichte des spanischen Dramas in einem Werke des vorliegenden Umfangs zu behandeln, würde nur unter Beschränkungen möglich sein, die dem Werke Eintrag thun würden. Schaeffer glaubte sich auf die eigentliche Blüteperiode des spanischen Dramas beschränken und versuchen zu müssen, diese so gründlich zu behandeln als es das vorhandene Material erlaubt. Er verfuhr dabei unserer Ansicht nach sehr richtig, wenn er sich so weit als möglich seine Urtheile durch unmittelbaren Einblick in die dramatischen Werke zu bilden suchte und es vermied, sich auf die Urtheile anderer Forscher zu stützen. Selbst Graf Schack hat sich durch die kritischen Arbeiten früherer Literarhistoriker zuweilen irreführen lassen, wie z. B. bezüglich des Werthes der Dramen des Fray Alonso Ramon, wie viel mehr sind aber viele andere weniger gründliche spanische und ausländische Forscher durch Anlehnung an scheinbar autoritative Meinungen zu schiefen Urtheilen verführt worden. Schaeffer beweist auf jeder Seite, daß er fast jedes der Stücke, welche er behandelt, nicht nur gelesen, sondern gründlich studirt hat, und dieser Umstand ermöglicht es ihm denn auch, in manchen Fällen Irrthümer zu beseitigen, die seit den Lebzeiten der Dichter jener Blüteperiode verbreitet gewesen sind. Er gibt eine genaue Inhaltsangabe von jeder Dichtung, die unter einem oder dem andern Gesichtspunkte besonders hervorgehoben zu werden verdient und bietet damit dem Leser die Möglichkeit, sich wenigstens über die Wahl und Behandlung der Stoffe, über die dramatische Technik der Stücke, über die Charakteristik der handelnden Personen ein selbständiges Urtheil zu bilden, das der Verfasser durch seine zuverlässigen kritischen Aeußerungen über den Stil, die Diction ergänzt. Kurze zusammenfassende Urtheile über die Eigenart eines Dichters, der Berücksichtigung gefunden hat, schließen die einzelnen Abschnitte ab.

Die Inhaltsangaben von Hunderten von Dramen der zahlreichen Gattungen, die das spanische Theater aufweist, bieten demjenigen Leser, welcher nicht Gelegenheit hat, die Originale einzusehen, aber doch das Interesse daran hat, eine Vorstellung von der Thätigkeit der Spanier auf diesem Gebiete der Literatur zu gewinnen, die Möglichkeit, das Wesen des spanischen Dramas im allgemeinen, seine Stoffkreise, die dasselbe von der dramatischen Dichtung anderer Völker unterscheidenden Merkmale zu ermitteln.

Auf die Anfänge des Dramas und des Theaters geht der Verfasser mit gutem Grunde fast gar nicht ein, da diese Gegenstände, ebenso wie die Grundzüge der dramatischen Kunst überhaupt in ziemlich erschöpfender und völlig befriedigender Weise von Graf Schack bearbeitet worden sind. Ebenso hat er die neuere spanische Dramatik von der Behandlung ganz ausgeschlossen. Das Feld, das er somit allein zum Gegenstande seiner Studien gemacht hat, ist dafür ganz ungleich gründlicher bearbeitet worden, als es irgendein anderer Literarhistoriker vorher gethan hat, und wir werden mit einer bedeutenden Masse von neuen Dramen bekannt gemacht. Die Eintheilung seines Stoffes ist sehr einfach und übersichtlich. Als den eigentlichen Begründer des Nationaldramas betrachtet er Lope de Vega, als denjenigen, welcher es zu seiner höchsten Vollendung entwickelt hat, sieht er Calderon an. Um diese beiden großen Meister gruppirt er die zeitgenössischen Dramatiker, die sich mehr oder minder eng an diese großen Vorbilder anschlossen und sich die Eigenart derselben aneigneten. Der erste Band ist den Vorgängern Lope de Vega's, diesem selbst und den größten unter seinen directen Nachfolgern gewidmet. Der zweite eröffnet mit der Würdigung Calderon's, woran sich dann die Besprechung der hervorragendsten Schüler, Nacheiferer und Nachahmer desselben anschließt. Auf wenigen Seiten ist endlich der Epigonen gedacht.

Es lag nicht in des Verfassers Absicht, die Hunderte und Aberhunderte von Dichtern dritter, vierter und geringerer Größe aufzuzählen; ebenso wenig setzte er seinen Ehrgeiz darauf, ein vollständiges Verzeichniß aller überhaupt in der von ihm behandelten Zeit geschaffenen und erwähnten dramatischen Werke zu geben. Hierfür sind einige besondere Werke vorhanden und unter ihnen ist namentlich das fleißige, ziemlich vollständige von Barrera zu nennen. Wer also diese bibliographische Vollständigkeit erwartet, wird durch Schaeffer nicht befriedigt werden, denn es lag dies durchaus nicht in dem Plane, den der Verfasser für sein Werk entworfen hatte. Billigen können wir es auch nur, daß er der Versuchung widerstanden hat, durch Anmerkungen das Lesen seines Buches zu erschweren und sonst seine große Belesenheit und Gelehrsamkeit zu bekunden. Wer überhaupt eine Ahnung von den Schwierigkeiten hat, die sich dem Forscher auf dem Gebiete der spanischen Literatur entgegenstellen, sieht auf den ersten Blick, was für umfangreiche langwierige Studien der Verfasser gemacht hat, ehe er an die Aufgabe herantrat, dieses Werk zu schreiben. Da dasselbe aber nicht allein für Fachgenossen, sondern auch für das große gebildete Publikum bestimmt ist, soweit dasselbe Interesse an den großartigen Schöpfungen des spanischen Nationalgeistes hat, so that der Verfasser sehr wohl daran, die gelehrte Form und Ausdrucksweise vollständig auszuschließen.

In der Beurtheilung mancher Dichter und ihrer Schöpfungen weicht der Verfasser von dem allgemein herrschenden Urtheile ab; dies ist z. B. der Fall bezüglich der Autos Calderon's, und man darf wol sagen, daß Schaeffer gerade hierin mit allen denjenigen neuern Forschern übereinstimmt, welche nicht in religiösen Vorurtheilen befangen und dadurch behindert sind, diese eigenartigen Dichtungen rein sachlich und unter Anlegung des Maßstabes einer gesunden Aesthetik zu beurtheilen.

Ueberhaupt erhellt aus dem ganzen Inhalte des Werkes Schaeffer's, daß er bei aller Anerkennung für die großartigen Schöpfungen Calderon's doch auch für die unzweifelhaften Mängel derselben nicht blind ist. Zunächst fand er, daß dieser Dichter viel weniger selbständig in der Wahl seiner Stoffe war, als man im allgemeinen annahm. In dem zusammenfassenden Urtheile über die Eigenart und die Bedeutung Calderon's sagt er II, 70 sehr richtig:

Die Originalität der Erfindung seiner Stoffe ist Calderon nur in beschränktem Maße anzuerkennen, und dies wäre wahrscheinlich noch auffälliger, wenn uns die 1500 verlorenen Dramen Lope de Vega's erhalten wären. Allerdings muß hierbei in Berücksichtigung gezogen werden, daß Lope ein fast vollständig freies Feld vor sich hatte, während Calderon schon den größten Theil desselben bestellt vorfand. Es sind demnach die Einwirkungen früherer Dichter, besonders diejenigen Lope's und Tirso de Molina's, in Calderon's Schöpfungen deutlich erkennbar. Dies ist völlig erklärlich und natürlich, aber ein Plagiat, wie es Calderon in „Los Cabellos de Absalon" begangen hat, ist durchaus unentschuldbar und beweist, daß die Dichter der zweiten Periode, und voran ihr großer Führer, nicht allein unbewußte Reminiscenzen aus der ersten Periode übernahmen, sondern auch berechneterweise alles als Gemeineigenthum ansahen, was nicht gerade noch seinen Platz auf der gleichzeitigen Bühne behauptet hatte.

Dieses Urtheil wird manchen begeisterten Anhängern Calderon's hart erscheinen, es ergibt sich aber allerdings aus einem gründlichen Studium der dramatischen Literatur jener Zeit mit Nothwendigkeit.

Schaeffer läßt jedoch im übrigen dem Dichter volle Gerechtigkeit widerfahren. Er hebt die ernstere Natur, das Ueberwiegen der Vernunft und das tiefe Gemüth im Vergleich mit Lope de Vega gebührend hervor:

Niemand ist Calderon in Führung der Handlung überlegen; die verwickelten Situationen werden durchsichtig klar unter des Meisters Hand, die divergirendsten Linien werden auf einen Mittelpunkt geführt. (II, 69.)

In der Charakterzeichnung war Calderon Meister:

Hat er auch nicht die ungeheuere Fruchtbarkeit seines großen Vorgängers Lope de Vega erreicht, so hat er durch die bessere Concentration seiner Kräfte und seinen eminenten künstlerischen Verstand eine größere Anzahl Meisterwerke als jener hinterlassen, und wenn deshalb ein Vergleich zwischen beiden gezogen werden soll, so muß die Krone unserm Calderon zuerkannt werden. Dies ist von jeher das Urtheil der Kritik gewesen und wird es auch in Zukunft bleiben, wenn auch angenommen werden muß, daß wir ohne den Vorausgang Lope de Vega's die von uns bewunderten Schöpfungen Calderon's gar nicht, oder wenigstens nicht in ihrer jetzigen Gestalt besäßen. (II, 78.)

Dieser letzte beschränkende Zusatz, mit dem die Würdigung Calderon's und das Kapitel über denselben abschließt, gibt der vielfach geäußerten außerordentlich hohen Meinung Ausdruck, welche der Verfasser von der Bedeutung Lope de Vega's hegt. Auch hierin weicht er in etwas von der Masse derjenigen ab, die sich mit dem spanischen Drama und im besondern mit Lope im Vergleiche zu Calderon beschäftigt haben. Die große Gründlichkeit, mit der dies seitens des Verfassers des vorliegenden Werkes geschehen ist, berechtigte ihn aber zu der hohen Anerkennung, die er dem als „Naturwunder" von seinen Zeitgenossen bezeichneten „Phönix der Geister" zollt. Erkennt er an, daß die fabelhafte Vielschreiberei Lope's Gründlichkeit und Vertiefung ausschlossen, hebt er überall gewissenhaft die Fehler hervor, die Lope de Vega in der Behandlung mancher Stoffe, in der Zeichnung der Charaktere und in anderer Hinsicht beging, so schätzt er an ihm doch die Naivetät, die Unmittelbarkeit des Empfindens. Einbildungskraft und Herz spielten bei ihm die Rolle der Vernunft und des Gemüths bei Calderon, und dies, sowie die Naturanlage Lope's bedingten den Gesammtcharakter seiner zahllosen Dichtungen:

Lope war ein Kind des Augenblicks, wankelmüthig und schwach im Thun des Guten, ebenso schwach und oberflächlich im Sündigen — eine Improvisatornatur (I, 78). In seinem Schaffensdrange hat er alles ergriffen, was ihm dramatisches Material liefern konnte: die Geschichte, die Mythologie, die Novelle, die Bibel, die Tradition und Sage. Trotzdem hat selbst bei diesen entlehnten Stoffen seine unerschöpfliche Phantasie das Meiste gethan und wenn man bedenkt, daß sie noch ausreichte, um eine unglaubliche Anzahl durchaus eigener Stoffe zu erfinden, so wird man sich des Staunens nicht erwehren können.... Was Wunder, wenn die spätern Dichter auf einem so unabsehbar ausgedehnten Gebiete einfach weiter bauten, wenn sich kein Columbus fand, der eine neue dramatische Welt entdeckte! Der Reichthum Lope's allein war genügend, das ganze dramatische Bedürfniß eines Volks auf Jahrhunderte hinaus zu befriedigen; wie viel mehr muß uns das ganze spanische Theater zur Bewunderung hinreißen, welches aus dem von Lope gestreuten Samen in wuchernder Pracht und Ueppigkeit in die Höhe schoß!

Lope de Vega war also nicht blos „der Schöpfer der spanischen Nationalbühne", sondern die Form, in die er das Drama brachte, die Technik, die er ausbildete, die Regeln, welche er schuf, wurden maßgebend für seine Nachfolger und für die Dichter der zweiten Periode. Selbst den dramatisirbaren Stoff hatte er beinahe erschöpft und seine 2000 Stücke wurden der Quell, aus dem die späteren Dichter ihre Vorwürfe entlehnen mußten.

Die Sprache, deren sich Lope bediente, war seiner Natur gemäß ungeziert, und hierin weichen Calderon und vollends die Nachfolger des letzteren und die unter dem Einfluß des Gongorismus stehenden Dichter wesentlich ab. Schaeffer hebt hervor, daß die Sprache Calderon's durchaus conventionell ist, er stellt auf Seite 72 und 73 des zweiten Bandes die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten zusammen, die die Sprache und den Stil Calderon's kennzeichnen. Wie in der Behandlung der Stoffe erblickt er auch in diesen sprachlichen und stilistischen Eigenthümlichkeiten das bewußte, wie alles bei Calderon auf Ueberlegung gegründete Streben nach künstlicher Wirkung:

Man sieht, alles dies ist auf künstlichen Effect, auf Hinaufschrauben der Stimmung des Zuhörers berechnet; es ist eine Art bengalischer Beleuchtung. (II, 73.)

Es erhellt aus diesen wenigen Mittheilungen, daß Schaeffer ein gründlicher, durch keine Vorurtheile und keinen blinden Autoritätsglauben eingenommener gewissenhafter Beobachter ist, und dies zeigt sich auf jeder Seite dieses Werkes, das sicher im Inlande wie im Auslande viele Freunde finden wird.

G. Diercks.

Unterhaltungsliteratur.

Den Ausländern die Ehre des Vortritts!

1. Fräulein Ludington's Schwester. Ein Roman über die Unsterblichkeit. Von Edward Bellamy. Deutsch von Klara Steinitz. Berlin, S. Fischer. 1890. 8. 2 M.

Das alte Fräulein Ludington ist vollauf davon überzeugt, daß ihr früheres Ich ein von ihrem gegenwärtigen Ich getrenntes Dasein führe. Sie glaubt, daß unsere Jugend irgendwo weiter lebt und daß einst im Jenseits die verschiedenen Ichs der Kindheit-, Jugend-, Mannes-, Greisenjahre sich zusammenfinden und harmonisch zusammenstimmen werden, was dann die Seligkeit vollkommen machen wird.

Man sieht, der Roman ist auf eigenartigen, in ihren Folgerungen ans Verrückte grenzenden Anschauungen aufgebaut. Wer ihn zu lesen beginnt, greift sich ab und zu an den Kopf und fragt sich, ob der Verfasser selber nicht ganz recht im Kopfe ist, oder ob er diese ganz seltsame Unsterblichkeitslehre nur dazu ersonnen hat, um den Spiritistenschwindel lächerlich zu machen. Denn auf spiritistische Täuschungen läuft schließlich die ganze Sache hinaus: das Jugend-Ich des Fräuleins, d. h. ihr Oelbild aus der Jugendzeit, in welches sich ihr Neffe Paul verliebt, wird mit Hülfe eines spiritistischen Mediums lebendig, und eine Zeit lang lebt das junge Fräulein Ludington mit dem ältern Fräulein Ludington im selben Hause zusammen. Die Sache ist so toll, daß sie nur durch eine humoristische, meinethalb sogar possenhafte Darstellung erträglich würde. Bei dem grimmigen Ernste aber, mit welchem das Fräulein und ihr Neffe alles behandeln und den der Verfasser selbst zur Schau trägt, wirkt die Enträthselung der Sache als ganz gewöhnlicher Spiritistenschwindel nur enttäuschend, und diese Lösung des Knotens trägt zu der Frage über die Möglichkeit und Unsterblichkeit verschiedener Ichs nicht das mindeste bei.

Während des Lesens ist mir mehrmals der Wunsch aufgestiegen, Bellamy's Landsmann, Mark Twain, möchte diesen Stoff unter seine tollhumoristische Feder bekommen haben, da würde man aus dem Lachen nicht herauskommen, während man so fast bis zum Ende nicht weiß, ob man sich ärgern oder lachen soll. Als eine ganz ungewöhnliche Erscheinung dürfen wir freilich diesen Roman bezeichnen, und das wird man den findigen Amerikanern zugestehen: verbrauchte Stoffe wählen sie nicht, wie die Schriftsteller des alten Europa. Sie gehen in ganz neuen Gleisen, während die Engländer ihren alten Traditionen getreu bleiben. Wenigstens weiß ich nicht, wodurch sich Wilkie Collins' neuester Roman von der herkömmlichen Art des sonstigen englischen Sensationsromans mit all seinen Vorzügen und Unarten unterscheidet:

2. Blinde Liebe. Roman von Wilkie Collins. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 6 M.

Als äußeres Merkmal der Unterscheidung vermag ich nur anzugeben, daß die Seitenzahlen statt oben unten stehen und daß das Buch durch einige nichtssagende Bilder verunziert ist. Es ist eine starke Zumuthung an einen ernsthaften Mann, sich durch die 636 Seiten mit ihrem Wuste von uninteressanten Geschehnissen durchzuarbeiten. Nachdem ich dies gethan habe, glaube ich, ein Recht zu besitzen, meine Zeit nicht noch weiter zu verschwenden, indem ich auch noch eine Kritik schreibe. Ich will ja glauben, daß es Leute gibt, die auch solche Romane mit Begierde lesen, — fehlt es doch nicht an aufregenden Scenen und romanhaften Verwickelungen; aber da sich das Buch nicht über das gewöhnliche Leihbibliothekenfutter erhebt, so hätte es ohne jeden Schaden unübersetzt bleiben können.

Gehen wir zu den Deutschen!

3. Die Oelmühle im Spreewald. Zwei Erzählungen von Gerhard von Amyntor. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 3 M.

Wie hieß doch die Erzählung, die ich einst in meiner Kindheit mit Entzücken gelesen, von dem braven, braven Einen und dem bösen, bösen Andern? Ach ja: „Der gute Fridolin und der böse Dietrich" vom „Verfasser der Ostereier". Nein doch nicht, hieß sie nicht „Der gute Fritz und der böse Willi" von Gerhard von Amyntor? Der Eindruck wenigstens, den Amyntor's Erzählung „Im Spreewald" auf mich machte, war genau derselbe, den einst der Verfasser der „Ostereier" hervorgebracht hatte. Auch Mädchen kamen in jenen Geschichten vor, die ebenso engelgleich brav, schön und gut waren, wie die Marie, die der gute Fritz so innig liebt und die doch des bösen Willi Frau werden muß, weil der Vater in Noth ist und der böse Willi Geld hat. Und dieser, übrigens nicht über das Familienjournalfähige hinausgehende Bösewicht bestiehlt auch noch den guten Fritz um sein Erbe und zieht ein Bret vom Stege, daß der gute Fritz fast ertrinkt. Marie rettet ihn, der böse Willi, der zufällig Arzt ist, bringt ihn wieder zum Leben und geht dann in einem Anfalle von Großmuth, über den er sich selbst bewundert, in den Tod, wobei er freilich noch einen bösen Rechnungsfehler macht, indem er spricht: „Es ist eine gute That, die ich vollbringe; wenn es im Jenseits wirklich ein Gericht gibt, ich werde nicht verstoßen werden." Ein bischen moralischer war der Verfasser der „Ostereier" schon; auch konnte man damals noch keine schwächlichen Zugeständnisse an den Realismus machen, wie Amyntor thut, indem er uns die Wiederbelebungsversuche so deutlich schildert, daß sie wörtlich sofort in Plakatform an jedem Badeplatze aufgehängt werden könnten.

Etwas besser und origineller ist die zweite Geschichte: „Die Folgen einer Flucht". Da zeigt der Verfasser ab und zu, daß er etwas vom Schriftstellerhandwerk versteht, nicht blos die äußere Mache, sondern wirklich die Sache.

Es sind besonders geartete Menschen, die er uns hier vorführt, und die Kämpfe, in die sie gerathen, gehen aus ihren Charakteren hervor. Doch scheint diese Geschichte, namentlich im zweiten Theile, flüchtig hingeschrieben zu sein; man hat den Eindruck: der Verfasser hatte gerade nichts Besseres und schrieb die Erzählung so zusammen, wahrscheinlich für ein Familienjournal. Nachher hat sie dann mit den andern zusammen ein Buch gegeben und — das ist das Originellste vom ganzen Buche — weil die erste Geschichte in einer Oelmühle im Spreewald spielt, so nannte Amyntor das ganze Buch so, obgleich die zweite Geschichte mit Oel und der Spree gar nichts zu thun hat.

Man darf es Amyntor nicht anthun, diese beiden Sachen als ernsthaft zu nehmende Proben seines Könnens anzusehen. Er hat Besseres geschrieben und wird Besseres schreiben.

4. Quer durchs Leben. Bilder und Geschichten von Konrad Telmann. Zweiter Theil. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 3 M.

Was ich in Nr. 35 Rühmendes von dem ersten Bande gesagt habe, gilt auch von diesem zweiten, in welchem ebenfalls Reiseskizzen mit Novelletten wechseln. Der Werth dieser letzteren ist ungleich, wie im ersten Bande, und die leichte, flott hingeworfene novellistische Skizze entspricht nicht Telmann's Natur. Diese Skizzen lassen uns kalt, wie „Unter Palmen"; warm werden wir aber bei all den Novellen, wo Telmann in die Tiefen des Menschengemüths geht, wo er uns in das „Labyrinth der Menschenseele" blicken läßt: —

> Tief, unergründlich, grausam, wie das Meer,
> Und, wie das Meer, auch göttlich schön und friedsam.

Diese Zeilen sind der in Versen geschriebenen Strandnovelle „Strandwölfin" entnommen. Einen zwingenden Grund, warum diese Novelle in Verse gebracht ist, sehe ich nicht ein, zumal diese Verse sich theilweise nur durch den Rhythmus von Prosa unterscheiden. Ich glaube sogar, daß Telmann sie in Prosa feiner ausgearbeitet hätte. Die Skizzen dieser Sammlung stehen in einem merkwürdigen Gegensatze: „Taormina" und „Erdbebentage an der Riviera", dort die selige Ruhe himmlischer Träume an einem der schönsten Punkte der Erde, hier die nervenerschütternde Aufregung jener Gefahr, „welche heimtückisch, unberechenbar, unterirdisch heranschleicht". In beiden Skizzen zeigt sich Telmann als feiner Beobachter. Wir setzen aus der zweiten einen Abschnitt her:

> Ich habe in diesen Tagen des Grauens vieles erlebt und beobachtet, was auch dem eingefleischten Menschenhasser den Glauben an das Edle und Gute in der Menschenbrust zurückgeben könnte. Ich wünschte, alle unsere jungen, naturalistischen Heißsporne machten eine gleiche Schule durch; ich wünschte, sie alle lernten den Menschen kennen, wie er sich zeigt in den Stunden der Gefahr, der Angst, der Verzweiflung. Sie würden anders über ihn urtheilen als jetzt, wo sie ihre Menschenkenntniß theils aus den eigenen, widrigen Lebenserfahrungen, theils aus Büchern schöpfen, die als nothwendige Reaction gegen die bei uns üblich gewesene, weibliche Schönfärberei berechtigt und wünschenswerth, aber in ihrer Einseitigkeit und in ihren Extremen auch ebenso verwerflich und innerlich unberechtigt sind als jene. Jawohl: es steckt eine Bestie im Menschen; kein Sehender kann das leugnen, und der Dichter soll das Recht und die Pflicht behalten, sich mit dieser Bestie eingehend zu beschäftigen, auch wenn alte Weiber davor ein Kreuz schlagen. Aber der Mensch ist nicht nur eine Bestie, wie die Naturalisten uns vorlügen; es lebt auch Hohes, Edles und Gutes in ihm, das ihn hoch über den Staub hinaushebt, und wer ein wahrer Realist ist, der muß und wird auch dies Wirkliche anerkennen und schildern. Oder er fälscht das Weltbild, er kennt die Menschen nicht. Auch in den Erdbebentagen zu Mentone ist die Bestie Mensch zum Vorschein gekommen — wozu das leugnen? Aber die vielen Züge reiner und schöner Menschlichkeit, die ich allseitig beobachtet, die ich an mir selber erfahren, waren weitaus überwiegend. Und doch waren wir alle — wer möchte es bestreiten? — von der feigsten und erbärmlichsten Todesangst heimgesucht, die so leicht alles Dunkle und Widrige der Seele hervorkehrt.

5. Novellen von Marie Bernhard. Minden, Bruns. 1890. 8. 2 M.

Zwei gut erzählte Novellen. Daß die Erzählerin eine Frau ist, zeigt sich durch eine gewisse Weichheit in den Verhältnissen der Personen zu einander und auch in der Darstellung insofern, als man derselben anfühlt, wie sehr das Herz der Erzählerin dabei betheiligt ist. Ein Mann würde dieselben Stoffe kühler, objectiver erzählen, und damit vielleicht noch mehr Eindruck machen als Marie Bernhard, die sozusagen immer eine ganze Menge Register zieht und uns mit einer Fülle von Tönen überflutet. Das stumpft eher ab als es reizt. Andererseits liegt freilich in einer solch subjectiven, ganz mit dem Stoffe sich eins fühlenden Art der Darstellung ein gewisser Reiz, dem sich namentlich Leserinnen nicht werden entziehen können. Die erste Novelle heißt: „Durch Vermittelung", nämlich der Geige des großen Virtuosen Serrano, der, für Liebe unfähig, die junge geniale Pianistin Erna mit dämonischer Gewalt an sich zieht. Sie geht an dieser Liebe fast zu Grunde, denn er sieht in ihr nur die geistesverwandte Partnerin. Um diese nicht zu verlieren, nicht etwa aus Liebe, heirathet er die Künstlerin:

> Noch ist Erna nicht alt, nicht reif genug, um ohne Kampf ihres Gatten Liebe zu entbehren — aber dieser Kampf wird lautlos ausgefochten, und wenn ihre Leidenschaft machtvoll in Tönen hervorbricht, bewundert Percy de Serrano sie, ist stolz auf sie — aber er versteht sie nicht!

Die seelischen Zustände des jungen Mädchens sind gut dargestellt, wenn es auch nicht ohne eine gewisse Einförmigkeit abgeht. Reicheres Leben pulsirt in der zweiten Novelle „Ein Vorurtheil", bei welcher die Erzählerin den nicht ganz erlaubten Kunstgriff anwendet, uns, um Spannung zu erzielen, fast bis auf die letzten Seiten vollständig im Dunkeln zu lassen, warum der Held Max Hildebrandt, Gatte einer reizenden jungen Frau, ein unüberwindlich scheinendes Vorurtheil gegen deren heißgeliebte Badefreundin Valentine hat. Dieses entpuppt sich natürlich als unbegründet, und Max steht vor einem großen verhängnißvollen Irrthume seines Lebens. Die Aufklärung dieses Irrthums greift tief in sein Gemüthsleben hinein und die Novelle endet traurig und nicht recht befriedigend,

zumal die Verfasserin zuletzt nicht mehr erzählt, sondern nur noch andeutet. Wir möchten eigentlich vom ferneren Ergehen dieser drei Leute noch mehr wissen — nun, das ist zugleich ein Lob, denn es beweist, daß die Erzählerin uns für dieselben zu interessiren verstanden hat. Und weil sie das versteht, darum war der genannte Kunstgriff unnöthig. Die Verfasserin hat offenbar Talent, und wenn sie künftig etwas knapper zu erzählen und Unnöthiges, an dem vielleicht ihr Herz hängt, wegzulassen vermag, wird sie ohne Zweifel nach manche gute Novelle schreiben.

6. Aus drei Ländern. Novellistische Sittenbilder von Olga Wohlbrück. Stuttgart, Göschen. 1890. 8. 4 M.

Novellistische Sittenbilder ist ein fast allzu bescheidener Titel für dieses Buch, das einige vorzüglich erzählte, echte Novellen enthält; allerdings daneben einige skizzenartige, wenig bedeutende Bilder, wie „Zum letzten mal", „Der erste Antrag", „Ein Wunderkind". Aber unsere Leserwelt ist wunderlich: novellistische Skizzenbilder aus Rußland, Frankreich, das heißt Paris, und aus Deutschland — das prickelt schon von vorn herein, das zieht, das muß man lesen! Ob die Sittenbilder blos novellistisch aufgeputzt sind, wie die obengenannten, oder ob es echte novellistische Kunstwerke sind, wie „Am Jordansfest" (russisch) oder „Ungleiche Waffen" (französisch) oder „Vergib uns unsere Schuld!" (deutsch), was kümmert das unser Publikum! „Novellen von Olga Wohlbrück" — wer greift nach dem Erstlingswerke der Unbekannten! Aber aus drei Ländern novellistische Sittenbilder, also unterhaltend erzählt, mit dem üblichen novellistischen Pfeffer oder Zucker von Olga Wohlbrück, über welche die Zeitungen verrathen, daß sie eine deutsche Schauspielerin ist, in Rußland ausgebildet, an einem der ersten pariser Theater angestellt, jetzt am berliner Residenztheater — ah, das ist etwas anderes. Wir verbeugen uns vor der Verfasserin wegen der glücklichen Wahl des Titels und versichern sie dabei, daß uns die drei oder vier wirklichen Novellen des Buches wieder einmal Hochachtung abgenöthigt haben vor der weiblichen Schriftstellerei, von der wir sonst nicht sonderlich hoch denken. In diesen Novellen ist nichts von den üblichen weiblichen Schriftstellerschwächen zu finden, sie sind mit einer staunenswerthen Sicherheit geschrieben und verrathen dabei eine außerordentlich scharfe Beobachtungsgabe mit Ohr, Auge und mit dem Herzen, welch letzteres bei unsern notizbuchschwingenden Realisten in der Regel zu kurz kommt. Begreiflich übrigens, weil sie das, was wir „Idealisten" gemeiniglich Herz heißen, nur als einen blutpumpenden Fleischklumpen besitzen. Ich habe seit langem nicht eine so gut erzählte, ans Herz greifende Novelle gelesen, wie „Am Jordansfest", welcher ich den Preis vor allen reichen möchte. Schade, daß das Buch nur diese eine Novelle aus Rußland enthält und uns sofort nach Paris führt. Aber auch das pariser Sittenbild „Ungleiche Waffen" ist eine sehr gute Novelle. Von Paris empfängt sie nur die Localfarbe, die eigenthümlichen Bedingungen, unter welchen ein mäßiges Malertalent lebt, Ruhm erwirbt oder verdirbt. Die Sache selbst ereignet sich dutzendweise auch im deutschen Lande und die Novelle erhält sich auf der Höhe, daß das pariser Sittenbild vorbildlich und musterbildlich, auf deutsch typisch ist, für andere Menschen und Länder.

Vor einer Gefahr aber möchte ich die junge Schriftstellerin warnen, weil sie ihr als Russisch-Französisch-Deutscher nahe liegt und schon in dem vorliegenden Erstlingswerke nicht ganz vermieden ist: vor dem Gebrauche jenes internationalen Kauderwelschs, das z. B. die Schriften von Fräulein Lola Kirschner, alias Ossip Schubin, so unausstehlich macht. Zweimal habe ich das entsetzliche Wort „Mondain" schlucken müssen und auch etliche andere Brocken aus der Fremde, die mir hart eingingen. Man kann Jahrzehnte in der Fremde leben und auch wenn man eine Frau ist, noch ein durchaus reines, echt deutsches Deutsch schreiben. Das beweist die neueste Gabe der in Florenz lebenden Tochter von Hermann Kurz. Sie heißt:

7. Phantasien und Märchen von Isolde Kurz. Stuttgart, Göschen. 1890. 8. 3 M.

Wer's nicht wüßte, daß eine Frau diese Phantasien und Märchen geschrieben hat, würde es nimmermehr errathen. Denn sie zeigen keine Spur einer weiblichen Feder oder auch nur eigenartig weiblicher Empfindung. Alles ist groß, männlich gedacht und gefühlt und zum Theil mit ganz gewaltiger Phantasie und den kraftvollsten Strichen hingezeichnet. Da und dort überrascht auch eine Art von weltüberlegenem Humor und selbst scharf ironische und satirische Striche, um nicht zu sagen Hiebe fehlen nicht. Dem Märchen stehen letztere freilich eigentlich nicht an; denn sie werfen aus der Stimmung, und wie schwer ist es, uns realistische Menschen von heute auch nur etliche Seiten lang in die Märchenwelt zu versetzen. Isolde Kurz vermag das z. B. ganz vorzüglich im „König Filz" und in den „Goldenen Träumen", und wo sie es nicht vermag, weil die Ironie und Satire die Naivetät aufhebt, da ist es eben kein Märchen, sondern eine Phantasie. Eitel Schalkhaftigkeit und satirische, doch gutmüthig verkleidete Bosheit ist „Der geborgte Heiligenschein". Empfindliche Seelen werden sogar etwas von Frivolität darin sehen, und die es angeht, werden ohne Zweifel Zeter und Mordio schreien. Sie lassen sich aber vielleicht wieder versöhnen durch „König Filz" mit seiner wundervollen, im naivsten Märchentone vorgetragenen Rettung des viel misachteten Sonntags. Von dem „Geborgten Heiligenschein" mit seinen Stacheln und Spitzen hebt sich das danebenstehende Urweltsmärchen „Sternenmärchen" prächtig ab: ein drolliger, völlig harmloser Götterscherz in der schönsten Sprache. Ueberhaupt ist die Sprache dieser Phantasien und Märchen eine wunderschöne, vollklingend, rauschend und einschmeichelnd. Es wird wenig Prosaschriften geben, die es diesem Buche hierin gleich thun, weil es nicht die Alltagssprache des Schriftstellervolkes, sondern die des echten Dichters redet.

Wir schließen den obigen Unterhaltungsschriften eine

Schrift aus der Sammlung der Kriegserinnerungen an, welche die Beck'sche Verlagshandlung herausgibt. Und wir können dies, obgleich es sich hier nicht um Dichtung, sondern um strenge Wahrheit handelt, weil alle diese Erinnerungen sehr unterhaltend geschrieben sind. Der Titel lautet:

8. Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers auf dem Kriegsschauplatze des Jahres 1870. Von Theodor Gümbel. München, Beck. 1890. 8. 2 M. 25 Pf.

Ein Untertitel des Buchs sagt, daß diesen Erinnerungen, die nur die Hälfte des Buches füllen, beigegeben sind „Fahrten eines ungenannten Nichtcombattanten (S. 115—206) und „Ungedruckte Skizzen" von Pfarrer Klein, dem bekannten Verfasser der ergreifenden „Fröschweiler Chronik" (S. 207—225). Schriftstellerisch betrachtet ist das letzte das beste im Buch; den beiden andern Verfassern mangelt etwas die rechte schriftstellerische Gewandtheit und Schulung. Nicht alles, was sie interessirt, interessirt auch den Leser, und nicht alle Bilder sind rund und klar. Aber man nimmt gern ein paar überflüssige Seiten drein, wo doch das Ganze ansprechend ist. Denn wir sehen in diesem Buche, wie in den andern dieser Sammlung, mit den Augen des Erzählers, der einst mitten drin gestanden ist, in die Kriegsereignisse hinein, und das ist stets anziehend. Da und dort wird einem freilich bei Gümbel's Erzählung etwas peinlich zu Muthe; denn man bekommt den Eindruck, den ich aus eigener Erfahrung von dazumal bestätige, daß viel, sehr viel faul war in der Organisirung des freiwilligen Sanitätsdienstes. So kann und darf es in einem künftigen Kriege nicht mehr zugehen. Und dies durch seine Erzählung gezeigt zu haben, ist mit ein Verdienst von Gümbel's Buch. Daß der Nichtcombattant des zweiten Theils da und dort nicht sehr freundlich von den Deutschen aufgenommen wurde, nehme ich ihnen nicht übel. So natürlich es ist, daß er seine zwei Söhne, die bei der Armee waren und die er vor ihrer Abreise nicht mehr sah, um jeden Preis im Felde besuchen wollte, so braucht man sich doch blos die Folgerungen zu ziehen, daß andere Väter den gleichen Wunsch gehabt haben und ihren Söhnen auch ins Feld nachgereist sind, und man wird begreifen, daß das zu eigenthümlichen Misständen führen mußte. Wenn man also mit dem freiwilligen Krankenpfleger in seinen verschiedenen Nöthen sehr mitfühlt, so ist das bei dem Nichtcombattanten nicht in dem Maße der Fall: jener wollte dem Heere dienen, also dem großen Ganzen, dieser folgte lediglich dem Zuge seines Herzens. Daß er dabei auch der Verwundeten sich annahm, wo er konnte, ist ja selbstverständlich; es war ihm schließlich aber auch nur Mittel zum Zwecke. Seine Aufzeichnungen sind mindestens so anziehend wie die Gümbel's und auch aus ihnen läßt sich für die Zukunft manches lernen. Obwol also dieser Band der Sammlung höhere Ansprüche nicht erfüllt, so glaube ich doch, daß gerade er für Jugend und Volk einer der anziehendsten sein wird, und vermag ihn für Volksbibliotheken aufs wärmste zu empfehlen.

Richard Weitbrecht.

Pädagogisches.

1. Die pädagogische Pathologie oder die Lehre von den Fehlern der Kinder. Versuch einer Grundlegung für gebildete Aeltern, Studirende der Pädagogik, Lehrer, sowie für Schulbehörden und Kinderärzte von Ludwig Strümpell. Leipzig, Ungleich. 1890. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
2. Das Absehen der Schwerhörigen. Leitfaden zur Erlernung der Kunst, das Gesprochene vom Munde abzusehen. Nach den Grundsätzen seiner eigenen, den Bedürfnissen der Schwerhörigen angepaßten Lehrmethode bearbeitet und herausgegeben von Julius Müller. Hamburg, Selbstverlag des Verfassers. 1890. Gr. 8. 10 M.
3. Zur Fürsorge für die Schwachsinnigen. Von Dr. Brandenberg. (Sammlung pädagogischer Vorträge von Meyer-Markau, 3. Band, Heft 3.) Bielefeld, Helmich. 1890. 8. 50 Pf.
4. Nervosität und Mädchenerziehung in Haus und Schule. Von Chr. Ufer. Wiesbaden, Bergmann. 1890. Gr. 8. 2 M.
5. Die Aufgaben der öffentlichen Erziehung gegenüber der socialen Frage. Von Girardet-Breling. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1890. Gr. 8. 1 M.
6. Die zeitgemäße Gestaltung der deutschen Fortbildungsschule. Von Oskar Pache. Wittenberg, Herrosé. 1890. 8. 80 Pf.
7. Plato oder von dem Wesen der Jugendliteratur. Ein Dialog von M. Hartung. Leipzig, Kempe. 1890. 8. 50 Pf.

Diese sämmtlichen, sonst so verschiedenen Schriften haben das Gemeinsame, daß sie alle unter dem Zeichen des Pathologisch-Therapeutischen stehen, d. h. alle haben es mit offenkundigen Schäden, pädagogischen, socialen und andern, zu thun und suchen die Heilung derselben auf pädagogischem Wege.

Den pathologischen Reigen eröffne das geistesfrische Werk eines Veteranen der wissenschaftlichen Pädagogik, „Die pädagogische Pathologie" Ludwig Strümpell's (Nr. 1). Die Lehre von den Fehlern der Kinder und ihrer Verhütung und Heilung ist bisjetzt von der Wissenschaft nicht ebenso systematisch ausgebildet worden, wie die Lehre von der Erziehung und vom Unterrichte. Mit Recht findet Strümpell dies nicht gerechtfertigt und will daher den „Versuch der Grundlegung" einer pädagogischen Pathologie machen. Ausgehend vom Begriffe der medicinischen Pathologie, bestimmt er erst die pädagogische Pathologie als

die Lehre von allen denjenigen Zuständen und Vorgängen, welche erfahrungsmäßig während der Entwickelung des geistigen Lebens im Kindesalter von solcher Beschaffenheit sind, daß sie der Abschätzung und Werthbestimmung, nach denen der Pädagog sie im Hinblick auf die von ihm gedachte und erstrebte Jugendbildung auffaßt und beurtheilt, sich entweder als nicht genügend oder als bedenklich oder schädlich, überhaupt als in irgend welcher Hinsicht der Besserung bedürftige Fehler darstellen. (S. 16 fg.)

Ihre Aufgabe ist sonach: Aufstellung eines Fehlerverzeichnisses als des Untersuchungsmaterials, kritische Sichtung desselben, Klassifikation, psychologische Auswerthung, Aetiologie. Natürlich hat sie auch Stellung zu nehmen zu dem Grundprobleme, welches in der Frage nach dem Verhältnisse zwischen dem körperlichen und dem geistigen Leben liegt; der Standpunkt Strümpell's ist der antimaterialistische, wie er ihn in seiner „Einleitung in die Philosophie" eingehend begründet hat. Strümpell's Buch will nur einen Versuch darstellen, der Erfüllung einiger von den genannten Aufgaben näher zu kommen: er gibt auf Grund eigener Beobachtung, seiner Umschau in der pädagogischen Literatur und der Nachfrage bei Lehrern ein Verzeichniß von über 300 Kinderfehlern (mehr denn dreimal soviel, als die medicinischen Lehrbücher „Kinderkrankheiten" aufzählen!), vergleicht die pädagogische Pathologie und Therapie mit der medicinischen nach Aehnlichkeit und Verschiedenheit, stellt das Wirken dessen dar, was er „psychischen Mechanismus" nennt, bespricht die Kennzeichen der geistigen Gesundheit eines Kindes, versucht eine Klassifikation der Fehler und redet noch im besondern von den Sprachstörungen und Sprachfehlern. Ich greife aus dem reichen Inhalte nur den Satz heraus, der mir der bedeutsamste des ganzen Buches scheint, und der jedenfalls für die praktische Pädagogik ungemein folgenreich ist:

> Niemals geht die natürliche Entwickelung des Kindes direct und ungestört zum Vollkommeneren vorwärts. — Aus diesem Grunde müssen im Unterschiede von der Entwickelung des auswachsenden Körpers außerordentlich viele pädagogische Fehler und Mängel, welche der Erzieher von seinem idealen Standpunkte aus abnorm nennt, als solche selbst für etwas Normales gehalten werden, in dem Sinne, daß die Entwickelung des Seelenlebens während der Kindheit es nun einmal mit sich bringt, mehr oder weniger Fehlerhaftes zu durchlaufen, ehe das Bessere dasein kann. (S. 157 fg.)

Das Buch ist das echte Buch eines deutschen Philosophen, das als Anregung und Grundlegung zum Bau einer pädagogischen Pathologie vollen Werth hat, das aber auch sicher für „gebildete Aeltern", „Lehrer" und „Schulbehörden", denen der Verfasser sein Buch ohne weiteres zueignet, noch wenig genießbar ist.

Die folgenden drei Bücher beschäftigen sich mit Zuständen, die in den Kreis der pädagogischen Pathologie fallen, zugleich aber auch der medicinischen angehören. Dazu zu zählen sind z. B. die Folgen des gänzlichen Mangels oder der eingreifenden Störung eines Sinnesorgans. Sie fordern den Pädagogen wie den Arzt zur Erfindung und Anwendung therapeutischer Mittel auf, den ersteren zu besonderen Methoden des Unterrichts und der Erziehung. Bekannt sind die Bestrebungen, den Taubstummen ihren Zustand erträglich und für ihre geistige Ausbildung weniger hindernd zu machen. Die Erfolge besonders der Lautsprache- und Absehmethode legten einem früheren Taubstummenlehrer, J. Müller (Nr. 2), die Frage nahe, ob nicht ein Theil dieses Unterrichts, die Ausbildung der Absehfertigkeit auf die große Zahl hörend geborener, später jedoch theilweise oder völlig ertaubter Erwachsener mit Erfolg angewendet werden könnte. Müller bejaht, im Gegensatze zu der gewöhnlichen Ansicht, diese Frage auf Grund zahlreicher persönlicher Erfolge. Nur dürfe man nicht die bei den Taubstummen angewandte Absehunterrichtsmethode gebrauchen; andere Voraussetzungen und anderes Ziel verlangen auch einen andern Weg. Für den Taubstummenunterricht liege das Hauptgewicht auf den Mundstellungen, weshalb jenes schwerfällige, jedes Wort pedantisch ausprägende Sprechen mit möglichst weit geöffnetem Munde angewandt werde.

> Dagegen die sichtbaren Merkmale der fließenden Sprache im Zusammenhange auffassen, heißt: ihre Bewegungen auffassen. Deshalb hat es der Unterricht für Schwerhörige nicht mit Sprachstellungen, sondern mit Sprechbewegungen zu thun. (S. 17.)

Diesen Grundgedanken seiner Methode führt sodann Müller näher aus, Richtung, Tempo, Maß, Dauer, Rhythmus und Gliederung der Bewegungen unterscheidend und diese Unterscheidung als Aufgabe nicht der Gedanken, sondern des Auges bezeichnend, das durch Uebung an das Auffassen einer bestimmten Art von Masseneindrücken gewöhnt werde (vgl. das Lesen!). Sehr viel kommt beim Erlernen auf den „Vorsprecher" an und auf Anordnung und Behandlung des Uebungsstoffes. Praktische Winke und ein ausführliches Uebungsbuch (S. 37—160) zeigen, auf was es dabei ankommt. Müller's Buch bekundet den gebildeten Mann und ruht nicht nur auf Erfahrung, sondern auch auf ernsten lautphysiologischen Studien, ragt somit weit hervor über ähnliche Schriften, die das methodische Kunststückchen eines reclame- und geldbedürftigen „Erfinders" anpreisen. Nicht nur in Anstalten, sondern auch in Familien, wo die Kunst des Arztes versagt hat, möge man es mit dieser Methode versuchen.

Den medicinisch-pädagogischen Leidenszustand der Schwachsinnigkeit hat Brandenberg zum Gegenstande eines sachkundigen und warmherzigen Vortrags gemacht, der auf dem 14. Rheinischen Provinzial-Lehrertage zu Köln gehalten wurde und nun in der verdienstvollen Meyer-Markau'schen „Sammlung pädagogischer Vorträge" abgedruckt ist (Nr. 3). Nach einem Hinweis auf die überraschend große Zahl der Schwachsinnigen schildert Brandenberg die Bestrebungen zu ihren Gunsten, besonders die Anstalten der Rheinprovinz, deren Aufnahmebedingungen, Unterrichtsbetrieb, Lehrziel, Art und Weise der Beschäftigung nach dem Unterrichte u. s. w.; da aber diese Anstalten dem Bedürfnisse lange nicht ausreichen, schlägt er — und hierin liegt die Hauptbedeutung des Vortrags — nach dem Vorgange von Elberfeld, Köln und anderen Städten die Errichtung von „Hülfsklassen" in den städtischen Schulen vor. Diesen wären diejenigen Kinder zuzuweisen, „welche den normal beanlagten nahe stehen, die geistig nur leicht geschwächt sind, die bei passender Vereinigung der Stoffmenge durch einen für sie besonders zugeschnittenen Unterricht noch im Stande sind, das Ziel zu erreichen, was bei dem Lehrplan der hiesigen «Schule für geistig nicht normal veranlagte Kinder» als das zu erstrebende

bezeichnet worden ist" (S. 12). Diese kölner Schule zeigt er nun in ihrer Einrichtung, ihrer Arbeit und ihren Erfolgen. Es ist keine Frage, daß in größeren Städten eine solche Hülfsschule leicht einzurichten ist und von großem Nutzen sein würde. Die armen Schwachsinnigen erhalten gesondert eine ganz achtungswerthe Bildung, während sie unter der großen Masse der andern Kinder geistig ersticken müssen, und die eigentlichen Schulen werden von einem schweren Hemmschuh befreit. Aber in kleineren und kleinen Schulgemeinden? Hier scheint mir eine empfindliche Lücke des sonst so verdienstvollen Vortrags, der auf diese Weise seinem allgemein gehaltenen Thema nicht ganz gerecht wird. Denn der bloße Hinweis auf ein für diese Fälle zu Rathe zu ziehendes Buch und die für den so geplagten Lehrer gewiß wenig tröstliche Versicherung, daß er eben auch seine schulfreie Zeit zu opfern habe, genügen nicht. Doch auch in seiner Beschränkung verdient der Vortrag reiche Verbreitung nicht nur unter Lehrern, sondern gerade auch unter dem großen Publikum, da in der That „manche Aeltern schwachsinniger Kinder, ja sogar Gemeinderäthe und Gemeindevorsteher, von dem Bestehen unserer Anstalten und Schulen für Schwachsinnige und von ihrem segensreichen Wirken keine Ahnung haben".

Chr. Ufer's Schrift (Nr. 4) handelt von der Krankheit unseres Zeitalters, der Nervosität, die, anfänglich bespöttelt, nun Gegenstand ernster Sorge geworden ist. Besonders auch ihre Beziehung zur Schule und überhaupt zur Erziehung der Gegenwart ist von Aerzten mannichfach besprochen worden, und häufig haben diese die schwersten Vorwürfe gegen Erziehung und Unterricht geschleudert, in einseitiger Weise lediglich medicinischen Erwägungen folgend. Ufer will nun „die Forderungen der Aerzte vom pädagogischen Standpunkte aus eingehend auf ihre Berechtigung prüfen und die anzuerkennenden für die Pädagogik fruchtbar zu machen suchen", also in besonnener Weise zwischen Hygieine und Pädagogik vermitteln. Obgleich er dabei nur einen engern Kreis, die Mädchenerziehung, in Betracht zieht, hat seine auf reicher pädagogischer Erfahrung und gründlichen Studien fußende, in leidenschaftsloser, besonnen abwägender Erörterung sich bewegende Arbeit doch allgemeine Bedeutung, und da sie ein erschöpfendes Programm einer vernünftigen Erziehung der künftigen Mütter unseres Volkes darstellt, ist sie zugleich ein werthvoller Beitrag zu der noch im Anfange ihrer Entwickelung stehenden Mädchenschulpädagogik. Der pädagogische Standpunkt Ufer's ist der Herbart-Ziller'sche. In den drei ersten Kapiteln, die von Begriff, Kennzeichen, Verbreitung, Ursachen u. s. w. der Nervosität handeln, stützt sich Ufer, wie ganz naturgemäß ist, ganz auf ärztliche Wahrnehmungen und Urtheile, besonders auf die einschlägigen Schriften von Emminghaus, Krafft-Ebing, Berger, Pelman. Vom vierten Kapitel an wird er selbständiger und zeigt vielfach unter Bekämpfung von Pelman, bezw. Rochard, dem Pelman seine Anklagen gegen die Mädchenschulen zum großen Theile entnommen, wie die Mädchenerziehung einzurichten ist, damit sie Nervosität weder erzeuge noch fördere, vielmehr zur Heilung schon vorhandener beitrage und doch den Ansprüchen, die mit Recht an die Bildung der deutschen Frau gestellt werden, genüge.

Indem ich Aeltern und Lehrer auf die treffliche Arbeit selbst verweise, hebe ich hier nur einige Anschauungen heraus, die den Standpunkt des Verfassers vorzüglich charakterisiren. Die Schule muß die natürlich ansteigende Fortsetzung der bisherigen Lebensweise sein. Die Mädchenschule soll stets das praktische Leben und die Aufgabe der künftigen Hausfrau berücksichtigen, aber sie hat nicht die Anleitung der Mutter oder den Besuch einer Haushaltungsschule zu ersetzen. Keinen fremdsprachlichen Unterricht! er ist in keiner Weise nothwendig und gefährdet die Gesundheit; lediglich als Zugeständniß an den gegenwärtigen Stand der Sachen will Ufer der höheren Mädchenschule das Französische nicht versagen. Dem Vielerlei des Stoffes ist entgegenzuarbeiten durch Concentrirung, wodurch Kraft erspart und ein in allen seinen Theilen innig zusammenhängender, geistig wohl ausgeglichener Gedankenkreis geschaffen wird, der seinerseits weitere Materien leichter bewältigen hilft und so nicht nur Interesse für die Schule weckt, sondern auch ein gutes Rüstzeug fürs Leben abgibt — also überhaupt die Nervenkraft schont. Dieser Gedanke, für die Theilfächer eines Ganzen sehr beherzigenswerth, scheint mir in der Durchführung für sämmtliche Unterrichtsfächer unter einander sehr gefährlich: solche Concentration kann nur excentrisch wirken. Und dann die consequente Durchführung im einzelnen? Auch Ufer begnügt sich mit allgemeinen Sätzen und ganz wenigen vortheilhaft gewählten Beispielen. Als Unterrichtsmethode empfiehlt er die der fünf Stufen: Vorbereitung, Darbietung, Vergleichung, begriffliche Fassung, Anwendung. Von dieser elementaren Methode abzugehen sei auch in den obersten Klassen kein Grund vorhanden. Hier graust mir vor der Gefahr der Schablone, so sympathisch mir des Verfassers Abneigung gegen die Schöngeisterei, die bloße Gedächtnißbildung, die Hast und die Ueberreizung im höheren Mädchenschulunterrichte ist. Diese Fehler lassen sich denn doch noch anders bekämpfen als durch jenen Sklavendienst der Stufentreterei.

Daß unser ganzes modernes sociales Leben ebenfalls in einem pathologischen Zustande sich befindet, ist nicht zu leugnen; die Frage ist nur, ob es zur Heilung desselben des socialdemokratischen Umsturzes bedarf, also der Vernichtung unserer jetzigen Gesellschaftsordnung, oder ob diese noch kräftig genug ist, sich aus sich selbst zu heilen. Sie wird es nur sein, wenn sie nicht alles Heil von der thatkräftigen Hand allein erwartet, die von oben mächtig eingegriffen, wenn sie überhaupt nicht immer „besonders verpflichtete Träger einer allgemeinen Aufgabe" sich sucht, sondern jedes Glied derselben sich verantwortlich fühlt und in ernster Arbeit an sich und andern sein Bestes beiträgt. Diese Wahrheit gilt auch gegenüber den Bestre-

bungen, die in letzter Zeit hie und da laut geworden sind: die Schule dem Kampf gegen die Socialdemokratie dienstbar zu machen. Es ist ja überaus schmeichelhaft für die Schule, daß man in allen Nöthen sofort an sie als Helferin denkt; es ist aber ebenso sicher, daß darin eine ganz gründliche Verkennung des Ziels und des Wesens der Schule sich offenbart. Sie ist nicht ein Mädchen für alles, das man heute für die Bekämpfung des gelehrten Proletariats, morgen gegen die Socialdemokratie, ein anderes mal wieder für die Förderung des wirthschaftlichen Lebens u. s. f. in Anspruch nimmt, sondern sie ist nur einer der Factoren, welche den Menschen zum Menschen, zur humanen Persönlichkeit heranbilden sollen, und zwar derjenige Factor, der dieser seiner allgemeinen Aufgabe desto besser genügen kann, je weniger man ihn in den Lärm des Tages und den ungeklärten Kampf der Meinungen und Leidenschaften hereinzieht; lebenfremd braucht die Schule darum noch lange nicht zu sein. Eben dieses Thema erörtert Dr. Girardet-Breling in seiner ebenso wissenschaftlich gründlichen und streng begrifflich entwickelten, wie der gebildeten Allgemeinheit verständlichen Schrift „Die Aufgaben der öffentlichen Erziehung gegenüber der socialen Frage" (Nr. 5). Alle besondern Kampfesmaßregeln gegen die Socialdemokratie weist er für das Gebiet der Schule ab. Die Socialdemokratie ist ihm nicht ein vereinzeltes, willkürliches Gebilde gewisser Klassen, sondern eine mit dem gesammten heutigen Volksleben solidarisch verbundene Erscheinung. Daher müsse das ganze Volk wieder auf eine gesunde sittliche Grundlage gestellt werden:

> Es gilt, Mittel und Wege ausfindig zu machen, welche auf seiten der wichtigsten öffentlichen Erziehungsfactoren in Betracht kommen, um einerseits eine solche Basis des socialen Lebens zu schaffen, auf Grund deren eine Versöhnung der verfeindeten Gesellschaftsklassen dadurch angebahnt wird, daß die weniger Bevorzugten es über sich gewinnen, ihren Forderungen Maß aufzulegen und sich von der Herrschaft einer rein materialistischen Lebensauffassung zu befreien, die mehr Begünstigten dagegen sich gebunden fühlen, mit ihrem größeren Besitze auch größere Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen und ihren Arbeitern gerechte, wohlwollende und fürsorgende Herren zu sein, und um andererseits der Jugend mit der Geistesbildung zugleich diejenige Charakterfestigkeit zu theil werden zu lassen, welche für den Fortbestand der sittlichen Güter durch sich selbst bürgt und die Herrschaft einer sittlichen Weltanschauung, sei es wirkend, sei es kämpfend, aufrechtzuhalten entschlossen und befähigt macht. (S. 7 fg.)

Unsere heutige öffentliche Erziehung leiste dies aber nicht; sie stehe ihren Aufgaben und Zielen nach in der Hauptsache im Dienste des Wissens und der Wissenschaft (durch wessen Schuld??) und führe so zum Egoismus, der den Gegensatz nicht mildere, sondern steigere. Nicht eine Unterrichtsreform sei darum das Dringliche, sondern eine Erziehungsreform, und diese habe zu geschehen im sittlich-religiösen Geiste, wobei Girardet-Breling eine Versöhnung der modern-empiristischen Weltanschauung mit der Religion erhofft, indem jene ihre Einseitigkeit opfert und dem Gefühlsleben sein Recht werden läßt, diese aber wieder mehr der sittlichen Befestigung und religiösen Erbauung sich zuwendet und den starren Dogmatismus preisgibt. Diese Erziehung durchzuführen kann die Schule nur ein Factor unter andern sein; Familie, Gesellschaft, Kirche sind ebenfalls von hervorragender Bedeutung. Die für die Reform maßgebenden Gesichtspunkte werden sodann in großen Zügen entwickelt:

> Der weitern Arbeit wird vorbehalten bleiben, eine entsprechende Methode ausfindig und brauchbar zu machen. — Unfehlbare Recepte wird es in ihr nicht geben; die Macht der Persönlichkeit wird ihr Fundament bilden, Charakterentwickelung ihr Ziel; Freiheit und Autorität werden ihre Pole sein. Sie wird keiner Schablone folgen, sondern eine freie harmonische Gestaltung der Anlagen zu ihrer Aufgabe machen; sie wird nicht nur gebildete Menschen, sondern Persönlichkeiten erziehen; sie wird schließlich das bisher als gut und tauglich Erkannte nicht umstürzen, sondern wird sich bescheiden, darauf fußend, den Fortschritt zum Vollkommeneren darzustellen. (S. 42.)

Das ist auch eine Reform, freilich eine solidere, als die des modernen Reformschwindels!

Eine wichtige Aufgabe für die sittliche Hebung des Volks dürfte einem sehr jungen Gliede des deutschen Schulorganismus beschieden sein: der Fortbildungsschule, und es freut mich, einen erprobten Leiter und Vorkämpfer dieser Schule, Oskar Pache, in seiner Schrift „Die zeitgemäße Gestaltung der deutschen Fortbildungsschule" (Nr. 6), nicht nur ihren materiellen Nutzen, sondern auch hauptsächlich ihre sittliche Bedeutung betonen zu sehen. „Charaktere mit festen Knochengerüsten" soll sie nach ihm bilden helfen. Trefflich sind die Winke, die er auf Grund seiner sechzehnjährigen Erfahrung gibt. Er zeigt, wie die Disciplin in diesen Schulen sich ebenso sehr vom pädagogischen Gamaschendienste, wie vom Treiben eines polnischen Reichstags fernhalten müsse, zählt die Mittel auf, die diesen Schulen zu Gebote stehen, die halbwüchsige Jugend vor den ihr drohenden Gefahren zu bewahren, und gibt Anleitung, die sittlichen Kräfte in positiver Weise zu entwickeln. Trefflich sind auch die Rathschläge für den Unterricht, die ebensowol die Pflege idealer Gesinnung, wie die Bedürfnisse des praktischen Lebens im Auge haben. Nur ein Satz in der empfehlenswerthen Schrift scheint mir sehr bedenklich, und ich war erstaunt, ihn im Zusammenhange des Uebrigen zu finden: Es ist nöthig, „daß man unsern Anstalten durchgängig den Charakter der fachgewerblichen Fortbildungsschule verleiht". Also eine besondere Schule für Metzgerlehrlinge, eine besondere für Maurer, für Schneider u. s. w.? Ich gestehe, daß mir in diesem Punkte die unmittelbare Erfahrung fehlt, und daß ich mich gern von so einem erfahrenen Fachmanne belehren ließe, wenn nur nicht seine Begründung selbst eine ziemlich schwache wäre und mir nicht die Gründe, die Pache dagegen aufführt, schwerwiegender erschienen als seine Gründe dafür.

Der Schrift Pache's ist ein Aufruf Dr. Kamp's in Frankfurt a. M. angehängt, der zu einem gemeinsamen „Tage" aller am Fortbildungsschulwesen interessirten Factoren, der Lehrer, Behörden, Handwerksmeister u. s. w.

auffordert. Eine Abklärung der verschiedenen Meinungen auf diesem erst in den Anfängen seiner Entwickelung stehenden Gebiete thäte noth.

Nun noch eine „pathologische" Schrift: „Plato oder von dem Wesen der Jugendliteratur" (Nr. 7)! Freilich in anderm Sinne pathologisch! Der Verfasser M. Hartung ist selbst schuld, wenn ich sie als eine ganz gewöhnliche oder vielmehr ungewöhnliche Reclame bezeichne. Einmal entspricht sie ihrem hochtrabenden Titel durchaus nicht: Plato spielt nicht im Geiste seiner Schriften die belehrende Rolle, er wird im Gegentheile von einem „Deutschen" sehr hochnäsig geschulmeistert, hauptsächlich mit Hülfe von Horazcitaten (!); sodann ist das Ganze ein ziemlich seichtes, oft im nachlässigsten Conversationstone gehaltenes Gerede; und endlich tritt ungefähr von der Mitte an eine gewisse „Kindergartenlaube" so sehr in den Vordergrund der Erörterung, daß man unwillkürlich ausruft: Aha! Hier liegt der Hase im Pfeffer! da wirklich eine Zeitschrift dieses Namens existirt. Gegen eine solche Reclame ist aber im Interesse des Rufes unsers deutschen Buchverlags energisch zu protestiren. Denn dieser Vorgang ist auch — pathologisch!

Eduard Haug.

Culturgeschichtliche Schriften.

1. Culturpflanzen und ihre Bedeutung für das wirthschaftliche Leben der Völker. Geschichtlich-geographische Bilder von Wilhelm Richter. Wien, Hartleben. 1890. 8. 4 M.
2. Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen von Victor Hehn. Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Bornträger. 1887. Gr. 8. 9 M.

Dr. Wilhelm Richter's „Culturpflanzen" (Nr. 1) ist ein kleines taugliches Buch, das für weite Kreise in ansprechender Darstellung nach einleitender allgemeiner Betrachtung über die Culturpflanzen im Dienste der Menschen einzelne der wichtigsten besonders abhandelt, wie den Weinstock, den Oelbaum, die Dattel- und die Kokospalme, den Reis, Mais, die Kartoffel, den Kaffeebaum, das Zuckerrohr und die Zuckerrübe, den Taback, die Baumwolle, Flachs und Jute, das europäische Getreide, woran anhangsweise sich ein Abschnitt über das Salz schließt. Das wäre alles ganz gut und dankenswerth, wie uns denn auch eine Reihe anerkennender Besprechungen begegnet ist, wenn wenigstens die Hauptquellen der zahllosen und ohne jede Zurückhaltung gemachten Anleihen ein für allemal genannt und dazu die wörtlich entnommenen Stellen in üblicher Weise durch Anführungszeichen bezeichnet wären. Dann wüßte jeder Leser, daß der Verfasser auf anderer und zwar auf welcher Forscher Schultern steht, und würde vor doppeltem Irrthume bewahrt, einmal, daß Dr. Wilhelm Richter sein Eigenes gegeben habe, und ferner, daß, was er gegeben hat, eben Gemeingut sei, das jeder beliebig sich aneignen dürfe. Nun ist aber in diesem Büchlein niemand mehr ausgeschrieben worden als Victor Hehn, einer der sorfältigsten und reichst ausgerüsteten Forscher, einer der feinsten und eigenartigsten Denker und ein Stilist von seltener Schönheit, dessen hier in Betracht kommende Werke nur für die Wissenschaft geschrieben sind und niemals zur Lektüre der „Gebildeten" werden können, weil dem Leser fortwährend in den Text verwebte lateinische und griechische Citate begegnen, die sich, will man ein volles Verständniß der Bücher gewinnen, nicht wohl überschlagen lassen. Die Verbreitung der Ergebnisse von Hehn's Studien ist sicherlich wünschenswerth, nur sind sie als die Früchte seiner Forschung bekannt zu machen. Denn nur seiner außerordentlichen Belesenheit in den alten und mittelalterlichen Autoren, seinen umfassenden sprachlichen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen, seiner eindringenden Beobachtung und seinem Blicke fürs Große und Kleine und in beiden für das Wesentliche, mit einem Worte der wunderbaren Vielseitigkeit seiner Befähigung, aus der die ihm eigene Forschungsmethode erwuchs, verdanken wir die Anschauung des langen Assimilationsprocesses, dessen Ergebniß die Gleichartigkeit der Bodencultur in allen Uferländern des Mittelmeeres war: „Griechenland und Italien hatten sich im Laufe des Alterthums orientalisirt". Die Vergegenwärtigung der einzelnen Momente dieses Hergangs ist nach Hehn's Worten der Inhalt seiner „Culturpflanzen und Hausthiere" (Nr. 2).

Auffälligerweise ist dieses Buch trotz seiner fünf Auflagen noch nicht in den Bl. besprochen worden; so freut es, ist auch die Veranlassung unlieb, jetzt auf das Werk hinweisen zu können als auf einen Quell hohen geistigen Genusses und seelischen Behagens für den geeigneten Leser. Denn der auch mit künstlerischer Gestaltungskraft begabte Gelehrte bietet die Früchte seiner langsam gereiften Studien in köstlichen Schalen, in Formen, die nicht weniger der Ausdruck seiner vornehmen Persönlichkeit sind, als das Gebiet und die Art seiner Forschung es ist.

Um so weher thut es freilich, diese Früchte, es läßt sich nicht anders sagen, mit roher Hand herabgerissen, durcheinander geworfen, beschädigt und zerstückt zu sehen und, bei dem Bilde zu bleiben, selbst die Schalen zerbrochen, aber doch noch in den Scherben erkennbar in Richter's Buch verwandt zu finden. Alles, was hier über die Culturpflanzen im Alterthume gesagt ist und einiges darüber, ist Hehn entnommen; also alles über den Weinstock, Oelbaum, die Dattelpalme, den Reis, den Flachs; ja selbst über die europäischen Kornarten, wiewol Hehn diesen keinen eigenen Abschnitt gewidmet, sondern sie nur in seiner großen Anmerkung 17 behandelt hat. Dagegen sind die zwei Worte über den Granatapfel und die Anbauversuche des orientalischen Safran S. 21 der Einleitung irrig;

vermuthlich wurden diese Abschnitte im Hehn übersehen Im Kapitel „Das Salz“ ist es schwer, außer den Angaben über die heutige Salzgewinnung nur eine einzige Zeile zu finden, die nicht auf Hehn's Studie „Das Salz“ (Berlin 1873) zurückzuführen wäre.

Dieses Kapitel zeigt auch am deutlichsten die Art der Ausschlachtung, der Hehn's Werke verfallen sind. Kaum ein Gesichtspunkt, unter dem Hehn mit liebevollster Sorgfalt seinen Stoff betrachtet, der nicht auch bei Richter angestrichen wäre! Aber eben auch nur angestrichen! So auch beim Oelbaum. Wie gut Dr. Wilhelm Richter seinen Hehn kennt, wie er ihn benutzt hat, ohne ihn je zu nennen, weist hier S. 67 der Satz nach:

> Die Salbung der Kaiser und Könige und die letzte Oelung sind noch ein verklingendes Echo der alten Römerzeit, —

mit dem er seinen Faden weiter spinnt. Hehn schließt seine Abhandlung über den Oelbaum S. 97, nachdem er von der Verwendung des Oels zur Körperpflege bei den Alten gesprochen, mit den Worten:

> Nur die Salbung der Könige und Kaiser und die letzte Oelung sind noch ein verklingendes Echo der alten Römerzeit.

Noch ein Beispiel von Richter's Verfahren gelegentlich des Weinstocks. S. 30 fg. heißt es bei Richter:

> Wie bei uns Hopfen- und Epheuranken, so windet sich zwischen der vom Kaukasus, Ararat und Taurus begrenzten Gegend, ungepflegt im Waldesdickicht gleich den Lianen der tropischen Waldungen, die Rebe mit armdickem Stamme bis in die Wipfel der himmelhohen Bäume, schlingt sie ihre Ranken von Krone zu Krone und prangt von schwerhängenden Trauben. Dort wachsen noch die pomeranzengelben, süßbalsamischen Weine, deren Behandlung u. s. w.

Bei Hehn liest man S. 64:

> Dort windet sich im Dickicht der Waldung die Rebe mit armdickem Stamme bis in die Wipfel der himmelhohen Bäume, schlingt ihre Ranken von Krone zu Krone oder lockt von oben durch schwerhangende Trauben; dort . . . zwischen Kaukasus, Ararat und Taurus . . . dort wachsen die pomeranzengelben, süßbalsamischen, durchdringend duftenden Weine und liefert die edelste kachetinische Rebe einen Saft u. s. w.

Und all dies ist ohne eine Hindeutung, daß es fremdes Gut sei, ohne Anführungszeichen in den Richter'schen Text aufgenommen.

Die etwaige Einrede, das Buch sei für Schüler geschrieben, dürfte nicht verfangen; denn auch Schüler könnten den Namen eines edlen Geistes sehr wohl vernehmen, und dann sagt der Verfasser nirgend, daß er sich an Schüler gewandt. Ueberdies hat er erst jüngst in der „Kölnischen Zeitung“ (vom 12. Oct.) einem stattlichen Leserkreise gegenüber ganz dasselbe Verfahren in einem Aufsatze über die Orangenarten angewandt. Was über die Hesperidenäpfel, über den medischen Apfel, den Citrusbaum, überhaupt das Erscheinen der Goldfrucht im Alterthume dort gesagt ist, findet sich alles im Abschnitte „Agrumi“ bei Hehn, S. 354 fg. Hehn's Name ist aber auch dort nicht genannt, und da sein Träger im Grabe ruht, ist es der Lebenden Pflicht, sein geistiges Eigenthum ihm zu behaupten.

Der Verwerthung zweier wichtiger Culturpflanzen sind neuerdings sehr eingehende Monographien gewidmet worden:

3. Geschichte des Zuckers, seiner Darstellung und Verwendung, seit den ältesten Zeiten bis zum Beginn der Rübenzuckerfabrikation. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Von Edmund O. von Lippmann. Mit einem Titelbilde und einer Karte. Leipzig, Hesse. 1890. Gr. 8. 6 M.
4. Der Tabacksbau in Deli von G. E. Haarsma. Mit 9 Abbildungen und 3 Grundrissen. Amsterdam, de Bussy. 1890. Gr. 8. 12 M.

Die „Geschichte des Zuckers“ (Nr. 3) von Dr. Edmund von Lippmann, zur Zeit Director der Zuckerraffinerie Halle, verdanken wir dem Bestreben des wissenschaftlichen Technikers, über den Gegenstand seiner Berufsthätigkeit alle wünschenswerthe Klarheit zu erlangen, namentlich seine Bedeutung im Culturleben von den ältesten Zeiten an zu verfolgen. Da die hierüber vorhandene Literatur die Auskunft versagte, gewann sich der wissenseifrige Geschäftsmann die Mußestunden zu eigenen gründlichen Forschungen ab, deren Ergebnisse nun in einem stattlichen Bande geordnet sind. Wiewol der Verfasser sein Buch für sehr ergänzungsfähig erklärt, stellt es sich als eine hohe Achtung abnöthigende Arbeit dar, und nicht leicht wird man es ihr ansehen, daß sie neben einem vollen Tagewerke so beiläufig entstanden ist. Nicht in der Lage, im einzelnen diese oder jene der unzähligen, mit unentwegtem Fleiße aus den ersten Quellen oder deren Uebertragungen gesammelten Angaben nachprüfen zu können, haben wir aus dem Einblick in die Arbeitsweise des Verfassers die Ueberzeugung gewonnen, daß hier auf dem gegenständlich beschränktem Gebiete in der That ein gewichtiger Beitrag zur Culturgeschichte geleistet worden ist.

Dazu haben geführt das systematische Absuchen und Ausziehen der 10 gedrängte Seiten nur mit ihren Namen füllenden Schriftsteller, die des Zuckers nach irgendeiner Seite hin Erwähnung thun, die verständnißvolle Behandlung der ausgezogenen Stellen, die musterhafte Ordnung und Genauigkeit in der Anführung der Quellennachweise, die das Nachprüfen allerorten ermöglicht, und endlich die zweckmäßige Gruppirung der aus den Auszügen gewonnenen Thatsachen- und Anschauungsfülle. So gliedert sich das Buch in 17 Abschnitte, die mit der zuckerlosen Zeit, der Herrschaft des Honigs anheben, dann der Heimat des Zuckerrohrs und der Rohzuckerbereitung nachgehen, das Auftreten der Pflanze und des aus ihm gewonnenen Products im europäischen Alterthume und frühern Mittelalter verfolgen, wie seine Verbreitung von Indien nach Persien und die Erfindung der Raffination. Der Zucker am Hofe der Khalifen, im Westen des Khalifats, wie in China, seine Geltung zur Zeit der Kreuzzüge wird betrachtet, der Zuckerverbrauch in Europa im 14. und 15. Jahrhunderte veranschaulicht, seine Rolle zur Zeit der Entdeckungen untersucht; diese führten zur Zuckerfabrikation Amerikas, zur gesteigerten Verwendung in Europa und zur Ausbildung des Raffinationsverfahrens bis zum Zeit-

punkte der Ueberhandnahme des Rübenzuckers. Die letzten Abschnitte besprechen die Pflanzen, in denen man schon sehr früh Ersatz des Zuckers gefunden hat; sie versuchen eine Geschichte der Zuckerpreise aufzustellen und handeln endlich über die zum Theile sonderbaren Ansichten, die im Laufe der Zeiten über Entstehung und Wesen des Zuckers geäußert worden sind.

Die gleiche Sorgfalt, die im ganzen Buche sich ausspricht, geht auch aus der Anlage der Nachträge und Verzeichnisse der angeführten Schriftsteller, der geographischen und Personennamen und des Sachregisters hervor. Daß alle Citate aus fremden Sprachen in deutscher Uebersetzung gegeben sind, bedarf kaum der Erwähnung.

G. E. Haarsma's „Tabacksbau in Deli" (Nr. 4) gibt nun freilich nicht, wie die vorhergehenden Bücher, eine chronologische Darstellung der Entwickelung ihres Gegenstandes, sondern weist einen Querschnitt solcher und zwar auf ihrer gegenwärtig erreichten Höhe auf, welche der Tabacksbau auf Sumatra gewonnen hat. Der Verfasser, früher Inspector der Deli-Maatschappij in Deli, hat die von ihm im Geschäftsbetriebe gewonnenen Erfahrungen hier zu ausführlicher Darstellung, zunächst in holländischer Sprache gebracht; auf vielfache Aufforderung von Deutschland her hat die Verlagshandlung sich auch zu einer deutschen Ausgabe entschlossen, die in ausgezeichnet schöner Ausstattung uns vorliegt. Wie es scheint, hat der Verfasser selbst sein Werk übersetzt; die Uebertragung ist freilich kein Meisterstück, aber durchweg verständlich. Die Aussprache eines Fachmannes über das Verfahren und die Ergebnisse auf den heute so sehr geschätzten Tabackspflanzungen Sumatras darf jetzt gewiß unter uns auf Gehör rechnen. Denn der Tabacksbau in unsern überseeischen Besitzungen beginnt eine Rolle zu spielen, Kameruntaback und Sansibarcigarren kommen bereits auf den Markt, der Taback von Kutu im Gebiete des Kingani steht hoch im Werthe, das Wamigebiet eignet sich sehr wohl zum Tabacksbau, Usambara am unteren Pangani läßt jetzt schon Taback ausführen und die ersten aus Kaiser-Wilhelmsland hier angelangten Ernten haben bekanntlich in Hamburg und Bremen großen Beifall gefunden. Die Tabackscultur in Deli bietet aber insofern ein günstiges Beispiel und einen Anhaltepunkt bei sich aufdrängenden Fragen, als sie dort auch verhältnißmäßig neu ist, erst 1864 begründet wurde, und wenn auch Ost- und Westafrika oder Neuguinea andere Verhältnisse in Boden und Menschen aufweisen, so werden doch die Grundlagen, die natürlichen Bedingungen und die technischen Ausführungen nahezu die gleichen sein müssen. Auf das nach dieser Richtung hin neu gebotene Material zur Prüfung und etwaigen Verwerthung für unsere colonialen Bestrebungen hinzuweisen, kann nur der Zweck dieser Zeilen sein.

Das letzte Buch unserer Reihe spricht nicht von Pflanzen und Entwickelung, nicht von der Förderung der Cultur, sondern von ihrer Schädigung und Vernichtung durch ihre grimmigsten Feinde:

5. Geschichte der Seuchen, Hungers- und Kriegsnoth zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges von Gottfried Lammert. Wiesbaden, Bergmann. 1890. Gr. 8. 8 M.

Im bekannten medicinischen Verlage hat der Verfasser, Bezirksarzt in Regensburg, dieses Buch, die Frucht jahrelanger Sammlung, als einen „Baustein zur Zusammenstellung einer Geschichte der Heimsuchungen des deutschen Volkes" herausgegeben. Nicht blos für die auf dem Titel angegebene Frist, sondern für ein halbes Jahrhundert, 1600—1650, hat er aus gleichzeitigen Chroniken und Aufzeichnungen, wie aus späteren Geschichtswerken alles zusammengetragen, was ihm an Nachrichten über Seuchen, Hungersnoth und Drangsal und die durch sie bewirkten Menschenverluste, die Zahl der im Kriege Gebliebenen ausgenommen, auffindbar gewesen ist. Die Anordnung ist rein chronologisch. Jedem Jahre ist ein kurzer Bericht über Witterung und Wachsthum vorausgeschickt. Dann folgen die Angaben, wie die Quellen sie boten, zum Theile mit ihren Worten, nach den Landschaften, wobei auch die Grenzen des alten Deutschen Reichs überschritten werden. Mit dem Auftreten des Krieges werden natürlich die Truppenmärsche und die sie begleitenden Verheerungen und Greuel mit hinzugezogen.

Die Verläßlichkeit der Quellen ist nun freilich nicht über allen Zweifel erhaben. Wir dürfen im Buche doch wol nur eine Sammlung des dem Verfasser zugänglich gewordenen Materials sehen, ohne dieses Material zu überschätzen. Eine genaue statistische Verwerthung desselben könnte zu Trugschlüssen führen, und doch haben wir nur für wenige der mehr als 1050 Orte, von denen Verluste angegeben werden und die in das reiche Ortsverzeichniß aufgenommen sind, die Möglichkeit der Hoffnung, erforderlichenfalls archivalische Nachprüfung anzustellen. Nur Königsberg i. Pr. bietet anscheinend statistisch genaue Todtenlisten von Woche zu Woche. Wie die Zahl der Opfer unsicher ist, so auch die Art der Krankheit, der sie erlegen. Weitaus am meisten wird die Seuche mit dem Namen der Pest bezeichnet. In vielen Fällen vermag der kundige Verfasser diese Angabe zu berichtigen. Sehr auffällig ist nur — und wir wissen nicht, ob der gegenwärtige Stand der Forschung es bestätigt —, daß die Greuelthaten der schwedischen Truppen schon unter Gustav Adolf's Führung im Schwange gewesen sein sollen. Der Verdacht liegt nahe, daß theils confessionelle Feindschaft die Feder der Chronisten geführt, theils bei späterer Niederschrift die früheren Ereignisse nach den Erfahrungen der schrecklichen Gegenwart ins einzelne ausgemalt wurden. Viele interessante Züge nach jeder Richtung hin werden mitgetheilt.

Das Gesammtbild ist fürchterlich. Wer von Gustav Freytag's berühmtem dritten Bande seiner „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" schon einen vollen Eindruck des Elends und Jammers erlangt zu haben glaubt, schüttelt sich doch vor Entsetzen, wenn er auf den 270 großen Seiten dieses Buchs Blatt für Blatt nur Unheil und Tod

findet, einzig überboten von den Schilderungen menschlicher Bestialität. Immer und immer wieder ist es staunens- und dankenswerth, wie das deutsche Volk es in noch nicht dritthalb Jahrhunderten, von denen mehr als anderthalb wahrlich der Kriegsverwüstung genug sahen, es von der Stufe des Niedergangs zu seinem heutigen Wohlstande gebracht hat. Friedrich Bienemann.

6. Aus dem oldenburger Lande. Bilder und Skizzen von F. Buchholtz. Eine Festgabe zum 23. October 1889, dem Tage der vor 100 Jahren zu Oldenburg erfolgten Gründung der Gerhard Stalling'schen Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei. Oldenburg, Stalling. 1889. 8. 5 M.

Der Gedenktag, zu dessen Feier Buchholtz' Buch vor Jahresfrist erschienen ist, gilt nicht nur der ehrenwerthen Firma, die auf eine so lange Wirksamkeit zurückschauen kann, sondern der Bedeutung, welche diese Wirksamkeit für das Land gewonnen hat. Indem vor hundert Jahren Gerhard Stalling die vom Grafen Anton Günther 1633 gegründete Druckerei übernahm, rief er das erste buchgewerbliche Unternehmen von gesicherter Dauer in Oldenburg ins Leben und ward somit in der Culturentwickelung des Landes eine denkwürdige Persönlichkeit. In der einleitenden Geschichte der Firma wird hierdurch zugleich eine Skizze des literarischen Aufschwungs während des letzten Jahrhunderts im Großherzogthum geboten.

Sodann folgt eine Reihe sehr anziehend geschriebener Aufsätze, die in Anlehnung an ihren jedesmaligen Hauptgegenstand ein lebensvolles Bild von den territorialen Verhältnissen des Landes und dem Leben seiner Bewohner in Vergangenheit und Gegenwart entrollen. Aus den verschiedensten Gebieten, aus Geschichte und Rechtsleben, Cultur und Bodenbeschaffenheit des Landes wird bald dieses, bald jenes bedeutungsvollere Ereigniß oder eine auffallende Erscheinung herausgegriffen und in leichter fesselnder Weise in die Darstellung verwoben. Gleich anschaulich weiß der Verfasser das Leben und Treiben einer kleinen Stadt im Wechsel der Zeiten, wie das Ringen der Strandbewohner mit den Fluten des Meeres und die Entstehung und Bebauung der Marsch, das Wirken des Landesklosters Rastede für Religion und Cultur, oder die Beziehungen von Bauern und „Heuerleuten", wie die Schiffahrts- und Rhedereiverhältnisse auf der Weser, Art und Weise des Fischfangs in den Binnenseen oder gar das „Streichen" des Aals zu schildern. Auf die Entstehung von Verfassung und Recht der Stadt Oldenburg, die Entwickelung und allmähliche Auflösung der bäuerlichen Markgenossenschaften im Münsterlande geht der Verfasser mit derselben Sachkenntniß ein, wie auf die physischen Zustände seines Heimatlandes, die Vertheilung von Marsch, Geest und Moor, die Be- und Entwässerungssysteme und die geologischen Formationen des Bodens, die in den Diluvialerhebungen der südlichsten Ecke des Staates bei Damme sogar eine „Oldenburgische Schweiz" aufweisen. Wo der Gegenstand es gestattet, kommt vielfach auch ein frischer Humor zum Durchbruch, so bei der Schilderung des Treibens der Mönche und ihres Reliquiencults, oder bei der launigen Darstellung der Balgereien um das Glockengeläute im Dorfe Damme beim Ableben eines münsterschen, bezw. osnabrückschen Bischofs. Ein weitergehendes Interesse bieten ferner die Streitigkeiten des oldenburger Grafen mit Bremen um die freie Weserschiffahrt. Während die sonstigen Zustände in dem von den gemeinsamen Schicksalen des großen Vaterlandes wenig mitberührten Lande für jenes kaum von irgendwelchem Einfluß gewesen sein dürften, bieten diese immerwährenden kleinlichen Nörgeleien und die Kämpfe um den Weserzoll ein treffendes Bild vom Jammer des früheren deutschen Particularismus.

Einem jeden, dem die oft eigenartigen Zustände des oldenburger Landes Interesse einflößen, kann dieses fesselnd geschriebene Buch warm empfohlen werden. O. T.

Feuilleton.

Das erste Heft einer neuen Büchersammlung liegt vor: „Lateinische Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von Max Herrmann und Siegfried Szamatólski" (Berlin, Speyer u. Peters, 1891). Es ist im Plane, die hervorragenden Werke der Renaissancezeit im kritisch hergestellten Urtexte, jedoch in der Rechtschreibung herauszugeben, die dem heutigen Stande der Wissenschaft entspricht. „Die Einleitungen der Neuausgaben werden außer den erforderlichen textkritischen und bibliographischen Angaben in erster Reihe eine literarhistorische Charakteristik des Denkmals liefern, in welcher für die einfache Biographie des Verfassers die Entwickelung des Werks aus seinen biographischen und literarischen Bedingungen eintreten wird." Die lateinische Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts hat ihre Bedeutung wie auf dem Gebiete wissenschaftlicher Thätigkeit, so auch auf dem der schönen Literatur, „die unter dem belebenden Einflusse der Renaissance, des Humanismus und der Reformationsbewegung in der Lyrik und im Epos, in Dialogen und Schwänken und vorzüglich im Drama zur reichsten Blüte gedieh". Diesen Werken ist vorzugsweise das Unternehmen gewidmet. Eine Reihe berufener Gelehrten hat sich zu diesem vereinigt. Das erste Heft der saubern und gefälligen Ausgabe bringt des Niederländers Wilhelm Gnapheus biblische Schulkomödie „Acolastus" (Antwerpen 1529), die das Gleichniß vom verlorenen Sohne dramatisirt, von Johannes Bolte bearbeitet. Für die Folge sind unter andern Melanchthon, Thomas Campanella, Konrad Celtes, Erasmus, Nicodemus Frischlin, Eoban Hessus, Thomas Murner, Poggio, die „Epistolae virorum obscurorum", deutsche Lyriker des 16. Jahrhunderts, Städtegedichte zur Herausgabe ausersehen. Ganz fraglos wird durch diese schönen und wohlbearbeiteten Neudrucke der Beschäftigung mit der humanistischen Literatur und zumeist mit der unsers eigenen Volks ein kräftiger Antrieb erwachsen.

— Die Zahl unserer Monatsschriften hat sich um eine vermehrt, der ein guter Anfangserfolg sicher vorausgesagt werden darf. „Das zwanzigste Jahrhundert. Deutsch-nationale Monatshefte für sociales Leben, Politik, Wissenschaft und Literatur. Herausgegeben von Erwin Bauer" (Berlin, Lüstenöder) ist in seinem

ersten Hefte erschienen. Das Programm bringt in vielen Stücken zum Ausdruck, was viele denken und wünschen, was aber die Mehrzahl nicht wünscht. Wir würden uns freuen, wenn der Zeitschrift die sittlich gefestigten Männer zur Verfügung ständen, die sie zur Verfolgung des Programms nöthig hat. Der Einführungsartikel ist übrigens recht lesenswerth. Das Gleiche gilt von der Klarlegung des Programms der antisemitischen Partei, wie es im Juli zu Erfurt festgestellt worden ist. Sehr gut wird darüber zur betreffenden Stelle gesagt: „Es verlangt den gesetzlichen Schutz und die wirthschaftliche Emancipation der Arbeiter, soweit dies möglich ist, ohne sich in socialdemokratische Phrasen zu verlieren und den vierten Stand auf Kosten der andern Stände und gleichfalls arbeitenden Berufs- und Gesellschaftsklassen zu hätscheln. Der vierte Stand soll von der Zukunft das Recht finden, das er für seine materielle Existenz und sein geistiges und sittliches Fortkommen, für seine Fortentwickelung zu höherer Bildung und Gesittung und zu höhern Berufsarten fordern darf, aber keinen Fingerbreit mehr. Es ist an der Zeit, dies präcise und energisch auszusprechen. Denn auch der Socialismus der Zukunft, wie wir ihn verstehen, kann und wird rechtlich und wirthschaftlich dem Einzelindividuum nur so viel gewähren, als es auf Grund seiner geistigen und physischen Leistungen beanspruchen darf.“ Der „Offenherzige Brief Dr. Isidor Veilchenfeld's über das literarische Berlin“ ist köstlich. „Ein wenig Kannegießerei“ wird man dem Rentier Lehmann gern verzeihen. Die Rubrik „Aus dem Narrenhause der Zeit“ bespricht charakteristische Skandalosa wie den „Fall Lindau“ und die Entlassung Dr. Mehring's aus der Redaction der „Volks-Zeitung“. Die jüngst vollzogene Strafversetzung der christlichen Referendare zu Hildesheim hat in ihr noch nicht Platz gefunden.

— Der treffliche Erzähler vom „Lutherhof von Gastein“, Superintendent Max Vorberg, hat einen „Streifzug durch die moderne Belletristik“ (Gotha, F. A. Perthes, 1890) veröffentlicht. Wir haben selten so viel Wissen und Geist auf kleinem Raume zusammengedrängt gesehen wie hier. Der Verfasser steht auf einem positiv-christlichen, aber äußerst weitherzigen Standpunkte, ist wahrhaft geistvoller Fernsichten und einer scharf eindringenden Kritik fähig, wurzelt in einem sittlich-religiösen Pathos, ohne die Spur von kirchlicher Tendenz zur Schau zu tragen. Es ist ein Genuß, diese Broschüre zu lesen. Freilich ist sie denn doch allzu skizzenhaft gehalten: diese Verbindung von allzu großer Kürze und tief durchdachten Spitzen bringt für die Gesinnungsgenossen des Verfassers die große Gefahr mit sich, in verba magistri zu schwören.

— Der sächsische Oberstlieutenant M. von Egidy hat eine Abhandlung unter dem Titel „Ernste Gedanken“ (Leipzig, O. Wigand, 1890) erscheinen lassen. Darin hat er Angriffe gegen Hauptsätze der christlichen Kirchenlehre niedergelegt, welche zu seiner Verabschiedung geführt haben. Fragt man sich nun, ob diese Schrift ein solches Opfer werth war, so müssen wir dies entschieden verneinen. Herr von Egidy stellt Einwürfe und Zweifel zusammen, wie sie hundert- und tausendmal schon erhoben worden sind, und zwar oft unendlich geistvoller als von ihm. Der höchst ehrenhafte Mann hat aber weder die Begabung noch auch den ernsten Willen, sich über den Standpunkt eines oberflächlichen Nationalismus zu erheben. Er bildet sich ein, mit dieser Schrift eine reformatorische That vollbracht zu haben, bekundet damit aber nur den Größenwahn eines kleinen Lichts. Es thut uns geradezu weh, daß ein als Mensch so hochachtungswerther Offizier sich so sehr über die Tragweite seiner Gedanken und über seine Mission täuschen konnte; es ist ihm heiliger Ernst mit der Wahrheit, aber er hat es versäumt, sich Belehrung an der rechten Stelle zu holen, und so leidet er einen doppelten Schiffbruch.

Bibliographie.

Abel, C., Das Stiefkind des deutschen Heeres. Kritische Betrachtungen. Freiburg i. Br., Fehsenfeld. Gr. 8. 1 M.

Amelang, G., Hennigs von Treffenfeld. Vaterländisches Schauspiel. Dresden, Pierson. 8. 1 M.

Barbeck, H., Die soziale Frage und das Programm Bebels. Vortrag. Nürnberg, Heerdegen-Barbeck. Gr. 8. 45 Pf.

Bautz, J., Geschichte des deutschen Männergesanges in übersichtlicher Darstellung. Frankfurt a. M., Steyl u. Thomas. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Offener Brief an Se. Durchlaucht den Fürsten Bismarck von einem ehemaligen deutschen Nihilisten. 1. u. 2. Tausend. Berlin, Zoberbier. Gr. 8. 1 M.

Bundle-Charles, Bessie, Abgewichen, nicht verloren. Eine Geschichte aus dem römischen Karthago. Autorisirte Uebersetzung von A. Hornung. Basel, Geering. 1891. 8. 3 M.

Culturbilder aus Steiermark. Graz, Leykam. Lex.-8. 6 M.

Ehrlich, U., Erinnerungen an Klagenfurt, seine alten Häuser und Familien. Klagenfurt, Raunecker. 8. 2 M. 50 Pf.

Europa vor der Frage: Abrüstung oder Krieg? Betrachtungen eines deutschen Parlamentariers über die gegenwärtige politische Lage in Europa. Kassel, Brunnemann. Gr. 8. 50 Pf.

Freudenthal, T., Auf zum Niederwald! Reiseerinnerungen eines schwäbischen Provisors aus sonnigen Tagen. Reutlingen, Kocher. 1891. 8. 90 Pf.

Friedwagner, M., Goethe als Corneille-Uebersetzer. Ein Beitrag zur Geschichte des französischen Dramas in Deutschland. Wien. Gr. 8. 1 M.

Gabelsberger's Briefe an Heger, Posener und Anders. Festschrift, herausgegeben von R. Fischer. Leipzig, Geissler. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Geistbeck, M., Kolonialbibliothek. Ein Führer durch die Kolonien der europäischen Staaten, mit besonderer Rücksicht auf die Interessen des Handels, der Industrie und der Landwirtschaft. Für Schule und Haus bearbeitet. 1. Bd. München, Beck. 1891. 8. 2 M.

Haeseler, H., Die Augen der Welt. Dramatisches Zeitbild. Berlin, Zoberbier. 8. 1 M.

Held, F., Eine Afrikareise durch's Marsfeld (Pariser Ausstellung 1889). Berlin, Rosenbaum u. Hart. 8. 3 M.

Jürges, W., „Herr Gorilla“. Turnerischer Schwank. Hof, Lion. 1891. Gr. 8. 60 Pf.

Kaatz, H., Ueber moderne Ideen der Litteratur. Posen, Spiro. 12. 50 Pf.

Kornatis, Marie, Das Friedhofskreuz zu Baden-Baden. Eine Künstler-Novelle aus der alten Reichsstadt Straßburg. Karlsruhe, A. Bielefeld. 1891. 8. 1 M. 50 Pf.

Laddey, Emma, Selbstständige Mädchen. Novellen und Erzählungen aus dem modernen Frauenleben. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 3 M.

Losen, H. vom, Rußlands Dichten und Trachten, Deutschlands Lage und Aufgabe. Hierzu als Anhang: Der neue Rhein und Afrika. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Mahlau's Reise-Unterhaltung. I. Von Station zu Station. Heiteres von J. B. Müller-Hersurth. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 8. 1 M.

Nirrnheim, H., Hamburg und Ostfriesland in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur hansisch-friesischen Geschichte. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 2 M.

Nordhoff, J. B., Das Westfalen-Land und die urgeschichtliche Anthropologie (Römerspuren, Erd- und Steindenkmäler, Kleinwerke, Höhlen und ethnographische Alterthümer). Geschichtliches, Sammlungen, Literatur etc., zugleich als Beihülfe zu antiquarischer Forschung und Kartographie. Mit einer Karte der Umgebung von Münster. Münster i. W., Regensberg. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Nicolai Palkin. Uebersetzt aus dem Russischen vom Bibliographischen Bureau zu Berlin. 2. Tausend. Berlin, Manasse. Gr. 8. 1 M.

Riedt, L., Heiteres und Ernstes im Krieg und Frieden aus meinem Soldatenleben. 1. Lfg. Saulgau, Kitz. 8. 25 Pf.

Röder, E., Geborene Schlesier. Lexikon, enthaltend kurze Biographien in Schlesien geborener Tonkünstler. Bunzlau, Kreuschmer. 8. 75 Pf.

Runkel, F., Nora. Novelle. Mannheim, Bensheimer. 8. 2 M.

Schellbach, K., Erinnerungen an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Breslau, Trewendt. 8. 60 Pf.

Schwartz, F., Die Provinz Posen als Schauplatz des siebenjährigen Krieges. Posen, Jolowicz. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Steinberger, A., Walhallas Einherier. Dichtung. Regensburg, Coppenrath. 12. 1 M.

Streibel, H., Cassius und Julia. Schauspiel. Dresden, Pierson. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Lucius Papirius Cursor. Schauspiel. Dresden, Pierson. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Troxler, F., Der Kulturkampf von 1863—1888. Versuch einer geschichtlichen Darstellung. Biel, Kuhn. Gr. 8. 70 Pf.

— — Die Päpste des 19. Jahrhunderts. Populärgeschichtliche Darstellung. Biel, Kuhn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Vogt, O., Ei der Summerfrische. Humoreske in schlesischer Gebirgsmundart. Wüstegiersdorf, Jacob. Gr. 8. 50 Pf.

Was kann die Sprache zur Lösung der sozialen Frage beitragen? Ein Tröpfchen Selbsterkenntnis. Breslau, Preuß u. Jünger. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wolff, E., Prolegomena der litterar-evolutionistischen Poetik. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 1 M.

— — Das Wesen wissenschaftlicher Literaturbetrachtung. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 80 Pf.

Wörishöffer's, S., Romane. 1. u. 2. Bd. Der letzte Arnsteiner. — Sensitive. Berlin, Slottko. 1891. 8. à 3 M.

Zimmermann, R., Leibnitz bei Spinoza. Eine Beleuchtung der Streitfrage. Wien, Tempsky. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Friedrich Spielhagen:

Ausgewählte Romane.

Erste Serie.	Zweite Serie.
9 Bände. brosch. M. 18.— eleg. geb. M. 25.—	8 Bände. brosch. M. 16.— eleg. geb. M. 22.40.

Auch in 63 resp. 51 Lieferungen à M. —.30 Pf. zu beziehen.
Einzelne Bände kosten brosch. M. 3.50, eleg. geb. M. 4.50.

Was will das werden?

Vierte Auflage.
Wohlfeile Ausgabe.
3 Bände. brosch. M. 7.—. eleg. geb. M. 10.—.

Finder und Erfinder.

Erinnerungen aus meinem Leben.
2 Bände. brosch. M. 10.—. eleg. geb. M. 12.—.

Verlag v. F. A. Brockhaus, Leipzig.

STANLEY: Im dunkelsten Afrika.
Aufsuchung, Rettung und Rückzug EMIN PASCHA'S.

Geh. 20 M., geb. 22 M., auch in 40 Liefgn. à 50 Pf.
2 Bde., 150 Abbildungen,
3 grosse Karten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag v. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Supplement zu Stanley Im dunkelsten Afrika

JEPHSON-STANLEY

EMIN PASCHA
und die Meuterei in Aequatoria

Mit 48 Abbild. und 1 Karte.
Geh. 9 M. Geb. 10 M.
Auch in 18 Lfgn. à 50 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. Br.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Pesch, Chr., S. J., **Gott und Götter.** Eine Studie zur vergleichenden Religionswissenschaft. gr. 8º. (VIII u. 128 S.) M. 1.70.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte des spanischen Nationaldramas

von
Adolf Schaeffer.

Zwei Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 18 M.

Der Verfasser unternimmt es auf Grund eingehendster Studien, in methodischer Weise durch das ausgedehnte poetische Labyrinth der altspanischen Komödie zu führen, welche den Gegenstand des Staunens und der Bewunderung aller Zeiten bildet. Das Werk ist für die zahlreichen Freunde der spanischen Literatur in Deutschland unentbehrlich, wird aber auch weitern Kreisen willkommen sein.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.



Cotillon- & Carneval-Gegenstände
als Mützen, Orden, Touren, Costüme, Masken etc.
sowie Cartonnagen & Attrapen
empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden.

(Mit einer Beilage der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 48. —— 27. November 1890.

Aus Doctor Faust's Literaturleben.

1. Die beiden alten deutschen Volksschauspiele von Doctor Johann Faust und Christoph Wagner, Faust's Famulus. Vervollständigter Text mit vielfachen Ergänzungen bisher ungedruckter Scenen, Varianten u. s. w. Herausgegeben von Karl Engel. (Deutsche Puppenkomödien, IX.) Oldenburg, Schulze. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Doctor Johann Faust. Volksschauspiel vom Plagwitzer Sommertheater. Nach der Bühnenhandschrift der J. Dreßler'schen Truppe herausgegeben und mit den übrigen Volksschauspielen verglichen von Alexander Tille. (Deutsche Puppenkomödien, X.) Oldenburg, Schulze. 1890. 8. 60 Pf.
3. Die deutschen Volkslieder vom Doctor Faust. Von Alexander Tille. Halle, Niemeyer. 1890. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Goethe's Faust. Erster Theil. Erläutert von Heinrich Düntzer. Fünfte, neu bearbeitete Auflage. (Erläuterungen zu den deutschen Classikern. 19a und b). Leipzig, Wartig. 1890. 8. 2 M.
5. Fr. Kreyßig's Vorlesungen über Goethe's Faust. Zweite Auflage. Neu herausgegeben von Franz Kern. Berlin, Nicolai. 1890. 8. 4 M.
6. Die neue rationelle Methode der Faustforschung und der alte und der neue Mephisto. Zwei Vorträge von Ferdinand August Louvier. Hamburg, Grüning. 1890. 8. 80 Pf.
7. Die Figur des Mephisto im Goethe'schen Faust. Von H. Curto. Pisa, Hoepli's Filiale. 1890. 8. 2 M.
8. Klinger's Faust. Eine literarhistorische Untersuchung von Georg Joseph Pfeiffer. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Bernhard Seuffert. Würzburg, Hertz. 1890. 8. 4 M. 50 Pf.
9. Faust. Trauerspiel in fünf Aufzügen von August Klingemann. Neudruck. (Universal-Bibliothek Nr. 2109). Leipzig, Ph. Reclam jun. 1890. 12. 20 Pf.
10. Faust. Trauerspiel mit Gesang und Tanz. Von Julius von Voß. Herausgegeben von Georg Ellinger. (Berliner Neudrucke, II. 2.) Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 8. 3 M.

Doctor Johann Faust, dessen Name durch Schriftthum und Geistescultur der modernen Welt laut, weit und tief erklingt wie nur einer, war schon vor viertehalb Jahrhunderten ein vielberufener Mann. Wie die Urkundennachstöberung der letzten Jahre ergeben hat, ist er wirklich eine greifbare Gestalt, der nur der anhaftende schier unentwirrbare Anekdotenkram näher zu treten verbietet. Als Gauner und Gaukler durchzog er, die Kehrseite des wohlthätigen Humanismus musterhaft verkörpernd, in Luther's Tagen die deutschen Lande, trotz eines protestantisch-reformatorischen Anstrichs, trotz eines Hauchs von modern-atheistischer Speculation Bischöfen und Aebten dienstbar für mittelalterlichen Hokuspokus und scheinbar übersinnlichen Firlefanz. Die Zeugnisse belasten ihn zudem mit dem Makel sittlicher Verworfenheit. So konnte erst ein halbes Jahrhundert nach dem muthmaßlichen Todesdatum, als zahlreiche Moralflunkerer und Beispielsammler an den in Studierstubenklatsch gehüllten Faust ihre Redseligkeiten angeknüpft hatten, aus geschichtlichen Umrissen der bestimmten Person, überlieferten Eigenschaften älterer Uebernatürlicher und typischen Zügen der deutschen Volks- und Reformationszeitart ein gedanklich in sich gefestetes Individuum höherer Gattung erwachsen.

Seitdem der Doctor Faust so in der Literatur Fuß gefaßt hatte, ist er dauernd eine Haupt- und Lieblingsgestalt ihrer Pflege geblieben. Und wie willkommen diese dem Volksgemüth war, zeigt die Unsterblichkeit Faust's im Puppenspiele und im verfasserlosen Flugblattliede. Eine lange Reihe verschiedener Fassungen bürgt für die weitgreifendste Bekanntschaft mit dem Volksschauspiele, und die Thatsache ist ein so gewichtiger culturhistorischer Umstand, daß sich das Urtheil über Sinnen und Fühlen des „ungebildeten" Publikums hier bereichert. Dem Concertmeister Karl Engel in Dresden kommt das Verdienst zu, sowol jenes Literaturfach im allgemeinen, wie insbesondere die die Faustfabel betreffenden Nummern bequem zugänglich gemacht zu machen. Er veröffentlichte das Volksschauspiel über Faust mit geschichtlichen und theatralischen Nachrichten und lieferte in seiner Sammlung „Deutsche Puppenkomödien" bisher unter anderm den Abdruck von

zwei Bearbeitungen des Faustdramas, wie es die Wanderbühne der Vorstädte und Dörfer und das Marionettentheater der Jahrmärkte noch aus dem Dreißigjährigen Kriege ererbt haben. Nun tritt eine neue abweichende Form und außerdem ein inhaltlich eng anschließendes hervor: „Die beiden alten deutschen Volksschauspiele von Doctor Johann Faust und Christoph Wagner, Faust's Famulus" (Nr. 1). Das erstere ist sehr interessant, weil hier Faust's Vater, den nicht etwa erst Puppenspieler neuerer Zeit für thränenselige Herzen einschoben, vorkommt; das letztere, da es längere Zeit für verschwunden galt, bis es an verschiedenen Orten bei fahrenden Puppenkomödianten auftauchte. Das Volksstück „Doctor Johann Faust" gelangte noch am 15. Juli 1889*) durch die Truppe des Director J. Dreßler auf dem Sommertheater im Gasthofe zum Felsenkeller in Plagwitz bei Leipzig zur Aufführung, mit einem Erfolge, der vielfache, von den besten Gesellschaftskreisen besuchte Wiederholungen veranlaßte. Diesen durch mannichfache Kürzungen, Erweiterungen, Zeitanspielungen und Localwitze für die Zuschauer zugestutzten Text legt jetzt in einer genauen Wiedergabe A. Tille vor: „Doctor Johann Faust. Volksschauspiel vom Plagwitzer Sommertheater" (Nr. 2). Das Stück bestand aus einem Prolog, der, dem sogenannten Straßburger Puppenspiel entlehnt, die bekannte Höllenscene vorführt, in der der Teufel Faust's Seele zu gewinnen beschließt, und drei im wesentlichen die „Augsburger" Auftrittsfolge innehaltende Acte. Die Einzelnachweise hierfür und für Stellenänderungen bietet Tille gewissenhaft in unterscheidenden Klammern und Fußnoten dar, wozu man noch seinen Bericht über die Umgestaltung im „Goethe-Jahrbuch", XI, 201—204, vergleiche. Das dem Psalter nachgebildete gereimte Renegebet des verdammten Faust (S. 29 fg.) entbehrt nicht der poetischen Farbe.

Wir verdanken dem Dr. Tille, welcher fleißige junge Gelehrte soeben als würdiger Vertreter der deutschen Literaturwissenschaft an die Glasgower Universität übergesiedelt ist, eine weitere treffliche Gabe, die kritische Behandlung der „Deutschen Volkslieder vom Doctor Faust" (Nr. 3), philologisch gediegen und sauber vorgenommen. Wenn diese volksthümlichen Lieder auch ebenso wie die Volksschauspiele weit weniger durch eine besondere literarische Bedeutung als durch ihren Gegenstand anziehen, so bieten sie doch manche äußerst interessante literarhistorische, ja selbst ästhetische Probleme. Es sind im ganzen zwölf Lieder, die Tille mit völliger Herrschaft über Sachinhalt, Ueberlieferung und textliche Eigenart, zugleich alle bisherigen Forschungen urtheilsscharf verwerthend, untersucht, nach dem gegenseitigen Verhältnisse abwägt und im einzelnen durchsiebt. Die ohnehin schon reichhaltige Unterlage wurde, nachdem glückliche Zufälle dem umsichtigen Gelehrten eine Prüfung mehrerer Originale ermöglicht hatten, durch den leipziger Polizeiarzt Dr. Arthur Kollmann, einen kundigen Sammler und eingeweihten Sachverständigen auf dem Felde des Volksschauspiels, beträchtlich ausgedehnt, und so konnte es Tille's Scharfsinn nach dieser regen Beihülfe gelingen, eine feste Gruppirung aufzustellen und unter den vier epischen und acht lyrischen Nummern einen gesicherten Verwandtschafts-Stammbaum zu entwickeln. All diesen feinen Unterschieden nachzugehen, ist hier nicht der Ort, wohl aber dazu, den Ergebnissen solcher Studien, die dem Eifer gewiegter Forscher entstammen, in dem allgemeinen Bildungsfortschritte unserer Nation ihr Recht einzuräumen. Wenn in den letzten Jahren für die leider mehr und mehr zurücktretenden Reste alten Volksgesangs eine warme und ehrliche Theilnahme erwachte und wohlthätig auch in der schulmäßigen Erziehung unterer Gesellschaftsklassen weite Kreise zog, so verdienen gewiß die aus dem Gefühle dieser selben Schichten heraus mit künstlerisch nicht gerade schlaffem Talente geschaffenen Volkslieder vom Doctor Faust eine innige Rücksicht. Hier spricht sich die ungeschminkte Volksnatur in offener Art und mit frischem Tone über das Schicksal eines Charakters aus, der würdig ist, als deutscher Vertreter des Prometheustypus in der Weltliteratur ewigen Vorrang zu beanspruchen. Tille weiß allen betreffenden Anklängen trefflich nachzuspüren und sie in die Geschichte des Faustſtoffes geschmackvoll einzuarbeiten.

Welchen Fortschritt Tille's Buch umschließt, lehrt ein Blick in die bezüglichen Ausführungen bei Düntzer in der neu bearbeiteten fünften Auflage von „Goethe's Faust. Erster Theil" (Nr. 4), wo S. 11 fg. „das" Volkslied nach den vor-Tille'schen Annahmen behandelt wird. Sonst hat dieser genau durchgesehene Abdruck von Düntzer's vielgebrauchtem Faustcommentar, der unter seinen Brüdern bei der Laienwelt der deutschen Goethe-Gemeinde wol der gerngesehenste ist, die allerseits ansetzenden Aufhellungen des mächtigen Gedichtes nach Gebühr in Beschlag genommen. Allenthalben geschieht dies mit dem besten Willen, die innerliche Erkenntniß der Goethe'schen Gedanken kräftig zu fördern. Ein Riesenwerk vom Schlage des Goethe'schen „Faust" verlangt allerdings, sobald ein tieferes gleichsam seelisches Eindringen in der Absicht liegt, eine andere Art von begleitender Glossirung als eine, die sich doch im wesentlichen an den Buchstaben klebt. Eine schrittweise, keinen Nebenpunkt vernachlässigende Darlegung läßt den großen Wurf der Dichtung nicht so zur Geltung gelangen, wahrt aber jeder Einzelwendung den zukommenden Anspruch. Düntzer's eigentliche Erläuterung erstreckt sich zunächst auf Zueignung, Vorspiel auf dem Theater und Prolog im Himmel, dann in der Durchnahme von der Tragödie erstem Theil auf das Ringen nach höchster Erkenntniß, die Verbindung mit Mephistopheles und die zwei Reisefahrten, hierauf auf die Gretchentragödie, die in fünf Kapitel, Bekanntschaft, Trennung, Fall und Reue, Walpurgisnacht und Gretchen's Rettung zerlegt wird. Voraufgeschickt ist eine dreigliederige Einleitung: 1. Die Sage; 2. Entstehung des ersten Theiles von Goethe's Faust; 3. Goethe's Auffassung der Sage und ihre Dar-

*) Schreiber dieses war Zeuge dieser Auferstehungs-„Première".

stellung im ersten Theile. Es mag den Fachzeitschriften aufbehalten bleiben, die oder jene Auslegung zu beanstanden. Düntzer's Ruhm ist es, „zuerst von allen Deutschen vor einem zahlreichen Zuhörerkreise über beide Theile gelesen“ zu haben, vor mehr als fünfzig Jahren. Die lehrreichen Abweichungen des 1886 entdeckten „Urfaust“ von den üblichen Lesarten sind vollständig und übersichtlich eingetragen und so möge es diesmal dem nach allen Richtungen ausgebauten Büchlein des greisen Verfassers glücken, was sein „Hauptzweck war“,

auf möglichst leichte und faßliche Weise einen lebendigen Einblick in das vielverschlungene Werk des reichsten und edelsten Dichterlebens zu vermitteln.

Von Düntzer, der oft — mit Unrecht — als Urbild des stockphilologischen Classikererklärers hingestellt wird, zu Friedrich Kreyßig, dem feinsinnigen Freunde bewußten ästhetischen Genusses, ist ein langer Schritt, und wir machen diesen mit dem Uebergange zu seinen „Vorlesungen über Goethe's Faust“ (Nr. 5), die uns jetzt in einer wohldurchgesehenen Neuausgabe von Gymnasialdirector Professor Fr. Kern in Berlin vorliegen. Kreyßig's Buch ist, wie die meisten seiner literarhistorischen Veröffentlichungen, aus Vorträgen vor Gebildeten entstanden und sodann im Druck zur Hauslektüre für ebensolche bestimmt. Daher hat auch der Leiter der neuen Auflage allen „unnützen gelehrten Ballast in dem für Gelehrte nicht bestimmten Texte gestrichen und manche von Faust abführende Herzensergießung des Verfassers“. Dessen Verfahren, als ein genetisches zu bezeichnen, zeichnet sich durch Klarheit, poetische Nachempfindung, Wärme und sicheres Wissen aus und fußt auf einer durchaus selbständigen Beschäftigung mit dem Gegenstande. Er betrachtet das allmählich Vollendete nicht als ein zufällig Zusammengewürfeltes, indem er zugleich die innere Einheit des Ganzen in möglichst überzeugender Deutlichkeit betont und in dem Plane eines inhaltlich und geistig so ausgereiften Dichtwerks, wie es „Faust“ ist, das System eines Denkers zum Bewußtsein zu bringen sich bemüht. Insbesondere strebt Kreyßig mit Erfolg in dem arg zersplitterten Gefüge des zweiten Theils Ordnung, Zusammenhang und stufenmäßige Entfaltung aufzuzeigen. Kreyßig eignet eine selbsterkämpfte unabhängige Gesinnung, und von dieser hohen Warte lugt er gern und häufig da und dorthin ins Land, durch Verwandtes und Aehnliches dunkle Faustſtellen erleuchtend. Der Stil ist wie in allen seinen Schriften sorglich gefeilt, die Sprache edel und dem Gedanken anschmiegsam. Kern's Aenderungen und Zusätze wird der Faust- und Goethe-Forscher nicht überspringen dürfen.

In ganz andere Bahnen lenken wir mit F. A. Louvier's Vorträgen: „Die neue rationelle Methode der Faustforschung und der alte und der neue Mephisto“ (Nr. 6) ein. Ein seltsames Schriftchen, mystisch-finster und doch zur nachdrücklichen Klärung der nach dem Verfasser auf unserm Gebiete vorhandenen Wolken und Nebel bestimmt, dabei trotz des endlosen Schwalles von Beiträgen in der Faustwissenschaft ein einzigartiges Curiosum! Der Verfasser, Privatschulvorsteher in Hamburg, hat sich eine ganz eigene Methode der Auslegung des Goethe'schen „Faust“ ausgetiftelt und, man muß zugeben, nicht ungeschickt zurechtgelegt. Aber der Erdboden, in dem seine Ausführungen wurzeln, ist rissig, und der Weg, den er stolzen Hauptes wandelt, ist feucht. Im Jahre 1887 hatte er die grübelnde Menge der Faustspecialisten mit einem ebenso neuen als wundersamen Radicalmittel, dem widerspenstigen Meister beizukommen, überrascht: „Sphinx locuta est. Goethe's Faust und die Resultate einer rationellen Methode der Forschung.“ Hier werden alle schweren oder unverständlichen Punkte des Faustgedichts als allegorische Räthsel gefaßt, die eine aufmerksame Ueberlegung durch scharfsinnigen Einblick in die einzelnen Stellen jedes für sich lösen kann. Den gelösten Räthseln war eine Anweisung, ein Nußknacker kann man sagen, beigegeben. Die erdrückende Mehrheit der Kritiker fiel über den revolutionären Erklärer her und that ihn mit dem Vorwurfe lächerlicher, kindischer Manier in Acht und Bann. Aber Louvier parirte die Hiebe sogleich in „Zur Kritik der Faustcommentare. Offener Brief an Herrn Professor Geiger (der ihn in der «Gegenwart» angegriffen hatte) und andere“. In der jüngsten Broschüre, die heute auf unserm Tische liegt, gibt er nun eine Auslese von Lösungen, die auch von dem schroffsten Gegner wörtlicher Deutung als logisch und sachlich gestützt bezeichnet werden müssen. Uns werden durch theilweise Annahme dieser Lösungen noch keineswegs die Hände gebunden, d. h. wir sind nicht genöthigt, das ganze Goethe'sche Werk als ein versiegeltes Geheimbuch anzusehen und einem eigenen Faustdialekt (so will es Louvier) Eintritt in das deutsche Lexikon zu gestatten. Aber daß der „Generalissimus“ Professor Schütz, der Herausgeber der „Jenaischen Literaturzeitung“, das Hexeneinmaleins, die zehn Gebote, Mephisto's Ururenkelin Io, also eine Kuh und daher durch einen Spottwitz Orion's (der aus einer Kuhhaut geboren ward) Amme gleichzusetzen, die in der Hexenküche genannte Krone, die „mit Schweiß und Blut zu leimen“ sei, die aus Ehre und Würde erwachsene Ehrwürdigkeit sein sollen u. s. w., erscheint durchaus nicht so unwahrscheinlich. Auf demselben Pfade der Charadenlösung — Louvier weist auf Mephisto's Aufforderung an die Sphinx in der „Walpurgisnacht“: „Gib Räthsel auf, gib allenfalls Charaden — erreicht Louvier für Mephistopheles den Begriff des „Negation-Egoismus des Verstandes, so lange man ihn philosophisch auflöst; geschichtlich ist er die negirende, egoistische Kritik aus Goethe's Zeit“. Also nicht das absolute Böse, wie man ihn früher umschrieb, den „alten Mephisto“. Es ist schwer zu sagen, wo die Reihe annehmbar-genial, geistreich, geschraubt, verschroben ihre jedesmalige Grenzlinie hat. So viel ist jedoch unleugbar, die Fausterklärung wird künftig nicht umhin können, den aus der Spreu gesonderten Weizen Louvier'schen Samens auf ihren Acker zu verpflanzen.

So zerklüftet das Wesen des Goethe'schen Mephisto

auch zu sein scheint, der Dichter hat diese Figur in jahrzehntelanger Meißelung reliefartig ausgearbeitet. Der turiner Professor H. Curto hat in einer Studie „Die Figur des Mephisto im Goethe'schen Faust" (Nr. 7) einen neuen Versuch einer „Grundauffassung" unternommen, nachdem er schon 1887 zwei Monographien: „Mefistofele nel Faust del Goethe" und „Ueber einige Stellen im Goethe'schen Faust" vorausgesandt hatte. Er unterwirft im ersten Kapitel Goethe's Weltanschauung einer gründlichen Beleuchtung nach den Gesichtspunkten „Gott und Welt" und „Das Böse", vertritt im zweiten die These „Das Faustgedicht ist ein Gedankendrama", im dritten die „Das Faustgedicht hat eine organische Einheit", um dann im vierten, das etwa drei Fünftel der Auseinandersetzung einnimmt, seine neue „einheitliche" Auffassung des Mephistocharakters denen Schiller's, Goedeke's, Loeper's, Carriere's, Köstlin's, Schröer's, Düntzer's, Marbach's, Fischer's, Vischer's, Boyesen's und H. Grimm's gegenüberzustellen. Seine Darlegung läuft (S. 109 fg.) in die Worte aus:

Mephisto's Absicht beim Zerstören ist nur scheinbar schlecht; nur aus poetischer Nothwendigkeit tritt er als Gottes Antagonist auf; wesentlich ist er mit ihm eins.... Im Mephisto ist die auflösende Kraft personificirt; seinem Wesen nach ist er aber

Das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart.
(Gott und Welt, Parabase.)

Rechten darf hier nicht der Strenggläubige mit Curto, sondern nur der, der eine selbst errungene stichfeste Auffassung dem gegenüber ins Treffen zu führen vermag.

Wie der Faustfstoff bereits vor Goethe mehrfach zu dichterischer Gestaltung angeregt hatte, so geschah dies während und unmittelbar nach seinen Lebzeiten in erheblich verstärktem Maße. Eins der bedeutendsten Erzeugnisse dieser Bewegung ist Fr. Max Klinger's, des hochbegabten „Stürmers und Drängers", kraftgenialisch dramatische Leistung (1791). Ihr wird jetzt eine ausführliche Würdigung gewidmet: „Klinger's Faust. Eine literarhistorische Untersuchung von G. J. Pfeiffer (Nr. 8). B. Seuffert, der Vertreter der neueren Literaturgeschichte an der südlichsten deutschen Hochschule, Graz, beweist hier wieder sein bewährtes Herausgebergeschick. Diesmal gilt sein Geleitswort dem wissenschaftlichen Erstlinge eines früh geschiedenen Jüngers und Fachgenossen. Ein blühendes Leben ist, wie die Einführung erzählt, durch Darben und Ueberanstrengung zerstört, ins frühe Grab gesunken. Der vorliegende Abdruck der Handschrift ist nach den noch nicht abgeschlossenen Papieren von dem Lehrer des Verstorbenen treu überwacht. Erlaubt die Pietät ein Urtheil über diese Abhandlung, die nach Angabe Seuffert's theilweise mit ersterbenden Fingern niedergeschrieben wurde, so ist zu gestehen, daß Pfeiffer Großes versprach. Da ist kein voreiliges Construiren dramaturgischer Motive, die dem Dichter untergeschoben werden, und kein saftloses Schönreden, da waltet eine trotz aller Kühnheit sichere Combinationsgabe, die unter dankbarer Benutzung alles einschlägigen Materials offen aufs Ziel lossteuert. Das Werk sollte in zwei Haupttheile zerfallen, deren erster beinahe beendet ist und Klinger's Gedicht vom literarhistorisch-philologischen und vom ästhetisch-psychologischen Standpunkte genau durchnimmt. Das zweite Kapitel, das „die Aufnahme des Faust bei den Zeitgenossen und die Rückwirkung der Kritiken auf Klinger, ferner das Nachleben des Romans in Kunst- und Volkspoesie behandeln sollte", konnte blos in einem schwach andeutenden Bruchstücke mitgetheilt werden. Es ist unmöglich, hier in Gedrängtheit einen vollen Eindruck des Gebotenen zu veranschaulichen. Hätte ein gütiges Geschick die Frucht dieser emsigen Studien dem Plane gemäß ausreifen lassen, so wäre ein Glanzbeispiel literarhistorischer Monographie entstanden. Wie feinsinnig müßte der Verfasser z. B. die Auffassung von Klinger's Motiv der „ungleichen Brüder" (S. 9) erweitert haben, wenn er die 1889 und 1890 mitgetheilten Hinweise M. Landau's („Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte"), Minor's („Schiller, I.) und Drescher's (fünfte These hinter seiner berliner Dissertation über H. Sachs) auf das gleiche Problem bei Voltaire und Schiller hätte verwerthen können. Pfeiffer's Torso gebührt in der Faustforschung sowie in der deutschen Literaturgeschichte überhaupt ein Ehrenplatz.

Nach W. Scherer's Ansicht erinnert August Klingemann's „Faust" (Nr. 9) von 1815, „ein mit bühnenkundiger Hand geschickt hergestelltes Effectstück, mehr an Klinger und das Volksschauspiel als an Goethe. Hier wie später bei dem Vielschreiber Julius von Voß ist Faust wieder [Fust] der Erfinder der Buchdruckerkunst." Von diesen beiden interessanten Faustdramen — das Klingemann's (geb. 1777, gest. 1831 als Generaldirector der braunschweiger Hofbühne) erschien 1815 im Brockhaus'schen Verlage, das von Voß Berlin 1823 — liegen gegenwärtig Neudrucke vor: Klingemann hat die Reclam'sche „Universalbibliothek", Voß die Paetel'sche Sammlung „Berliner Neudrucke" aufgenommen (Nr. 10), wo sie G. Ellinger mit einer vorzüglichen Einleitung ausstattete. Beide Bearbeitungen berühren sich ferner auch darin, daß sie Faust's Vater einführen und so mittelbar dem den bösen Mächten Verfallenden ein Spiegelbild seiner menschlich-bessern Kindheit vor Augen rücken. Poetisch wären beide Dramatisirungen nicht weiter erwähnenswerth, dagegen sind sie als thatsächlicher Niederschlag der zeitgenössischen Faustbegeisterung merkwürdig, die Klingemann's noch dazu aus dramaturgischen, die von Voß aus socialgeschichtlichen Gründen recht lehrreich. Ellinger zeichnet mit berufener Feder den gesellschaftlichen Hintergrund des Berlin nach den Befreiungskriegen, den das Stück des verabschiedeten Lieutenants von Voß voraussetzt, und zugleich schildert er hübsch die gesammte rasch-gewandte Schriftstellerei dieses heute fast vergessenen Mannes, dessen Beliebtheit in den Tagen Clauren's, des von W. Hauff literarisch todt gemachten, der jenes wenig nachgab. Solche Gemälde sind äußerst verdienstlich in einer Zeit, die beginnt, über das geistige Wollen und Wirken einer kaum

entschwundenen Vergangenheit vorschnell den Stab zu brechen. Daher begrüßen wir den Neudruck beider im Buchhandel längst vergriffener Faustdichtungen (die von Voß war für Scherer gar nicht erlangbar!) mit wärmstem Beifall.

Charakteristisches und Typisches floß in Faust's Wesen ineinander, und die innige Verschmelzung zeugte jene wundersame Einheit einer trotz dämonischer Einschläge ganzen Menschengestalt, die seit dem Spies'schen Volksbuche vom Doctor Faust (1587) bis in die jüngsten Ausläufer des immer quellenden Themas wol oft gemodelt, aber nie umgeschaffen worden ist. Groß ist der Ruhm des deutschen Geistes, der diesen Körper gebar, ihm die Seele einhauchte, der fertigen Faustfigur den Zutritt in die Literatur erwarb und sie in Goethe's Meisterwerk zur möglichst vollendeten Gestaltung brachte. Aber noch will sich der Gehalt des Stoffes „nimmer erschöpfen und leeren". Und man darf ihm die stolzen Worte zuschieben, die der weltabscheidende Faust des großen Johann Wolfgang thatenmüde gelassenen Glaubens spricht:

Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn!

Ludwig Fränkel.

Erzählungen.

1. Dorf- und Schloßgeschichten von Marie von Ebner-Eschenbach. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 8. 5 M.
2. Ernstes und Heiteres. Novellen und Skizzen von Emil Roland. Jena, Mauke. 1891. 8. 1 M. 80 Pf.
3. Stoppelfelder. Roman von Carla Eden. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1890. 8. 5 M.
4. Die Schule des Lebens. Roman von Herbert von Osten. Berlin, Janke. 1890. 8. 4 M.
5. Der eiserne Rittmeister. Roman von Hans Hoffmann. Drei Bände. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 8. 12 M.
6. Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Heidelberg, G. Weiß. 1890. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Die zweite Auflage künstlerisch gelungener Leistungen wie der „Dorf- und Schloßgeschichten" von Marie von Ebner-Eschenbach (Nr. 1) ist stets eine doppelte Freude: das Vorhandensein des Guten an sich, und seine Anerkennung von seiten der Lesenden, also der Beweis, daß der vielverleumdete Geschmack der Zeit doch nicht ganz so verderbt ist, wie so gern behauptet wird. Gebt dem Publikum nur etwas wirklich Gutes, es wird schon beweisen, daß es das zu würdigen versteht. Frau von Ebner-Eschenbach gehört zu jenen vornehm-künstlerischen Naturen, die den edeln Inhalt in die schöne Form zu gießen vermögen, goldene Aepfel in silbernen Schalen bieten. Jede dieser fünf Erzählungen enthält in knappen Rahmen ein eigenartiges Bild; die beiden ersten auf dem lebendig erfaßten geschichtlichen Hintergrunde der polnischen Revolution die tiefe psychologische Entwickelung von zwei Charakterköpfen, die sich in der zweiten, wo „Jacob Szela" zugleich einer der Führer der Bewegung ist, zu dramatisch ergreifender Lebendigkeit gestaltet. Die beiden letzten Erzählungen: „Die Resel" und „Die Poesie des Unbewußten", sind feine Schilderungen weiblichen Herzenslebens — bei Frauen spricht man vom Herzen, wo bei Männern der Kopf, Charakterkopf, in Betracht kommt; — das letzte Novellchen wirkt anmuthig überraschend durch die Neuheit der Idee wie ihrer anmuthigen Ausführung. Die bedeutendste von allen, ein wahres kleines Cabinetstück dichterisch vertiefter Auffassung und Darstellung innersten Lebens, ist die mittlere Erzählung „Krambambuli", die in ihrer Art vollendet ist. Möge jeder, der sie noch nicht kennt, sich den Genuß der in ihrer Schlichtheit so tiefergreifenden Darstellung gönnen.

Ein weiter Schritt von dieser künstlerischen Vollendung zu „Ernstes und Heiteres" von Emil Roland (Nr. 2)! Das ist ziemlich leichte Waare, doch nicht ohne einige charakteristische Zeitwahrheit in dem schnell hingeworfenen Bildchen. Hie und da klingt ein wehmüthig tieferer Ton, auch wol ein Anflug leichten Humors an, und so verplaudern diese Novellen und Skizzen ein müßig Stündchen in nicht unwillkommener Weise. Die Gabe leichter Darstellung ist unverkennbar. Möge sie sich, sobald sie gereifter, an weniger Alltäglichem versuchen und dann auch der Sprache, die zwar vorwiegend leicht und einfach, aber dennoch nicht ganz frei von Nachlässigkeit wie von Gesuchtheit ist, mehr Sorgfalt widmen. Pluralformen wie „Duells" und „Spargeln" wird man freilich zu den übrigen ziemlich zahlreichen Druckfehlern rechnen dürfen.

Handgreiflicher zeigt sich in „Stoppelfelder" von Carla Eden (Nr. 3) der Gegensatz zwischen einer künstlerischen Schöpfung, wie den Erzählungen der Frau von Ebner-Eschenbach, und einer gemachten Arbeit, die nicht einmal als Mache talentlos ist. Das Buch ist gar nicht schlecht gemacht, aber es ist gemacht und bringt den Gegensatz zum Bewußtsein zwischen einer künstlerischen Leistung und einer vom Willen und Verstand gelösten Aufgabe. Die vielfach hin- und hergreifenden Fäden sind mit Geschick verschlungen, und ein gewisses Interesse an ihrer Lösung wird dadurch geweckt; aber dies Interesse bleibt doch ein rein stoffliches. Die Träger der Handlung sind lauter altbekannte Romanfiguren, so auch die Verhältnisse, in die sie zueinander treten. Doch, wie gesagt, die Verbindungsfäden sind mit Romantechnik geknüpft, sodaß eine gewisse Spannung entsteht auf ihr Ergebniß. Diese Technik ist aber auch alles, was sich rühmen läßt, und bei dieser Gewandtheit in der Darstellung verletzt die nachlässige Behandlung der Sprache um so mehr. „Gefolgt von" ist

kein richtiges Deutsch und wird, trotz schlecht geschriebener Zeitungen und Romane, die es mit Vorliebe verwenden, nie dazu werden; „machte“ statt „sagte“ ist eine dem Französischen entlehnte Unart, die im Deutschen noch unangenehmer berührt als dort. Hier eine kleine Probe der Vernachlässigung des Stils, wenn überhaupt von Stil die Rede sein kann: „Du hast doch nicht im Ernst dem alten Katz seiner Tochter einen Besuch gemacht?“ sagt Graf Haldenbrugg zu seinem Schwager Baron Günther.

Von wem und für wen werden Romane verbrochen wie „Die Schule des Lebens“ von Herbert von Osten (Nr. 4)? Auf diese Frage, die sich dem Kritiker so häufig aufdrängt, lautet die Antwort hier offenbar: von einem Backfisch — trotz Herbert! — für Backfische. Die Moral, daß eine im höchsten Grade verwöhnte junge Aristokratin, deren seichte Lebensanschauung lautet: „Noblesse oblige und mein Gott! wozu gäbe es denn Bediente und Jungfern in der Welt, wenn nicht dazu, uns Mitgliedern der bevorzugten Kaste all das abzunehmen, was unbequem und lästig ist? Seien wir froh, daß wir zu den obern Zehntausend gehören, die den süßen, prickelnden Schaum von dem Becher des Lebens trinken können!“ durch die Schule des Lebens eines Bessern belehrt werden muß, wäre ganz zulässig für einen derartigen Zweck. Nur hätte die Ausführung dieser lehrhaften Absicht etwas wahrscheinlicher und vor allem etwas künstlerischer gestaltet werden müssen. Der Geschmack der Jugend soll geleitet, aber nicht misleitet werden. Hier steht die Strafe in keinem Verhältnisse zu der Schuld; selbstsüchtige Kindereien eines achtzehnjährigen Mädchens, das von der kränklichen Mutter nicht streng genug gehalten, vom schwachen Vater verwöhnt worden, rufen unerbittliche Schicksalsschläge auf sie herab, deren Härte in gar keinem Verhältnisse steht zu der kindischen Schuld. Die Intrigue, die sie schließlich ins Verderben stürzt, ist so plump angelegt, daß der einfachste Menschenverstand sie durchschauen mußte; es wäre aber wol zu viel verlangt, von einem Freiherrn Salm-Salm-Hochstraten — wie das klingt! solch dreifacher Adel muß an sich schon jedes Backfischherz bezaubern — einfachen Menschenverstand zu erwarten. So plump die Intrigue, so flach sind die Charaktere; größtentheils altverbrauchte Figuren aus langvergangenen Romanen, neben denen dann plötzlich die in unverhältnißmäßiger Breite geschilderte Schiffbruchsepisode aus Apia, ganz frisch nach Zeitungsberichten und zum Theile vielleicht nach Privatschilderungen, Menschen und Dinge nach neuester Wirklichkeit in höchst wunderlichen Gegensatz bringt zu jenem altromantischen Gerümpel. Diese Episode enthält unter anderm den classischen Ausspruch: „Mit Flammenzügen steht der Tag von Veilele vermerkt im goldenen Buche der Geschichte und nennen wird man seinen Namen, so lang die deutsche Flagge weht auf fernen Meeren!“, dessen Beherzigung zukünftige Geschichtschreiber sicher nicht verfehlen werden. Die Sprache steht nicht zurück hinter dem Inhalte: bald überschwenglich, bald nachlässig.

Das geistvolle Spiel mit Menschen und Dingen im „Eisernen Rittmeister“ von Hans Hoffmann (Nr. 5), in das der Verfasser seine durch Stil, Stimmung, Sprache hoch über das Leben des Alltags emporgetragene Phantasiewelt taucht, scheint anfangs in der That nur des frei Schaffenden überlegenes Spiel mit dem Wirklichen; langsam und allmählich nur tritt unter der scherzhaft anmuthenden Hülle der tiefe Ernst hervor, der diesem muthwilligen Scheine zu Grunde liegt. In einem der Anfangskapitel schreibt eine reiche junge Dame einen Tugendpreis aus. Nachdem die Wirkung ihres Vorhabens mannichfach künstlerisch verwerthet, vom „eisernen Rittmeister“ auch die „Thorheit, ja der Frevel“ ihres „unsinnigen Tugendpreises“ ihr vorgehalten worden, läßt sie schweigend ihr Vorhaben fallen. Schweigend aber wird es vom Autor aufgenommen, und nachdem sich eine jede der im Vordergrunde handelnden, von Pflichtbewußtsein erfüllten Männergestalten dieses Tugendpreises würdig bewiesen, fällt er überraschend dem Epikuräer zu, der sich stets laut zum „reinen Egoismus“ bekannte, und darin liegt der tiefmenschliche Humor des Inhalts. All das geschieht aber nicht etwa doctrinär und pedantisch, sondern es vollzieht sich ganz stillschweigend und nur im Geiste des beim Genuß denkenden Lesers. Die Composition ist locker, wie das dem Romane, der von der hohen Warte des echten Humors auch das Große nur als Kleines erblickt, von jeher gestattet war. In diesem locker, dennoch aber durchaus logisch gefügten Rahmen entfaltet sich eine ganze kleine Welt eigenartiger Menschen, deren höchst originelle, freilich zum Theile auch etwas geschraubte Charaktere zu einer Fülle origineller Ideen und Einfälle wie origineller Scenen Veranlassung geben. Diese vielseitige Originalität ist wahrlich kein geringer Vorzug heutzutage, wo der übermäßig bearbeitete Roman kaum eine Möglichkeit des Nochnichtdagewesenen mehr zuzulassen scheint. Der gewesene Küster und gegenwärtige Trunkenbold Anton Reff, der stets mit Bibelworten um sich wirft, ist eine Gestalt, die in der plastischen Lebendigkeit ihrer Eigenart einem Dickens angehören könnte. Mit knapper Sicherheit sind auch die Episodenfiguren entworfen, wie der Nachtwächter und ganz besonders der tapfere Pfarrer, dessen Worte über den Versteck der Waffen tief erschüttern:

Und dennoch weiß ich einen Versteck, der sicher ist, entgegnete der Pastor mit bewegter Stimme und einem stillfeierlichen Ausdruck in seinen gefurchten Zügen. Sie kennen unsern Kirchhof; er liegt im Sande wie alles, was wir besitzen; die Düne stäubt über die Gräber hin und verschüttet sie langsam wie alles, was wir graben und bauen; alljährlich müssen wir die Hügel neu aufrichten, wer sie nicht versanden läßt. Wer weiß? in hundert Jahren mag eine neue Dünenwelle der gemeinsame Grabhügel für uns alle sein, und ich will mir kein schöneres Denkmal wünschen. Die Düne wandert über die Nehrung und versinkt im Haff, wie wir Menschenkinder unstet über die Erde wandern und zuletzt in die dunkle Tiefe der Ewigkeit versinken. Mein Weib liegt dort begraben seit dreißig Jahren; ihr Sarg ist längst so tief überweht vom wachsenden Sande, daß man wol auf doppelte Mannshöhe hineinstechen könnte, ehe man ihn träfe. Ich habe das Grab auf-

gegraben und einen zweiten gewaltigen Sarg hineingesetzt; und in diesem Sarge liegen die Waffen für mich und meine Gemeinde. Und darüber wölbt sich schön und neu der sandige Hügel. Glauben Sie nun, daß die Zollwächter auch wagen werden, unsere Gräber aufzureißen, wenn sie etwa Haussuchung halten? Aber was meinen Sie wol, was werden die Franzosen für Augen machen, wenn einst in diesem Lande die Gräber sich aufthun und Waffen gebären? — Der Rittmeister erwiderte kein Wort hierauf, sondern schlang stumm die Arme um den Hals des alten Pastors und küßte ihn. Ulrich beugte sich nieder und berührte dessen Hand mit den Lippen.

Aus der Fülle der heiter-originellen Situationen erwähne ich die liebliche Lisbeth in der Weinstube: „Denn dort saß sie lange in wonniger Einsamkeit und kneipte tapfer wie ein gelernter Frühschöppler." Und ähnlich die, wo Hartmut, der junge Doctor der Philosophie, mit heldenmüthiger Todesverachtung aus dem Fenster springt, und statt in dem — wie er wähnt — tief drunten rauschenden Strom zu versinken: „mit festen Füßen unerschüttert auf dem weichen Kiesboden des Gartens" stand. So originell wie Gestalten, Ideen und Situationen, so eigenartig treffend sind überraschende Wendungen, wie die Definition der unglücklichen Ehe des Rittmeisters: „Sie wollte tanzen, und er wollte Pflichten erfüllen, das ging nicht miteinander"; oder: „Ich habe ihn belauscht und belauert mit der ganzen Liebe meines Hasses". Der Physikus, der kaum den Mund aufthut, ohne geistreich, meist überraschend geistreich zu sein, wird niemals als „geistreich" bezeichnet, im willkommenen Gegensatze zu den zahlreichen Schriftstellern, die ihre Gestalten häufig „geistvoll" nennen, um sie dann höchst geistlos reden zu lassen. Hier sprüht der Epikuräer förmlich von Geist und sein Gespräch mit Hartmut —

Elftes Kapitel. Das Gastmahl des Physikus. Ein Kapitel, das klügere Leser überschlagen werden, denn es bringt zwei Philosophen in ernsthafte Gespräche und ist auch sonst überflüssig —

das von Geist, Witz und Originalität des Gedankens funkelt, hier wiederzugeben, wäre ein Vergnügen, das ich mir leider versagen muß, denn vollständig kann ich es nicht hersetzen, und was der Verfasser so geistvoll zusammengefügt, aus der schönen Fassung zu reißen und in Stücke zu brechen, wäre ein Unrecht.

Mit großer Kunst belebt der Autor die Darstellung ferner durch die Urtheile der Handelnden über einander, die zwiefach charakterisirend wirken, indem die durch die Verschiedenheit und die Art der Aussprache bedingte Richtigkeit wie den Beurtheilten so auch den Urtheilenden kennzeichnet. Aehnlich wirkt auch die unparteiische Weise, in welcher Hans Hoffmann die verschiedenen deutschen Stämme über einander urtheilen und die Vertreter der größten Gegensätze — Rheinprovinz und Ostpreußen — in dem Gefühle des Einen, das allen noththut, schließlich einander nahe treten und sich als Söhne eines werdenden Deutschlands fühlen läßt.

Getragen wird der Grundgedanke, das Aufgeben selbstischen Begehrens und Aufgehens in Erfüllung des Pflichtgebotes: der kategorische Imperativ — durch den „eisernen" Helden selbst. Die Bedeutung dieser „seltsamen und in ihrer Seltsamkeit gewaltigen Persönlichkeit" wird mit dichterischer Feinheit zum großen Theile durch ihre Wirkung auf andere zum Bewußtsein gebracht; da ist keiner aus der Umgebung, der sich dieser Wirkung entzöge; bewußt oder unbewußt, gehorchend oder widerstrebend, unter ihrem Einflusse steht jeder:

Denn ein einziger Mensch, der mit unbeugsamem Willen den großen Gedanken (des kategorischen Imperativs) durchführt bis zu seinem letzten Ende, wird mächtiger wirken auf die verderbte Welt als hundert andere, die mit lahmem Herzen predigen,

sagt er selbst, und als er einsehen muß, daß auch er nicht im Stande gewesen, diesen großen Gedanken durchzuführen, da wähnt er, dies Bewußtsein nicht überleben zu können:

Wer das Ziel seines Wirkens in der Belebung eines großen Gedankens sah und fand am Ende seiner Kraft, daß er einen falschen Kurs gesteuert und daß er niemals, niemals Land finden werde, sondern immer nur Wasser und Wasser und Wasser: ein solcher Mann überlebt den Tod seines Gedankens nimmermehr.

Wie menschlich, trotz der mitunter etwas zu scharfen Striche, seine Menschen sind, zeigt der Dichter in einem feinen psychologischen Zuge gerade auch an seinem Helden: der „eiserne" Mann, der über jede Leidenschaft triumphirt, kann seines instinctiven Widerwillens gegen Katzen nicht Herr werden, und so zeigt sich im kleinsten die Wahrheit, die das Große in sich trägt.

Nun noch als kleine Stilprobe der Anfang des funfzehnten Kapitels:

Hartmut saß gefangen in einem hochgelegenen Eckzimmer des gewaltigen Schlosses und genoß zu einigem Ersatz der verlorenen Freiheit aus zwei Fenstern der unbeschränktesten Aussicht über die endlose Ebene. Die fette Niederung glänzte von stiller, freudiger Fruchtbarkeit, in ruhiger Klarheit wallte der segnende Sonnenschein darüber hin und löste sich nur gegen die äußersten Fernen leise in einen schimmernden Duft; der Sehkreis aber ward abgegrenzt wie über dem Meere durch das reine Rund einer wellenlosen Linie. Zahlreiche Dörfer lagen wie begraben in üppigem Grün, von leichtem Rauch umflossen wie von zart verschleiernden Wolken; weitzerstreute Rinderheerden belebten mit munter behaglichen Farbenflecken die freundliche Eintönigkeit. Der breite Strom, hier tiefblau unter dem Himmel ruhend, dort beweglich aufblitzend mit zuckenden Silberstrahlen, theilte das breite Bild in zwei gleichlagernde Theile; sonnenhelle Segel verriethen auch in meilenweiter Ferne seinen in tiefem Wiesengrün verlorenen Lauf.

Hartmut fühlte sich im Gemüthe seltsam frei und gleichgültig gegen sein Schicksal.

Wie wunderbar dies volle Auslangen der Blicke die Seele weidet, dachte er in heiterer Betrachtung, mit so gelassener Klarheit muß der Blick des Wanderers über dem Meere ruhen, still ausgebreitet übers Unendliche, doch nirgends zerstreut und nie in Wirrniß verfließend, sondern überall in reinen, sicheren Grenzen wieder gesammelt und festgehalten. So ist auch der Blick auf das Sternengewölbe und in die klaren Gedankengefilde eines weit überschauenden wahrhaften Weltweisen, Ruhe und Weite, die habe ich in diesem Augenblicke ganz gegenwärtig, und was mir Künftiges vielleicht in schwüler Nähe liegt, vermag meine ausathmende Brust jetzt nicht zu beschweren.

Daß die Darstellung durchaus im Gewande der Zeit — 1812, kurz vor Ausbruch der Befreiungskriege — gehalten, ist selbstverständlich bei Hans Hoffmann, dem wir

schon so manche Probe künstlerischen Könnens danken. Bedeutend wirkt auch der Schluß, der nach der Schilderung der verborgenen Gärung der Phantasie des Lesers den ahnenden Ausblick auf das größere Kommende eröffnet.

Wie diese Besprechung mit der Freude über eine hochwillkommene zweite Auflage begann, so schließt sie mit der über diejenige des herrlichen Buchs von Heinrich Hansjakob: „Aus meiner Jugendzeit" (Nr. 6). Bietet dem Publikum wahrhaft Gutes, und dankbar und erfreut wird es zugreifen: hier ein neuer Beweis dafür. Dies herrliche Buch voll waldfrischer Ursprünglichkeit hätte freilich noch weit mehr Auflagen verdient. Mehr und mehr wird es sich Bahn brechen, denn es gehört zu den seltenen Schöpfungen, die nicht veralten, sondern jung und frisch bleiben, wie der Gegenstand, den sie behandeln. In dieser Schilderung der eigenen Jugendzeit gibt der Verfasser — wie den Lesern der ersten Auflage vor zehn Jahren schon bekannt — eine Darstellung der Freuden und Leiden eines Kinderherzens, die tiefe Einblicke eröffnet in das Räthsel des werdenden Menschen, das unerforschlich und noch weit weniger erforscht ist, als das des Erwachsenen. Die reine und tiefe Empfänglichkeit, mit der das Gemüth des Kindes allen Eindrücken offen steht, von ihnen die mannichfachsten Anregungen empfängt, ist mit einer Frische der Erinnerung bewahrt und wiedergegeben worden, die mit fesselnder Ueberraschung wirkt. Wie der Knabe die empfänglichsten Sinne für alle Eindrücke von Mensch und Ding hatte, so hat sie des Mannes bewundernswerthes Gedächtniß in voller Frische bewahrt, und der kundige Schriftsteller weiß das knappbezeichnende Wort zu finden, das sie treffend wiedergibt. Und über all dieser Frische und Wärme der Erinnerung ruht der verklärende Schleier der Wehmuth des rückwärtsschauenden Absterbens auf die Fülle des Werdenden.

Das Buch sollte in keinem Hause fehlen, in dem Kinder sind, in keinem, in dem Interesse vorhanden für die Entwickelung der Kleinen, für ihren „Kinderhimmel".

M. Benfey.

Geschichtswerke.

1. Badische Geschichte von Friedrich von Weech. Karlsruhe, Bielefeld. 1890. Gr. 8. 6 M.

Länder von der Beschaffenheit des badischen zu Vorwürfen politischer Geschichtschreibung zu machen, ist heutzutage eine schwierige und undankbare Aufgabe. Wer dergleichen Arbeiten unternimmt, bringt Liebe für seinen Gegenstand mit und wird darum wenig geneigt sein, die Rolle des vornehmthuenden Kritikers zu übernehmen und die engen Verhältnisse vergangener Tage nach sogenannten „zeitgemäßen" Gesichtspunkten abzuthun. Daß das Mode geworden ist, erscheint um so bedauerlicher, als der Satz, nach welchem nicht der Tummelplatz des Lebens, sondern sein Gehalt ihm den Werth gibt und allein der Wille Menschen und Verhältnisse groß und klein macht, für Geschichtschreiber in noch höherem Maße gelten sollte, als für andere Beurtheiler öffentlicher Dinge, in besonderem Sinne aber für den deutschen Geschichtschreiber. Genauer denn jemals früher wissen wir heute, daß Reichthum und Mannichfaltigkeit der deutschen Entwickelung mit der früheren Getheiltheit unseres staatlichen Daseins in engem Zusammenhange gestanden haben und daß die Zusammenfassung unserer Kräfte eben darum der Mühe werth war, weil es etwas zusammenzufassen gab. Nichtsdestoweniger ist die Aufgabe, Bürgern des Deutschen Reichs über Staaten zu berichten, denen die eigentliche Grundlage staatlicher Existenz, die Macht, fehlte, eine peinliche. Zu den Mängeln und Gebrechen, die allen menschlichen Einrichtungen anhaften, kommt für Staaten dieser Beschaffenheit noch eine Abhängigkeit von unberechenbaren äußeren Umständen, der im regelmäßigen Laufe der Dinge allein durch Anpassungen und Unterordnungen der niedrigsten Art die Spitze abgebrochen oder abgestumpft werden kann.

Im äußersten Westen Deutschlands belegen, zweihundert Jahre lang den gefährlichsten Ausfallthoren Frankreichs benachbart, confessionell getheilt und lediglich durch die Gunst der Umstände zu allmählicher Zusammenfassung verschieden gearteter Bestandtheile befähigt, hat das badische Land an der römisch-deutschen Reichswirthschaft ungleich schwerer zu tragen gehabt als irgendein anderer deutscher Staat. Während die gegen das Reich geführten Schläge zuerst seinen Rücken trafen, hat der Schutz kaiserlichen Schwertes und Schildes ihm in entscheidenden Augenblicken regelmäßig gefehlt.

Badens tüchtigste und fähigste Herrscher sind unter den Druck von Bedrängnissen gestellt gewesen, denen die stärksten ihrer Zeit keinen Widerstand zu leisten vermochten. Im 17. wie im 18. und schließlich im 19. Jahrhundert wurden die Früchte ihrer landesväterlichen Thätigkeit frivol zerstört oder in die Scheunen fremder Herren gesammelt, die Kräfte des Landes für Zwecke in Anspruch genommen, die mit dem Vortheile desselben nicht einmal den Namen gemein hatten. Brachen dann Tage der Ruhe und Sammlung an, so fehlte es an dem Vermögen oder der Einsicht zu gehöriger Benutzung derselben. Bei der Bevölkerung wollte kein Staatsgefühl, kein historisch gefestetes Vertrauen in die überkommenen Lebensformen aufkommen, innerhalb der Dynastie aber folgten auf tüchtige und thatkräftige Männer zu wiederholten Malen schwächer gefügte Charaktere, denen das instinctive Bewußtsein fürstlicher Pflichten und Rechte fehlte. Während mehrerer der wichtigsten, über Sein und Nichtsein des Staats entscheidenden Krisen haben die ba-

dischen Landesherren außerhalb des heimatlichen Bodens geweilt und fremden Händen überlassen, was in ersprießlicher Weise allein von ihnen selbst hätte gethan werden können, — in den folgenreichsten Fragen inneren Staatslebens sind sie Antrieben gefolgt, die von außen kamen und die ihren fremdartigen Ursprung nur allzu deutlich verriethen.

Diesen durch die Natur der Aufgabe bedingten Schwierigkeiten hat Friedrich von Weech sich gewachsen gezeigt, indem er einen schlichten, sachlichen und wahrheitsgetreuen Bericht darüber, „wie die Dinge wirklich gewesen“, zu geben versucht hat. Mit dem Stoffe durch vieljährige eingehende Studien vertraut, ist der Verfasser in der Lage gewesen, nach einem im voraus festgestellten Plane zu arbeiten, das Wesentliche vom Unwesentlichen auszusondern, den an mehr wie einer Stelle bunt verschlungenen Faden in Händen zu behalten und eine genaue, überall lesbare und anziehende Darstellung derjenigen Ereignisse zu geben, welche aus den Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach das heutige Großherzogthum gemacht haben. Während die ältern, die Jahre 1052 bis 1535 behandelnden Abschnitte summarisch gehalten sind, hebt die genauere Darstellung beim Eingange der beiden Jahrhunderte an, während welcher die beiden Theile des ehemaligen Ganzen ein gesondertes Dasein führten und als Mitkämpfer in den großen Religionskriegen des 17. und den Vertheidigungskriegen des 18. Jahrhunderts eine erhebliche, durch die militärischen Talente ihrer Fürsten historisch gewordene Rolle spielten. Das dritte Drittheil des umfangreichen Buchs beschäftigt sich mit der Geschichte der letzten hundert Jahre, — ein System der Stoffvertheilung, welches durch die populäre Absicht des Weech'schen Werkes durchaus gerechtfertigt erscheint. In dem Bewußtsein derjenigen Leser, an welche der Verfasser sich vorzugsweise wendet, datirt der Staat, welchem sie angehören, erst von der Verbindung der beiden Markgrafschaften (1771) und der Erwerbung des Breisgau (1806). Dazu kommt, daß das Großherzogthum Baden, als erster constitutioneller Staat Deutschlands, in der Geschichte des Gesammtvaterlandes eine wichtige, seinen bescheidenen Umfang erheblich überragende Stellung eingenommen und zeitweise den Mittelpunkt der deutschen liberalen Bewegung gebildet. Mit sichtlicher Vorliebe verweilt der Verfasser bei diesem Abschnitte der Vergangenheit seines Vaterlandes. Er hat ein Recht dazu, weil er die traurigen Blätter derselben nicht überschlagen und trotz geziemender Ehrfurcht vor den Vorfahren des Landesherrn die Misgriffe und Verfehlungen derselben nirgends zu beschönigen versucht hat. Einer eingehenden Darstellung des Zeitalters der Verfassungskämpfe und constitutionellen Versuche, sowie der Ereignisse der Revolutionsjahre 1848 und 1849 folgt endlich ein $2^1/_2$ Bogen starker übersichtlicher Bericht über die neunzehn ersten Regierungsjahre (1852 bis 1871) des edeln und hochsinnigen Fürsten, der in allen Theilen Deutschlands der nämlichen Verehrung und Anerkennung genießt, wie in dem Lande, das seit nächstens vierzig Jahren der Segnungen seiner Regierung theilhaft geworden ist.

Diesem Fürsten ist das Weech'sche Buch gewidmet: daß es ihm hat gewidmet werden können, ohne an seinem Werthe zu verlieren, bezeugt die Gesundheit des Verhältnisses, in welchem Großherzog Friedrich zu seinem Lande und zu seiner Zeit steht. In dem heutigen Deutschland hat das famose Wort, nach welchen „des Landes Geschichte des Herrschers Eigenthum“ sein soll, längst keine Geltung mehr: das Gebot der Wahrheit behauptet für alle, Regierende und Regierte, die nämliche Bedeutung.

2. Die conservativen Elemente Frankreichs am Vorabend der französischen Revolution. Zustände und Personen. Von Eugen Guglia. Gotha, F. A. Perthes. 1890. 8. 8 M.

Gegen dieses vorzügliche, für Fleiß, Einsicht und Gesinnung des Verfassers in gleicher Weise zeugende Buch ist nur eine Einwendung zu erheben. Warum hat der Autor statt eines ganzen, ein halbes Bild gegeben? Warum hat er eine Beschränkung geübt, zu welcher für einen Mann seiner Sachkenntniß und Urtheilsfähigkeit keine Veranlassung, geschweige denn Nothwendigkeit vorlag? In den geistigen Kämpfen, welche dem Ausbruche der großen Revolution vorhergingen, ist das conservative Element unterlegen. Die Gründe dieses Unterliegens nachzuweisen, ist nur möglich, wenn man zugleich die siegreiche Partei in Betracht zieht, die Gegner aneinander mißt und dann die Summe zieht. Ja noch mehr — genau auseinanderzusetzen, welche Elemente Altfrankreichs zu den conservativen zu zählen sind und wie sie sich von den gegnerischen abgezeichnet haben, erscheint nur unter der Voraussetzung einer Untersuchung aller für die Vorgeschichte der Revolution in Betracht kommender Momente ausführbar. Mit andern Worten: warum hat Guglia nicht die Vorgeschichte dieses Dramas als solche zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht? Jede Seite seines Buchs bescheinigt ein nach Umfang und Tiefe gleich achtungswürdiges Studium, eine Herrschaft über den ungeheuern Stoff, wie sie vollständiger nicht verlangt werden kann. So weit sich übersehen läßt, hat nichts gefehlt, damit der Verfasser an die Seite Taine's und Tocqueville's hätte treten und ein Buch schreiben können, das als Ergänzung der vorhandenen Untersuchungen über den Niedergang des ancien régime in hohem Grade schätzbar gewesen wäre. Dem Verfasser hätte solchenfalls auch noch der Vortheil zur Seite gestanden, den Begriff „conservativ“ genauer bestimmen zu können, als ihm bei seinem Plane möglich gewesen ist. Der Grundgedanke des Buchs, das Festhalten an den Ueberresten ständischer Ueberlieferung des alten Frankreich als Schibboleth conservativer Auffassung zu behandeln, ist unzweifelhaft richtig gewesen. Der Vollständigkeit wegen hat der Verfasser aber auch die Anhänger des absoluten Königthums und der in das Interesse desselben gezogenen Kirche in Betracht ziehen müssen — eine Gebietserweiterung, die

Plan und Einheit des Ganzen merklich gestört und die Schärfe und Deutlichkeit der Grundidee mitunter geschädigt hat.

Doch wir haben das Buch so zu nehmen, wie es einmal ist und es liegt reichlicher Grund vor, dasselbe auch in seiner vorliegenden, wenn nicht verkümmerten, so doch verkürzten Gestalt willkommen zu heißen. Einer gleichen Fülle gründlichen Wissens, gleich emsiger Durcharbeitung und gleich gediegener Auffassung geschichtlicher Probleme wird der zeitgenössische Leser nur selten begegnet sein. Allenthalben hat man den Eindruck eines Besitzes, den der Verfasser nicht ausschüttet, sondern von dem er nur Einzelnes, das ihm besonders bemerkenswerth erschienen, mittheilt. Mit der philosophischen, ökonomistischen und juristischen Literatur des vorrevolutionären Frankreich gleich genau bekannt, schöpft Guglia allenthalben aus dem Ganzen. Mit einer Vollständigkeit, die auch dem sachkundigen Leser Ueberraschung über Ueberraschung bereitet, führt er den Nachweis, daß die Mehrzahl moderner Einwendungen gegen den politischen und philosophischen Nationalismus des 18. Jahrhunderts keineswegs allerneueste Errungenschaft ist und daß es unter den Zeitgenossen Voltaire's, Diderot's und Rousseau's nicht wenige gegeben hat, welche das, was man heutzutage historische Auffassung nennt und als besondern Erwerb des 19. Jahrhunderts rühmt, wenn nicht dem Namen, so doch der Sache nach besessen haben. Trotz der Schätzbarkeit der in den drei Kapiteln des ersten Buchs („Institutionen") dargebotenen, außerordentlich lichtvollen Darstellung der altfranzösischen Staats-, Gerichts- und Ständeverfassung, stellen das zweite Buch („Ueberlieferte Bildungselemente") und Kapitel 2 des dritten Buchs („Zeiterfahrungen") sich als die glänzendsten Abschnitte des inhaltreichen Werks dar. Das „Pereant, qui ante nos nostra dixerunt" drängt sich dem Leser mit einer Gewalt auf, die wesentlich aus dem Geschicke zu erklären ist, mit welchem der Verfasser die eigentlich springenden Punkte der conservativen Anschauungen altfranzösischer Denker herauszuschälen und zur Anschauung zu bringen gewußt hat. Immer wieder wird man darüber belehrt, daß die landläufigen Darstellungen des der großen Umwälzung vorhergegangenen Processes Wesentliches außer Betracht gelassen und den siegreichen Anwälten der philosophischen (rationalistischen) Partei mittelbar auch da Zugeständnisse gemacht haben, wo sie dieselben bekämpfen wollten.

Daß das über die alte Monarchie hereingebrochene Geschick ein unverdientes gewesen und daß der dieser Monarchie gemachte Proceß eine cause jugée, non plaidée gewesen, ist von dem Verfasser freilich nicht bewiesen worden. Im Grunde genommen hat er einen solchen Beweis auch nicht angetreten. Wenn das mitunter so scheint, wenn hie und da die eine Seite der Sache allzu nachdrücklich betont worden, so dürfte wesentlich das an dem Plane des Buchs liegen. Keine Parteischrift im herkömmlichen Sinne des Worts, hat das Guglia'sche Werk sich dennoch als solche angekündigt und ein Programm zur Unterlage genommen, welche ein zusammenfassendes Urtheil, eine „Conclusion" ausschließt. Dem Sachkenner wird eine solche entbehrlich erscheinen, dem größeren Publikum wahrscheinlich nicht. Und gerade dieses größere Publikum hätte von dem vorliegenden Werke und dem Autor außerordentlich viel zu lernen! Der Hauch edler Bescheidenheit, der durch das Ganze weht, macht es dem Berichterstatter zur besondern Pflicht, dem Verfasser die Wiederaufnahme und Fortführung einer Veröffentlichung ans Herz zu legen, die unserer Literatur außerordentlich werthvolle Bereicherungen zugeführt hat.

Franz Walther.

Festgeschenke.

Zu schönen Festgeschenken empfiehlt sich eine Reihe künstlerisch ausgestatteter und schön gebundener Anthologien im verschiedensten Umfange:

1. Deutsche Weisen. Ausgewählt von Fr. Büttner Pfänner zu Thal. Leipzig, Verlag zum Greiffen. 1891. Kl. 4. 4 M.

Der als kundiger Anthologe bekannte Herausgeber der „Deutschen Dichter mit Bildern berühmter Meister" bietet hier eine reiche und sehr ansprechende Sammlung schönster Blüten deutscher Lyrik und Balladendichtung, von den Minnesängern über unsere Classiker hin bis in die jüngsten Tage, nach alphabetischer Ordnung der Dichter. Dem Titel des Buchs entsprechend dürften wol die meisten der mitgetheilten Poesien in Musik gesetzt sein oder sich für musikalische Behandlung eignen. Dem Vertrautesten und Bekanntesten ist viel Neues gesellt, das als willkommene Vermehrung unsers Liederschatzes gern anerkannt wird. Reicher Bilderschmuck, theils als sinngemäße Textillustration, theils als wiederkehrende Stimmungsvignette oder Kopfleisten das Buch durchziehend, ziert den hübschen Band, dem auch in geschmackvollem Farbendruck ein würdiges äußeres Gewand verliehen ist.

Der neuen Sammlung gesellt sich eine schon wohlbekannte:

2. Ich soll Dich grüßen! Lyrische Gedichte ausgewählt von Clara Braun. Mit acht Illustrationen in Lichtdruck von R. E. Kepler. Siebente Auflage. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1890. 16. 2 M. 20 Pf.

Zum siebenten male geht dies niedliche Büchlein in die Welt hinaus, den Frühling und die Liebe zu künden; denn diese frohe Botschaft ist in der Hauptsache bei der Auswahl bestimmend gewesen. Ein lieblicher Inhalt,

einige Zeichnungen voll poetischen Reizes, wie er besonders dem Titelbilde eignet, während er den Illustrationen zu Chamisso's „Frauenliebe und -Leben" leider völlig fehlt, eine allerliebste Ausstattung des kleinen handlichen Buchs bezeichnen seinen Zweck, Gegenstand freundlicher Gabe zu sein.

Denselben Zweck tragen an der Stirn die zwei neuesten Veröffentlichungen derselben Herausgeberin und des gleichen Verlags:

3. Des Lebens Mai in Bild und Lied. Gedenkbuch von Clara Braun. Zweite Auflage. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1890. Kl. 4. 2 M.
4. Gedenke mein! Blüten und Perlen herausgegeben von Clara Braun. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Dies sind kleine gehaltvolle, in Nummer 4 mehr lehrhaft zusammengesetzte Liedersammlungen, mit allem Zauber feinsinnigster Blumen- und Landschaftsmalerei und deren berückend schöner Wiedergabe in Farbendruck geschmückt. Wir wollen dieses besonders vom ersten der beiden Prachtbüchlein gesagt sein lassen, dessen landschaftliche Skizzen von Ranken in Goldbraun und Weiß oder in Sepia umgeben sind, während das „Gedenke mein" nur farbenprächtige Blütensträuße aufweist und die Landschaft blos als Randleisten und Schlußvignette verwendet. Ein wesentlicher Unterschied besteht noch darin, daß die 18 Doppelblätter von Nr. 3 ordentlich durchgenäht sind, die 16 sehr starken Einzelblätter von Nr. 4 aber leider mit Draht geheftet worden und beim Aufschlagen leicht ausspringen.

Zu den Anthologien ist auch noch die erste der folgenden Veröffentlichungen zu rechnen:

5. Klinginsland. Minnelieder und Spielmannsweisen. Alten Meistern nachgesungen von Edwin Bormann. Leipzig, Selbstverlag. 1891. 8. 4 M. 50 Pf.
6. Schelmenlieder von Edwin Bormann. Zweite Auflage. Leipzig, Selbstverlag. 1891. 16. 3 M.
7. Das Buch von der Mutter Natur. Dichtungen von Edwin Bormann. Singweisen von Verschiedenen. Bilderschmuck von Fedor Flinzer, Eduard Ille und Julius Kleinmichel. Erste Abtheilung von Edwin Bormann's „Liederhort". Leipzig, Selbstverlag. 1891. Fol. 4 M. 50 Pf.

Wer den leipziger Dichter Edwin Bormann nur aus seinen scherzhaften Poesien oder gar nur als Local- und Dialektsänger kennt, wird nicht wenig erstaunt sein, ihn in den obengenannten Büchern sehr ernst nehmen zu müssen. Die im „Klinginsland" (Nr. 5) gegebenen 56 Nachdichtungen von Minneliedern und Spielmannsweisen des 12. und 13. Jahrhunderts zeugen von bedeutender poetischer Kraft, vollkommener Beherrschung der Sprache, feinem rhythmischen Gefühle — es begegnet nirgend eine Härte und Unebenheit im Verse — und vor allem von der Fähigkeit zu aller Nachempfindung der Schönheit und Eigenart, die der alte Sänger in der Sprache seiner Zeit und Gegend zum Ausdrucke gebracht hatte. Daher wollen uns diese Nachdichtungen, nicht Uebersetzungen, sehr gelungen erscheinen. Wie der Verfasser sie aufgenommen wünscht, sagt er im Widmungsliede:

Herr Walther von der Vogelweid!
Ihr, traute Sänger, alle,
Die ihr die Welt in alter Zeit
Erfüllt mit süßem Schalle!

Dies Büchlein legt ein froher Mann
In eure Hände nieder;
Wohl muthet fremd euch manches an,
Und doch sind's eure Lieder!

Nicht so, wie einst ihr holder Klang
Aus eurem Mund erklungen —
Als ob mein eigen Herz sie sang,
Hab' ich sie nachgesungen.

Bormann hat eine Auswahl aus 24 Dichtern getroffen, unter denen Walther von der Vogelweide mit 19 Liedern vertreten ist. Als Probe der Nachdichtung diene:

Ein offenes Herz.

Wie ungefüg ich sei in allen Sachen,
Ueb' ich doch zweierlei von Kindesbeinen:
Wo andere froh sind, mag ich gerne lachen,
Und ungern lach' ich, wo die andern weinen.
Mit den andern bin ich froh,
Mit den andern will ich sorgen;
Und wenn Leid und Freud' mich floh,
Will ich sie von andern borgen.
Wie sie sind, so will ich sein,
Daß sie nicht verdrieße mein;
Wer nicht an anderer Geschick hat theil,
Dem blüht auf Erden weder Glück noch Heil!

Der hochberühmte Klagesang des patriotischen Dichters lautet bei Bormann:

Ich saß auf einem Steine
Mit überschlagnem Beine.
In meine Hand schmiegt' ich das Kinn
Und dachte her und dachte hin,
Weshalb man lebt dies Erdenleben.
Und wußt' mir Antwort nicht zu geben,
Wie wohl das Herz drei Dinge
Auf immer sich erringe.
Das erst' und zweite sind Ehr' und Gut —
Gern eins dem andern Schaden thut —
Das dritte, das ist Gottes Huld,
Die uns erlöst von aller Schuld.
Die wollt' ich bergen in einem Schrein,
Doch ach, es kann ja nimmer sein,
Daß ird'sche Ehr' und weltlich Gut
Und Gottes Huld beisammen ruht!
Versuchten sie's auch, in ein Herz zu kommen,
Es sind ihnen Weg' und Stege benommen:
Untreue lauert im Hinterhalt,
Auf offener Straße fährt Gewalt,
Ja, Fried' und Recht sind todeswund.
Und jene drei sind vogelfrei,
Eh diese zwei nicht erst gesund.

In der Nachdichtung des zweiten nicht minder berühmten politischen Liedes Walther's gestattet sich Bormann ein größeres Maß der Abweichung, als mir zulässig scheint. Die letzten Verse gibt er also wieder:

O weh dir, deutsches Vaterland!
Hier herrscht jede Mücke auf eigene Hand.
Und willst du nicht ganz zertreten sein,
Besinn' dich, Volk, halt' ein, halt' ein!
Der Fürstenhüte sind zu viel,
Sie treiben mit dir ein arges Spiel.
Setz' Philipp die Kaiserkrone aufs Haupt,
Daß der Deutsche wieder ans Vaterland glaubt!

Bekanntlich heißt es bei Walther:

Philipp, setz' den Waisen auf! —

d. h. die Kaiserkrone, nach dem sie schmückenden Edelsteine so benannt. Das Wesentliche ist, daß Walther Philipp mahnt, die Krone zu ergreifen, und Bormann den Dichter das Volk mahnen läßt, sie dem Könige aufzusetzen. Das wäre aber ein nicht nur nach Lage der Dinge, sondern auch nach dem Staatsrechte unerfüllbares Verlangen gewesen, und insofern fällt der Nachdichter an dieser einen Stelle aus dem Geiste der Zeit, in die er sich versenkt hat. Daß er in der Beibehaltung oder Ablehnung des Originalversbaues sich volle Freiheit vorbehalten, lehrt dieselbe Strophe.

Zu dem erfreulichen literarischen Eindrucke, den dieses Buch hervorruft, tritt nun noch das künstlerische Wohlgefallen an seiner vollkommenen Ausstattung. Auf prachtvollem Papier hebt sich die schöne schwarzblaue Antiqua mit den von Georg Boetticher entworfenen, von rothen Linienornamenten umrankten Initialen aufs gefälligste ab und dazu tritt der mit sichtlicher Liebe geplante und tadellos ausgeführte Einband in hellfarbiger Leinwand mit Gold- und Blaupressung; der fein ciselirte Goldschnitt läßt auch nicht eine Seite an diesem Buche unbeachtet und ungepflegt erscheinen.

Die außerordentlich rühmenswerthe Eigenheit von Edwin Bormann's Selbstverlag, jedes Buch nur gebunden und immer geschmackvoll, gut und nicht theuer auszuliefern, tritt auf den ersten Blick auch an den „Schelmenliedern" (Nr. 6) hervor. Schlägt man im zierlichen Bändchen die starken Cartonpapierblätter um, so fällt der Blick auf manches Gedichtchen, das den Titel des Buchs vollauf rechtfertigt; so das neckische „Così fan tutte", „Carl Ploetz", der Epigrammenkranz „Schelmenweisheit", „Junger Frühling", „Kleine Neckereien", aus diesen „Trinkerphilosophie":

Das Wasser ist zu jeder Zeit
Die beste aller Gottesgaben! —
Mich aber lehrt Bescheidenheit:
Man muß nicht stets vom Besten haben —

„Familienbild", und so wäre noch vieles Launige anzuführen. Aber auch sehr ernste Töne klingen hie und da an, selbst unter den „Weinranken", und das Motiv wird dann wieder aufgenommen und durchgeführt, so in dem pietätvollen letzten Wort an „Karl von Holtei", in dem wehmüthigen Blick aufs Leben: „Es war einmal . . ." und vor allem in der Ballade aus dem August 1870, einer Perle deutscher Dichtung:

Trauerkunde.

Am Fenster sitzt ein schönes Kind,
Durch die Blätter draußen fegt der Wind.

„Ich komme vom Westen — was zitterst du?"
Und flüsternd nicken die Blätter sich zu.

„Mich riefen am Wege auf weitem Plan
Wohl tausend bleiche Gesellen an;

„Nun hab' ich's eilig mit meinem Ritt:
Ihre letzten Seufzer bring' ich mit.

„Auf der Heide Einen ich liegen fand,
Eine welke Rose in schlaffer Hand.

„Er hob sie mühvoll zum Munde auf
Und hauchte das junge Leben drauf." —

Am Fenster sitzt ein schönes Kind,
Durch die Blätter draußen fegt der Wind. . . .

Wer wollte diese Gedichte missen, wenn sie auch nicht unter den Titel des Buchs fallen?

„Das Buch von der Mutter Natur" (Nr. 7) ist der besonders ausgegebene erste Theil des zum Weihnachtsfeste vor zwei Jahren erschienenen und damals freundlich von uns bewillkommneten „Liederhorts", jener das Zwerchfell theils erschütternden, theils in sanfte Bewegung versetzenden Vereinigung von launiger Poesie, Zeichnung und Musik. Den sangbaren Hymnen des Dichters sind alte und neue Weisen untergelegt und Fedor Flinzer's geniale oder echt gemüthliche Charakterzeichnung begleitet Text und Notenschrift.

Freunden ernster Spruchpoesie bietet sich in neuer bereicherter Ausgabe dar:

8. Laienphilosophie oder Weisheitslehren für die Gebildeten im Volke. Von Wilhelm Beste. Dritte vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich. Herausgegeben durch P. Beste. Braunschweig, Wollermann. 1890. 12. 2 M.

Der Verfasser, weil. Generalsuperintendent in Braunschweig, ist erst im Sommer 1889 gestorben. Seine Distichensammlung aber hatte er schon vor 40 Jahren zum ersten male herausgegeben und sie dem göttinger Theologen Abt Friedrich Lücke gewidmet, dessen Biographie soeben bei Perthes erschienen ist; die Aphorismen sprachen damals so an, daß nach wenigen Monaten eine zweite Auflage erforderlich war. Die hat denn freilich bis jetzt vorgehalten, und es scheint mir fraglich, ob die von kindlicher Liebe besorgte und aus dem handschriftlichen Nachlasse vermehrte Neuausgabe über den Kreis der persönlichen Beziehungen des verstorbenen Dichters hinaus Anklang finden könne. Wir stellen heute größere Ansprüche an Reinheit, Ebenmaß und Kraftfülle der metrischen Form, als sie hier befriedigt werden; dazu fehlt dem Ausdrucke nur zu oft die rechte bildliche Gestaltung. Ferner genügt dem christlich Gesinnten heute nicht der verschwommene supranaturalistische Standpunkt, den der Dichter einst in seinen Jugendjahren eingenommen hat, und auf die bewegenden Fragen der Gegenwart kann selbstverständlich nicht die Antwort im Büchlein gesucht werden. Es ist auch nicht aufs neue in die Welt geführt, um die Kritik hervorzurufen, sondern um zahlreichen Freunden und Gemeindegenossen eines hochgeachteten Seelsorgers eine Erinnerung an den aus ihrer Mitte Geschiedenen zu gewähren.

Dagegen sei allen ernsten Menschen, auch denen, die weder kirchlich, noch auch nur biblisch gläubig sind, aber nach Klarheit und Wahrheit ringen und den ihnen aufstoßenden Zweifeln auf den Grund zu gehen lieben, aufs wärmste empfohlen:

9. Zeitliches und Zeitloses. Acht Vorträge von Adolf Lasson. Leipzig, O. Wigand. 1890. 8. 3 M.

Wirklich im Sprechen entstandene Vorträge, in stenographischer Nachschrift festgehalten, nach dieser zum Theile überarbeitet, liegen hier vor. Diese Entstehungsweise bürgt für die Frische der Behandlung des Themas, für die Anschaulichkeit und Gedrungenheit der Darstellung; der Umfang der Vorträge — um 30 Seiten herum — ist auch gerade so, daß der Nachdenken fordernde Stoff die rege Aufmerksamkeit des Hörers oder Lesers beansprucht, ohne sie zu ermüden. Nur der Aufsatz „Sittliche Verantwortlichkeit" hat das doppelte Maß gewonnen und mag der Wichtigkeit des Problems gemäß auf zwei Vorträge vertheilt gewesen oder nachträglich stark ausgesponnen sein. Die andern Aufsätze — denn das sind sie ja doch jetzt für den Leser — tragen die Titel: „Geist und Buchstabe", „Werkzeug und Maschine", „Cultur und Technik", „Auserwählte Rüstzeuge", „Symbol und Zeichen", „Kaiser Wilhelm I.", „Hundert Jahre philosophischer Gedankenbewegung". Ueber das einzelne ließe sich in wenig Worten auch nur wenig sagen: jeder Vortrag will gelesen, durchdacht und genossen sein. Wer auf dem des Verfassers entgegengesetzten Standpunkte sich „fertig" dünkt, mag das Buch freilich von vornherein beiseite liegen lassen.

Endlich sei einiger Jugendschriften gedacht:

10. Unsere Arbeiter der Neuzeit. Skizzen aus der Welt der Arbeit von Friedrich Bücker. Gotha, F. A. Perthes. 1890. Gr. 8. 3 M.

Das Buch will unsere reifere Jugend — so verstehe ich wenigstens die Absicht des Verfassers — in den Thätigkeitskreis des modernen Arbeiters schauen lassen, ihr einen Blick gewähren in die auf dem einzelnen ruhende Verantwortlichkeit und sie zur Achtung nöthigen vor der treuen Pflichterfüllung des im Industrieleben der Gegenwart mehr als je Gefahren ausgesetzten einfachen Mannes. Es will ein Mittel sein zum Kennenlernen der verschiedenen Berufsklassen und Gesellschaftsschichten und so an seinem Theile zur Lösung der socialen Aufgabe beitragen. In Einzelbildern werden die charakteristischen Gestalten des heutigen Verkehrs- und Gewerbelebens in ihrer Hantirung vorgeführt: der Locomotivführer, der Bahnwärter, der Tunnelarbeiter, der Mann am Steuerruder, die Rettungsstation Schiffbrüchiger, der Dampfhammerschmied, der Hüttenarbeiter, der Maschinenbauer, der Brückenschläger beim Heere, Hülfsarbeiter bei der Armee, aus den Kriegen von 1866 und 1870 illustrirt, Kriegskrankenpfleger, Feuerwehr und Taucher. Das Buch scheint, wie gesagt, für die Jugend geschrieben; aber es muß doch ein recht verständiger und viel Neigung zur Technik verrathender Junge sein, der das Buch verstehen könnte. Manches Kapitel setzt eine gewisse Vertrautheit mit den Maschinentheilen und ihren Benennungen voraus oder treibt den Strebsamen dazu an, sie sich zu erwerben.

11. Fürs Leben. Jungen Mädchen ein treuer Rathgeber und Führer in allen Lebenslagen. Von Ellen Richards. Zweite Auflage. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1890. 16. 3 M.

Ist ein zierliches Büchlein mit anmuthigem Titelbilde und sehr vernünftigem Inhalte.

12. Edelweißsterne. Hochlandsgeschichten für die reifere Jugend. Von Th. Messerer. Gotha, F. A. Perthes. 1890. 8. 3 M.

In den sechs Erzählungen aus den bairischen Alpen und von ihren Bewohnern erweist die Verfasserin, daß sie mit Erfolg den Weg betritt, der zum Segen unserer Jugendliteratur von Johanna Spyri eröffnet worden ist.

Friedrich Bienemann.

Plattdeutsches.

1. De Wiwerfind. 'Ne Leiwsgeschicht in meckelnbörgsch plattdütsche Mundort. Von Otto Kuß. Minden i. W., Köhler. 1890. 8. 4 M.

Der Verfasser der „Ferientid" tritt mit dieser sinnigen humorvollen Erzählung zum zweitenmal vor die Leser, und wie wir in diesen Blättern vor Jahresfrist seinen ersten Versuch willkommen hießen, so begrüßen wir auch diese zweite Frucht seiner schriftstellerischen Muße mit herzlicher Freude. Der Verfasser sagt in der Vorrede:

> Einer von den Herren Recensenten hett sich frilich dor äwer monkiert, dat ich mi tau sihr an Fritz Reutern sine Ort und Wis' hollen dauh; dorup kann ik blot entgegnen: En lütt Kind, wat irst stahn un gahn lihren sall, höllt sik in de irst ok an sin Vaders Hand äwer En'n, un — dat is min Fall, denn in desen Hinsichten is Fritz Reuter min leiw' Vader, von den ik plattdütsch reden, schriwen un — ik kann dat drist seggen — ok empfinnen lihrt heww. Lat't mi up den Weg, den hei mi wist hett, man irst stahn und gahn lihren, denn sält Ji mi bald up minen eigenen finnen.

In der That ist auch im „Wiwerfind" das Reuter'sche Vorbild nicht zu verkennen. Aber wer sollte daraus einen Vorwurf machen! Es fragt sich doch nur, ob und wieweit es dem Erzähler gelungen ist, seinem Muster nahe zu kommen, und da wird man ihm die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß er, ohne auf selbständige Erfindung und Gestaltung zu verzichten, aufs glücklichste den Ton zu treffen weiß, den sein großer Vorgänger zuerst angeschlagen hat. Es ist ein belebtes, heiteres, naturtreues Bild des mecklenburger landischen und kleinstädtischen

Lebens, das sich vor uns entfaltet, und wo der Ernst mitspricht, da ist auch die Sprache des in seiner Tiefe erregten Herzens warm und überzeugend. Der Balbierer Jakob trägt allerdings sein Missingsch und die verdrehten Fremdwörter etwas stark auf, aber auch diese köstliche Figur möchten wir in dem Gemälde um die Welt nicht missen. Die Erzählung empfiehlt sich nach Anlage und Durchführung als das Erzeugniß einer nicht gewöhnlichen Begabung, und der Verfasser soll auf dem eingeschlagenen Weg nur fortfahren, dann wird ihm die Anerkennung in immer weiteren Kreisen nicht fehlen.

2. In de Fierabendstied. En plattdütsch Geschichtenbook von Friedrich Freudenthal. Oldenburg, Stalling. 1890. 8. 1 M. 40 Pf.

Die hier erzählten hübschen, meist drolligen Geschichten zeichnen Land und Leute der Lüneburger Heide, die „Honoratschoren“ der Städtchen wie den Bauer, den „Sleefkeerl“ und Moldenhauer des flachen Landes. Scharfe Beobachtungsgabe, reiche Gestaltungskraft und volksthümliches Erzählungstalent sind die Vorzüge, welche den Verfasser auszeichnen. Schwänke wie „Nu weet ick et ok“, „En Menschenlewen in Gefahr“, „De Nachtwächter-End“, „En Stück von de Sleefmakersche“, „Meister Bütepage sien Droom“, Döntjes wie „De blaue Familje“, „De Reis' na Winsen“, Spukgeschichten wie „De fule Krischan“, „Föhnsbur un de Düwel“ und die „Ventloher Hexengeschichten“, Erzählungen wie die tiefernste Sage „De Brutbarg“ und die ergreifende, innig empfundene Weihnachtsgeschichte „Dat Kinjees“ können nicht stimmungsvoller und schlichter, nicht treffender und anziehender vorgetragen werden, als hier geschieht.

3. Schwänke und Schnurren aus Bauern Mund. Von Ulrich Jahn. Mit einem Titelbild von R. Kretschmer. Berlin, Mayer u. Müller. 1890. 8. 1 M.

Diese Schwänke und Schnurren, dem Landvolk in Pommern und Rügen treu nacherzählt, öffnen eine wahre Fundgrube des köstlichsten Humors. Es sind Anekdoten, Märchen, Geschichten, denen man anmerkt, daß sie nicht erfunden, sondern aus dem frischen Borne der Volksseele geschöpft sind. Manchmal berühren sie sich mit dem, was aus weitentlegener Ferne volksmäßig überliefert ist, und erregen dann um so größere Theilnahme. So begegnet uns z. B. der erste Theil der Erzählung „Der Kuhhirt und die Bauern“ in überraschender Aehnlichkeit in einem estnischen Märchen wieder. Der Verfasser, welcher früher schon die jüngst in zweiter Auflage erschienenen „Volkssagen aus Pommern und Rügen“ gesammelt und herausgegeben hat, beweist auch hier einen sicheren Blick für das Echte, Ursprüngliche in dem, was sich das Volk erzählt, und eine Gabe der Wiedererzählung, welche sein Büchlein zu einem werthvollen Beitrag zur Kenntniß unsers pommerschen Landmanns macht.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

Zu den vielen und zum Theile recht anerkennenswerthen Lebensbildern und umfangreicheren Biographien unsers unvergeßlichen ersten Deutschen Kaisers ist ein neues, durch seinen schmucken Einband zum Festgeschenk sich eignendes Buch getreten von Ludwig Marquardt: „Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Kaiser Wilhelm's I.“ (Leipzig, Richter, 1890), das einen andern Weg einschlägt, die Erinnerung an die große und liebenswürdige Persönlichkeit des Monarchen festzuhalten. Einem knappen Lebensabrisse folgen, wie der Titel schon angibt, Charakterzüge, guten Quellen entnommen, zum Theile mit Worten des Verfassers erzählt, nach elf Gesichtspunkten aneinandergereiht. Diese Einschachtelung in Haupt- und Unterrubriken hat ja ihr Misliches, wie auch die Auswahl auf dem Ermessen des Verfassers beruht. Das läßt sich nicht ändern; wohl aber sollte vermieden sein, in der schlichten Erzählung hie und da Worte des Kaisers in versificirter Form wiederzugeben, sodaß man wirklich auf den Gedanken kommen könnte, Kaiser Wilhelm habe zuweilen aus dem Stegreife gereimt, während die Verse meist A. von Freydorf's „Kornblumen und Lorberblättern“ entnommen sind. Wo die Quelle nicht angegeben ist, wirkt das Verfahren verstimmend.

— Heinrich Bulthaupt's allgemein als ausgezeichnet anerkannte und weitverbreitete „Dramaturgie der Classiker“, die im vorigen Jahre zum dritten male aufgelegt und durch einen dritten Band bereichert wurde, der den Obertitel „Dramaturgie des Schauspiels“ erhielt, ist jetzt unter diesem letztern als Gesammttitel für das ganze Werk in vierter, bezw. dritter Ausgabe (Oldenburg, Schulze, 1891) erschienen. Der Verfasser rechtfertigt diese Veränderung mit folgenden Worten: „Einmal habe ich vor kurzer Zeit auch eine «Dramaturgie der Oper» erscheinen lassen — und Classiker gibt es in der Oper wie im Drama. Dann aber konnten vor der Bezeichnung «Classiker», obschon sie vieldeutig ist, doch einige der Männer, mit deren dramaturgischem Wirken sich dieser Band beschäftigt, auf keinen Fall bestehen.“ Bekanntlich behandelt der erste Band des vorliegenden Bulthaupt'schen Werks, das in den Bl. f. 1889, Nr. 7 und Nr. 47 eingehend besprochen worden, Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, während der zweite Band Shakespeare allein gewidmet ist und der dritte Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow und Laube in Betracht zieht.

— Alfred Charpentier's ansprechende „Russische Wanderbilder“, in Nr. 4 d. Bl. d. J. von uns gewürdigt, haben eine zweite Auflage (Oldenburg, Schulze) erlebt.

— Zwei treffliche Bücher deutsch-österreichischer Schriftsteller, die wiederholt in d. Bl. besprochen worden, liegen jetzt in fünfter Auflage vor: Fritz Mauthner's Erzählung „Der letzte Deutsche von Blatna“ (Dresden, Minden) und Karl Pröll's „Moderner Todtentanz. Kohlen-Skizzen. Erste Sammlung“ (Berlin, Lüstenöder, 1891). So verschieden sie nach Inhalt und Form sind — bei zufällig ganz gleichem Umfange das eine ein Roman, das andere 16 kleine Erzählungen —, so mächtig packend und tief ergreifend wirken beide Bücher, obwol die Verfasser ihre Aufgaben getauscht zu haben scheinen. Fritz Mauthner, sonst der Schilderer allgemeiner socialer und literarischer Verhältnisse, ist in diesem Buche auf den Boden seiner böhmischen Heimat zurückgekehrt und hat dadurch in der Zeichnung verzweiflungsvollen Kampfes, den der Deutsche Anton Gegenbauer um sein „Hier bin ich und hier bleib' ich“ ficht, eine Kraft gewonnen, der unsers Erachtens keine seiner sonstigen Schöpfungen nahekommt. Karl Pröll wieder, den man als Vorkämpfer und Anwalt des Deutschthums ist Oesterreich gewohnt ist,

wendet sich in den Einzelbildern seines Todesreigens dem menschlichen Elend in jeder Gestalt und Lage zu, dem tief verborgenen Herzenskummer und der sich widerwärtig aufdrängenden Tagesfrage des Klassenunterschiedes. Wir erinnern gern daran, daß diese Bücher vorhanden sind, um gelesen zu werden.

— Von der Schlesischen Kunst- und Verlagsanstalt zu Breslau (vormals Schottländer) wird ein Prachtwerk in zehn Lieferungen zu 1 M. herausgegeben, das zum Weihnachtsfeste vollendet sein soll: „Das malerische Schweden. Eine Schilderung in Wort und Bild.“ Das Eigenthümliche dieses Unternehmens ist, daß Text und Bild ausschließlich von schwedischen Schriftstellern und Künstlern herrühren. Somit behält das Werk seine Besonderheit neben dem eben erschienenen schönen zweiten Bande der „Nordischen Fahrten“ des Jesuiten Alex. Baumgartner: „Durch Skandinavien nach St. Petersburg.“ Nach den zwei uns vorliegenden Heften können wir den Zeichnungen und ihrer technischen Wiedergabe wie der Uebersetzung des Textes unsere volle Anerkennung zollen. Der Text ist einfach beschreibend gehalten, zeigt dem Wanderer, was auf seinem Wege liegt, und belehrt ihn durch kurze geschichtliche Angaben, wo sie noththun. Bisher ist Stockholm mit seiner Umgebung, Gotland und Norrland vorgeführt. Die Auswahl der Ansichten für Stockholm und Wisby ist zu billigen.

— Wie alljährlich ist zeitig vor Weihnachten Brockhaus' „Katalog ausgewählter Werke der ausländischen Literatur“ für 1891 veröffentlicht worden. In sorgfältiger Auswahl und systematischer Ordnung verzeichnet er die hervorragendsten Erscheinungen der europäischen Literatur, außer der deutschen, der finnischen und der der kleinern slawischen Völker.

— Karl Goldmann, dessen Schriften gegen den Naturalismus und das moderne Ehebruchsdrama wir bereits anerkennend angezeigt, hat ein literarisches Charakterbild von „Richard Voß“ gezeichnet (Berlin, Eckstein Nachfolger), worin er den Entwickelungsgang des Dichters, sowie dessen Erzeugnisse eingehend schildert. Nun ist ein Mann wie R. Voß ebenso einer Studie werth als K. Goldmann würdig, sie auszuführen. Beim Durchlesen der Broschüre ist uns aber eine Gefahr entgegengetreten, vor welcher Goldmann steht. Wer so viel schreibt, wie er, geräth unvermerkt in Versuchung, die Schärfe und Tiefe einer echt wissenschaftlichen Kritik einem pikanten, allzu sehr nivellirenden Journalismus zu opfern. So ist uns jetzt bei Goldmann mehrfach eine gewisse Verschwommenheit des Urtheils entgegengetreten. Zur Orientirung über Richard Voß ist seine Schrift ganz brauchbar; eigentlich überzeugend aber wirkt sie nicht auf den, welcher eine hervorragende Erscheinung von einem bestimmten Standpunkte aus beleuchtet sehen will.

— Unter dem Titel „Zeitfragen“ hat Wilhelm von Lichtenow eine Reihe von „principiellen Betrachtungen“ veröffentlicht (Friedeberg i. N., Max Wundermann, 1890), welche wir als geistvoll und tiefgeschöpft bezeichnen müssen. Als den Grundzug des heutigen Neubildungsdranges bezeichnet er einen stark materialistisch angehauchten Realismus; er verwirft es, daß vielfach in dem gefundenen Realen die ersehnte Sache selbst gefunden wird. Unsere Zeit weise ein seltsames Gemisch von Kraft und Schwäche auf; insbesondere müßten die übertriebenen Ansprüche der sogenannten arbeitenden Klassen auf das rechte Maß eingeschränkt werden. Der größere Arbeitswerth der geistigen Leistungen müsse auch entsprechend höher gelohnt werden als derjenige der Handarbeiten. Die Lohnarbeiter könnten mit ihrer Arbeit stets nur mithelfen, selbständig aber nichts schaffen. Die heutigen Staaten müssen darauf bedacht sein, das Bildungsquantum auf das gehörige numerische Maß zurückzuführen. Das Schulwesen muß reformirt werden. Die Schule an sich, d. h. die Nichtfachschule soll nicht für einen bestimmten Beruf ausbilden; diejenige Schule, welche die größtmöglichste Schulung des Geistes hervorzubringen vermag ist auch allein im Stande, zu den höchsten Berufsarten vorzubereiten. Die Schulung des Geistes läßt sich an wenigen geeigneten Materien viel sicherer erreichen als an vielen. Die höhern Schulen müssen entsprechend vermindert werden, weil sie eine Unsumme von Wissensgebildeten hervorbringen. Die Universitäten, der Stand der Landwirthe und Offiziere bedürfen der Reform. — Diese Proben mögen genügen, um die Leser zur eigenen Lektüre dieser Broschüre zu veranlassen.

Bibliographie.

Aichelburg, E., A g'reimt's Kraff'l. Graz. 12. 2 M.

Ambrosius, J., Nur der Bart macht den Mann. Lustspiel. Trier, Paulinus-Druckerei. 8. 40 Pf.

Behringer, E., Das Vater unser. Kempten, Kösel. 12. 1 M. 20 Pf.

Bellamy, E., Dr. Heidenhoff's Kur. Deutsche Bearbeitung von E. Wulkow. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 12. 50 Pf.

Below, Jena. Vortrag, gehalten an der Kriegsschule Hannover. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 50 Pf.,

Benfey-Schuppe, A., Die Frauenfrage und das Christenthum. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 50 Pf.

Cronau, R., Amerika. Die Geschichte seiner Entdeckung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Eine Festschrift zur 400jährigen Feier der Entdeckung Amerikas durch Columbus. Mit circa 400 Illustrationen. 1ste Lfg. Leipzig, Abel u. Müller. Hoch 4. 50 Pf.

Dreher, E., Drei psycho-physiologische Studien. I. Der Darwinismus und die Archigonie. II. Die Innervation mit Bezug auf den Hypnotismus. III. Farbenwahrnehmung und Farbenblindheit. Leipzig, Verlag des Reichs-Medicinal-Anzeigers. 1891. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Elsner von Gronow, K., Vom Wege des Lebens. Gedichte. Habelschwerdt, Franke. 16. 1 M. 50 Pf.

Falckenheimer, W., Der Apostel der Deutschen, ein Volksbühnenspiel. Kassel, Freyschmidt. 8. 50 Pf.

Fischer, L. H., Indischer Volksschmuck und die Art ihn zu tragen. Wien, Hölder. Lex.-8. 10 M.

Gisevius, H., Kant's Lehre von Raum und Zeit, kritisch beleuchtet vom Standpunkte des gemeinen Menschenverstandes aus. Hannover, Helwing. Gr. 8. 80 Pf.

Hauffe, G., Prof. Dr. Eduard Benecke's Psychologie als Naturwissenschaft, bearbeitet von G. H. Borna, Jahnke. 8. 1 M. 50 Pf.

Haupt, H., Waldenserthum und Inquisition im südöstlichen Deutschland. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Die Hintermänner der Socialdemokratie. Von einem Eingeweihten. Berlin, Conitzer. Gr. 8. 1 M.

Jecht, R., Die Schweden in Görlitz während der Jahre 1639, 1640 und 1641. Mit der Belagerungskarte vom Jahre 1641. Görlitz, Remer. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Kreßler, K., Wilhelm Stolze. Eine Biographie, geschrieben von seinem ersten Schüler. Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin. 8. 1 M.

Kropf, A., Das Volk der Xosa-Kaffern im östlichen Südafrika nach seiner Geschichte, Eigenart, Verfassung und Religion. Ein Beitrag zur afrikanischen Völkerkunde. Berlin, Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft. 1889. Gr. 8. 2 M.

Mayer, A., Geschichte des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz von 1816—1890, nebst Chronik der Stadt Friedland von 1244—1890. Neustrelitz, Barnewitz. Gr. 8. 3 M.

Mohr, Marie F. L., Nirwâna. Zeitroman. Leipzig, Danz. 8. 5 M.

Morgan, L. H., Die Urgesellschaft. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Zivilisation. Aus dem Englischen übertragen von W. Eichhoff, unter Mitwirkung von K. Kautsky. 1. Hft. Stuttgart, Dietz. 1891. Gr. 8. 50 Pf.

Petersen, Marie, Prinzessin Ilse. — Die Irrlichter. Halle a. S., Gesenius. 16. 2 M.

Pudor, H., Das deutsche Herz. (Thüringer Reiseschilderungen.) Dresden, Tamme. 8. 80 Pf.

Rüthning, G., Tilly in Oldenburg und Mansfelds Abzug aus Ostfriesland. Nach den Quellen des Grossherzoglich oldenburgischen Haus- und Central-Archivs. Mit einem Plan der Festung Oldenburg zur Zeit des Grafen Anton Günther. Oldenburg, Stalling. Gr. 4. 1 M.

Schulze, L. R., Vergleich der Bildungsmittel des humanistischen Gymnasiums und des Realgymnasiums. Rede. Döbeln, C. Schmidt. Gr. 8. 50 Pf.

Steenstrup, J., Die Mammuthjäger-Station bei Předmost im österreichischen Kronlande Mähren nach seinem Besuche daselbst im Juni—Juli 1888. Aus dem Dänischen übersetzt von R. Much. Wien, Hölder. Gr. 4. 2 M. 40 Pf.

Sterchi, J., Adrian von Bubenberg. Charakterbild aus der Heldenzeit der alten Eidgenossenschaft. Im Auftrage des Initiativcomite's für die Erstellung eines Bubenbergdenkmals verfaßt. Illustrirt von K. Jauslin mit Beiträgen von K. Gehri. Bern, Schmid, Francke u. Comp. 8. 90 Pf.

Szafranski, T., Der Abt von Bergen. Ein Spielmannslied in vier Aventiuren. Schweidnitz, Maisel. 16. 2 M.

Treller, F., Philipp der Großmüthige. Ein Volksbühnenspiel mit geistlichen und weltlichen Gesängen. Kassel, Brunnemann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Zimmermann, G., Komödianten-Fahrten. Weimar, Weißbach. Gr. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

ำ# Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 4. December 1890.

Altes und Neues von Wilhelm Raabe und Wilhelm Jensen.

1. Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge. Roman von Wilhelm Raabe. Dritte durchgesehene Auflage. Berlin, Janke. 1890. 8. 4 M.

Längst hat die deutsche Kritik diesen wunderbaren Roman neben dem „Hungerpastor" als eines der rühmlichsten Erzeugnisse des eigenartigen Talents Wilhelm Raabe's bezeichnet: köstlich frischen Humor mit etwas schwermüthiger Lebensanschauung und kräftige Natürlichkeit mit phantasiereichsten Traumgestalten der Erfindung zu verbinden. In der That ist denn auch die dritte Auflage bei einem deutschen Roman ein ungewöhnlicher Erfolg zu nennen — freilich in Frankreich oder England würde ein Roman, welcher so eigenthümlich und so liebenswürdig wie dieser die innersten Geheimnisse der Volksseele erschließt, im Zeitraume von 23 Jahren reichlich so viel Auflagen erlebt haben als derartige Eintagscuriositäten wie „Rembrandt als Erzieher", für welche auch der liebe Deutsche immer Interesse und Geld übrig hat. Ja, immerhin 23 Jahre hat der Mann vom Mondgebirge, der weiße Sklave von Abu Telfan im Tumurkielande, Königreich Darfur, Leonhard Hagebucher, weiland relegirter deutscher Student, gebraucht, um in dritter Auflage dem deutschen Volke die Schicksale seiner Gefangenschaft, seiner Heimkehr vom Mondgebirge und vornehmlich die Geschichte seines Empfanges und seiner Erlebnisse in der Heimat nach seiner Rückkehr aus dem innersten Afrika zu erzählen.

Das Jahr 1867, da dieser Roman entstand, war mit seinem hübschen Zwielichte nach der Vergangenheit wie Zukunft hin, zweifellos viel mehr geeignet, die üppige Einbildungskraft des Dichters so kräftig ins Kraut schießen zu lassen, als das hellstrahlende Tageslicht der Gegenwart, des mächtigen Deutschen Reichs hierfür förderlich gewesen wäre. Denn im nämlichen Jahre, da der Dichter diesen Roman schuf, hatten sich der Herr Graf Beust und Napoleon zu vertrauter Aussprache in Salzburg getroffen, um von dort aus der werdenden deutschen Einheit einige Knüppel zwischen die fortschreitenden Beine zu werfen — freilich ohne dadurch etwas anderes zu erreichen, als die Veröffentlichung der geheimen Bündnißverträge zu Schutz und Trutz zwischen dem norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten. Aber der Dichter selbst saß damals in Stuttgart und konnte dort in den Organen der damals noch recht mächtigen und von oben noch recht gehätschelten schwäbischen Volkspartei täglich lesen, daß man einem süddeutschen Bunde zustrebe und sich bei weitem lieber Frankreich als Preußen anschließen werde. Und vor allem war das ganze deutsche Volk erst ein Jahr zuvor aus den Sklavenketten des Bundestags erlöst worden und der Abstand der damaligen Gegenwart von den Zuständen des Vorjahres 1866 war nicht minder groß und gewaltig als das Schicksal des weißen Sklaven Leonhard Hagebucher zu Abu Telfan im Mondgebirge im Gegensatze zu seiner freien Selbstbestimmung und Wirksamkeit in der wiedererrungenen deutschen Heimat.

Wilhelm Raabe zeichnet uns also unfraglich, trotz der zweimaligen „Durchsicht" seines Romans vor dem Erscheinen der beiden neuern Auflagen desselben und trotz der Ausmerzung vieler überlebter Betrachtungen und Empfindungen, in manchen Zügen das deutsche Volk und Staatsleben *wie es war*, als dieser Roman entstand, wie es Gott sei Dank heute nicht mehr *ist* — namentlich in der behaglichbreiten Ueppigkeit der deutschen Kleinstaaterei und des engsten Gesichtskreises deutschen Philisterthums. Abgesehen hiervon aber ist der Roman in dem innersten Lebensgrunde und Gegensatze seiner Gestalten und ihrer Thaten und Schicksale durchaus ein noch heute und auf unabsehbare Zeit hinaus gültiges und zutreffendes Bild deutschen Gemüths- und Volkslebens, ein Bild von ergreifender

Wahrheit, Schönheit und Tiefe. Der beste Beweis für die Größe der dichterischen Leistung ist der, daß wir dem Dichter nicht grollen und nicht das Gefühl empfinden, vor einem unvollendeten Werke oder vor einem Torso zu stehen, wenn er am Ende von uns Abschied nimmt, nachdem er den einen Helden unverschuldet in den Tod geschickt hat und die andern, Männlein und Weiblein, fortleben läßt, ohne sie zusammenzubringen, ohne uns nur über ihre ferneren Schicksale Auskunft zu geben. Denn alle diese Gestalten, lebendige und todte, leben in unserm Herzen ja doch mit uns fort für immer; wir bedürfen keines Aufschlusses, wie sich ihr Lebensschicksal weiter gestaltet hat von dem Punkte an, da Wilhelm Raabe die Erzählung abbricht. Mehr von dem Inhalte zu verrathen, wäre Unrecht gegen den Dichter und Verleger. Der Leser mag selbst zu dem köstlichen Buche greifen.

2. Ueber die Wolken. Von Wilhelm Jensen. Dritte neu durchgesehene Auflage. Leipzig, Elischer Nachf. 1890. Gr. 8. 4 M.
3. Der Herr Senator. Novelle von Wilhelm Jensen. Leipzig, Elischer Nachf. 1890. 8. 3 M.

Gleichfalls in dritter Auflage ist der Roman von Wilhelm Jensen „Ueber die Wolken" (Nr. 2) erschienen. Das Werk zeigt wie die ganze Natur der nahe befreundeten Dichter Raabe und Jensen verwandte Züge, trägt eine Art von Gleichstimmung mit dem zuvor besprochenen Romane Raabe's. Denn auch in Jensen's Roman tritt die Gestalt des Helden und später diejenige seiner geistig ebenbürtigen Genossin in bewußten und bedeutenden Gegensatz zu dem philisterhaften, kleinlichen, auf täuschenden Schein berechneten, heuchlerischen Kleinleben des Tages. Als eine in Wahrheit titanische Natur, als eine Verkörperung der geheimnißvollen Kraft des Waldriesen Widolf der germanischen Göttersage, ringt sich der Studiosus Reinhard Widolf los aus den bequemen Bahnen eines aussichtsvollen Brotstudiums und aus den Banden einer ihm seit Kindheitstagen bestimmten Vereinigung mit einem schönen, aber gemüthlich nichtigen Mädchen und verwendet seine bedeutenden Gaben und materiellen Mittel im Dienste des Höchsten und Schönsten, das er kennt und erstrebt, des Dichterruhms. Daß in der Schilderung der Gesellschaft, welcher er entflieht, und in den Gedichten, welche er leistet, manche pessimistische Uebertreibungen sich einschleichen, darf bei Jensen nicht überraschen. Aber gleichwol ist im ganzen des Helden Streben und Ringen ad astra, „über die Wolken", höchst bedeutend und ergreifend dargestellt; recht bezeichnend auch dadurch, daß er sich, nachdem er eben die Bande der kalten und gemüthlosen Geliebten seiner Jugendtage abgestreift hat, auch der glühenden Liebe und Hingebung eines andern, seinem Geiste unebenbürtigen Mädchens entzieht.

In die stille Hoheit eines felsigen Gebirgswaldes entflieht er dann wieder nach Jahren aus der engen unfruchtbaren Oede einer Großstadt und bringt von dort neuen großen Antrieb zum Schaffen heim. Unermüdlich und fast mechanisch bewältigt die Hand die Fülle der Eindrücke und Gedanken, welche sein Genius dichterisch ausströmen muß; aber als er an die Gestaltung der Heldin seines romantischen Epos herantreten will, fehlen ihm alle Züge und Farben, er hat kein — „Modell". Eine Unbekannte, Namenlose, begeistert von der ersten Sammlung seiner Gedichte, hat den Wunsch geäußert, den Dichter persönlich kennen zu lernen. Ohne Hoffnung, für seine dichterische Nothlage irgendeine Hülfe von dieser Zusammenkunft zu ernten, geht er auf den Wunsch ein — und er bringt von hier heimwärts nicht blos das ersehnte Bild oder „Modell" seiner Heldin, auch eine ungeahnte Erschütterung seines Innersten, eine tiefe, aber freilich hoffnungslose Liebe, da die Unbekannte, die ihren Namen nicht nennt, auf das Machtgebot ihres harten Vaters wider ihren Willen verlobt ist. Nun hat er die Gestalt vor Augen, welche ihn zum Schaffen begeistert, aber sein Epos muß naturgemäß abermals unvollendet bleiben, da er in sich selbst und in dem trauervollen Schicksale der Geliebten keinen harmonischen Abschluß findet.

Plötzlich bricht der große deutsche Krieg gegen Frankreich aus. Da draußen winkt dem Trauernden der Friede des Todes. Er gibt das unvollendete Bruchstück seiner Dichtung in dem verödeten Hause seines Verlegers ab und rückt dann als Freiwilliger ins Feld. Schwerverwundet fällt er in Feindes Hand; zuvor ist sein Oberst, ein Mann von barbarischer Strenge gegen alle, auch gegen sich selbst, in seinen Armen verschieden. Widolf wird auf ein fernes französisches Inselfort gebracht und erst nach dem Frieden frei. Er gilt daheim für todt — das beste Mittel, um von allen neidlos als berühmter Dichter gefeiert zu werden. Der Verleger hat mit großem Bombast das unvollendete Epos im Druck auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt und alles bewundert den frühvollendeten Helden — eine köstliche Episode des Buchs. Da erscheint Widolf wieder auf der Bildfläche der Wirklichkeit und bringt seine Herzensangelegenheit rasch ins Reine, denn die schöne Unbekannte ist die Tochter seines gefallenen Obersten und hat mit dem Tode des Vaters die Freiheit ihres Herzens und ihrer Hand erlangt.

Mehr kann man von einem Romane, der „über die Wolken" weist, gewiß nicht verlangen, als daß er seine Helden schon auf Erden und zwar trotz ihres transscendentalen Strebens glücklich macht. Wer aber nun etwa denken möchte, daß ihm vorstehend der Inhalt des Romans schon zur Genüge erzählt sei, der irrt doch gewaltig. Selbst vom Gerippe der Thatsachen hält er nur einige Wirbelknochen in den Händen. Und all das köstliche Leben, welches der Dichter darüber ausgegossen hat, kann nun vollends gar nicht geschildert werden, das kann der Leser nur an der Quelle selbst genießen. Daß auch Uebertreibungen in dem Werke mit unterlaufen, ist schon gesagt, und die peinlichste findet sich leider gerade in der Hauptscene, der ersten Begegnung Widolf's mit der schönen Un=

bekannten. Hier könnte durch einen einfachen Wechsel der Scenerie alles Anstößige beseitigt werden. Denn auch die reinste Siebenzehnjährige einer Großstadt ist nicht — unbefangen und thöricht genug, einem Unbekannten auf seinem Zimmer in einem Gasthofe der Großstadt ein Stelldichein zu geben.

Ganz untadelig schön und ergreifend dagegen, in der Form, im Aufbau, in der Entwickelung und Katastrophe eine der vollendetsten dichterischen Schöpfungen überhaupt, welche jemals aus Wilhelm Jensen's begnadeter und so fruchtbarer Feder geflossen sind, ist dessen Novelle „Der Herr Senator" (Nr. 3). Hier ist alles in dramatischer Strenge, Kürze und Bewegung zusammengezogen und dargestellt. Alles Gestalten eigenartigsten Gepräges. Die bedeutendsten unter ihnen besitzen äußerlich jenes ruhige und harte Antlitz der Bevölkerung nördlichster deutscher Küstenstädte, unter welchem alles Leben und Gefühl so kühl und glatt gebettet scheint, wie unter dem Spiegel der blauen See das Lebenselement des deutschen Nordens. Aber welche Stürme und Abgründe schlummern hinter diesem heitern Spiegel! Welche Schuldfülle hat der Allverehrte auf sein Haupt geladen, indem er seinen Kindern die Mittel zu einer hohen Bildung, zu einem angesehenen Dasein schafft, seine schweren geschäftlichen Verluste verdeckt — und welche großartigen Opfer bringen die scheinbar gemüthlosen Kinder wieder an ihrem Theile dem unglücklichen Vater! Wir kennen kaum eine zweite Dichtung Jensen's, welche so rein und schön wie diese Novelle von den edelsten Kräften und Empfindungen Zeugniß gibt, welche in des Dichters reicher Seele wohnen. Möge sein Werk recht viele Leser und Käufer finden!

Hans Blum.

Dramatische Literatur.

1. Triumph der Liebe. Brüderlichkeit! Gleichheit! Freiheit! Dramatische Trilogie von Oskar Linke. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Es lebt kein deutscher Dramatiker, dem man das Recht zugestehen könnte, eine Trilogie zu schreiben. Aus der ungeheuern Anzahl der dramatischen Productionen, die theils als Lektüre, theils dargestellt an uns vorüberziehen, kann man kaum vier oder fünf Dramen herausgreifen, die als Einzelkunstwerke von den wesentlichsten Gesichtspunkten aus der Betrachtung Stich halten. Nirgends aber gibt es unter den gegenwärtigen Dramatikern eine Erscheinung, bei der der Inhalt so reich die Form überfüllte, ohne sie doch zu zersprengen — bei der die Idee so tief im Stoffe verwurzelt wäre und doch nach weiterer mächtigerer Entfaltung drängte, daß man wünschen müßte, die trilogische Form von dem Dichter in Anwendung gebracht zu sehen. Ein Dramatiker, der heute eine Trilogie schaffen wollte, stände vielleicht vor der riesenhaftesten Aufgabe der modernen Kunst. Die nähere Bestimmung einer Dichtgattung, die noch gar nicht existirt, ist eins der übelsten Dinge, aber einige der constructiven Merkmale, ohne welche eine Trilogie überhaupt undenkbar ist, lassen sich aus allgemeinen dramatischen Principien sehr wohl bestimmen. Die Dichtung einer Trilogie wäre die Schaffung einer neuen ungeheuersten Kunstform, welche den reichsten Inhalt aufzunehmen vermag und den Rahmen, der dem Einzeldrama gebührt, in weiter Peripherie umspannt. Echte, große, starke Leidenschaft wäre auch das Lebenselement einer Trilogie, und, von einer Leidenschaft ins Rollen gebracht, würden alle Geschehnisse in dramatischer Bewegtheit und logischer Verbundenheit sich befinden — aber die Linien dieser Bewegung dehnten sich ins Ungeheuere. Das Schicksal einer Epoche ist es, was der Trilogie der Zukunft muthmaßlich ihre Größe gibt, nicht mehr allein das Schicksal eines Individuums, welches im Einzeldrama zur Darstellung gelangt. Die Gesetze dieser Kunstform sind völlig neu zu erschaffen, denn wir besitzen keine Trilogie mit ähnlichem weitgespanntem Inhalt. Es liegt auch klar zu Tage, daß in einer wahren Trilogie die Handlung reicher, die Architektur strenger, die Idee umfassender entfaltet werden muß als in einem andern Drama. Die Leidenschaft insbesondere muß einen dreimal stärkern, längern Athem entwickeln, und am reinsten wird die Wirkung, wenn in *eine* Leidenschaft das ganze Stück getaucht erscheint. Wallenstein, bei aller Bewunderung seiner Größe, ist doch nur ein sehr vorläufiger Versuch zu einer echten Trilogie. Schiller componirte ihn nach gar keinem Gesetze, sondern nach seiner Individualität. Der Schluß der „Piccolomini" ist im Sinne der hier vorschwebenden trilogischen Form verfehlt; denn die Theile der Trilogie müssen den Charakter von Einzeldramen besitzen, die abgeschlossen ausgeführt sind, und man wird nicht Unrecht thun, von ihnen zu fordern, daß sie auch abgeschlossene Tragödien sind: damit allein aber geht man weit über die „Piccolomini" von Schiller hinaus.

Ueber Oskar Linke's trilogisches Gedicht sind wir natürlich mit der voranstehenden Betrachtung ungebührlich weit hinausgeeilt. Kehren wir zurück und stellen wir den Thatbestand fest. Der „Triumph der Liebe" ist gar keine Trilogie im Sinne einer irgendwie unparteiisch und schärfer blickenden Beurtheilung. Wir haben nur drei mittelmäßige Stücke vor uns; zwischen diesen findet man einige kleine mystisch-allegorische Spiele, die aber unmöglich als ideelles Band zwischen den großen Dramen, die stofflich und geistig völlig voneinander getrennt sind, angesehen werden können. Dramatisch-theatralisch genommen sind diese Zwischenspiele selbstverständlich ohne Werth. Den ersten „Abend" soll ein vieractiges Trauerspiel „Brüderlichkeit" (die Märtyrer) ausfüllen. Ich will, um

Raum zu sparen, nur einige Namen aus dem Personenverzeichniß nennen: Nero, Seneca, Apostel Paulus. Die Handlung spielt im Juli 64 n. Chr. Geburt. Es ist ein recht herzlich langweiliges und dichterisch blutleeres Stück. Es ist wie so viele andere Dramen aus einem verehrenswerthen Idealismus hervorgegangen, es ist das Werk eines ernst strebenden Geistes und doch — umsonst. Wie rührend und beinahe die Kritik entwaffnend ist die folgende „Regiebemerkung" am Anfang: „Es ist darauf zu achten, daß das Schlußbild eines jeden Actes eine Steigerung und andere Gruppirung gegenüber dem vorangegangenen bietet." So schafft man dramatisch. — Der zweite Abend bietet das Trauerspiel in fünf Aufzügen: „Gleichheit" (Diane de Folanges.) Ein süßliches verschwommenes uncharakteristisches Stück kann nie unerträglicher wirken, als wenn den Hintergrund die Französische Revolution bildet. Bleibtreu's Dramen und Skizzen haben nicht wenig dazu beigetragen, die matten Jambenstücke mit den faden Reflexen von 1789 für jeden feineren Geschmack unerträglich zu machen. Die Sprache allein ist so unrealistisch, so leidenschaftslos, so morsch mit vielen Ha! und Oh! geflickt, daß auch der geduldigste Leser — schmerzlich resignirt in seiner Lektüre eine Pause macht. Das dritte indische Stück „Freiheit!" (Maya) ist das verhältnißmäßig beste. Es besitzt innere Empfindung, wenn auch keine dramatische Bewegung. Die Sprache ist reiner, schöner und voller. Das Dichterische tritt hier am lebhaftesten hervor. Auf den Inhalt paßt der Titel „Freiheit" gar nicht. Für die Bühne ist Oskar Linke nicht der Mann.

2. Frauenmuth. Von Carmen Sylva. Bonn, Strauß. 1890. 8. 6 M.

Diese Sammlung enthält folgende Stücke: „Ullvanda", Trauerspiel in einem Act; „Marioara", Drama in drei Aufzügen; „Am Verfalltag", Drama in einem Act; „Dämmerung", ein Dialog; „Loïse", dramatische Dichtung in einem Act; „Herrn Daniel's Witwen", Schwank in einem Act. Carmen Sylva ist Königin und Frau. Sie hat ein so voll gemessenes Theil von Ruhm und Dichterinnenehre bereits empfangen und wird es auch von tausend Zungen und Federn noch weiterhin empfangen, daß man ruhig schweigen kann, oder wenn man in der unangenehmen Lage ist, wo Reden Pflicht wird, so darf man sich kurz fassen. Carmen Sylva's Dramatik ist negativ gesprochen: eine anspruchsvolle Scheindramatik, positiv gesprochen: ein exotisch-romantischer Dilettantismus. Da steht's. Es ist ein hartes Wort. Aber auch in der Dichtung gibt es keinen Königsweg.

3. Iola. Tragödie in fünf Aufzügen. Dresden, Pierson. 1890. 8. 1 M.

Der ungenannte Verfasser widmet sein Stück Martin Greif. Es ist eine anmuthige jugendfrische Gabe, die freundlich hervorleuchtet und eine Probe wahren Talents ist. Das Stück ist keine Tragödie im deutschen, sondern im altgriechischen Sinne. Die Handlung lehnt sich unmittelbar an den „Tod des Herakles" an. Der Grundton des Dramas ist ein heiterer, kraftvoll fröhlicher, nur stellenweise fallen düstere Schatten aus der Vergangenheit wohlbegründet herein. Völlig frei hält sich der Verfasser von jenem professoralen Tone, der, wenn wir drei oder vier Ausnahmen machen wollen, alle griechisch-römischen Stücke zu beherrschen pflegt. Die Charakteristik ist hie und da, wie bei der Gestalt des Königs Keyx, etwas derb und ungelenk; das Gesammtgepräge des Stücks aber zeigt ein so ausgesprochenes und im besten Sinne realistisches Talent, daß es zu beklagen wäre, wenn der Verfasser auch fernerhin so entlegene Stoffe wählen wollte, vor denen nun einmal Theater und Publikum gegenwärtig zurückscheuen. Es ist freilich eins der gesündesten und fröhlichsten Zeichen der Zeit, wenn es begabte Dramatiker unbewußt drängt, echtes realistisches buntes Leben auch antiken Stoffen einzuhauchen, trotz der Geistestrockenheit, mit der im Gymnasium das Alterthum behandelt worden ist.

4. Der Ammeister von Straßburg. Drama in vier Acten von Eugen von Jagow. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1890. 8. 3 M.

Das Stück behandelt den Fall Straßburgs. Was dem Drama mangelt, das ist die geschichtliche Größe und die Leidenschaft, die beide zusammengenommen allein das herabgewürdigte historische Stück zu adeln vermögen. Man bemerkt auch hier redliches Streben, aber ein Gelingen ist nicht zu verzeichnen. Die Charakteristik steht auf schwachen Füßen, die Exposition ist nicht klar und erschöpfend genug. Die Begabung des Verfassers mag auf andern Gebieten liegen, dramatisch zu gestalten vermag er nicht. Die Scenen folgen einander, ohne eine Steigerung zu erzielen. Auf keiner Seite, mit keinem kecken oder wahren Zuge vermag das vorliegende Drama zu fesseln. Mit dem Gefühl der Erschöpfung legt man das brav gemeinte, innerlich matte, kraftlose Stück beiseite.

5. Hans Waldmann. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Hirzel. 1890. 8. 2 M.

Es ist eine erfahrungsmäßige Thatsache, daß die Gestalten von deutschen Bürgermeistern bisher höhnisch aller dramatischen Darstellung Trotz geboten haben — sie in epische Fesseln zu schlagen, scheint leichter zu sein. Heinrich Kruse hat das Misliche der Stoffwahl schon einmal im „Wullenweber" erfahren. Vorliegendes Stück ist in strengem Parallelismus aufgebaut. Die ersten Acte zeigen, wie Georg Waldmann, der Bürgermeister von Zürich, einen etwas haselanten aber im Grunde nicht schlechten Mann der Verleumdung und verdächtiger Umtriebe angeklagt, wie dieser auf der Folter bekennt, was man von ihm verlangt, und wie er trotz vieler Fürbitten den Tod erleidet. Die letzten Acte zeigen den Bürgermeister, über welchen trotz seiner edeln Gesinnung die Gegner Macht gewonnen haben,

wie er auf Worte und Verdächtigungen hin ebenfalls angeklagt, gefoltert und enthauptet wird. Die zweimalige Folter auf der Bühne geschildert zu hören, ist etwas unangenehm und erinnert außerdem an „Wullenweber". Aber Folter und Blutgerüst sollte dem Dichter gern gestattet sein, wenn es ihm nur geglückt wäre, eigentliches Interesse an den dramatischen Vorgängen zu erwecken. Frischhans Theilig, der unschuldige Renommist, ist eine Gestalt, die völlig in der Luft schwebt, die mangelhaft exponirt und uncharakteristisch durchgeführt worden ist. Ein verhängnißvoller Umstand, der weniger bei der Lektüre als bei der Darstellung ins Gewicht fallen würde, ist die Wiederholung von Anklage, Folter und Gericht aus den ersten Acten in den beiden letzten Aufzügen; dem Dichter scheint die nöthige, allerdings ungewöhnliche Kraft nicht mehr zu Gebote gestanden zu haben, in überwältigender, unwiderstehlicher Weise die Ereignisse nicht allein zu wiederholen, sondern zu steigern. Es bedarf wol keines Wortes, daß Heinrich Kruse, einer der wenigen Altmeister des deutschen Dramas, trotz aller Bedenken, die vielleicht sein neuestes Stück erregen mag, den Poeten und den erfahrungsreichen Dramatiker niemals verleugnet.

6. „Misheirath." Schauspiel in fünf Aufzügen von Adolf Friedmann. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 1 M.

Man denke sich einen kleinen deutschen souveränen Hof, bei dem ein Architekt sich um den beabsichtigten Schloßbau bewirbt. Bei dem Architekten lebt seine Schwester Dora, ein braves, wenngleich etwas philiströses Mädchen. Dora's Bruder wird mit seinen Plänen an einen jungen Baurath gewiesen, von dem er bereits viel gehört hat, der ein tüchtiger Mann seines Faches sein soll. Der Baurath heißt Merveld. Das Fürstenthum heißt Hermervelden. Merkt man den grausamen Witz? Der Baurath verliebt sich in Dora und das Ende vom Liede ist, daß Herr Merveld eigentlich Erbprinz von Hermervelden ist! Der alte Fürst ist erst schwierig, dann schweigt er aber, als echter Diplomat in anregender Weise. Dora wird Fürstin. Die alte Fürstin legt ihre Hand auf die Schulter des Architekten, der sich tief vor ihr verneigt, und dann — geht er. Ob er in einem Jahre zurückkommt, wer weiß es? Ein echtes Zeitproblem ist hier in mustergültiger Weise gelöst. Glückauf!

7. Die Logik der Gesellschaft. Schauspiel in fünf Aufzügen von Rudolf Golm. Berlin, Steinitz. 1890. 8. 2 M.

Man denke sich, unbeirrt von dem Vorhergehenden, einen ultramontanen Premierminister — Graf Streewitz heißt der Schurke —, der die Dispositionsgelder angreift und einer jungen Dame Irene Unsummen davon zufließen läßt, ja ihr auch im geheimen eine Villa schenkt. Irenens Bruder Ernst merkt von alledem gar nichts; es heißt, die Tante habe Lotteriegewinne gemacht. Ernst steigt im Ministerium von Stufe zu Stufe. Eine Schauspielerin von hohem Talent hat — wer weiß wie? — einen Brief in den Händen, der Irene arge Blößen gibt. In großer Gesellschaft entsteht ein Scandal, man beschuldigt in Ernst's Gegenwart seine Schwester eines strafbaren Verhältnisses. Der Bruder fragt nicht etwa nach dem Namen des Verführers; da seine Schwester zur Anklage still schweigt, so bittet er den provocanten Ankläger um Entschuldigung. Er verläßt den Dienst und will sein Verlöbniß auflösen. Die Sache wird schlimm. Glücklicherweise aber ist der Vater seiner Braut — dieser Vater war freilich bisher Professor — Premierminister an Stelle des Grafen Streewitz geworden. Er behält Ernst im Dienste und erneut das Verlöbniß zwischen ihm und seiner Tochter. Streewitz hat die Fehlbeträge im Dispositionsfonds aus den Kassen vornehmer Damen vergeblich zu decken versucht, er und mit ihm der Ultramontanismus wird gestürzt. Der Liberalismus behält das Feld. Hurrah! Befriedigt und erquickt nimmt man ein echtes rechtes Weltbild aus der „Logik der Gesellschaft" mit.

8. Theorie und Praxis. Lustspiel in drei Aufzügen von Hans Arnold. Leipzig, Keil's Nachfolger. 1890. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein munteres anspruchsloses Lustspiel, bei dem eigentlich blos der Titel steif und anspruchsvoll ist. Die Einfälle sind heiter, die Situationen komisch, die Rollen dankbar. Wer wollte so genau unterscheiden zwischen einem Schwank und einem Lustspiel? Es wird viele erfreuen.

9. Die Pflicht. Sociales Drama in fünf Acten von Gottfried Doehler. Berlin, Fontane. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Wenn der Verfasser den Inhalt seines Stückes in novellistischer Form niedergelegt hätte, oder selbst — denn der Inhalt ist wirklich bedeutend — einen Roman daraus geformt hätte, so müßte man das frische fröhliche Talent uneingeschränkt willkommen heißen. Denn unter den hier Besprochenen, die noch nicht ein bekannter Name schmückt, hebt Doehler sich eigenartig und kräftig hervor. Er ist ein guter Stimmungszeichner, er bildet Menschen, er gebietet über Ideen und hat ein scharfes klares Auge für die Außenwelt. Die Charakterisirung der Heldin ist sogar in vorzüglicher Weise gelungen, und mehr als gewöhnliche Hoffnungen können sich an diese Leistung knüpfen. Nur der Schluß ist nicht ganz einwandfrei, aber vielleicht würde es dem Dichter geglückt sein, in breit erzählender Form die Dissonanzen reiner und tiefer zu lösen. Der schlimmste Einwand ist, daß man an keiner Stelle des Dramas so recht empfindet, daß dieser Stoff nur im dramatischen Gewande Leben und Bedeutung gewinnt, und daß der Verfasser selbst fast nirgends bekundet, als Dramatiker, der echte Bühneninstincte besitzt, geboren zu sein. Der Titel des Stücks ist unpassend.

10. Rache. Auferstanden. Zwei Dramen von Karl Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Bei Besprechung von Bleibtreu's Stücken sind zwei Wege möglich. Entweder man kann die eigenartige, tiefe,

reiche Persönlichkeit in den Vordergrund stellen oder, völlig von ihr absehend, nur die vorliegende Leistung betrachten. Die Ungerechtigkeit, mit der häufig über Dramen Bleibtreu's gesprochen wird, stammt von der völligen Außerachtlassung seiner sonstigen Schöpfungen, seines Wesens, seines verdienstvollen Kämpferthums. Wenn Schopenhauer wieder und wieder betont hat, man könne ihn erst verstehen und recht beurtheilen, wenn man alle seine Werke gelesen habe, so kann Bleibtreu, dessen Stellung eigenartig genug ist, ein Gleiches verlangen. — Sicherlich werden sich nur wenige finden, die den gerechten Wunsch des Dichters erfüllen können und wollen. Hier bin ich auf die Einzelleistung gewiesen. Die beiden Dramen „Rache" und „Auferstanden" können in solcher Isolirung nur als untergeordnet gelten. Sie sind, was viele wundern wird, nach fremden, nach englischen Romanen dramatisirt. Für die Bühne verhältnißmäßig am geeignetsten ist das Schauspiel „Rache". Zu den Hauptwerken des Dichters können beide Stücke nicht gezählt werden; etwas wesentlich Neues wird nicht geboten.

11. Madeleine. Schauspiel in drei Acten aus dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 von Julius Sommer. Mit dem vollständigen Scenarium und Regiebemerkungen versehen. Freiburg i. Br., Elchlepp. 1890. Gr. 8. 2 M.

Dieses Stück zählt zu den vielen lebhaft geschriebenen, aus realistischer Anschauung hervorgegangenen modernen Stücken, die gegenwärtig fast von Monat zu Monat zahlreicher auftauchen. Allein die Statistik könnte jeden belehren, daß ein neues Leben unter den deutschen Dramatikern erwacht ist. Sicher kann man sich darüber nur freuen und einen Theil des Verdienstes wird man gern dem Manne zuschreiben, dessen Persönlichkeit wir soeben erwähnt haben. Julius Sommer entfaltet ein frisches gewandtes Talent, er besitzt Bühnenbegabung und originelles poetisches Vermögen — Dramatiker im eigentlichen Wortverstand ist er im vorliegenden Stücke nicht. Kleinigkeiten überwuchern die Hauptsache. Gut beobachtet und lebendig und wirksam dargestellt sind allerdings auch die Kleinigkeiten, die Volks- und Dienerscenen, aber sie sind so breit, mit so viel novellistischen Vorgängen ausgeführt, daß die eigentlich constructiven Theile der Handlung verschwinden. Ein Drama ist eben mehr als eine Gruppirung von fünfzig funkelnden interessanten Skizzen um eine Handlung. Eingehende zwingende Motivirung vermißt man besonders am Schlusse. Madeleine hat ihren Geliebten, einen Preußen, entfliehen lassen. Der aufgestachelte Pöbel macht nach dem Abzug der Deutschen Miene, in das Haus von Madeleine's Vater, einem reichen Fabrikbesitzer, gewaltsam einzudringen. Kurzer Hand tödtet sich Madeleine. Das Stück schließt und der Anstifter des Aufruhrs zeigt die bekannte schnelle Reue, als es eben zum Fallen des Vorhangs geklingelt hat. Von den besprochenen Stücken ist gleichwol das vorliegende das einzige, das muthmaßlich den Weg auf einige Bühnen vielleicht Süddeutschlands finden wird.

Friedrich Kummer.

Neue Lyrik und Epik.

1. Gesammelte Dichtungen von Ludwig Eichrodt. Zwei Bände. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1890. 8. 12 M.
2. Gedichte von Diedrich Linneweber. Zweite Auflage. Hagen i. W., Stracke. 1890. 8. 5 M.
3. Klönthal-Lieder. Gedichte von Ulrich Farner. Glarus, Vogel. 1890. 16. 96 Pf.
4. Das Fichtelgebirge im Lichte der Poesie. Gesammeltes und Eigenes von Ludwig Zapf. Leipzig, Danz. 1890. 12. 2 M.
5. Der Eisenkönig. Ein Sang aus unsern Tagen. Von Moritz Plaeschke. Crefeld, Plaeschke. 1890. 16. 1 M. 50 Pf.
6. Unebenbürtig. Die Wacht am Rhein. Zwei Novellen in Versen von August Diehl. München, Selbstverlag des Verfassers. 1890. 8. 1 M.
7. Das Horn von Uri. Alpensage von A. Fahlweid. Glarus, Vogel. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.
8. Numántias. Heldengedicht in zwölf Gesängen. Von Gustav Adolf Salchow. Herausgegeben von G. H. Hamburg, Crone u. Martinot. 1890. Gr. 8. 6 M.

Unter den heute zu würdigenden lyrischen und epischen Veröffentlichungen wird nur eine einzige durch einen weitbekannten Dichternamen vertreten. Von Ludwig Eichrodt liegen zwei dicke, sehr dicke Bände „Gesammelte Dichtungen" (Nr. 1) vor, in welchen, um es gleich anfangs zu sagen, leider viel Spreu den Weizen überstäubt. Weniger durch seine eigentlich lyrischen und seine lustigen Lieder, in welch erstern vielfach Hebel sein Muster ist, während er sich in letztern an Holtei, Kopisch, Reinick als seine Vorgänger und ältern Zeitgenossen, nicht selten auch an Scheffel als seinen unmittelbaren Mitstrebenden anlehnt — weniger durch diese Lieder, sage ich, hat sich Eichrodt einen Namen gemacht als durch seine Travestien und Persiflagen im Biedermaiertone. Wir besitzen in ihnen Gedichte, in denen ein leichter bänkelsängerischer Humor seine drastischen Stoffe spielend besiegt, wobei der Dichter sich mit Vorliebe der parodistischen Verwendung von allerlei möglichen und unmöglichen Bildern, Vergleichen und wissenschaftlichen Ausdrücken aus den Gebieten der Naturgeschichte und der Archäologie als wirksamen Mittels bedient. Diese Travestien und Persiflagen, welche den größten Theil des den Sondertitel „Kehraus" tragenden Bandes der „Gesammelten Dichtungen" bilden, enthalten neben manchem Unbedeutenden des Erfrischenden und Erheiternden, des Schneidigen und Forschen viel, und namentlich „Das Buch Biedermaier" und die „Lyrischen Caricaturen" haben Physiognomie und Eigenart. Humoristische Sachen, wie „Pechvogel", „Die Rache", „Apelles", „Die Schöpfung

des Weibes", „Haben Sie Papiere?" gehören zu dem Besten, was auf dem Felde burlesker Poesie in Deutschland geschaffen worden. Unter den „Lyrischen Caricaturen" sind „Geibel's Antheil" und „Mit Scheffelmaß" als besonders gelungen hervorzuheben, und in der Rubrik „Das Buch Biedermaier" verdienen vor allem „Der Schneider von Pensa", „Der schöne April", „Lob der Salate" und das famose „Kartoffellied" alle Anerkennung, welch letzteres hier als Probe des echten Biedermaiertons eine Stelle finden möge:

Herbei, herbei zu meinem Sang,
Hans, Jörgel, Michel, Stoffel,
Und singt mit mir das Ehrenlied
Dem Stifter der Kartoffel!

Franz Drake hieß der brave Mann,
Der vor zweihundert Jahren
Von England nach Amerika
Als Kapitän gefahren.

Europa sollte diesem Mann
Auf allen seinen Auen,
Wo es nur je Kartoffeln pflanzt
Ein goldnes Denkmal bauen.

Salat davon, gut angemacht,
Mit Feldsalat durchschossen,
Der wird mit großem Appetit
Von jedermann genossen.

Gebrätelt schmecken sie auch gut,
In saurer Brüh' nicht minder;
Erdbirnenknöpfe essen gern
Die Aeltern und die Kinder.

Hat jemand sich die Haut verbrannt
Und hilft kein Feuersegen,
So darf er auf die Wunde nur
Kartoffelschabsig legen.

Und welche Wohlthat sind sie uns,
Das Vieh damit zu mästen!
Und wie viel Sorten gibt's! Jedoch
Die gutsten sind die besten.

Ein allgemeines Lob verdient
Der würdige Franz Drake
Vom Fürsten bis zum Bauersmann
Ob seinem Wohlgeschmacke.

Weit hinter dem zweiten bleibt der erste Band zurück, der den Titel „Lyra" führt. Eichrodt empfindet tief und warm, aber er weiß diese Tiefe und Wärme der Empfindung nicht immer echt lyrisch auszuklingen; nur ausnahmsweise gebietet er über den Schmelz und Zauber des wirklichen Liedes. Es ist wahr, ihm sind prächtige, stimmungsvolle Strophen vereinzelt gelungen; Lieder wie „Das Kind" und der Cyklus „Liebesfrühling" sind Beispiele dafür, und daneben stehen Gedichte voll bedeutenden Gedankengehalts, wie „Flucht der Liebe" und „Caracalla"; aber im ganzen klingt der unserm Dichter natürliche Ton, der Biedermaierton, allzu oft durch seine pathetischen oder stimmungsvollen Strophen hindurch und raubt uns dann sofort alle lyrische Illusion. Zwei Drittheile der im ersten Bande vereinigten Gedichte wären meines Erachtens im Interesse dieser „Gesammelten Dichtungen" besser fortgeblieben. Eichrodt's Verdienst bleibt nach dem Gesagten und nach Maßgabe der nunmehr abgeschlossen vorliegenden dichterischen Ausbeute seines Lebens im wesentlichen darauf beschränkt, die deutsche Dichtung durch eine Reihe burschikos-humoristischer Lieder und Strophen bereichert zu haben. Dieses sein Verdienst ist durch Aufnahme seiner in diese Rubrik fallenden Erzeugnisse in alle Commersbücher und verwandte Anthologien längst gebührend anerkannt und gewürdigt worden. Was er in dieser Art geschaffen, wird bleiben. Ueber seine ernste Lyrik aber werden die Literaturgeschichte wie das Lesepublikum der Zukunft, fürchte ich, zur Tagesordnung übergehen.

Neben den zwei dicken Bänden Eichrodt's begegnen wir in Diedrich Linneweber's in zweiter Auflage vorliegenden „Gedichten" (Nr. 2) einem nicht minder dicken Bande. Diese Linneweber'schen Lieder sind poetische Erzeugnisse eines Eklektikers; sie schlagen alle Tonarten an und behandeln alle möglichen Themata. Im wesentlichen sind Linneweber's Stoffe, wie er selbst sagt, „das Jahr im wechselnden Tanz, die Liebe und das Vaterland", aber noch manches andere kommt hinzu: Sociales und Historisches, Spruchartiges und Humoristisches. Sehr schön! Wenn er diese Themata nur in eigenen Tönen behandelte! Aber davon verspürt man nicht viel. Es ist achtbares poetisches Mittelgut, das er producirt, aber es ist Clichépoesie: die Vorbilder blicken überall durch, im Liede Geibel, in der Ballade und dem Geschichtsbilde Uhland und Platen u. s. w. Am selbständigsten gemahnen die Klänge aus dem Kriegsjahre 1870/71, die freilich bei aller gerechtfertigten patriotischen Begeisterung von einer an den Chauvinismus grenzenden deutsch-nationalen Einseitigkeit erfüllt sind, einer Einseitigkeit, welche die Feinde durchaus pechschwarz und die Freunde unbedingt himmelblau malen zu müssen glaubt. Aber trotz dieser Verzeichnungen laufen in den Linneweber'schen patriotischen Gedichten doch recht kraftvolle Verse mit unter, so — um nur ein Beispiel anzuführen — die Strophen:

Wie Nebukadnezar aus schimmernder Pracht
Versank in des Wahnsinns betäubende Nacht,
So sank, dem der Hochmuth die Sinne betäubt,
Der Corse, vom Zorne Jehovah's gestäupt.

Wie Hermann den Sieg über Varus errang,
Wie Heinrich das Heer der Magyaren bezwang,
Wie die Scharen der Väter im heiligen Krieg,
So drangen die Söhne von Siege zu Sieg.

Sie haben gerungen im Toben der Schlacht;
Sie haben bezwungen die gallische Macht;
Sie haben geeinigt, die lange entzweit,
Die Stämme der Brüder im blutigen Streit.

Aber die einzelnen wirklich schönen Stellen dieser Gedichte werden das Buch als Ganzes doch nicht vor einer frühen Vergessenheit schützen können. Physiognomieloses kann niemals Dauer haben.

Dies gilt auch von Ulrich Farner's „Klönthal-Liedern" (Nr. 3), harmlosen Poesien, die von warmer Empfindung durchhaucht sind und mit einschmeichelnder Musik ins Ohr fallen, aber jede Eigenart des Gedankengehalts vermissen lassen. Neben anmuthigen Naturschilderungen bieten uns diese Gedichte mehr didaktisch gehaltene Kleinigkeiten, wie:

Verzage nicht,
Wenn mitten in dein Hoffen
Die Täuschung fällt
Wie Reif in Lenzespracht!
Verzage nicht!
Dein Glaube an das Gute
Sei deine Macht —
Verzage nicht!

Verzage nicht,
Wenn mitten durch dein Werden
Ein rauher Nord,
Dir Unheil bringend, weht!
Verzage nicht!
Ein unbeugsamer Wille
Sei dein Gebet!
Verzage nicht!

Solche lehrhafte Anwandlungen treten in den „Klönthal-Liedern" allerdings hinter den rein lyrischen Stücken nach Zahl und Werth zurück.

Neben den soeben gestreiften vier Sammlungen lyrischer Originalgedichte finde hier noch eine Anthologie Berücksichtigung, welche Ludwig Zapf unter dem Titel „Das Fichtelgebirge im Lichte der Poesie" (Nr. 5) herausgibt. Der Gedanke, das Stücklein deutscher Erde zwischen Erzgebirge und Thüringerwald nach der Seite seiner malerischen Schönheit und poetischen Stimmung wie nach derjenigen seines Reichthums an sagenhaften und historischen Ueberlieferungen hin in einer Anthologie abzuspiegeln, muß als ein entschieden glücklicher bezeichnet werden. Der Herausgeber, selbst ein Kind des Fichtelgebirges, verwirklicht diesen Gedanken mit vielem Glück und Geschick. Die in dem Büchlein vereinigten Gedichte ziehen sämmtlich ihre concentrischen Kreise um das an Schönheit und Geschehnissen gleich reiche malerische Gebirge und bieten uns ein beinahe abgeschlossenes Localbild von eigenthümlichem ethnographischen, culturellen und geschichtlichen Gewichte, ganz abgesehen von dem poetischen Reize, der ihnen in ihren meisten Bestandtheilen eigen ist. Es sind bekannte und unbekannte, alte und allerjüngste Dichternamen, denen wir hier begegnen: neben August Kopisch steht Max Kraußold, neben Ludwig Tieck begegnen wir Oskar Steinel u. a. m. Zu den besten Stücken des Büchleins gehören die vom Herausgeber beigesteuerten, wie „Königsheide" und „Der wilde Jäger der Gegenwart". Frisch ertönt das humoristische Legendlein von Ludwig Braunfels:

Der Teufel auf der Kössein.

Dem frechen Teufel fiel's mal ein:
Er führt den Herrn auf die Kössein,
Zeigt ihm die Länder groß und klein
Und sagt: Das soll dein eigen sein,
Verehrst du mich als Herren dein.
— Wie? lächelt Christus, alles mein,
Die Berg' und Thäler groß und klein?

Ja, aber eins versag' ich dir:
Dort Reichenbach und Nagel hier;
Die sind mein Brotschrank für und für!
Ist auch das ganze Bergrevier
Mit Schwören und Fluchen zu Dienste mir,
Dort sind die gröbsten Leute schier
Im ganzen Fichtelbergsrevier.

An dergleichen sauber ausgearbeiteten Kleinigkeiten ist das Zapf'sche Sammelwerk reich.

Zum Schlusse noch ein Blick auf ein paar epische Neuheiten des Büchermarktes!

Da ist zunächst „Der Eisenkönig. Ein Sang aus unsern Tagen" von Moritz Plaeschke (Nr. 5). Eine allerliebste kleine Idylle in den vierfüßigen Trochäenversen des „Trompeter von Säkkingen". Der Dichter erzählt mit vieler Anmuth, wie Hermann Rother, der Besitzer großer Eisenwerke im Ruhrthal, mit einer lustigen Gesellschaft zum Sedanfeste nach Laasphe in die Wittgensteiner Berge zieht und wie ihm dort sein Glück in der Gestalt eines lieblichen Mädchens begegnet, das er nach siegreich überwundenem Widerstande ihres ränkevollendeten Vormundes als Braut heimführt. Daß zum Schlusse die Arbeiterbewegung unserer Tage nebst nationalliberal-patriotischen Tendenzen, Reichstagswahl und allem Parteilärm in die Handlung eingeführt wird, gereicht der künstlerischen Wirkung des Ganzen keineswegs zum Vortheil: die ruhige idyllische Stimmung der Dichtung, die objective, rein innerliche Haltung derselben harmonirt schlecht mit diesem einseitig tendenziösen Schlusse.

Tendenz ist auch in den beiden kleinen Dichtungen nicht zu verkennen, zu denen ich mich jetzt wende, aber sie steht beide male mit der Idee im Einklang, die hier den Mittelpunkt bildet und ist nicht, wie im Plaeschke'schen „Eisenkönig" der Dichtung blos äußerlich angeklebt, wie eine Etikette. Ich spreche von August Diehl's zwei Novellen in Versen: „Unebenbürtig" und „Die Wacht am Rhein" (Nr. 6). Die Tendenz ist in beiden Dichtungen eine entschieden sociale. Die erste wendet sich gegen gewisse adelige Vorurtheile und Sünden, indem sie uns die Geschichte der Verführung eines armen Mädchens durch einen jungen Adeligen und die der Familie des Mädchens daraus erwachsenden traurigen Folgen schildert — ein Stoff, das bei seiner Abgebrauchtheit allerdings der Erfindungsgabe des Verfassers ein nichts weniger als glänzendes Zeugniß ausstellt. Die zweite Dichtung, welche die Ausbeutung einer armen Stickerin durch eine große Stickwaarenfirma zum Gegenstande hat, richtet ihre Waffen gegen den Kapitalismus und steht, was Erfindung und Durchführung des Stoffes betrifft, etwas höher als die erstere. Ist an beiden Dichtungen die volksfreundliche Absicht sehr anzuerkennen, so lassen sie nach der poetischen Seite hin doch manches zu wünschen übrig: es fehlt ihnen die Schärfe der ethischen Invective wie der Schwung

der dichterischen Darstellung, die Größe der Auffassung wie die Präcision der Fassung. Immerhin bekunden sie ein achtbares, wenn auch kleines Talent für die versificirte Erzählung, ein Talent überdies, das sich mit erfreulicher Wärme unter die Fahne der Humanität stellt.

Eine schweizerische Sage hat „Das Horn von Uri" von A. Fahlweid (Nr. 7) zum Motiv. Die hübsche Dichtung schildert in leichtflüssigen Versen, wie der Boghy, ein Felder und Wälder verheerendes drachenartiges Unthier, durch ein Liebespaar, das zum Kampfe mit ihm verurtheilt wurde, besiegt wird, wobei der sagenhafte Stier von Uri die Rolle des ausschlaggebenden Kämpfers spielt und das siegreiche Liebespaar den Heldentod stirbt. Das treffliche kleine Epos darf mancher vielgepriesenen poetischen Bearbeitung unserer Alpen- und Gebirgssagen, wie z. B. der einigermaßen überschätzten Dichtung „Zlatorog" von Rudolf Baumbach, ebenbürtig an die Seite gestellt werden.

Die Neubelebung eines bereits in den Jahren 1819 bis 1821 erschienenen Epos endlich beabsichtigt der ungenannte Herausgeber der „Numantias" von Gustav Adolf Salchow (Nr. 8). Das in schwungvoller, aber für das moderne Ohr wie begreiflich etwas altfränkischer Sprache abgefaßte Heldengedicht behandelt den Krieg der Römer gegen Numantia. Salchow war — das Epos beweist es — ein echter Dichter voll Schwung der Phantasie, voll Kraft der Gestaltung, voll Feuer der Begeisterung, und ohne Frage hätte die „Numantias", die ihrer Zeit gänzlich unbeachtet blieb und deren Verfasser am 11. November 1829 seinem Leben ein Ende machte, bei ihrem ersten Erscheinen ein besseres Los verdient, als ihr zutheil wurde. Möchte sie doch heute bei ihrer literarischen Auferstehung nicht ungehört an den Ohren der Gebildeten vorübergehen! Denn fehlt es ihr auch an lebendigen Beziehungen zum Geiste unserer Tage, ein literarhistorisches Interesse mindestens zu erwecken, ist sie ohne Zweifel angethan.

Ernst Biel.

Bismarck-Literatur und Phantasiepolitik.

1. Bismarck's parlamentarische Kämpfe und Siege von Friedrich Thudichum. Zweite Abtheilung. Stuttgart, Enke. 1890. Gr. 8. 8 M.
2. Bismarck, Moltke und Goethe. Eine kritische Abrechnung mit Dr. Georg Brandes von Max Bewer. Düsseldorf, Bagel. 1890. Gr. 8. 1 M.
3. Gedanken über Bismarck. Politische Aphorismen, von Max Bewer. Vierte Auflage. Dresden, Glöß. 1890. Gr. 8. 2 M.
4. Bilder aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts in Zeitungsausschnitten, zusammengestellt von R. Sat. Erster Theil: D. M. Samuelis de Pufendorf. Berlin, Luckhardt. 1890. Gr. 8. 3 M.

Friedrich Thudichum, ordentlicher Professor des Staats- und Kirchenrechts an der Universität Tübingen, bespricht in dieser zweiten Abtheilung seines 1887 im ersten Theile erschienenen Werks (Nr. 1) die äußere und innere Politik Deutschlands und Preußens in den zwei letzten Jahrzehnten. Er behandelt zuerst das Reichseisenbahnproject und die Verstaatlichung der Eisenbahnen in Preußen, den Kampf um die Klassensteuer in Preußen, die obersten Reichsämter und ihr Verhältniß zum preußischen Staatsministerium und zum Bundesrath, das Parteibegehren nach selbständigen Reichsministern, das Verhältniß des Reichstags zum preußischen Landtag und geht dann über zu den auswärtigen Beziehungen Deutschlands von 1878 bis 1885, zu den welfischen Plänen und Hoffnungen, woran sich eine Darstellung der Ziele der innern Politik des Kaisers und des Reichskanzlers, der Stellung der Parteien von 1879 bis 1881, der Reichstagswahlen von 1881, der Abgeordnetenwahlen von 1882, der Verschmelzung der Secessionisten und Fortschrittler, der Reichstagswahlen von 1884, des Niedergangs der Gesittung in Deutschland, der Zunahme der Verbrechen, der staatlichen Fürsorge für die Arbeiter, der Erwerbung von Kolonialgebieten reiht, und er schließt mit einer Schilderung der Geburtstagsfeier vom 1. April 1885, als Anhang noch ein Verzeichniß der obersten Reichsbeamten und der preußischen Minister unter der Verwaltung Bismarcks von 1862 bis 1890 hinzufügend.

Der Verfasser, welcher mit der zeitgenössischen Geschichte sehr vertraut ist, die Entwickelung derselben mit Genauigkeit verfolgt, an Personen und Sachen den richtigen historischen Maßstab anlegt und bei seiner Beurtheilung nicht den Parteistandpunkt, sondern überall nur die nationalen Gesichtspunkte zur Geltung kommen läßt, hat die äußere Politik von 1878 bis 1885 trefflich beschrieben. Es waren dies jene schwierigen Zeiten, in welchen der russische Reichskanzler Fürst Gortschakow sein Land immer mehr zu Frankreich hinzog und die Vorbereitungen zum Abschluß einer russisch-französischen Allianz traf, während Frankreich nach dem Sturze der klerikalen Regierung sich von Gambetta, dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses, später des Ministeriums, fast willenlos leiten ließ, große Rüstungen vornahm, eine ausgebreitete Spionage und ein die auswärtige Presse zum Verrath verlockendes Bestechungssystem veranstaltete und die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens offen als das Ziel seiner Politik bezeichnete, worauf Fürst Bismarck, in seiner Wahl zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn keinen Augenblick schwankend, mit letzterem am 7. October 1879 das Zweikaiserbündniß abschloß, welchem 1883 das von Frankreich in der tunesischen Frage betrogene Italien sich anschloß und dadurch das Bündniß zu einem mächtigen Dreibunde erweiterte. Was damit in Zusammenhang stand, die politischen Fehler der österreichischen Deutschliberalen in der bosnisch-herzegowi-

nischen Frage und in der Berathung des neuen Wehrgesetzes, die panslawistischen, gegen Konstantinopel gerichteten Pläne der russischen Kriegspartei und Presse, wurde von dem Verfasser an der Hand der Bismarck'schen Reichstagsreden in das rechte Licht gestellt. Wie der äußern Politik, so wird der Verfasser in seiner Darstellung auch der innern Politik gerecht. Sein schriftstellerisches Interesse ist nicht geringer bei der Beschreibung der Kämpfe im Reichstage und im preußischen Landtage, bei der Darstellung der Ursachen und Folgen des parlamentarischen Umschwungs von 1881 und 1884, welcher den regierungsfeindlichen Parteien die Mehrheit im Reichstage verschaffte und das Streben der Radikalen nach Einführung einer parlamentarischen Verfassung, eines verantwortlichen Reichsministeriums und der einjährigen, höchstens dreijährigen Bewilligung der Heeresstärke noch verschärfte und die klerikalen und radikalen Elemente in den süddeutschen Landtagen zur Aufstellung ähnlicher Forderungen reizte. Die Darstellung der deutschen Colonialpolitik, in welcher Fürst Bismarck erst nach langen und schweren Kämpfen mit dem Widerwillen und dem Unverstand einzelner Parteihäupter dem Reichstage die Bewilligung einer Reichsunterstützung für zwei Dampferlinien abzuringen vermochte, ist besonders eingehend und anschaulich. Die Erwähnung der riesigen Erfolge der Bismarck'schen Politik und der kaiserliche Geburtstagsbrief an den siebzigjährigen Reichskanzler bilden den würdigen Schluß dieses mit reichem Material ausgestatteten Werks.

Die Broschüre „Bismarck, Moltke und Goethe" (Nr. 2), welche der in Kopenhagen lebende Publicist Max Bewer zu Abwehr der ebenso gedankenlosen als häßlichen Angriffe des dänischen Schriftstellers Georg Brandes herausgegeben hat, enthält wuchtige Hiebe nicht blos gegen Brandes, sondern zugleich gegen den ganzen glaubenslosen, vaterlandslosen und pietätslosen Haufen derjenigen Sorte von Literaten, welche in ihrer nihilistischen Anmaßung und Frechheit glauben, daß es ihnen möglich sei, unsere großen Männer durch ihr Gekläff von ihrem Sockel herunterzureißen und dafür ihre Pygmäenfigur darauf zu stellen. Nach dem Tode des Kaisers Friedrich hat Brandes in einem kopenhagener Oppositionsblatte einen Artikel erscheinen lassen, in welchem er jenen als den „letzten Repräsentanten der Menschlichkeit auf dem preußischen Throne" bezeichnet und dem geistig verödeten Deutschland eine rettungslose Verrohung im Militarismus voraussagte und für das geistig regsamere Rußland dänische Sympathien zu erwecken suchte. Bewer blieb ihm die Antwort nicht schuldig und wies in der „Kölnischen Zeitung" das seichte Geschwätz des Dänen mit Entschiedenheit zurück. Zwei Jahre darauf gab Brandes einen Essay heraus, in welchem die Persönlichkeit des Grafen Moltke kritisch beleuchtet werden sollte und es an beschimpfenden Urtheilen über Bismarck und Preußen nicht fehlte. In diesem Essay hieß es:

Rein theoretisch betrachtet, steht Bismarck nicht auf der Höhe der deutschen Cultur. Von Deutschlands reicher Philosophie scheint er niemals den geringsten Eindruck empfangen zu haben. Man fragt sich, ob er im Stande ist, Goethe zu begreifen. Ich glaube es nicht, und jedenfalls verräth er keine Einwirkung von ihm. Ich entsinne mich nicht, ein einziges Citat von Goethe in seinen Reden je gehört zu haben.

Unsere zwei größten Männer, Bismarck und Moltke, haben, nach Brandes' Ansicht, unendlich viel für Deutschland, aber direct nichts für die Menschheit vollbracht:

Moltke hat nicht den Stempel des freien Mannes, wenige besitzen in Deutschland den letztern. Sein Wesen ist Unterwerfung unter ein höheres Wesen, und er paßt in die militärische Hierarchie hinein: er ist Beamter durch und durch. Goethe war ein Organ für das deutsche Volk, Moltke ist ein Organ für den deutschen Staat.

Es ist eine Lächerlichkeit, Goethe mit Bismarck und Moltke zu vergleichen und zu meinen, daß nur Leistungen in der Literatur und Kunst die Größe eines Mannes ausmachen. Mit Recht sagt daher Bewer, daß jeder gesunde deutsche Mann in Bismarck und Goethe instinctiv zwei sich im großartigsten culturgeschichtlichen Stil ergänzende Charaktere erblicke, daß sie zusammen ein einziger deutscher Organismus seien, als Gemüth und Wille; in Goethe finde sich eine geniale Kraft des sittlichen Willens; die Natur habe den höchsten ästhetischen Charakter, Goethe, ohne politische Fähigkeit, die größten Persönlichkeiten des historischen Willens, Bismarck und Moltke, ohne künstlerische Instincte gelassen. Während Brandes die übernaive, höchstens bei einem ästhetischen Thee entschuldbare Klage erhebt: „Wie schade, daß all die glänzenden Eigenschaften des Geistes, die in Moltke angehäuft sind, auf den Krieg angewandt wurden", erkennt der Verfasser in Moltke's kriegerischer Erscheinung eine unbedingte Nothwendigkeit und findet sein Wirken geknüpft an die Nothwendigkeit der deutschen Weltgröße, deren volle Entfaltung dem 19. Jahrhunderte als die natürlichste Aufgabe obgelegen habe. Bismarck habe vor aller Welt mit machtvoller Stimme die deutschen, im geschichtlichen Geiste begründeten Forderungen erhoben, und mit drei wuchtigen Schlägen habe dieselben Moltke bei Düppel, bei Königgrätz und Sedan von den zahlungsfähigen Völkern eingetrieben. Die Bewer'schen Keulenschläge werden ihren deutschen Beruf an dem ästhetisirenden Schwätzer über Preußens Cultur und über Bismarck's und Moltke's Größe erfüllen.

Mit dem Buche „Gedanken über Bismarck" (Nr. 3) will Max Bewer den Versuch machen, politische Aphorismen, wie sie in Frankreich als „Pensées" oder als „Impressions" schon lange sehr gebräuchlich und sehr gern gesehen sind, der deutschen Lesewelt als ein Gegenstück zu jenen literarischen und lebensphilosophischen Aphorismen darzubieten, wie sie unter dem weit und breit eingebürgerten Familiennamen „Gedankensplitter" von vielen deutschen Schriftstellern als abspringende Späne bei ihrer ernsteren Arbeit sorgfältig gesammelt und mit gutem Erfolge verwerthet werden. Auch dieses Buch, welches sich fast aus-

schließlich mit Bismarck beschäftigt und gelegentlich Streifzüge in das Gebiet des „Freisinns" macht, wird dem Leser vielen Genuß bereiten; denn es bietet nicht nur ein geistreiches, sondern auch ein richtiges Urtheil, ist mit Eleganz geschrieben und schwingt mit Begeisterung die nationale Fahne. Der Verfasser bezweifelt es sehr, daß Bismarck einen bestimmten Katechismusglauben hat und unter dem Zwang von ins Einzelne gehenden Glaubensartikeln steht, vergleicht Bismarck's Stellung gegenüber der Socialdemokratie mit derjenigen Luther's gegenüber den mordbrennenden Revolutionären der Bauernbewegung und entdeckt in jedem Nerv Bismarck's eine Shakespeare'sche Natur, in seinem Wesen und seiner Lebensführung Shakespeare'sche Farben und Töne. Bismarck ist ihm der scharfe Diagnostiker, der sichere Operateur, und das Instrument, mit dem er den kranken Erdtheil bearbeitet, ist besser und feiner als das irgendeines andern Arztes; denn dieses Instrument ist Moltke. Sein Einfluß auf verständige Gegner ist überwältigend; nur in die vorgefaßte Meinung derer, gegen die sich die Götter selbst vergebens im Kampfe abmühen, hat er nicht einzudringen vermocht; er denkt nicht wie Alexander, Cäsar und Napoleon an ein Weltreich, sondern an Weltfrieden, worin Moltke mit ihm übereinstimmt. Mit einer Vergleichung zwischen der Entlassung des Freiherrn von Stein und derjenigen Bismarck's schließt der Verfasser sein Buch, die Worte hinzufügend:

> Fürwahr, es will sich die Wange röthen, wenn man liest und hört, mit welchem Hohn, mit welcher Roheit der Gesinnung ein großer Theil der deutschen Presse über den „todten Löwen" herfällt.

Der Verfasser der „Bilder aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts" (Nr. 4), S. Sat, überspringt die nächsten zehn bis elf Jahre und läßt sich Zeitungen aus den europäischen Hauptstädten schicken mit Berichten über die politische Lage vom Januar bis December 1901. Dadurch erhalten wir kaleidoskopische Wandlungen, welche der Welt ein anderes Aussehen geben. Es entsteht der längst gefürchtete allgemeine Krieg, in welchem Rußland den Schlüssel zur Ostsee und zum Bosporus zu gewinnen sucht, England in Afrika seine Polypenarme ausstreckt, Deutschland, Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Polen großen Veränderungen ausgesetzt und auch die andern Staaten in Mitleidenschaft gezogen werden. In dieses Spiel der Phantasie streut der Verfasser viele, sehr richtige und von Humor durchtränkte Bemerkungen über die Gegenwart ein, wozu ihm besonders das deutsch-englische Abkommen vom 1. Juli 1890 Gelegenheit gibt. Deutschland wird verspottet, daß es die Abtretung Witu's und der Somaliküste damit rechtfertigt, dieselben seien für England ungleich werthvoller als für Deutschland, und daß es, eingekeilt zwischen Frankreich und Rußland, dem colonialen Hunger Englands zu wenig Widerstand leistet. Es wäre ja gar nicht englisch, sagt der Verfasser, eine derartige Situation nicht auszunutzen; denn England hat den größten Theil seiner Besitzungen lediglich dadurch erworben, daß es dieselben ihren, entweder durch ihre dauernde natürliche Schwäche oder durch zeitweilige anderweitige „Engagements" wehrlosen frühern Eigenthümern wegnahm. Ganz Europa sei voll Freude über die Freigebigkeit Deutschlands, besonders auch die Schweiz, soweit man sie mit ihrer herrschenden Kaste, der der Hoteliers und Restaurateurs, identificiren könne:

> denn ein honnetter englischer Knopffabrikant war uns (der Schweiz) von jeher lieber als zwanzig preußische Geheimräthe und Majors, die immer erst dreimal die Speisekarte durchlesen, ehe sie ein Beefsteak mit Kartoffeln oder ein Butterbrot mit Käse riskiren.

Daß die romanischen Nationen, „Frankreich voran", die einzigen waren, die auf dem Berliner Congreß von 1878 nicht irgendeinen Vortheil für sich beanspruchten, ist nicht ganz richtig. Damals schon war von Tunis die Rede. „Thun Sie mit Tunis, was Ihnen gut dünkt! England wird keine Opposition machen und Ihre Entschlüsse achten", sagte in Berlin Marquis von Salisbury zum französischen Minister Waddington. Wilhelm Müller.

„Historische Blätter".

Historische Bladen, nagelaten door Dr. Th. Jorissen, in leven Hoogleeraar te Amsterdam. Met Portret van den Schrijver. 1889. Nieuwe Bundel. 1890. Haarlem, H. D. Tjeenk Willink.

Unter dem anspruchslosen Titel „Historische Blätter" sind bei unsern niederdeutschen Nachbarn im Westen, den Holländern, kürzlich zwei Bücher erschienen, welche den Nachlaß und das Vermächtniß eines beredten und geistvollen Mannes enthalten, der sich im Kreise seiner Landsleute und unter den Gebildeten seines Volks ungewöhnlicher Verehrung erfreute. Es ist das der im vergangenen Jahre noch in der Blüte schaffenskräftigsten und forschungsfreudigsten Wirkens dahingegangene Professor und patriotische Redner und Geschichtschreiber Theodor Jorissen, in dem die Universität Amsterdam einen schweren Verlust erlitt. Jede Grabrede und officielle Huldigung, sogar jede Biographie, hatte er sich verbeten.

Der erste Band dieser „Historischen Blätter" hat bereits nach wenigen Monaten die zweite Auflage erlebt, was in Holland, wo die Anzahl der gebildeten Leser doch geringer ist als bei uns, gewiß beachtenswerth ist. Der zweite Band erschien in diesem Sommer. Herausgegeben sind diese Aufsätze von einem Freunde und Collegen des verstorbenen Verfassers, dem bisherigen Rector der Universität Amsterdam, Professor J. C. Matthes.

Jorissen hatte bereits früher die Früchte vieler gründ-

licher Quellenstudien veröffentlicht, so sein Buch über das Jahr 1813, über Hogendorp, Huygens und Bleiswijk. Es war namentlich die Geschichte seines eigenen Vaterlandes, besonders der alten niederländischen Republik und deren Koryphäen, sowie die Geschichte Englands und Frankreichs, sofern sie in diejenige der Niederlande eingreift, womit er sich besonders beschäftigte und womit er die Wissenschaft bereicherte.

Den Inhalt seiner „Historischen Blätter" hat er zuerst in Form von Vorträgen in den vornehmsten Städten Hollands zum besten gegeben. Man muß gestehen, diese meist biographischen, hübsch abgerundeten und ungemein interessanten Aufsätze sind ganz vortreffliche Leistungen; die Darstellung ist lebendig, anschaulich und mit psychologischer Schärfe und Feinfühligkeit ausgeführt; die politischen Momente und Triebfedern sind folgerichtig und ungemein klar dargelegt und das Ganze sprüht oft von Geist, wozu die hie und da auftretenden, oft äußerst feinen Bemerkungen und Beobachtungen allgemeinerer Art nicht wenig beitragen.

Auch das gebildete deutsche Publikum dürfte, sofern ihm das unserm Niederdeutschen so nahe verwandte Holländisch geläufig ist, diese Aufsätze mit größtem Interesse lesen, zumal Jorissen auch eine Reihe von Biographien gibt, wo das politische Interesse vielleicht in den Hintergrund tritt, dagegen das allgemein Menschliche uns um so mehr fesselt. Derart ist z. B. die tragische Lebensgeschichte der sogenannten „Prinzessin von Ahlden". Das war bekanntlich die unglückliche Großmutter Friedrich's des Großen, Sophie Dorothea, die geschiedene Gemahlin König Georg's I. von England, welche von ihrem hartherzigen Manne über 30 Jahre lang (1694—1726) auf Schloß Ahlden an der Aller (unweit Hannovers) gefangen gehalten wurde. Aeußerst anziehend ist ferner der Aufsatz: „Amalie von Solms und Maria Stuart", sowie die Geschichte der friesischen Prinzessin „Mariechen-Meu", einer höchst populären Frau der holländischen Geschichte, deren Name jedem gebildeten Holländer geläufig ist. Der Aufsatz „Ein fürstliches Engagement" ist ebenfalls von hohem allgemein menschlichem Interesse. Im Jahre 1641 wurde die Verlobung der fünfjährigen Henriette Katharina, Tochter Friedrich Heinrich's, mit dem neunjährigen Grafen Enno Ludwig von Ostfriesland gefeiert. Der weitere Verlauf der Erzählung gibt ein interessantes Sittenbild jener Zeiten. — Jorissen wendet sich gern historischen Problemen zu, die gewissermaßen das Wunderbare in der Geschichte darstellen und sucht dann psychologisch und historisch die Erklärung dazu zu finden. Derartig ist sein Aufsatz: „Wie Françoise d'Aubigné Madame de Maintenon wurde", worin er die Geschichte dieser Frau erzählt, die ja von einem armen, vermögenslosen Mädchen bis zur Gemahlin des allmächtigen Königs Ludwig XIV. aufstieg. „Das ältliche Haus Anna's von Hannover" gehört mit zu den cultur- und sittengeschichtlich interessantesten Kapiteln im zweiten Bande der „Historischen Blätter". Diese Anna war die Tochter Georg's II. von England und heirathete, um keine alte Jungfer zu bleiben, im Jahre 1734 den etwas buckeligen Prinzen von Oranien, ohne ihn vorher gesehen zu haben, aber bereits im voraus fest entschlossen ihn zu nehmen, selbst wenn er „wie ein Pavian aussähe". Die böse Wirthschaft am englischen Hofe und die Charaktereigenschaften der königlichen Familie sind ganz vortrefflich geschildert. Ein Gleiches kann von der Geschichte „Maria Antoinette's" gesagt werden. Höchst fesselnd und mit feinem psychologischen Verständnisse sind ferner die Charakterbilder von Cromwell und von Mirabeau dargestellt; die Belagerung von Paris durch Heinrich IV. und dessen Uebertritt zum Katholicismus bilden eins der längsten, aber stellenweise ergreifenden Kapitel und der Verfasser läßt hier seiner protestantischen Denkungsart volle Freiheit, wenn man auch bekennen muß, daß ihn im allgemeinen eine wunderbare Objectivität auszeichnet.

Die übrigen Aufsätze bilden gewissermaßen eine Geschichte der Republik der Niederlande von 1581 ab bis zur Grundlegung des Königthums im Jahre 1813, nachdem Holland vorher eine französische Provinz geworden war. In diesem Theile seiner Darstellungen haben wir Gelegenheit, des Verfassers feines Verständniß für politische Geschichte zu erkennen; hier, in der Geschichte seines Vaterlandes, scheint er am besten zu Hause. Die berühmten Rathspensionäre, die Oranier und die „Patriotenzeit" (die traurige Zeit der Vielherrschaft der einheimischen Adelsgeschlechter) werden in zahlreichen Aufsätzen ganz trefflich geschildert. Es würde uns hier an Raum fehlen, auf Einzelheiten einzugehen oder Proben dieser lebensvollen Geschichtsbilder vorzuführen; nur so viel müssen wir sagen, daß man beim Lesen dieser Blätter den Hauch einer groß und edel denkenden Persönlichkeit verspürt, die weit entfernt davon, die Geschichte ihres Vaterlandes blos zu verherrlichen und zu beschönigen, dennoch patriotisch empfindet, obgleich sie kritisch und oft recht scharf die Fehler der Vergangenheit beurtheilt. Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, wenn man Jorissen zu den Classikern der holländischen Geschichtschreibung rechnet. Jeder Gebildete wird diese schönen und interessanten Aufsätze mit hohem Genusse lesen.

Jorissen steht trotz seiner protestantischen Denkungsart in der historischen Beurtheilung dennoch politisch über den Parteien. In der Schilderung der Seeschlacht von Kijkduin, die Admiral de Ruyter schlug und gewann, sagt er auch am Schlusse:

> Das Vaterland war gerettet.... Fürwahr, es war ein Wunder, aber ein Wunder, wie wir sie noch öfter geschehen sehen; denn vergessen wir Niederländer vor allem nicht, daß wo ein Volk einträchtig für seine Freiheit streitet, es unüberwindlich ist. Parteien, die in der Beurtheilung von Thatsachen und Personen voneinander abweichen, müssen in einem Lande, wie das unserige es ist, sein; denn ein und derselbe Gegenstand, durch verschiedene Augen betrachtet, kann nie ein und dieselbe Gestalt haben. Der Berg z. B., vom Gipfel aus gesehen, sieht ganz anders aus als von seinem Fuße oder aus den Wolken her betrachtet, und doch

ist es derselbe Berg. Parteien müssen da sein; sie geben Reibung und Leben. Aber bei viel Verschiedenheit müssen sie doch etwas gemein haben, gleich den Bäumen, die untereinander unendlich verschieden sind, und doch alle in der Erde wurzeln. Was die Parteien gemein haben müssen, das ist das Vaterland, und wenn das Vaterland Gefahr läuft, müssen sie ihre Differenzen vergessen, sich vereinigen und ein Ganzes ausmachen. Das Jahr 1672 und 1673 lehrt uns viel, wenn wir nur lernen wollen.

Und in der herrlichen Festrede zum Andenken an die Seeschlacht von Doggersbank (1781) heißt es:

Ein Volk, das seine Todten nicht ehrt, hat kein Recht, von den Lebendigen Kraftanspannung und Aufopferung zu fordern; ein Volk, das seine Vergangenheit nicht ehrt, hat nicht das Recht auf die Zukunft zu hoffen. Wir wollen unsere Todten und unsere Vergangenheit ehren, weil wir von den Lebenden und von der Zukunft viel fordern und erwarten.

Trotz alledem hat Jorissen an einer andern Stelle den Freimuth, auch den Fall ins Auge zu fassen, daß Holland einmal seine politische Unabhängigkeit einbüßen könnte.

Ideen und Geist kennzeichnen jedenfalls seine ganze Art und Weise, und dieser Auffassung entsprechend sagt er selbst: „Also ist das Los in der Weltgeschichte: die Ideen bleiben, die Individuen sinken dahin."

Arved Jürgensohn.

Zur Uebersetzungsliteratur.

1. Boileau's Satiren in freier Nachdichtung von B. E. Weyhe. Leipzig, Oehmigke. 1890. 8. 1 M.

Als Einleitung hat der Verfasser seiner Uebersetzung eine kurze Erörterung über Begriff und Gegenstand der Satire, sowie eine gleichfalls kurze Uebersicht über die Geschichte derselben mitgegeben — beides allzu kurz und allzu unvollständig, als daß es wirklich orientiren könnte. Persius und Petronius z. B., die doch mit Recht, der erstere wenigstens ohne allen Zweifel für Satiriker gelten, sind nicht einmal mit Namen erwähnt! Zwischen die Geschichte der Satire hineingeschoben ist eine Ausführung des Verfassers über den „Plan seiner Uebersetzung" und über seine metrischen Grundsätze. Mit letztern kann man sich im allgemeinen einverstanden erklären, weniger dagegen mit der sonderbaren Idee, mit dem Metrum zu wechseln und, statt durchgängig Hexameter, auch das elegische Maß und sogar gereimte Jamben anzuwenden. Entweder hätte er durchgängig das französische Maß, den Alexandriner, oder, ebenso durchgängig, den Hexameter verwenden sollen, er durfte nicht besser sein wollen als Boileau selber. Gegen dieses Grundgesetz kommen keine andern Bedenken und Rücksichten auf.

Ob Boileau es verdiene, auch heutzutage noch und wieder in deutschem Gewande zu erscheinen, kann gefragt werden; die Antwort kann aber kaum anders als bejahend ausfallen. So „classisch" als Persius, dem diese Ehre ja immer noch zutheil wird, ist Boileau auch. Boileau aber, der formvollendete, dessen ganzes Dichten und Trachten ja gerade auf die Empfehlung der reinen Form ausging, sollte uns auch in der Uebersetzung als solcher entgegentreten.

Die vorliegende genügt indeß dieser Forderung nur theilweise und jedenfalls nicht in dem Maße, wie ihr Verfasser zu glauben scheint. Einige seiner Verse mögen dies veranschaulichen:

Und schwer lastet auf ihm die drückende Bürde des Unglücks —

Weshalb diese Verbitterung, der düsteren Stoiker Tugend —

Und wie der Prediger thut, den in Sanct-Roch wir vernahmen (!)

Kalt bleibt die Menge darob, die stattlichen Maroquin-Bände (!) —

Wozu das alles, wozu der Wahn der ägyptischen Thorheit? —

Regt sich die Langfingerschar und gut versteht sie das Handwerk —

In dem Jugendalter der Welt, da lebten die Menschen —

Bald vernehm' ich der Karren in Menge, die Maurer (!) kommen —

Endlich gelang es des Aesculap Jünger den Kranken zu heilen —

Möge Georg hier bleiben, er kennt ja die Ränke der Hauptstadt —

Auch veraltete Bildungen wie zurückgekehrt (mehrmals) sollten vermieden werden.

2. Die Psalmen, aus dem Hebräischen metrisch übersetzt und erläutert von Watterich. Baden-Baden, Sommermeyer. 1890. 8. 4 M.

Ob die Uebersetzung genau ist, vermag ich leider nicht zu beurtheilen; jedenfalls ist sie nicht eine sogenannte wörtliche, die sich Schritt für Schritt dem Originale anschließt, wie etwa die Luther'sche; aber daß sie, in ihrer freiern Bewegung, mit Schwung und in Majestät einherschreitet, daß sie an keiner Stelle das Gefühl der Uebersetzung aufkommen läßt, sondern den Forderungen eines deutschen Ohres und deutscher Empfindung sich im besten Sinne des Wortes anschmiegt, das darf ich mit bestem Gewissen und mit voller Ueberzeugung behaupten. Jedem zur Andacht Geneigten muß diese Uebersetzung hoch willkommen sein und zur Erhebung und Erbauung dienen; auch wer in diesen Psalmen keinen prophetischen und messianischen Hauch zu verspüren vermag, wird sie in der vorliegenden Uebertragung, um ihrer dichterischen Schönheit willen, hochschätzen. Das folgende Beispiel (Psalm 29) möge unserer Behauptung zur Bestätigung dienen:

Gottes Herrlichkeit im Gewitter.

1 Engel Gottes,
Söhne des Herrlichen,
Auf! und preiset
Seine Größe und Macht.

2 Reiht euch im Festschmuck,
Zu singen in Wonne
Seines Namens
Unermeßliche Hoheit.

3 Hört ihr sie rollen,
Die Stimme Gottes?
Herrlich donnern
Fernher in Lüften
Ueber schwebenden
Großen Wassern?

4 Lauter, näher
Schwillt ihr Dröhnen:
Stimme Gottes —
Wie gewaltig!
Stimme Gottes —
Wie prächtig!

5 Cedern erfaßt
Die Stimme Gottes,
Cedern des Libanon
Bricht sie brausend!

6 Berge zittern,
Hüpfen hochauf
Widerhallend
Vom Donnerschlage
Der Stimme Gottes, —
Sirion, Libanon.
Wie weidende Junge

7 Hierhin, dorthin
Sprüht flammend
Zuckend Feuer —
Die Stimme Gottes!

8 Die Stimme Gottes
Füllt mit Schrecken
Von den Bergen der Mitternacht
Zurückhaltend
Die Wüste Edoms,

9 Schlägt mit Entsetzen
Das Wild der Berge,
Die Hindin Engaddi's,
Fällt der Waldhöh'
Stolzeste Wipfel — —
Und im Heiligthum
Hallt aus jubelnden
Engelherzen
Ob der Gottespracht
Huldigungshochgesang.

10 Fluten stürzen,
Wasser rauschen
Sintflutgleich,
Segen tragend;
Und in höhern Höhn
Thront der König,
Gott der Ewige,

11 Seinem Volke
Ein Siegesbürge,
Friede bietend,
Sehnende segnend,
Siebenfach mild. —

Der Uebersetzung geht vorauf eine Einleitung, eine Zeittafel (der politischen Geschichte Israels), ein „Verzeichniß der Psalmen nach ihrem Inhalte" und eine „chronologische Uebersicht".

3. Horaz in deutscher Uebertragung. Von Ludwig Behrendt. Zweiter Theil: Plaudereien. Sermones. Berlin, Behrendt. 1891. 8. 1 M. 60 Pf.

Der erste Theil der Behrendt'schen Horaz-Uebersetzung ist vor noch nicht langer Zeit in d. Bl. von uns besprochen worden und zwar wie er es verdiente mit rückhaltlosem Lobe, blos daß wir uns mit dem Reime in der antiken Strophenform nicht befreunden konnten. Dieses Bedenken fällt nun freilich, für den zweiten Theil, weg, weil dieser nur Hexameter (und natürlich reimlose) enthält — aber leider fällt auch ein großer Theil jenes Lobes weg und an seiner Stelle tritt ein schwerer Tadel, schwerer noch, als der wegen des unberechtigten Reimes war. Nicht daß die Hexameter schlecht gebaut wären — sie erfüllen, ohne gerade musterhaft zu sein, das gewöhnliche Maß der Anforderung, halten aber keinen Vergleich aus mit der von dem gleichen Uebersetzer auf die lyrischen Versmaße verwandten Sorgfalt — es ist ein anderes, das die Uebersetzung durchweg entstellt und das im Inhalte, nicht in der Form liegt. Der Uebersetzer nämlich hat sich, wir wissen nicht auf wessen Rath und wessen Autorität, gestattet, dem guten Horaz, will sagen der handschriftlichen Ueberlieferung, die bisher als verhältnißmäßig gut galt, unbarmherzig, maßlos und in tollkühnster Neuerungssucht am Zeuge zu flicken — ein zweiter Hoffmann-Peerlkamp, nur noch viel hyperbolischer als dieser. Wir denken dabei nicht an die Stellen, wo er einzelne Worte und halbe Verse mit andern mehr oder weniger ähnlich lautenden vertauscht — vgl. I, 2, 64; I, 1, 91 und 100; 1, 5, 35 (hier sogar mit einem metrischen Schnitzer); I, 10, 27 und 50; II, 4, 43; II, 6, 44 (hier wird sogar eine griechische Vershälfte eingeschmuggelt); II, 8, 15 und andere — das wäre allenfalls noch zu ertragen —; aber er hat principiell, nach einem irrthümlich angenommenen, bei Horaz vorausgesetzten Schema alle Eigennamen, welche nicht wie Mäcenas, Virgil, Varius zu der engsten Umgebung des Dichters gehören und außer durch Horaz auch durch die sonstige Ueberlieferung geschützt sind, frischweg, aber mit haarsträubender Gewaltthätigkeit geändert, von dem unseligen Wahne ausgehend, daß die Namensform jeweilen auch den Charakter der Person anzudeuten habe, wie dies etwa im alten und neuen Lustspiel, oder auch im komischen Heldengedicht und in der Fabel hie und da vorkommt, man denke an „Harpagon" und seine Sippe. Wir wollen dem Leser eine Musterkarte dieser Namensformen neuester Façon zusammt den deutschen Uebersetzungen vorlegen; er mag entscheiden, ob unser „haarsträubend" gerechtfertigt sei oder nicht! Statt des überlieferten Fabius, welcher Name doch nicht so ganz unrömisch klingt, läßt der Uebersetzer einen Paphlius aufmarschiren und verdeutscht ihn durch „Plapprich"; für Athenis (d. h. „in Athen") schmuggelt er den Eigennamen Adenes ein und übersetzt dies mit „Gaukler"; aus Ummidius macht er Udenius („Halunkner"), aus Naevius macht er Nepius („Kindskopf"), aus Nomentanus wird Nunendanus („Verstandwegschmaus"!), aus Fufidius wird Phoridius („Gauner"), aus Maltinus wird Malthonus („Weichlinger"), aus Rufillus – Rhuphyllus („Würzblüt"), aus Gorgonius – Grasoricus („Schweißachsler"), aus Cupiennius – Cryphiennius („Ehrechtsmanser"), aus Galba – Galla („Entmannter"), aus Sallustius – Syllyssius („Mittoller"), aus Marsaeus den Liebhaber der Origo (Originis) wird Margaenus („Wildwüthner") und aus Originis – Aricynis („Frechzanpia"!), aus Hagna – Agra („Schlüßla"), aus Pomponius – Paraphronius („Querköpfel"), aus Hermogenes Tigellius – Hermenes Stigellius („Ausdeutbold Stichelierer"), aus Caelius und Byrrhus – Scylius und Phorus („Raffbeut und Stipitzner"), aus Judaeus Apella – Cydaenus Apila („Ruhmkündiger, Prahlhans"), aus einem simpeln Etrusker (Etruscus) wird ein Etosius („Umsonstling"), aus Demetrius – Dysmetius („Tückling"). Dies mag aus dem ersten Buche genügen; um dem Leser nicht beschwerlich zu fallen, wollen wir uns begnügen, aus dem zweiten nur einige der deutschen Bildungen (mit Weglassung der lateinischen „Originalien") mitzutheilen. Da finden wir also: Hochheitrer — Rankspinn — Schlichtlebner — Wackelig — Leihbold — Rupfab — Unfruchtner — Sudler — Fliehwoll — Planschner — Schnickschnack — Schmalbiß — Achtsanner — Dauerver=

leih — Theilmichnicht — Kaubold — Faxner — Weinschwelg und andere.

Man fragt sich: Ist das wirklich ernst gemeint? Es muß wol sein, denn dem Uebersetzer die Absicht unterzuschieben, durch diese Curiositäten ein Publikum, bezw. Abnehmer zu gewinnen, wäre eine ebenso ungerechtfertigte als unwahrscheinliche Unterstellung, unwahrscheinlich darum, weil das Mittel ein ganz verfehltes wäre!

Zum Belege dafür, daß auch die Verse nicht auf der Höhe der frühern Arbeit des Uebersetzers stehen, mögen folgende angeführt sein:

Fürbaß schritt ich aus Rom — (falsche Betonung)
Unsrer Satire, die plump anfangs, von den Griechen versucht nie — (!)
Freilich ja hab' ich gesagt, daß er stürmisch, für Meisterschaft stumpf, oft —
Wenn dich jedoch trotzdem Schreiblust so gewaltig ergreift, dann —
Wie auch mein Leben sich fügt, doch werde ich dichten, mein Jung', dann —

Es sind „Beispiele", sie lassen sich erheblich vermehren. Ein Mann, wie unser Uebersetzer, der im ersten Bande so schöne Proben seines Talents abgelegt hat, darf zu seiner Entschuldigung nicht anführen, daß gute und kunstgerechte Hexameter kein leichtes Stück Arbeit seien. **J. Mähly.**

Feuilleton.

K. J. Schott hat unter dem Titel „Lebensfragen" (Leipzig, Thomas, 1890) eine Anzahl Abhandlungen zusammengefaßt: „Glück und Unglück", „Unser Wille", „Ueber Gott und sein Verhältniß zum Menschen", „Ueber die Grundlagen der Sittlichkeit", „Das Wesen der Religion". Auf 192 Seiten werden diese Themen von einem Dilettanten erörtert, welcher wol zu den obern Schichten des Dilettantismus zu zählen sein dürfte. Wenigstens verräth er Begabung, ernsten Willen und eine lesbare Schreibweise. Freilich ist auch sein Ideal „Bildung", „Wissen", „Wohlthun". Ueber alle diese schönen Dinge läßt sich ja der biedere Deutsche zum hundertsten male gern wieder sagen, was er zum neunundneunzigsten male schon gehört hat. Die Retterin von allen Schäden ist die Naturwissenschaft, weil jeder Irrthum in unserer Weltanschauung nur in der Mangelhaftigkeit der Erkenntniß der Natur ihren Grund hat. Die Sittenlehre ist von jedem besondern Glaubensbekenntniß unabhängig. Es darf für alle Bekenntnisse nur eine einzige staatliche Volksschule geben. Das Gewissen ist eine Frucht unserer Natur. Eine Handlung ist gut, wenn sie dem Vernunftgesetze entspricht. Die Nächstenliebe erhebt uns zum Gotte unserer Mitmenschen; sie ist es, die jeden himmlischen Gott überflüssig macht. Wir brauchen als Trost im Leid nicht einen allweisen, allmächtigen, allgütigen Gott; es genügt ein Wesen, welches mäßig wissend, mächtig und gütig ist. Im befruchteten Ei befindet sich, wie in jedem Dinge, die Dreieinigkeit von Stoff, Kraft und Gesetz. — Dies die Hauptgedanken des Herrn Schott.

— Allen, die es angeht, seien dringend empfohlen „Praktische Winke für Schriftsteller und solche, die es werden wollen. Von Heinrich Keiter", die in zweiter Auflage im Selbstverlage des Verfassers, Redacteurs des „Deutschen Hausschatzes" in Regensburg, zum Preise von 50 Pf. erschienen sind. Auf seine aus dem Berufsleben gewonnenen Erfahrungen, die wir voll und ganz unterschreiben, gründet er seine bis ins Einzelne gehenden Rathschläge an den Schriftsteller, wie er es hinsichtlich der äußern Anordnung und Ausstattung seines Schriftstücks zu halten habe, um dem Redacteur nicht zum Steine des Anstoßes zu werden und für sein Anliegen rasche und glatte Erledigung zu finden. Wir hätten freilich noch manches an Wünschen und Winken hinzuzusetzen, aber wären auch sehr befriedigt, wenn nur die gegebenen Nachachtung fänden. Ueber den Rahmen des redactionellen Verkehrs hinaus greift der sehr vernünftige und billige Artikel 11 über den Verkehr mit dem Verleger, dessen Beherzigung manchen jungen Schriftsteller vor Verdrießlichkeiten und Täuschungen zu bewahren vermöchte.

— Den uns zugegangenen Kalendern hat sich noch gesellt „Der Gesellschafter. Volkskalender für Norddeutschland für 1891" (Oldenburg, Stalling; 50 Pf.). Gut ausgestattet wie immer tritt er seinen 51. Jahrgang an. Auch er, wie sein besonderer College, der Schulze'sche „Volksbote", feiert den Dichter der Marsch, Hermann Allmers, der am 11. Februar sein siebzigstes Lebensjahr erreicht; auch er widmet dem Fürsten Bismarck einen anziehenden Aufsatz: „Des Fürsten Bismarck Oldenburger Verwandtschaft", d. i. die Familie Mencke, die in ihren Hauptgliedern und in ihrem Stammbaum von 1550 ab bis heute verfolgt wird.

Bibliographie.

Behr, H. F. von, Kriegsbilder aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika. Mit einem Vorwort von Major H. von Wißmann, 21 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1891. 8. 6 M.

Braun, Clara, Aus der Rosenzeit. Ein Liederstrauß. Mit 12 Photogravuren als Vollbilder nach Originalen von R. E. Kepler. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Eynatten, Carola Freiin v., Mariensagen. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Fischer-Sallstein, C., Polnische Weiber. Roman. Leipzig, Knaur. 1889. 8. 2 M.

Frank, W., Zwei Erzählungen. I. Eine Standhafte. — II. Nemesis. Frankfurt a. M., Kauffmann. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Gesammt-Text des Oberammergauer Passionsspieles von 1890. Getreuer Wortlaut des Gesangs- und Prosa-Textes. München, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 12. 1 M. 50 Pf.

Hoffnaaß, F. v., Am Quell der Wahrheit und des Lebens. Sonette. Regensburg, Coppenrath. 1891. 8. 1 M. 80 Pf.

Holm, E., Ihr Geheimniß. Humoreske nach dem Französischen. Mannheim, Bensheimer. 8. 1 M. 50 Pf.

Jäger, E., Der Normalarbeitstag. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Stuttgart, Liesching u. Comp. Gr. 8. 60 Pf.

Krassnig, J., Die Principien des Schönen. Nikolsburg, Nafe. Gr. 8. 1 M.

Lagarde, P. de, Ueber die von Herrn Paul Güssfeldt vorgeschlagene Reorganisation unserer Gymnasien. Göttingen, Dieterich. Lex.-8. 60 Pf.

Martinez, E. v., Der Schwanenritter. Roman. Mannheim, Bensheimer. 1889. 8. 3 M.

Müller, G., Nausikaa. Ein Schauspiel. Bühl. 8. 80 Pf.

Oncken, W., Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm. 1. Lfg. Berlin, Grote. Gr. 8. 2 M.

Reuter-Almanach. Herausgegeben von Antonie Lewin. Mit einem Vorwort von G. Schalk. Düsseldorf, E. Bagel. 16. 2 M.

Sachse, Krieger-Gräber und Denksteine auf Sundewitt und Alsen. Zusammengestellt unter Benutzung der von Rickert und Plothe gesammelten Notizen. Flensburg, Huwald. Lex.-8. 1 M. 80 Pf.

Spaettgen, Doris Freiin v., Plain air. Novelle. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 2 M.

Steinthal, H., Zu Bibel und Religionsphilosophie. Vorträge und Abhandlungen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Wothe, Anny, Suse. Roman. Chemnitz, B. Richter. 8. 4 M.

Zola, E., Am Kochherd. Roman. Deutsche Uebersetzung, besorgt durch P. Heichen. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Briefe Victor Hehns von 1876 bis zu seinem Tode 23. März 1890 an seinen Freund Herman Wichmann. Oktav 207 Seiten. Preis geheftet M. 3.—.

Griechische Volkslieder in deutscher Nachbildung von Gustav Meyer. Oktav 103 Seiten. Preis geheftet M. 2.50.

Schack, A. F. Graf von, Gesammelte Werke. Siebenter und achter Band. Oktav 1048 Seiten. Preis geheftet M. 5.— In zwei geschmackvollen Einbänden M. 6.75.

Döllinger, Joh. Jos. Ign. von, Kleinere Schriften, gedruckte und ungedruckte. Gesammelt und herausgegeben von F. H. Reusch. Großoktav 616 Seiten. Preis geheftet M. 11.50.

Döllinger, Joh. Jos. Ign. von, Die Papst-Fabeln des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Zweite Auflage. Mit Anmerkungen vermehrt herausgegeben von J. Friedrich. Großoktav 196 Seiten. Preis geheftet M. 3.80.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Im Innern Afrikas.

Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885.

Von

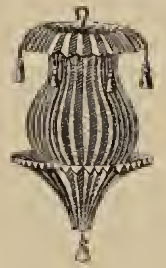
Hermann von Wißmann, Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Mueller.

Zweite und dritte verbesserte Auflage.

Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten.

8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.









Die Fabrik von

Gelbke & Benedictus, Dresden,

empfiehlt in unübertroffen reicher Auswahl:

Cotillon-Sachen: Scherz-Kopfbedeckungen, Cotillon-Touren u. Orden, Attrapen, Knallbonbons.

und

Carneval-Costüme, Masken, Perrücken, Saaldecorationen, Cartoniphones u. s. w.

Papierlaternen, Christbaumschmuck etc.

Illustrirte Preisbücher gratis und franco.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Soeben ist erschienen:

Louis' de Camoens Leben.

Nebst geschichtlicher Einleitung von

Wilhelm Storck.

720 S. 8. br. 8 Mk.

Wilhelm Storck, der mustergültige und verständnissvolle Uebersetzer des Camoens hat es unternommen, das Leben Camoens' ausführlicher zu beschreiben, als es bisher in Deutschland geschehen ist.

Geschichtsel.

Mißverstandenes und Mißverständliches aus der Geschichte gesammelt und erklärt von

Dr. S. Widmann.

322 S. 8. br. 2 Mk. 80 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kriegsbilder

aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika.

Von

H. F. von Behr,

Offizier in der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika.

Mit einem Vorwort von Major H. von Wißmann,

21 Abbildungen und 1 Karte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der erste ausführliche Bericht eines Augenzeugen über die Kämpfe der deutschen Schutztruppe in Ostafrika, in frischem Tone und mit echt soldatischem Humor geschrieben. Eingestreut sind lebenswahre Schilderungen von Land und Leuten und dem Leben der Deutschen in den Stationen. Wirkungsvolle Abbildungen erhöhen das Interesse.



Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 11. December 1890.

Romane.

1. „O du mein Oesterreich!" Roman von Ossip Schubin. Drei Bände. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1890. 8. 10 M.

Neben Frau von Ebner-Eschenbach und Frau von Suttner sind Ossip Schubin und Rosegger zur Zeit die besten Erzähler Oesterreichs. Rosegger's Kunst wurzelt im Bauernthum und das Dorfleben des Hoch- und Waldgebirges liefert ihm seine vorzüglichsten Stoffe und Probleme; das Talent Ossip Schubin's hat sich in den Salons der Aristokratie entwickelt und auf Reisen genährt und gebildet, zum Theile auch verbildet. Beide Stilarten können ihren Ursprung und die Umgebung, die ihren Werdeproceß beeinflußten, nirgends verleugnen; beide aber haben sich immer sichtlicher veredelt. Denn das Streben beider Talente ist von Haus aus einer ernsten, allem Seichten und Billigen abgewandten Richtung treu geblieben; sie haben es sich beide sauer werden lassen und der Gefahr, über kritischen Lobhudeleien, mit welchen beide überschüttet wurden, zu erschlaffen, gespottet.

Es war im Jahre 1884, als ich im Schloßgarten von Ratibořitz von einer prager Dame zum ersten male auf die eben aufgetauchte literarische Erscheinung, welche sich unter dem befremdlichen Decknamen Ossip Schubin einführte, aufmerksam gemacht wurde. Ich las ihr erstes Buch: „Ehre", und die Grundzüge desselben, rücksichtslose Charakteristik auf der festen Basis scharf auffassender Beobachtung, bekränzt von ein paar romantischen Arabesken, sind mir noch genau erinnerlich. Dann sah ich das Bild der jungen interessanten Dichterin selbst bei ihrer Tante in Skalitz: ein Gesicht, das man nicht vergißt. Seitdem hat es oft geschneit und geblitzt und Ossip Schubin hat sich in den sechs Jahren auf die Höhe der deutschen Romanliteratur der Gegenwart geschwungen, oder hinaufgearbeitet, wie man will. In eben jenen ratiboritzer Tagen hörte ich zum ersten male die Melodie des: „O du mein Oesterreich!" nicht ohne von ihrem eigenartigen Zauber nachhaltig berührt zu werden; sie weckte eine ganze Reihe heiter-melancholischer Gedanken; eine Reihe von Erinnerungen seit den Sommertagen von 1866, wo in meiner Vaterstadt Weißenfels 600 verwundete Soldaten gepflegt wurden, eine Reihe von Ausblicken in die dunkle Zukunft.

Nun hat die vielgeliebte Weise Ossip Schubin das Thema zu ihrem neuesten größern Werke gegeben.

„O du mein Oesterreich, o du mein Vaterland!" Ist es in Dur, ist es in Moll gedacht?

Der Roman schildert ein Stück Lebens der österreichischen Aristokratie; im besondern ihren Zug nach Verschwägerung mit den Kreisen der „Finanz". Der eine Cavalier geht daran zu Grunde, der andere wird mit Mühe und Noth in letzter Stunde durch des Freundes Sterben, das so zu einer Art Opfertod wird, gerettet. Die „Moral" liegt auf der Hand. Ossip Schubin warnt. Ihre Schatten fallen dick und schwer auf die „Finanz". Die Cavaliere bleiben: Cavaliere; die Töchter ihrer (der Ossip Schubin'schen) Finanzwelt: Halbwesen; Halbwesen in Bildung des Gemüths, des Geistes, der gesellschaftlichen Formen; Halbwesen sogar in Sachen des Geschmacks, soweit ihn nicht gerade ihr Vernarrtsein in adelige Offiziere heiligt. Das ist einseitige Tendenzmalerei. Dies schroffe Gegenüberstellen alten Adels und junger Geldaristokratie überfliegt das Ziel. Nicht jenem allein eignet wahre Vornehmheit, echter Takt, gediegener Geschmack und feine Lebenskunst. Der Zirkel spannt ausgedehnt weiter. So ist das Buch, sofern es sein letztes Ziel verfehlt, in die Luft geschrieben. Zwar ist die Verfasserin vor Schönfärberei auf der andern Seite bewahrt geblieben. Gleicht die österreichische Aristokratie diesem ihrem Conterfei bei Schubin, so hat sie den

Schwamm im Mark, und die Allianz — doch nichts von Politik. Sie hat hüben so grell wie drüben gemalt. Nur in ihrem schlechten Deutsch gleichen sich die so klafterweit getrennten und nach Schubin's Ansicht unvereinbaren Klassen: in ihrem schlechten Deutsch und ihrer Lästersucht. Ich rathe Schubin, ist die Médisance zum Hauptmerkmal österreichischen Wesens geworden, nunmehr einem Roman das achte Gebot zu Grunde zu legen. Indessen selbst die Berichterstattung an sich, die Erzählung selbst krankt an dieser Sucht und ihr Auffassungsspiegel ist durchaus chromatisch, wo es nicht erkorene Mignons gilt. Besonders übel kommen die Haus- und Tischgenossen von — von der Gesellschafterin abwärts davon. Da werden nur Zerrlinien gezogen. Da wird eine Hofmeistercohorte vorexercirt gleich der Rotte der Falstaff'schen Rekruten. Der österreichische Hofmeistertypus erscheint hier schlechthin verseucht. Ich habe im Norden und Süden Oesterreichs eine Reihe ungleich anders gearteter Exemplare kennen und lieben gelernt. Die Klavierlehrerin Laut wird zur unmöglichen Caricatur, und ein Prügelknabe, wie der vorgeführte, gehört dem vorigen Jahrhundert an. Hier phantasirt Ossip mehr als er dichtet. Dafür sind Gestalten wie die liebliche Zdena reizende Wesen von Fleisch und Blut; Selina besonders ist ein Meisterstück. Der schelmische Grundzug der erstern, wie er sich im Tagebuche offenbart, kann leider, der Natur der Sache nach, im Spätern minder zur Erscheinung kommen; dafür ist die üppige Schönheit der andern und die herzlose Sinnlichkeit ihres Naturells, wie die löbliche Logik ihrer Denkart mit aller Kunst entfaltet; mit weiser Ueberlegung, denn sie ist der Angelpunkt der Handlung, deren Einzelstrahlen hier vor allem sich vereinen müssen. Diese selbst nun bewegt sich in den ersten beiden Bänden zu bedächtig und eine Anzahl ungünstiger Momente erschwert ein aufmerksames Folgen, aber sie schürzt sich im dritten Bande um so straffer zur Katastrophe, die mit einem Schlage die schwüle Spannung löst und, nachdem der Blitz sein Opfer zerschmettert, die Atmosphäre reinigt und mit goldenem Lichte klärt, sodaß man unter dem unleugbaren Eindrucke eines Kunstwerks von dem eleganten Werke scheidet und vergißt, was den Genuß schmälerte und trübte.

Leider aber darf ein solches Vergessen sich die Kritik nicht gönnen. Ich rüge so sehr nicht die Austriacismen und sonstigen Sonderlichkeiten der Sprechweise der Figuren. Sie mag der Dichter als Merkmale und Hülfsmittel der Charakteristik verwenden und verwerthen. Er mag den Oberstwachtmeister, I, 239 immerhin sagen lassen:

> Ach, laß mich aus! Sie weiß, daß du ein neugieriges Frauenzimmer bist und thut eben, was sie kann, um dich an sich heranzulocken.

Er mag Zdena, I, 146, schreiben lassen:

> Ich werde jemand begegnen, der mich von meiner Einsamkeit befreit, um mich der Welt zu zeigen, um mich auf das Piedestal zu heben, nach dem mir verlangt.

Treuenberg mag III, 99 immerhin sagen: „Aber etwas zu essen solltest du immer trachten, Olga." Das alles ist gewiß mehr oder minder häßlich, aber so oder so entschuldbar; spricht doch die Verfasserin gelegentlich selbst von dem „Arlekindeutsch" einer dieser Figuren. Bedenklicher schon ist die Ausdrucksweise der eleganten Selina: „Ich brauche nur den ersten Ton anzuschwellen, so verläßt er das Zimmer." Es mag ja derartige Redeweise hier und dort im sprachzerklüfteten Oesterreich vorkommen, obwol ich sie nie gehört habe. Freilich kann hier auch das unsichere Sprachgefühl des Dichters schuldig sein. Und diese sprachliche Unsicherheit Ossip Schubin's steht leider außer Zweifel. So heißt es III, 74:

> Auch heute noch, wo sie seine Gleichgültigkeit ihr gegenüber in jeder andern Hinsicht als eine große Bequemlichkeit züchtet, ist ihre Kunstempfindlichkeit dieselbe geblieben.

Bd. III, S. 184 findet sich die Misbildung:

> Das, was ihm auf der Welt am heiligsten ist, durch den Sumpf zu ziehen, will er nicht.

Von Wesenloserem, von den „Blumenrhapsodien" und dem „beaten Gemüthszustand" auf Seite so und so will ich schweigen: alles wird übertroffen von der „rhapsodischen Erscheinung" (III, 42). Es ist von dem gewohnheitsmäßigen plötzlichen Eintreffen des Barons so und so auf seinen Gütern die Rede und die Dichtung, die hier: episodisch oder: periodisch meint, redet von seinen „rhapsodischen Erscheinungen". Oder bringt sie die Launenhaftigkeit des Erscheinenden etwa mit dem lateinischen Substantivum: raptus in Verbindung? Ja, die Fremdwörter!

2. Die Bataver. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 69 n. Chr.) von Felix Dahn. Vierte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1890. 8. 9 M.

Der Roman ist „Otto dem Großen, dem Fürsten Bismarck zu eigen" gegeben und bildet in der That durch den Dichternamen seines Verfassers und die Gediegenheit seines poetischen Werthes eine des Unsterblichen nicht unwürdige Weihnachtsgabe. Die Dichtung erscheint als ein weiteres Glied in der Kette der Dahn'schen „Romane aus der Völkerwanderung". Die Empörung der Bataver im Jahre 69 ist der historische Untergrund, auf dem sie sich mit aller Kernigkeit und alterthümelnden Eigenheit der Dahn'schen Stilart aufbaut. Diese selbst ist zu oft und eingehend in d. Bl. gemustert worden und mit dem Dichter zu alt geworden, als daß wesentliche Wandelungen nachzutragen wären. Die Kraft der Darstellung, die Beweglichkeit der Scenerie, die kühn hinwerfende Charakteristik, das gemachte Alterthum, die zeitwidrige Verschobenheit der Begriffs- und Gefühlsbewegung dieser alten Menschen, die unbewußt oder bewußt lehrhafte Haltung mancher längern oder kürzern Partien, die frische Ursprünglichkeit der Schreibweise trotz ihrer Verschnörkelungen und elliptischen Abgerissenheiten: alles das ist sich gleich geblieben wie Odin's Einäugigkeit und wird sich auch inskünftige gleich bleiben nach Menschenermessen wie Odin's Wanderhut. Was den Inhalt angeht, so erscheint dies Stück germanisch-römischer Geschichte im Verklärungsspiegel der

Romanpoesie des 19. Jahrhunderts als ein lichtvolles Erzeugniß der deutschen Erzählungskunst.

3. Deutsch und Welsch. Ein Kampf um Lothringen. Von Gräfin Baudissin. Leipzig, Böhme Nachf. 1890. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Auch dieses sehr sauber durchgeführte Werk schildert einen Kampf zwischen Deutsch- und Romanenthum, welcher sich dieses mal in der galanten Atmosphäre des 18. Jahrhunderts auf Kosten Lothringens in mehr oder minder feinen Intriguen abspielt. Die Handlung ist belebt und wechselreich, wenn auch die Entwickelung mitunter lahmt. Die Gestalten des Hüben und Drüben sind wohlbedacht gegenübergestellt; nicht überall freilich sind sie gleich unterhaltend. Stil und Schreibart sind sauber, doch war die Sprache der Figuren in höherm Grade geschichtlich zu färben und zeitgemäß abzustimmen, als es versucht ist. Besser gelungen ist die culturhistorische Zeichnung der äußern Umgebung und Lebensformen. Fremdsprachliche Brocken indessen sind zu oft eingestreut, um Stimmung zu machen und an Naturwahrheit zu ersetzen, was nur durch reichere innere Charakteristik zu erringen war. So führt auch Ossip Schubin den Todtengräber auf dem Montmartre mit französischen Phrasen ein, damit er dann in ein Deutsch verfalle, welches ein französischer Todtengräber nie derartig handhaben würde, auch wenn er deutsch gelernt hätte.

4. Der Weltfahrer. Roman in drei Büchern von Wolfgang Kirchbach. Dresden, Pierson. 1891. 8. 5 M.

Der Roman ist mit Geist geschrieben und enthält eine Reihe glanzvoller Schilderungen und spannender Scenen. Trotzdem gebricht es ihm an Harmonie, da er ebenso reich ist an abstoßenden Bestandtheilen aller Art. Die handelnden Charaktere sind zum Theile zerfahren und ihre Gedanken und Gefühle pendeln zu oft wirr und richtungslos und völlig unvermittelt durcheinander. Sie sind in solchen Theilen Erzeugnisse der Mache oder selbstvergessen schlendernder Phantasie, nicht der Dichtkunst. Ein gewissenloser, gemeingefährlicher Journalist, der sein Modell zu sehr übertrumpft, um noch dichterisch zu wirken, und ein hochkomisch in neuen, wissenschaftelnden Zungen redender, sonst braver Pflanzenforscher sind die Träger der Handlung, die bunt genug, aber immerhin spannend ist. Der Umstand, daß der Botaniker im zweiten Buche des Romans, um ein mikroskopisches Fabelthierchen aufzusuchen, nach Amerika und Japan reist, hat dem Werke den Namen gegeben, ohne daß diese „Weltfahrt" weiter in den Vordergrund träte, als daß einige anmuthig-phantastische Einblicke in den amerikanischen Urwald erschlossen und aus landläufigen japanischen Reiseberichten einige artige Fädchen der Geschichte des irrenden Helden einverwebt werden. Jedenfalls weiß er in seinem Fache wohl Bescheid und schlägt aus seiner duftigen Stofflichkeit spinnwebene Brücken in das Nebelreich des Uebersinnlichen. Er hält einen Schimpansen und läßt durch ihn seinen Heirathsantrag befördern. Daß ihm die Schöne daraufhin den Laufpaß gibt, ist einer der verständlichsten Züge der an unverständlichsten Zügen krankenden W. Kirchbach'schen Frauenwelt. Gleichviel! Zahlreiche blendende Seiten voll klarer Poesie entschädigen für je zuweilen lang anhaltendes frostiges Misbehagen. — Sprachlich befleißigt sich W. Kirchbach einer Reinheit und Sauberkeit, die ihm den fanatischsten Puristen oder feuereifrigsten Reinler zum Freunde machen muß. W. Kirchbach kehrt jedem Fremdworte verächtlich den Rücken. Es scheint, er meidet sogar das Wort: Damen. Wir mußten es in Schulpforta auch thun. Sonst wurde Koberstein unhold. Was hat es geholfen? Kirchbach scheint sich zu entschädigen mit: Frauenzimmer. Das Wort hat aber seinen früheren Adel verloren, meine ich. Es beleben zu wollen, scheint aussichtslos. Um so besser hat Kirchbach Ersatz für: Balkon, Serviette und viele andere gefunden. Dafür schreibt er allerdings einmal: „Die Gethiere", und auf S. 197 heißt es übel: „Diese gesteigerte feinsinnige Gewissenhaftigkeit wird nothwendig auch noch viel feinsinnigere Sünden im Gefolge haben, gegen die schöne Weiber verstoßen können." Derartiges aber ist bei einem so sprachkundigen und sprachgewandten Schriftsteller, als es Wolfgang Kirchbach ist, auf ganz andere Wurzeln zurückzuführen als bei Schubin.

5. Zum Frieden! Roman aus der Gegenwart von Paul Bliß. Dresden, Pierson. 1890. 8. 3 M.

Es ist ein Stück Alltagswelt der Gegenwart, das sich vor uns entrollt. Die Grundfarbe ist realistisch; aber der Bannkreis dieses Realismus ist frei von Peinigungen; wo die Atmosphäre schwül und von Parfüms der Halbwelt geschwängert wird, bleibt dennoch der Dichter selbst ein anständiger Führer, der schicklich den Weg ins Freie zu finden weiß. Im sonstigen hat die Erzählung mehr Moral als Poesie und verräth zur Stunde wenigstens mehr Uebung, die Welt verstandesgemäß zu schauen, als sie mit ihrer Lust und ihrem Leid dichtend zu verklären. Wie weit des Dichters unleugbar idealem Streben nach sittlicher Vertiefung und seinem edeln Drange nach Weltverbesserung es gelingen wird, sich über den Boden der Wirklichkeit in künftigen Schöpfungen zu erheben, werden die Bl. mit angenehmer Gespanntheit und besten Wünschen verfolgen.

Adalbert Schroeter.

Zur Dante-Literatur.

Prolegomeni della Divina Commedia. Introduzione allo studio di Dante Alighieri e delle sue opere per G. A. Scartazzini. Leipzig, Brockhaus. 1890. 8. 8 M.

Von den jetzt lebenden Dante-Forschern, die schriftstellerisch um die Förderung des Dante-Studiums bei uns in Deutschland und Italien und weit darüber hinaus bemüht gewesen, hat der schweizerische Pfarrer Scartazzini, zur Zeit in Fahrwangen am Hallwyler See, die umfassendsten und tiefstgreifenden Leistungen aufzuweisen. Scartazzini befindet sich in der günstigen Lage, abgesehen von seiner zahlreichen eigenen Dante-Bibliothek, jedesmal alsbald in den Besitz aller neu erscheinenden Schriften zur Forschung auf diesem Gebiete zu gelangen; aber diese günstige Lage thut es nicht allein, sondern vor allem ist es sein rastloser Eifer, seine überwältigende Arbeitskraft, sein scharf eindringender kritischer Verstand, was seinen Arbeiten denen aller andern gegenüber einen so hervorragenden Rang anweist.

Dabei nimmt Scartazzini unter den Dante-Forschern eine ganz eigene, man dürfte sagen internationale Stellung zwischen Deutschland und Italien ein: er arbeitet gleichzeitig und wechselnd für beide, indem er die einen seiner Schriften in deutscher, die andern in italienischer Abfassung veröffentlicht. Das „Leben Dante's" von 1869, das der Verfasser gegenwärtig als eine noch jugendliche Arbeit gewissermaßen zurücknimmt, so trefflich und ansprechend es seinen Gegenstand auch vorführt, ist deutsch geschrieben; die kritische, staunenswerth reich commentirte Ausgabe der „Divina Commedia", in dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig in den Jahren 1874, 1875 und 1882 erschienen, trägt ganz das Gewand eines ursprünglich italienischen Buchs; die darauf seit 1880 folgenden „Abhandlungen", die sich mit der Lösung der wichtigsten Probleme der Dante-Forschung, besonders auch biographischen Inhalts, befassen, wenden sich wieder zunächst an den deutschen Leser; die in den Jahren 1881 und 1883 zu Neapel veröffentlichten zwei starken Bände unter dem Titel „Dante in Germania" sind von dem Verfasser in erster Linie den Italienern zur Kenntnißnahme der deutschen Leistungen auf dem Gebiete der Erforschung ihres großen Weltdichters gereicht, deshalb zu vollkommen ausreichender Verständigung, trotzdem die gesammten Mittheilungen darin sich doch eigentlich mit unserm deutschen Geisteseigenthum befassen, wiederum italienisch geschrieben. Wer kommt darin von uns Deutschen dem gelehrten und sprachgewandten Verfasser gleich, ja auch nur nach? Wir können ihm nur unsern Dank sagen für diese Vermittlerrolle zwischen den zwei Nationen, die in der Erkenntniß und Verehrung des erhabenen mittelalterlichen Dichters und Weltgelehrten seit nun schon langer Zeit miteinander wetteifern.

Das gegenwärtig vorliegende neueste Werk des Verfassers macht im Vertrauen darauf, daß seine Landsleute ihn verstehen und sich willig durch das schwierige Buch durcharbeiten werden, ebenfalls wieder seinem italienischen Leserkreise das Zugeständniß, die Genossen desselben in ihrer heimischen Mundart anzusprechen. Dasselbe ist die Erfüllung eines alten Versprechens vom Jahre 1875 in der Vorrede zum Commentare des „Purgatoriums": er meint mit Recht, man werde wol gewahr werden, daß die drei Lustren Verspätung für die Güte der jetzigen Schrift nicht verloren gewesen, indem sie das gesammte Material der bisherigen Dante-Forschung, nach allen seinen einzelnen Bestandtheilen, bald zur auffassenden Anschauung, bald zur kritischen Prüfung vorführen. Für diese letztere gewährt der Verfasser ausreichend alle Hülfsmittel in erzählenden und erörternden Auszügen aus den alten Chroniken und Commentaren, zum Theile in vollständig wörtlichen Mittheilungen belangreicher Urkunden, in zahllosen Verweisungen auf die einschlagende Literatur älterer und neuerer Zeit; er will niemand die Ergebnisse seiner Forschung als unwiderleglich aufdrängen, sondern sie, nach eingehender Erörterung, zur Annahme oder Verwerfung vorlegen, gemäß dem Dante'schen Spruche: „Per approvarla, non per terminarla", d. i. zu prüfen, nicht zu entscheiden.

Die eigenen Urtheile des Verfassers über die Leistungen anderer sind in einzelnen Fällen herb, ja vernichtend scharf, wohl geeignet, vom Mitarbeiten eher abzuschrecken, als dazu anzuspornen; seine Anforderungen sind hochgespannt, aber sie erzielen, unbefangen erwogen, doch überall das einzig Richtige, nämlich das Fallenlassen aller Täuschungen, so angenehm sie auch sein mögen, die durch gesunde Kritik festgestellte Wahrheit. Wie der Verfasser nun gewohnt ist, seine Anforderungen hochzustellen, so gibt er demgemäß auch seinem Buche eine Bestimmung, die Achtung einflößt: das Buch solle der Jugend, sagt er, die sich mit Dante befaßt, sowie allen noch nicht speciell Unterrichteten eine Einleitung zum Studium Dante's und seiner Werke geben; wir gratuliren der Jugend Italiens, wenn ihr dies als eine Einleitung — eine „Introduzione allo studio di Dante" — gelten kann, — was bleibt ihr darüber hinaus eigentlich noch übrig? Der Verfasser schmeichelt sich indeß, daß sein Buch auch den Dantisten von Beruf manches Neue biete; denn es enthalte die Quintessenz der Ergebnisse der Dante-Forschungen seit länger als einem Vierteljahrhundert. Was den Inhalt selbst betrifft, so nimmt der Verfasser das Zugeständniß der Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit für sich in Anspruch; dieses Zugeständniß ist ihm zu machen, weniger den Personen gegenüber als den Sachen.

Den gesammten Stoff theilt sich der Verfasser in zwei Haupttheile, den einleitenden geschichtlichen (Prolegomeni storici), welcher das Leben und die Zeitverhältnisse Dante's behandelt, und den literargeschichtlichen von der Sprache

und Literatur des 13. Jahrhunderts und von den Werken Dante's: jener erste Theil bespricht in den einzelnen Abschnitten das äußerliche Leben des Dichters in der Vaterstadt und in der Verbannung, dann sein innerliches Leben; der zweite Theil die italienische Sprache und Literatur im Jahrhunderte Dante's, dessen kleinere Schriften, schließlich, am umfangreichsten, die „Göttliche Komödie". Den meisten einzelnen Paragraphen schließt sich ein besonderer bibliographischer Anhang an, der bei weitem nicht vollständig ist, noch auch sein kann, indeß hie und da auch Bemerkenswerthes vermissen läßt, z. B. auf S. 545 die von gegenwärtigem Referenten neu revidirte deutsche Uebersetzung der „Komödie" von August Kopisch.

Ueber den bisher zumeist geltenden geschichtlichen Bestand von Dante's Leben hält der Verfasser, auf Grund unanfechtbarer Quellen, unerbittlich Gericht, so scharf, daß man sich fragen muß: was läßt eine so weit greifende Kritik noch irgend Bestimmtes von Dante's äußern Lebensumständen übrig? Der Verfasser pflichtet dem Endurtheile des jüngsten Literaturhistorikers in Italien Adolfo Bartoli bei, daß hier eigentlich noch alles in Frage stehe: so nimmt er denn auch, wie erwähnt, seine eigene frühere Dante-Biographie als ein Jugendwerk, „essenzialmente un romanzo", zurück, indem er seitdem bestrebt gewesen, in seinen Arbeiten das Feld des Romanhaften mehr und mehr mit dem der Geschichte zu vertauschen. Er hält indeß, um einiges weniger streng als der auch ihm allzu skrupulose Bartoli, eine annähernd beglaubigte Lebensgeschichte des Dichters nicht für gänzlich ausgeschlossen, nämlich geschöpft aus dessen eigenen Werken als erster und wichtigster Quelle, wo dann freilich das äußere Leben mehr und mehr gegen das innere zurücktreten wird; zu dieser Hauptquelle gesellen sich dann, von sehr ungleichem authentischen Werthe, einige zeitgenössische Urkunden, die ältesten Commentatoren und die Reihe der Biographen, deren frühester, der Chronist Giov. Villani, sich neben dem Fabler Giov. Boccaccio am bündigsten faßt und dem Verfasser am zuverlässigsten erscheint; diese alle aber, mit Ausschluß Villani's, fordern auf jedem Schritt die zweifelnde Kritik heraus, und was das kurze biographische Kapitel bei Villani betrifft, so scheinen gerade die thatsächlichen Angaben von ihm zum Theile auch nur auf flüchtiger Kenntnißnahme zu beruhen. Die älteste Ausgabe seiner Chronik z. B. vom Jahre 1537 gibt als den Todesmonat Dante's, offenbar irrthümlich, den Juli an, anstatt des von allen beglaubigten September, und erst Muratori in seinem Abdrucke fügt vor dem Wortlaute mit der falschen Angabe den nochmaligen Abdruck des Kapitels mit der richtigen aus einer andern Handschrift bei; der Verfasser hat diese Abweichung nicht erwähnt. Die Studienbesuche Dante's in Bologna und Paris nimmt derselbe, auf das in zwei Worten gegebene Zeugniß Villani's hin, ohne weiteres als sicher an, auf den Zusatz „e in più parti del mondo" (sc. andossene) legt er dagegen kein Gewicht, weder bestätigend noch bestreitend, so vielfach gerade diese Ausflüge in die Ferne, z. B. nach England, zu haltlosen Vermuthungen Anlaß gegeben haben, die er auch nicht unberührt läßt; hier trifft er also seinen Hauptgewährsmann auf unsicherer Fährte. Auch in den Angaben der Briefe Dante's leitet dieser nicht ganz sicher: den von ihm erwähnten Brief an die Cardinäle, welchen der Verfasser als wichtiges Actenstück vollständig mittheilt, ohne sich über die Echtheit entscheiden zu können, läßt derselbe unbeanstandet gelten, lediglich auf die kurze Angabe des Villani hin; läge ihm diese nicht vor, so würde er wol eher geneigt sein, diesen Brief gleich den andern entschieden verworfenen Schriftstücken mit zu verwerfen.

Die Zeugenschaft Boccaccio's, der seine Geschichten nur allzu schön und ansprechend zu erzählen weiß, ist dem Verfasser im wesentlichen verdächtig, sodaß er ihm nur folgt, insoweit andere Zeugnisse mit ihm übereinstimmen oder kein Grund vorliegt, seine Kunde von den Lebensumständen Dante's anzuzweifeln. Auch des spätern Lionardo Bruni Mittheilungen über Dante's Jugendstudien erkennt der Verfasser als nur geschöpft aus des Dichters eigenen Worten; was die Waffenthaten des jugendlichen Dante bei Campaldino und Caprona betrifft, so leugnet diese der zweifelsüchtige Bartoli ebenfalls schlechthin, wogegen unser Verfasser die Mitanwesenheit des Dichters bei beiden Vorfällen, trotz einigem Zweifel, nicht bestreitet, wie er auch die Bezugnahme Bruni's auf den brieflichen Schlachtbericht über Campaldino von Dante selbst nicht in Zweifel zieht.

Als sicher beglaubigt, durch die eigenen gelegentlichen Angaben des Dichters, durch geschichtliche Mittheilungen der Biographen und durch Actenstücke, gelten dem Verfasser nur etwa die erwähnten kriegerischen Vorfälle, die Verheirathung mit Gemma Donati, die politische Wirksamkeit des Dichters im Priorat, früheres Urkundliche aus den Jahren 1296, 1297, 1299, späteres Thatsächliche aus der Verbannungszeit, die Katastrophe und Strafsentenz von 1301 und 1302, die Aufenthalte in Padua 1306, in Lunigiana bei den Malaspina, in Paris und die letzte Lebenszeit des Dichters in Ravenna. Nur für wahrscheinlich hält der Verfasser die Geburt desselben in der zweiten Hälfte des Maimonats, die Jugendstudien, die Rückkehr nach Verona im Jahre 1311 und die Abfassung der meisten Briefe, die ihm zugeschrieben worden. Entschieden zu bestreiten dagegen findet derselbe die Gesandtschaft Dante's an Papst Bonifaz VIII. in Rom vor dem Exil; die von Lionardo Bruni berichteten fehlgeschlagenen Angriffe der Verbannten auf Florenz vom Jahre 1304, an welchen der Dichter theilgenommen haben soll; den Brief an den florentinischen Freund in Betreff seiner Rückberufung in die Vaterstadt, von der sonst niemand, ja Dante selbst nicht, etwas Bestimmtes verlauten läßt; endlich den angeblichen Brief an den Fürsten von Ravenna Guido da Polenta. Der Verfasser richtet gegen diesen letztern, als ein Machwerk des 16. Jahrhunderts, eine vernichtende Kritik, obwol er zugleich dessen Wortlaut

zur Prüfung vollständig mittheilt; zu vermissen ist indeß hier ein Hinweis auf das augenscheinliche Wechselverhältniß dieses angeblich frühern Gesandtschaftsberichtes aus Venedig zu der spätern als echt erkannten Mittheilung über seinen Gesandtschaftsaufenthalt in der Lagunenstadt, welcher dem Dichter nach der Angabe Villani's den Tod brachte, — die Identität beider war mit größerer Bestimmtheit abzuweisen, als es geschehen ist. Die überlieferten Bildnisse Dante's sieht der Verfasser, ohne sich genauer darauf einzulassen, sammt und sonders für zweifelhaft an, und so findet denn auch des gegenwärtigen Referenten sorgfältige Bemühung um dieselben im zweiten Bande des „Dante-Jahrbuchs" so wenig Gnade vor ihm, daß er die bloße Titelangabe des umfänglichen Aufsatzes, neben der kurzen Auskunft Eliot Norton's, in dem betreffenden bibliographischen Anhange für genügend erachtet.

Eine eigenthümliche unsichere Stellung nimmt der Verfasser gegenüber dem berühmten, für die Auslegung der „Commedia" in der Hauptsache maßgebenden Briefe des Dichters an den Herzog Can Grande von Verona ein: er theilt das umfangreiche Schriftstück unverkürzt mit; er weiß gegen den durchweg bedeutsamen, überall beziehungsreichen Inhalt desselben nichts einzuwenden, verkennt auch nicht den echt Dante'schen Charakter darin in Anschauungsweise und Wortlaut, ja er legt das Geständniß ab, es wäre zu beklagen, wenn die Kritik sich genöthigt sähe, dieses außerordentliche Schriftstück, das so ganz im Geiste des Dichters geschrieben, auszuscheiden; aber die wissenschaftliche Kritik dürfe sich nicht nach einseitigem Belieben von der strengen Wahrheit ableiten lassen. So hält er schließlich mit seiner Anerkennung zurück, ohne doch einen entscheidenden Schlag in der Sache führen zu können. Und welche Gründe liegen dem Verfasser vor gegen die Echtheit des angefochtenen Sendschreibens? Die Aeltesten, meint er, wissen durchaus nichts von diesem Briefe, dessen Inhalt doch wahrlich Anlaß genug bot, seiner zu erwähnen, und wenn man dabei erwägt, daß sich trotzdem bei den alten Commentatoren unverkennbar Stellen daraus mitgetheilt finden, sei da nicht die Vermuthung begründet, daß ein Späterer aus diesen Stücken den Wortlaut des Briefs zusammengeleimt habe? Dem Referenten erscheint dieses Verfahren doch hyperkritisch; er muß sich fragen, wo bleibt da die unzweifelhafte Einheit des Schriftstückes? Diese innerliche Beweiskraft überragt ihm weit die äußerliche Gegenbegründung.

Die Erkenntniß der innern Lebensentwickelung Dante's fußt allerdings insofern auf gesicherterer Grundlage, als sie sich hauptsächlich aus den Schriften des Dichters, deren Glaubwürdigkeit ja im ganzen unbestreitbar, aufbaut. Insbesondere kommt hier der Inhalt der „Commedia", die als der „Spiegel seines Lebens" zu erkennen, und ihres Vorgängers, der „Vita nuova", in Betracht; nur unterliegt die Prüfung hier bei weitem mehr dem subjectiven Ermessen, da die Darstellung in beiden zumeist in allegorischer Abfassung geschieht. Es handelt sich vor allem um die Fragen: war Beatrice, die Geliebte Dante's, eine wirkliche Person oder nur Symbol für eine Idee? Inwieweit ist die „Vita nuova" als geschichtliche Erzählung zu betrachten? Der Verfasser entscheidet sich, den unbedingten Leugnern entgegen, für die Annahme der wirklichen Persönlichkeit; doch hat er funfzehn Gründe dafür, daß die alte Ueberlieferung, sie sei die Tochter des Folco Portinari gewesen, sich trotz eines vorhandenen Testamentes desselben als irrthümlich erweist. Neu und überraschend ist weiterhin die Vermuthung, daß die „Donna gentile" der „Vita nuova" und des „Convivio", abgesehen von ihrer allegorischen Verwerthung als Sinnbildes der Philosophie, identisch mit der spätern Gattin des Dichters Gemma Donati sei; diese Vermuthung wird wol schwerlich je zur Gewißheit werden.

Die früher oft aufgeworfene, von den meisten bejahend entschiedene Frage: hatte Dante zwischen kindlichem, ungetrübtem Glauben auch eine Periode kirchlichen Unglaubens? beantwortet der Verfasser, nach sorgfältiger Erwägung des „Convivio" und der beiden Dichtungen, mit entschiedener Abweisung jedes Zweifels an der ununterbrochenen Glaubenstreue des Dichters, trotz seiner wiederholten heftigen Angriffe auf die zeitlichen Würdenträger der Curie und ihres Gefolges. Das Vorhandensein von drei Entwickelungsepochen in dem innern Leben Dante's, nicht ungleich der Witte'schen Trilogie, leugnet er dabei nicht, nur ohne Vorbedacht von seiten des Dichters, vielmehr allgemein menschlich und natürlich; und eine ähnliche Entwickelungsreihe erkennt er auch in dem politischen Denken und Verhalten des Dichters, nach Ausweis der Thatsachen und der vorliegenden Zeugnisse im „Convivio" und in der Schrift „De monarchia". Von Geburt und Erziehung Guelfe, wird er fortschreitend überzeugter Ghibelline, und darüber hinaus dann, von den gemachten Erfahrungen gewitzigt, sucht er selbständig den eigenen Weg, ohne dabei doch seiner festbegründeten innersten Ueberzeugung von dem Walten einer höhern Weltordnung über allem Parteitreiben untreu zu werden: den Vorwurf eines politischen Abfalls von der Fahne, der er von Anfang zugeschworen, stellt der Verfasser hier, wie auf religiös-kirchlichem Gebiete, entschieden in Abrede; es liege da überall nur Fortentwickelung, Entfaltung ursprünglicher Keime vor. Sich für die eine oder die andere Annahme in allen diesen Dingen selbständig zu entscheiden, überläßt der Verfasser dem Leser, nachdem er ihm das Quellenmaterial und den Nachweis der vorhandenen literarischen Hülfsmittel reichlich an die Hand gegeben.

Der noch umfangreichere zweite Theil des Werks führt in die literargeschichtlichen Vorausgänge, sowie in die poetischen und prosaischen, italienisch und lateinisch abgefaßten Schriften Dante's ein. Zuerst finden sich lesenswerthe Abschnitte über das Herausarbeiten der Volkssprache neben dem Lateinischen, bis sie zuerst durch Dante zur Herrschaft als Schriftsprache gelangt, über die Vorgänger Dante's in der Poesie, dann in der Prosa, welche

zu Anfang einen Wettstreit einerseits mit dem Lateinischen, andererseits mit dem Französischen zu bestehen hatte. Hierauf folgt die kritische Erörterung der lyrischen Gedichte Dante's nach Echtheit und Zeitfolge; bei Betrachtung der „Vita nuova“ tritt der Verfasser für den eigentlichen Begriff von „nuova“ als „neu“ gegenüber dem geläufig gewordenen für „jugendlich“ ein, sodaß der kleine entzückende Roman sich als des Dichters „Neues Leben“, nicht als sein „Jugendleben“ ankündigt. Von besonderm Interesse in dem „Convivio“ und in der Schrift „De vulgari eloquio“ ist die Beflissenheit des Dichters, sein edles Schoßkind, die Volksmundart (volgare) zu Ruhm und Ehren zu bringen. Die Schrift von der Monarchie gibt dem Verfasser die Gelegenheit, auf den bedeutenden Charakterzug in dem Denken und Trachten Dante's aufmerksam zu machen, daß er, der durchgreifenden Spaltung des Mittelalters gegenüber, auf allen Gebieten der menschlichen Cultur die Einheit suchte, so im Religiös-Moralischen, im Volksleben, in der Sprache wie in der Politik, ja daß er darin die bedeutendsten Erscheinungen der Zeit einzig überragte.

Die das Werk abschließenden Abschnitte im dritten Kapitel bieten ein nahezu erschöpfendes Material zur Betrachtung der „Göttlichen Komödie“; es ist nicht möglich, hier auch nur das Wichtigere davon besonders hervorzuheben. Der gewaltige Inhalt wird nach dessen Stoff und seinen aus Geschichte und Sage, aus Glauben und Wissen der Zeit, aus Philosophie und Poesie des Alterthums, vor allem aus tiefer, umfassender Kenntniß des menschlichen Herzens geschöpften Grundlagen vorgeführt und geprüft.

Das Studium des reichen Buchs wird wol mehr den bereits mit Dante großentheils Vertrauten zur Förderung gereichen, als daß es bei uns in Deutschland dem Dichter neue Freunde und Verehrer zu erwerben geeignet erscheint; dazu ist es in der Fassung, offen gestanden, nicht einfach und bündig genug. Wenn der Verfasser das Eingehen des deutschen „Dante-Jahrbuchs“ seit Witte's Tode bedauert, welchem Bedauern wir uns aufrichtig anschließen, so erweckt das die Frage: wer in Deutschland wäre denn in jeder Art fähiger gewesen, das Werk des dahingeschiedenen ersten Dante-Forschers fortzusetzen oder wieder aufzunehmen, als gerade Scartazzini, dem alle Erfordernisse dazu, geistige wie literarische, in so reicher Fülle zu Gebote stehen? Bestätigung dessen liefert allein schon dieses sein vorliegendes neuestes Werk. Theodor Paur.

Kunstgeschichtliche und ästhetische Literatur.

1. Herm-Apollo Stroganoff. Ein Beispiel von Personalverschmelzung aus dem Gebiet des antiken Kunsthandwerks. Von Otto Adalbert Hoffmann (Metz). Marburg, Elwert. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Hermes und Kerykeion. Studie zur Urbedeutung des Hermes. Von Otto Adalbert Hoffmann (Metz). Mit einer Tafel. Marburg, Elwert. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

Beide Abhandlungen zeugen jedenfalls von der Belesenheit und Sachkenntniß, besonders aber von dem eindringenden Scharfsinne des Verfassers. Die Ergebnisse, zu welchen er gelangt, gewinnen durch seine Ausführungen an Wahrscheinlichkeit. Wie weit aber die Archäologen von Fach geneigt sein werden, die Funde Hoffmann's ihren größern Zusammenhängen einzugliedern, entzieht sich meiner Vorausberechnung.

In dem ersten Aufsatze handelt es sich um eine neue, jedenfalls höchst beachtenswerthe Erklärung des bronzenen sogenannten Apollo Stroganoff in Petersburg, in welchem man neuerdings eine Copie vom Urbilde des Vaticanischen Apollo sieht, wenn auch zum Theile nur bedingungsweise. Nun führt Hoffmann den Beweis, daß diese Statuette nicht in ihrem ursprünglichen Zustande auf uns gekommen ist. Der vorhandene linke Arm kann nicht unmittelbar vom Verfertiger dieser Nachbildung herrühren, vielmehr hat er so eigenartige Proportionen, daß er nur als eine spätere Zuthat angesehen werden darf. Der linke Arm ist auffallend ungeschickt angelöthet; er ist stärker als der Armstumpf, dessen Fortsetzung er bildet, stärker auch als der rechte Arm. Wenn nun der Apollo Stroganoff ursprünglich auf seinem linken Arme einen Mantelbehang trug: wie konnte ein solcher verloren gehen, ohne daß dieser Arm keine Spuren eines solchen gewaltsamen Abbrechens aufweist? Hierzu tritt folgender wichtige Umstand. Die rechte Hand legt sich nur lose um das Stück, welches sie festhält. (Man hat darin bekanntlich bisher den Rest einer Aegis vermuthet.) Dieser vermeintliche Fellrest ist als ein weicher, elastischer Stoff gebildet, welcher keine Spur von Schlangen enthält. Die Hand des Gottes schüttelt nicht die Aegis, sondern hält ruhig etwas fest.

Diese genau am Original beobachteten Thatsachen erklärt Hoffmann daraus, daß der Restaurator kein Künstler, sondern nur ein Handwerker gewesen sei; in seiner Unkenntniß hielt jener diese verstümmelte, völlig attributlose Statuette für einen Hermes und ergänzte sie dementsprechend. Er gab ihr also einen Heroldsstab oder einen Geldbeutel mit; in der That sind die aus der rechten Hand des Apollo Stroganoff quellenden dicken Falten nichts anderes als das Mundende eines Lederbeutels in der Hand eines Pseudomerkur. Für einen Beutel spricht die verschiedene Behandlung der Innen- und Außenseite des Stoffs. Ursprünglich war diese Bronze als Apollo hergestellt, genau so wie ihr erhabenes Gegenstück im Vatican; aber in ihrer heutigen Gestalt stellt sie einen Hermes dar: ohne Bogen, ohne Köcher und Pfeile. Soll nun damit das ernste Antlitz des Vaticanischen Apollo in

Uebereinstimmung gebracht werden, so wäre sein Urbild „Hermes als Seelenführer".

Ohne zu den zahlreichen bereits vorhandenen Untersuchungen eine neue anstellen zu wollen, möchte ich denn doch bemerken, daß die von Hoffmann beobachteten Eigenthümlichkeiten des restaurirten Armes den Schluß auf einen Hermes mit dem Beutel allerdings gestatten; dann aber wird auch der Apollo Stroganoff ziemlich belanglos für die Erklärung des Apoll von Belvedere. Der restaurirende Handwerker mußte doch bodenlos dumm sein, wenn er den Apollo-Typus mit dem Hermes-Typus verwechseln konnte; außerdem stimmt die ganze Haltung des Apoll von Belvedere durchaus nicht mit der eines seelenführenden Hermes.

Aus der zweiten Studie des Verfassers entnehme ich folgende Hauptgedanken.

Hermes, der populärste der Olympier, ist ursprünglich eine Lichtgottheit, und zwar der Gott der auf- und untergehenden Sonne. Auf den ältesten griechischen Bildwerken erscheint er als Verkörperung des Natursegens, der Fruchtbarkeit. Das Ur- und Hauptsymbol desselben ist das Kerykeion, der sogenannte Hermesstab oder Heroldsstab. Es besteht aus Ring + Halbring, hat also mit Schlangen nichts zu thun; seine Heimat ist die phönikische Kunstmythologie, wo er — als Sinnbild der Astarte — den Mond + Mondring bedeutet. Noch bei Homer ist der Hermesstab ein Traum- und Schlummerstab. (Bei Homer hat Hermes auch noch keine Flügel.) Damit hängt zusammen, daß Hermes die Seelen der Entschlafenen leitet im Dunkel der Unterwelt.

Die Hoffmann'sche Studie will zunächst das phönikische Element im griechischen Hermes nachweisen; indirect beweist sie freilich auch, wie selbständig die Griechen denn doch alle von außen überkommenen Anregungen umgearbeitet haben.

3. Die bildenden Künste bei den Dayaks auf Borneo. Von Alois Raimund Hein. Wien, Hölder. 1890. Lex.-8. 14 M.

Dieser verdienstliche, auf mühsamen Forschungen beruhende Beitrag zur allgemeinen Kunstgeschichte enthält außer einer prachtvollen Ausstattung noch ein Titelbild, zehn Tafeln, neunzig Textillustrationen und eine Karte. Die vom Verfasser angestrebte Vereinigung von kunstwissenschaftlichen und ethnologischen Studien ist für den von ihm geschilderten Bildungsgrad eines Volks als einzig richtig anzuerkennen. Erst wenn in Zukunft die Literatur der Kunstgeschichte nach dieser Seite hin ausgebaut sein wird, lassen sich ähnliche Ergebnisse erhoffen, wie sie die vergleichende Religions- und Sprachwissenschaft zu Tage gefördert hat.

Was nun die ursprüngliche Bevölkerung von Borneo anlangt, so will Hein aus den künstlerischen Arbeiten der Dayaks deren Decorationsprincip ableiten; 134 Ornamente, aus den verschiedensten Quellen zusammengetragen, veranschaulichen seine Ausführungen. Er glaubt, verschiedene ornamentale Urmotive bei Völkern aller Erdtheile und Zonen nachweisen zu können, obwol wir es thatsächlich meist mit unveränderlich starren Stilformen zu thun haben, deren natürliches Leitmotiv nur schwer zu erkennen ist.

Was die Baukunst anlangt, so bringen die Dayaks Verzierungen der verschiedensten Art nahezu an allen Gebänden an, besonders Giebelschnitzereien und geschnitzte Aufgangstreppen. Frei in die Holzflächen geschnittene oder auf die Breter gemalte Decorationen zeigen ebenso wol die Wandverkleidungen nach außen, als auch die Trennungswände in den Veranden, in Corridoren, die Thürflächen der einzelnen Wohnungen. Eine eigenthümliche Art von Bauwerken sind die sogenannten Todtenhallen. Die Bedachungen steigen oft steil an. Endlich kennen diese Stämme zierlich aus Rottan oder Palmfasern geflochtene Wände, kunstreich geschnitzte Giebel-, Balken- oder Flächenverzierungen, endlich auch bemalte Darstellungen aller Art.

In der Plastik muß man Talismane und wirkliche Abgottsbilder unterscheiden. Die aus Holz verfertigten Schnitzwerke sind gewöhnlich bemalt. Geschnitzte Nachbilder des Nashornvogels kommen sehr oft vor, verzierte Menschenschädel und Gesichtsmasken spielen eine große Rolle. Das Interessanteste sind vielleicht 10 Centimeter lange, aus Reismehlteig geknetete Püppchen in Menschengestalt, welche Porträtähnlichkeit haben und als Ersatz dienen sollen für wirklich lebende Menschen als Opfer an die Götter.

Was die Malerei anlangt, so zeigen die Gegenstände des Alltagsgebrauchs sehr oft eine Hervorhebung einzelner Partien durch Farbe. Die wichtigsten Erzeugnisse der dayakischen Malerei sind jedoch die bizarren Decorationen der Schilde. Sie enthalten durchaus figurale Darstellungen, gewöhnlich einen grotesk aufgefaßten zweifarbigen Dämon. Wurden doch im Alterthume überhaupt Masken und Fratzen vorzugsweise zu Schilddecorationen gewählt. So ist auch auf den Schilden der Dayaks die menschliche Gestalt als Vorbild jener Fratzen noch erkennbar. Eine ganze Reihe derartig bemalter Schilde wird vom Verfasser in ausgezeichneten Abbildungen vorgeführt.

Es folgt nun ein sehr ausführliches und verdienstliches Kapitel über die „Technischen Künste" (Kunstgewerbe), gleichfalls mit sehr instructiven Abbildungen versehen.

Das Ergebniß der ganzen trefflichen Untersuchung wird sich in etwa folgende Sätze zusammenfassen lassen. Selbst die primitivsten Schöpfungen der Dayaks entbehren nur selten einer veredelnden Formgebung. In Bezug auf ihre Bauthätigkeit folgen die ursprünglichen Bewohner Borneos den Principien des Pfahlbausystems; ihre Bildschnitzereien und sonstigen plastischen Arbeiten sind zahlreich und durchaus religiösen Ursprungs. Die Hervorbringungen der Malerei tragen einen Zug nach phantastischer Größe und abenteuerlicher Ungewöhnlichkeit. Die Kleinkünste lassen an Bedeutung die Gesammtheit aller übrigen künstlerischen Hervorbringungen weit hinter sich. Alle

Gebrauchsgegenstände sind mit zierlichem Ornamentgeflecht und vielgestaltigem Arabeskengerank übersponnen; die dabei verwendeten Formen sind theilweise voll Eigenartigkeit, theilweise zeigen sie Umbildungen überkommener Motive.

Ich kann nicht unterlassen, dem Verfasser wie dem Verleger Dank zu sagen für diese werthvolle Bereicherung der kunstwissenschaftlichen Literatur.

4. Die Aesthetik der Gartenkunst. Ein Beitrag zur Einführung derselben in das Kunstsystem. Von K. E. Schneider. Leipzig, Danz. 1890. Gr. 8. 6 M.

Der Verfasser dieses ziemlich umfänglichen und fleißig gearbeiteten Buchs geht von der Voraussetzung aus, daß er zum ersten male den Versuch gemacht habe, die Gartenkunst vom Standpunkte einer wissenschaftlichen Aesthetik aus zu behandeln. Das ist ein Irrthum, denn ich habe unter Berücksichtigung der ganzen bis dahin vorhandenen Literatur erst in „Unsere Zeit“, dann in meiner „Angewandten Aesthetik“ die schöne Gartenkunst zum Gegenstande eines grundlegenden Essay gemacht. Da Herr Dr. Schneider diese meine Arbeit nicht kennt, so hätte ich nur zu gern jede Kritik seines Werks vermieden; der Leser wolle aber selbst entscheiden, ob nicht höhere Rücksichten mir geboten, nachstehenden Bericht abzufassen.

Schneider hat sein Buch für Gartenfreunde und Gärtner bestimmt; wenn er hierbei bemerkt, daß die Gärtner „ausschließlich“ nach überlieferten Methoden und unsicherm Geschmack verfahren, so muß ich denn doch auf Grund meiner Erfahrung sagen, daß dies von den heutigen durchgebildeten Landschaftsgärtnern erster Ordnung nicht mehr gesagt werden darf. Wenn solche Herren auch — vielleicht zu ihrem Glücke — der Philosophie des Herrn Dr. Schneider nicht mächtig sind, so sind sie doch fähig und gewillt, Großes zu leisten.

Einleitungsweise geht Schneider von dem Satze aus, daß die Natur als unmittelbare Gottesschöpfung unter ewigen Gesetzen stehe und darum selbst die sicherste Gesetzgeberin für die schöne Gartenkunst sei. Abgesehen davon, daß heutzutage denn doch nur die starrste Orthodoxie die Natur für eine „unmittelbare“ Schöpfung Gottes halten wird, stimmt mit jener Ausdrucksweise nicht die gleich darauffolgende Wendung, daß die pantheistische Auffassung der Gottheit maßgebend sei für die Betrachtung der Natur. Wohl ist „Gott der Schöpfer“ der Natur als Weltseele einwohnend, aber er ist nicht bloße Weltseele, bloßer Allgeist im Sinne des Pantheismus. Ueberhaupt wäre Schneider — ein Philosoph geblieben, wenn er sich als solcher in seinem Buche ausgeschwiegen hätte.

Was nun die Gartenkunst insbesondere anlangt, so sucht Schneider den Garten „aus der Landschaft als dem erschöpfenden Miniaturbilde der Natur im großen“ zu gewinnen. Wo aber existirt eine „Landschaft, welche das erschöpfende Miniaturbild“ und zugleich „ein verschönerter Ausschnitt der Natur“ wäre?

Nach einer ausführlichen Einleitung handelt Schneider von den Voraussetzungen des Gartens und der Gartenkunst, von der Natur als dem unmittelbaren Ideal des Gartens, von der Idealisirung der Landschaft zum Garten, von der Gartenanlage auf dem Principe der Geradlinigkeit (französischer Gartenstil), von der Gartenanlage auf dem Principe der Bogenlinie (englischer Gartenstil), endlich von dem ästhetischen Würdigkeitsgrade der Gartenkunst und ihrer Stellung im Kunstsystem. Man sieht, er gibt sich alle Mühe, seinen Stoff möglichst tief und umfassend zu behandeln. Sehen wir zu, wie weit ihm das gelungen ist.

Schneider stellt den Satz auf: Ohne Natursinn und ohne Naturkenntniß würden wir nicht im Stande sein, die Umwandlung der Natur in Gärten naturgemäß durchzuführen. Gewiß! Wenn nun aber Schneider an anderer Stelle sagt: Ohne die Immanenz des Göttlichen würden wir die Natur als eine der Verschönerung nicht würdige ansehen, so sollte er sich doch darüber klar sein, daß dieses „Göttliche“ ein sehr gebrochenes sein muß, wenn es der Verbesserung durch Menschengeist und Menschenhand bedarf. Freilich, wenn „der absolute Geist oder Weltgeist den Weltstoff als sein physisches Gegenbild hervorbringt“, so wird begreiflich, wie dieser armselige Wicht die von ihm gemachten Schnitzer durch kluge Aesthetiker und Gärtner überkünsteln lassen muß. Zum Glücke kann dieser „Weltgeist“ auf solche Dolmetscher rechnen, welche „ganz die Wonneschauer des Hervortretens der Pflanzen fühlen, in welchen wir etwas Heiliges verehren“. Oder: „Unsichtbar zart, fast wie Geisteswehen, berührt uns der innerste Athem der Pflanze, ihr Blütenduft.“ Athmet denn die Pflanze nur, so lange sie blüht? Hat der Verfasser schon einmal „Geisteswehen“ gesehen, gehört oder gerochen wie Blütenduft? Was soll es heißen, wenn Schneider orakelt:

> Im Blütenduft ist alle Regelmäßigkeit der Blüte wieder erwacht und aufgelöst wie in ein höheres, ätherisches Reich?

Für solche Stilblüten können Backfische schwärmen, Männer aber finden sie taub.

Was Schneider über die Idealisirung der Landschaft beibringt, ist Gärtnern zur Lektüre zu empfehlen. Freilich läßt er sich wieder verleiten, diese Idealisirung auf folgende, vermeintlich philosophische Auslassungen zu gründen. Nach ihm ist nämlich

> die Vernunft das geistartigste unserer Geistesvermögen, der unmittelbare Reflex des Absoluten, von irrthumslosester Sicherheit und Gewißheit.

Da zweifellos die menschliche Vernunft gemeint ist, so möchte ich fragen: wandelt dieser Superlativ von Hegel etwa leibhaftig in Dresden umher? Ist doch selbst „der heilige Vater“ nur ausnahmsweise unfehlbar, nämlich dann, wenn er ex cathedra spricht.

Die Basis des französischen Gartenstils ist nach Schneider die gerade Linie, dieses „Spiegelbild der einen irdischen Existenzweise, des körperlichen, fertigen Vorhandenseins im Raume, der befriedigt in sich geschlossenen Vollkommen-

heit". Hingegen der englische Gartenstil stützt sich auf die zweite Linie, das Spiegelbild der zweiten irdischen Existenzweise; letztere ist die Zeit, das Werden, die schrankenlos schweifende Freiheit. Auf diesem Principe der freien Bogenlinie, welche am vollkommensten erscheint als Kreis und als Ellipse, beruht der englische Gartenstil. Beide Kurven vermitteln nach Schneider den Gegensatz von Vernunft und Natur, von Gesetz und Freiheit; beide machen den Eindruck, aus der freien Spontaneität (!!) des Naturlebens (sic!) hervorgegangen zu sein.

Ebenso hochgradig nervös wie die philosophische pulsirt die mathematische Ader des Herrn Dr. Schneider. Er meint, die Ellipse könne man sich als einen etwas platt gedrückten, verlängerten Kreis vorstellen; ferner, das Oval gebe das noch menschlichere, sittlich bedeutsamere Bild der sich mehrenden, wachsenden Ausdehnung u. s. w. Ich kann nicht leugnen, daß eine derartige Beweisführung eines engern Landsmannes mich an das tiefsinnige Wort erinnert: wir Sachsen sind höllisch helle!

Was nun endlich die Einordnung der Gartenkunst in das System der Künste betrifft, so kann nach Schneider die Gartenkunst unmöglich eine wahrhaft schöne Kunst im vollen Sinne werden, weil die Pflanze ein lebendes Material ist. Ein eigentliches Kunstwerk könne aus Pflanzen niemals werden, denn eine Verwandlung in einen höhern Zustand für ideale Zwecke vermögen wir mit ihr nicht herbeizuführen. Das ist ungefähr so, als wenn ein Kunstgärtner sagen wollte: aus Hausteinen oder aus Tönen kann niemals ein Kunstwerk werden, weil sie ein todtes Material sind. Schneider fährt fort:

> Die selbstverleugnende Umwandlung in die Menschendarstellung oder wenigstens eine menschenbezügliche Form erreicht die Pflanze nicht.

Gesetzt, er bezieht die letztere Wendung auf die Architektur, die erstere aber auf die übrigen Künste: warum läßt Schneider nicht die Verwandtschaft der Gartenkunst mit der Malerei und Lyrik zu ihrem vollen Rechte kommen? Fühlt er denn nicht, daß die lebendige Schönheit der durch Menschengeist und Menschenhände zu einem idealen Gesammtorganismus verschönerten Landschaft unendlich diejenige der Malerei und der Lyrik überragt? Gewiß ist die Gartenkunst den übrigen Künsten nachgeordnet, aber weder ist sie ein Anhängsel der Malerei, noch auch ein mixtum compositum der drei bildenden Künste.

Ich fürchte, daß weder die Aesthetiker noch auch die Gärtner wesentlich Neues sich aus dem sonst so fleißigen und wohlgemeinten, an einzelnen brauchbaren Abschnitten nicht armen Buche holen werden. Gustav Portig.

Militärschriften.

1. Die europäischen Heere der Gegenwart. Heft 28—31 (Ergänzungsheft 1888) von Hermann Vogt. Heft 32—35 (Ergänzungsheft 1889) von Hans von Trützschler. Illustrationen zu den Ergänzungsheften von Richard Knötel. Rathenow, Babenzien. Gr. 8. Jeder Ergänzungsjahrgang 2 M.

Der leider so früh verstorbene Hermann Vogt hatte sein treffliches, die Heere und Flotten aller europäischen Mächte nach Stärke, Zusammensetzung und Ausrüstung behandelndes Werk „Die europäischen Heere der Gegenwart" kaum beendet, als sich — wie dies auch von vornherein in Aussicht hatte genommen werden müssen — eine Ergänzung, bezw. Neubearbeitung einzelner Abschnitte des Werks als nothwendig herausstellte. Aenderungen in der Ueberführung der Heere von dem Friedens- in den Kriegszustand, Aenderungen in der Ausrüstung und insbesondere der Bewaffnung, wie sie die Einführung der Gewehre von kleinem Kaliber und die des rauchschwachen Pulvers mit sich brachte, Indienststellung neu erbauter Schiffe und Fahrzeuge u. s. w. sind in den letzten beiden Jahren einander so rasch gefolgt, daß die Herausgabe der Ergänzungshefte, wie sie jetzt für 1888 und 1889 vorliegen, einem allenthalben gefühlten Bedürfnisse entsprochen hat.

Die Hauptmächte Europas werden in jedem der beiden Hefte, die übrigen nur in demjenigen für 1889 besprochen. Für die der Land- und Seemacht Angehörenden sowol wie für die Mitglieder des Reichstags und für Tagesschriftsteller sind diese Ergänzungshefte, welche in knapper und dabei ansprechender Form alle wichtigen Neueinrichtungen der Heere und Flotten Europas behandeln, über die man sonst nur hie und da durch Zeitungsartikel etwas erfährt, nahezu unentbehrlich. Als besonderer Vorzug darf noch gelten, daß die in andern Schriften ähnlichen Charakters oft etwas stiefmütterlich behandelten Flottenübungen Besprechung gefunden haben. Die beigegebenen Holzschnitte sind deutlich und charakteristisch gezeichnet.

2. Kriegs-Erlebnisse eines Kaiser Alexander Garde-Grenadiers im Feld und im Lazareth 1870—71. Zur zwanzigsten Wiederkehr der Schlachttage von Gravelotte und Sedan herausgegeben von Hugo Dinckelberg. München, Beck. 1890. 8. 2 M. 25 Pf.
3. Kriegserinnerungen eines alten 37ers. Von Max Hollnack. Hannover, Helwing. 1890. 8. 2 M.

Daß jetzt, etwa 20 Jahre nach dem Ausbruche des großen Kriegs von 1870—71, Bücher wie die vorgenannten noch auf ein Publikum rechnen dürfen, ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Mitkämpfer sich die Erinnerung an jene große Zeit gern beleben lassen, vielleicht auch dafür, daß die heutige Jugend sich gern an den Thaten derer begeistert, denen sie ein „Deutsches Reich" verdankt. Und gerade für die unter die Waffen tretende oder schon unter den Waffen dienende Jugend,

die zu eingehenden Studien über den Feldzug nicht Gelegenheit und Anleitung hat, bilden derartige Bücher eine Quelle der Belehrung und Unterhaltung.

Die preußische Garde bezieht ihren Ersatz aus allen Landestheilen, so daß sich in ihr weniger ein landsmannschaftliches als vielmehr ein „Garde“-Bewußtsein herausbildet. Die 37er erhielten einen großen Theil ihres Kriegsersatzes aus Berlin; die Berliner, vordringlich und etwas zu selbstbewußt, aber auch tapfer, genügsam, findig und stets bereit, gute oder schlechte Witze zu machen, gaben den Ton im Regiment an. Diese Umstände sind auch auf den Ton der Bücher nicht ohne Einfluß geblieben. Beide wenden sich an gebildete Leserkreise; alt- und neusprachliche Citate beleben in beiden die Darstellung. Dennoch spricht aus dem einen der ernste, stolze Gardist, aus dem anderen der muntere, übrigens aber nicht minder stolze Berliner.

Der Gardegrenadier hat Gravelotte, Sedan und Le Bourget mitgemacht; hier wurde er (am 30. October) durch einen Schuß in den rechten Oberschenkel lebensgefährlich verwundet, blieb bis zum Anfange des Jahres 1871 in einem Feldlazareth, wurde dann in ein vom berliner Hülfsverein eingerichtetes und verwaltetes Lazareth in Berlin übergeführt und endlich am 26. Juni 1871 — vom Augusta-Hospital aus — entlassen; als „geheilt“, obgleich noch über zwei Jahre später Knochensplitter aus der inzwischen mehrmals aufgebrochenen Wunde genommen wurden. Die Leidenszeit des Braven füllt die ganze zweite Abtheilung des Buchs, die den Titel „Humoristische Plaudereien eines Verwundeten“ empfangen hat. Auch diese Plaudereien lesen sich, so ernst auch ihr Hintergrund ist, sehr hübsch. Manche Vorkommnisse bei der ärztlichen Untersuchung und bei den Ueberführungen aus einem Lazareth ins andere, sowie endlich bei der Behandlung der genesenden Verwundeten im Augusta-Hospital sind nebenbei sehr lehrreich. Erfreulich für jeden Deutschen ist die Art, mit der der Verfasser der Besuche gedenkt, die den Verwundeten von der Kaiserin Augusta und dem kronprinzlichen Paare zutheil wurden.

Der 37er hat die Schlacht von Wörth und die zahlreichen kleinern und größern Gefechte seines Regiments vor Paris mitgemacht, hat noch einen Theil der Waffenstillstandszeit in Frankreich zugebracht, hat diese sogar benutzt, um sich allen Ernstes in eine Französin zu verlieben (eine Episode, deren Mittheilung wol besser unterblieben wäre), und — ist schließlich zu friedlicher Wirksamkeit ganz nach Frankreich übergesiedelt, was ihn nicht gehindert hat, ein braver Deutscher zu bleiben. Sein jetziger Aufenthalt in Frankreich hat ihm nachträglich ein gewisses Verständniß für französisches Wesen und damit auch für die ehrenwerthen, liebenswürdigen Seiten des französischen Volkscharakters gegeben, das den nunmehr veröffentlichten Schilderungen der Kriegszeit lediglich zum Vortheile gereicht. Auch eine bemerkenswerthe Kenntniß der französischen Literatur scheint sich der Verfasser angeeignet zu haben. Viel kräftiger aber als das französische Element bricht das Berlinerthum in dem Buche durch, wofür vielleicht der eine Ausdruck „maulhängcholisch“ statt melancholisch als bezeichnend gelten darf. Dabei ist der Verfasser auch in seiner untergeordneten Charge ein scharfer Beobachter auch des in höhern Kreisen Vorgegangenen gewesen, wie z. B. nachstehende Anführung zeigen mag, die sich auf den Mittagstisch im „Hôtel des Réservoirs“ zu Versailles bezieht: „Hier verkehrte auch unser Moltke, und unvergeßlich wird jedem, der ihn erlebte, der Eindruck geblieben sein, den es machte, wenn der große Schweiger und größere Denker, unscheinbar in seinem langen Feldmantel, hier eintrat, und die glänzende Versammlung, die so viel erlauchte Häupter unter sich zählte, wie elektrisirt sich erhob, und einen Augenblick jede Unterhaltung tiefem Schweigen wich, eine stumme, aber ergreifende Huldigung.“ — Beide Bücher sind zu Geschenken für angehende Soldaten sehr geeignet.

4. Preußische Feldherren und Helden. Kurzgefaßte Lebensbilder sämmtlicher Heerführer, deren Namen preußische Regimenter tragen. Als Beitrag zur vaterländischen Geschichte von Wilhelm Bußler. Erster Band. Gotha, Schloeßmann. 1890. Gr. 8. 4 M.

Als im Anfange des Jahres 1889 einer großen Anzahl von preußischen Regimentern die Namen berühmter Heerführer oder solcher Geschlechter, deren Mitglieder im Kriegs- und Friedensdienste der Armee besonders zahlreich gewirkt haben, verliehen wurden, mag so mancher Name dem einen oder dem andern nur von bekanntem Klange gewesen sein, ohne daß damit bestimmte Vorstellungen hätten verbunden werden können. In ziemlich weiten Kreisen mögen sogar Namen wie beispielsweise Freiherr von Sparr, Graf Barfuß, von Horn, als solche berühmter Kriegshelden nicht bekannt sein. Da muß denn das Unternehmen des Verfassers, kurzgefaßte Lebensbeschreibungen der betreffenden Persönlichkeiten bezw. Verzeichnisse der betreffenden Militärgeschlechter zu geben, als sehr zweckgemäß bezeichnet werden. Ganz gewiß aber bedarf es nicht der in das Vorwort des Buchs aufgenommenen Entschuldigung, daß der Verfasser als Geistlicher sich an dies Unternehmen gewagt habe; denn die im ersten Bande des Buchs enthaltenen Schilderungen sind ausnahmslos vollkommen geeignet, ein Bild des Wirkens jener Männer zu geben, wennschon freilich hie und da etwas mehr Ausführlichkeit zu wünschen gewesen wäre, so bei der Schilderung des Lebens des Freiherrn von Sparr und des Todes des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin.

5. Geschichte der deutschen Reiterei in Einzelbildern. Mit Illustrationen von Richard Knötel. Heft 1: Hannoversche Reiter in Spanien. Heft 2: Die Schlacht von Fehrbellin. Von Hermann Vogt. Heft 3: Sachsen in Rußland. Heft 4: Die Kriegserlebnisse der preußischen Garde-du-Corps. Von Hans von Trützschler. Rathenow, Babenzien. 1889—90. Gr. 8. Jedes Heft 1 M.

Das erste Heft enthält eine zusammenhängende Dar-

stellung der Thätigkeit der englisch-deutschen Legion in Spanien und geht speciell auf die durchweg guten, zum Theile bewunderungswürdigen Leistungen der hannoverschen Reiterregimenter daselbst ein. Besonders in den althannoverschen Adels- und Soldatenfamilien der Arentsschild, Gruben, Alten, Poten, Decken, Sichart u. a. wird dies Heft dankbare Leserkreise finden. Die Schilderung der Schlacht von Fehrbellin im zweiten Hefte fußt der Hauptsache nach auf der Festschrift, die von General von Witzleben und Archivrath Dr. Hassel zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Schlacht herausgegeben ist; sie behandelt die Schlacht selbst, sowie die politische Lage, die ihr voransging, kürzer als jene, gibt aber dafür einen Ueberblick über die Zusammensetzung und Fechtweise des damaligen brandenburgischen Heeres. Die Schlacht von Fehrbellin, die in gewissem Sinne bahnbrechend für die Schöpfung des brandenburgisch-preußischen Staats wurde, wird ihre Bedeutung auch nach den großen Kämpfen des 18. und 19. Jahrhunderts für alle Zeiten behalten; somit war es ein guter Gedanke, das Studium der Schlacht auch weitern Kreisen durch den billigen Preis des Werkchens zu erleichtern.

Das dritte Heft: „Sachsen in Rußland", schildert den Feldzug des sächsischen Armeecorps in Rußland und, wieder dem Zwecke des Gesammtwerks entsprechend, speciell den Antheil der sächsischen Reiterei an jenen schrecklichen Kämpfen und Vorkommnissen des Winters von 1812. Die tapfern Thaten der Sachsen haben den furchtbaren Rückzug der „großen Armee" nicht aufhalten können, einen Rückzug, der von der stolzen sächsischen Reiterbrigade ein Häuflein von 25 Offizieren und etwa 50 Mann in die Heimat zurückgelangen ließ; statt des verdienten Dankes seiten Napoleon's I. ernteten sie Undank. Dennoch kann jeder Sachse wie jeder Deutsche mit Stolz die Schilderung jener Thaten lesen, die übrigens reich an interessanten und durchaus nicht allgemein bekannten Einzelheiten ist. Außer andern Illustrationen ist ein Lageplan der Schlacht an der Moskwa und eine Skizze des Geländes, in welchem die sächsische Reiterei daselbst focht, beigegeben.

Das vierte Heft bringt die ruhmreiche Vergangenheit der preußischen Garde-du-Corps, ebenfalls mit sehr anziehenden Einzelheiten aus der Glanzzeit der Regimentsgeschichte, der des Siebenjährigen Kriegs, in Erinnerung. An den Feldzügen von 1813—15, 1866 und 1870—71 hat das Regiment keinen sehr thätigen Antheil nehmen dürfen, was gewiß niemand mehr bedauert hat als die dem Regimente damals Angehörenden. Bemerkenswerth sind besonders die im Texte mitgetheilten „Ordres" Friedrich's des Großen über taktische Bewegungen und über das Feuergefecht der Reiterei; auch die an des Königs Kammerdiener Fredersdorff nach der Schlacht von Sohr gelangte Mittheilung Friedrich's des Großen: „Das Commando Garde-du-Corps Seindt furt und bringen Fahnen, Pauken und Standarten genug Mit" ist ihrer Form wegen interessant.

6. Reserve hat Ruh!? Von Victor Laverrenz. Berlin, Laverrenz. 1890. 8. 1 M.

Das Heftchen macht kaum Anspruch auf eingehendere Besprechung. Es will wol nur harmlos und unterhaltend sein. Harmlos ist es denn auch reichlich genug. Ob aber unterhaltend? Die Dienstleistung eines etwas stark gerathenen früheren einjährigen Garde-Ulanen bei den — damaligen — perleberger Ulanen und die ihm und seinen Kameraden zustoßenden „Abenteuer" sind doch wirklich ein etwas zu dünner Unterhaltungsstoff. Ob übrigens den braven Altmärkern der angebliche „Aeh — äh"-Garde-Ton des Verfassers wirklich so imponirt haben mag, wie dieser annimmt?

7. Mars Imperator. Militärische Humoresken von Oskar Lehr. Berlin, Laverrenz. 1890. 8. 1 M.

Dieses Schriftchen ist sehr viel lesbarer als das vorgenannte. Der Verfasser schildert unter anderm recht ansprechend seine nassauische Cadettenzeit, sowie Erlebnisse aus seiner Offizierszeit in Frieden und Krieg. Namentlich die letztern sind recht hübsch geschrieben; von allgemeinerm Interesse sind die eingeflochtenen Erzählungen von dem Ingenieurpremierlieutenant und Infanteriecompagnieführer von S. (der, während der Beschießung der Festung Mézières von dort in unglaublich kühner Weise entkommen, bei der Rückkehr zu den deutschen Vorposten von einem Manne seiner Compagnie beschossen, aber nicht getroffen wird, und nun diesen wegen schlechten Schießens in Arrest zu stecken droht) und von der durch den Verfasser bewirkten Absperrung des Bahnhofs Epinal beim Durchzuge der unbesiegten französischen Besatzung der Festung Bitsch.

8. Heroica. Von Karl Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 2 M.

Die hervorstechendsten Momente der Schlachten von Marengo, Trafalgar, Austerlitz, Eylau, Waterloo, Solferino, Chancellorsville, Sadowa (hier unter dem an ganz anderes erinnernden seltsamen Titel „Die Leute von Sadowa"), Sedan, Plewna, der Rückzug von 1812, der Tod Napoleon's I. und Gordon's, die „Wunder von Mentana" — all das wird in ein und derselben Manier (leider ist es eben schon Manier) geschildert. Mag das Stampfen der Schlachtrosse und der Donner der Geschütze auf einsamer weiter Heide widerhallen, mag das Blut der Verwundeten und Sterbenden den weißen Schnee röthen oder vom Regen in schmierigen Lehmboden eingewaschen werden, mögen über den Köpfen der Streitenden die Palmen rauschen oder die Kiefern rascheln: grausig ist der Gegensatz zwischen der friedlichen Natur und dem wilden Kampfe der Menschen in jeder Gegend und unter jedem Himmel. Deshalb darf die Schilderung des Schlachtfeldes — soll sie nicht nur einen rein äußerlichen Eindruck verursachen — nicht über das hinausgehen, was in Beziehung zur Schlacht steht. Ausnahmen mögen hie und da zulässig sein, aber eine ganze Anzahl derartiger, nur

auf den äußern Gegensatz zwischen Frieden und Kampf hinweisender Schilderungen in einem Bändchen zu vereinen, ist verfehlt.

Auch die Gedanken, die Bleibtreu seine Helden aussprechen läßt, haben in ihrer Aufeinanderfolge eine bedenkliche Aehnlichkeit; ja, sie entbehren sogar, was noch schlimmer ist, des nothwendigen Scheins der Wahrheit. Scherr und Carlyle verfahren in ihren Schilderungen mitunter ähnlich. Aber dann kommt es ihnen auf Charakteristik der Personen an, nicht auf Schilderung des betreffenden geschichtlichen Momentes. Dieser ist es aber, der in den Bleibtreu'schen Skizzen behandelt wird. Daß besonders König Wilhelm I. bei Sadowa an etwas anderes gedacht hat als an „den Dienst", d. h. an die an ihn gelangenden Meldungen und ihre Abfertigung, sowie an die auf sie zu gründenden Entschlüsse, daß er speciell an Kulm, Bar-sur-Aube, an „seine harte Jugend" oder an 1848 gedacht hat: das glaube, wer kann; ich vermag es nicht.

Wer sich übrigens so eingehend wie Bleibtreu in seinem „Trafalgar" mit der Persönlichkeit Nelson's beschäftigt, sollte doch nicht von „den harten blauen Augen" des Mannes sprechen, der damals seit zwölf Jahren nur noch ein Auge (wie seit acht Jahren auch nur einen Arm) hatte. Das berühmte neunundzwanzigste Bulletin war „Molodetschno, den 3. December" datirt und enthielt noch manches andere als die paar Worte über die Gesundheit des Kaisers Napoleon, die Bleibtreu tendenziös wiedergibt.

Auch die Ausdrucksweise des Buchs ist an mehrern Stellen gesucht. „Bepurpurn" als Thätigkeitswort ist mindestens nicht schön.

Ein so begabter Schriftsteller wie Bleibtreu sollte auch in Kleinigkeiten stets ernst genommen werden dürfen.

Victor Kurs.

Philosophisches.

1. Herbert Spencer's Lehre von dem Unerkennbaren. Von E. Grosse. Leipzig, Veit u. Comp. 1890. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.
2. Kurzgefaßte Logik und Psychologie. Von K. Kroman. Nach der zweiten Auflage des Originals unter Mitwirkung des Verfassers ins Deutsche übersetzt von F. Bendixen. Leipzig, Reisland. 1890. 8. 5 M.

Erfreuliches Zeugniß von dem noch immer regen erkenntnißtheoretischen Interesse legt die Schrift von E. Grosse ab (Nr. 1). Nicht nur werden die Ansichten von Spencer in vortrefflicher Form dargestellt, sondern auch eigene Anschauungen des Verfassers treten in klarer und scharfsinniger Entwickelung uns entgegen. Die Lehre vom Unerkennbaren ist bei Spencer ein Ersatz für die alte Metaphysik. Das Absolute, dieser oberste und allgemeinste Begriff vor- und nach-Kantischer Philosophen, ist auch für ihn eine nothwendige Ergänzung zu allem Relativen möglicher Erkenntniß, eine unbedingte Forderung des innerhalb der Grenzen wechselseitiger Bedingtheit begreifenden Verstandes, aber ein bestimmungsloses Wesen, ein Begriff ohne weitere, nur durch Beziehungen angebbare Merkmale. Grosse zeigt uns nun zunächst, daß Spencer bei der Behauptung der absoluten Unerkennbarkeit nicht bleibt, sondern einige nähere Mittheilungen über die Beschaffenheit des Absoluten vorzutragen weiß, nach denen es als die objective Kraft, das „Correlat der subjectiven Kraftempfindung", und als die „höchste Realität, in welcher Subject und Object vereint sind", aufzufassen ist.

In seiner Kritik führt sodann Grosse den Nachweis, daß relatives Erkennen überhaupt allein Erkennen ist und also zu der Setzung eines Absoluten keine Veranlassung vorliegt: „Existenz ist die Existenz des Relativen; und die Existenz des Absoluten ist ... nichts als ein leeres Wort." Ferner zeigt er, daß die erwähnten näheren Bestimmungen mit dem Begriffe des Absoluten unverträglich sind. Die unbekannte Realität, welche „gewisse Wirkungen" in uns hervorbringt und deren Veränderungen dem Wechsel von Zuständen in unserer Erscheinungswelt entsprechen, ist nicht das Beziehungslose, Unerkennbare. Dasselbe gilt von dem Correlat der subjectiven Kraftempfindung, der dauernden Kraft, sofern es nicht blos ein neuer Name für das Absolute sein soll. Indem der Verfasser zugleich die Grundlagen dieser Auffassung von Spencer prüft, gelangt er zu dem Ergebnisse, daß die Trennung zwischen subjectiven und objectiven Factoren eine rein logische, als solche höchst werthvoll und unentbehrlich sei, daß aber thatsächlich beide niemals voneinander getrennt vorkommen. In jeder Empfindung und Wahrnehmung, nicht blos in der Kraftempfindung, auf welche sich die anderen keineswegs zurückführen lassen, ist uns die Wirklichkeit gegeben, „das wahrgenommene Ding ist das wirkliche Ding". Diese Realität ist, soweit sie gegeben ist und gegeben werden kann, erkennbar; was nicht erkennbar ist, bleibt unbekannt, und jede Frage nach solchen Dingen an sich enthält schon an und für sich einen Widerspruch. Auch die religiöse Bedeutung, welche das Absolute bei Spencer bekommt, ändert nichts an diesem Thatbestande. Denn auch das Object des religiösen Gefühls ist nicht das Unerkennbare, welches niemals Gegenstand für irgendein Gefühl werden kann, „sondern die Religion sowol als die Wissenschaft, beide gründen sich auf das Erkennbare." Im Principe berührt sich demnach die Anschauung des Verfassers mit der Entwickelung von Wundt in dessen System der Philosophie, welche er leider nicht berücksichtigt hat. Und sie wird wol mit dieser von manchen als „naiver Realismus" verurtheilt werden. Wir stehen nicht an, die anregende Schrift trotz einiger psychologischen Irrthümer (S. 85, 98, 102 fg.) warm zu empfehlen.

In gleicher Lage befinden wir uns dem Buche von K. Kroman (Nr. 2) gegenüber. Durch das Werk „Unsere Naturerkenntniß" vortheilhaft eingeführt, hat der Verfasser jetzt auch seiner „Logik und Psychologie" durch eine im ganzen wohlgelungene Uebersetzung in Deutschland Eingang verschafft. Die klare und einfache, an glücklich gewählten Beispielen die allgemeinen Sätze verdeutlichende Darstellung wird sicherlich dieser Leistung ebenso sehr zur Verbreitung dienen, wie die Berücksichtigung erkenntnißtheoretischer Probleme in der Logik, ethischer und pädagogischer Fragen in der Psychologie. Aber nicht nur dem Lernenden im Seminar, auf der Hochschule wird die sichere Führung durch beide Gebiete willkommen sein, sondern auch den Forscher der eigenthümliche Gang oder die originelle Auffassung und Ableitung lebhaft interessiren. Jede Mittheilung läßt den selbständigen Denker oder Nachdenkenden erkennen.

Eine ausführlichere Inhaltsangabe würde den Rahmen dieser Anzeige überschreiten. Ich begnüge mich daher, auf einige Punkte hinzuweisen, welche die philosophische Methode und Stellung des Verfassers charakterisiren dürfen. Mit der Angabe dessen, was wir unter wissenschaftlichen Behauptungen zu verstehen haben, beginnt er sein Buch. Die Lehre von den selbstgeschaffenen Objecten oder die Formalwissenschaft wird der Lehre von den vorgefundenen Objecten oder der Realwissenschaft gegenübergestellt. Die Logik als die Lehre vom richtigen Denken gehört zu jener, die Psychologie als die Lehre von den Bewußtseinszuständen zu dieser allgemeinen Klasse. Der Unterschied des Normativen und Explicativen findet sich nicht erwähnt, ebensowenig wird die Frage nach der Berechtigung einer Trennung von Psychologie und Logik erörtert. Rein formal ist die Logik von Kroman nicht, denn auch der Anwendbarkeit ihrer Formen und Gesetze auf die Wirklichkeit gedenkt er in eingehenderer Untersuchung. Fast drei Viertel des ganzen Werks sind der Psychologie gewidmet. Der erste Abschnitt behandelt die Natur und den Ursprung der psychischen Erscheinungen. Dieselben sind nach des Verfassers Ansicht von der Beschaffenheit, daß man sich zu ihnen, dem Empfinden, Fühlen und Wollen ein Etwas hinzudenken müßte, das diese Zustände habe oder diese Thätigkeiten ausübe, falls man nicht einen Selbstwiderspruch vollziehen wolle. Dieses Etwas bestimmt sich näher als eine in allem Wechsel beharrende Einheit, mit dem Vermögen ausgestattet, auf einen gegebenen Anlaß empfinden oder fühlen oder wollen zu können, und in Wechselwirkung mit den körperlichen Einheiten begriffen, den letztern somit nicht völlig ungleichartig. Eine genauere Mittheilung über das Wesen dieser „Seele" verbietet uns der Mangel an zureichenden Erfahrungen, so insbesondere müssen der Materialismus, der Spiritualismus und der Duplicismus (gewöhnlich Monismus genannt) als wissenschaftlich ungenügend begründet abgewiesen werden. Besonderes Interesse gewährt hier die Kritik des Duplicismus, welcher das Psychische und das Physische als Erscheinungsformen eines und desselben unbekannten Wesens betrachtet. Kroman sucht zu zeigen nicht nur, daß diese Behauptung keineswegs bewiesen sei, sondern auch, daß sie unhaltbare Bestandtheile einschließe. Stützt man sich bei der Annahme des Parallelismus auf die Unverträglichkeit einer Wechselwirkung mit dem Satze von der Erhaltung der Energie, so ist zu betonen, daß derselbe nur eine Constanz von Masse und Geschwindigkeit ausspricht, also mit Richtungsänderungen beispielsweise vereinbar wäre. Aber diese Ansicht ist auch unmöglich, weil unter ihrer Voraussetzung sich weder ein Wissen um die körperliche Welt, noch eine Erklärung des wirklichen Verkehrs beider Gebiete denken läßt.

Doch wir müssen abbrechen. Es ließe sich noch manche interessante Einzelausführung namhaft machen, wie die Eintheilung der Urtheile oder die Darstellung des Weber'schen Gesetzes. Von einem Widerspruch gegen die mannichfaltig dazu herausfordernden Anschauungen des Verfassers glaubte ich bei der durch das Lehrbuch bedingten Kürze ihrer Entwickelung absehen zu sollen. Um so lebhafter erwarten wir eine allseitigere Begründung, die uns Kroman in der Vorrede „nächstens" zu geben verspricht.

Oswald Külpe.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Bibliothèque universelle" gedenkt in ihrem Novemberhefte des verstorbenen Nationalökonomen Lorenz von Stein in Wien: „Mit ihm verschwindet einer der ersten Professoren und einer der besten Publicisten Deutschlands, ein Greis von erstaunlicher Frische, der bis zum höchsten Alter sich auf dem Lehrstuhle und als Schriftsteller und Journalist ausgezeichnet hat. Stein war zugleich Philosoph, Jurist, Statistiker und stellte eine ungewöhnliche historische Gelehrsamkeit in den Dienst einer sehr lebhaften Empfindung für die Bedürfnisse und Bestrebungen der Gegenwart. Er war in der Schule Hegel's und der französischen Socialisten aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts erzogen. Aber seine Eigenart war zu mächtig, als daß er einer andern Schule angehören konnte als seiner eigenen. . . . Ausgehend von Voraussetzungen, deren Richtigkeit in die Augen fiel, kam er zu Folgerungen, die nur schwer zu unterschreiben waren."

— „The Quarterly Review" sagt in ihrer Octobernummer über Heinrich von Sybel's „Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I.": „Es wäre schwierig, die Bedeutung des Werks zu überschätzen. Die Schöpfung eines geeinigten Deutschland und eines geeinigten Italien sind die beiden am meisten in die Augen fallenden politischen Ereignisse unserer Zeit. . . . Deutschland hat einen würdigen Erzähler seiner Kämpfe gefunden. Der erste Geschichtschreiber seines Landes, und seit dem Tode Ranke's vielleicht der erste in Europa, hat uns zwanzig Jahre nach ihrem Eintritt eine Geschichte der Ereignisse gegeben, welche Preußen anstatt Oesterreichs an die Spitze von Deutschland stellten,

die Leitung des Bundes von einer katholischen und conservativen unter eine protestantische und fortschreitende Macht brachten.... Die preußische Regierung hat mit einer Weisheit und Großherzigkeit, welche in unserm Lande nachgeahmt werden könnte, alles gethan, was in ihrer Macht stand, um die Aufgabe des Geschichtschreibers zu fördern.... Das Ergebniß ist, daß manche höchst wichtige Dinge jetzt zuerst geschildert oder in ein neues Licht gebracht werden. Eben diese Fülle der Belehrung setzt den Kritiker in Nachtheil; er kann keinen Zugang zu demselben Reichthum des Stoffs beanspruchen.... Die Bände sind durchaus von einem preußischen Geiste durchweht: Bismarck macht keine Fehler, und seine Gegner sind selten oder niemals im Rechte. Einige Geschlechter werden vorübergehen müssen, ehe wir alle Betheiligten hören und in der Lage sein werden, ein unparteiisches Urtheil zu bilden. Inzwischen wollen wir danken für das, was wir haben. Sybel's Ruf steht so hoch, und seine Geschichte der Französischen Revolution ist so frei von Parteigeist, daß wir allen Grund haben, seiner Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit zu vertrauen. Die Geltung seiner Erzählung wird nie aufgehoben werden und ... sie wird bleiben als der classische Bericht von dem Genius und der Vaterlandsliebe des großen Kanzlers.... Was auch der Gegenstand sein mag, von dem er zu handeln hat — Sybel ist immer klar, eindrucksvoll und würdig. Er zeigt, daß die zeitgenössische Geschichte ebenso gut der Stoff für eine ernsthafte literarische Behandlung sein kann, wie die Ereignisse einer vergangenen Zeit. Er scheint sich Clarendon zum Vorbilde genommen zu haben. Seine Schilderungen von Charakteren und Persönlichkeiten gehören zu den besten Theilen des Buchs."

— In der „Revue des deux Mondes" vom 1. November berichtet F. Brunetière über Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung" in der Uebersetzung von M. A. Burdeau. Er beklagt, daß man den Philosophen des Pessimismus gegenwärtig in Frankreich so wenig kenne und noch weniger verstehe. „Nicht das am wenigsten Thörichte hat, meine ich, darin bestanden, den Mann, der in der Welt die «Philosophieprofessoren» am meisten verachtet hat, zu einem Pedanten zu entstellen und seinen Namen, denjenigen des Geistreichsten der Deutschen, gleichbedeutend zu machen mit metaphysischer Dunkelheit, Schwerfälligkeit und gelehrter Langweiligkeit." Der Kritiker hält es daher für angebracht, die Grundzüge des Pessimismus vorzuführen und zu vertheidigen. Namentlich sucht er nachzuweisen, daß nur in dieser Philosophie die wahre Moral zu finden sei, und daß der Buddhismus und das Christenthum ihrem innersten Wesen nach pessimistisch seien. „Das Höchste, besonders aber das Schwerste, was die Menschen im Buddhismus und im Christenthum anerkennen mußten, das wirklich und wahrhaft gemeinverständlich gemacht zu haben, ist der Ruhm des Verfassers der «Welt als Wille und Vorstellung». Weit entfernt, unerhört zu sein, sind seine Schlüsse nicht einmal neu, was ohne Zweifel ein Beweis für ihre Sicherheit ist, nur daß er auf ganz neuen Wegen dazu gelangt, die er sich ganz allein gebahnt hat, und eben darin besteht seine große Originalität."

— „The Atlantic Monthly" enthält in ihrer Novembernummer einen Aufsatz von W. D. Mc Crackan über die Tellsage im Anschluß an die Darstellung Joseph Kopp's in der „Geschichte der eidgenössischen Bünde" (1835—1857), in der „Reichsgeschichte" (1845—1858) und in den „Geschichtsblättern aus der Schweiz" (1853).

Bibliographie.

Andreae, C., Ueber die Bedeutung Diesterweg's für die deutsche Volksschule und ihre Lehrer. Eine Gedächtnissrede. Kaiserslautern, Tascher. Gr. 8. 60 Pf.

— — Ueber Gründe und Ziele schulreformatorischer Bestrebungen. Vortrag. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 40 Pf.

Berner, E., Geschichte des preußischen Staates. Reich illustrirt mit Tafeln, Beilagen und Textbildern, teilweise in Farbendruck. 1. Abtlg. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. Gr. 8. 2 M.

Briefe aus dem Kriege 1870/71. Festgabe zur 20jährigen Erinnerungsfeier an den großen Krieg, Mannheim, den 3. August 1890, herausgegeben im Auftrag des Festausschusses. Mannheim, Nemnich. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Cölln, E. v., Dr. Martinus Luther. Von der Clausur zur Ehe. 1505—1525. Ein Reformationsepos. Danzig, Hinstorff. 8. 2 M. 40 Pf.

Conwentz, Anna, Aufzeichnungen eines Klosterbruders. Weimar, Jüngst u. Comp. 1891. Kl. 4. 3 M.

Cotter-Morison, J., Im Dienste der Menschheit. Ein Versuch über eine Zukunfts-Religion. Autorisirte Uebersetzung von J. Odenwald. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 M.

Dahn, F., Moltke. Festspiel zur Feier des 90. Geburtstags des Feldmarschalls Grafen Hellmuth Moltke. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 50 Pf.

Dan, D., Die Völkerschaften der Bukowina. 2. Hft. Die orientalischen Armenier in der Bukowina. Czernowitz, Pardini. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Dürer, E., Edison. Elektrische Skizzen. Mit einem Vorwort von J. Clarétie von der Académie française. Berlin, Freund u. Jeckel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eckstein, E., Hertha. Roman. Berlin, Grote. 8. 7 M.

Gizicki, G. v., William Lloyd Garrison. Autorisirter Auszug aus: William Lloyd Garrison. 1805—1879. The Story of his life told by his children. Vol. I. 1805–1835. Vol. II. 1835—1840. Vol. III. 1841—1860. Vol. IV. 1861—1879. New York, the Century Co. 1885—1889. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Goethe-Ruckstuhl, Von der Ausbildung der deutschen Sprache. Giessen, Ricker. 12. 1 M. 20 Pf.

Gréville, H., Pariser Geheimnisse. Roman aus der Gegenwart. Autorisirte Uebersetzung von L. Wechsler. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Die beiden Schwägerinnen. Roman. — Wer ist der Schuldige? Novelle. Augsburg, Schmid. 8. 3 M. 60 Pf.

Hähner, H., Natur und Naturgemässheit bei Comenius und Pestalozzi. Eine philosophisch-pädagogische Studie. Chemnitz. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Herold, M., Alt-Nürnberg in seinen Gottesdiensten. Ein Beitrag zur Geschichte der Sitte und des Kultus. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 4 M.

Herre, H., Ilsenburger Annalen als Quelle der Pöhlder Chronik. Ein Beitrag zur Kritik mittelalterlicher Geschichtsquellen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 M.

Hugo, R., Der Bundesschwur. Lustspiel mit Benutzung der historischen Ereignisse in der schweizerischen Eidgenossenschaft vom Jahre 1798. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 1 M. 60 Pf.

Kreyenberg, G., Ernst der Fromme. Ein Lebens- und Kulturbild aus dem 17. Jahrhundert. Frankfurt a. M., Diesterweg. Gr. 8. 1 M.

Lamprecht, G., Eine Bauernstube während der Schlacht bei Sedan. Militärische Scene. Chemnitz, B. Richter. 8. 75 Pf.

— — Eine Instructionsstunde in der Kaserne. Militärische Scene. Chemnitz, B. Richter. 8. 75 Pf.

— — Weihnachten 1870. Militärische Scene. Chemnitz, B. Richter. 8. 75 Pf.

Langenberg, E., Meine Erinnerungen an Adolph Diesterweg. Eine Festgabe zu dessen 100jährigem Geburtstage am 29. Oktober 1890. Frankfurt a. M., Diesterweg. 8. 1 M.

Meßmer, A., Leben und Gedichte, herausgegeben von J. G. Vonbank. Natal. 1890. 8. 2 M.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Nebst der literarischen Beilage. Redigirt von L. Schlesinger. 29. Jahrg. 1890/91. 4 Hfte. Prag. Gr. 8. à Hft. 2 M.

Momsen, H., Bilder aus Eiderstedt und den angrenzenden Gegenden. Garding, Lühr u. Dircks. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Müllenhoff, K., Deutsche Altertumskunde. 1. Bd. Neuer vermehrter Abdruck, besorgt durch M. Roediger, mit einer Karte von H. Kiepert. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 14 M.

Reuß, Eleonore Fürstin, Adolf von Thadden-Trieglaff. Ein Lebensbild, gezeichnet nach Erinnerungen seiner Kinder und Freunde. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Röseler, W., Die Barberina. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Sacher-Masoch, Die Schlange im Paradies. Russischer Sittenroman in 3 Bdn. Mannheim, Bensheimer. 8. 9 M.

Schmarje, E., Manna und Balsam für Geist und Herz, dargereicht in 160 neuen Sinnsprüchen. Flensburg, Westphalen. 16. 80 Pf.

Schrader, O., Augusta, Herzogin zu Sachsen, die erste deutsche Kaiserin. Züge und Bilder aus ihrem Leben und Charakter, nach mehrfach ungedruckten Quellen. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 M.

Télfy, J. B., Meine Erlebnisse in Athen. Budapest, Lauffer. 8. 1 M. 60 Pf.

Tiesenhausen, des Bannerherrn H. v., des Aelteren von Berson, Ausgewählte Schriften und Aufzeichnungen. Herausgegeben im Auftrage der Gräfin Marie v. Przeździecka, geb. Gräfin Tyzenhaus. Leipzig, Hobbing. Gr. 4. 30 M.

Treitschke, H. v., Die Zukunft des deutschen Gymnasiums. Leipzig, Hirzel. 8. 1 M. 20 Pf.

Walcker, K., Arbeiterlesebuch. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 1 M.

Werner, E., Flammenzeichen. Roman in 2 Bdn. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 7 M. 50 Pf.

Wild-Queisner, R., Wie man küßt. Lustspiel. Berlin, Eckstein Nachf. 12. 1 M.

Wittenberg, H., Der Klosterbruder. Eine Erzählung in Versen. Leipzig, Böhme Nachf. 8. 1 M. 50 Pf.

Wohlmuth, A., Ungeschminkt. Autobiographische Skizzen. Mit Zeichnungen von F. v. Defregger, W. Diez, St. Grocholsky u. A. München, Münchner Kunst- und Verlags-Anstalt Dr. E. Albert u. Comp. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

(Mit Beilagen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und von der **Weidmannschen Buchhandlung** in **Berlin.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. Nr. 51. 18. December 1890.

Neuestes über Schiller.

1. Schiller. Sein Leben und seine Werke. Dargestellt von J. Minor. Zweiter Band. Berlin, Weidmann. 1890. Gr. 8. 10 M.

Schneller als man nach der Fülle des zu bewältigenden Stoffs erwarten konnte, hat Minor dem ersten Bande seiner Schiller-Biographie den zweiten folgen lassen, der an Umfang jenen noch übertrifft. Der Verfasser erklärt diesen Umstand in einem Nachworte dadurch, daß beide Bände gleichzeitig entstanden sind und nur nacheinander endgültig redigirt wurden. Der vorliegende zweite Band nun umfaßt von Schiller's Leben die Zeit von seiner Flucht aus der Karlsschule bis zu seiner Abreise von Dresden, die ihn zuerst nach Weimar und dann nach Hamburg führen sollte, thatsächlich aber an ersterm Orte für längere Zeit festhielt. Von Schiller's Werken werden, abgesehen von kleinern Entwürfen und den Beiträgen zur „Thalia", die Dramen seiner Jugendperiode — wenn man diese bis zur vorläufigen Sistirung seines poetischen Schaffens und eindringenden Beschäftigung mit historischen und philosophischen Studien rechnet — behandelt, also der „Fiesco", „Kabale und Liebe" und „Don Carlos". Mit der Analyse des letztern schließt dieser zweite Band.

Auch er weist diejenigen charakteristischen Züge auf, die ich schon bei der Besprechung des ersten hervorgehoben habe (vgl. Nr. 27 d. Bl.). Hier wie dort zeigt sich Minor ausschließlich als nüchternen Historiker, der mit Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit an seine Aufgabe herantritt und zur Lösung derselben die umfassendste Kenntniß des reichen Materials mitbringt. Und dieses Material läßt er nicht nach beliebter Gelehrtenmanier unbearbeitet und fegt es zu ungeordneten Haufen zusammen, sondern er weiß zu gestalten und einheitlichen Aufbau wie einheitlichen Stil festzuhalten. Seine Darstellung ist nicht schwungvoll, noch weniger von großen Gesichtspunkten beherrscht, aber sie ist lebendig und farbenreich. Diese Vorzüge kommen namentlich dem biographischen Theile des Werks zugute. Einzelne Partien desselben sind geradezu musterhaft durch die Einfachheit ihrer Sprache und die Lebendigkeit und Plastik der Darstellung. Die Lebenszustände und Ereignisse, welche der Verfasser uns vorführt, gleiten nicht wie die Bilder des Kaleidoskops an unserm Auge vorüber, ohne tiefere Theilnahme zu erwecken, sondern sie werden von jedem empfänglichen Leser mitempfunden und miterlebt. Es könnte eine ganze Reihe von Abschnitten bezeichnet werden, die nach dieser Richtung hin besonders hervorragen. Es sei hier nur hingewiesen auf die Schilderung der bewegten Zeit, die Schiller nach seiner Flucht in dem bei Mannheim gelegenen Dörfchen Oggersheim verlebte, ferner auf die Darstellung des idyllischen Stilllebens in Bauerbach bei seiner Freundin und Gönnerin von Wolzogen. Besonders anziehend ist dann namentlich auch die Schilderung seines Aufenthalts in Leipzig und Gohlis, sowie in Dresden und Loschwitz. Hier verlebte Schiller bekanntlich die schönste Zeit seines Lebens, befreit wenigstens für eine Weile von den mannichfachen quälenden Sorgen der vorangegangenen Zeit und gehoben durch den edeln Freundschaftsenthusiasmus, der ihn mit der Familie Körner verband. Von dem Glücke, das im Kreise jener hochgesinnten Menschen wohnte, fällt ein Strahl auch heute noch in das Herz des theilnahmsvollen Lesers, dem unser Biograph die damalige Zeit so anschaulich vor Augen führt. Um so unangenehmer und erkältender muß es aber dann wirken, wenn eine solche Schilderung zur Unzeit unterbrochen wird durch eine kühle Betrachtung vom Standpunkte unserer vermeintlich „klügeren" Zeit. So bemerkt der Verfasser einmal, nachdem er von den Beweisen hochherziger Freundschaft erzählt hat, welche Körner seinem Freunde gab: „Wie kindlich erscheint uns doch das Denken dieser Glückseligkeitsphilosophen, aber wie groß und wie

edel sind ihre Handlungen!" Nein, man kann eine Denkweise nicht kindlich nennen, der so edle Handlungen entspringen; das ist höchstens der Standpunkt des ethischen Nihilismus. Ganz abgesehen davon wird aber überhaupt eine edle moralische Denkweise, die im Leben auch bethätigt worden ist, niemals an einem noch so scharfsinnigen Moralsystem, sondern umgekehrt dieses an jener als an seiner negativen Instanz scheitern. Es wäre darum besser gewesen, jene Bemerkung — auch sonst hat der Verfasser ja mit Recht keine Reflexionen in seine Schilderungen eingestreut — einfach zu unterdrücken, da sie mindestens zu Misverständnissen leicht Anlaß geben kann.

Nicht dasselbe fast unbedingte Lob, welches man dem biographischen Theile zuerkennen darf, kann man auch den literarhistorischen und kritischen Abschnitten spenden. Was dort nur an wenigen Stellen störend hervortritt, hat hier häufig einen ungünstigen Einfluß geübt, das Bestreben nämlich, den gesammten zu Gebote stehenden Stoff in die Darstellung zu verarbeiten. Am meisten tritt das bei der Behandlung der großen Dramen Schiller's, „Fiesco", „Kabale und Liebe" und „Don Carlos", hervor. Die historische Analyse derselben, so sorgfältig sie auch ausgeführt ist, leidet aufs empfindlichste darunter, daß sie mit den unfruchtbarsten Einzelheiten überladen ist. Es ist durchaus angebracht, um zum historischen Verständnisse eines Kunstwerks zu gelangen, daß die Einflüsse dargelegt werden, welche die Quellen, die der Dichter zu seinem Vorwurfe benutzte, oder die poetischen Muster, die ihm bei seiner Arbeit vor Augen standen, oder auch eigene Erlebnisse ausgeübt haben, aber es muß das Bild einer Dichtung bis zur Unkenntlichkeit verwirren, wenn zahlreiche Einzelheiten auf zufällige Anlässe zurückgeführt und die entlegensten Parallelstellen, ohne daß irgendein innerer Zusammenhang oder eine wesentliche Beziehung vorläge, herbeigezogen werden. Ein solches Verfahren mag der Belesenheit und der Combinationskunst des Darstellers das rühmlichste Zeugniß ausstellen, aber das Verständniß eines poetischen Werks wird dadurch keineswegs gefördert, sondern gehindert. Man begreift schließlich gar nicht, wie aus allen diesen da und dort zusammengerafften Stücken nicht nur ein einheitliches Ganze, sondern sogar ein großes Kunstwerk hat entstehen können, welches die höchste Bewunderung verdient und erhielt. Die Wahrheit ist: es fehlt Minor nicht an der ars combinatoria, wohl aber an der ars divinatoria, er zeigt einen oft bewunderungswürdigen historischen Scharfblick, dem die entferntesten Beziehungen nicht entgehen, aber es gebricht ihm an der Fähigkeit, ein organisches Ganze nach seiner innern Einheit aufzufassen und alles einzelne darauf zurückzubeziehen, oder mit andern Worten, das Goethe'sche Wort, das so oft angewendet werden kann, trifft auch hier für das Verfahren des Verfassers wieder einmal zu: „Die Theile hat man in der Hand, fehlt, leider, nur das geist'ge Band." Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die Darstellung Minor's etwa roh und geistlos sei, sie ist im Gegentheile im einzelnen oft sehr fesselnd und anziehend, die Sprache ist durchweg belebt, es fehlt auch nicht an eigenartigen neuen Gesichtspunkten der Beurtheilung wie an zutreffenden geistvollen Bemerkungen. Aber es mangelt durchaus an festen ästhetischen Grundanschauungen, an großen einheitlichen Gesichtspunkten, wie sie für die Beurtheilung poetischer Meisterwerke unbedingt erforderlich sind. Wie bedenkliche Folgen ein solcher Mangel haben kann, zeigen z. B. die trivialen Bemerkungen, welche der Verfasser bei der Erörterung der berühmten Posascene im „Don Carlos" zu Tage fördert:

So wenig als seine Zeit ist auch der Dichter des „Don Carlos" über dieses dürftige politische Programm hinausgekommen, welchem es an Klarheit und Bestimmtheit gar sehr gebricht. Vor dem König Philipp die Forderung einer Constitution oder der Einberufung der Cortes zu erheben, kommt dem Marquis von Posa nicht in den Sinn, obwol der Dichter des „Don Carlos" in seiner schwäbischen Heimat von der Einberufung der Landstände oft genug hatte reden gehört.... Er (Posa) möchte gern das Glück der Menschen dauernd begründen, aber auch selber unabhängig, ohne Fürst und ohne Amt leben. Er möchte die Welt durch einen Fürsten beglücken, und will doch kein Fürstendiener sein. Solche Widersprüche waren freilich eher in einer Dichtung als im politischen Leben zu vereinigen, aber die Generationen, welche den Muth hatten, ihr Gut und Blut an Vernunftideen zu setzen, nahmen daran keinen Anstoß. Man jubelte dem Marquis von Posa und seinem Dichter zu; und man wird ihm zujubeln, wenn und wo immer er seine Stimme erhebt, wenn auch seine Nachfolger im Parlament seine Forderungen anders formuliren.

Hier wird also einfach ein Kunstwerk, das in erster Linie einer ästhetischen Würdigung bedurfte, nach Art eines bloßen Verstandesproductes behandelt und danach beurtheilt und nicht nur das, sondern das Humanitätsideal, welches in jener Posascene entwickelt wird, sieht Minor einfach als ein politisches Programm einer bestimmten Partei an, und selbst sein historischer Sinn kommt ihm dabei so sehr abhanden, daß er den Maßstab unserer mit dem Wesen des Constitutionalismus vertrauten Zeit an das Ideal eines Posa anlegt!

Weit mehr als die Analysen der großen Dramen Schiller's entsprechen die übrigen literarhistorischen Partien des vorliegenden zweiten Bandes den hohen Ansprüchen, welche man an ein solches Werk seiner ganzen Anlage nach wol zu stellen berechtigt ist. Zwar tritt auch hier das Bestreben des Verfassers, allerorten die Entlehnungen und Reminiscenzen nachzuweisen, sehr oft störend hervor und führt nicht selten sogar zu Geschmacklosigkeiten, z. B. der völlig werthlose, weil gänzlich unbegründete Vergleich, der sich am Eingange der Besprechung der „Philosophischen Briefe" findet. Im allgemeinen aber zeigt der Verfasser doch hier, wo der einheitliche Entwurf weniger in Frage kommt, lebendiges Verständniß für die Eigenart von Schiller's poetischem Schaffen. Vortrefflich ist z. B. die Charakteristik des schönen Liedes „An die Freude":

Viele deutsche Dichter haben vor Schiller die Freude huldigend besungen. Hagedorn preist das Himmelskind als die Göttin edler Herzen, als die muntere Schwester süßer Lieder.... Der unserm Schiller wohlvertraute Uz, welchem er vielleicht das Vers-

maß verdankt, läßt blumenbekränzte Weise „ruhig, wenn die Bosheit schnaubt“, die Freude auf goldener Leier als ihre Königin preisen. Aber was ist selbst das Feuer, mit welchem Klopstock früher und später als Schiller die Göttin der Freude oder das Himmelskind besang, gegen das ungestüme Jubellied, mit welchem die Tochter aus Elysium von unserm Dichter begrüßt wird, dessen hinreißende Kraft der Begeisterung sich fast nur in Interjectionen Luft macht! Ihren Oden fehlt ja auch der Widerhall des Chores, welcher in Schiller's Hymnus die von dem Sprecher vorgetragenen Gedanken am Schlusse jeder Strophe auffängt, mit donnernder Begeisterung verstärkt wiedergibt und sie über die Zeitlichkeit hinweg zu dem Vater über dem Sternenzelt lenkt.... Es ist ein wildes Lied, in welchem Schiller nicht der maßvollen Lebensfreude, sondern dem Taumel und dem Rausche einer in den Augenblicken höchster Begeisterung maßlos erhöhten Lebenslust den Ausdruck gegeben hat.... Durch den ganzen Kreis des Lebens und aller menschlichen Empfindungen rast er in diesen wenigen Strophen.

Solchen schönen, von poetischer Empfindung zeugenden Charakteristiken stehen freilich auch einige andere gegenüber, die zum größten Theile mislungen sind und selbst von banalen Redewendungen sich nicht frei halten. Auch der Ausdruck weist dergleichen nicht selten auf, und sicherlich hätten da verschiedene Geschmacklosigkeiten, wie sie sich jetzt an einzelnen Stellen finden, bei einer sorgfältigeren Revision des Textes vermieden werden können, z. B. S. 162:

Die fruchtbare Natur, welche in der fetten und saftigen Pfalz allerorten strotzend treibt und drängt, ließ sich hier (in Mannheim) willig das sanfte Joch bürgerlicher Ordnung auflegen, und wohl geregeltes Leben entfaltete sich innerhalb der schnurgeraden, im Quadrat nach dem Richtmaße gezogenen Straßen.

Oder selbst falsche Satzconstructionen, wie auf S. 219:

Voll Enthusiasmus für das Stück wie für die Darsteller wurden die Mannheimer lärmend herausgerufen.

Indessen betreffen doch diese Ausstellungen nur untergeordnete Punkte. Die Darstellung ist sonst fließend und anziehend, das ganze Werk, welchem ein erstaunlich reiches Material zu Grunde liegt, wovon namentlich auch die Anmerkungen im Anhange einen deutlichen Begriff geben können, ist mit hingebungsvoller Sorgfalt und vorurtheilsloser Vertiefung in die Sache gearbeitet, und wenn es auch nicht überall, namentlich nicht in den literarhistorischen Theilen, den höchsten Anforderungen entspricht, welche man an ein derartiges Unternehmen stellen darf, so ist es doch ein werthvolles biographisches Denkmal, was hier unserm Schiller gesetzt wird, und man darf darum auch dem weitern Fortgange der Arbeit den glücklichsten Erfolg wünschen.

2. Schiller als Dramaturg. Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts von Albert Köster. Berlin, Hertz. 1891. Gr. 8. 6 M.

Der Titel der vorliegenden Schrift ist zunächst geeignet, leicht irre zu führen, wenigstens entspricht er nur zum Theile dem Inhalte des Buchs. Wir vermissen in demselben mancherlei, was wir allenfalls nach dem Titel hätten erwarten dürfen und wir finden manches darin, was durch diesen keineswegs angedeutet wird. Es wird nämlich auf der einen Seite unberücksichtigt gelassen die begutachtende und kritische Thätigkeit, welche Schiller zuerst als besoldeter Dramaturg des mannheimer Theaters, später aber namentlich in Weimar im Vereine mit Goethe in Bezug auf die dem Spielplane des Theaters einzuverleibenden Stücke ausgeübt hat. Andererseits behandelt das vorliegende Buch auch die Uebersetzerthätigkeit Schiller's, ja sogar in überwiegender Weise, und diese deckt sich doch keineswegs mit der dramaturgischen, so oft sie auch natürlich damit Hand in Hand geht. Indessen ließ sich wol kaum ein passender kurzer Titel finden, und dieser Umstand wie der andere, daß in dem Buche nur eine Reihe selbständiger Aufsätze, wie der Verfasser im Vorworte erklärt, zusammengefaßt werden sollten, darf zur Noth als Rechtfertigung für den irreführenden Titel gelten.

Der Verfasser behandelt zunächst in einer Einleitung die Reform des weimarer Theaters, wie sie von Goethe in Vereine mit Schiller angestrebt und zum Theile auch verwirklicht wurde, wobei auch Schiller's Bühnenbearbeitung von Goethe's „Egmont“ kurz besprochen wird, und sodann werden in vier ziemlich unvermittelt nebeneinanderstehenden Aufsätzen Schiller's Bühnenbearbeitung, bezw. Uebersetzung von Shakespeare's „Macbeth“, Lessing's „Nathan der Weise“, Gozzi's „Turandot“ und Racine's „Phädra“ behandelt, am ausführlichsten (auf 90 Seiten) „Turandot“, am kürzesten (auf 18 Seiten) „Nathan der Weise“. Indessen beschränkt sich der Verfasser nicht auf eine bloße Vergleichung der Bearbeitung oder Uebersetzung mit dem zu Grunde liegenden Original, sondern er greift historisch sehr weit zurück, indem er der Besprechung von Schiller's „Macbeth“ zunächst eine Geschichte der Shakespeare-Uebersetzung in Deutschland im allgemeinen und sodann der Macbeth-Uebersetzung im besondern voraufgehen läßt. Ebenso fügt er den Besprechungen von Schiller's „Turandot“ und „Phädra“ eine Entwickelungsgeschichte der Uebersetzungen von Gozzi's Dramen und der haute tragédie der Franzosen ein, ja bei ersterm handelt sogar ein besonderer Abschnitt von Gozzi's Einfluß auf die deutsche Literatur. Alle diese Darlegungen zeugen von umfassenden und sehr sorgfältigen Studien, namentlich auf dem Gebiete der Uebersetzungsliteratur des 18. Jahrhunderts. Indessen beschränkte sich der Verfasser doch zu sehr auf die breite Darstellung der Einzelheiten, welche bei Bühnenbearbeitungen oder Uebersetzungen fremder Stücke in Frage kommen; alle Abweichungen in Bezug auf Scenenführung, Charakteristik, Oekonomie des Dramas, Sprache, Versmaß u. dgl. werden umständlich und mit oft ermüdender Breite vorgeführt. Hier hätte Beschränkung noth gethan, vor allen Dingen aber hätte es nahe gelegen, die Grundsätze, welche Schiller bei seinem Verfahren beobachtete — auch der Verfasser gesteht ja zu, daß er solche besessen und sogar sehr streng an ihnen festgehalten habe —, in scharfen Umrissen darzulegen. Statt dessen beschränkt sich der Verfasser blos auf wenige Andeutungen, die hie und da zerstreut sind. Am wenigsten kann man dem Verfasser in den meisten Fällen da folgen, wo er selbständig

Kritik zu üben sich veranlaßt sieht und allgemeine ästhetische Erörterungen an diese anschließt, z. B. bei der absonderlichen Theorie vom Märchen, die auf S. 233 fg. zum Besten gegeben wird.

Wem es (das Märchen) sich in seiner unbefangenen Schönheit zeigen soll, der muß ihm folgen, wohin es ruft, aber er darf ihm keine neuen Wege weisen. Leicht könnte es sich sonst sammt seinem Führer verirren; leicht könnte auch sein buntes Kleid Schaden nehmen. Und mit dem glänzenden Aeußern würde der Hauptreiz des Märchens schwinden; denn auf seine Seele darf man es nicht prüfen. Das Märchen ist eine Art Undine, ein schönes Kind ohne Seele, das heißt ohne Menschenseele. Würden wir ihm von unserer menschlichen Gerechtigkeit, Wahrheit, Liebe reden, es würde uns gar nicht verstehen und uns lachend seine Willkür entgegensetzen.

Hier hat vielleicht das Bild, welches der Verfasser einmal aufgegriffen hatte, ihn zu ganz schiefen und noch dazu ziemlich verschwommenen Vorstellungen über das Wesen des Märchens verleitet.

Im übrigen ist das Werk, wie schon hervorgehoben, mit großem Fleiße gearbeitet und zeichnet sich durch fließende und geschmackvolle Darstellung aus. Alle diejenigen, welche genauere Kenntniß von der Thätigkeit Schiller's als Uebersetzer und Dramaturg zu erlangen wünschen, werden an dem Verfasser einen zuverlässigen Führer finden. Die Gesammtheit des in Betracht kommenden Materials, auch desjenigen, welches im Texte selbst nicht besonders behandelt worden ist, findet man, wie noch bemerkt sein mag, in eingehenden Literaturnachweisen am Schlusse des Buchs zusammengestellt.

Max Groeben.

Erzählungen.

1. Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. Von Wilhelm Raabe. Zweite Auflage. Berlin, Janke. 1890. 8. 3 M.
2. Neu-Berlin. Erzählungen von Paul Szczepański. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 3 M.
3. Doctor Lomnitz. Das Geheimniß der Rupertsburg. Zwei Novellen von M. Corvus. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1890. 8. 4 M.
4. Eine Mutter. Roman von Gerhard von Amyntor. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1890. 8. 5 M.
5. Eine heikle Geschichte. Von Fedor Dostojewski. Deutsch von A. Scholz. (Eckstein's Reisebibliothek Nr. 83.) Berlin, Eckstein Nachfolger. 1890. 8. 1 M.
6. Russische Leute. Geschichte aus dem Alltagsleben von Anton Tschechow. Deutsch von J. Treumann. Leipzig, Reißner. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.

„Yes, Sir, in old England sollte mir dieses begegnen!" rief Miß Christabel. „O Mr. Pichlin, sagen Sie dem Ungeheuer meine Ansichten. Machen Sie ihn bekannt mit meinem Innern! O Mr. Pichlin, in Ihrem Deutschland bekommt man doch alles, alles in die Erfahrung!"

„Da haben Sie nicht ganz unrecht, Fräulein", sprach Pechlin, hatte sich jedoch vor allen Dingen an den Russen mit der vorwurfsvollen Frage zu wenden: „Aber Alexandrowitschle, was fällt dir denn ein? O Brüderle, trinkt man deshalb und dazu Schmollis und schwört sich ewige Freundschaft von der Newa bis zum Neckar?!"

Sie hatten selbstverständlich schon längst Brüderschaft miteinander getrunken, Herr Michael Alexandrowitsch Tumboffski aus Boriszoglebsk, Großrußland, Gouvernement Woronesch, und Herr Christoph Pechlin aus Waldenbuch im Schönbuch, Neckarkreis des Königreichs Würtemberg. Vor anderthalb Jahren hatten sie bei der ersten Begegnung augenblicklich erkannt, daß sie ganz und gar füreinander gemacht seien — beide Theologen, beide Kenner und Liebhaber eines feinen herzerfreuenden Getränkes, beide solide behaglich und gemüthlich ihren Platz auf der Bank warmhaltende Gesellen, und beide mit einem ungemein drolligen Behagen an dem Vergnügen der Stunde und einem nicht zu verachtenden witzigen Verständnisse für diese Vorgänge begabt! Ihre internationalen Bezüge mußten jedermann erquicken.

Es ist dies eine fast zufällig herausgegriffene Seite aus diesem „Christoph Pechlin" (Nr. 1) von Wilhelm Raabe, der den Helden seiner Dichtung gelegentlich wie folgt anredet:

Greife an die Tasche deines Rockes, Christoph, und fühle nach deinen Gedichten, setze dich auf den Trost deines Daseins! Uns aber laß in Prosa berichten, wie du in deinen Gefühlen beim Wort genommen wurdest, und wie du aus deinem Leben ein Gedicht machtest, diesmal aber uns Gelegenheit gabest, dich drucken zu lassen. Sperre dich nicht, alter Freund, sondern komme heiter um in der Gefahr, in welche du dich begabest; denn siehe, du allein wirst dem Schicksale aller der Leute, die wie du nach den Sternen, oder nach dem, was sie dafür hielten, griffen, nicht entgehen. Der Neckar aber rauscht doch in unsern Bericht, und es „geht in Herbst", wahrlich, es geht in Herbst, wie in Heilbronn auf dem Wartberge!

Es gibt heutzutage Schriftsteller, die ihre Werke selber als Humoresken ankündigen, was ungefähr ebenso geschmackvoll ist, als wenn einer riefe: „Paßt auf, ich werde einen Witz machen." Und diese Producte sind dann danach; es sind oft traurige — Humoresken. Aber an sie klammert sich in unserer humorlosen Zeit, wie die Herren Verleger wissen, krampfhaft eine ganze große Klasse von Lesern. Diesen möchte ich mit einer Wendung von Wilhelm Raabe (S. 166 unten) sagen:

O ihr Leser, es gibt ein Buch, das sich „Christoph Pechlin" betitelt, das lernt kennen und seht euch nachher aus bescheidener Ferne eine euerer „Humoresken" an. Wenn euch dann der Unterschied zwischen Bewegung und Stillstand, zwischen Lebendigkeit und Todtsein, zwischen Reichthum und armseliger Armuth, zwischen Poesie und nüchternster Prosa, zwischen Humor und — Humoreske nicht deutlich wird; „dann bedauere ich euch nicht, sondern beneide euch im vollsten Maße um die behagliche Stupidität, mit welcher ihr in der Welt Erscheinung und Darstellung unergriffen hineinschauen dürft."

Vor einer Reihe von Jahren schrieb ich an Wilhelm Raabe ungefähr Folgendes: „Es gibt wenig Glück auf der Welt und wenig glückliche Individuen, wir müssen Gott schon um jede frohe Stunde dankbar sein, Gott, oder wer

sie uns sonst verschafft. Ich bitte Sie, die gegenwärtigen Zeilen in diesem Sinne zu nehmen. Der sie schreibt, hat einen Nachmittag hinter sich, den er zu den schönsten seines Lebens zählt. Draußen vor unserer Stadt im Strome liegt eine einsame Insel, wo für gewöhnlich nur die Eingeborenen — Hasen und einige verwandte noch niedrigere Sippen — ihre täglichen Gesellschaften geben und Rathsversammlungen und Tanzkränzchen abhalten, je nach der Jahreszeit. Ein junger Mensch belauscht sie dabei von Zeit zu Zeit, und kann sich oft nicht genug verwundern über ihr drolliges lustiges Wesen. Heute aber war das Verwundern an ihnen; denn das sonst so stille ernste Menschenkind geberdete sich fast närrisch, lag im Grase und lachte von Zeit zu Zeit laut auf, daß die ganze Familie Lampe sich erstaunt auf die Hinterläufe hockte, die Löffel in die Höhe reckte und nicht wußte, was sie denken solle; denn sie hatten noch nie einen Menschen lachen sehen, und sie selber können es nicht. Und lachend sprach der Mensch laut mit sich selber, vielmehr er las in weißen Blättern, las und lachte — wenn er nicht die Blätter zusammenschlug und tief nachdenklich, still vor sich hinblickte, oft recht lange."

„Christoph Pechlin" heißt das Buch, welches der Schreiber dieser nach dem Gedächtniß wiederholten Zeilen auf jener Insel in so vergnüglicher Weise las, immer schrankenloser in bald laute, bald stille Heiterkeit hineingerathend, daß er sich hintennach nicht enthalten konnte, dem Dichter der glücklich genossenen Herrlichkeiten über ihre Wirkung auf ihn ein begeistert dankendes Wort zu sagen. Die Geschichte hebt folgendermaßen an:

Der Mann, welcher sich der schweren und furchtbar verantwortungsvollen Aufgabe unterzieht, seinen Landsgenossen Geschichten zu erzählen und sich dabei nur fort und fort vor Augen hält, daß er auf die abgelegten Hemden eben dieser Landsgenossen schreibt, wird selten etwas ganz und gar Nichtsnutziges, das heißt etwas ganz und gar seinem Vortheile und irdischem Wohlbehagen, oder noch kürzer gesagt, etwas dem guten Einvernehmen mit seinen Nachbarn Schadenbringendes auf dem weißen unschuldigen Papiere ablagern. Ich, der Schreiber dieses Buchs, halte das mir fort und fort vor Augen, und so habe ich die — feine Wäsche meiner lieben Freunde und Freundinnen im Publikum nach dem doch etwas unheimlichen Wege von ihrem Leibe durch den Sack des Lumpensammlers auf meinem Schreibtische immer nur mit dem empfindlichsten Zartgefühl in die nöthigen neuen Falten gelegt. Ich kann mir das Zeugniß ausstellen, daß ich meine Aufgabe stets sehr behutsam angefaßt habe. Heute aber erzähle ich eine internationale Geschichte und gehe mit erhöhtem Bangen an das Werk.

Das ist eine Art Vorrede, eine Vorrede, wie nur ein großer Humorist sie halten kann und die abzudrucken sich wol der Mühe lohnte. Ich bin überzeugt, daß selbst jene Leser, welche die Zeilen bereits sehr gut kennen, weil der Pechlin zu ihren alten lieben Bekanntschaften gehört, sie hier nicht überschlagen werden, sie am allerwenigsten.

Aber Wilhelm Raabe hat nun zur zweiten Auflage auch eine zweite Vorrede geschrieben, eine ausdrückliche Vorrede. Und diese ist gar nicht humoristisch, nicht einmal witzig. Sie soll dennoch hier stehen, sie lautet:

Sollte zartesten Gemüthern gegenüber dieses liebe Buch einer Entschuldigung bedürfen, so liegt dieselbe in Folgendem: Es ist geschrieben worden in der Zeit vom August 1871 bis zum September 1872! — Die Wunden der Helden waren noch nicht verharscht, die Thränen der Kinder, der Mütter, der Gattinnen, der Bräute und Schwestern noch nicht getrocknet, die Gräber der Gefallenen noch nicht übergrünt: aber in Deutschland ging's schon — so frühe nach dem furchtbaren Kriege und schweren Siege — recht wunderlich her. Wie während oder nach einer großen Feuersbrunst in der Gasse ein Syrupsfaß platzt und der Pöbel und die Buben anfangen zu lecken; so war im deutschen Volke der Geldsack aufgegangen, und die Thaler rollten auch in den Gossen und nur zu viele Hände griffen auch dort danach. Es hatte fast den Anschein, als sollte dieses der größte Gewinn sein, den das geeinigte Vaterland aus seinem großen Erfolge in der Weltgeschichte hervorholen könnte!

Was blieb da dem einsamen Poeten in seiner Angst und seinem Ekel, in seinem unbeachteten Winkel übrig, als in den trockenen Scherz, in den ganz unpathetischen Spaß auszuweichen, die Schellenkappe über die Ohren zu ziehen und die Pritsche zu nehmen?

Es ist übrigens immer ein Vorrecht anständiger Leute gewesen, in bedenklichen Zeiten lieber für sich den Narren zu spielen, als in großer Gesellschaft unter den Lumpen mit Lump zu sein.

Das ist sogar bitterer Ernst. Ich sage: Wohl bekomm's!

Wenn aber Raabe meint, daß er mit dem Romane in den trockenen Scherz, in den ganz unpathetischen Spaß ausgewichen sei, wird er sich nicht ganz gerecht. Das Buch enthält außer einer unendlichen Fülle feinster Sprach- und Situationskomik so viel gediegene Charakteristik, so viel tiefsinnige Stimmungspoesie und endlich einen solchen Reichthum an eigenartigen Gedanken, daß man staunen muß. Mich hat nur eins daran befremdet. Außer den Engländern, Russen und Franzosen sind in dem Romane alle wichtigern deutschen Stämme vertreten. Sachsen, Franken, Schwaben, Baiern, die letztern sogar im Symbol ihrer Gesammtheit, in der Person der Bavaria, welcher bei dieser Gelegenheit „wieder einmal etwas zu Kopfe steigt". Und ihre Dialekte sind unvergleichlich wiedergegeben oder parodirt. Nur die Preußen fehlen. Wenn ich es einfach mündlich könnte, würde ich Raabe gern um den Grund fragen, ich wäre begierig auf seine Antwort.

Auf die oben erwähnte Zuschrift eines begeisterten jungen Lesers hat Raabe damals in liebenswürdiger Weise geantwortet kurz und — sehr bedeutsam: „Hochgeehrter Herr! Schade, daß das deutsche Publikum nicht Ihren Geschmack in Hinsicht auf das Buch getheilt hat! Mir könnte es schon lieb sein, wenn der brave Christoph Pechlin nicht zu Maculatur geworden wäre. Aber u. s. w."

In Deutschland wird ein Buch von Wilhelm Raabe zu Maculatur so gut wie ein anderes. Warum auch nicht. Man hat schon gesagt, daß in Deutschland mehr Bücher geschrieben als gelesen werden, und dem mag ja so sein; wenn man aber behauptet, daß in Deutschland weniger gelesen wird als anderswo, so ist das nicht wahr; eher ist das Gegentheil der Fall. Bei uns wird wol zehn-, zwanzig-, vielleicht hundertmal so viel gelesen als etwa

in Frankreich. Aber von französischen Lesern vermögen neunzig, fünfundneunzig oder mehr Procent das Gute vom Mittelmäßigen zu unterscheiden und beschränken sich auf das erstere, wofür sie dann aber auch Zeit haben. Wie verschieden hiervon die Dinge in Deutschland liegen, ist den Wissenden bekannt, und da kann hier natürlich ein Buch von Raabe, so gut wie ein anderes, zu Maculatur werden, vielmehr leichter wie ein anderes.

Dennoch hat es der Verleger Otto Janke bei dem „Christoph Pechlin" nun mit einer zweiten Auflage versucht. Ich wünsche ihm von Herzen Glück dazu, und hoffe, daß es ihm viele danken werden, trotz alledem.

Die Deutschen sind geistige Omnivoren — Allesleser, und obwol ihrer wahllosen Vielleserei eine entsprechende Vielschreiberei gegenübersteht, genügt diese ihnen doch keineswegs, sie bedürfen noch des fortgesetzten Imports aus fünf bis sechs andern Nationen. Es gibt Leute, die auch für diese deutsche Eigenthümlichkeit einen schönen, oder richtiger beschönigenden Namen haben.

Die Uebersetzung hochbedeutender und in hohem Grade charakteristischer Werke großer ausländischer Schriftsteller wird niemand tadeln, aber man geht hierin zu weit bei uns. Ein Büchlein z. B. wie diese „Russischen Leute" nach Anton Tschechow (Nr. 6) muß eine ernste Kritik einfach abweisen.

Eher läßt man sich noch die „Heikle Geschichte" von F. Dostojewski (Nr. 5) gefallen, besonders wenn sie in einer so bescheidenen Sammlung wie der im Verzeichnisse genannten auftritt. Die kurze Skizze zeigt eine bewunderungswürdige Gestaltungskunst. Das ist auch nicht für Rußland allein eine heikle Geschichte. Wörtlich mag sie nur für die dortigen Verhältnisse passen, als satirische Caricatur enthält sie auch für Deutschland noch Wahrheit. Die Klusten zwischen niedern und hohen Beamten, zwischen dem einfachen Bierphilister und dem akademisch gebildeten Bierphilister sind auch bei uns keine Zeugnisse von schöner freier Menschlichkeit.

Und nicht immer werden in unserer Literatur diese Dinge in das richtige Licht gestellt, sie werden weit öfter schief beleuchtet. Es liegt mir gerade ein solcher Fall vor. In der Erzählung „Herrn Kuhnicke's Fluch" des Buchs „Neu-Berlin" (Nr. 2) von Paul Szczepański erscheint die Thatsache, daß der Herr Schwiegerpapa eines Assessors am Amtsgerichte sich gemeiner Arbeiten rühmt, als eine Unerträglichkeit. Wenn der Präsident der Union, d. h. der Vertreter der vielleicht reichsten und mächtigsten Souveränetät der Welt, dasselbe thäte, fände niemand etwas darin.

Im übrigen sind die Erzählungen Szczepański's rühmlichst anzumerken. Ich weiß nicht, ob dieselben im „Daheim-Kalender" erschienen sind, sie könnten es sein, es sind Kalendergeschichten, und gute, sogar sehr gute. Nicht an einen Bauernkalender muß man dabei denken, sondern an einen solchen für den städtischen Kleinbürger. Es handelt sich also um volksthümliche Geschichten. Diesen Charakter zeigen die gedachten Erzählungen zunächst in der Beschränkung, und zwar nicht nur im Ausschlusse aller höher liegenden Fragen und Interessen der Politik und Religion, der Wissenschaft und Kunst, sondern auch in der fast alleinigen Betonung des äußern und bürgerlichen Lebens im Gegensatze zu dem innerlichen und geistigen. Doch sind sie auch volksthümlich im Positiven, im Stile und in ihren pädagogischen Absichten, das eine wie das andere ist sehr an ihnen zu loben. Das Büchlein enthält sieben Geschichten. Die „Grüne Insel" halte ich für die feinste und vornehmste darunter. Aber gediegen sind sie alle.

Wenig oder gar nichts dagegen ist über die zwei Novellen „Doctor Lomnitz" und „Das Geheimniß der Ruppertsburg" von M. Corvus (Nr. 3) zu sagen. Sie sind Mittelwaare, Frauenarbeit von jener Sorte, wie sie in Deutschland haufenweise jährlich auf den Markt gebracht wird. Sie wimmeln von innern Unwahrheiten und äußern Unwahrscheinlichkeiten. Die erstere behandelt ein Heyse'sches Problem ohne Heyse's Kunst, Menschenkenntniß und poetisches Schauen.

Mehr Talent besitzt Gerhard von Amyntor, aber die psychologische Unterlage, sozusagen der Wurzelgrund seines Romans „Eine Mutter" (Nr. 4) erweckt starke Bedenken. Diese geistige Erkrankung eines eisenfesten Soldaten (des Majors Kurt von Deschen), in dessen Mund das liebliche Wort „Himmelhund" ein geläufiger Schimpfname zu sein scheint, wird nicht recht wahrscheinlich gemacht. Nach meinem Urtheil ist dieser Freiherr von Deschen ein Mensch, der infolge eines auf ihm lastenden Fehlers — hier eines dienstlich begangenen und dienstlich gerechtfertigten (!) Mordes — eher verroht als verrückt wird. Auch die Darstellung des Wahnsinns ist nicht gerade sehr fein getroffen; so beiläufig mag das alles richtig sein; aber überzeugend wirkt es kaum und den Eindruck nothwendiger Wahrheit wird man daraus nicht gewinnen. Die Aufgabe ist aber auch nicht leicht, der alte Julian Schmidt hat nicht umsonst so oft davor gewarnt.

Zu tadeln ist der Titel des Romans. Derselbe erweckt die Vermuthung, als ob Mutterliebe das Thema des Buchs bilde, und durch das beigefügte dichterische Begleitwort bestärkt der Verfasser uns vollends in diesem Glauben, welcher sich nachher schmählich enttäuscht sieht; denn die Mutterliebe spielt in dieser Erzählung keine größere Rolle als ungefähr in jedem andern Romane, in dem überhaupt eine Mutter vorkommt. Das Buch hieße viel richtiger: „Eine Großmutter" oder noch bezeichnender „Eine glückliche Großmutter", nämlich eine solche, die sich glücklich verheirathet. Recht passend wäre der Titel „Der bekehrte Erbonkel". Damit wäre wenigstens, indem die gedachte Bekehrung psychologisch durchaus unwahr ist, einer der wunden Punkte des Romans bezeichnet. Daß man keine Trauben von den Disteln, und keine Feigen von den Dornen sammeln kann, sagt schon die Bibel, und ist so wahr, wie daß ein Maulthier

sich nicht zu einem Pferde und eine niedrige gemeine Natur sich nicht zu einer vornehmen und edeln Natur „bekehren" kann. Für Gerhard von Amyntor sind das keine Thatsachen, er möchte uns das Gegentheil davon glaublich machen. Das ist nicht fein. Auch fein zu zeichnen ist nicht Amyntor's Sache. Die Gestalten und Charaktere sind sogar meist mit recht groben schablonenhaften Zügen hingeworfen, der „Erbonkel" und seine Frau vor allen.

Obendrein predigt das Buch — was allerdings erst in zweiter Linie mit der Kunst zu thun hat — sehr bedenkliche Grundsätze. Wir lesen da den Satz: „Wen Seine Majestät der König durch Ernennung zum Offizier geehrt hat, dessen Ehre ist so rein und glänzend wie Diamant." Und dann wird mit schwer begreiflicher Logik einem jungen Manne eine Ehre daraus gemacht, daß er die deutsche Luft nicht mehr athmen mag, sondern dem Vaterlande für immer den Rücken kehren will, weil — er vielleicht nicht zum Reservelieutenant gewählt wird.

Benno Rüttenauer.

Zur Literaturgeschichte Portugals.

Luis' de Camoens Leben. Nebst geschichtlicher Einleitung. Von Wilhelm Storck. Paderborn, F. Schöningh. 1890. 8. 8 M.

Das unerbittliche Schicksal, welches dem größten Dichter Portugals während seines ganzen Lebens so wenig günstig gewesen ist, hat der Nachwelt sogar versagt, sich eine genaue Kenntniß der besondern Lebensumstände des Verfassers der „Lusiaden" zu verschaffen. Was man bisher trotz der eifrigen Bemühungen der vielen portugiesischen und ausländischen Biographen des Dichters mit voller Sicherheit wußte, war nicht viel mehr, als daß er arm lebte, vom Unglück überallhin verfolgt wurde und in der größten Noth starb. Weder er selbst noch seine Zeitgenossen haben durchaus zuverlässige Nachrichten über ihn und sein Leben niedergeschrieben, und als man nach seinem Tode anfing, sich darum zu kümmern, war man auf dürftige Notizen hingewiesen, die sich in den Archiven in amtlichen Schriftstücken und anderweitig verstreut vorfanden. Diese ungenügenden Nachrichten aber zu einem zusammenhängenden Ganzen zu verbinden, war nicht mehr möglich und die Phantasie der Biographen, Erklärer und Herausgeber der Werke von Camoens bemühte sich, die bestehenden Lücken so glaubwürdig als möglich auszufüllen. Auf diese Weise wurde eine große Masse falscher Anschauungen verbreitet, denen jedoch von den spätern Geschlechtern und Camoensforschern Glauben geschenkt wurde, weil das Alter dieser Nachrichten für ihre Zuverlässigkeit zu sprechen schien. So war es erst der unermüdlichen Thätigkeit neuerer gründlicher Kritiker vorbehalten, diesen Wust zu sichten und den Versuch zu machen, nachzuholen, was die Zeitgenossen des großen lusitanischen Dichters zu thun unterlassen hatten. Doch auch jetzt ist noch sehr vieles gläubig hingenommen worden, was keinen Glauben verdient, und es ist äußerst dankenswerth, daß der rühmlich bekannte Uebersetzer der sämmtlichen hinterlassenen Werke Camoens', Storck, sich der großen Mühe unterzogen hat, das gesammte für die Kenntniß des Lebens des Dichters irgendwie dienliche Material kritisch zu sichten. Dieses Verdienst kann nicht hoch genug angerechnet werden und wird selbst von den Literarhistorikern anerkannt werden müssen, die etwa mit den Ergebnissen der Forschungen Storck's nicht in allen Punkten übereinstimmen sollten.

Der Verfasser ist, unserer Ueberzeugung nach mit vollem Recht, gezwungen, zahlreiche Ansichten zu bekämpfen, die bisher als durchaus richtig in aller Welt anerkannt waren. Und er thut dies unter sorgfältigster Berücksichtigung aller vorhandenen Hülfsmittel und unter Beibringung unanfechtbaren Beweismaterials. Hat er früher nachgewiesen, daß viele der lyrischen Gedichte, die bisher Camoens zugeschrieben wurden und unter die Werke dieses Dichters aufgenommen waren, nicht von diesem herrühren, so weist er nun nach, daß selbst die Nachrichten von Zeitgenossen Camoens', von Männern, die wie Luis Franco Manoel Correa u. a. sich für die vertrautesten Freunde des Dichters ausgaben, zum Theile gefälscht, erfunden und irrthümlich sind. Es bedurfte allerdings eines so eingehenden langjährigen Studiums, wie es Storck für die Werke Camoens' aufgeboten hat, um das Falsche zu beseitigen und um ein annähernd richtiges Bild der Lebensverhältnisse des großen Dichters zu geben. Durfte der Verfasser sich nicht auf die literarische Kritik und die Untersuchung der Richtigkeit der bisher als gültig angesehenen Lebensnachrichten über Camoens beschränken, mußte er hierzu die umfassendsten geschichtlichen und culturgeschichtlichen Hülfsstudien machen, so hat das Werk, welches er geschaffen, nun auch nicht ausschließlich literarhistorischen und biographischen Werth, sondern zieht durch die vielen interessanten geschichtlichen und culturgeschichtlichen Einzelheiten, welche es enthält, den Leser in hohem Grade an. Die unzweifelhaft sehr gründliche Gelehrsamkeit des Verfassers ist überhaupt in eine sehr gefällige Form gekleidet und stößt den gewöhnlichen Leser, den Laien, der sich nur über die Lebensschicksale des Dichters unterrichten will, nicht etwa durch Härte des Stils ab. Man kann vielmehr im Gegentheil sagen, daß über dem ganzen Werke ein dichterischer Hauch lagert, der wol der langjährigen Beschäftigung mit den Werken Camoens' und mit der Uebersetzung derselben zuzuschreiben ist. Die Anlage des Werkes ist klar und übersichtlich.

Im ersten Abschnitte stellt der Verfasser die Quellen zusammen, aus denen bisher bei Abfassung der Lebensbeschreibungen des Dichters hat geschöpft werden müssen und die heute noch als solche zu betrachten sind. Er

beleuchtet den Werth und die Zuverlässigkeit derselben und stellt fest, bis zu welchem Grade und in welchen Hinsichten sie vertrauenswürdig und benutzbar sind.

Da das Hauptwerk Camoens', die „Lusiaden", zum Nationalepos Portugals geworden ist und die Großthaten der Portugiesen in der Zeit der Culturblüte dieser Nation behandelt, so hielt es Storck für nothwendig, die Geschichte des Landes, soweit sie für das Verständniß der „Lusiaden" erforderlich ist und in Betracht kommt, in dem zweiten Abschnitte kurz zusammenzustellen. Er theilt zu diesem Zwecke die Zeit von der Gründung des portugiesischen Staates 1094/95 bis zum Todesjahre des Dichters 1580 in die drei Perioden ein: „I. Die Portugiesen als Kreuzfahrer im heimischen Lande von 1094/95 bis 1250"; „II. Die Portugiesen in Frieden und Fehde als Nachbarn der Castilier von 1250 bis 1415"; „III. Die Portugiesen außer Landes als Eroberer, Entdecker und Kauffahrer von 1415 bis 1580." Durch zahlreiche Citate aus den „Lusiaden" und den sonstigen Dichtungen Camoens' belegt er die Auffassung, welche dieser Dichter von den wichtigsten geschichtlichen Ereignissen seines Vaterlandes hegte. Wenngleich diese geschichtliche Einleitung mehr dem Verständnisse des Hauptwerks des Dichters als dem seines Lebens dient, so ist es doch auch in diesem Werke, das wol als Abschluß der Arbeiten des Verfassers über Camoens' und als Ergänzung der bisher veröffentlichten sechs Bände Uebersetzungen der gesammten Werke des portugiesischen Dichters zu betrachten ist, ganz gut angebracht. Das Leben des Camoens ist alsdann in 23 Kapiteln einer so gründlichen Bearbeitung unterzogen, als sie das dürftige Quellenmaterial überhaupt zuläßt. Die Hauptaufgabe des Verfassers ist hierbei weniger die, die Lebensgeschichte des Dichters neu zu bearbeiten als vielmehr die zahllosen Irrthümer zu widerlegen, welche alle frühern Lebensbeschreibungen aufweisen. Am Schlusse jedes Kapitels faßt er den Inhalt desselben in wenigen Sätzen und ohne weitere Beziehungen auf seine Untersuchungen kurz zusammen, sodaß derjenige, welcher über eine bestimmte Periode im Leben des Camoens sich schnell unterrichten will, dies in wenigen Augenblicken thun kann.

Endgültig hat auch Storck viele der Fragen nicht beantworten können, welche bezüglich der Lebensumstände des Dichters im Laufe der Jahrhunderte aufgeworfen worden sind. Wenngleich er auf Grund vieler zerstreuter Nachrichten zu der sichern Ueberzeugung gelangt und auch den Leser für dieselbe zu gewinnen weiß, daß Camoens in Coimbra geboren ist und nicht in Lissabon, Santarem oder andern Orten, die sich um die Ehre gestritten haben, die Geburtsstätte des Dichters zu sein, so ist doch ein unbedingt sicherer Beweis hierfür nicht zu erbringen.

Was das Geburtsjahr anbetrifft, das bisher zwischen 1509 und 1526 schwankte, so hat der Verfasser dieser neuen Lebensbeschreibung auch dieses nicht zu bestimmen vermocht und er muß in §. 20 zugestehen:

> Die vorstehende Untersuchung liefert also das negative Ergebniß: Camoens' Geburtsjahr ist ebensowenig wie sein Geburtsort mit völliger Sicherheit festzustellen; aber aller Wahrscheinlichkeit nach ist der Dichter geboren um die Mitte der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts.

Wenngleich auch noch viele andere Streitfragen ungelöst bleiben, so ist dieses Werk doch außerordentlich werthvoll und füllt eine seit lange bestehende Lücke würdig aus.

G. Diercks.

Die deutsche „Moderne" im Spiegel ihres neuesten Organs.

Moderne Dichtung. Monatsschrift für Literatur und Kritik. Redacteur: Michael Constantin. Herausgeber: E. M. Kafka. Heft 1—10. Brünn, Rohrer. 1890. Lex.-8. Jedes Heft 1 M.

Die Bestrebungen der Naturalisten haben in der zeitgenössischen deutschen Literatur einen Umfang angenommen und eine Bedeutung erlangt, daß es feiger Unverstand ist, wenn die Anhänger einer idealeren Richtung der Poesie sie, wie wir das hie und da wahrnehmen, einfach nicht sehen wollen. Jedenfalls aber ziemt es sich für diese Zeitschrift, gerecht und unbefangen von ihnen Notiz zu nehmen. So soll hier das zweite Hauptorgan dieser Richtung, die „Moderne Dichtung", soweit es jetzt vorliegt, eine Würdigung finden. Ich will vor allem das berücksichtigen, was der ganzen Partei gemeinsam ist, was sie eben zusammenhält: das Princip ihrer Kunst. Den ethischen Nihilismus, welchen einzelne von den Naturalisten verfechten, und den politischen und socialen Radicalismus Karl Henckell's und weniger Genossen werde ich nur streifen, wo es unvermeidlich ist.

Die Zeitschrift, welche ohne Engherzigkeit und mit Geschick und Takt geleitet wird, bringt theoretische Aufsätze, Charakteristiken deutscher und auswärtiger Dichter, Kritiken, Novellen, Gedichte u. s. w. Unter den Artikeln, welche über die Richtung zurechtweisen, mag der von O. Bierbaum über „Die neue Literatur" vor allem genannt werden. Er wiederholt das Programm, welches M. G. Conrad am klarsten ausgesprochen hat:

> Treue Wiedergabe des Lebens, unter strengem Ausschluß jedes romantischen, die Wahrscheinlichkeit der Erscheinungen beeinträchtigenden Elementes; die Schönheit des Werkes besteht nicht in der idealisirenden Vergrößerung des Rechten wie des Schlechten, sondern in der Harmonie und Wahrheit des Ganzen wie der Theile, in der bestmöglichen Exactheit des menschlichen Documents, von Künstlerhand in unvergänglichen Marmor gegraben; der Verfasser verschwindet vollständig hinter der Handlung. Der Roman bewahrt durchaus seine persönliche objective Einheit, die conditio sine qua non jedes durch sich selbst wirkenden, sein eigenes Leben bezeugenden Kunstwerks.

Es ist nicht abzusehen, was man gegen ein Kunstwerk von diesem Charakter einwenden könnte, aber ebenso wenig

ist abzusehen, weshalb daneben nicht eine Dichtung von ganz anderm Charakter soll bestehen können. Muß mir Goethe's „Iphigenie" misfallen, weil mir Sudermann's „Ehre" gefällt? Wie wenig jene Grundzüge eine absolute Richtschnur für die Poesie geben können, das zeigt schon ihre unbedingte Unanwendbarkeit auf ganze Gebiete derselben, vor allem auf die Lyrik; daß es keine rein naturalistische Lyrik geben kann, scheint Bierbaum selbst zu ahnen. Da ist es denn freilich folgerichtig, wenn sich die „principiellen Realisten" aus der Lyrik wenig machen. Was einer nicht vermag, das mag er oft auch nicht.

Zu einer ganz andern Gattung gehört Hermann Bahr, welcher in der „Modernen Dichtung", sicher nicht zum Vortheile des Blattes und der Sache, das große Wort führt. Bahr, welcher mit der ganzen Unfehlbarkeit der Unreife auftritt, ist der Prophet der „neuen Psychologie", in deren Verfechtung er Paul Bourget's edeln Namen misbraucht. Die Psychologie soll „in die Nerven verlegt werden". „Nehmen wir das Gehirn des jungen Mannes vor", prahlt er. Er will „die Gefühle in Retorten setzen, in Dampf erhitzen und wieder erkälten, in Gase zerkochen" und was der „geschwollenen" Worte — um ein für den Stil des Mannes charakteristisches Wort zu gebrauchen —, der hohlen Redensarten und der für die Verworrenheit so bequemen, die Controle ausschließenden Bilder mehr ist. An einer Stelle bemerkt er:

> Wir würden verrückt, wenn die unzähligen Depeschen, welche unablässig die Umwelt auf den Sinnen, auf den Nerven mit diesem polternden Ungestüm hämmert, allsogleich an den Geist berichtet würden. .

Die „neue Psychologie" würde also, indem sie diesen Depeschen in den Nerven nachspürte, nothwendig zur Verrücktheit führen, wenn — sie Erfolg haben könnte: aber es handelt sich ja nur um das Kunststück, über den eigenen Schatten zu springen. Alle, welche nicht Materialisten, Naturalisten und auf ethischem Gebiete Nihilisten im Sinne des Herrn Bahr sind, gehören zu den „Alten" und erscheinen ihm „schlechtweg und hülflos verrückt". Der Mann ist ja nun so liebenswürdig, der „sinkenden" Generation zu gestatten, ihrerseits die „steigende" für verrückt zu erklären. Leider können wir „Alten" von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch machen. Wir sehen in Conrad, von Liliencron, den beiden von Suttner und so vielen andern „Modernen" durchaus vernünftige Menschen, die auf gewissen Gebieten anderer Meinung sind als wir. Herr Bahr ist sui generis. Aber der Mann kommt uns so bekannt vor. „Am besten wär's auch zeitig todtzuschlagen." Richtig, das ist er ja, wie er leibt und lebt, der Baccalaureus. „Original, fahr' hin in deiner Pracht!"

Unter den Würdigungen lebender Schriftsteller hebe ich die Ola Hanson'schen hervor. Vor allem der treffliche Bourget, welcher unsern „Modernen" nicht nur in der Freiheit seiner Psychotomie, sondern auch in seiner Reinlichkeit und sittlichen Vornehmheit ein Vorbild sein sollte, wird mit Meisterschaft gekennzeichnet.

Nun zu den Dichtungen, zuerst zu den Prosadichtungen!

Unter den Novellisten nimmt M. G. Conrad die erste Stelle ein. Man kann immerhin zu dem einzigen wirklichen Führer der „Modernen" in scharfem, grundsätzlichem Gegensatze stehen, der sonnigen lebensluft-durchathmeten, herzbefreienden Novelle „Rothes Blut" mag man sich deshalb nicht minder freuen. Einen dem Conrad'schen Tone verwandten schlägt der Schweizer Karl Spitteler in seiner Bergnovelle „Friedli der Colderi" an. Unter den jüngeren Mitstrebenden Conrad's hat Hermann Conradi eine hervorragende Stelle eingenommen. Von ihm schrieb, vor seinem Tode, Bierbaum in dem erwähnten Artikel:

> Ein genialer Kopf ohne Selbstzucht und Selbstkritik, eine dämonisch erfüllte Poetennatur, die in Wüstheiten sich selbst verliert. Welch wundervolle Sachen hat dieser Dichter im Lyrischen geleistet, welch schauerlichen Tiefblick ins Menschenherz hat er bewiesen in seinem „Adam Mensch", und welch abstruse Philosophistereien hat er von sich gegeben, zumal in seiner tollen Broschüre „Wilhelm II. und die neue Generation". Er ist der Kränkste unter den Neueren, aber nur Blindheit oder Gehässigkeit kann leugnen, daß großes Können in diesem kranken Geiste lebt.

Ein posthumes Unglück war für den früh Dahingerafften die in der „Modernen Dichtung" erfolgte Veröffentlichung seiner nachgelassenen Novelle „Unter dem Walnußbaum". Ueber den Stoff sagt man am besten nichts, da es sich um einen Todten handelt, von dem ungeheuerlichen Stil aber sind damals Proben durch alle Zeitungen gegangen. Diese Verquickung von farbiger und warmer Sinnlichkeit, prickelndem Geiste und Kraft mit einer austiftelnden, berechnenden, beschreibenden Manier ist in der That das Aeußerste von Unnatur. Den Menschen Conradi hat uns dann der innige Nachruf Hans von Basedow's versöhnend nahe gebracht. Noch hebe ich unter den Novellen Gerhard Hauptmann's fein angelegte Skizze „Der Apostel" hervor. Jasinski's „In der Vorstadt" hätte ohne Schaden unübersetzt bleiben können. In Detlev von Liliencron's Novelle „Die Schnecke" ist die Novelle selbst das Schlechteste. Wozu an die köstliche persönliche Plauderei eines fröhlichen Weltkindes eine interesselose, brutal ausgehende Wahnsinnsgeschichte hängen?

Demselben nordisch frischen und naturfreudigen Dichter begegnen wir auch mehrfach in größeren und kleineren Schöpfungen in gebundener Rede. Liliencron's Tugenden und seine Untugenden stammen aus einer Wurzel. Voll Naturgefühl und voll Genußkraft packt er seine Stoffe mit raschem Künstlergriffe und formt sie spielend aus seinem reichen Geiste heraus, aber zu reiner Ausgestaltung fehlt ihm oft Ruhe und Geduld. Es ist, als ob er dächte: „Mir macht es Spaß und für die Leser ist es gut genug." Er verkehrt mit den Musen recht cavaliermäßig und das paßt diesen Damen manchmal nicht. So ist „Der Heidegänger" ja, seinem größten Theile nach, wie eine von dem gestaltenwechselnden Geiste der Heide selbst eingegebene Phantasie; es scheint, als strömte die eigenartige Erfindung unerschöpflich dahin, aber endlich droht der Strom doch

zu versiegen: der Schluß ist schwach. Ein kleines sinniges und anspruchsvolles Gedicht ist „Auf einem Bahnhof". In „Ein Gruß an Oesterreich" erzählt Liliencron einen für seine Doppelnatur als Träumer und Held bezeichnenden Vorgang aus der Schlacht von Königgrätz, mit einer herzlichen Schlußwendung an das verwandte und treu verbündete deutsche Volk Oesterreichs. Als freien Dichtergeist zeigt er sich in dem Gedicht an Karl Henckell. Der Socialist und der königstreue Offizier begegnen einander im Barrikadenkampfe:

> Wir prallten vor, und trafen uns ins Herz'
> Als unser Blut nun rann in eins zusammen,
> Verlohten wolkenhoch zwei Dichterflammen,
> Wir prallten vor, und trafen uns ins Herz.
>
> Doch eh' das letzte Leben uns verfloß,
> Eh' wir auf immer voneinander schieden,
> Verzweigten unsre Hände sich zum Frieden,
> Eh' noch das letzte Leben uns zerfloß.

Diesem Liliencron'schen Gedichte gegenüber steht das Henckell'sche „Kunstproletarier". Karl Henckell ist ein Idealist wie nur einer, für Menschenwohl und Gerechtigkeit begeistert; aber in freiwilliger Selbstverbannung mit Flüchtlingen lebend, hat er sich in einem Hasse berauscht, welcher sein Urtheil trübt, und die schlechtesten literarischen Gewohnheiten angenommen. In den Gedichten, welche er für die „Moderne Dichtung" beigesteuert hat — ich nenne noch „Prinzessin Carneval", „Statistik" und „Glühende Gipfel" —, zeigt er sich von der besseren, der ursprünglichen Seite seines Wesens. Reich an Gedanken, tief und heiß empfindend, ein Meister der Form, von der er freilich hie und da Sklavendienste fordert, und nicht selten von einem Adlerschwunge der Sprache, welche an den jugendlichen Schiller erinnert, ist er Liliencron mindestens ebenbürtig. Wie schade, wenn man von ihm sagen müßte, was Heine von Musset sagte: „Er hat eine große Zukunft — hinter sich." Adolf Brieger.

Staatswirthschaftliche Schriften.

1. Sociale Fragen vor 200 Jahren. (An Essay on Projects.) Von Daniel Defoe. 1697. Uebersetzt von Hugo Fischer. Leipzig, Hirschfeld. 1890. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Seinerzeit hat der „Essay on Projects" viel Aufsehen erregt. Benjamin Franklin sagt in seiner Selbstbiographie, er habe einen entscheidenden Einfluß auf sein späteres Leben ausgeübt. Scott nannte Defoe (1661—1731) um dieses Buchs willen den Vater der englischen Essayisten. In der That war es der erste englische Essay; aber so schnell derselbe in England bekannt und volksthümlich wurde, ebenso schnell kam er auch wieder in Vergessenheit. Viel mag zu diesem Schicksale der trockene und lehrhafte Stil, in dem er gehalten ist, beigetragen haben; das Buch erwärmt nicht recht, das ist sein Fehler. Selbst John Ingram's „History of Political Economy", die doch sonst gegen die englischen Volkswirthschaftler nicht gerade zurückhaltend ist, erwähnt Defoe mit keinem Worte. Das verdient er auf keinen Fall. Derselbe Defoe, dessen „Robinson Crusoe", der erste englische Roman, uns alle in unsern Kindestagen hingerissen und begeistert hat, hatte einen tiefen Blick für die Schäden des Staatswesens und der Gesellschaft. Sein „Essay on Projects" zeugt von einer für seine Zeit wahrhaft genialen Begabung. Die socialpolitischen und volkswirthschaftlichen Reformen, die da vorgeschlagen worden, sind heutzutage Gemeingut aller Culturvölker, z. B. das Bankwesen, die Versicherungs- und Versorgungsanstalten, Concurs- und Handelsgerichte, Irrenhäuser und höhern Bildungsanstalten. Für unsere Zeit aber ist das Buch — daher wol die Uebersetzung — doppelt interessant: es entwickelt nämlich Ideen, die erst in den siebziger Jahren unsers Jahrhunderts wieder auftauchten und in Deutschland durch die Socialpolitik der letzten Jahre praktisch gemacht wurden. Bewunderung verdient, wie dieser Mann zu seiner Zeit den Gedanken der Unfall-, Invaliden- und Altersversicherung ersinnen, bis ins Kleinste durchführen und dabei Vorschläge machen konnte, die nach Jahrhunderten verwirklicht wurden, nachdem sich Geistes-, Cultur- und Wirthschaftsleben der Völker auf eine ungeahnte Höhe emporgeschwungen hatte. Defoe ist sicherlich einer der ersten Staatssocialisten; wir finden bei ihm sogar den Gedanken der Verstaatlichung großer Verkehrszweige, so z. B. des für England so ungemein wichtigen Seewesens. Neben diesen socialpolitischen und wirthschaftlichen Ideen eröffnen sich in den Abschnitten über die Landstraßen, Wetten, Bankrottirer, über das Fluchen, über Akademien interessante Ausblicke auf die gesellschaftlichen Zustände jener Zeit. Alles in allem: der Essay verräth Genialität. Die Uebersetzung ist dem Anscheine nach gut.

2. Wie wird man reich? Ein Buch für jedermann von Rudolf Band. Bukarest, Degenmann. 1890. 8. 80 Pf.

Wer in diesem Büchlein Winke zu finden meint, wie man an der Börse zu speculiren hat, um es in kurzer Zeit zum steinreichen Manne zu bringen, ist im Irrthum. Die Wege zum Reichthume, die der Verfasser darin empfiehlt, sind die längst gekannten. Manchem wird ja das Buch den Eindruck einer großen Sammlung von Gemeinplätzen machen. Mögen aber auch die Warnungen vor Schuldenmachen, Mode- und Genußsucht, waghalsigem Börsenspiel, Spielbänken, Lotterien, Schwindelannoncen, die Mahnungen zu weiser, mäßiger Sparsamkeit, zur Sorge für gute Gesundheit, zur Wahl eines passenden Berufs, zur richtigen Erziehung der Kinder sammt und

sonders Gemeinplätze sein — auf jeden Fall ist es gut, unsern Zeitgenossen, die es ja in Unsitten aller Art so erstaunlich weit gebracht haben, einmal recht ernst und eindringlich ins Herz zu reden. Wir wünschen dem Schriftchen, das so viele goldene Worte enthält, reiche Verbreitung und vor allem warme Beherzigung.

3. Die sociale Frage und ihre Lösung von Ernst Busch. Berlin, Pfeilstücker. 1890. 8. 2 M.

Busch ist halb Socialist, halb Nichtsocialist. Wie die Socialisten kennt er kein anderes Kapital als die Arbeitskraft, verlangt er ein thatsächliches Recht auf Arbeit und vollständige Ausgleichung der Standesunterschiede. Aber er bekämpft die Lehre der Socialisten vom Selbstwerben des Kapitals, ihre Forderung der Enteignung von Kapitalisten und Grundbesitzern und der Aufhebung der Vertragsfreiheit. Er sagt, das Recht auf Eigenthum müsse bestehen bleiben, Freiheit und Selbständigkeit der Person beschützt und jeder einzelne schaffensfähige Mensch auf seine eigenen Kräfte angewiesen werden; die Socialdemokraten hätten bisjetzt weder ein klares noch bestimmtes Programm aufgestellt; sie unterließen es wohlweislich auf eine ganze Reihe heikler Punkte einzugehen; ihre Bestrebungen seien durchaus ungewisse; sie verfolgten ganz widersinnige Ziele, die mit der socialen Frage gar nichts zu schaffen hätten und die nur geeignet seien, die Emancipation des vierten Standes nicht nur zu erschweren, sondern auch zu vereiteln.

Die Ursache der Standesunterschiede erblickt er nicht, wie die Socialisten, im Selbstwerben des Kapitals, auch nicht in dem Fleiße, in der Geschicklichkeit oder der Sparsamkeit einzelner, sondern lediglich darin, daß unter den heutigen Erwerbsverhältnissen die Thätigkeit der Vermittelung zwischen Production und Consum — das Geschäftemachen — immer weit einträglicher sei als die Thätigkeit der Production, weil die Vermittler durch Ueberfordern, durch Verschlechtern der Qualität, durch Preistreiberei, durch Druck auf die Arbeitslöhne u. s. w. in der Lage seien, ihren Verdienst auf Kosten der Producenten künstlich aufzubessern. Auf dieser einseitigen Ansicht baut er sein System, seine „Lösung“ der socialen Frage auf. Will man, folgert er, die Standesunterschiede beseitigen, dann muß man den Vermittlern die Ausnutzung jener Uebelstände unmöglich machen, darf man ihnen nicht mehr überlassen, sich für ihre Mühewaltung im Interesse der Gesammtheit durch Preiszuschlag selbst bezahlt zu machen, sondern muß ihnen statt dessen für ihre der Gesammtheit geleisteten Dienste ein dem Werthe der Leistung entsprechendes festes Gehalt gewähren. Auf diese Weise kommt Busch zu demselben Ziele, das sich der Socialismus gesteckt hat: zur Unificirung der Vermittelung zwischen Production und Consum, zur Beseitigung des Handelsprofits oder Unternehmergewinns oder Mehrwerthes, wie Marx sagt; nur soll dieses Ziel nicht, wie der Socialismus will, auf dem Wege der Gewalt, sondern der freien Concurrenz, also auf Grund vollster Vertragsfreiheit erreicht werden. Wenn der Güteraustausch einheitlich geregelt ist, denkt sich Busch, haben die Vermittler weder ein Interesse an Preis und Qualität der Waaren, noch brauchen sie um den Absatz derselben besorgt zu sein; sie haben dann nur ganz mechanisch Verbrauchswerthe abzuwiegen, abzumessen und zu verrechnen, und wenn man die Entschädigung für diese Thätigkeit in freiem Wettbewerbe sich regeln läßt, dann wird sie sich nicht höher und auch nicht niedriger stellen können als das durchschnittliche Einkommen des Producenten. Der Arbeitslohn soll mit andern Worten die alleinige Erwerbsquelle sein, und dieser Arbeitslohn soll sich nach wie vor in vollster Vertragsfreiheit regeln. Der Handelsgewinn bedeutet für Busch nicht eine Vermehrung des Gesammtwohlstandes, sondern einzig und allein eine Schmälerung des Arbeitslohnes; je mehr also der Handelsgewinn geschmälert wird, um so besser stehen sich die Producenten; die Unificirung des Güteraustausches würde den Handelsgewinn beseitigen; damit aber wäre die sociale Frage gelöst. Arbeitgeber muß lediglich der Kunde sein, der Abnehmer der erzeugten Verbrauchswerthe, also der Producent in seiner Eigenschaft als Consument, gleichgültig, ob die Kundschaft an eine Zwischenstation oder an die Endstation, die Producenten, übergeben wird; der Consument gibt dem Krämer, dieser dem Großhändler, dieser dem Fabrikanten, dieser dem Producenten Arbeit, während der Producent vom Fabrikanten, dieser vom Großhändler, dieser vom Kleinhändler und dieser vom Consumenten Arbeit nimmt. Von dieser Beseitigung des Handelsgewinns verspricht sich Busch eine „unendliche“ Steigerung des Einkommens des Arbeiterstandes an Verbrauchswerthen, eine gründliche und dauernde Nivellirung der Gesellschaft, den Wegfall materieller Noth und Abhängigkeit; aber so sehr er auch in diesen schönen Hoffnungen mit den Socialisten übereinstimmt, denkt er sich doch die einheitliche Regelung des Güteraustausches in ganz anderer Weise. Von staatlicher Organisation der Arbeit, staatlicher Regelung der Production nach dem Consum, wie sie von den Socialisten gepredigt wird, will er nichts wissen; er sagt von ihr, sie würde die zersplitterte, individuelle Vermittelung vollständig unberührt erhalten, zu nichts führen, keinen einzigen der vorhandenen Uebelstände beseitigen oder verringern und die Lage des Arbeiterstandes um kein Jota verbessern; sein Recept läuft darauf hinaus, daß die ganze Arbeiterwelt sich zu einer einzigen großen Consumgenossenschaft zusammenthut und ihren Bedarf nur in ihren eigenen Läden einkauft. Wo es irgend angeht, sollen Consumvereine entstehen, zu deren Beitritt weiter nichts erforderlich ist als die Zuweisung der Kundschaft; sämmtliche solche Vereine werden dann einer einzigen Leitung („Behörde“) unterstellt, die die Productionsverhältnisse nach ihrem Ermessen regelt, für Rechnung des Arbeiterstandes vermittelt und Geschäfte macht und den Ertrag ihrer Thätigkeit dem Arbeiterstande zugute kommen läßt.

So ungeheuerlich und ausschweifend auch der Gedanke

ist, im Wege freier Concurrenz die ganze Vermittelung zwischen Production und Consum in eine Hand zu legen, alle bestehenden Geschäfte von einem einzigen Geschäfte, das für Rechnung der Gesammtheit betrieben wird, aufsaugen zu lassen, versichert uns doch der Verfasser, daß das alles unglaublich einfach sei. Aber die Glaubwürdigkeit dieser Versicherung erschüttert er selbst, indem er den Weg reiner Selbsthülfe empfiehlt und dabei seine Arbeiter charakteristisch genug mit der Errichtung einer Genossenschaftskneipe beginnen läßt, während er schließlich doch mehr Vertrauen zu dem Modus zu haben scheint, daß die Arbeiter den Staat zwingen, mit der Errichtung fiscalischer Läden vorzugehen. Sein Hinweis auf die Consumgenossenschaft in Essen trifft nicht zu, weil dort Anfänger und Seele des Ganzen Herr von Krupp ist.

Der Verfasser ist von seinen Ausführungen sehr eingenommen und setzt auf sie die größten Hoffnungen; alle bisher bekannten Bestrebungen auf socialem Gebiete, sagt er einmal, seien werthlos; sein Programm biete den richtigen Schlüssel zur Lösung der socialen Frage; sobald es bekannt sei, werde der Arbeiterstand an den Staat das Verlangen stellen, die einheitliche Regelung des Güteraustausches in Angriff zu nehmen und durchzuführen; in höchstens zwei bis drei Jahren würden alle Geschäftsleute von der Bildfläche verschwunden sein. Meiner Ansicht nach ist aber auch diese „Lösung der socialen Frage“ eine Utopie, wenn ich auch nicht leugnen will, daß Busch's Ausführungen den Stempel wirthschaftlichen und logischen Denkens tragen und einen Wahrheitsfunken enthalten: die Unzuträglichkeit eines Zustandes, in dem einige große Speculanten das gesammte wirthschaftliche Getriebe zu beherrschen trachten und zum Theile thatsächlich beherrschen. Zum Schlusse kann ich die vielen haarsträubenden Unwahrheiten nicht ungerügt lassen, die Busch ohne Prüfung den Socialdemokraten nachspricht und für seine Beweisführung benutzt. Was werden unsere Branntweinbrenner, deren Gewerbe sich bekanntlich in der denkbar trostlosesten Lage befindet, dazu sagen, wenn sie da von Herrn Busch wiederum zu hören bekommen, sie verdienten an ihrem Branntwein reichlich 1600 Procent?!

4. Das Werthgesetz und die Profit-Rate. Leichtfaßliche Auseinandersetzung einiger wissenschaftlicher Fragen von George C. Stiebeling. Mit einem polemischen Vorwort. Neuyork, John Heinrich's Volks-Buchhandlung. 1890. 8. 25 Cents.

Sehr interessant ist, daß Stiebeling im Gegensatze zu der von den übrigen Socialisten allgemein angenommenen, aus der Marx'schen Werthlehre hervorgegangenen Theorie in bemerkenswerther Ehrlichkeit sehr hartnäckig den Satz verficht, mit der fortschreitenden Entwickelung der kapitalistischen Productionsweise und der fortschreitenden Ergiebigkeit der Arbeit sinke die Ausbeutung (dafür hat er meist das schöne Wort „Exploitation“) und steige der Lohn. Noch interessanter ist seine Mittheilung, daß eine Stelle aus einem seiner Aufsätze, die den Wortlaut hatte: „Wir hatten uns zur Aufgabe gesetzt, den Nachweis zu führen, daß unter sonst gleichen Bedingungen mit der höhern Concentration des festen und flüssigen Kapitals der durchschnittliche Jahreslohn steigt, und die Durchschnittsrate der Ausbeutung fällt, und umgekehrt, daß mit der geringern Concentration des festen und flüssigen Kapitals der durchschnittliche Jahreslohn fällt, und die Durchschnittsrate der Ausbeutung steigt“, in der „Zukunft“, einem socialistischen Blatte Berlins, in folgender Fassung erschien: „Wir hatten uns zur Aufgabe gesetzt, den Nachweis zu führen, daß unter sonst gleichen Bedingungen mit der höhern Concentration des festen und flüssigen Kapitals der durchschnittliche Jahreslohn fällt und die Durchschnittsrate der Ausbeutung steigt.“ Ganz im Einklange mit diesem Vorkommnisse steht das Todtschweigen, das andere socialistische Blätter den Stiebeling'schen Doctrinen angedeihen ließen, sowie sie einmal von den Dogmen der Partei abwichen. Stiebeling ist darüber sehr böse und spricht von fanatischem Glaubenseifer, der seine ketzerischen Untersuchungsergebnisse gefälscht habe — wieder einmal ein redendes Zeugniß von der glorreichen „Einigkeit“ im socialistischen Lager!

Uebrigens unterscheidet sich die Logik Stiebeling's um kein Haar von der Logik seiner Parteigenossen. Daß man falsche Vordersätze aufstellte und dann zu falschen Schlüssen kam, weil eben die Vordersätze falsch waren, ist auch anderwärts vorgekommen: die Kunst aber, aus falschen Vordersätzen auch logisch falsche Schlüsse zu ziehen, haben bisher nur die Socialisten zu Wege gebracht. Die Formeln und Gleichungen, die Stiebeling's Broschüre aufstellt, sehen auf den ersten Blick alle wunderbar gelehrt aus; man braucht sie sich aber nur halbwegs bei Lichte zu betrachten, um zu erkennen, wie es in Wirklichkeit um sie aussieht. Man merkt die Absicht und wird verstimmt. Diese ganze sogenannte Beweisführung ist ganz offenbar nur dazu berechnet, Gimpel und Simpel zu fangen. Von einer wirthschaftlich-philosophischen Methode, die dabei sein soll, ist auch nicht eine Spur vorhanden. Bauernfängerei ist die ganze Sache, weiter nichts!

Richard Oertel.

Nochmals Erzählungen.

1. Neue Novelle von Fr. von Hohenhausen. Berlin, Freund u. Jeckel. 1890. 8. 2 M.

Die Frische und Beweglichkeit des Geistes, Eigenschaften, wodurch sich die frühern Schriften der Verfasserin auszeichnen, blieben ihr auch im Greisenalter treu. Ihre „Neuen Novellen“, aus Erfindung und Geschichte bestehend, sind knapp und flott geschrieben und enthüllen allerlei unterhaltende Ereignisse aus dem Leben und Treiben der

höhern Stände. Frau von Hohenhausen hat während eines langen Lebens im Verkehre mit merkwürdigen und bedeutenden Persönlichkeiten mancherlei erfahren und die Memoirenliteratur fleißig studirt. Diese Erfahrungen und Studien sind der Doppelquell, aus dem sie mit Geist und Anmuth zu schöpfen weiß, und gern läßt man sich von ihr von Zeit zu Zeit einen frischen literarischen Trunk credenzen.

2. Die beiden Fiedler. Roman aus der Zeit des deutschen Bauernkrieges von Peter Philipp. Wien, Konegen. 1891. 8. 5 M.

Es sind zwei liebenswerthe Gesellen, die beiden Fiedler Felix und Arnold, welche uns Peter Philipp, ein österreichischer Dichter, der schon vor Jahren mit einigen Dramen hervorragende Proben seines Könnens abgelegt hat, in seinem neuesten Werke vorführt. Felix ist ein munterer Faut, der das Leben von den heitern Seiten nimmt, zu Schelmenstreichen aufgelegt ist und aus gutmüthigem Herzen heraus zu seiner geliebten Fiedel anmuthig fröhliche Lieder zu singen versteht. Arnold ist sein Freund und sein Widerspiel. Eine schwere Jugenderfahrung hat sein Gemüth verdüstert, die Schwermuth ist seine Begleiterin und die Muse seiner tiefsinnigen Lieder. So zieht er als Schwärmer und Idealist durch die harte Welt. Die große Bauernbewegung des Jahres 1525 begeistert ihn, er schließt sich ihr an; die Bauern will er aus der Schmach und Schande der Leibeigenschaft befreien und wird ihr Führer, Die Abenteuer und Schicksale der beiden Freunde nun werden von dem Verfasser in gewinnender Weise erzählt. Arnold geht, nachdem er ein kurzes Liebesglück genossen, als einsamer Märtyrer der Freiheit und Menschlichkeit zu Grunde; Felix hingegen, der Fröhliche und Friedfertige, gründet sich einen behaglichen Hausstand. Das alles ist naturgemäß und von überzeugender Wahrheit. Es läßt sich darüber streiten, ob es nicht angemessen gewesen wäre, die grotesken, phantastischen und wilden Farben der Zeit kräftiger hervorzuheben — das 16. Jahrhundert war das Jahrhundert des Grobianus. Peter Philipp wählte einen zarten ausgeglichenen Ton. Seine Darstellung ist durchaus maßvoll, fein, einheitlich. Wünscht man auch bisweilen Herbigkeit und Verwogenheit, man gewöhnt sich schließlich an sie und gewinnt sie lieb, besonders die ruhige, gesättigte Fülle, welche die eigentliche Schönheit des Romans bildet. „Die beiden Fiedler“ sind ein wohlthuendes, warmes und edles Werk, das viele Freunde finden wird und soll.

3. Verstoßen. Roman von Emma Linck. Berlin, Janke. 1890. 8. 4 M.

Das Problem ist nicht ohne psychologischen Reiz. Es wird gezeigt, wie ein Mädchen, einsam herangewachsen, verkehrt erzogen, edel und hochsinnig veranlagt, jedoch stolz und starr, nur dem eigenen Willen folgend, an Gott und Menschen zweifelnd, durch großes Unglück, dadurch nämlich, daß es nach kurzem Liebesglücke den Mann seines Herzens verliert, zur Demuth geneigt, zum Glauben zurückgeführt, zur stillen Versöhnung mit sich und der Welt emporgeläutert wird. Gewiß ein altes Problem, so alt, daß es niemals veraltet. Die Fabel ist lebendig erfunden und durchgeführt. Der Anfang ist besonders spannend, einzelne Begebenheiten sind dramatisch zugespitzt, die Charaktere hingegen sind zu wenig vertieft und dem romanhaft Herkömmlichen wird allzu sehr Rechnung getragen.

4. Von der Weibererziehung. Drei Novellen von Georg von Seydlitz. München, Callway. 1890. 8. 4 M.

5. Von dem Reichthum und der Liebe. Zwei Novellen von Georg von Seydlitz. München, Callway. 1890. 8. 4 M.

Die in den beiden Bänden enthaltenen Novellen haben ein gemeinsames Merkmal: sie sind einförmig. Die Form ist ohne Reiz, die eingestreuten Gespräche, von dem Verfasser leider ohne Geiz behandelt, lassen einen höhern Geist vermissen; und der Inhalt? Mein Gott, wackere Leutchen, die sich noch nicht haben, sich aber nach einigen Umschweifen kriegen, oder solche, die zwar schon priesterlich getraut sind, aber sich erst nach Irrthümern und Umständen besitzen. In letzterer Hinsicht ist die Novelle: „Ich ziehe mir meine Frau“, eine der ausgeführtesten, erwähnenswerth. Ein Mann in den sogenannten „besten“ Jahren, die bekanntlich nicht mehr die guten sind, heirathet, wenn auch nicht aus stürmischer Liebe, so doch aus Neigung ein armes, junges Wesen. Marie liebt ihn, den reichen Baron, nicht; doch hat er ihrem Vater einen großen Dienst geleistet. Auf Wunsch des Alten reicht sie ihm die Hand. Sie betrachtet sich als gekaufte Waare und ist tief unglücklich. Als sich ihr der Baron nach der Hochzeit nähert, weist sie ihn schroff zurück, und so geht es fort jahrelang. Sie treffen ein Uebereinkommen, nach welchem jeder thun kann, was er will, wenn nur der Schein des Anstandes gewahrt bleibt. Ein Mann, der von seiner angetrauten Gattin abgewiesen wird in seinen Rechten, der vergißt oder nicht weiß, daß Kühnheit zur Pflicht wird, wie Goethe's Ausspruch lautet, ein solcher Mann spielt eine lächerliche Rolle und kein tieferes Interesse regt sich für ihn. So ist es auch mit dem besagten Baron. Was hat er gethan, um Mariens Liebe zu erwerben? Nichts. Er hat sie thatsächlich für Geld gekauft, und doch ist er ein Ausbund an Edelmuth. Darauf muß Marie erst kommen, erkennen muß sie, daß ihr Jugendgeliebter ein Schuft ist, bevor sie des Barons echtes, hingebungsvolles Weib wird. Versöhnung und Ende!

6. Auf Befehl Seiner Hoheit! Roman von Joachim von Dürow. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 3 M.

Ein Herr und eine Dame, Lieutenant von Herhut und Walpurge von Echtershausen, lieben je eine Prinzessin und einen Prinzen, nahe Verwandte des regierenden Fürsten irgendeines kleinen deutschen Landes. Um eine Misheirath hintan zu halten, begeht der Souverän, ein kühl erwägender Mensch, den argen Streich, Herhut und Walpurga an offener Tafel als Verlobte vorzustellen. Nun müssen sie sich trauen lassen. Es wird hierauf geschildert, wie sich nach und nach die Herzen der Gezwungenen

finden und wie sie glücklich werden. Der gute, bärbeißige Erbonkel des Lieutenants steht in der Mitte der Handlung. Sein Herz hätte ihm in seinen alten Tagen beinahe einen dummen Streich gespielt: er war nahe daran, das Opfer einer Gaunerin zu werden. Doch am Ende wird auch er gerettet. Diese Vorgänge werden frisch, anmuthig und humorvoll erzählt. Auch die Zeichnung der Figuren ist fester und bestimmter, als sie in den deutschen Durchschnittsromanen zu sein pflegt. Onkel Herhut ist ein behagliches, liebenswerthes Menschenkind. Dem Verfasser gelingt es, daß der Leser zum Schlusse fröhlich ist mit den Fröhlichen.

7. Unter vier Herrschern. Aus den Erinnerungen Althea Allingham's 1785—1842. Von Emma Marshall. Autorisirte Uebersetzung. Gotha, F. A. Perthes. 1890. 8. 4 M.
8. Königstöchter. Eine Erzählung von Emma Marshall. Mit ausschließlicher Ermächtigung der Verfasserin ins Deutsche übertragen von Marie Morgenstern. Bremen, Heinsius Nachfolger. 1890. 8. 3 M.

Die beiden Bücher enthalten Familiengeschichten, wie sie in England seit vielen Jahren mehr zur Erbauung als zur Ergötzung geschrieben werden. Der alte Richardson machte den Anfang; seine Nachfolge ist so zahllos, wie der Sand im Meere. Der englische Roman ist, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, grau geworden und veraltet. Längst ist die Zeit vorbei, wo es kein deutsches Familienblatt gab ohne Roman aus dem Englischen mit dunkeln Verbrechen und priesterlicher Salbung. Die Gegenwart hat neue Ideen, neue Probleme geschaffen, welche nach dichterischer Gestaltung ringen und neue Formen und Methoden erheischen. Die Franzosen, Russen, Nordländer, ja sogar die Italiener und Spanier, schüchtern auch die Deutschen, folgten mit Talent und Eifer dem neuen Geiste und überholten die conservativen Söhne Albions. Altmodisch sind denn auch die vorliegenden Bände, altmodisch, doch nicht schlecht. „Unter vier Herrschern" — die Könige von Georg III. bis zu Victoria sind gemeint — ist insbesondere eine in Tagebuchform mitgetheilte Hauschronik, der es an hübschen Begebenheiten und Betrachtungen nicht fehlt. Ein frommer, kein pietistischer Sinn kommt mit Worten und Werken zu freundlichem Ausdrucke. Anders in der Erzählung „Königstöchter", die sich in der Erfindung mehr dem Romane nähert. Die Königstöchter sind nicht Sprößlinge eines irdischen Herrn, sondern Wesen, deren Leben in der Bahn des christlichen Bekenntnisses sich abrollt. Gegen solche Romanheldinnen ist nun freilich kein schicklicher Einwand zu erheben, aber die Tendenz macht sich zu breit und zu aufdringlich geltend. Eine Erzählung ist kein kirchliches Andachtsbuch, gern hingegen ein ästhetisches und menschliches und ihre Wirkung soll anders sein als diejenige eines methodistischen Sonntagnachmittagpredigers. Wenn die Verfasserin die guten Menschen glücklich werden, d. h. in ein zufriedenes Ehebett steigen läßt, so ist dies weder lebenswahr noch besonders christlich. „Wen Gott liebt, den züchtigt er", lautet es.

9. Vanitas. Von Karl Frenzel. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 5 M. 50 Pf.

Der genannte Roman bildet den dritten Band der eben erscheinenden „Gesammelten Werke" Karl Frenzel's, auf deren Beginn wir in Nr. 29 d. Bl. hingewiesen haben. Frenzel hat sich über Aufgabe und Bedeutung des Romans wiederholt ausgesprochen. Jener Gattung, die Zola mit Ernst und Begierde vertritt, dem secirenden Experimentalromane, steht er, ein an den Classikern und Romantikern geschulter Mann, zweifelnd und kritisch gegenüber. Er ist ein Bekenner. Er ist, obwol er dem Neuen und Zeitgemäßen sein Recht läßt, ein Bekenner jener durch die Jahrhunderte bewährten und geweihten Richtung, die ein Menschenschicksal, ein Gesellschafts-, ein Weltbild im Romane sucht, einen geistigen und menschlichen Inhalt verbunden mit einer künstlerischen Form; er gehört zu jenen alten, aber niemals altmodischen Idealisten, denen der Himmel näher liegt als die Pfütze. Was Frenzel von einem andern Romanschriftsteller sagt, gilt auch von ihm:

> Als echter Künstler hatte er an dem bloßen Material, dem Abschreiben der Natur, der psychologischen Studie weder Freude noch Genüge. Was er ergriff, gewann unter seiner feinen und geschickten Hand Glätte und Rundung, jene künstlerische Form, die man heute so gering schätzt, indem man nur die Wahrheit und Naturtreue des Geschilderten oder Erzählten gelten lassen will. Wie wenige deutsche Erzähler besaß er die erfinderische Kraft in der Schürzung eines Knotens, in der Verschlingung einer Fabel, in der Erweckung und Festhaltung einer Spannung.

Obwol Frenzel nicht zu den sonderbaren literarischen Programmmachern der Gegenwart gehört, so erscheint es doch wie ein für den eigenen Gebrauch entworfenes Programm, wenn er fortfährt:

> Sehr möglich, daß es ein altmodisches Verlangen ist, von einem Roman zunächst eine Befriedigung der erregten Neugierde, der Frage: Was wird sich aus diesen Abenteuern entspinnen, wie werden sich die Fäden verschlingen und lösen? zu erwarten; aber die Realisten werden nicht leugnen können, daß es noch immer eine große Anzahl naiver oder in der literarischen Kenntniß zurückgebliebener Leser gibt, die eine „spannende" Geschichte den schönsten und gelehrtesten Beschreibungen eines Wurstladens und des Säuferwahnsinns vorziehen.

Ein solcher „Zurückgebliebener", wie unser Autor ironisch sagt, ist er selbst. Der Roman „Vanitas" liefert den Beweis: die Handlung ist mit Geschick und Reichthum erfunden, der Knoten sicher geschürzt und gelöst, die Spannung hält an bis zum Schlusse. Es werden Irrungen und Leidenschaften des Herzens an mannichfaltigen Gestalten gezeigt, die wol bisweilen aus dem dämmerigen Halbdunkel, das sie umfließt, bestimmter heraustreten dürften, doch hat dieses an sich einen immer fesselnden Reiz. Kurze Naturschilderungen besorgen die nöthige Stimmung und eingestreute Betrachtungen und Gedanken fesseln den Geist. Vanitas — Eitelkeit der Erdendinge, das ist die tiefe und wahre Tendenz des Buches. Es wird sich zu den alten Freunden neue erwerben.

Fritz Lemmermayer.

Feuilleton.

Wir wollen nicht mit der Mittheilung säumen, daß es dem Paul Neff'schen Verlage in Stuttgart gelungen ist, die beiden Unternehmungen Emil Engelmann's, deren wir hier bereits gedacht haben und die so recht zu Festgaben fürs Haus bestimmt und geeignet sind, auch zeitig genug vor Weihnacht abzuschließen. Sowol „Homer's Odyssee in freier Umdichtung für das deutsche Haus", als auch „Germanias Sagenborn. Neue Folge", die, wie wir seinerzeit erwähnt, dem gothischen Sagenkreise der deutschen Dichtung entnommen ist, liegen in geschmackvollen Bänden zu je 7, bezw. 8 M. vor. Die Bearbeitung der deutschen Sage, wie sie im gegenwärtig vollendeten Buche und im vorjährigen geschehen, erscheint uns durchaus zweckentsprechend und dankenswerth; soll aber, wie im Prospecte angegeben ist, ungeachtet der ganz trefflichen poetischen Behandlung des Parzivalliedes für das deutsche Haus durch Engelmann, derselbe Stoff noch einmal in ähnlicher Weise wie etwa die Siegfriedssage in Prosa zur Darstellung gelangen, so müßten wir dies doch als überflüssig ablehnen und zu bedenken geben, ob „das deutsche Haus" denn auch das alles bergen könne, was ihm aufzugeben zugemuthet wird.

Ebenda ist eine schöne neue Ausgabe von Schiller's „Gedichten" mit seinem Bildnisse nach Dannecker's Büste, der photographischen Wiedergabe seiner Handschrift, mit kurzer Lebensskizze und den Abbildungen des Geburts-, des Sterbehauses und der letzten Ruhestätte des Dichters in der Fürstengruft zu Weimar und endlich mit Anmerkungen in sauberem Bande zu 2 M. erschienen. Unter den Gedichten hat „Semele" nicht Aufnahme gefunden, dafür sind aber die Nachdichtungen des zweiten und vierten Buchs der „Aeneis" im Bande enthalten.

— Als werthvolles Geschenk empfehlen wir das jetzt vollendete reich ausgestattete Werk Hermann Jahnke's „Fürst Bismarck. Sein Leben und Wirken" (Berlin, Paul Kittel), das wir nach seinen sechs ersten Lieferungen besprochen haben, denen inzwischen zehn weitere gefolgt sind. Wir danken dem Verfasser für die offene und ehrliche Ausdrucksweise, mit der er gegenüber aller beschönigenden und unwahren Rederei die harte weltgeschichtliche Thatsache hinstellt, wie sie ist: „Nicht seinen Gegnern im Parlamente sollte es gelingen, den gehaßten und gefürchteten Leiter der deutschen Staatskunst zum Rücktritt von seinem Posten zu bewegen. Es mußte eine gewaltigere Hand kommen, welche den Steuermann des Reichsfahrzeuges von seinem Platze wies. Er war noch mit tausend Fäden an diesen Platz gefesselt."

— Aus dem Verlage von F. A. Perthes in Gotha ist eine tüchtige ernste Erzählung aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts hervorgegangen: „Hans Sumenicht der Schildknecht. Eine Burgmannsgeschichte aus dem Weserthale. Von Ludwig Spitta" (Preis geb. 4 M.). Der Verfasser ist uns noch nicht begegnet, und wir wissen nicht, ob es seine erste größere Dichtung ist, aber wir vermögen dem Urtheil zuzustimmen, daß er auf dem historischen Hintergrunde seine Gestalten lebensvoll in schlichter, kerniger Sprache gezeichnet hat und die Geschicke seines Helden in hinreichendem Maße die Theilnahme des Lesers zu fesseln vermögen.

Im gleichen Verlage ist auch wieder ein neuer Band von Johanna Spyri, bereits der vierzehnte ihrer „Geschichten für Kinder u. s. w.", erschienen: „Keines zu klein Helfer zu sein". Das Buch zu 2 M. 40 Pf. enthält drei Erzählungen: „Allen zum Trost", „Lauris Krankheit", „Cromelin und Capella", die in der Mahnung zur christlichen Nächstenliebe die gemeinsame Richtung und im Leben der schweizer Gebirgsleute die gleiche Unterlage haben.

Auch den Jüngsten hat die Verlagshandlung etwas gebracht: „Ernst und Scherz für meine Lieblinge. Erzählungen und Märchen für Kinder von 6—9 Jahren. Von E. Longfeldt" (Preis 3 M.). Das hübsch gebundene Buch bringt 20 kleinere Erzählungen, die nicht nur unter dem Gesichtspunkte der Unterhaltung, sondern auch unter dem pädagogischer Einwirkung geschrieben sind.

Endlich sind auch die Allerjüngsten bedacht durch „Ausgewählte Erzählungen, Gedichte und Festgrüße für die Kleinen. Von J. J. Liessem. Zweite vermehrte Auflage" (Köln, Bachem), Preis geb. 1 M. 50 Pf. Es ist eine gute Sammlung; wir haben sie sorglich geprüft und von katholisirender Richtung frei gefunden.

— In wohlverdienter zweiter Auflage erscheinen die erst in Nr. 3 d. Bl. d. J. voll Anerkennung besprochenen „Feldzugs-Erinnerungen eines Fünfunddreißigers 1870/71 von Hugo Ehrenberg" (Rathenow, Babenzien, 1891). Daß diese Auflage als eine stark vermehrte bezeichnet werden kann, rührt daher, daß der Verfasser für die Zeit, wo er durch Krankheit während des Feldzugs behindert gewesen oder noch nicht auf dem Kriegsschauplatze war, durch Mittheilungen von Waffengefährten reichlich unterstützt worden ist. Der Preis ist 3 M.

— Von Theodor Fontane's realistischem Nomane „Irrungen, Wirrungen" aus dem Jahre 1888 ist jetzt eine zweite wohlfeilere Auflage zu 3 M. bei Fontane in Berlin, der das Werk erworben, erschienen.

— Neben Leroy-Beaulieu und in geschichtlicher Beziehung Rambaud und Pingaud dürfte unter den heutigen Franzosen wol der Vicomte Eugène Melchior de Vogué zu den besten Kennern Rußlands gehören. Der Vicomte, Mitglied der Akademie, ist bekanntlich mit dem General Annenkow, dem Erbauer der Transkaspischen Bahn, verschwägert und steht zu ihm in sehr freundschaftlichen Beziehungen, die seinen häufigen und vertrauten Verkehr mit Rußland, dessen guter Gesellschaft, wie seinem Volks- und Geistesleben erklären und erleichtern. Ein Buch über die heutige russische schöne Literatur hat den Vicomte zum Verfasser. Aber er schildert das ihn interessirende Volk auch nach eigener unmittelbarer Wahrnehmung. Schon 1888 erschienen von ihm vier Erzählungen als „Russische Wintermärchen" in deutscher Uebersetzung von Ida Brendel, die nicht den Absatz gefunden haben, der sich von ihnen erwarten ließ. Als „Russische Wintermärchen" (Berlin, Schorß, 1890; Preis 3 M.) gehen sie nochmals in die Welt, in der wir ihnen glattern Fortgang wünschen.

— Als reizendes Prachtwerkchen stellt sich Wieland's unvergänglicher „Oberon" in neuer zierlicher Gestalt zur Festzeit ein. Nach der im Göschen'schen Verlage in Stuttgart erschienenen berühmten Prachtausgabe ist diese Taschenausgabe mit den vorzüglichen Holzschnitten von Gabriel Max und G. Cloß ausgestattet. Das Gewand bildet ein vornehmer zartgrüner Einband, den ein in demselben Tone gehaltenes farbiges Bild ziert. Bei billigem Preise wird es zu Weihnachten vielen willkommen sein.

— Vor drei Jahren wurde um die herannahende Festzeit des Amerikaners L. Wallaee Roman „Ben-Hur", der bekanntlich die Zeit und das Auftreten Jesu zum Vorwurfe hat, in d. Bl. eingehend besprochen. Es freut uns, von dem vorzüglichen Buche jetzt eine außerordentliche billige Volksausgabe der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart anzeigen zu können. Der Preis beträgt nur 1 M. 75 Pf., oder in schlichtem haltbaren Einbande 2 M. und in feinem Geschenkbande 3 M.

Bibliographie.

Bredow, A., Erzählungen aus der neueren Geschichte Mecklenburgs. Neustrelitz. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Degen, A. v., An der Spitze des Regiments. Roman. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Hutter, T., Die Karlsbrücke in Prag. Ihre Geschichte, Beschreibung und Sagen. Prag, Dominicus. 12. 40 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Gesammelte Gedichte

von

Alfred Berger.

Oktav. 146 Seiten. Preis geheftet M. 3. — In geschmackvollem Einband M. 3.60.

Eine liebenswürdige Individualität spricht sich in dieser neuen Gedichtsammlung aus; der musikalische Wohllaut des Verses und der sinnige Gehalt echt lyrischer Stimmung sichern dem Buche die Teilnahme aller Kreise, in welchen dichterisches Empfinden zu Hause ist.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Eine poetische Gabe für den Weihnachtstisch des deutschen Hauses.

Soeben erschien:

Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1891.

Ein Band von 20 Bogen mit sechs Kunstbeilagen in Photogravüre in zierlichem Originaleinband mit Goldschnitt. Preis M. 6.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Separatausgaben aus Schopenhauer's Werken.

Soeben erschienen:

Philosophie der Kunst. 2 Bändchen. 8. Jedes Bändchen geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Ueber Religion und Schicksal. 8. Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Ueber das Geistersehn und was damit zusammenhängt. 8. Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Früher erschienen:

Aphorismen zur Lebensweisheit. Separatausgabe aus „Parerga und Paralipomena". 2 Bändchen. 8. Jedes Bändchen geheftet 2 M., gebunden 3 M.

Ueber den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich. — Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften. — Separatausgabe aus: „Die Welt als Wille und Vorstellung". 8. Geheftet 2 M. Gebunden 3 M.

Diese handlichen mit Einleitungen von Dr. Wilhelm Gwinner, dem Biographen Schopenhauer's, versehenen Separatausgaben sind bestimmt, besonders interessante, allgemein verständliche Schriften aus Schopenhauer's Werken weitern Kreisen des Publikums zugängig zu machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker.

Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 9. Auflage. Mit Illustrationen. 8. Geh. 1 M. Cart. 1 M. 20 Pf.

Diese beliebte, bereits in neunter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors.

Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig.

von Behr,

Offizier der deutschen Schutztruppe.



Mit Vorwort v. H. v. Wißmann,
21 Abbildungen u. 1 Karte.
Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Weihnachten 1890.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Illustrirter Katalog

ausgewählter Werke aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

8. Geh. 56 S. mit zahlreichen Abbildungen.

Eine reiche Auswahl zu Weihnachtsgeschenken besonders geeignete Werke enthaltend.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.



Cotillon- & Carneval-Gegenstände
als Mützen, Orden, Touren,
Costüme, Masken etc.
sowie Cartonnagen & Attrapen
empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 25. December 1890.

Von Hamlet und seinen Genossen.

1. Shakespeare'sche Probleme. Plan und Einheit im Hamlet. Von Adolf Gelber. Wien, Konegen. 1891. 8. 6 M.
2. Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie. Von Hermann Türck. Leipzig-Reudnitz, M. Hoffmann. 1890. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Faust und Brand. Hamlet. Zwei Vorträge von Johannes Petersen. Gotha, F. A. Perthes. 1890. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Der „Papist" Shakespeare im Hamlet. Von J. Spanier. Trier, Paulinus-Druckerei. 1890. 8. 1 M. 60 Pf.
5. Ueber die Erscheinung des „Geistes" im Hamlet. Von Erwin Heuse. Elberfeld, Bädecker. 1890. 8. 1 M.
6. Die Schröder'sche Bearbeitung des „Hamlet" und ein vermuthlich in ihr enthaltenes Fragment Lessing's. Von C. W. Emma Brauns. Breslau, Freund. 1890. 8. 1 M.
7. Gesundes und krankes Seelenleben in Shakespeare's „König Lear". Vortrag gehalten im Musiksaal der Universität von A. Leppmann. Breslau, Jahresbericht des Humboldtvereins für Volksbildung. 1889. 8.
8. Shakespeare's Macbeth und die Schiller'sche Bearbeitung. Von Hubert Beckhaus. Leipzig, Fock. 1889. 4. 1 M.
9. Plutarch und Shakspere. Ein Beitrag zur Behandlung von Shakspere's Julius Cäsar in der Schule. Von Eduard John. Zwei Abtheilungen. Wertheim a. M., Großherzogliches Gymnasium. 1889—90. 4. 2 M.
10. Shakespeare's Cymbeline und seine romanischen Vorläufer. Eine kritische Untersuchung von R. Ohle. Berlin, Mayer u. Müller. 1890. 8. 2 M.

Ein so reiches und tiefes Verstandes- und Gemüthsleben wie das William Shakespeare's, dessen Vielseitigkeit schier unergründlich bleibt, läßt sich nicht allein durch seelisches Nachfühlen verfolgen, es verlangt nachdrücklich auch die ernste Theilnahme von Erfahrung und Wissen. Fort die falsche Scheu vor der Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel! Es befinden sich nicht nur bewährte Erklärer in der Reihe der Pfadweiser, nein, Männer vom Range eines Lessing, eines Herder, eines Goethe, eines Schiller haben gern ihr Bestes eingesetzt, um Shakespeare zu verstehen und verstehen zu lassen. Wieland und A. W. Schlegel bei uns, Victor Hugo jenseit des Rheins verwandten ihre gewaltige Herrschaft des Worts auf eine möglichst getreue Wiedergabe von Shakespeare's Ausdruck und Sinn. Zu jenen und diesen Spitzen gesellt sich die unbegrenzte Schar der ästhetisch und philologisch forschenden Gelehrten sammt den zahllosen Laien, die unberufen ihr zehnfach verwässertes Geschwätz beisteuern, auf der andern Seite die apathisch abschreibenden Uebersetzungsfabrikanten. Schwer wird da freilich die Wahl, und die Gefahr, das Falsche zu treffen, rückt in das engste Gesichtsfeld. Aber andererseits, je nichtsnutziger und verwerflicher das schale und saftlose Gerede ist, ein um so wärmerer Empfang sollte der guten und werthvollen Auslese aus jenem Schwalle zu theil werden. Denn die verständnißinnigen Erläuterungen der alle Aenderungen des Zeitgeistes überdauernden Monumente der Literatur hüten nicht nur den in diesen niedergelegten Schatz, sondern fördern auch den stetigen Fortschritt des Denkens, des Dichtens, der Cultur überhaupt.

Bisweilen allerdings, wenn man in den rastlos anwachsenden Wust hineingreift, der sich um eine literarische Erscheinung wie Shakespeare's „Hamlet" aufthürmt, beschleicht uns ein Zweifel, ob es hier wirklich noch möglich sei, unter der Spreu die verkrümelten Weizenkörner auszusondern. Seitdem das fesselnde Gemälde vom Grübeln und Auftreten des dänischen Königssohnes der prüfenden Ueberlegung eines jeden zugänglich geworden war, stürzte sich eine gleich den niedersten Lebewesen immer aus sich selbst heraus ergänzte Schar auf die räthselhafte Tragödie, um an jedem Worte, das einen nicht gerade alltäglichen Gedanken barg, herumzuzausen und nach dilettantischer Herzenslust das ganze psychologische Gewebe zu zerpflücken. Was der Dramaturg und Theatermann Shakespeare erstrebt und welche ästhetischen Grundsätze er innegehalten habe, waren jenen Philosophastern keine einer Antwort

würdige Fragen. Und wenn auch Lessing anläßlich der rein äußerlichen Geistereinführung in Voltaire's „Semiramis" nachdrücklich den schneidenden Unterschied der Shakespeare'schen Technik und Sachbehandlung betont und Goethe in der berühmten Hamlet-Debatte im Romane von Wilhelm Meister's Schicksalen weitläufig die Kernpunkte der Beurtheilung, Auffassung und Darstellung unter die Lupe nimmt, der Garaus ist dem bodenlosen Klügeln über unsinnige Probleme, die in des Dichters Text hineinescamotirt werden, noch heute nicht gemacht. Ueber Shakespeare's gedankliche Gipfelleistung — dies ist „Hamlet" sicherlich — hat sich eine Sintflut von verwirrendem Gefasel ergossen, die zugleich eine Sündflut heißen könnte; denn es ist ein Verbrechen an dem menschenerhebenden Genius, die schwächlichen Kinder des eigenen Hirns jenem unterzuschieben, heimlich und hinterher die Thatsache ableugnend. Will man wissen, was echt ist, so klopfe man ans Herz des Betroffenen: man stelle den Dichter und seine aufdringlichen Trabanten Stirn gegen Stirn und spreche wie ein zweiter Salomo dem im Besitzrechte Gekränkten sein Eigenthum zu.

„Hinkt dieser Vergleich nicht?" wirft vielleicht mancher ein. Für den, der mit mäßigem Genusse Dutzende von Hamlet-Commentaren durchmustert hat, keineswegs. Ihn gelüstet es gleich dem kühnen Alpenjäger, der mit seiner altmodischen Büchse auf den Gletscher nach Gemse und Lämmergeier steigt, indem er die neuen Gewehrverfeinerungen verschmäht, nach den alten Mitteln und Wegen, die einen ohne metaphysische Tiftelei in die möglichste Nähe von des Dichters Absichten führten. Die eiteln Besserwisser, die in der „Hamlet-Philologie" (die Ziffer schon gebietet, von einer solchen zu reden) vorwiegen, sind weitaus in der Mehrzahl Copisten: theils umschreiben sie mit häufigem Unverständniß Shakespeare's Aeußerungen, theils flicken sie aus da und dort aufgerafften Erklärerbrocken ein neues Gebäude von Hamlet-Glossen zusammen. Gottlob aber begegnen doch auch Früchte einer reifern Erkenntniß unter der Unmenge von Abhandlungen, die jahraus jahrein dem gedankenreichsten Stücke Shakespeare's gewidmet werden.

Hierher rechnet in erster Linie das „Shakespeare'sche Probleme" betitelte Buch Adolf Gelber's (Nr. 1), das sich mit „Plan und Einheit im Hamlet" beschäftigt, ein willkommenes Zeugniß für den ehrlichen Ernst und die liebevolle Vertiefung, die eine wahrheitsdurstige Kritik noch trotz der Centnerlast irreführender Druckbogeneonvolute der Sache hat angedeihen lassen. Man braucht kein Freund der Reformatoren zu sein, welche die Darlegung ihrer umstürzenden Ansichten mit einer Verketzerung sämmtlicher Vorgänger einleiten, obwol sie schließlich die Welt gar nicht mit einer Entdeckung beglücken, welche die Dinge auf den Kopf stellt; aber Gelber's Verfahren arbeitet mit so viel Ueberzeugung und Redlichkeit, daß man doch etwas verfrühtes Frohlocken über die Allheilsbotschaft der neuen Methode mit in Kauf nimmt. Worin besteht nun diese? In der entschiedenen Hervorkehrung des Moments der Handlung. Der Verfasser sagt: die in letzterer zu Tage liegenden Einzelvorgänge gehörig in Anschlag zu bringen, habe man seit einem Jahrhunderte versäumt und sich deshalb in unsinnige Widersprüche verstrickt, die insbesondere die Gestalt Hamlet's selbst mit einem Rattenkönige unvereinbarer Eigenschaften beladen hätten. Bald erscheine er edel, aber schwach, bald unedel, doch stark, bald träge, bald unermüdlich thätig, dem einen als das fleischgewordene Rechtsgefühl, dem andern als Mörder, der am Leichname seines Opfers brutale Witze reiße u. s. w. Darum steige man hinein in die Scenenfolge des Dramas und beobachte scharf die Wechselfälle seines Verlaufs; so werde man das abstracte Construiren von Charakter und Tendenz vermeiden und dem Aufbau aus dem Thatsächlichen, wie er Lessing's unverbohrt praktischer, dramaturgischer Kritik stets vorschwebte, wieder den Riegel lösen. Gelber heftet sich dem Dichter und seinem Helden an die Fersen, vom Beginne der tragischen Bahn bis zur Verschuldung Hamlet's, die er nach allen Seiten zergliedert und als eine künstlerische Großthat Shakespeare's gegenüber verwandten Dichtern (von denen aber Milton nicht älter als er war, wie S. 247 angenommen wird) erweist. Das abschließende achtzehnte Kapitel faßt die wichtigen Ergebnisse knapp zusammen: die sachliche Aufgabe sind Aufdeckung und Bestrafung eines Mordes; Hamlet entscheidet sich bei ersterer für Vernunft gegen Wunderglauben, bei letzterer für Selbstopferung statt Untergangs der Mutter; die tragische Kunst bietet für erstere Beweis, bei letzterer Rettung, da sie dem Könige sowol Schuldgeständniß wie Reugefühl abpreßt; Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Haß und Milde kreuzen sich nun weiterhin in Hamlet's Seele und führen das Verhängniß herbei, das doch ethisch versöhnend ausläuft. Als Disposition stellt Gelber auf: Erster Act Anzeige (Ruf zum Handeln); zweiter Act Nachspürung (nicht handeln dürfen); dritter Act Beweis (nicht handeln wollen); vierter Act gezwungene Unthätigkeit (nicht handeln können); fünfter Act Urtheilsvollzug (handeln müssen). Die ganze gründliche Auseinandersetzung wird mit edler Frische und Begeisterung vorgetragen und verdient die aufmerksame Erwägung einer einsichtigen Kritik. Jedenfalls bricht sie mit Glück eine Lanze für den oft verkümmerten Anspruch der Bühne (den das Vorwort aus des berühmten Hamlet-Darstellers Joseph Lewinsky Feder mit verficht), als die ausschlaggebende Erklärerin zu gelten:

> Dort docirt man nicht, streitet man nicht, bereichert man unser antiquarisches Wissen auch nicht; dort lernt das körperliche Auge, was das geistige in seiner Ohnmacht nicht sah — das Stück Leben, das Shakespeare gedichtet. Es war ein Schauspieler und Bücherschreiber, der im „Hamlet" die beiden Künste verherrlichte, und siehe, im Buche umschwebt uns Shakespeare's Schatten geheimnißvoll groß und schön, doch auf der Bühne ist er ewig jung und lebendig.

Ganz anders geartet ist der zweite Nothhelfer, der dem zweifelvollen Hamlet-Leser ersteht. Hermann Türck,

dessen als leipziger Inauguraldissertation verfaßte Schrift „Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie“ (Nr. 2) seine seit 1886 erscheinende Reihe von Beiträgen zur Hamlet-Frage abschließt, wandelt wenn auch mit neuen eigenen Gesichtspunkten längst durchfurchte Pfade. Er läßt das Dramaturgische ganz, das Aesthetische fast vollständig aus dem Spiele und geht lediglich auf Feststellung des psychischen Sachverhalts aus. Gegliedert ist seine Entwickelung in 1) Kritik früherer Erklärungsversuche und eigene Lösung des Problems, und 2) systematische Analyse des Hamlet-Charakters. Türck zeigt den besten Willen, die aufstoßenden Unklarheiten in Hamlet's Denken und Thun zu beseitigen, und verwendet dabei auch Erfahrungssätze des täglichen Lebens mit Geschick, ohne jemals den Gang philosophischer Beweisführung zu verlassen. Auch beherrscht er die Ansichten seiner Vorgänger, den Urtext und die englische Sprache so gut, daß er als vollgerüstet wohl in den Meinungskampf eintreten darf. Die Kette seiner Anschauungen hier stückweise zu bezeichnen, ist aus innern und äußern Gründen unmöglich. Doch heben wir seine Andeutung des innerlichen Zusammenhangs zwischen Hamlet's geistiger Krisis und allgemeiner Charakteranlage als wichtigen Gewinn hervor:

> Nur wer wie Hamlet den äußern lieblichen Schein so intensiv empfindet und zugleich selbstlos von der eigenen Person abstrahirend ein objectiv Werthvolles realisirt sehen möchte, wird dazu kommen, eine äußere und innere Vollkommenheit verbunden anzunehmen; nur er wird zur Erkenntniß des Irrthums gelangt so tief um ein zerstörtes Ideal trauern. Wollen wir eine kurze Formel für den Inhalt der Hamlet-Tragödie haben, so können wir sagen: Es ist darin der bedeutsamste Vorgang des menschlichen Seelenlebens geschildert, das Eintreten der Erkenntniß von der Transscendenz des wahrhaft Realen.

Man sieht, es ist zwar alte Schule, die uns hier belehrt, aber doch eine mit Gedanken, nicht mit nackten Wortgerippen arbeitende Forschung. Türck wirft sich zwar oft genug stolz in die Brust, von einer Alleinseligmachung seines Hamlet-Dogmas berauscht; aber den aufrichtigen Freund der Wahrheit vermag dies nicht zu hindern, auch hier nach Brauchbarem zu suchen.

Der 1887 verstorbene apenrader Kreisschulinspector J. Petersen hielt unter seinen für einen weiter gespannten Hörerkreis bestimmten Vorträgen auch einen über Hamlet, und diesen bietet jetzt der namentlich durch seinen „Herzog Ernst“ bekannte Dramatiker Professor Emil Wolff in Altona mit einem andern Vortrage in „Faust und Brand. Hamlet“ (Nr. 3). Die Rede über „Faust und Brand“, 1879 gehalten, als Ibsen's Gestirn noch im Aufgehen war, vergleicht Goethe's Faustfigur und den skandinavischen „Titanen des Wollens“, ausgehend von ihrem Hinausstreben über die Schranken der Menschheit. Auch sie zieht schon Shakespeare's „Weltschmerztragödie“, „Hamlet“, in ihren Bereich. Wahre Hingabe weiht Petersen dieser in dem andern Vortrage. Hier lehnt er sich wesentlich an Goethe's erwähnte Auslassungen an, ersetzt aber dessen Schlußthese durch selbständige Ideen. So meint er z. B., Hamlet sei seiner Aufgabe nicht gewachsen und sieht in ihm einen Ironiker, der diese Aufgabe nicht lösen will, aber es infolge seines durch die vor dem Stücke liegenden Ereignisse ungebildeten Charakters auch nicht kann; denn das Leben hat ihn zur Schwermuth erzogen. Petersen folgert ungemein feinsinnig, gewiß feinsinniger als haarscharf, und man folgt diesem Wegweiser gern, wenn auch die Problemlösung nicht greifbar zugespitzt und bisweilen von hier unangebrachten kirchlich-religiösen Einwürfen durchflochten ist.

Auch dem „Hamlet“ als ganzem Werke eines kantig ausgeprägten Dichtercharakters schenkt Herr Pfarrer Jakob Spanier in Morsdorf bei Trier seine Aufmerksamkeit in der Parteischrift „Der «Papist» Shakespeare im Hamlet“ (Nr. 4). Sich duckend unter das Motto des Hamlet-Ausspruchs: „Der Zweck des Schauspiels ist, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen“, nimmt er den Fehdehandschuh wieder einmal namens der „Kritiker“ auf, die in William Shakespeare einen verkappten Jesuitenzögling erblicken und all sein Sinnen und Trachten auf die Vertheidigung der orthodoxen Papstkirche und Agitation zu deren Gunsten zielen lassen. Ja, wirft der unbeeinflußte Leser staunend dazwischen, wo in aller Welt steht denn nur eine leise Spur davon, daß Shakespeare für den mittelalterlich-verstockten Katholicismus, den die jesuitischen Heißsporne des 16. Jahrhunderts mit eifervoller Hitze steigerten, Proselyten habe werben wollen? Spanier führt solche Nichtswisser (zu denen auch wir uns freudig zählen) mit der überraschenden Behauptung ab:

> Shakespeare „starb als Papist“ — ist eine These, die ... in neuerer Zeit von Rio, Reichensperger, Hager und zuletzt von Dr. Raich („Shakespeare's Stellung zur katholischen Religion“, Mainz, Kirchheim, 1884) in ihrer Richtigkeit so überzeugend nachgewiesen worden ist [!], daß man sich wundern muß, wie die Katholicität des Dichters jemals in solchem Grade zweifelhaft sein und bleiben konnte.

Ja, gegen solche Behauptungen ist eine gesunde literarästhetische Beurtheilung auch im Bunde mit der tiefgründigsten Psychologie machtlos. Jemandem, der Shakespeare, den freigeistigen Sohn des alle Geistesfreiheit schirmenden Elisabethanischen England, zum Recken einer Menschheitsverdummpfung und -Verfinsterung stempelt, ist es allerdings zu verzeihen, wenn er in Hamlet selbst eine Satire auf den „modernen Culturmenschen“ heraustiftelt. Nein, wir sagen: difficile est satiram non scribere! Wer aber eine Streitweise vom Schlage der Spanier'schen noch der Beachtung werth hält, der lese die kräftige Absage von Michael Bernays an den Meister des rheinischen Hetzkaplans, Rio, im ersten Bande des „Jahrbuchs der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft“.

„Ueber die Erscheinung des «Geistes» im Hamlet“ spricht kurz ein Heftchen von Dr. Erwin Heuse (Nr. 5). In demselben läßt sich nur wenig Verwerthbares aufstöbern. Act 1, Scene 5 habe Hamlet prüfen wollen, ob der Geist gut oder böse sei, weshalb er durch Hin- und Herlaufen und Anrede-Anspielungen (Maulwurf,

Minirer u. a.) versuchte, „festzustellen, ob er im Stande war, seinen Platz zu verändern". Heuse's Selbsteinwürfe machen aber diese mindestens seltsame Ansicht von vornherein unschädlich. Außerdem begründet er die Nothwendigkeit, daß Königin Gertrud Act 3, Scene 4 im Dialog mit ihrem Sohne auf den Standort des ihr nicht sichtbaren Geistes starre, als sie Hamlet angeht: „Wo schaust du hin?" und „Mit wem besprecht Ihr Euch?" Diese Ansicht ist aber allgemein anerkannt und befolgt, ihre erneute Darlegung also wohl zu ersparende Mühe. Heuse theilt jedoch mit, daß er sie noch nie auf die Bühne übertragen gesehen habe. Ist das unsere Schuld? Und wozu S. 3 fg. die Ueberschwenglichkeit beim Erwähnen von zwei nicht sonderlich genialen Bemerkungen Vischer's und von Friesen's, von denen die erste in ihrer Allgemeinheit doch auf jedermanns Lippen saß?

Eine sonderbare Ansicht stellt C. W. Emma Brauns (dieselbe, die 1888 Goethe's Frau ohne neue Daten „monographirte") in „Die Schröder'sche Bearbeitung des «Hamlet» und ein vermuthlich in ihr enthaltenes Fragment Lessing's" (Nr. 6) auf. Die zahlreichen Mängel der Vorbedingungen, die der Dame anhaften und sie unfähig machen, ein derartiges Thema zu behandeln, hat Professor Ludwig Geiger mit rühmlicher Offenheit in der Beilage zu Nr. 189 der „Allgemeinen Zeitung" für 1890 aufgedeckt. Aber auch in der Mittheilung ihres Fundes selbst offenbart sich ein klägliches Misverhältniß von Vorhaben und Möglichkeit der Ausführung. Sie behauptet steif und fest, ohne jede urkundliche Unterlage, ohne den Schatten eines Nachweises von Lessing'schem Anhauch, der berühmte Monolog „Sein oder Nichtsein" sei in Fr. L. Schröder's, des berühmten Schauspielers und Theaterdirectors, Hamletverdeutschung (zuerst 1776 in Hamburg aufgeführt, seit 1777 mehrfach gedruckt) von Lessing 1767 vergnügenshalber übersetzt und dann von Schröder aus dem Hamburger Theaterarchiv, wo ihn Lessing zurückgelassen habe, in seine Inscenirung eingefügt worden. Die Verfasserin behauptet, er zeige Lessing'sche Sprache und erhebe sich über die umgebenden Auftritte; aber Jacoby hat im letzten „Shakespeare-Jahrbuche" (vgl. d. Bl. f. 1890, S. 663a) nachgewiesen, daß gerade diese großartige Soloscene ärmlich nachgebildet sei. Zudem liegt eben gar kein Anlaß vor, gerade Lessing für solche Unterlassung der Sorgfalt verantwortlich zu machen.

Auch einige andere gewaltige Charaktere, die Shakespeare's Hand aus dem weichen Stoffe seiner Quellen geformt hat, sind neuerdings in eigenthümlicher Weise zergliedert worden. Dr. med. A. Leppmann besprach in einem Vortrage: „Gesundes und krankes Seelenleben in Shakespeare's «König Lear»" (Nr. 7) und gelangte zu Ergebnissen, die den Mediciner, den Shakespeare-Forscher und den Laien gleich anziehen müssen. Seine Collegen Starck, Director einer würtembergischen Irrenanstalt, und Hirschfeld haben schon früher Shakespeare's Kunst in der Vorführung der Wahnsinnsanfälle in eigenen Schriften bewundert. Leppmann verbreitet sich insbesondere über den herrlichen Gegensatz der gesunden Gemüther zu Lear selbst, den Shakespeare in seinem erschütternden Trauerspiele vollendet zum Ausdrucke gebracht hat. Es sei ihm herzlich für seine treue Hingabe an den großen „Meister der wahren Realistik" (S. 16) gedankt.

„Shakespeare's Macbeth und die Schiller'sche Bearbeitung" lautet der Titel eines Osterprogramms, das der Director des Gymnasiums zu Ostrowo, H. Beckhaus, vorlegt (Nr. 8). Mit kundiger Hand stellt er die beiden Hauptvertreter der modern-classischen Tragödie gegenüber und bezeichnet Schiller's Aenderungen genau und deutlich, die er als seiner eigensten Dichterkraft entsprungen (S. 24) erhebt. Das oft bearbeitete Thema wird vielleicht Albert Köster's jüngst erschienenes Buch „Schiller als Dramaturg" (vgl. Nr. 51 d. Bl. f. 1890) vorläufig abschließen.

Des britischen Bühnenfürsten Beziehungen zum classischen Alterthum berührt die Abhandlung von Gymnasialprofessor Eduard John, „Plutarch und Shakspere" (Nr. 9). Sie vergleicht äußerst übersichtlich den englischen Wortlaut in „Julius Cäsar" mit den vorschwebenden Textstellen Plutarch's, den Shakespeare bekanntlich in North's Uebertragung benutzte. Aus solchem gleichsam empirischen Vorgehen läßt sich viel mehr lernen als aus weitläufigen Geistreichigkeiten in beliebter Manier. Ganz vortrefflich ist der vierte Abschnitt: „Der Cäsar der Dichtung"; er entrollt uns ein klares Bild dieser psychologisch längst nicht genug gewürdigten Gestalt. Auch die vergleichende Literaturgeschichte kann hier gedeihliche Studien machen.

Zum Schlusse sei auf ein mit außerordentlichem Fleiße angelegtes Werk von Lic. theol. Dr. Ohle hingewiesen, das Shakespeare's „Cymbeline und seine romanischen Vorläufer" (Nr. 10) untersucht. Der Verfasser verfügt über umfassende Sprach- und Literaturkenntniß, wie es für seine theilweise „folkloristische" Aufgabe unerläßlich ist, zudem über tüchtige romanistische Schulung. Seinem eigenen Geständnisse zufolge ist er „sowol auf dem Gebiete der altenglischen, wie auf dem der eigentlichen Shakespeare-Literatur völlig Laie"; doch ist dies zu viel Bescheidenheit. Denn er erweist, wenn auch theilweise mittelbar, Shakespeare's „Cymbeline" auf philologischem Wege (weshalb hier nicht näher darauf eingegangen werden kann) als das uns längst ans Herz gewachsene wunderbare Schicksalsgemälde. Am untersten Punkte des von Ohle aufgeführten genealogischen Gebäudes steht Shakespeare's vom Glanze naturechtester Empfindung übergoldetes Drama, und es erweckt eines jeden lebhafteste Theilnahme, von Boccaccio's leichtbeschwingter Novelle bis zum britischen Meister mit der Fabel den verschlungenen Pfad mitzuwandern, für dessen Sicherheit die ruhige und sachgemäße Weisung des Verfassers trefflich sorgt.

Ludwig Fränkel.

Romane und Novellen.

1. Weibliche Dämonen. Roman von Adolf Glaser. (Gesammelte Schriften, 6. Band.) Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 3 M.

Es wird sicher niemand behaupten wollen, daß Adolf Glaser der „jüngsten" Schule der Realisten angehöre, im Gegentheile dürfte der Redacteur der „Westermann'schen Monatshefte" eher und mit Recht beanspruchen, als ein Vorkämpfer der angefeindeten idealistischen Richtung betrachtet zu werden. Zudem ist der vorliegende Roman bereits 1879 erschienen, also zu einer Zeit, da die große Fehde noch nicht entbrannt war. Der Stoff seines Romans aber erinnert nur zu sehr an die Vorwürfe, wie sie die neue Schule mit Vorliebe wählt, und es kommen in demselben auch ziemlich „starke" Dinge vor. Den Mittelpunkt der Geschichte bildet die Gestalt der Gräfin Geierstein, die in ihrer Jugend einen Kammerdiener ihres Vaters verführte und einem Kinde das Leben gab, als Frau eines abgelebten Höflings es aber nicht nur zu einer stattlichen Anzahl begünstigter Liebhaber brachte, sondern in der Junggesellenwohnung eines Offiziers förmliche „Orgien" veranstaltet. Der Zug, daß dieses Weib von dem Rittmeister verlangt, daß er die „pikantesten" Bilder, die sonst nur bei Herren-Diners die Runde machen, zeigen solle, ist bezeichnend genug. Die Schilderung, wie der verwitwete Fürst für die Bedürfnisse seines „Herzens" sorgt — dazu hält er ja sein Hoftheater —, ist sicher auch nicht ohne „pikanten" Beigeschmack. Die Hälfte der Gesellschaft des Romans bewegt sich in einer Atmosphäre von Lüsternheit und Unsittlichkeit, und ist selbst moralisch so verpestet und gemein, daß man Ekel vor ihr empfinden muß. Die andere Hälfte glänzt freilich durch strenge Tugendhaftigkeit und ist so rein und correct, wie man nur wünschen kann. Die neue Schule könnte mit Recht sagen, daß sie in vielen ihrer Werke auch nicht viel Schlimmeres biete, als man hier zu lesen bekommt, und in der That liegt das unterscheidende Moment nur darin, daß als Gegengewicht die „Moral" ebenfalls auftritt, und am Schlusse natürlich die Tugend siegt und belohnt wird. Offen gestanden, ist eigentlich die „moralische" Hälfte wenig interessant, die Geschichte des liebenden Paares würde allein kaum zu fesseln vermögen. Edmund hat bei einem Scandale, den die Gräfin Geierstein verursachte, einen Hieb über den Kopf erhalten, der seine vorübergehende Erblindung zur Folge hat, und diese Erkrankung erweckt ihm das Mitleid und damit die Liebe Leonorens. Das Verhältniß dieser beiden gibt zwar Stoff zu psychologischer Feinmalerei, zu dieser aber läßt sich der Verfasser nicht herbei, der mehr derb und stark „conventionell" malt. Ueberhaupt sind die anständigen Leute etwas langweilig und wenig originell, Dutzendmenschen ohne besondere Eigenschaften, welche sie zu charakteristischen Gestalten machen würden. Der Stil des Verfassers ist in diesem Romane auch weniger lebhaft als in andern seiner Werke, manchmal zu trocken und schwunglos, wie in einem Buche, das irgendeinen wissenschaftlichen Vorwurf behandelt; allerdings ist alles klar, deutlich und verständlich.

2. Welke Blätter. Roman in drei Bänden von Georg Hartwig. Berlin, Janke. 1890. Gr. 8. 10 M.

Drei Paare stehen im Vordergrunde des Lebensbildes, das dieser Roman entrollt. Sibylle Courtain ist die Tochter eines millionenreichen Spielpächters; unter den Opfern, denen er sein Geld verdankt, befand sich auch der Bruder des Malers Manfred Hjellmar, der bei einer Begegnung mit Sibylle dieser seine Verachtung darob ausdrückt. Das Mädchen macht dafür dem Vater eine Scene, der sie deshalb enterbt; das Verzichten auf den blutbefleckten Mammon macht natürlich Eindruck auf Manfred, der seine schonungslose Härte gegen Sibylle bereut, ihr Bild zu malen beginnt und sich nach und nach immer mehr verliebt. Selbstverständlich liebt auch Sibylle ihn, obwol sie schwört, den, der ihr so wehe gethan hat, nie mehr sehen zu wollen. Da Manfred auch seine Sinnesänderung nicht klipp und klar zum Ausdruck bringt, nimmt Sibylle die Werbung eines Generals Büdingen an. Jetzt erst findet Manfred Gelegenheit, seine Liebe zu entdecken, und auch Sibylle sieht ein, daß sie ausschließlich Manfred liebt. Ihre Verlobung mit Büdingen erscheint ihr als ein doppeltes Verbrechen, und dieses will sie sühnen; sie nimmt Gift und bereitet durch ihren Tod beiden Männern, die sie aufrichtig liebten, herben Schmerz. Diese sind wenigstens so vernünftig, sich nicht auch zu tödten. Der Selbstmord Sibylle's erscheint nicht ausreichend begründet. „Ihre stolze Wahrheitsliebe, ihre sittliche Würde, ihre unbegrenzte Hochachtung vor dem Hintergangenen" (Büdingen) soll sie in den Tod treiben. Nun ja, wenn sie bereits Büdingen's Weib wäre, dann könnte man zugeben, daß sie aus dem Zwiespalte keinen andern Ausweg finden könne. So aber würde gerade die Wahrheitsliebe es erfordern, daß sie dem Manne, den sie ja wegen seines lautern Charakters hochachtet, eingestehen würde, wie sie über ihre eigenen Gefühle nicht klar gewesen, als sie versprach, ihm eine treue liebende Gattin zu werden. Ebenso wenig würde ihre sittliche Würde darunter leiden, wenn sie dem mächtigen Zuge ihres Herzens folgte und sich mit den beiden Männern ehrlich auseinandersetzen würde. Von diesen erscheint der General unzweifelhaft als der Bessere, der die Sympathien des Lesers verdient; Manfred begeht ein Unrecht, wenn er Sibylle beleidigt, weil ihr Vater ein Schurke ist, denn sie weiß nichts von dem Elende, das der Spielpächter angerichtet hat und ist selbst rein und tadellos. Der Verfasser hat die Gestalt Manfred's auch unsicher und nicht ganz glücklich gezeichnet; sie gehört zu den weniger gelungenen des Romans.

Das zweite Paar ist eine kokette Witwe, Erika Bach,

welche sich in allerlei bedenkliche Liebeshändel einläßt, vor allem aber einen Dramendichter, Gabriel Romberg, in ihre Netze zieht, obwol derselbe Familienvater ist, ein liebendes Weib und hübsche Kinder besitzt. Der Dichter verliebt sich bis zum Wahnsinn in die Sirene, die ihn schließlich kalt von sich stößt, da sie in einem Lieutenant ein besseres Spielzeug gefunden hat. Romberg stirbt an der Enttäuschung, der Lieutenant aber geht nach Ostafrika, nachdem er gestanden hat, daß er nie daran gedacht habe, Erika zu seiner Gemahlin zu machen. Dieser Theil des Romans ist ziemlich lebenswahr ausgeführt, die in Betracht kommenden Personen sind gelungen charakterisirt: auch gibt es lebhafte Scenen, welche den Leser fesseln. Mit dieser Gesellschaft im Zusammenhange steht auch noch die Familie Richthof, bestehend aus Mutter und Sohn nebst Köchin, Diener und einem Stiefonkel. Frau Richthof ist eine gute, ehrbare Dame, die ihren Sohn, den Lieutenant Friedrich, abgöttisch liebt, der diese Liebe mit unendlichem Leichtsinne vergilt und schließlich — Schulden halber — schimpflichen Abschied erhält. Auch diese Gruppe ist gut und mit sichtlicher Vorliebe geschildert.

Das dritte Paar endlich besteht aus dem Dr. Gobbin, einem berühmten Arzte, selbstverständlich auch Hausarzt bei allen Vorgenannten — und nebenbei gesagt, Jude — und die arme, hübsche, aber stets fröhliche Filetarbeiterin Selma Schneider, die in dem Ganzen zwar keine große Rolle spielen, dafür aber ein glückliches Ehepaar werden und damit auch die Moral des Romans darstellen: daß diejenigen, „welche, von allen engherzigen Vorurtheilen absehend, lediglich dem Fingerzeige der Liebe folgen", am besten fahren, was man noch dahin ergänzen könnte, daß die einfach und schlicht Denkenden, leidenschaftslosen und ungekünstelten Menschen in der Liebe mehr Glück haben, und anstatt zu sterben, gesund und fröhlich leben können.

Der dreibändige Roman ist, wie aus Obigem erhellt, ziemlich reich an Handlung, und die Figuren sind geschickt dargestellt; ein tieferes Eingehen auf die Zeitfragen, besondere psychologische interessante Charaktere wird man freilich vermissen. Das Ganze wird jedoch den Leser unterhalten, wenn auch kein nachhaltiger starker Eindruck zurückbleibt. Die Schreibweise ist zwar nicht blendend, vielmehr könnte man sie manchmal recht prosaisch finden, aber wenigstens glatt und sorgfältig.

3. Kämpferinnen. Zwei Novellen von Otto Haggenmacher. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 5 M.

„Wildstrubel" betitelt sich die erste Novelle und hat zur Heldin eine junge Dame, die stark zur „Emancipation" neigt, auf einem Frauencongresse eine Rede über die Befreiung der Frauen vom Joche der Männer hält und dann in Amerika alle Tollheiten eines Clubs Emancipirter mitmacht. Da sie jedoch nicht verrückt ist, sondern über eine ausreichende Dosis gesunden Menschenverstandes verfügt, so wird sie gerade in Amerika durch die Excentricitäten ihrer Gesinnungsgenossinnen zur Hälfte geheilt, und nach ihrer Rückkehr im Haushalt einer Freundin vollständig hergestellt. Aus dem wilden Käthchen — in der Novelle heißt es Emma — wird ganz wie in „Der Widerspenstigen Zähmung" eine sanfte, ergebene, musterhafte Hausfrau. Während aber bei Shakespeare Petruchio sein Käthchen zähmt und wir auch sehen, wie es geschieht, spielt hier Herr Wolfgang eine passive Rolle und hat auf Emma's Entwickelungsgang, der immer nur erzählt wird, keinen Einfluß. Viel eher könnte man seinem lustigen Freunde Müller einen Antheil an der Umwandlung des Wildstrubels zuschreiben, die Hauptsache besorgt jedoch, wie erwähnt, die Familie eines Professors, dessen kerntüchtige Hausfrau durch ihr Vorbild Emma auf den rechten Weg bringt. Etwas seltsam erscheint es, daß der Verfasser Herrn Wolfgang nach kurzer Ehe infolge eines Unfalls sterben läßt und dann Emma den lustigen Müller heirathet. Für diesen Schluß wüßten wir keinen andern Grund als den, daß der Verfasser auch den „hartgesottenen Junggesellen" — gewissermaßen Emma's Gegenstück — am Schlusse auch noch bekehrt und in Freiheit dressirt vorführen wollte und da er kein anderes weibliches Wesen zur Verfügung hatte, so muß Emma Witwe werden. Dadurch wird die Geschichte aber etwas verkünstelt; einfacher wäre es sicher gewesen, wenn gleich Müller und Wildstrubel sich paaren würden, die Gestalt Wolfgang's könnte man leicht vermissen. Wie aus dem Gesagten schon ersehen werden mag, ist das Problem der Novelle nicht scharf genug herausgearbeitet, und auch die Charaktere sind nicht so plastisch dargestellt, wie man es wünschen müßte. Die Sprache ist nicht immer ungezwungen und die Schilderungen lassen volle Deutlichkeit vermissen.

Die zweite Novelle führt den Titel „Rosi im Moor" und deren Hauptperson ist die Frau eines Gastwirths und Gutsbesitzers auf dem Lande. Frau Rosi ist ein mit allen fraulichen Tugenden begabtes Weib, das auch nach höherer Bildung strebt und in freundschaftlichem Verkehre mit einem Doctor steht. Diese Frau wird nun von verschiedenen Leuten angefeindet, von ein paar proceßsüchtigen Bauern, die nach Rosi's Erbgut lüstern sind, von dem Rentamtmann, der ein Auge auf sie hatte, von einer neidischen Bauerin und von dem Kaplan, welchem die „Aufgeklärte" ein Greuel ist. Rosi's Gatte liegt an einer tödlichen Krankheit darnieder, und diese Zeit benutzen die Feinde zu einem Anschlage gegen die Verhaßte, der jedoch mislingt. Der Mann, welcher erst vor seinem Tode den wahren Werth seines Weibes erkannt hat, setzt Rosi zur Erbin ein, und diese vermählt sich dann mit dem befreundeten Doctor. Die Geschichte ist, soweit es auf die eigentliche Handlung ankommt, ein bäuerliches Intriguenstück; der Schwerpunkt sollte jedoch nach der Absicht des Verfassers in der Charakterdarstellung Rosi's liegen. Diese erscheint jedoch nicht vollständig gelungen; Rosi erscheint nicht als eine einfache Bäuerin, die blos nach Höherem strebt, sondern vielmehr als eine bereits gebildete Frau; Sprache und Gebaren sind nicht so einfach und schlicht,

wie es bei einer Bäuerin der Fall sein sollte. Auch die andern Personen zeigen zu wenig originalen Ausdruck, man muß sich unwillkürlich sagen, daß der Verfasser seine Gestalten nicht nach gründlichen Studien nach der Natur gezeichnet hat, sondern nach Vorlagen aus Büchern. Heutzutage ist die Lesewelt in dieser Hinsicht etwas verwöhnt, man hat zu viel naturwahre Gestalten gerade aus dem Bauernstande kennen gelernt, um nicht Theaterbauern geschmacklos zu finden. Die Gabe scharfer und zutreffender Charakteristik vermißt man in beiden Novellen, deren Stoff an und für sich recht glücklich gewählt wäre, sodaß man es bedauert, denselben nicht vollkommen ausgenutzt sehen zu müssen.

4. Zal Mawet. (Schatten des Todes.) Zwei Geschichten aus dem Osten des Deutschen Reiches von Erich Fließ. Leipzig, Friedrich. 1890. 8. 3 M.

Im Vorworte erwähnt der Verfasser, daß er der erste Sohn Posens ist, welcher versuche, Zustände seiner Heimat zu schildern, und bescheiden bemerkt er, daß er nur die Absicht hatte, lebenswahre Darstellungen zu bieten, nicht eine sociale oder speculative Idee zu verbreiten. Seine Absicht hat er unzweifelhaft erreicht, aber auch etwas mehr; es steckt zwar keine neue, wol aber eine sociale Idee in den Geschichten, die allerdings nicht vordringlich zu Tage tritt, aber sich dem Leser — man könnte sagen als Nachgeschmack — bemerkbar macht. Man darf den beiden Geschichten nachrühmen, daß sie einen starken Eindruck machen, insbesondere die erste: „Der Collega", und daß die Frische und Anschaulichkeit der Darstellung, sowol was die Geschehnisse betrifft, wie die Charaktere, den Leser fesselt. Wir haben zufällig das Leben in einem andern Theile des ehemaligen Polen gesehen und müssen anerkennen, daß die Schilderungen des Verfassers vollkommen zutreffen; so wie er es erzählt, lebt man wirklich in den polnischen Städtchen. Das Kapitel über die Commissionsfahrt zum Beispiel ist meisterhaft gelungen. Der Inhalt der ersten Geschichte ist kurz folgender: Ein junger Referendar in einem polnischen Neste trifft eine Edeldame, die er in ihrer Kindheit gekannt hatte, in tief unglücklicher Ehe an der Seite eines rohen sittenlosen Gatten, dessen gleichgesinnter Freund, ein Major, der Dame nachstellt. Zwischen den beiden jungen Leuten entspinnt sich rasch ein Liebesverhältniß, das nicht blos platonisch bleibt; der eifersüchtige Major entdeckt es und mordet bei einer Jagd den glücklichen Nebenbuhler. Die Geschichte ist nicht idealisirt, vielmehr sehr realistisch, aber dennoch wirkt das sinnliche Moment nicht abstoßend, man fühlt, daß der Verlauf ganz natürlich unter den obwaltenden Verhältnissen ist; die Edeldame kann nicht anders handeln, als dem natürlichen Triebe folgen.

Die zweite Geschichte führt den Titel „Der Lump", und schildert einen Referendar, einen liebenswürdig leichtsinnigen, aber im Grunde doch ehrenhaften Mann, der den Beinamen „Lump" erhielt, weil er bei allen Tollheiten den Rädelsführer macht. Der Mann ist ein Original, das die Sympathien des Lesers gewinnt; der tragische Ausgang wirkt erschütternd. Im ganzen muß man sagen, daß das Buch sehr beachtenswerth ist und man sich freuen darf, wenn der Verfasser noch weitere Sitten- und Charakterbilder aus seiner Heimat in gleich frischer Weise zu behandeln sich entschließen würde.

5. Der Brandstifter. Roman aus dem pariser Leben von Pierre Sales. Deutsch von Emil Neumann. Zwei Bände. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1890. 8. 9 M.

Der reiche Sägewerksbesitzer Saint-Ermond, Witwer und Vater einer reizenden Tochter, Susanne, ist in die Netze einer russischen Abenteurerin gelangt, mit welcher er das Vermögen seiner Tochter vergeudet. Die Russin und ihre Spießgesellen, ihr Bruder und dessen Freund, drängen den verblendeten Mann zu einem Verbrechen: er zündet das Werksgebäude und die Holzvorräthe an, um die Versicherungsgesellschaft zu betrügen, da er statt der versicherten werthvollen Hölzer minderwerthige eingelagert hat. Der Brandstiftung wird beschuldigt sein Ingenieur, der Geliebte Susanne's, welcher auch verurtheilt und nach Noumea deportirt wird, zugleich mit seinem gleichfalls unschuldig verurtheilten Freunde, einem Juwelier, dem der Bruder der Russin eine Anklage wegen Diebstahls auf den Hals geladen hatte. Die beiden Freunde entkommen; es gelingt ihnen, Beweise ihrer Unschuld zu erbringen und die russischen Gauner zu entlarven; Saint-Ermond tödtet sich selbst und Susanne wird Frau des Ingenieurs. Das ist die Fabel des Romans, der in keiner Hinsicht etwas Bemerkenswerthes bietet. Die russischen Abenteurer sind weder originell noch besonders treffend geschildert; in dieser Hinsicht ist man besonders bei französischen Romanen etwas verwöhnt, und auch die übrigen Gestalten sind weitaus weniger anziehend, als in ähnlichen Romanen bekannter französischer Romanciers. Das Buch rechtfertigt kaum die Uebersetzung; die deutsche Lesewelt hätte nichts verloren, wenn ihr derselbe unbekannt geblieben wäre. Die Uebersetzung selbst ist nicht glücklich, wie man aus verschiedenen Wendungen ersieht, welche zeigen, daß der Uebersetzer wol die Worte verdeutschen, aber nicht den Geist richtig wiedergeben kann, und somit geht auch ein Vorzug des Originals, der frische, lebendige Stil, verloren.

6. Die Hexe von Szegedin und anderes. Novellen von Anton Ohorn. (Dritte Folge.) Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1891. 8. 4 M. 50 Pf.

Das Buch enthält sechs Novellen; zwei davon behandeln Hexenprocesse; eine spielt in der Ukraine, die vierte hat zum Helden den Seeräuber Störtebecker, die andern zwei nehmen ihre Vorwürfe aus der Gegenwart. In der „Hexe von Szegedin" ist es ein junges Mädchen, welches durch eine unselige Verkettung von Umständen beinahe auf den Scheiterhaufen gebracht würde, wenn nicht noch rechtzeitig ein junger Mann, unterstützt von einem glücklichen Zufalle, als Retter erschiene. Die „Böse Bärbel" ist zwar auch keine Hexe, sie zieht sich aber ihr Schicksal, verbrannt zu werden, durch eigene Schuld zu, und der grauenvolle

Tod ist eine zwar überstrenge, aber nicht unverdiente Strafe für Hochmuth. „Termolama", die Novelle aus dem Ukrainischen, ist gleichfalls ein düsteres „Nachtstück"; ein Kosakenmädchen, das nach dem kostbaren Gewebe Termolama lüstern ist, wird damit Ursache eines Mordes und schließlich selbst getödtet. „Des Herrgottmüllers Erben" ist eine Dorfgeschichte, ziemlich schwach in der Erfindung und Durchführung; die Handlung dreht sich um einen verheimlichten Fund. „Das Lied des Blinden" behandelt den Vorwurf von der Macht der Musik; auch diese Novelle zeichnet sich nicht durch Originalität und besonders gelungene Charakterschilderungen aus. „Störtebecker" endlich ist eine geschichtliche Erzählung aus der Blütezeit der Hansa, und schildert das Treiben der sogenannten Vitalienbrüder. — In den Novellen, welche Stoffe aus der Vergangenheit behandeln, bewährt der Verfasser ein ansprechendes Talent zu lebhafter und anschaulicher Schilderung und erzielt durch geschickte Behandlung des Stoffs einen Eindruck auf den Leser, der jedoch mehr durch die Handlung als durch die Personen gefesselt wird. Die Zeit, in der die Geschichten spielen, durch einen entsprechenden Ton zu charakterisiren, wie es neuere Meister der historischen Erzählung so trefflich verstehen, verschmäht der Verfasser; er läßt seine Personen mehr modern denken und sprechen. Doch fällt dieser Umstand nicht so sehr auf, weil eben auf die Handlung selbst sich hauptsächlich das Interesse concentrirt. In „Termolama" ist dagegen die Stimmung, die zu diesem Bilde gehört, ziemlich gut getroffen; jedenfalls hat der Verfasser gute Vorbilder sorgsam studirt. Daß die zwei Novellen, welche moderne Vorwürfe behandeln, schwächer sind als die andern, wurde bereits angedeutet; es liegt dies eben darin, daß hier die Handlung nicht an und für sich so wirkungsvoll ist, und eine schärfere Charakterzeichnung nothwendig wäre. Immerhin sind diese Novellen ganz ansprechend, die Schreibweise ist fließend und lebendig, und der Leser wird wenigstens nicht gelangweilt, wenn er auch keine neuen Ideen empfängt.

Johannes Emmer.

Philosophie und Popularphilosophie.

1. „Cogito ergo sum." Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde, approbirt von der philosophischen Facultät der Universität Leipzig. Von Ludwig Fischer. Wiesbaden, Bergmann. 1890. 8. 2 M.

Fischer liefert in seiner Dissertation einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der Philosophie. Wir danken ihm eine erschöpfende Beleuchtung des grundlegenden Satzes der Cartesischen Philosophie. Er gelangt durch seine gründliche Kenntniß der Entwickelung des allgemeinen Menschengeistes dahin, daß der Satz: Cogito ergo sum mehr oder weniger klar schon in den Lehren der ältesten Philosophen enthalten und in seiner vollen Schärfe und Bestimmtheit zum erstenmal von Augustinus ausgesprochen worden ist, welche letztere Thatsache merkwürdigerweise Descartes vor der Verkündung seines Princips unbekannt war. Er wurde, wie es den Anschein hat, erst im Jahre 1640 brieflich auf dieselbe aufmerksam gemacht, worauf er antwortete: „Vous m'avez obligé de m'avertir du passage de saint Augustin auquel mon «je pense donc je suis», a quelque rapport; je l'ai été lire aujourd'hui en la bibliothèque de cette ville, et je trouve véritablement qu'il s'en sert pour prouver la certitude de notre être.... et c'est une chose qui de soi est si simple et si naturelle à inférer qu'on est, de ce qu'on doute qu'elle aurait pu tomber sous la plume de qui que ce soit; mais je ne laisse pas d'être bien aise d'avoir rencontré avec saint Augustin." Was der Cartesischen Lehre ihre außerordentlich hohe geschichtliche Bedeutung verlieh, war demnach weniger der Inhalt und die Form derselben, als vielmehr die äußern Umstände, unter welchen sie auftrat, und durch welche sie mit einer gewissen innern Nothwendigkeit hervorgerufen wurde. Eine neue Zeit war angebrochen. Schon lange hatten sich Reformbestrebungen auf allen Gebieten bemerkbar gemacht. Die Lehren der Scholastik, in welcher ein von der Kirchengewalt bevormundeter Glaube und eine von der Schultradition durchsetzte Wissenschaft eine traurige Ehe geschlossen, waren in Auflösung begriffen; man hatte sich gegen Zustände aufgelehnt, in welchen das Denken durch Machtsprüche der Kirche und der Schule in immer engere Fesseln eingeschnürt, alle irgend erheblichen Fragen der freien Untersuchung und der wissenschaftlichen Entscheidung immer vollständiger entzogen wurden. Ueberdies hatten die Umwälzungen der Reformationszeit das Gefühl der Unzufriedenheit gewaltig verstärkt. Da trat Descartes durchaus frei und selbständig mit seiner Lehre auf, welche dem Zeitgeiste entsprungen, gleichsam die Verkörperung desselben war und ihm den ehrenden Beinamen des „Vaters der neuern Philosophie" eintrug.

Nachdem der Verfasser uns alsdann mit der Entstehung des cogito ergo sum aus dem methodischen Princips des Zweifels vertraut gemacht und als die ursprüngliche Bedeutung jenes Satzes die Gewißheit des Denkens erwiesen, zeigt er, wie Descartes infolge seiner unzulänglichen Beherrschung des Begriffes des Denkens mit dem cogito ohne weiteres eine Reihe von Begriffen als gewiß aufnahm, welche ihm keineswegs unmittelbar klar und gewiß waren; wie er mit dem cogito ergo sum unwillkürlich die Idee von Substanz, Attribut und Modus und ihres Verhältnisses zueinander verband, welche er selbst nachträglich nur sehr unvollkommen zu erfassen und zu rechtfertigen vermochte, welche aber für sein System von

großer Bedeutung ist; wie er endlich mit dem sum, ohne sich darüber genaue Rechenschaft zu geben, zu dem Gegensatze von Ich und Nicht-Ich überging, woraus sich im Vereine mit seinem Substanzbegriffe sein strenger Dualismus ergab.

2. Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Im Vereine mit mehrern Gelehrten vormals herausgegeben von J. H. Fichte und H. Ulrici, redigirt von Richard Falckenberg. Neue Folge. 97. Band, 1. und 2. Heft. Halle, Pfeffer. 1890. 8. 6 M.

Wie sehr die „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" unter der zielbewußten Leitung Falckenberg's auf der Höhe ihrer Aufgabe steht, davon zeugt neuerlich ihr 97. Band, welcher eine Reihe von trefflichen Studien und Besprechungen enthält. Er wird in würdiger Weise eingeleitet durch einen Vortrag von Gustav Glogau über Goethe, welcher seiner Weltanschauung nach ein nordischer Grieche, die süße, sonnige Lust eines Lebens durchkostet hat, das nicht in zwei Pole auseinandertritt, sondern die sinnliche und die geistige Liebe, die Wirklichkeit und die Gedankenwelt noch ungeschieden in sich vereinigt. Getreu dem Charakter der Zeitschrift als einer philosophischen Weltrevue gewährt uns der vorliegende Band unter anderm einen Einblick in Werke der neuern italienischen Literatur.

3. Das Empfindungsprincip und die Entstehung des Lebens auf Grund eines einheitlichen Substanzbegriffes. Von J. G. Vogt. (Sammlung gemeinverständlicher Erkenntnißschriften. Heft 2 und 3.) Leipzig, Gottwald. 1889. 8. 2 M.

In den vorliegenden Heften begegnet uns eine Form des Materialismus oder der mechanisch-naturwissenschaftlichen Welterklärung, welche in edler und geschmackvoller Haltung die sonstigen Schroffheiten der gewöhnlichen mechanischen Weltanschauungen zu mildern und von sich abzustreifen vermocht hat und die Aufmerksamkeit des wohlverstandenen Idealismus auf sich zu lenken geeignet ist.

Der Verfasser führt das rein mechanische Weltgeschehen auf Empfindungsfactoren zurück. Wenn wir die Contractionsvibrationen der Verdichtungscentren als die nach außen in die Erscheinung tretenden Rückwirkungen innerer Empfindungsvorgänge betrachten, so finden wir darin nicht allein eine befriedigende Handhabe für ein volles Verständniß dieser letzturſächlichen Vorgänge, sondern wir bringen auch die schroffe Scheidewand zwischen anorganischem und organischem Sein, die sich durch nichts begründen läßt, zu Falle. Das mechanische Princip wird vollständig überflüssig und wir finden in dem Empfindungsprincip alle Bürgschaften, um das streng gesetzmäßige mechanische Geschehen mit derselben ungezwungenen Sicherheit wahren zu können. Wo immer einem Verdichtungscentrum eine negative Schwankung aufgezwungen, wo immer es dem Schmerzzustande in die Arme getrieben wird, da wird es auch mit steter Beharrlichkeit diesem Schmerzzustande zu entfliehen und dem Ruhezustande sich zu nähern suchen. Dem mechanischen Begriffe der Verdichtung können wir den uns viel geläufigern Begriff der Schmerzvermeidung als die eigentliche Triebfeder auch im mechanischen Sinne gegenüberstellen.

Wenn die Empfindungsreactionen das gesammte mechanische Weltgeschehen in allen Theilen stützen, können sie auch alle Momente und Factoren in sich schließen, um das ganze organische Leben selbst in seinen höchsten Offenbarungen, der Geistesthätigkeit, zu begründen? Diese Frage muß entschieden bejaht werden, denn wir besitzen in der Entwickelungstheorie die mächtigste Stütze für die naturwissenschaftliche Erkenntnißlehre. Wir stehen vor der großartigen Perspective, aus den grundlegenden Empfindungsqualitäten alle höhern organischen und selbst die gewaltigsten geistigen Mächte als Entwickelungserzeugnisse ableiten zu können. Der höchste Triumph der Naturphilosophie beruht auf der folgerechten Durchführung des Entwickelungsprincips, durch welches alle Vielheit von Kräften ausgetilgt und eine einheitliche fundamentale Wirkungsform als die befriedigendste Erklärung dem forschenden Geiste vorgeführt wird. Es eröffnet sich mithin für uns die Aufgabe, auch auf die organische Natur das Entwickelungsprincip anzuwenden und zu zeigen, wie aus den primitiven Empfindungsqualitäten alle bedeutendern Aeußerungen der organischen Welt zu erklären seien, wie alle diejenigen organischen Factoren, die als grundlegend zu betrachten sind, schließlich in dem reinen Empfindungsprincipe aufgehen.

Besteht aber kein fundamentaler Unterschied zwischen anorganischer und organischer Natur, dann wird das ganze Weltall Empfindung und Leben, dann sind alle Weltprocesse Lebensprocesse und es herrscht kein specifischer, sondern nur ein gradueller Unterschied zwischen den elementaren Bethätigungsformen der Atome und den verwickelten Bethätigungsweisen der eigentlichen lebenden Welt. Die einen wie die andern entspringen in erster Linie dem Bestreben nach Umgehung des schmerzlichen Zustandes.

4. Die Hygiene des Geschmacks. Von Paul Mantegazza. Königsberg, Matz. 1890. 8. 1 M.

Die hygienischen Bücher Mantegazza's üben einen eigenthümlichen Reiz auf den Leser aus. Die Ideen des Wahren und des Schönen sind in ihnen in traulichem Bunde vereint; um Wahrheit und Dichtung schließen sich süße Bande wonniger Freundschaft. Mantegazza spricht zu uns mit poetischem, befeuerndem Schwunge, er flechtet in die hygienischen Auseinandersetzungen liebliche Verse ein, schickt ihnen Mottos aus den Schöpfungen bedeutender Schriftsteller voran und würzt sie mit drastischem Humor und geschichtlichen Anekdoten. Darum flößt uns die Ankündigung unseres Verfassers, daß er seinem Verleger ein Verzeichniß von achtzehn weitern Bändchen zugeschickt habe, nichts weniger als Unbehagen ein. (? d. Red.)

Die „Hygiene des Geschmacks" geht von dem richtigen Standpunkte aus, daß es eine Verzerrung der Lebens-

philosophie ist, in einem engen Schneckenhäuschen zusammengekauert zu sitzen und bei Wind, Regen und Sonnenbrand die Hörner zurückzuziehen, daß sie vielmehr darin besteht, sich muthig und unerschrocken in den Strudel des Lebens zu stürzen, die in demselben harrenden Kämpfe ohne Furcht und Tadel aufzunehmen und auszufechten, von der Welt so viel als nur möglich für sich und die Stiefkinder des Glücks zu erobern. Je größer der Fortschritt ist, desto schwieriger und dornenvoller gestalten sich die Kämpfe ums Dasein. In dem gleichen Verhältnisse müssen unsere Waffen vervollkommnet, unsere Schaffenskraft und Schaffenslust erhöht und gestählt werden. Demgemäß dürfen wir die von den modernen Puritanern, welche ihre spartanischen Grundsätze zu jeder Stunde und zu jeder Minute aufdringlich zur Schau tragen, vielverlästerten mannichfaltigen Genußmittel der Gegenwart, als da sind der Wein, das Bier, der Alkohol, der Thee, der Kaffee, die Gewürze und der Taback, nicht aus dem Buche der Menschheit streichen, da sie uns als Sorgenbrecher dienen und uns, wenn Trägheit und Mattigkeit sich unser zu bemächtigen drohen, durch Reizung der Nerven und Nervencentren zu neuer, frischer, werkthätiger Bearbeitung der mühseligen, aber fruchtbaren Aecker des Lebens anspornen. Zu diesem Zwecke müssen wir jedoch von ihnen einen weisen und sparsamen Gebrauch machen, denn sie haben „ihrer Natur nach den Instinct der Ziegen, auf einem schmalen Deich zu wandeln, der zwei Abgründe trennt: die Langeweile und die Ausschweifung, die Lust und das Laster, die leichte Anregung und dem Sinnentaumel, die Poesie und das Delirium tremens". Worin die Selbstbeschränkung besteht, darüber belehrt uns die „Hygiene des Geschmacks".

5. Die Hygiene des Kopfes. Von Paul Mantegazza. Königsberg, Matz. 1890. 8. 1 M.

Getragen von dem richtigen Gedanken, daß die Physiologie die einzige wahre und feste Grundlage der Hygiene und der ärztlichen Wissenschaft ist, gleichwie die Lenkung und Richtung irgendeines Triebwerks vor allem die Kenntniß seiner Natur und Zusammensetzung erfordert, beginnt die „Hygiene des Kopfes" mit der Physik des Denkens. Das Denken ist nach ihr um nichts weniger eine Kraft als die Wärme, das Licht, die Elektricität, und das Gehirn ist eine kleine Welt, eine Vorrathskammer, in welcher sich alle Nervenenergien aufspeichern und bereit sind, in Thätigkeit überzugehen, sobald irgendeine Ursache die Fähigkeit der Energie in thätige Energie umwandelt. Wie keine Kraft ohne Stoffumbildung zu denken ist, so ist keine geistige Arbeit ohne äußere Eindrücke möglich. Die Außenwelt übermittelt uns ihre Bewegungen und der Apparat des Nervensystems nimmt sie auf und bewahrt sie, indem er sie in Gedanken und Energien umsetzt, welche ihrerseits auf die Außenwelt wirken und sie umbilden. Die Grundelemente jeder Gedankenumbildung sind demgemäß eine große Vollkommenheit des Behältnisses, welches die Empfindungen bewahrt und ihre Molekularbewegungen mit den entsprechenden Reflexbewegungen austauscht, und eine große Zahl der Empfindungen. Da mithin das Denken eine Kraft wie alle andern Kräfte ist, welche durch Peitschenhiebe angetrieben und gezügelt werden kann, so ist es Aufgabe der Hygiene des Kopfes, die mannichfaltigen Kräfte und Fähigkeiten eines jeden Gehirns zur Entfaltung zu bringen, ohne die andern Organe zu schwächen oder das Leben zu verkürzen. Diese Aufgabe ist in dem vorliegenden Werkchen glücklich gelöst. Es gibt uns die Mittel an die Hand, wie wir zu der wahren Geistesbildung gelangen, welche in der harmonischen Entwickelung unserer Kräfte besteht und uns allein glücklich und gesund macht.

6. Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Entwickelung, ursächliche Zusammenhänge, geschichtliche und nationale Eigenheiten. Von H. T. Finck. Deutsch von Udo Brachvogel. Zweiter Band. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt. 1890. 8. 7 M. 50 Pf.

Die Leitmotive des zweiten Bandes der aufs wärmste zu empfehlenden „Romantischen Liebe" sind die von Schopenhauer in seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe" nachdrücklich hervorgehobenen Thatsachen, daß es sich bei dem Abschlusse einer Verheirathung nicht so sehr um das Glück des sich vermählenden Paares, als vielmehr um die Folgen der Verbindung für die derselben entspringenden Sprößlinge handle und daß die romantische Liebe in ursächlichem Zusammenhange mit der persönlichen Schönheit stehe, weil sie stets das Ziel verfolgt, eine bereits vorhandene Schönheit durch erbliche Uebertragung und Fortpflanzung zu verewigen oder neue Schönheit durch Vermischung und Ergänzung zweier unvollkommener Menschen zu einem Wesen, in welchem ihre in entgegengesetzter Richtung die Grenze der Schönheitslinie überschreitenden Mängel einander gegenseitig aufheben und ausgleichen, hervorzubringen. Die Liebe ist die Erzeugerin der Schönheit, wie die Schönheit die Mutter der Liebe ist. Sie erfüllt jedoch keineswegs, wie Schopenhauer meint, den Zweck, den Typus der Gattung in seiner ursprünglichen Reinheit zu erhalten, sie entfremdet die Menschen vielmehr diesem ursprünglichen Typus, welcher nach dem Ergebnisse der modernen Wissenschaft nur zu sehr an den des Affen gemahnte. Sie ist aber auch kein blinder Instinct, welchen der Schopenhauer'sche Fetisch des universalen Willens den Menschen aus dem Grunde eingepflanzt hat, damit sie über ihrer schrankenlosen Selbstsucht nicht die körperliche und geistige Schönheit ihrer Kinder außer Acht lassen. Ganz abgesehen davon, daß bei dieser Begründung der Liebe nicht abzusehen ist, warum der Wille das Gefühl derselben nicht der ganzen Menschheit, sondern nur einem Theile derselben eingeflößt hat, erklärt sie sich aus der einfachen Anwendung des psychologischen Grundsatzes, wonach das einem Menschen Neue, ihm Ungewohnte, ihm Fehlende seine Bewunderung und sein Streben herausfordert.

Gott Amor rächt sich gar gewaltig an denjenigen, welche ihn systematisch vor die Thüre setzen, wie dies bei der französischen Nation der Fall ist, welche im Punkte der Behandlung der Frauen, der Liebe und der Ehe auf derselben niedrigen Entwickelungsstufe steht, wie die alten, die mittelalterlichen und die orientalischen Völker. Es ist in Frankreich für einen jungen Mann nicht nur einfach schwierig, mit einer jungen Dame der bessern Klasse bekannt zu werden, sondern es wird vielmehr jedes nur denkbare Hinderniß ersonnen, um es durchaus unmöglich zu machen. Es gibt nur einen Weg, welcher einen jungen Mann mit einer heirathsfähigen Dame zusammenführt. Er muß durch eine dritte Person um sie freien, und wenn ihre Aeltern die Zustimmung ertheilen, so erhält er Einlaß in das Haus und darf mit ihr verkehren. Die anständige Ordnung der Dinge will es, daß der Antrag und die Annahme desselben dem Liebeswerben voraufgehen und nicht ihm folgen. Das Ideal einer wohlerzogenen französischen jungen Dame besteht eben darin, daß sie auch nicht die geringste Ahnung von Dingen wie Liebe und Heirath habe, daß sie im allerhöchsten Grade unwissend, ohne ein einziges geistiges Interesse in die Ehe trete. Die Vereinigung der Besitzthümer ist nebst der zugehörigen niedrig-entarteten Lebensweise der Ueppigkeit das maßgebende Ziel, und der Mangel der persönlichen Anpassung der Individuen wird die Ursache der misrathenen Nachkommenschaft. Die widerlichen Erzeugnisse solcher Ehen laufen als häßliche Verkörperungen und Zeugen dieser sittenlosen Kuppelwirthschaft umher. Schöne Frauen sind so dünn gesäet, wie die Erdbeeren im December. Dies ist der Weg zur Entvölkerung Frankreichs. So rächt sich die mit Füßen getretene Natur durch persönliches Verkommen und durch die Ausbildung einer neuen Art von Cretinismus.

Sehr feinfühlig und sinnreich schließt der Verfasser das mit großer Schärfe geschriebene Kapitel über die deutsche Liebe mit der versöhnenden Bemerkung ab, daß die Deutschen ein Ingrediens der romantischen Liebe besitzen, um welches alle andern Völker sie beneiden müssen:

> Sie haben im Liebesdrama einen Effect in der aufsteigenden Tonleiter der Liebkosungen, eine Steigerung mehr als wir, nämlich das Wort „du", welches etwas ganz anderes ist, als das auf Stelzen gehende englische „thou", weil es gleichzeitig ein Theil der alltäglichen Umgangssprache ist. Auch französische Verlobte sagen nicht „tu" zueinander, wenigstens nicht eher, als sie verheirathet sind, und selbst dann bedienen sie sich des Wortes nicht in der Oeffentlichkeit. Aber der deutsche Liebende hat das Privilegium, sobald er verlobt ist, das förmliche „Sie" mit dem traulich-zärtlichen „Du" zu vertauschen. Das erste „Du" aber, welches von ihren Lippen kommt, wird kaum weniger süß sein, als der erste Kuß von derselben Quelle.

Glänzende Triumphe feiert die romantische Liebe in England und in noch höherm Maße in Amerika. Das englische Volk war das erste der Welt, welches die Gitter von den Fenstern des großen Frauengefängnisses entfernte, alle Thüren für Amor's ungehinderten Zutritt öffnete und ihn herzlich willkommen hieß. England und Amerika sind die einzigen Länder, in welchen Liebe im allgemeinen bei Ehebündnissen eine größere Rolle spielt als Geld und gesellschaftliche Stellung, in welchen Plato's Ideal, daß junge Leute häufig Gelegenheit haben sollten, miteinander bekannt zu werden, ehe sie sich heirathen, zur Verwirklichung gelangt ist. Der dankbare Gott hat dies reichlich gelohnt, indem er der englischen Race den Stempel der schönsten, ritterlichsten und thatkräftigsten der Erde aufdrückte. Sie rühmt sich einer Fülle reizender Mädchen und Frauen, und selbst ihre Matronen sind kräftige, voll entwickelte Frauen, welche nichts von ihrer Schönheit eingebüßt, wol aber eine gewisse prachtvolle Reife gewonnen haben, sodaß sie sich in der Gesellschaft ihrer Töchter wie ältere Schwestern derselben ausnehmen. So ist die romantische Liebe eine Quelle reichlichen Segens für den Einzelnen wie für den Staat, zumal im Vereine mit ihr allen Emancipationsgelüsten und Gleichstellungskämpfen der modernen Amazonen zum Trotze die Erkenntniß sich Bahn bricht, daß die Geschlechter in Erscheinung, Charakter und Gefühlsleben aufs strengste auseinandergehalten werden müssen, weil in Gemäßheit der Ergänzungstheorie von der Individualisirung des Mannes und des Weibes die Glut und die verschönernde Gewalt der romantischen Liebe abhängt.

Eine weitere ergiebige Quelle der persönlichen Schönheit ist die Mischung der Racen. Ermöglicht sie es doch einem Romeo, seine Julie, deren körperliche und geistige Eigenschaften mit den seinigen zu einem harmonischen Gleichklange verschmelzen, leichter und vollkommener zu entdecken. Eine glänzende Gewähr für die erstaunliche Leistungsfähigkeit der Kreuzung bietet die Kaiserstadt an der Donau, welche sich nach dem einmüthigen Zugeständnisse aller Reisenden eines massenhaftern Besitzes schöner Frauen erfreut als irgend eine andere Stadt der Welt. Zudem wird den Frauen Wiens, welche bezeichnend genug „die Spanierinnen des Nordens" genannt werden, von Jung und Alt, von In- und Ausländern einstimmig die Palme der Schönheit zuerkannt. Sie tragen eine ganz besondere Schönheit zur Schau, wie sie selbst bei den reizendsten Engländerinnen eine Seltenheit ist, — eine Schönheit, welche selbst das Auge des Künstlers nur mit einem Gefühle des Entzückens mustert. Diese überwältigende Schönheit ist die Frucht einer chemischen, gleichartigen Vermischung des blonden deutschen Typus mit brünetten Elementen. Das dunkle Blut der Italiener, Ungarn und Slawen fließt in den Adern der Wiener, und es befindet sich dabei auch ein kleiner Zusatz von pikantem Orientalismus.

Im übrigen beschäftigt sich das treffliche Buch mit den theils negativen, theils positiven Principien für unser Wohlgefallen, welche bis zu einem gewissen Grade uns allen gemeinsam sind und einen Theil unserer Natur bilden, und mit der Art und Weise, in welcher die persönliche Schönheit die romantische Liebe beeinflußt und von ihr beeinflußt wird.

Die Ergebnisse seiner Untersuchungen zusammenfassend, eröffnet es uns zum Schlusse folgende erhebende Perspective:

Die Wissenschaft macht uns täglich mehr und mehr von der rohen und grausamen natürlichen Zuchtwahl sowie von den Vortheilen der physischen Anpassung und Uebereinstimmung mit unserer Umgebung unabhängig. Daher hat die freie Geschlechtswahl ein ungleich weiteres Feld, die menschliche Race zur Harmonie mit den Forderungen des Schönheitssinnes zu entwickeln. Vielleicht kommt die Zeit, da der Durchschnittsmensch einen so verfeinerten und veredelten Geschmack und ein so tiefes Empfinden haben wird, wie es im Augenblicke einige wenige bevorzugte Individuen besitzen. Und diese Zeit wird als das Zeitalter der romantischen Liebe und der persönlichen Schönheit gekannt sein!

7. Apologie des Materialismus. Von F. Wollny. Leipzig, O. Wigand. 1890. 8. 60 Pf.

Fassen wir unser Urtheil über das vorliegende Büchlein in wenigen Worten zusammen, so lautet es: Viel Lärm um nichts. Wohl macht sich der Verfasser in der Vorrede anheischig, eine Vertheidigung des Materialismus „nach bisher noch nicht genommenen Gesichtspunkten“ vorzubringen. Wir suchen jedoch vergebens nach solchen, wir bemühen uns umsonst, eine neue Deduction des theoretischen, philosophischen oder wissenschaftlichen Materialismus aus seinen eigentlichen und wahren Grundlagen, aus denen er gefolgert wird und gefolgert werden muß, zu finden. Zugegeben, daß in den ältesten Zeiten der Menschheit, als sich die elementarsten Anschauungen vom Dasein und Leben noch erst aus dem Rohen zu gestalten und herauszubilden anfingen, der menschliche Verstand zur Erklärung der geistigen Vorgänge eine von dem Körper verschiedene Wesenheit annahm — was übrigens gar nicht richtig ist, da die ältesten Perioden culturhistorischer Entwickelung, wie durch den Anthropomorphismus, so auch durch die unmittelbare Einheit des Geistes mit der Natur beherrscht wurden —, was folgt daraus für die materialistische Weltanschauung? Konnte denn die Menschheit in ihren zartesten Kinderjahren nicht von Ahnungen der Wahrheit bewegt sein? Ist etwa der ionische Physiologe Anaximander nicht durch seine Behauptung, die Landthiere hätten ursprünglich, mit stachlichter Rinde bedeckt, im Wasser gelebt, sie seien dann aber mit fortschreitendem Alter auf das Trockene gestiegen, wo ihre Rinde geborsten sei, und sie hätten ihre Lebensweise in kurzer Zeit den veränderten Verhältnissen angepaßt, und noch mehr durch seine Lehre von der Entstehung des Menschen aus andersgearteten Thieren der Vorläufer Darwin's gewesen? Und wenn der Verfasser bemerkt, es sei in der That gar kein Grund vorhanden, zur Erklärung der ganzen Gattung von erfahrungsmäßig gegebenen Erscheinungen, welcher wir die Benennung Geist geben, zu einer nicht nachweisbaren und nicht beweisbaren, nur fingirten Wesenheit im menschlichen Innern von einer gar nicht einmal definirbaren Beschaffenheit seine Zuflucht zu nehmen, so hat er das erst zu Beweisende einfach vorweggenommen.

Noch muß erwähnt werden, daß das vorliegende Büchlein gleich seinen Vorfahren geradezu ungenießbar ist. Es gehört eine nicht geringe Ueberwindung dazu, es trotz seiner Kürze zu Ende zu lesen, da es in einem „culturbarbarischen“ Stile abgefaßt ist. Mancher Satz erstreckt sich über eine ganze Seite und eine Fülle von Nebensätzen ergießt sich in ihn, sodaß wir uns in einem förmlichen Chaos befinden und Mühe haben, uns durch dasselbe hindurchzuwinden.

8. Kritik des Socialismus. Von F. Wollny. Leipzig, O. Wigand. 1890. 8. 50 Pf.

Der letzterwähnte Fehler haftet auch dieser Broschüre an. Und auch sie bietet nicht das mindeste Neue. Sie setzt sich zur Wehr gegen den radicalen Socialismus, welcher die gewaltsame Aufhebung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, sei es im Sinne der völligen Gütergemeinschaft, oder auch nur der Verstaatlichung des Eigenthums an Grund und Boden und aller Werkstätten der Arbeit, als sein unmittelbar und auf alle Weise für die Gegenwart von ihm verfolgtes Ziel erklärt, weil er in die individuelle Freiheit in die einem jeden unveräußerlich zustehenden Rechte eine unausfüllbare Lücke reißt und die gänzliche Vernachlässigung aller durch Natur und Gewohnheit geheiligten Rücksichten der Stammes- und Volksgemeinschaft aufdringlich zur Schau trägt. Hingegen erwartet der Verfasser von einer in unabsehbarer Zukunft denkbaren Verstaatlichung des Grundbesitzes und der Arbeit die Lösung der socialen Frage:

Gehört es schon jetzt zur idealen Auffassung des Staatsbürgers, daß er sich als ein Glied und, weil in Ausübung von Pflichten, die er demselben schuldet, als einen Functionär des großen Ganzen, dem er angehört, zu fühlen und zu betrachten, so ist an und für sich nichts Ungereimtes darin zu erblicken, es als das vollendete Ideal der Gemeinschaft des Staates anzusehen, daß sie dermaleinst in ihrem Gesammtkörper alleinige Eigenthümerin von allem Grund und Boden, über den der Staat gebietet, wie von allen Werkstätten der Arbeit werde, sodaß alle, die zu seinem Verband zu rechnen sind, sich in einem noch realeren Sinne als bisher als Functionäre desselben betrachten können. Allein dergleichen kann, wie alles Ideale, nur als eine Möglichkeit der fernsten Zukunft gelten, an welche für die Gegenwart keiner auch nur zu denken wagen dürfte.

Wie das Ideal der Verstaatlichung indeß jemals in Erfüllung gehen kann, wenn das greifbare und wirkliche Ziel der Gesellschaft und der politischen Vereinigung unter den Menschen die freie und ungestörte Entfaltung der Individualität innerhalb der Grenzen alles desjenigen ist, worauf der Einzelne als auf sein natürliches Recht in möglichster Uebereinstimmung mit der geschichtlichen Entwickelung einen Anspruch erheben darf, darüber ist uns Wollny freilich die Antwort schuldig geblieben. Bernhard Münz.

Ein neues Buch von Daudet.

Port Tarascon. Letzte Abenteuer des berühmten Tartarin von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Natalie Rümelin. Stuttgart, Engelhorn. 1890. 8. 50 Pf.

Tartarin von Tarascon, der berühmte Löwenjäger und Bergsteiger, ist todt! Die Lorbern, die er sich im Sonnenbrande Algeriens und auf den Gletschern der Schweiz gepflückt, haben ihn nicht ruhen lassen; er hat neue ernten wollen, und das ist sein Verderben gewesen! Das hat sich folgendermaßen zugetragen: In seinem Thaten- und Ruhmesdurste ist ihm ein Mann, der sich Herzog von Mons nennt und ihm den Vorschlag macht, auf einer australischen Insel eine Colonie zu gründen, hochwillkommen. Mit dem ihm eigenen Feuereifer begeistert er sich für diesen Gedanken und macht für ihn nach Kräften Propaganda; das fällt ihm bei der leichten Erregbarkeit seiner Landsleute keineswegs schwer. Ganz Tarascon wird vom Auswanderungsfieber erfaßt, die Leute reißen sich förmlich um die Antheilscheine, die ihnen ein Stück jener gesegneten Insel zusichern sollen; und das ist kein Wunder, denn Port Tarascon — so ist die Colonie schon im voraus genannt worden — ist nach den begeisterten und begeisternden Schilderungen der tarasconer Zeitungen wirklich ein Eldorado. Die Insel hat ein paradiesisches Klima, ist sehr fruchtbar, reich bewaldet und bewässert; Lebensmittel sind im Ueberfluß vorhanden: köstliche Früchte, Wildpret aller Art, Fische in allen Gewässern; für die Schiffahrt ist durch eine herrliche Rhede gesorgt, ferner durch Dämme, Sicherheitshafen, Trockendocks, Ausladeplätze, Leuchtthurm, Küstentelegraph und Dampfkrane. Die Colonisten sollen bei ihrer Ankunft schon behagliche Wohnungen vorfinden, und ein Hektar dieses begnadeten Eilandes kostet nur 5 Francs, trägt aber im Jahre mehrere Tausende!

Auf diese so verlockenden Berichte hin schiffen sich die Tarasconer in drei Dampfern ein, die jedoch durch längere Zeiträume voneinander getrennt die Heimat verlassen; im letzten ist Tartarin, den der Herzog zum Gouverneur von Port Tarascon ernannt und der seinerseits wieder die Bürger von Tarascon zu Granden, Directoren, Secretären, Commissaren gemacht hat. Denn er wie seine Landsleute sind ja auf prunkvolle Titel, Orden und die damit verbundenen Costüme ganz versessen. Ohne Unfall kommt dieses Schiff in den Bereich der ersehnten Insel; zur großen Verwunderung seiner Insassen sieht dieselbe zunächst keineswegs einladend aus, aber das ist jedenfalls nur ein Irrthum; und doch, man sieht weder den Hafen, noch die Stadt, noch die Molen, gar nichts. Man entsendet nun eine Schaluppe ans Land, in der die Häupter der Expedition Platz nehmen. Sie suchen die Stadt, finden aber nur eine verfallene Baracke, und dringen in der Hoffnung, die Stadt tiefer im Lande zu finden, weiter vor; da stoßen sie auf einen Trupp Wilder, an deren Spitze ein phantastisch aufgeputzter Kerl tanzt. Der „Oberst" der tarasconer Miliz, Bravade, hält ihn für den Spaßmacher Bompard, der sich als Wilder verkleidet habe, und läuft ihm freudig entgegen, ein Tomahawkschlag streckt ihn mit zertrümmertem Schädel zu Boden; er hat sich geirrt: es war nicht Bompard, sondern der Führer der Wilden; es entspinnt sich nun ein Kampf, der mit der Flucht beider Parteien endet. Während die tarasconer Kundschafter berathen, was zu thun sei, entsteht eine neue Panik: ein Wilder kommt auf sie zu, man schießt auf ihn, bis man in ihm den gräulich tättowirten Apotheker Bézuquet erkennt. Von ihm, den die Eingeborenen so zugerichtet haben, erfahren sie nun, was mit ihren früher hier angekommenen Landsleuten geschehen und wie es um die Insel bestellt ist; jene sind bis auf ihn an den Folgen des Klimas und der mangelhaften Ernährung gestorben oder von den Wilden verspeist worden, und diese ist ein ganz wüstes, unfruchtbares, ungesundes Land, in dem es fast immer regnet, kurz das Gegentheil von dem, für das man sie gehalten hat. Von einer Stadt, einer Rhede u. s. w. ist keine Spur vorhanden. Unter diesen Umständen kann sich nur die Hälfte der eben Angekommenen hier zu bleiben entschließen, die übrigen dampfen wieder in ihre Heimat zurück.

Für die Colonisten beginnt nun eine lange Kette von Widerwärtigkeiten und Mühsalen aller Art. Tartarin beginnt sein Ansehen, seinen Ruhm einzubüßen; um sich die Gunst seiner Landsleute wieder zu erobern, veranstaltet er ein Stiergefecht mit 3 — Kühen; es mislingt kläglich. Auch die Ehe, die er mit Liki-Riki, der Tochter des Inselkönigs Negonko, aus, wie er sagt, politischen Gründen schließt, ist nicht danach angethan, seine sinkende Volksthümlichkeit zu heben. Sein Hauptgegner Costecalde entflieht mit einigen Gesinnungsgenossen heimlich in einer Schute und erzählt auf einem englischen Kriegsschiffe, auf das er zu seinem Glücke endlich gestoßen, von den Vorgängen in Port Tarascon. Die Engländer steuern nun auf die Insel, erklären sie für ihren Besitz, nehmen die ganze Colonie gefangen und fahren mit ihr nach Europa. Tartarin wird auf der Reise vom Commandanten und von den Offizieren als Gouverneur behandelt und ohne es zu merken zum besten gehabt. Ein verhängnißvoller Irrthum bringt ihn bei seinen Landsleuten, die, auf dem Zwischendecke zusammengepferchet, es weniger gut haben als er, um den letzten Rest von Achtung: er schießt nämlich auf die Tarasque, ein riesiges, drachenartiges Ungethüm, das Wahrzeichen der Stadt Tarascon, das auf der Rückfahrt des letzten Auswandererschiffs durch eine Sturzwelle von dessen Deck geschwemmt worden ist und nun auf den Wellen umhertreibt; er hat es gleich den andern für einen Walfisch gehalten. Er selbst ist über diesen Schuß äußerst

bestürzt, denn er meint, das werde ihm Unglück bringen. Er hat recht. Im Mittelmeere wird er von der französischen Regierung verhaftet und in Ketten in das Gefängniß von Tarascon gebracht, angeklagt des Betrugs, der fahrlässigen Tödtung und der Uebertretung des Auswanderergesetzes. Bei der Gerichtsverhandlung, bei der die Lügenhaftigkeit der Tarasconer geradezu Orgien feiert, kommt es allerdings an den Tag, daß er kein Betrüger, sondern selbst ein Betrogener ist, der von dem Schwindler, welcher sich Herzog von Mons genannt hat, gründlich getäuscht worden ist; aber der Freispruch gibt ihm sein verlorenes Ansehen nicht zurück, er verläßt das undankbare Tarascon und zieht in das benachbarte Beaucaire, mit dem jenes stets in bitterstem Hader lebt. Drei Monate später ist der kühne Löwentödter und Alpenbesteiger todt; er hat seinen Fall nicht lange überlebt.

Es thut einem leid um ihn, denn man hat den wunderlichen Kauz mit seiner übermächtigen Phantasie und seinem guten Herzen ganz lieb gewonnen, verdankt man ihm doch manche ergötzliche Stunde! Und Daudet wird es wahrscheinlich auch so gegangen sein, er wird sich gewiß nur schwer von diesem Kinde seiner Phantasie getrennt haben; aber eben, daß er es gethan, zeigt von weisem Maßhalten; ein weniger maß- und geschmackvoller Autor hätte den Stoff nach Möglichkeit ausgenutzt, und wäre dadurch langweilig geworden; wer weiß aber, ob Daudet es nicht geworden wäre, wenn er Tartarin zum vierten male zum Helden eines Buchs gemacht hätte? So aber hat er drei köstliche Werke geschaffen, von denen die letzten zwei: „Tartarin sur les Alpes" und „Port Tarascon" noch besser sind als das erste: „Tartarin de Tarascon". Und eben darin, daß man nur ungern von dem Helden dieser Abenteuer Abschied nimmt, liegt der Beweis, daß Daudet seinen Stoff noch nicht verbraucht hat, daß man Tartarin's noch nicht überdrüssig geworden ist.

Daudet geißelt in „Port Tarascon" die Lächerlichkeiten seiner engern Landsleute, damit aber auch die der Franzosen überhaupt, denn „alles in allem genommen" — heißt es in dem Buche — „ist der tarasconische Typus nichts als der französische Charakter, nur in übertriebenem, vergrößertem Maßstabe, als ob man ihn in einer jener großen Glaskugeln, die man ab und zu in unsern Gärten findet, abgespiegelt sähe".

Aber so scharf Daudet seine Landsleute auch verspottet, er wird nie bitter und giftig, denn er liebt sie ja trotz aller ihrer Schwächen; wie furchtbar sein Spott werden kann, wenn er die, denen dieser gilt, nicht liebt, das hat er in „L'Immortel" gezeigt. Wem der Unterschied zwischen Humor und Satire nicht klar ist, der lese diese zwei Bücher, sie werden ihn darüber aufklären, sie sind wie eigens dazu geschaffen, um so mehr, als sie von einem und demselben Verfasser stammen.

Die Tragikomödie von „Port Tarascon" ist nicht durchweg ein Werk der Phantasie; es liegen ihr gewisse verfehlte Colonialunternehmungen der Franzosen als Thatsachen zu Grunde.

Der Uebersetzerin, Natalie Rümelin, gebührt Lob und Dank dafür, daß sie allen, die dieses köstliche Buch nicht im Originale lesen, den ungestörten Genuß desselben ermöglicht hat, im erfreulichsten Gegensatze zu den meisten andern Uebersetzern, deren Stil fast auf jeder Seite in der unangenehmsten Weise daran erinnert, daß man eine Uebersetzung vor sich hat. Bei Natalie Rümelin vergißt man das, und das ist wol das Beste, was sich einer Uebersetzung nachsagen läßt.

Theodor von Sosnosky.

Feuilleton.

Gegen den in Nr. 27 d. Bl. erhobenen Vorwurf, Alexander Römer habe in seinem Roman „Unter dem Purpur" die Gestalten der Prinzessin Sidonie und des Barons Hohenau der „Gänseliesel" Nataly von Eschstruth's entnommen, führt der Verfasser beweiskräftig an, daß „Unter dem Purpur" schon 1875 im „Daheim" veröffentlicht, Nataly von Eschstruth aber erst seit 1876 schriftstellerisch hervorgetreten sei. Dieser Fall bietet uns den Anlaß, unsere geschätzten Mitarbeiter um alle äußerste Vorsicht in der Erhebung und Formulirung ihrer Anklagen gegen die zu besprechenden Schriftsteller zu ersuchen.

— Aus dem Jugendschriftenverlage von F. A. Perthes in Gotha sind uns noch ein paar beachtenswerthe Erzählungen zugegangen, von denen die erste mehr unter dem christlich-sittlichen Gesichtspunkte geschrieben zu sein scheint, die zweite sociale Verhältnisse unter der Einwirkung des Christenthums auf sie darlegt. Das eine Buch: „Aus der Heimat. Erzählungen von Ferdinand Sonnenburg. Erster Band: Merret von der Düne" dürfte sich wol noch den Jugendschriften zuzählen lassen, während L. Altenberg's Erzählung „Der Doctor und seine Schwester" sicher auch die Theilnahme reifer ernster Menschen zu fesseln vermag.

Auch eine neue Bearbeitung classischer Sagen wird uns im ähnlichen Festgewande, wie das der genannten Bücher, geboten. Das Besondere dieser Darstellung der „Sagen des Alterthums. Kindern erzählt von Sophie Jonas" mag in der Auswahl aus dem orientalischen, hellenischen und römischen Sagenkreise beruhen; sonst dürften die vorhandenen von Niebuhr, Andrä, Klee u. a. sicherlich ausreichen.

— Die Fachkalender sind durch einen „Oesterreichischen Journalisten-Kalender für 1891" vermehrt, der von der Druckerei Helios in Wien herausgegeben ist. Sauber und gefällig im Aeußern, bringt er natürlich allerlei Nützliches und Nothwendiges, das aber auch ohnehin auf dem Tische keines berufsmäßigen Mitarbeiters an der periodischen Presse fehlen darf. Freilich wird es sicher eine ganze Zahl dieser Herren geben, die frischweg ohne Behelf arbeiten, wie es Hunderte von Recensenten gibt, die, ohne Kürschner zur Seite zu haben, kritisiren und tiefsinnige Betrachtungen anstellen, ob der Autor ein Er oder eine Sie, am Anfange oder im Verfolge seiner Thätigkeit stehe u. dgl. Fragen, die ein Blick in den Literaturkalender löst und deren Erörterung, als auf nackter Unkenntniß beruhend, unfehlbar dem Redactionsstifte verfällt. Aber diese Gattung ist überhaupt für Belehrung und die ihr gebotene Gelegenheit zu solcher nicht sehr empfänglich und unser Pessimismus nach dieser Richtung führt uns sogar zum Zweifel, ob die treffliche Anleitung zum Correcturlesen in diesem Journalisten-

Kalender Berücksichtigung finden werde. Von Neulingen im Berufe ist ja hierin und in der Umschau auf dem Gebiete der einschlägigen Gesetzesbestimmungen noch eher etwas zu erwarten, und wir wollen uns freuen, wenn unter diesen der Kalender viele Käufer findet.

— Aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig sind vor kurzem vier Werke hervorgegangen, welche sich sowol inhaltlich als durch ihre Ausstattung mit Bildern und Karten ganz besonders zu Weihnachtsgeschenken für jung und alt empfehlen.

Von Contreadmiral a. D. B. von Werner, dem Verfasser des bereits in dritter Auflage erschienenen Werks „Ein deutsches Kriegsschiff in der Südsee“ wird die Eigenart des Lebens auf den deutschen Kriegsschiffen in seinem neuesten Werke „Deutsches Kriegsschiffsleben und Seefahrkunst“ (geh. 9 M., geb. 10 M.) in fesselnder Weise geschildert, wobei auch der Atlantische Ocean mit einer Reihe wichtiger Hafenplätze in stimmungsvollen Bildern vorgeführt wird.

„Unsere Kolonien: Land und Leute“ (geh. 5 M., geb. 6 M. 50 Pf.) ist der Titel eines von Director Dr. B. Volz verfaßten neuen Werks. Zum ersten male wird darin der gesammte deutsche Colonialbesitz nach Land und Leuten eingehend und in allgemein verständlicher, anziehender Form geschildert, wobei Rücksicht auf die neuesten geographischen Forschungen genommen ist.

„Kriegsbilder aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika“ von H. F. von Behr (geh. 6 M., geb. 7 M.) sind der erste ausführliche Bericht eines Augenzeugen über die Kämpfe der deutschen Schutztruppe in Ostafrika und über das Leben in den dortigen Stationen. Reichscommissar von Wissmann empfiehlt das Werk in einem interessanten Vorworte sehr warm, was wol das beste Lob für dasselbe ist.

Wissmann's zweite, in der Entdeckungsgeschichte des dunkeln Welttheils epochemachende Afrikareise, welche den mächtigen Kassaistrom der Erdkunde erschloß, wird in dem Werke „Im Innern Afrikas“ (geh. 12 M., geb. 14 M.) von ihm und seinen Gefährten geschildert. Das soeben gleichzeitig in zweiter und dritter verbesserter Auflage erschienene Werk ist von der Kritik als eines der inhaltreichsten und anregendsten Bücher der deutschen Afrika-Literatur bezeichnet worden. Wissmann gab den neuen Auflagen kurz vor seiner Abreise nach Afrika ein interessantes neues Vorwort mit.

Wir werden auf die genannten Werke noch eingehender zurückkommen.

— David Müller's wohlbekannte „Geschichte des deutschen Volkes“ ist noch im ablaufenden Jahre zum dreizehnten male erschienen (Berlin, Vahlen, 1890). Der Herausgeber, Professor Dr. Friedrich Junge, der seit der achten Auflage seiner pietätvollen Pflicht treulich wartet, hatte diesmal die großen ereignißschweren Verluste der Jahre 1888 und 1890 zu verzeichnen; zuletzt war das Buch 1887 hinausgegangen. Einen neuen Schmuck und zugleich erhöhten Werth hat das Werk wie der gleichzeitig in siebenter Auflage erschienene „Leitfaden zur Geschichte des deutschen Volkes“ desselben Verfassers und Herausgebers durch die Beigabe von 6 Geschichtskarten erhalten. Wer das erprobte gute Buch noch nicht kennt, mag sich äußerlich daran halten, daß es in seiner Eintheilung, in der Sprache, selbst im Druck und Umfang sehr an den „kleinen Weber“, an G. Weber's Leitfaden der Weltgeschichte erinnert und ebenso wol in den Oberklassen der Mittelschulen zum Nachlesen, wie im Selbstunterricht seine guten Dienste leisten wird. Der Preis für das gebundene Exemplar ist 6 M.

Bibliographie.

Beyer, C., Friedrich Rückert. Ein Lebens- und Dichterbild. Festschrift. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Neuer Bücherschatz für Daheim und die Reise. 1. u. 2. Hft. Zwickau, Zückler. 8. à 1 M.

Eisenberg, L., Von der Strecke. Ernste und heitere Geschichten aus dem Eisenbahnleben. Wien, Brockhausen. 1891. Gr. 8. 3 M. 30 Pf.

Ettinger, M., Psychologie und Ethik des Antisemitismus im Alterthum, Mittelalter und in der Neuzeit. Wien, Gottlieb. 1891. Gr. 8. 40 Pf.

Gaudry, A., Die Vorfahren der Säugetiere in Europa. Aus dem Französischen übersetzt von W. Marshall. Leipzig, J. J. Weber. 1891. 8. 3 M.

Gottlieb, T., Ueber mittelalterliche Bibliotheken. Leipzig, Harrassowitz. Gr. 8. 14 M.

Grassmann, R., Das Gebäude des Wissens. 1. Bd. 2 Hälften u. 2. Bd. 2 Hälften. Stettin, Grassmann. Gr. 8. 30 M. 30 Pf.

Die Halloren in ihrer alten Tracht, ein Bilderwerk in (8) Farbendrucken, nach Originalen gemalt, mit einer erläuternden Abhandlung von A. Kirchhoff. Halle a. S., Reichardt. 8. 1 M.

Hauffe, G., Herder in seinen Ideen zur Philosophie und Geschichte der Menschheit. Borna, Jahnke. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Die Wiedergeburt des Menschen. Abhandlung über die sieben letzten Paragraphen von Lessings Erziehung des Menschengeschlechts. Preisgekrönt von der Aug. Jenny-Stiftung durch die Jury des Allgemeinen deutschen Schriftsteller-Verbandes in Leipzig. Borna, Jahnke. 8. 3 M.

Heinze, P., und R. Goette, Deutsche Poetik. Umriß der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst. Mit einer Einführung in das Gebiet der Kunstlehre. Dresden-Striesen, Heinze. 1891. Gr. 8. 5 M.

Hermann, E., Die Hexen von Baden-Baden. Nach den Original-Akten des allgemeinen großherzoglichen Landes-Archivs in Karlsruhe. Karlsruhe, Macklot. 12. 1 M.

Hoddick, F., Weltliche Texte. Gedanken-Motive für Rede und Schrift, der Weltlitteratur entnommen. Berlin, Haude u. Spener. 1891. 8. 6 M.

Im Brennpunkt der Schulreform-Bewegung. Ein poetischer Klärungsversuch. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. Gr. 8. 75 Pf.

Jäger, E., Der Normalarbeitstag. Mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Stuttgart, Lieshing u. Comp. Gr. 8. 60 Pf.

Zwölf Jahre Socialistengesetz. Ein Beitrag zur Geschichte des Socialistengesetzes und der socialdemokratischen Bewegung in Deutschland. Berlin, Germania. Gr. 8. 1 M.

Koeniger, K., Gardone-Riviera am Gardasee. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 M.

Kunert, A., Schneeflocken. Gedichte. Berlin, Waldeck Manasse, Neu-Kölln am Wasser 16. 16. 1 M. 50 Pf.

Langen, J., Die Klemensromane. Ihre Entstehung und ihre Tendenzen, aufs neue untersucht. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Lebenskämpfe. Aus einem schwedischen Familienleben. Von Elisabeth. Leipzig, Böhme Nachf. Gr. 8. 3 M.

Lewin, A., Juden in Freiburg i. Br. Trier, Gebr. Maas u. Comp. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Loeper-Housselle, Marie, Der Mattenbauer. Eine historische Erzählung aus dem Elsaß. Gera, Th. Hofmann. Gr. 8. 1 M.

Lucas, Annie, Licht aus Finsternis. Eine Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege. Aus dem Englischen. Deutsch von Marie Morgenstern. Leipzig, Böhme Nachf. Gr. 8. 2 M. 75 Pf.

Möllhausen, B., Der Fährmann am Kanadian. Roman in 3 Bdn. Stuttgart, Union. 8. 10 M.

Unser Moltke. Dem deutschen Heere und dem deutschen Volke gewidmet von einem seiner dankbaren Schüler. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Naumann, F., Das soziale Programm der evangelischen Kirche. Leipzig, Deichert Nachf. 1891. 8. 2 M.

Nehring, A., Ueber Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fauna. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 6 M.

Pätzold, W., Die Entwicklung der pädagogischen Wissenschaft und ihre praktischen Konsequenzen. Bremen, Marbes. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pilz, C., Glockenschläge. Maurerische Biographien, Vorträge über Zeitfragen, Reden ꝛc. Zittau, Oliva. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Prümer, K., De westfölsche Husfrönd. Allerlei Spinnstuowengeschichten. Leipzig, Lenz. 1891. 8. 1 M. 80 Pf.

Quack, P. W., Katechismus eines Sozialisten. Stuttgart, Quack. Gr. 8. 60 Pf.

Rabe, M., Die Heroen der deutschen Tonkunst. Für die musikstudierende Jugend, sowie für alle Freunde der Tonkunst dargestellt. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 5 M.

Rauschenplat, A., Christenthum und Atomtheorie. Ein Beitrag zur Philosophie der Schwingungen. Hamburg, Weitbrecht u. Marissal. Gr. 8. 1 M.

Rodbertus-Jagetzow, C., Kleine Schriften. Mit einem Anhang: Aufruf an die Deutschen von J. Mazzini. Herausgegeben von M. Wirth. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 6 M.

Schmidt, K. E., Ein Streifzug ins Goldland. Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M.

Schopenhauer, A., Ueber das Geistersehn und was damit zusammenhängt. Leipzig, Brockhaus. 1891. 8. 2 M.

— — Philosophie der Kunst. Zwei Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1891. 8. 4 M.

— — Ueber Religion und Schicksal. Leipzig, Brockhaus. 1891. 8. 2 M.

Stöckle, J., Fahrten in die Welt. Bilder aus der kleinen und großen Welt, gezeichnet von einem fahrenden Schüler. Meßkirch. 8. 1 M. 80 Pf.

Der Kanton Tessin. Ein Beitrag zur Erklärung der dortigen Verhältnisse. Von einem Deutschschweizer. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 40 Pf.

Wippermann, K., Deutscher Geschichtskalender für 1890. Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge im In- und Ausland. 1. Bd. Leipzig, Grunow. Gr. 8. à 6 M.

Witte, J. H., Dr. Dittes und sein Ideal: Die confessionslose Volksschule. Ruhrort, Andreae u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Zabel, H., Chronik von Zöblitz, neu herausgegeben und mit Bildern versehen. Annaberg, Graser. Gr. 8. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die dreimal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit.

Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von

Arthur Schopenhauer.

Vierte Auflage. 8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Die vorliegende vierte Auflage des von Schopenhauer hochgeschätzten und darum von ihm aus dem Spanischen übersetzten Werks ist, um dasselbe allgemeiner zugänglich zu machen, im Preise wesentlich ermäßigt worden. Schopenhauer sagt von dem Werke: „Dasselbe lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen, und ist daher für jedermann. Besonders aber ist es geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten. Das einmalige Durchlesen ist offenbar durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ueber das

Mysterium Magnum des Daseins.

Von

J. Frohschammer.

8. Geh. 4 M.

Der bekannte Philosoph prüft in dem vorliegenden Werke die verschiedenen Auffassungen, welche über das Mysterium Magnum, den Urgrund alles Daseins, bestanden und noch bestehen, und versucht seinerseits eine befriedigende Lösung der schwierigen Frage, indem er zugleich Religion und Philosophie ihre richtige gegenseitige Stellung anweist. Das Werk ist nicht nur für Philosophen und Theologen, sondern auch für jeden denkenden Laien von großem Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefe an eine Freundin

von

Wilhelm von Humboldt.

Zwölfte Auflage.

Mit einem Facsimile, einem Vorwort und Sach- und Namenregister.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Das berühmte Buch, welches durch die geistvolle Aussprache über die tiefsten, den denkenden Menschen bewegenden Fragen des Lebens und durch die edle ungekünstelte Sprache zu einer bleibenden Zierde der deutschen Nationalliteratur geworden ist, liegt nun schon in zwölfter Auflage vor.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Erinnerungen an Italien in Briefen an die künftige Geliebte

von **Karl von Hase.**

Zweiter Abdruck.

II, 272 S. Mit dem Bildnis von Pauline Härtel.

Geh. 4 M.; fein geb. (Halbfranz) 5 M. 50 Pf.

Die „Ideale und Irrthümer" haben eine willkommene Ergänzung erfahren in der erstmaligen Veröffentlichung der „Briefe an die künftige Geliebte". Bisher als Familienschatz gehütet, werden auch diese „Erinnerungen an Italien" mit ihrer Fülle frischer Beobachtungen und geistvoller Betrachtungen den Verehrern Hase's willkommen sein. Ein Jugendbild der mit diesen Briefen errungenen Braut ist dem Bande beigegeben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Hartmann von Aue.

Herausgegeben von **Fedor Bech.**

Zweiter Theil: Lieder. — Die Klage. — Büchlein. — Grêgorjus. — Der arme Heinrich.

Dritte Auflage.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

[*Deutsche Classiker des Mittelalters, V. Bd.*]

Der erste Theil von Hartmann von Aue's Werken: „Erec der Wunderære", liegt in zweiter, der dritte Theil: „Iwein oder der Ritter mit dem Löwen", in dritter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der Schwedischen Sprache

für den Schul- und Privatunterricht und namentlich zum Selbststudium für Kaufleute.

Von **E. Funk.**

8. Vierte verbesserte Auflage. Geh. 3 M.

Diese Anleitung zur leichten Erlernung der schwedischen Sprache, die bereits in vierter Auflage vorliegt, ist im Schul- und Privatunterricht allgemein als vorzüglich anerkannt und hat sich namentlich auch beim Selbstunterricht von Kaufleuten bewährt. Zur eigenen Prüfung der übersetzten Uebungsstücke dient ein „Schlüssel" (80 Pf.).

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**, 1890. Nr. 4.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.